

Der Neue Don Quixote.

von

F. W. Hackländer.

1858.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Crabbe.

ERSTES KAPITEL. NACHTS IM REGEN.

Lieber Leser –

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still, und hoch der Lorbeer steht?«

Wenn du dieses Land kennst, so wirst du uns zugeben, daß zwischen dem Frühlingabend eines solch' wunderbaren Klima's und einer Spätherbstnacht in unserem sonst so gesegneten Deutschland ein gewaltiger Unterschied herrscht. Gewiß kennst du solche Nächte, und doch können wir nicht unterlassen, dir Eingangs unserer wahrhaftigen Geschichte eine solche zu schildern. Es ist eine von jenen Nächten, wo statt sanften Windes ein kalter Regen nicht nur vom Himmel herabfließt, sondern von heimtückischen Windstößen durch die Luft dahergepeitscht wird und dem nächtlich Wandelnden wie scharfer Hagel ins Gesicht fährt. Tiefdunkel ist der Himmel überzogen, von Mondschein und Sterngeflimmer keine Spur, und die Gaslichter in den Straßen sind auch nicht im Stande, ihren Dienst gehörig zu versehen. Sie leuchten nur wenige Schritte durch Dunst und Nebel und vermögen kaum ihr elendes, flackeriges Dasein der dem einherstürmenden Winde zu bewahren. Wo solch ein dürftiger Lichtstrahl indessen das Pflaster spärlich erhellt, da sehen wir es von Regenwasser überflutet, bemerken immer neue glänzende Tropfen, die in schiefer Richtung und so zahlreich darauf einschlagen, daß wir uns nicht verwundern, wie die

Dachröhren sprudelnd ihr Wasser ausspeien und es kaum zu bewältigen vermögen.

Auf den Straßen ist es so still und einsam, daß wir das Rieseln des Regenwassers von den Dächern und in den Rinns steinen wie ein gelindes Brausen vernehmen. Zuweilen klappern die Ziegel auf den Häusern, wenn der rohe Wind dagegen fährt; zuweilen auch schlägt am Fensterladen, den man zu befestigen vergaß, und nur selten hört man die Schritte eines Vorüberwandelnden auf dem Pflaster, eilige Schritte, und wenn wir im zweifelhaften Scheine der Laternen die Gestalt erblicken, welche dahin eilt, so sehen wir sie dicht in den Mantel oder Paletot gehüllt, den aufgespannten Regenschirm mühsam gegen den Wind balancirend. – Kurz, es ist ein Wetter, von dem man zu sagen pflegt, es sei zu schlecht, um einen Hund auf die Straße zu jagen.

Diesem schlechten Wetter ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die große Stadt, in welcher unsere wahrhaftige Geschichte beginnt, wie ausgestorben erscheint. Die Thurmuhren schlugen erst vor wenig Augenblicken die zehnte Stunde, und das ist eine Zeit, wo es gewöhnlich hier auf den Gassen und Plätzen noch ziemlich lebhaft zugeht; bei Regen und Sturm aber, wie heute, ist sie eine der stillsten Stunden. Der ruhige Bürger befindet sich zu Hause, die Theatervorstellungen sind beendet, und was die Wirthshausbesucher anbelangt, so sitzen diese jetzt fest hinter ihrem Schoppen und warten ruhig die elfte Stunde ab, ehe sie seufzend ans Heimgehen

denken. Herrschaftliche Equipagen, Fiaker und Miethwagen sind um diese Zeit ebenfalls nicht auf den Straßen, Gesellschaften und Bälle haben um acht Uhr begonnen, darauf sind die Pferde in den Stall gezogen worden, und während sie dort ihre Köpfe hängen lassen und vielleicht trauernd an die späte Nachtstunde denken, wo sie noch einmal in Regen und Wind hinaus müssen, sitzen ihre Lenker und Bändiger in den verschiedenen Kneipen, wohin sie eine zarte Neigung treibt, die Anhänglichkeit an irgend einen guten Wein, an die rothe, bekannte Nase des Muthes oder an die dicken Backen der Kellnerin.

Wenden wir unsere Schritte nach einer Straße, welche ziemlich im Mittelpunkte der Stadt gelegen, viele Bier- und Weinhäuser verschiedenen Ranges hat, Schenkstuben der mannigfachsten Gattung, von der kleinen Kneipe an, die, aus einer einzigen schwarzgerauchten Stube bestehend, versteckt in einem Thorwege liegt, bis zum großen Gesellschaftshause der höheren Bürgerklasse, welches wir dort oben sehen und dessen viele erleuchtete Fenster freundlich durch die Nacht strahlen.

Auch diese Straße scheint uns um die zehnte Stunde vollkommen menschenleer zu sein. – Doch nein. Wenn wir scharf nach der rechten Seite hinblicken, so bemerken wir in der Mitte derselben eine Menge alter Gebäude mit hohen Giebeldächern, deren Spitzen mit Wetterfahnen gekrönt sind, welche sich kreischend herumdrehen. Vor einem dieser Häuser befindet sich eine Gaslaterne, deren flackernder Schein dasselbe zuweilen bestrahlt, wo

wir alsdann bemerken, daß die Vorderseite mehrere bunte Schilder hat, von denen eines hellblau mit goldenen Buchstaben den Namen: ›Schwörer, Schneidermeister‹, zeigt.

Vor diesem Hause nun sehen wir etwas sich hin und her bewegen. Es ist unzweifelhaft ein lebendes Wesen, das dicht bei der Thüre wie ein Schatten hin und her gleitet, jetzt langsam, jetzt geschwind, so daß es uns auf die Vermuthung bringen könnte, es sei vielleicht ein großer Hund, den man hinausgesperrt. – Aber es ist kein Hund; denn, wie schon gesagt, Hunde pflegt man bei solchem Wetter nicht auf die Straße zu jagen. Es ist vielmehr ein Knabe von vierzehn bis fünfzehn Jahren, in einem sehr ärmlichen Anzuge. Die Beinkleider haben eine für diese Jahreszeit erschreckende Aehnlichkeit mit Sommerhosen; das Jäckchen ist überall zu kurz, und da sein Besitzer, des herabflutenden Regens wegen, es etwas an die Ohren hinausgezogen hat, so schaut unten das Hemd hervor und zeigt uns, daß der nächtliche Spaziergänger nicht im Besitz einer Weste zu sein scheint. Eine Tuchkappe bedeckt seinen Kopf, die Hände hat er fröstelnd in die Hosentaschen gesteckt.

So tragt er an dem Hause auf und nieder, gar kläglich anzusehen. Jetzt bleibt er einen Augenblick an der Hausthür stehen, blickt durch das Schlüsselloch hinein, dann nähert er sich der Klingel, die daneben hängt, ja, er streckt schon die Hand aus, um sie in Bewegung zu setzen, fährt aber erschrocken wieder zurück, als sei er im Begriffe gewesen, etwas Schreckliches zu begehen.

Die Uhren haben unterdessen halb Elf und drei Viertel geschlagen, und manchen der Gäste in den verschiedenen Wirthshäusern der Straße treibt das Herannahen der Polizeistunde nach Hause, oder der Wunsch, seiner harrenden Gattin vor die Augen treten zu können, bevor der Wächter die elfte Stunde gerufen.

Wenn solche Wanderer bei dem kleinen Buben vorübergehen, so drückt sich derselbe in eine dunkle Ecke des Hauses, um nicht erblickt zu werden, wogegen seine scharfen Kinderaugen die Vorübergehenden genau betrachten und viele derselben erkennen.

Das ist der Herr Kaufmann Schratter, sagt er, der junge Herr Schratter. Er hat den neuen Radmantel um, den ich ihm gestern gebracht. So ein Radmantel gibt warm, setzte fröstelnd und seufzend hinzu. – Da kommt auch der Herr Kanzleirath Schwarz. Vor acht Tagen neue Hosen und Weste. Auch nicht schlimm bei so kaltem Wetter. – Ein wehmüthiges Lächeln zuckte um das runde Gesicht des kleinen Buben, wobei er den vergeblichen Versuch machte, sich hinter den Ohren zu kratzen, was aber der aufrechtstehende nasse Kragen nicht recht zuließ. – Hätte ich nur einen kleinen Theil der warmen Kleider, die ich die Woche schon ausgetragen habe, da könnte ich es schon besser in dem garstigen Regenwetter aushalten.

Bei diesen Worten blickte er seufzend an dem Hause empor und drückte sich in eine kleine Vertiefung der Mauer, wo sich ein Prellstein befand, auf den er sich zitternd vor Frost niederließ.

Wenn ich nur einmal einen Rock fände, sagte er nach einer Pause, der Niemand gehörte, und in dem Rocke eine Hand voll Geld, die auch keinen Herrn hätte! Da ginge ich zu der Mutter hin und sagte ihr: Hier hab' ich einen großen Rock, daraus mach' ich einen für mich und einen für das Bübchen. Und hier hab' ich das Geld; das sollst du alles behalten können, aber dann – brauch' ich auch nicht mehr zu Meister Schwörer zu gehen. – Nie, nie mehr zu Meister Schwörer! fuhr er nach einer Pause fast zornig fort, und darauf ballte er seine Hände in den Hosentaschen zusammen, und sein Gesicht verzog sich zu einem leisen Weinen. Doch kam es nicht dazu; vielmehr schien der jugendliche Uebermuth durchzuschlagen; denn nach einigen Sekunden warf er den Kopf trotzig, fast lustig in die Höhe und begann die Melodie eines bekannten Liedes leise vor sich hin zu pfeifen. Es schien fast, als habe er sich damit Muth machen wollen und diesen Zweck auch erreicht; denn nachdem das Lied beendigt war, nicht ohne daß er mehrere Tonarten zu Rathe gezogen, sprang er von dem Prellstein in die Höhe, hüpfte in kurzem Galopp an dem Hause auf und nieder und sagte: Ach was! droben in der Dachkammer ist es auch nicht viel besser. Und wie mein Vater oft sagt, wenn er davon erzählt, wie er noch ein kleiner Jägerbursche gewesen und draußen im Walde habe stehen müssen, bei Frost, bei Schnee oder Regen, und wie da die Wölfe gekommen seien, da mag er auch nicht mehr Vergnügen ausgestanden haben, als ich hier. – Wenn ich nur wüßte, ob der Meister Recht hat, wenn er sagt: Wie man sich bettet, so schläft man! Ich

kann das nicht wohl glauben; denn ich habe heute Morgen mein Bett recht sauber gemacht, und auch noch den alten Schlittenpelz oben hinauf gelegt, den man heute zum Flicker gebracht. Also: gut gebettet wäre droben, und doch muß ich hier im Regen herum laufen – brrr!

Dieses Brrr, das er laut und schauernd ausstieß, brachte er nicht mit der anfänglichen Energie zu Ende; vielmehr stockte er plötzlich in Ton und Lauf, denn neben dem verschlossenen Hausthore wurde ein kleines Fenster im Parterrestock mit einem Male erhellt.

Der Meister geht zu Bett, flüsterte der Knabe, wenn ich jetzt ans Fenster klopfe, was kann er mir thun? Aufmachen muß er doch, und an der ersten Ohrfeige bin ich nicht gestorben. – Soll ich oder soll ich nicht? – Ja, ich will klopfen. Kann ich ihm doch die Wahrheit sagen; denn es ist nicht gelogen, daß ich zu Hause das kleine Kind habe wiegen müssen, und wenn er mir nicht glaubt, daß man bei uns im obersten Stock keine Uhr schlagen hört, so kann er hingehen und sich davon überzeugen. – Ja, ich muß klopfen. Wer weiß, wann der Geselle nach Hause kommt! Der scheint mir heut am Ende gar nicht kommen zu wollen, denn sonst müßt' er schon lange da sein.«

Das kleine erhellte Fenster war mit einem schweren Gitter versehen, an dessen Stäben sich der Knabe mit einer Hand fest hängte und alsdann mit der andern durch die Oeffnung fuhr, um an die Scheiben zu klopfen. Ehe er dies aber ausführen konnte, begann eine näselnde, schnatternde Stimme im Zimmer ein geistliches Lied zu

singen; so klang wenigstens die Melodie, wenn man auch von den Worten nichts weiter verstehen konnte, als zuweilen ein besonders laut betontes, wie Zerknirschung, Sünde, Durchbruch und Gnade.

Der Knabe zuckte die ausgestreckte Hand zurück, hängte sich an das Gitter fest, wobei die Spitzen seiner Füße auf der Steineinfassung des Hauses ruhten. Es mochte zehn Minuten dauern, ehe das Lied drinnen beendet war; dann räusperte sich die näselnde Stimme, gerade als wenn sie sich zu einem neuen Gesang anschicken wollte; doch kam es nicht dazu, denn man hörte nun eine andere Stimme, eine weibliche, sagen: »Na jetzt gib Ruhe, Zacharias, ich und die Kinder, wir wollen schlafen, und du brauchst dir nicht einzubilden, daß dich Jemand singen hört. Also spar' meine Kerze, sowie deinen Athem, und komm' ins Bett.«

Die näselnde Stimme murmelte eine Antwort, von der man nur den Schluß verstand, der mit lauterem Tone gesprochen wurde: »Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.«

»Das weiß Gott!« seufzte die Weiberstimme.

»Und der böse Geist geht um, zu sehen, wen er verschlinge.«

»Ach was!« entgegnete ärgerlich die weibliche Stimme; »da trau' ich dem bösen Geist einen bessern Geschmack zu, als daß er sich an eurer Sippschaft verlustiren möchte. Ich sage dir, komm ins Bett, oder —«

Ein passenderer Augenblick, um anzuklopfen, kam in heutiger Nacht nicht wieder; der Knabe streckte deßhalb seinen Arm abermals durchs Gitter und klopfte nun ein paar Mal sehr vernehmlich auf die Scheiben.

»Gott im Himmel!« sagte die näselnde Stimme sehr kleinlaut, »hast du das Klopfen gehört? Alle guten Geister –«

»Unsinn!« rief die Frau, »da draußen treibt sich nichts Geistiges herum; das wird dein liederlicher Geselle sein; der beduselt heimkommt, aus irgend einer Betstunde, daß sich Gott erbarmt! Den hast du auf dem Gewissen, Zacharias, denn wie der Herr, so 's Geschärr! das Sprüchwort könntest du dir besonders merken.«

»Der Geselle hat einen Hausschlüssel,« entgegnete der Meister sehr kleinlaut.

»Nun, da wird es der Gottschalk sein, der die neun Uhr versäumt hat und nun herein will.«

»Das ist wahr,« hörte man den Meister in lauterem Tone sprechen; »das wird der gottlose Bube sein. Wo ist mein Ellenmaß? Na, ich werde dir helfen, in später Nacht die Leute durch Klopfen an die Fenster zu erschrecken!«

»Soll der arme Teufel vielleicht im Regenwetter draußen bleiben?«

Jetzt hörte man drinnen einen Stuhl rücken, und gleich darauf erschien der Kopf, dem die näselnde Stimme gehörte, an dem Fenster. Es war Meister Schwörer; und wenn dieser würdige Schneidermeister, schwarz angezogen, mit wohlgekämmtem Haar und sanftem, niedergeschlagenem Blick, nicht schön zu nennen war, so

sah er heute Abend in der weißen Nachtmütze und einer braungewürfelten Zistjacke wie eine Vogelscheuche aus, oder vielmehr genau wie einer jener Spielzeugmänner, die aus einem kleinen hölzernen Kasten emporschnellen. Ebenso plötzlich fuhr er in die Höhe und machte auch eine ähnliche Wirkung des Schreckens auf den Knaben; denn als der Meister drinnen so plötzlich auftauchte, fuhr der Lehrling draußen wie entsetzt zurück.

»Richtig, er ist's!« sagte die näselnde Stimme; »nu, warte, gottlose Kröte!«

»Wirf' ihm den Hausschlüssel hinaus und halte Frieden!« ermahnte mürrisch die Frau, die augenscheinlich in ihrem Bette lag; denn die sonst kräftige Stimme schien gedämpft durch Vorhänge und Kissen.

Meister Schwörer schien jedoch durchaus keine friedlichen Gedanken zu haben, obgleich seine Augen in stiller Freude leuchteten. Aber es war dieselbe Freude, die wir in dem Blicke eines hungrigen Wolfes sehen, oder eines blutdürstigen Banditen, der sein Opfer anstarrend, langsam nach seinem Messer greift. Letzteres that nun freilich Meister Schwörer nicht, hatte aber auch nicht nöthig, nach einem Messer oder sonstigen Schneideinstrumente zu suchen, denn die Natur hatte ihm eine Nase verliehen, welche lang hervorstehend, scharf und spitzig war, ja förmlich wie ein gekrümmter Dolch aussah, das Entsetzen seiner Lehrjungen und sämtlicher Kinder der Nachbarschaft.

Jetzt öffnete er das Fenster ein klein wenig, viel brauchte er nicht, um seine Nase durchzustecken.

»So,« sagte er alsdann, und seine Stimme näselte so furchtbar, daß es klang wie das Kollern eines Truthahns, »du bist draußen, Gottschalk?«

»Ja, Meister,« antwortete demüthig der Knabe.

»Und es regnet wohl recht brav? Und du bist schon ziemlich naß geworden?«

»Ja, Meister.«

»Ei, sieh' doch! Hast du nicht in der Schule bis Neune zählen gelernt? Oder weißt du, gottvergessener Strick, nicht, daß um neun Uhr die Hausthür zugesperrt wird? – Morgen will ich dir einen Hausschlüssel anbieten, weißt du, so einen von zwei Schuhen, biegsam und doch recht dick.«

»Ach, Herr Meister,« erwiderte der Lehrjunge, offenbar mit einer affektirt kläglichen Stimme, »ich war zu Hause, ich habe das kleine Kind herum tragen müssen, und da habe ich nicht gehört, wie es neun Uhr schlug.«

»Du hast das kleine Kind herumtragen müssen! Und wo war denn dein Herr Papa, der saubere Jägersmann?«

»Was geht das dich an, Zacharias?« sagte hier wieder ärgerlich die Frau; »gib ihm endlich den Schlüssel und mach das Fenster zu!«

»Und ich sollte keinen Versuch machen,« versetzte heuchlerisch der Meister, während er seine Augen gen Himmel hob, »diese kleine, zu drei Vierteln verlorene Seele durch gute Ermahnungen noch zu retten? – Gottschalk heißest du,« fuhr er im Predigertone fort, »Gott weiß nichts von dir, aber der Schall sitzt in deinem Herzen. Warum warst du nicht in der Erbauungsstunde für

christliche Lehrlinge, die wir gegründet? – O nein, das paßt dir nicht! – Un so was zu denken hast du nicht die Zeit; denn dein Kopf steckt voll von andern Dingen. Ist's nicht so, Gottschalk?«

»Ja, Meister.«

»Hast du nicht heute wieder in die Rocktasche Seiner Hochehren unseres würdigen Herrn Pfarrers einen schmutzigen Theaterzettel gesteckt, zum Grauen dieses frommen Mannes? Hast du's nicht gethan?«

»Gewiß nicht, Meister, ich hab' es nicht gethan.«

»So hat es der Danziger gethan, aber du hast darum gewußt, und der Hehler ist wie der Stehler. – Wer hat dagegen heut Abend meinen armen Ludolf gepufft?«

»Zacharias, ich sage dir, mach das Fenster zu!«

»Er hat ihn gepufft!« fuhr der Meister, ins Zimmer gewendet, heftiger fort.

»Ja, Meister, aber er hat mich gekratzt.«

»Himmlicher Vater! Er hat dich gekratzt, das harmlose Kind? Na, warte – morgen früh! Ich will dich bepuffen. Morgen –«

»Kannst du thun, was du willst,« rief ärgerlich die Frau; »aber jetzt schließ' das Fenster und laß das Kind herein – oder –«

»Ja, hereinlassen muß ich dich also,« sagte der Meister erbittert, wobei seine Augen funkelten, wie die einer bösen Katze. »Aber hinauslassen werd' ich dich bald wieder, darauf kannst du dich verlassen, mein Gottschalk! Das kleine Kind hast du herumtragen müssen?«

»Ja, Meister.«

»Während dein sauberer Papa im wilden Jäger gezecht? O! das ist selbst ein wilder Jäger, und deßhalb kann man dir deine Sündhaftigkeit eigentlich nicht so übel nehmen. Aber ich will nicht Theil haben an den Thaten der Gottlosen, ich wasche meine Hände. Morgen kannst du heimziehen und meinerwegen ein Jägerbursche werden; du bist ein junger Satan und gehörst in des Teufels Revier, das da anfängt im finsternen Walde, wo die Jägersleute zu Hause sind und nächtlich mit dem Bösen verkehren.«

»Zacharias!« rief jetzt die Stimme aus dem Bette in so drohendem Tone, daß der Meister zusammenfuhr und den Hausschlüssel emporhob, welchen er in der linken Hand hielt; doch ehe er ihn durch die Fensterspalte schob und dem vor Angst und Kälte zitternden Knaben in die Hand gab, konnte er sich nicht enthalten, ingrimmig hinaus zu näseln und zu zischen. »Wenn dich nur einmal vor meinen Augen leibhaftig der Teufel holen wollte!«

Das sprach Meister Schwörer, und dabei beugte er sein spitzes, hageres Gesicht durch das Fenster hinaus, so daß ihm der kalte Wind und die Regentropfen, welche derselbe vor sich her jagte, um die scharfe Nase spielten. Aber es war nicht Kälte und nicht Regen, was diese Nase mit einem Male noch spitzer und länger werden ließ, als sie bisher schon war; auch war es nicht der Hauch der kalten Nacht, der sein Gesicht plötzlich mit Todesblässe überzog, während seine Augen auf eine entsetzliche Art vor sich hinstarrten. – Dicht vor ihm an dem eisernen Gitter unmittelbar hinter dem Knaben, der aber nichts

davon zu ahnen schien, stand, wie aus der Erde emporgewachsen, eine lange, hagere Gestalt, in einen rothen Mantel gehüllt, das Kinn umschlungen von einem Tuche von derselben Farbe, auf dem Kopfe einen röthlich braunen Hut. So stand die Gestalt da, ernst und schweigend. Große glänzende, fast glühende Augen blitzten unter dem Hutrande hervor, die Gesichtsfarbe war gelb, und unter der höhnisch aufgeworfenen Lippe hervor glänzten lange, schneeweiße Zähne.

Als der Knabe so mit einem Male das Gesicht seines Meisters und Brodherrn sich verändern sah und dazu bemerkte, wie dessen Augen starr in die Nacht hinausblickten, da war nichts natürlicher, als daß er ebenfalls seinen Kopf herumwandte; doch hatte er nicht so bald die lange, schweigsame gestalt hinter seinem Rücken gesehen, als er mit einem Schrei des Entsetzens das Gitter losließ und wimmernd an der Mauer niederglitt. Einen nicht minder lauten Schrei stieß auch Meister Schwörer aus, nachdem er das Phantom eine Sekunde lang angestarrt, drückte alsdann hastig das Fenster zu, löschte das Licht aus und eilte zitternd und mit schlotternden Knien dem Bette zu, wo seine Eehälfte, durch den doppelten Schrei erschreckt, in die Höhe gefahren war.

»Hast du's gehört?« ächzte er; »hast du's gehört?«

»Und was soll ich gehört haben?« rief Madame Schwörer, wobei sie den Gemahl kräftig abwehrte, der über alle Hindernisse hinweg das sichere Asyl zu erreichen trachtete.

»Deine dummen Reden habe ich gehört, was ist denn ums Himmels willen geschehen?«

»O, ich Elender!« rief zähneklappernd der Schneider; und da er in diesem Augenblicke seinen Kopf in die Kissen verbarg, so klang seine Rede nur wie ein dumpfes Murmeln und Gurgeln. »Dem Teufel hab' ich gerufen, er solle den Gottschalk vor meinen Augen holen – und der Teufel – hat ihn geholt.«

»Zacharias, du bist ein Narr!« sprach die Frau scheinbar mit großer Entschiedenheit, doch hatte ihre Stimme nicht den gewohnten festen Klang.

»Er hat ihn geholt!« stöhnte der Meister. »Sah ich ihn doch vor dem Fenster stehen in seiner rothen Höllenlivree; sah ich doch sein grinsendes Maul, die Hörner auf seinem Kopfe und die Krallen, mit denen er den Gottschalk ergriffen. Oh! – oh! oh!«

»Wenn du nicht plötzlich übergeschnappt bist, Zacharias, so weiß ich nicht, was du gesehen.«

»Den Teufel! den Teufel! O, daß ich ein Sünder bin, daran habe ich ja nie gezweifelt.«

»Das ist wieder einmal ein vernünftiges Wort,« erwiderte die Frau, wobei sie, obgleich scheu um sich blickend, doch die Bänder ihrer Nachtmütze fest anzog und, wenn auch langsam, Anstalt machte, aus dem Bette aufzustehen.

»Der Teufel! der Teufel!« jammerte der Schneider. »Aber bin ich so verworfen, daß er es wagt, vor mir zu erscheinen? Bin ich nicht fromm gewesen, wie Einer, habe die Betstunde besucht, habe fleißig beigesteuert zu

Bibel- und Missions-Gesellschaften, habe ich das nicht, Frau? Gib du selbst mir das Zeugniß.«

»Ja, das hast du. Zu viel, viel zu viel,« entgegnete Madame Schwörer, die nun vor dem Bette stand und ihre Schuhe suchte. »Aber, ich sage dir, Zacharias, mach' meinen Kopf nicht noch verwirrter, als er mir anfängt zu werden. Wo ist der Gottschalk?«

»Der Teufel hat ihn geholt, der leibhaftige Teufel! Und ich habe ihn herbeigerufen. Oh! oh! oh!«

»Das wollen wir bald erfahren.«

»Weib!« schrie entsetzt der Schneider, »du willst doch nicht hinausgehen? in die Nacht hinaus, wo der Böse umgeht?«

»Der thut mir nichts,« entgegnete kopfschüttelnd die Frau; dann zündete sie das Licht wieder an, nahm ein warmes Tuch um und leuchtete vorsichtig zum Fenster hinaus. Da war Alles still und ruhig, vor dem Gitter war weder eine gespensterhafte Gestalt, noch etwas von dem Knaben zu sehen; an den Eisenstäbchen lief der Regen herunter und glänzte im Widerscheine der brennenden Kerze.

»Nichts?« fragte ängstlich Meister Schwörer von dem Bette her.

»Nicht das Geringste,« erwiderte die Frau.

»Gott! o Gott! Und kein Schwefelgeruch?«

Die Frau gab keine Antwort, doch schüttelte sie ernstlich besorgt mit dem Kopfe und sagte: »An deinen Teufel glaube ich nicht; wenn nur sonst dem armen Buben kein Unglück geschehen ist.«

Damit zog sie das Tuch fester um sich, nahm den Hausschlüssel und trat auf die Straße. Dort fegte der Wind von den nassen Dächern herab und stürzte sich mit Regen vermengt auf das triefende Pflaster. Die Dachröhren gossen und sprudelten nach wie vor, die Wetterfahnen drehten sich krächzend herum, und das war auch alles Leben, was die Stille der Nacht unterbrach. Die Frau schützte das Licht mit der Hand, damit der Wind es nicht ausblase, und leuchtete vor dem Fenster auf dem Boden umher. Da war aber nichts sichtbar, als der glänzende Widerschein der kleinen Flamme, die einen zitternden Lichtkreis auf dem Boden bildete, wenige Fuß breit, rings umlagert und angeglotzt von der dunklen Nacht. Zeitweise hörte der Wind auf zu brausen, und die Wetterfahnen ließen ihr Krächzen nicht mehr hören. Vielleicht thaten sie das im gegenwärtigen Augenblicke aus Ehrfurcht vor ihrer alten Bekannten, der Glockenuhr, die jetzt langsam aushob und die Mitternachtsstunde anzeigte.

ZWEITES KAPITEL. FREMDE UMGEBUNGEN.

Wenn der geneigte Leser am Schlusse des vorigen Kapitels vielleicht mit einiger Spannung oder Gefühlen des Mitleids für den armen Schneiderjungen verblieb, so macht das seinem Herzen alle Ehre; doch sind wir weit entfernt, daraus den Schluß ziehen zu wollen, als glaube er in unserem aufgeklärten Jahrhundert an ein Sichtbarwerden des Teufels. Auch wir glauben nicht daran und wollen deßhalb dem freundlichen Leser gerne eine kurze Erklärung geben, daß Gottschalk nicht vom Teufel geholt

wurde. Die Gestalt aber, die in der Mitternachtsstunde vor dem Gitter erschien, an welchem der Knabe hing, kann auf keinen Fall weggeläugnet werden, und wenn auch der Lehrjunge nicht die Augen des Meisters hatte und deßhalb weder Hörner noch Krallen entdeckte, so sah er doch ein unheimlich langes Etwas hinter sich stehen, mit einem hageren Gesichte, aus welchem große glänzende Augen ihn fest anschauten. Daß er hierüber erschrak, das Gitter losließ und auf den Boden niederglitt, ist durchaus nichts so Wunderbares; mancher Größere hätte es an seiner Stelle gerade so gemacht und wäre wahrscheinlich augenblicklich davon gelaufen, was Gottschalk aber nicht that; er lehnte sich vielmehr mit dem Rücken an die Mauer und sah seinerseits die Gestalt fest an. – Als der Schneider drinnen rief: »Der Teufel! der Teufel!« glitt ein verächtliches Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er sagte mit ruhiger Stimme: »Du wirst doch wohl nicht glauben, was der da drinnen spricht? Ich bin weder der Teufel, noch sonst was Schlimmes, wollte, wie jeder andere Christenmensch, nach Hause gehen und blieb noch einen Augenblick an dem Fenster stehen, um den Spektakel zu hören.«

Der Lehrjunge hatte von seinem Vater eine gute Portion kecken Jägerblutes geerbt und fürchtete sich mehr vor der Elle des Meisters, sowie vor dessen dolchartiger Nase, als vor dem Teufel. Alles war auf so gutem Wege gewesen, er hatte schon den Hausschlüssel blinken sehen, und selbst die Strafpredigt des Meisters war bei ihrem gewöhnlichen Schlusse angelangt, wo er den Teufel

ersuchte, Gesellen, Lehrjungen, kurz, wer ihn gerade ärgerte, Frau und Kinder nicht ausgenommen, augenblicklich zu holen. Da kam jener Zwischenfall, das Fenster flog klirrend zu, und das Licht erlosch.

Die lange Gestalt zog ihren Mantel, der in der That ein rothes Unterfutter hatte, fester um sich und sagte: »Ich habe keine Lust, hier länger im Regen zu stehen, und mag einen so kleinen Menschen, wie du bist, doch auch nicht in Sturm und Nacht allein lassen. Du bist der Lehrjunge des Meisters?«

»Ja, Herr,« versetzte der Knabe mit einem trostlosen Seitenblicke auf das dunkelgewordene Fenster.

»Und warum bist du nicht zur Zeit nach Hause gegangen?«

»Ich habe bei meiner Mutter das Bübchen herumtragen müssen und habe mich geirrt, als es neun Uhr schlug. Es mochte halb Zehn sein, als ich hieher kam,« setzte er fast weinend hinzu.

»*Caracho!*« sprach der Fremde, indem er die Augenbraunen hoch emporzog. »Und so stehst du über zwei Stunden hier im Regen! – Ich will dir was sagen: Komm mit mir, da kannst du wenigstens trocken und warm schlafen. Wir wollen deine Angaben untersuchen und dich dann morgen früh kräftiglichst bei deinem Meister entschuldigen. Aber,« fuhr die Gestalt nach einer Pause fort, wobei sie mit feierlichem Ernste zwei hagere Finger in die Höhe streckte, »eine Lüge darfst du mir nicht gesagt haben, beim Eid! eine Lüge würde ich dir nicht

verzeihen. Ich hasse das Lügen wie den Teufel! – Willst du nun mit?«

»Gelogen habe ich nicht,« erwiderte der Knabe: »aber wie soll ich mit Ihnen gehen, da ich Sie gar nicht kenne?«

Der Andere lachte bei diesen Worten eigenthümlich, lüpfte seinen Radmantel etwas auf der rechten Schulter und warf ihn dann mit solcher Geschicklichkeit um seinen Hals herum, daß er das Kinn bis zum Munde wie ein großes Tuch verdeckte. »Das kannst du halten, wie du willst,« sagte er darauf; »ich habe dir das Anerbieten gemacht, weil ich bei solchem Wetter und zu dieser Stunde einen Hund nach Hause tragen würde, der winselnd vor der verschlossenen Hausthüre säße. Du bist am Ende noch mehr werth als ein Hund, hast auch Verstand und Beine, welche von diesem Verstande regiert werden. Willst du also ins Trockene kommen, so magst du mir folgen. Wo nicht, so habe ich wenigstens das Meinige gethan.«

Diese Worte sprach die Gestalt mit hoch erhobenem Kopfe und sehr feierlichem, aber dabei gutmüthigem Gesichtsausdruck, und als sie solche gesprochen, winkte sie leicht mit dem Kopfe und schritt trotz des strömenden Regens langsam die Straße hinab.

In diesem Augenblick beleuchtete sich das Fenster des Meisters Schwörer wieder, und Gottschalk, der einer neuen Strafpredigt, ja, der kräftigsten Anwendung des Ellenmaßes zuversichtlich entgegen sah, kratzte sich verlegen in den Haaren und bedachte, daß der Fremde, wenn er

ihm hätte ein Leid thun wollen, ihn ja gewaltsam mitnehmen konnte. – Dabei glaubte er auch schon die schlurfenden Schritte des Meisters zu vernehmen, weshalb er sich kurz entschloß, den Kragen seines Jäckchens fest am Halse zusammen zog und mit einem ziemlich krummen Rücken der langen Gestalt nachtrabte.

Diese hatte schon das Ende der Straße erreicht und bog, ohne sich umzuschauen, nach rechts ab. Bald indessen war der Knabe dicht hinter ihr und ließ nun vom Laufen ab, um, langsamer gehend, seine neue Bekanntschaft sich nochmals sorgfältig anzusehen. Der Fremde war, wie schon mehrmals bemerkt, von außergewöhnlicher Größe und erschien jetzt in dem langen Mantel, der ihm bis an die Füße reichte, um bei dem ungewissen Schein eines flackernden Gaslichtes noch länger, fast unheimlich. Obgleich er langsam dahin ging, machte er doch so weite Schritte, daß sich der Knabe anstrengen mußte, um ihm zu folgen. In der linken Hand schien die Gestalt einen großen Stock zu tragen, den sie bei jedem Schritte gleichförmig und taktmäßig auf das Straßenpflaster niedersetzte. Gewiß war es, daß sie die Schritte des Knaben hinter sich hören mußte, doch wandte der Mann im Mantel nicht ein einziges Mal seinen Kopf herum, sondern ging ruhig seines Weges, bald rechts, bald links, und hatte nach einer Viertelstunde das höher gelegene, reichere Stadtviertel, wo unsere Geschichte begann, verlassen und ein Labyrinth von engen Gäßchen erreicht, welche die alte Stadt bildeten und in einem ziemlich weiten

Umkreise das Rathhaus und den alten Marktplatz umschlossen. Hier, wo die Häuser enger bei einander standen und die Gassen so schmal waren, auch in Schlangenlinien fortliefen, daß das Gaslicht auf größere Strecken gar keine Wirkung mehr thun konnte, war es am heutigen Abend, bei dem immerfort niederströmenden Regen recht unheimlich und traurig. Auch ließ sich kein menschliches Wesen im Freien sehen, selbst nicht einmal der Nachtwächter, der augenscheinlich seine Stunde aus irgend einem Hausgange hervor abrief, welcher ihn vor dem Unwetter schützte.

So gingen die Beiden noch eine Zeit lang dahin; dann blieb der Mann im Mantel vor einem großen alterthümlichen Hause stehen, mit einer gewaltigen Front, mit unregelmäßig angebrachten, aber weiten und hohen Fenstern, der man aber deutlich ansah, daß sie die Rückseite eines weitläufigen und großen Gebäudes bildete. Hier war auch keine Hausthür, sondern ein großes Thor mit morschen Holzflügeln, die etwas schief in ihren Angeln hingen und halb geöffnet waren. Wenn man näher trat, bemerkte man wohl, daß eine vollständige Schließung dieses Thores ohne vorherige Wegräumung eines Haufens Schutt, der sich nach und nach im Thorweg angesammelt hatte und am Eingange einen förmlichen kleinen Hügel bildete, nicht gut möglich war. Der Mann im Mantel blieb einen Augenblick stehen und blickte zum ersten Mal auf seinen kleinen Gefährten hinab, der, die Hände in den Hosentaschen durchnäßt und tiefend neben ihm stand; dann sagte er: »Gut, daß du mir gefolgt

bist; es soll dich nicht gereuen. Jetzt werden wir gleich im Trockenen sein. Da du aber aus leicht begreiflichen Gründen die Lokalität meines Hauses nicht kennst, so gebe ich dir den guten Rath, den Zipfel meines Mantels zu fassen, ihn nicht loszulassen und genau hinter mir drein zu gehen. – So! hast du gefaßt? – Nun halte dich recht fest.«

Damit ging die Gestalt zwischen den weit genug offenstehenden Thürflügeln durch, trat unter einen ganz finsternen Thorweg, und von da kamen Beide in einen ziemlich großen Hof, von so riesenhaften Hauswänden gebildet, daß man hier kaum die Hand vor den Augen sah und nur die seltsam gezackten Giebel und Dächer erkennen konnte, wenn man lange genug in den etwas helleren Nachthimmel hinauf blickte.

Der Knabe hielt sich fest an den Mantel, und trotz der kühlen Nachtluft fing er an, warm zu werden. Wenn er seine scharfen Augen aufmerksam rechts und links in die Finsterniß hineinbohrte, glaubte er allerlei absonderliche und merkwürdige Gegenstände und Gestalten zu entdecken. Dabei war der Weg so uneben, daß er häufig stolperte und gewiß öfters hingefallen wäre, wenn er den Mantelzipfel losgelassen hätte.

Jetzt erreichten sie das Ende des Hofes, traten durch eine Thür, und dann ging es eine schlüpfrige Wendeltreppe hinan. Gottschalk wagte auch hier nicht, den Mantel loszulassen; denn wenn auch das Treppenhaus ein paar kleine Fenster hatte, so war doch die Nacht zu dunkel, um irgend etwas erkennen zu lassen. Glücklicher Weise

für ihn war nun nach kurzer Zeit das Ziel der Wanderung erreicht; denn der Muth des kleinen Knaben fing an, wankend zu werden, und ein gewisses Schlucken, das ihn unwillkürlich ankam, war ein sicherer Vorbote von Thränen.

»So!« sagte der Mann im Mantel, »da wären wir. Jetzt noch ein paar Schritte ins Zimmer hinein, und dann bleibe ruhig stehen, bis ich Licht gemacht habe.«

Es ist nun ein ganz eigenthümliches Gefühl, im Dunkeln in eine fremde Umgebung zu kommen und dieselbe bei aufflammendem Lichte auf einmal zu übersehen. Der kleine Knabe machte es, wie es vielleicht mancher Erwachsene gemacht haben würde: er schloß fest die Augen, und erst als er an einem röthlichen Scheine vor denselben bemerkte, daß die Finsterniß gewichen sei, blickte er um sich.

Er befand sich in einem ziemlich großen, viereckigen Gemache mit gewölbter Steindecke, die von vier Pfeilern getragen wurde, welche die Ecken des Zimmers bildeten und mit festen Wänden verbunden waren. Drei dieser Wände bestanden aus Mauerwerk, auf dem man Spuren von Tapeten sah, die vierte aber war ein Holzverschlag mit einer kleinen Thür, die in ein Nebenzimmer, das Schlafgemach des Bewohners, führte. Das Ameublement im ersten Zimmer bestand aus einem großen Tische, der in der Mitte stand, mit einem grünen Teppich bedeckt, auf welchem Bücher und Schreibmaterialien lagen. In der einen Ecke befand sich ein Kleiderkasten mit einem paar Stiefel, und der Eingangsthür gegenüber war

ein großer altmodischer Kamin, der aber des theuren Brennmaterials wegen nicht mehr gebraucht zu werden schien; vielmehr hatte man einen eisernen Ofen vor ihn hingestellt, dessen Rohr in den Kamin hineinführte. Ueber demselben hing ein altes Bild, welches die Aufmerksamkeit des Knaben mehr als alles Uebrige in Anspruch nahm. Es war das Brustbild der lebensgroßen Figur eines Mannes in malerischem Kostüme früherer Zeiten, seidnem Mantel und großer Halskrause, über welche ein langes schmales Gesicht fast drohend herab blickte. Das Gesicht hatte große glänzende Augen, eine bleiche Farbe und einen schwarzen Schnurr- und Knebelbart, die Spitzen des ersteren waren scharf aufwärts gedreht. Das Bild war umgeben von einem geschnitzten Holzrahmen, dessen Vergoldung verblichen und abgenutzt war und jetzt statt Glanz nur noch rothe Flecken zeigte.

Was eigentlich die Aufmerksamkeit des Knaben so besonders auf das Bild wandte, war die auffallende Aehnlichkeit desselben mit dem Mann im Mantel, der ihn hieher geführt. Gab man diesem die sonderbaren Gewänder und die Halskrause, so hätte man darauf schwören können, er habe dem Maler zu jenem Bilde gesessen. Doch sah man bei näherem Betrachten auch sonst noch einen kleinen Unterschied. Das Bild blickte starr, finster, unbeugsam, wogegen der Mann im Mantel, der diesen indessen abgelegt hatte, trotz aufwärts gekehrtem Schnurrbart, trotz dem hageren Gesichte mit den glänzenden Augen, etwas sehr Freundliches, ja, Gutmüthiges in seinen

Mienen hatte; besonders jetzt, als er auf den kleinen, fröstelnden Buben zutrat, ihm sanft über das Haar strich, weniger um dies zu thun, als um seinen Kopf in die Höhe zu heben und ihm bequemer in das gute, kindliche Gesicht sehen zu können. Mit dem, was er gesehen, schien er auch vollkommen zufrieden; denn er schritt alsdann eilig nach dem Ofen, warf einige Stücke Holz in die glühenden Kohlen und ging eilig in sein Schlafzimmer, von wo er gleich darauf mit einem langen Pelzrocke zurück kam.

»So, mein kleiner Mann,« sagte er; »jetzt ist es vor allen Dingen sehr nothwendig, daß du dich ausziehst, damit wir sehen, wie tief der fatale Regen durch deine Umhüllung gedrungen ist.«

Damit hatte er ihn an den Ofen geführt, und nachdem der Bube sein Jäckchen aufgeknöpft, fuhr er kopfschüttelnd fort:

»Mir scheint, der Regen ist so weit gedrungen, bis ihm die Natur selbst Halt gebot. Nun, das geht in einem hin, du bist ein verständiger Knabe, das seh' ich dir schon an, und während ich im Nebenzimmer meine Stiefel ausziehe, legst du Hosen, Schuhe, kurz, alles von dir, was naß ist. Hier hast du ein Hemd, und damit kannst du sehen, wie du zurecht kommst.«

Der lange Mann ging ins Nebenzimmer, und Gottschalk, ehe er begann, dessen Rath zu befolgen, sah noch einmal aufmerksam im Zimmer umher, vor allen Dingen auf den finsternen Mann über dem Kamin, der ihn forschend anblickte; dann, da es ihn sehr stark zu frieren

anfang, zog er seine Schuhe aus, hierauf die sehr kurzen Höschen, dann auch das Hemd, und begann einen Eingang in das Gewand gleichen Namens zu suchen, welches ihm der lange Mann hingereicht. Erst nach ziemlicher Mühe gelang ihm das, und als er so mit dem übergroßen Hemde bekleidet war, gewährte er einen wahrhaft komischen Anblick.

Das mochte auch der Fremde denken, der nun ins Zimmer trat, denn er machte ein außerordentlich freundliches Gesicht, ja, lächelte ein wenig, als er einen der großen Lehnstühle näher an den Ofen schob, dem Knaben in den Pelzmantel hineinhalf und ihn dann niedersitzen ließ. Der Stuhl war so lang, daß die Füße des kleinen Buben noch vollkommen Platz auf dem Sitze hatten. Der Mann schlug den Pelzmantel um ihn herum und von unten wieder zurück bis über die Kniee, und so dauerte es denn gar nicht lange, bis eine behagliche Wärme den Körper des Knaben durchströmte. Das frische Kindergesicht mit den großen braunen Augen schaute gar komisch aus dem alten Pelze hervor, und als Gottschalk sah, wie der fremde Mann, der neben ihm am Kamine stand und sich mit einer blechernen Kaffeemaschine zu schaffen machte, ihn zuweilen so liebevoll anblickte, da lächelte auch er aus vollem Herzen und recht vergnügt; und so gaben die Drei, nämlich der lange Mann, der kundbackige lachende Knabe im Pelzrock und der ernste Kopf über dem Kamin ein gar hübsches Bild.

Was der Erstere indessen in seiner Kaffeemaschine zubereitete, roch so appetitlich, daß der Knabe zuweilen

den Kopf dorthin wandte, um von dem Dufte etwas einzusaugen Jetzt wurde dieser dampfende Inhalt des Blechgefäßes in zwei Gläser gegossen, von denen der Fremde eines auf das Kamingesims setzte, das andere aber dem Buben in die Hand gab mit der Ermahnung, es auszutrinken, so lange es noch recht warm sei, – ein Rath, den dieser auch alsbald befolgte, und worauf er dann fühlte, wie eine unendlich behagliche, ja, wohlthuende Wärme seinen Körper durchströmte.

»So!« sagte der lange Mann, nachdem er aus dem andern Glase einen ebenfalls tüchtigen Zug gethan, dann mit den Lippen geschmatzt und sich den Schnurrbart abgewischt hatte, »das wird wohlthuend von innen heraus wirken, während der Pelz von außen hinein wärmt.«

Bei diesen Worten zog er den andern Lehnstuhl an den Ofen, ließ sich darauf nieder und streckte die Beine so weit von sich, daß der Knabe dieser Bewegung mit einigem Schrecken folgte und schon glaubte, wenn das mit dem Ausstrecken noch eine Zeit lang so fortginge, so müßten die Füße des Mannes unbedingt die gegenüberliegende Wand erreichen. Sie hielten aber noch zu rechter Zeit an, und das beruhigte den Knaben wieder.

Der Mann hatte ihn einige Minuten lang forschend betrachtet, während er seinen rechten Arm auf die Lehne stützte und den Kopf darauf niedersinken ließ.

»Also du hast das Bübchen herumtragen müssen?« fragte er nach einer Pause. »Und wie alt ist denn das Bübchen?«

»Es wird im nächsten Sommer zwei Jahre alt,« erwiderte der Knabe, »und wenn man ihm einen Finger fest hinreicht, oder in den Hundeleitriemen einhängt, so macht es auch schon Versuche, allein herumzugehen. Aber das geht noch nicht recht, und es purzelt gleich hin.«

»Und trägst du oft das kleine Bübchen herum?« forschte der Andere weiter.

»Wenn mich der Meister zuweilen um sieben Uhr gehen läßt, und ich komme nach Haus, so ist die Mutter froh darum; denn während ich das Bübchen herumtrage oder mit ihm spiele, hat sie bessere Zeit, für die andern Kinder das Nachtessen zu besorgen, weil Indica meistens spät von der Nähterei heimkommt.«

»Das ist wohl deine Schwester?« fragte der lange Mann. »Ein sonderbarer Name, Indica!«

»Freilich ist es meine Schwester,« lachte der Knabe, »und den Namen hat der Vater erfunden; es hat aber auch Zank zwischen ihm und der Mutter, sogar einen kleinen Wortwechsel mit dem Herrn Pfarrer gegeben; denn auch den andern Kindern hat er so komische Namen beigelegt.«

»Und wie heißt du denn?«

»Eigentlich heiße ich Gottschalk; aber getauft bin ich Gottschalk Oculi; die Mutter ruft mich mit dem Namen Gottschalk, der Vater aber mit dem andern; doch die Mutter kann das nicht recht leiden, denn sie behauptet, Oculi sei nichts Besseres, als ein Hundename.«

»So seid ihr wohl euer vier Kinder?« bemerkte der lange Mann nach einer kleinen Pause.

»Ja wohl, Herr.«

»Und das dritte ist ein Mädchen?«

»Ja wohl, Herr.«

»Wahrscheinlich mit dem Beinamen Lätare?« bemerkte der lange Mann lachend.

»Woher wißt Ihr das, Herr?«

»O, ich kann es mir denken. Und das Bübchen heißt Palmarum?«

»Ja, Herr, Franz Palmarum.«

»Und wie heißt ihr alle mit einander? Das heißt, wie ist euer Familienname?«

»Ich heiße Gottschalk Brenner, und so heißen auch die andern,« sprach das Kind. »Der Vater ist der herrschaftliche Jäger Brenner und dient beim Freiherrn von Breda. Ein recht braver Herr, und wenn er mir auf der Gasse begegnet und erkennt mich, was zuweilen vorkommt, so schenkt er mir einen Groschen.«

»Und wie ging es denn zu,« fragte der lange Mann nach einem augenblicklichen Stillschweigen, »daß du zu Meister Schwörer in die Lehre gekommen bist? Hattest du Lust, ein Schneider zu werden?«

»So eigentlich nicht, Herr,« meinte der Knabe, »ich wäre auch lieber ein Jäger geworden; aber die Mutter hat es durchgesetzt, denn sie sagte, Handwerk habe einen goldenen Boden; all' das Andere sei nichts Solides, nicht die Jägerei und nicht die Künstlerei und auch nicht die Schreiberei.«

»Daran ist etwas Wahres,« sagte nachdenkend der Mann; »aber du hättest ja Schlosser werden können, oder Schreiner oder dergleichen. Warum auch gerade Schneider?«

»Der Meister Schwörer war dazumal mit meinem Vater gut Freund, kam häufig ins Haus und konnte nicht genug loben, wie schön es sei, wenn man ein Schneider werde. Das sei ein lustiges und angenehmes Handwerk, sagte er, da säße man den ganzen Tag mit andern jungen Leuten auf dem Tische der Werkstatt und hätte Zeit, einander allerlei zu erzählen und lustige Lieder zu singen. Arbeit sei das Geschäft eigentlich gar nicht zu nennen; denn so einen Stich zu machen, das gehe leicht von der Hand und sei dabei eine sehr gesunde Beschäftigung. Der Vater meinte freilich wie Ihr, Herr, ein Schneider sei doch eigentlich nichts Rechtes; aber das nahm Meister Schwörer recht übel und erzählte, was für merkwürdige Leute aus dem Schneiderstand hervorgegangen seien. Ich weiß nicht mehr recht, vornehme Handelsherren, ja Künstler und Tänzer. Auch seien Schneider bedeutende Personen in der Stadt; denn bei jedem tüchtigen Krawall, wo's auf viel Lärmen und große Reden ankäme, gäben sie häufig den Ausschlag.«

»Aber was die Freundschaft zwischen Meister Schwörer und deinem Vater anbelangt, so scheint sie jetzt nicht mehr sehr stark zu sein; denn heute Abend am Fenster habe ich allerlei Wort vernommen. Ist's nicht so?«

»Ja wohl, Herr,« sagte der Knabe nach einer Pause schüchtern; »dafür, daß mich der Meister in die Lehre

nahm, verschaffte ihm mein Vater die Livree des Herrn Barons; doch dauerte das nicht lange. Denn schon nach einiger Zeit beschwerten sich alle Bedienten, sie hätten noch kein so schlechtes Tuch an ihren Rücken gehabt und noch nie so leichtsinnig genäht.«

»Aber der Meister Schwörer ist ein frommer Mann?«

»Ja, Herr, er sagt es, geht auch viel in die Kirche und hält wöchentlich ein paar Mal Betstunde im Hause, was aber die Meisterin nicht leiden kann; denn sie meint, dabei käme nichts heraus.«

»So sagt sie?«

»Ja, ich habe es oft gehört. Früher, wo die Gesellen lustige Lieder gesungen hätten, da seien die Nadeln nur so geflogen und die Stiche gleichförmig und fest geworden; jetzt aber, wo der Meister, sowie auch der Altgesell das Singen nicht leiden könnten und statt des Liederbuches allerlei fromme Büchlein in die Werkstatt gebracht hätten, da ginge es faul und langsam zu, daß sich Gott erbarm'!«

Während der Knabe dies sprach, hatte ihm der Fremde aufmerksam zugehört und ihm dabei forschend in die Augen geblickt; ja, als nun der Kleine geendigt, erhob sich der Andere von seinem Stuhle und legte sanft seine Hand auf den Kopf desselben.

»Du hast eine sehr heiße Stirn,« bemerkte der Mann nach einer Pause; »fühlst du dich auch recht wohl?«

»Es ist mir sehr warm,« erwiderte das Kind; »auch trocken im Munde; und wenn ich etwas Wasser trinken könnte, wäre es mir sehr angenehm.«

»Du bist doch zu lange im Regen gewesen!« meinte besorgt der Fremde. Und damit faßte er seinen Arm und fühlte nach dem Puls. »Ein bißchen Fieber!« murmelte er, »und fliegende Röthe im Gesicht; wird aber morgen schon besser sein. Zum Ueberfluß will ich dir etwas Kamillenthee machen. Das schmeckt freilich nicht besonders, ist aber gesund.«

Der Knabe fühlte ebenfalls wohl, daß es ihm nicht so wie sonst zu Muthe sei. Es lag schwer auf seinen Augenlidern; er mußte sie oft unwillkürlich schließen, und zuweilen fühlte er ein Frösteln in seinem ganzen Körper, welches aber gleich darauf wieder von einer starken Hitze verdrängt wurde. Trotzdem aber fühlte er sich gar nicht unbehaglich in dem Lehnstuhle und vermißte durchaus nicht sein Lager unter dem Dache im Hause des Meisters Schwörer; selbst nicht, wenn er an die Schlittendecke dachte, auf welche er sich für die heutige Nacht recht gefreut hatte. Eigentlich mußte er sich über sich selbst wundern, daß es ihm hier in dem seltsamen, so eigenthümlich gewölbten Zimmer bei dem fremden Manne nicht unheimlich war. Obgleich dieser so ruhig und feierlich sprach, obgleich er die unbedeutendsten Dinge, wie z. B. jetzt das Ausspülen des Blechgefäßes mit so großem Ernste, und ohne ein Wort zu sprechen, that, so hatte dagegen wieder das ganze Benehmen des langen Mannes gegen ihn, sowie dessen Gesichtsausdruck und Blick so etwas Zuthunliches und Angenehmes, daß der kleine Knabe ohne Scheu vor dem ihm doch so fremden Wesen

die Augen schloß und sich dabei freute, so oft er die langsamen Schritte des Mannes hörte, wenn derselbe vom Ofen nach dem Schlafzimmer ging oder zurückkehrte. Auch mochte er dabei eingeschlummert sein; wenigstens kam es ihm so vor, als sei eine lange, lange Zeit vergangen, wie er nun auf einmal fühlte, daß Jemand leise seine Stirn berührte.

Der Knabe schlug die Augen auf und sah den langen Mann mit einer Tasse dampfenden Thee's vor sich stehen; doch fühlte er sich so matt, daß es ihm schon recht angenehm war, wie ihn jener langsam aufrichtete, dann die Tasse an seinen Mund brachte, so daß er nur zu schlucken brauchte, um etwas von dem warmen, gerade nicht so unangenehm schmeckenden Getränk zu erhalten. – Als Gottschalk nach und nach die Tasse geleert, lehnte ihn der lange Mann wieder sanft in den Stuhl zurück, rückte den andern unten an seine Füße, so daß beide zusammen ein förmliches Bett bildeten, schob ihm ein Kissen unter den Kopf und schlug alsdann den großen Pelzrock wieder sorgfältig um ihn her.

Der Knabe schlummerte fast augenblicklich wieder ein, schlief aber nicht so ruhig, wie er sonst zu thun pflegte. Seltsame Gestalten zogen an ihm vorüber, und dabei glaubte er bald in einem großen Feuer zu liegen, aus welchem jene Gestalten aufstiegen und ihn unheimlich anstierten; dann war es ihm wieder, als befände er sich in kalter Nacht auf der Straße; es regnete heftig in Einem fort, und wo die Tropfen seinen Körper berührten, da war

es gerade, als stäche ihn Jemand mit Nadeln; – viel Wasser, unendlich viel Wasser stürzte vom Himmel hernieder, so viel, daß es nirgends mehr abfließen konnte und zu seinen Füßen immer höher emporstieg. Dabei stand er gerade an der Straßenecke dicht bei dem Hause, wo seine Eltern wohnten, an der wohlbekanntem Ecke, wo sich in einer Nische der heilige Christoph befindet. Und der stieg herunter, wuchs zusehens in die Höhe und sah nun gerade aus, wie der lange Mann, dem er heute Abends durch die Straßen gefolgt war. In heftiger Angst hängte er sich an seinen Mantel; das Wasser wuchs immer höher, so daß er in der Todesangst zu beten anfang; und als er das recht inbrünstig und warm gethan, blieb der lange Mann stehen, blickte recht freundlich auf ihn hernieder, hob ihn auf seine Schultern und trug ihn fort durch das brausende Wasser – – darauf fühlte er wohl, wie er warm und behaglich im großen Lehnstuhle lag. Ueber ihm war die gewölbte Decke, neben ihm der Ofen und der Kamin, und über dem letzteren das große Bild, vor dem er sich aber nicht im Geringsten mehr fürchtete, selbst nicht, als dasselbe jetzt höchst sonderbarer Weise lebendig wurde und langsam aus seinem Rahmen herabstieg.

Ja, es stieg herab und stellte sich neben ihn. Es war dasselbe Gesicht, nur freundlicher anzusehen; auch hatte es statt des bunten Gewandes eine weiße Jacke an und eine spitze Nachtmütze auf dem Kopfe. Auch war der Schnurrbart nicht mehr so drohend in die Höhe gekehrt. – Wie hätte er sich noch fürchten können! das Bild war ja so gutmüthig um ihn besorgt. Jetzt legte es ihm

die Hand auf die Stirn; jetzt deckte es ihn wieder sorgfältig mit dem Pelzmantel zu, der auf einer Seite herabgerutscht war; ja, jetzt warf es sogar neues Holz in die verglimmenden Kohlen des Ofens. Und nachdem alles das geschehen war, schwebte es langsam hinweg, und als der Knabe in die Höhe blickte, stand es wieder wie vorher in dem blauen Holzrahmen und sah starr vor sich hin, als wenn gar nichts geschehen wäre und als ob es durchaus keine Berechtigung hätte, den innigen Dank des Knaben anzunehmen.

DRITTES KAPITEL. DER ARMENARZT.

Gegen Morgen hatten sich die Träume des Knaben in ihrer Lebhaftigkeit und ihrem verworrenen Wesen sehr vermindert. Seine Phantasie hatte wieder den Bergpaß des Fiebers durchklettert, wo ihn schwindelnde schmale Stege in den Abgrund zu führen schienen, ja, wo sein Fuß an entsetzlich glatten Felswänden ausglitt und er hinabstürzte tief, tief, an die tausend Fuß, um unten mit einem schmerzlichen Gestöhn in siedendes Wasser zu fallen, das aber seinen Sturz schwächte und ihn vor dem Zerschmettern bewahrte. Allmählig wurde jedoch diese Wildniß, die er mühsam durchkeuchte, sanfter, die Felsen verloren ihre schroffen Formen, die Wege nahmen bei jedem Schritt in der Breite zu, kühlende Wasser murmelten neben ihnen her und fielen, geschwätzig erzählend, mit dem Wege langsam ins Thal.

Dieses Thal war reizend und schön; der wilde Gebirgszug, den er eben verlassen, hatte es gebildet und umschloß die mit blumigen Wiesen bedeckte Ebene im Halbkreis auf der einen Seite, so sie vor Sturm und Wetter schützend. Da hinab schwebte er; gehen konnte man es nicht nennen, denn er fühlte keine Bewegung, keine Ermüdung; ihm war so wohl und leicht zu Muth. Als er aber die Ebene betreten wollte, sah er unter dem Gebüsch am Fuße des Berges ein so trauliches Plätzchen, daß er nicht widerstehen konnte, sich dort niederzulassen.

Ach, er ruhte so sanft, daß es ihm schien, als wiege sich die Moosbank unter ihm! Die Schlingpflanzen, die vor dem Sitze herabhingen, bildeten ein ordentliches Gitter, durch welches er in die unbegrenzte Ebene hinaus sah. Diese schien völlig menschenleer zu sein, doch nur im ersten Augenblicke. Gleich darauf sah er aus einer Schlucht der gegenüberliegenden Gebirge zwei Reiter hervorkommen, die sich ihm mit unbegreiflicher Geschwindigkeit näherten. Je mehr er sich den vordersten der Reiter ansah, desto weniger konnte er zweifeln, es sei das Bild über dem Kamine, das sich jetzt zur Abwechslung in den Sattel geschwungen, einen Schild und eine lange Lanze in der Hand hielt und ihm einen Besuch machen wollte. Ja, es konnte nicht anders sein, es war das Bild; denn er erkannte jetzt ganz deutlich das lange Gesicht und den wohlgedrehten Schnurrbart und die ernsten, fast erstaunten Augen. – Doch, o Wunder! der zweite Reiter neben dem ersten, den er nur auf Augenblicke sehen konnte, wenn der andere mit dem Pferde eine kleine Wendung

machte, das war er selber – Gottschalk, wie er lebte und lebte! – So etwas war doch unerhört. Seine Freude, sich selbst zu Pferd zu sehen, war aber auch so erstaunlich, daß er darüber eine allzu heftige Bewegung machte und – erwachte.

Verschwunden war die Ebene mit den beiden Reitern; er befand sich in einem ganz fremden Zimmer, und wie er verwundert um sich blickte, mußte er sich sehr zusammennehmen, um nach und nach alles wieder in sein Gedächtniß zurückzurufen, was seit gestern Abend mit ihm vorgegangen. Richtig, da war die gewölbte Decke, da war der Ofen mit dem Kamin, und da war auch das auffallende Bild über dem letzteren. Natürlicher Weise fehlte auch der lange Mann nicht, der ihn gestern hieher gebracht und der nun freundlich lächelnd vor ihm stand.

»Das heiße ich einmal zum Beschluß gut und fest geschlafen!« sagte dieser, wobei er ihm half, den Pelzmantel von sich zu streifen, in welchen der Knabe ziemlich tief hineingesunken war. Darauf legte ihm der lange Mann die Hand auf die Stirn und fragte nach einer Pause: »Wie befindest du dich?«

»Es ist mir recht ordentlich,« erwiderte Gottschalk; »nur drückt es mich ein wenig auf den Kopf, und wenn ich mich aufrichte und vom Stuhl hinab will, so fühle ich wohl, daß mir das nicht so leicht wird, als wenn ich sonst des Morgens vom Bette steige.«

Bei diesen Worten war er wirklich aus dem Lehnstuhl geklettert und stand nun neben demselben, an dem schon wieder sanft erwärmten Ofen. Doch schien der

Knabe in der That nicht so fest auf seinen Füßen zu stehen wie sonst wohl; denn er hielt sich mit der Hand an der Stuhllehne, und daß er das nicht ohne Ursache that, zeigte ein eigenthümliches Lächeln auf seinem heute recht blassen Gesichte. Auch blieb er nicht lange neben dem Stuhle stehen, sondern ließ sich wieder auf den Sitz nieder, worauf der lange Mann die eine Seite des Pelzmantels aufs Neue über ihn her deckte.

»Da bleib nur ruhig sitze.« sagte er, »während ich dir wieder etwas Thee koche. – Hast du auch Appetit?«

Gottschalk schüttelte mit dem Kopfe und meinte: »Nicht besonders.«

»Das kann ich mir wohl denken,« versetzte der Andere; »und da du gestern Abend gewiß sehr schwach soupir hast, so steckt immer noch einiges Unwohlsein in dir, das wir aber mit der Hülfe Gottes und San Jago's, sowie unter Mitwirkung unseres Doktors aus dir herauszutreiben hoffen. – Da schau,« fuhr er nach einer Pause fort, »hier sind deine sämmtlichen Kleidungsstücke. Was damit geschehen konnte, ist geschehen; wenigstens sind sie trocken und warm, und es wird dir immerhin behaglicher erscheinen, in ihnen zu stecken, als in meinem weiten Pelzrock, der ja ein wahres Labyrinth für dich ist. Während ich dir also einen Thee besorge, zieh dich an, und dann wollen wir weiter sehen.«

Der Knabe nahm dankend die Kleider, welche er gestern Abend tiefend vor Nässe abgelegt und die der lange Mann jetzt in der That warm und trocken ihm überreichte. Seine Toilette brauchte nicht viel Zeit, und als

sie beendigt war, kauerte er sich in dem Lehnstuhl zusammen und blickte aufmerksam nach dem langen Manne hinüber. Wenn er auch eigentlich keine Furcht vor ihm hatte, so war doch etwas in dem abgemessenen, wir möchten sagen: steifen Wesen desselben, was dem Knaben nicht ganz heimlich erschien, und wenn auch die thörichte Furcht verschwunden war, die ihn gestern Abend einige Mal erfaßte, während er an dem Mantel hängend durch Dick und Dünn, durch Koth und Wasserlachen trabte, so dachte er doch auch jetzt noch zuweilen an Seelen-Verkäufer, an blutgierige Menschen-Händler, sowie an jenen schrecklichen Kerl, von dem die Großmutter zuweilen erzählt, daß er kleine Buben an sich gelockt, sie fett gemacht und dann zu Pastetenfleisch zerhackt. Daß er nicht mager war, mußte sich Gottschalk eingestehen, und wenn also der lange Mann wirklich so mörderische Absichten hatte, so brauchte er mit dem Mästen nicht so viel Zeit zu verlieren, und er, der unglückliche Knabe, konnte alsdann schon in den nächsten Tagen wohl farcirt und eingemacht die Tafel irgend eines Leckermaules zieren. – Doch nein, so sah der lange Mann nicht aus; aber ein seltsames Wesen hatte er an sich, das mußte er sich schon eingestehen. – Da ging er im Zimmer umher, jetzt das Blechgefäß spülend, dann Wasser hineingießend, und that dies alles mit so ernster und feierlicher Miene, daß man hätte glauben können, es handle sich um die wichtigste Lebens-Angelegenheit. Während er den kleinen Theekessel aus dem Schlafzimmer an den Ofen brachte, ging er mit hoherhobenem Kopfe,

das kurzgeschnittene Haar fast drohend in die Höhe gestrichen, die Spitzen des Schnurrbarts scharf aufwärts gekehrt. Bekleidet war der lange Mann heute Morgen mit untadelhaften Beinkleidern von dunkler Farbe, welche indeß etwas zu straff angespannt waren, unten von den ledernen Stegen, oben von den Hosenträgern, und die ihm sehr wenig Bewegung zu gestatten schienen. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er bei dem Gehen keinen Versuch machte, die Kniee zu biegen, sondern beständig mit steif vorgestreckten Füßen marschirte. Statt des Rocks trug der Mann eine Jacke von grauem Baumwollen-Sammt, welche ihm bis über die Hüften reichte. In kurzer Zeit hatte er den Thee zubereitet, goß davon eine Tasse für den Knaben voll und für sich eine andere. Die seinige nahm er stehend zu sich, und als er damit zu Ende war, sagte er:

»So, mein kleiner Mann, da steht deine Portion, – Zucker hab' ich hineingethan – welche du nun ganz nach deinem Belieben in kleinen Schlucken zu dir nehmen kannst. Dabei rathe ich dir an, in dem Zimmer auf und ab zu spazieren, denn ich halte ein wenig Bewegung in deinem Zustande für sehr gesund. Ob derselbe sonst noch irgend etwas verlangt, darüber will ich sogleich einen vortrefflichen Arzt zu Rathe ziehen, der im gleichen Hause mit mir wohnt und dir, im Fall er es für nöthig hält, gewiß einen Besuch schenken wird. Sollte in der kurzen Zeit, während ich abwesend bin, an die Thür geklopft werden, so kannst du dreist: Herein! rufen; es wird Niemand kommen, als vielleicht der Tiger, der jeden Morgen erscheint,

um mein Bett zu machen. Unter der Benennung Tiger« – fuhr der lange Mann fort, wobei die schwache Idee eines Lächelns über seine Züge flog, als er das Erstaunen des Knaben bemerkte – »brauchst du dir durchaus kein reißendes Thier vorzustellen. Der Tiger ist die alte Magd aus dem Hause drunten und hat diese Benennung einem eigenthümlichen Umstande zu verdanken.«

Bei diesen Worten hatte der lange Mann seinen Mantel umgenommen, den rothbraunen spitzigen Hut aufgesetzt und seinen großen Stock von gestern Abend in die Hand genommen, der sich heute, bei Tage, als ein überaus langes, spanisches Rohr erwies. Hierauf nickte er dem Knaben leicht mit dem Kopfe zu und ging mit stolzen, abgemessenen Schritten, den Stock beständig weit von sich ab auf den Boden setzend, zur Thür hinaus.

Dieser gravitatische Gang des langen Mannes war durchaus nicht auf Zuschauer berechnet, vielmehr der Ausfluß seiner innersten Gefühle; denn wie er so den dunklen Corridor hinabwandelte, wo ihn Niemand anstaunen konnte, als höchstens einige Spinnen an der Decke, oder ein paar ängstliche Mäuse auf dem Fußboden, setzte er seine Füße wo möglich noch stärker auswärts, erhob den Kopf so weit als thunlich war, und während er in der einen Hand das spanische Rohr mit einer unnachahmlichen Würde führte, hatte er die andere in die Seite gestemmt, wodurch sein Arm einen Winkel bildete, über welchen der Mantel in malerischen Falten herabhing.

Das Haus, in welchem wir uns gerade befinden, ist eines von jenen Gebäuden, in alten, guten Zeiten aufgeführt, wo man die Menschen mit ihren Bedürfnissen noch nicht so zusammenschachtelte, wie die bekannten Elfenbein-Figuren und Geräthschaften in der Nuß, bei deren Anblick man erstaunt, wie sie alle in dem winzigen Raume Platz haben. Hier waren weite Treppen, lange Corridore, ansehnliche Vestibüle, eine wahre Verschwendung von Platz selbst bis zu den unnennbaren Gemächern hinab, von denen heut zu Tage ein umsichtiger Hauswirth unbedingt ein Kabinetten oder ein Bedientenzimmer abschneiden würde. Die Thüren hatten eine ansehnliche Höhe und Breite, und die Schösser, Griffe und Riegel waren mit angenehm und gut greifbaren Knöpfen, die sich breit machten und trotzig zu sagen schienen: Wir sind auch da! so eingerichtet, daß man sie gern in die Hand nahm und sich nicht, wie bei unseren jetzigen Beschlügen, in Acht zu nehmen brauchte, sich an einer der scharfen Kanten zu schneiden, oder sich gar mit dem Finger in einen unbemerkten Spalt zu verirren.

Ogleich das Haus sehr groß und weitläufig war, so bemerkte man doch auf dem Wege, wo der lange Mann wandelte, wenig Leben, was wohl daher kommen mochte, daß die meisten der hier Wohnenden bereits außer dem Hause zur Arbeit gegangen waren. Der würdige Herr hatte jetzt den anderen Theil des Gebäudes erreicht und begann eine Treppe hinaufzusteigen, die in den oberen Stock führte. Hier sah es ziemlich verwahrlost aus;

die Decke hing voll von Spinnweben, die Fensterscheiben, welche das Treppenhaus erhellten, schillerten, trübe angelaufen, in den Farben des Regenbogens. Die Stufen der Treppe waren von Holz und krachten nicht nur bei jedem Schritte, sondern unter dem gewichtigen Fußtritt des großen Herrn flog auch der Staub aus verschiedenen Fugen unter den sich biegenden Brettern in die Höhe. Ohne sich daran im Geringsten zu kehren, ohne deßhalb auch nur eine Miene zu verziehen, stieg der lange Mann die Treppe hinauf und wandte sich oben links zu einer Thür, auf der ein Papier angeheftet war, welches die Worte zeigte: ›Armenarzt Dr. Flecker, praktischer Arzt und Geburtshelfer. Sprechstunde Nachmittags von 2 bis 4 Uhr, behandelt alle Bedürftigen unentgeltlich.‹ Man hätte übrigens eher glauben können, daß man vor der Thür eines Thierbändigers oder, genauer ausgedrückt, eines Hunde-Dressirers stehe; denn innen im Zimmer klangen die heulenden Stimmen einiger der letztbenannten Thiere in so kläglichen Tönen, daß man nicht im Zweifel zu sein brauchte, ob Freude oder Schmerz ihnen dieselben auspreßte.

Der lange Mann klopfte bescheiden an die Thür – ein Mal; es erfolgte keine Antwort; zwei Mal. Ebenso wenig. Endlich zum dritten Male erscholl ein so donnerndes Her-ein! daß die Hunde, wahrscheinlich das Schrecklichste fürchtend, indem sie den lauten Ruf auf sich bezogen, mit einem Male verstumten.

Es war ein ziemlich großes Gemach, welches der Anklopfende nun langsam betrat. Ob und in welcher Farbe

es tapezirt war, konnte man im ersten Augenblicke nicht unterscheiden, ebenso wenig wie die Beschaffenheit der Möbel; denn an den Wänden umher und unter der Decke wälzten sich so dichte Tabakswolken, daß der Blick davon geblendet wurde, und der Eintretende sogar einige Sekunden Zeit brauchte, bis er die Gestalt des Zimmerbewohners gehörig ins Auge fassen konnte. Dieser war ein magerer, außerordentlich kleiner Mann in vorgerücktem Alter, mit einer so hohen Stirn, daß man dieselbe mit weniger Wohlwollen den fortgesetzten Anfang eines Kahlkopfes hätte nennen können, eines Kahlkopfes, den die borstig emporgekämmten Haare des Hinterhauptes mit einem wahren Entsetzen zu betrachten schienen. Dabei trug der Zimmerbewohner einen langen, röthlichem ziemlich schmierigen Schlafrock, in der rechten Hand eine lange Pfeife, aus der er furchtbar qualmte, und unter dem linken Arm eine zusammengewickelte Hundepeitsche.

Als der Andere auf das übermäßig laute Herein! in die Thür trat und erstaunt an derselben stehen blieb, war vorderhand die einzige Notiz, welche der Mann im Schlafrocke von seinem Besuche zu nehmen schien, daß er ihm mit lauten Worten mehr zuschrie, als rief: »Aber, mein lieber Herr, Sie werden mir erlauben, daß ich den Wunsch ausspreche, meine Zimmerthür geschlossen zu halten, indem Sie unmöglich von mir verlangen können, daß ich Corridor und Treppen heize. Das werden Sie mir zugeben und in der Ordnung finden.«

Während er dies aber sagte, schritt er, wie es schien, in ziemlich großer Bewegung im Gemache auf und ab, wobei er wilde Blicke um sich her warf. Mit einem leichten Lächeln schloß der Andere die Thür, und als er hustend und schnüffelnd näher trat, konnte er sich der Worte nicht enthalten: »Nehmen Sie mir's nicht übel, verehrter Herr Doktor, aber ein bischen frische Luft könnte Ihrem Zimmer durchaus nichts schaden.«

»Frische Luft!« rief der Andere mit einem Ausdrucke des Erstaunens, wobei er so plötzlich herumfuhr und dann stehen blieb, daß der lange Schlafrock in maleischen Falten emporwallte und die Fußbekleidung des Doktors, große Filzpantoffeln, zeigte. »Frische Luft!« wiederholte er mit einem herausfordernden Ausdruck, »daran fehlt's doch meinem Zimmer in der That nicht.«

»Aber Tabaksdampf – unendlich viel Tabaksdampf – gewiß schädlich für die Constitution.«

»Viel Tabaksdampf? – schädlich für die Constitution?« entgegnete der Mann im Schlafrocke in einem außerordentlich lauten Tone. »Und das sagen Sie mir in meinem eigenen Zimmer? – Erlauben Sie mir, mein lieber Herr,« fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen in einem etwas geringschätzigen Tone fort, »erlauben Sie mir, daß ich die Luft, welche meiner Constitution zusagt, am besten selbst zu beurtheilen verstehe. Auch werden Sie mir zugeben, daß, wer wie ich sich vierzig Jahre lang – denn schon mit zwölf Jahren fing ich an zu rauchen, vergessen Sie das nicht, mein Bester – wem also vierzig Jahre lang, wollte ich sagen, ein solcher Tabaksdampf nicht

geschadet, der wird sich wohl erlauben können, ferner darin zu leben und zu athmen. – Item, der Tabaksrauch ist da, Thür und Fenster öffne ich nicht, und Sie werden mir zugeben, verehrtester Herr, daß ich für Sie nicht mehr thun kann, als geduldig anzuhören, was Sie mir zu sagen haben.«

Dieses geduldige Anhören des Doktors bestand aber darin, daß er wieder anfing, auf und ab zu laufen, dabei unsäglich qualmte und zuweilen die Hundeweitsche schüttelte, wenn sich unter Sopha oder Bett ein halb unterdrücktes Knurren oder Bellen hören ließ.

»Wenn Ihnen also der Tabaksrauch nichts schadet, so werde ich mir erlauben, denselben zu vermehren, indem ich eine kleine Cigarre anzünde.«

»Thun Sie das, lieber Herr,« entgegnete der Doktor, ohne in seinem Spaziergang einzuhalten, aber mit einer gefälligen Bewegung der Hand, in der er die Hundeweitsche trug.

Nach erhaltener Erlaubniß zog der Andere eine kleine Papier-Cigarre aus der Tasche seiner Jacke, grub unter Aschenkegeln, die den äußeren Rand des Ofens umgaben, ein Zündhölzchen hervor und begann ebenfalls zu rauchen. Was er aber im Gegensatze zu des Doktors Pfeife zu leisten vermochte, verhielt sich wie das Summen einer Mücke gegen das Gebrüll eines Ochsen.

»Ich sage Ihnen, bester Nachbar,« fuhr der Doktor nach einer Pause, während welcher sich sein Gemüth etwas beruhigt zu haben schien, aber während er noch immer

umherrannte, zu sprechen fort, »was solche Hundebestien einem für Spektakel und Verdruß machen, davon haben Sie gar keine Idee. Ich thue in der Dressur mein Möglichstes, ich spare die Hundepeitsche nicht im Geringsten, aber wenn ich Ihnen sage, daß es fast unmöglich ist, in dieses Gezeug einige Ordnung zu bringen, so werden Sie mir hoffentlich glauben. Item, ich wünsche, daß sie sich auf Treppen und Corridor eines reinlichen Betragens befleißigen, und gewähre ihnen zu diesem Zwecke jeden Morgen und Abend eine Stunde Freiheit, und so werden Sie mir zugeben, mein lieber Herr, daß ich darin das Uebermögliche gethan. Aber sollten Sie glauben, daß diese Bestien von der erhaltenen Erlaubniß einen mäßigen Gebrauch machen? Gott bewahre! das kommt wieder, wenn es ihnen gerade einfällt, und Sie werden mir zugeben, daß ich mich nicht zum Sklaven meiner Hunde zu machen brauche. Item, da kommt dann die Peitsche dran. Ja, Waldmännchen,« drohte er einem unglücklichen Pinscher, der leise jammernd seinen Kopf unter dem Bett hervorstreckte, »du bist der Schlimmste. Aber beruhige dich, wir werden mit dir auch noch fertig, darauf kannst du dich verlassen.«

Lächelnd hatte der lange Mann zugehört, und als der Doktor inne hielt, um die Asche in seinem Pfeifenkopfe zusammenzustoßen, sagte er:

»Ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Würden Sie nicht so freundlich sein, auf einen Augenblick zu mir hinabzukommen? wir haben da unten ein Krankes.«

»Ein Krankes?« fragte der Doktor, indem er erstaunt stehen blieb, »und warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Ah, lieber Herr, warum ließen Sie uns so lange Zeit verlieren! – Ein Krankes? Da wollen wir gleich hinunter. Muß ich mich anziehen, oder kann ich so mit hinunter kommen? – Eine Person, die sich vor einem Schlafrock scheut – he, alter Freund?« fuhr er mit einem lauernden und lächelnden Gesichtsausdruck fort, »ja, stille Wasser sind tief, das werden Sie mir zugeben. Item, es ist ein Krankes, Sie haben mich gerufen, und ich kann auch meinen Rock anziehen.«

»Das ist ganz und gar nicht nothwendig, bester Doktor; es handelt sich nur um ein Kind.«

»Um ein Kind?« rief der Doktor mehr und mehr erstaunt, und trat so dicht an den Anderen heran, als wollte er ihm in die Ohren flüstern; doch hätte er sich bei dessen Länge hierzu eines Stuhls bedienen müssen. »Ein Kind,« fuhr der Arzt fort, während er mit dem Kopfe schüttelte und den Mund spitzte wie ein Karpfen. »Ein Kind, das schon da ist, oder? – oh! oh!«

»Es ist schon sehr da, bester Doktor,« erwiderte der lange Mann; »es betrifft einen Knaben von vielleicht fünfzehn Jahren, einen kleinen Handwerkslehrling, den ich gestern Abends von der Straße aufgelesen, wo er im strömenden Regen stand, und den sein Meister nicht ins Haus lassen wollte.«

»Das ist was Anderes,« sagte der Doktor, nachdem er einen Augenblick nachgedacht und, wie es schien, einigermaßen verdrießlich war, daß die Sache nicht schlimmer sei, – »also ein kleiner Taugenichts, und hat so ein bißchen Fieber? Sich erkältet? Leibscherzen? – Item, – ist krank. Nun, wir wollen nach ihm sehen. Vorher werden Sie mir aber erlauben, daß ich meine Mütze und meine Brille nehme. Ein Arzt ohne Brille, sage ich Ihnen, lieber Herr, ist nur ein halber Arzt. Sie werden mir zugeben, daß die Brille dem Gesichte etwas Mysteriöses gibt. Man greift an den Puls, man schließt dabei die Augen, und dann funkeln die Brillengläser so gespensterhaft in dem Strahle der Sonne oder des Lichtes; item, das flößt Respekt ein, und bei meinen Patienten,« setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, »muß ich streng darauf halten, daß sie mich vielleicht für etwas Uebernatürliches ansehen, für ein Wesen, das ihnen helfen kann, aber auch im Stande ist, sie zappeln zu lassen, bis sie schwarz werden; item, für ein grausam geschicktes Wesen.«

Ob der Doktor geschickt war, wissen wir noch nicht zu beurtheilen, aber etwas Grausames hatte er durchaus nicht in seinem Aeußern, nicht einmal unter Schwingung der Hundepeitsche, die er nun in die Ecke des Sopha's warf.

Wir sind überzeugt, daß, während er mit dem langen Manne sprach, die Hunde unter Sopha und Bett kein Auge von ihm, oder vielmehr von eben dieser Peitsche, wandten; denn kaum hatte er sich des drohenden Instruments entledigt, so sprangen auch schon zwei Pinscher

und zwei Dachshunde, die bisher, mit Ausnahme einer einzigen schwarzen glänzenden Schnauze, vollkommen unsichtbar gewesen waren, unter den verschiedenen Möbeln hervor und tanzten schweifwedelnd um ihren Herrn herum. Dieser hatte indessen Brille und Mütze aufgesetzt, hielt den kleinen Thieren noch eine kräftige Rede, worin er sie mit vielen Items ersuchte, sich ordentlich aufzuführen, und verließ dann hinter dem langen Manne das Zimmer.

Unterwegs erzählte der letztere dem Arzte die einzelnen Umstände, unter welchen er den Knaben angetroffen, sowie das augenscheinliche Erschrecken des Schneiders, als er ihn in seiner langen Gestalt so plötzlich unter dem Fenster gesehen.

»Darauf können Sie sich verlassen, lieber Herr,« sagte lachend der Doktor, »daß der fromme Schneidermeister Sie für eine übernatürliche Erscheinung hielt, und wenn dem so ist, so kann es ein Capitalspaß werden. Aber dabei muß man ein bischen fein zu Werke gehen und Umwege gebrauchen, was, ich weiß das ganz genau, Ihre Sache nicht ist. Unterbrechen Sie mich nicht. Es soll gar nichts Unrechtes geschehen. Aber wenn Sie, Verehrtester, so auf Ihre Art – Sie müssen mir den Ausdruck verzeihen, – mit der Thür ins Haus fallen, so vorwärts marschierend im geraden, gewichtigen Schritte, das macht auf den Schneider nicht die geringste Wirkung. Sie würden ihm vielleicht mit kräftigen Worten sein Unrecht vorhalten?«

»Das war meine Absicht,« sagte der lange Mann würdevoll.

»Gäben ihm zu verstehen,« fuhr der Doktor fort, »daß es eine Schande sei, ein Kind Nachts im Regen auf der Straße zu lassen, und würden vielleicht hinzusetzen, Sie hätten ihn mit sich genommen, ihn gepflegt, gewärmt, item, was für ihn gethan.«

Der Arzt, der sehr große und viele Schritte machen mußte, um nicht hinter den langen Beinen seines Gefährten zurückzubleiben, hielt diesen am Arm fest und hob sich, da derselbe nun stehen blieb, auf die Fußspitzen, um ihm, wie vorhin schon droben, in die Ohren zu flüstern; doch war dies mehr symbolisch; denn indem der Doktor das Nachfolgende sprach, schrie er so, daß man es über zwei Treppen hätte hören können.

»Ihr Wesen,« sagte er, »ist für diese verdorbene Welt zu nobel, zu anständig, zu gerade aus. Ich kann Sie versichern, lieber Herr, daß ich Sie immer im Geiste hoch zu Pferde sehe, mit gezücktem Schwerte und auf den Lindwurm zu Ihren Füßen einhauend. Daß der Lindwurm da ist und unter uns herumkriecht, gebe ich Ihnen zu. Doch werden Sie dagegen auch mir zugeben müssen, daß der Lindwurm nicht mehr ein tapferes Vieh ist wie ehemals, – wissen Sie, wie damals, wo er, wie der selige Schiller sagte: gekleidet in ein scheußlich Grau, den Rachen aufsperrte, und uns muthvoll entgentrat Ja, damals galt es freilich – so!«

Hierbei machte der kleine Armenarzt eine außerordentliche Pantomime, indem er wie ein Fechter ausfiel,

in der rechten Hand die lange Pfeife, die Linke hoch empor haltend.

»Das war Ihre Zeit, mein Bester; nachbohrend bis auf Heft den Stahl. Aber heute ist der Drache, den wir zu fürchten haben, der Drache der Lüge, der Bosheit, der Wollust, des Betruges, der Lästerung, des Aberglaubens; heute ist er eine feine, schlaue Bestie, und wenn Sie mit dem Knüppel nach ihm schlagen, so schleicht er unter Ihren Fingern hinweg, und Sie treffen Ihre eigenen Beine oder höchstens die unschuldige Nase Ihres Nächsten. Item, überlassen Sie mir die Sache.«

Während der Rede des Doktors blickte der lange Mann ernst in die Höhe, ließ seine linke Hand leicht vom Knopfe des Rohrstockes hinabgleiten, faßte diesen alsdann mit der rechten, und zog ihn langsam und feierlich hervor, ungefähr wie man ein langes Schwert herauszieht. Ja, er salutirte förmlich vor seiner Brust, und als der Doktor geendigt hatte, ließ er die imaginäre Degenspitze wie zum Zeichen der Billigung gegen den Fußboden niedersinken.

»Ganz alter Rittersmann,« sagte scheinbar entzückt der Armenarzt; »lieber Herr, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die Versicherung ausspreche: Sie sind um ein paar hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen.«

Damit versuchte er es, dem Anderen auf die Schulter zu klopfen, mußte sich aber, da er zu klein war, um hinauflangen zu können, mit jenem Theil des Rückens begnügen, wo dieser seinen ehrlichen Namen verliert. Dann wandelten Beide den langen Corridor hinab und traten in das gewölbte Zimmer, wo der kleine Knabe noch in

dem Lehnstuhle saß und von wo aus er, wie es schien, das Bild über dem Kamin mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet hatte. Der kleine Doktor nahm seine Pfeife beim Eintritt ins Zimmer wie ein Soldat sein Gewehr bei Fuß und fing erst wieder auf die spezielle Einladung des langen Mannes an zu rauchen. Dann trat er näher, und als der Knabe sein Gesicht gegen den Ankommen den wandte, blieb der Armenarzt überrascht stehen und sagte nach einer Pause lachend: »Das ist ja einer meiner Bekannten! Junge, wie kommst du hierher? Aber das weiß ich ja schon,« verbesserte er sich. »Sie werden mir indeß zugeben,« wandte er sich an den langen Mann, »daß ich das Recht habe, aufs Höchste erstaunt zu sein, hier einen Bekannten zu treffen. Item, es ist der kleine Gottschalk, des Jägers sein Gottschalk – ein ganz verfluchter Kerl.«

Ob der letztere Ausdruck dem Vater oder dem Sohne galt, darüber muß leider die Nachwelt im Zweifel bleiben. Daß es der Doktor aber nicht böse meinte, bewies er durch sein Nähertreten und dadurch, daß er den Knaben sanft auf den Kopf pätschelte und ihm über die Stirn fuhr; dann griff er ihm an den Mund und drückte ihm ein wenig die untere Kinnlade hinab, worauf Gottschalk, der dieses Manöver zu verstehen schien, augenblicklich seine Zunge so weit als möglich heraus streckte.

»Kopf ein wenig warm,« sagte der Armenarzt, »Zunge trocken und belegt, Puls um eine Idee irritirt. Item, ein bischen unwohl. Hat aber nichts zu sagen. Wollen ihn schon in den nächsten Tagen wieder zusammenrichten. Nur werden Sie mir zugeben,« fuhr er sehr ernsthaft fort,

»daß ich das Verlangen stelle, der Bube soll heute und auch vielleicht morgen noch hier im Zimmer bleiben, und wenn Sie nichts dagegen haben, so wird Ihnen das gewiß einerlei sein, und Sie thun ein gutes Werk. So ein Stück von einer Matraze werden wir schon auftreiben, darauf legt er sich hin, man deckt ihn bis an die Nase zu, läßt ihn einige Tassen Kamillenthee mit zwei Tropfen Citronensaft trinken, item, behandelt ihn wie Jemanden, der schwitzen soll.«

Als der Doktor so eifrig sprach, mit der langen Pfeife in den Händen gestikulirend, auch bald rechts und links trendend, fuhr ein Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er sprach nach einem augenblicklichen Stillschweigen:

»Wenn sich der Knabe auf seine Matraze legt, lieber Doktor, so ist es Ihnen wohl einerlei, ob er zuerst mit dem linken oder rechten Fuße aufsteigt?«

Der Armenarzt wandte seine Brillengläser gegen den Frager und schien erstaunt, aber nur eine Sekunde lang, dann lachte er laut und fröhlich hinaus, wobei er ausrief:

»Sie werden mir zugeben, daß Sie ein Schäcker sind. Item, schwitzen soll er; thut nun, was ihr wollt; nachher komme ich, um nachzusehen.«

Er machte eine eilige Bewegung gegen die Zimmertür, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, indem er sagte:

»Apropos, wenn ich mich erkundige, ob der Knabe etwas hat, um die Wäsche zu wechseln, so bin ich mit dieser Frage in meinem Rechte; denn Sie werden mir zugeben, wenn Jemand schwitzen soll, so muß er auch ein ordentliches Hemd anziehen können. Item, da aber kein trockenes Hemd da zu sein scheint, so sehen Sie wohl ein, daß man ihm eines verschaffen muß. Ich hab' so ein paar mildthätige Familien, die mir hier und da aushelfen. Laß einmal sehen, wie groß du eigentlich bist,« wandte er sich an den Knaben, und als dieser augenblicklich aufstand, fuhr der Armenarzt mit großer Lebhaftigkeit fort:

»Accurat so groß, wie meine Pfeife. Aber da ich diese, außer dem Hause nicht bei mir führe, so werden Sie mir zugeben, daß ich ein anderes Maß nehmen muß. Das werden Sie hoffentlich einsehen,« setzte er lachend hinzu, »und mich nicht wieder der Umständlichkeit beschuldigen. Item, er geht mir bis ans Herz – das ist wahr und außerdem schön gesagt. Das werden Sie hoffentlich nicht ablängnen. Nun aber adieu, Bester; der Tiger kann für Thee sorgen und zu mir heraufkommen, um einen Citronenschnitz zu holen. Zwei Tropfen, nicht mehr.«

Damit flatterte er zur Thür hinaus, doch war der rothe Schlafrock noch nicht ganz in der Spalte verschwunden, als der Armenarzt auch schon wieder umkehrte und, auf die Stirn zeigend, sagte:

»Es ist doch ein wahres Sprichwort: Was man nicht, im Kopfe hat, muß man in den Füßen haben. Das werden Sie mir zugeben. Item, ich hatte vergessen, Sie nochmals zu

ersuchen, mir in der Sache mit dem Knaben da und dessen Auffinden gestern Nacht freie Hand zu lassen, vollständig freie Heind; das gibt eine kostbare Geschichte, aber sie verträgt nicht, daß man ein unvorsichtiges Wort darüber spricht. Ich komme heute Vormittag noch in die Wohnung des Knaben da, und werde mich mit dem Vater und der Mutter besprechen. Auch mit der Großmutter,« setzte er hinzu, wobei er sein linkes Auge auf eine komische Art gegen den Knaben zukniff. »Na, hab nur keine Angst, wir wollen ihr die Sache schon plausibel machen,« sprach er beim Anblick von Gottschalks Gesicht, das sich ziemlich in die Länge zog. »Hab nur keine Angst, deine Großmutter ist eine ganz vernünftige Frau, und ich bin nicht nur ihr Arzt, sondern auch ihr Rathgeber.«

Damit warf er sich in die Brust, und als der lange Mann nichts erwiderte, reichte er ihm die rechte Hand und rief: »Also schlagen Sie ein, die Sache bleibt mir überlassen; den Knaben behalten Sie im Zimmer und gehen auf Ihr Bureau, ohne mit einer Menschenseele von der ganzen Geschichte zu sprechen. Daß das nothwendig ist, darauf können Sie sich verlassen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und wenn ich Ihnen mein Wort verpfände, so werden Sie mir dagegen zugeben, daß ich das gewiß nicht ohne Ursache thue. Item, – abgemacht.«

Jetzt flog er wirklich zur Zimmerthür hinaus; doch so unglaublich war es, ihn nicht nochmals wiederkommen zu sehen, daß der lange Mann und selbst der Knabe ein paar Augenblicke nach dem Ausgang der Stube blickten,

als müsse dort der rothe Schlafrock noch einmal zum Vorschein kommen.

VIERTES KAPITEL. MEISTER SCHWÖRER.

Der rothe Schlafrock aber ging den Corridor hinab und in ihm der kleine Doktor mit der großen Pfeife. Daß er allein nach seiner Wohnung zurückkehrte, hätte ein Blinder nimmer geglaubt, denn der Armenarzt sprach auf dem ganzen Wege mit sich selbst, fragte und gab regelmäßig Antworten. Oben in seinem Zimmer angekommen, ließ er zwar diesen Dialog mit der eigenen Person, doch wandte er sich dafür an seine Hunde, denen er gute Lehren gab, sie zu vernünftigem Betragen ermahnte und dabei die Hoffnung aussprach, sie werden vollkommen überzeugt sein und ihm zugeben müssen, daß später die Peitsche ein kräftiges Wort mitreden würde, wenn sie sich in seiner Abwesenheit ungebührlich aufführten. – »Ich kenne Hunde,« sagte er, »die keine warme Stube haben wie ihr; Hunde, die in der Nässe und Kälte herumlaufen müssen, und die nicht einmal wissen, woher sie etwas zu fressen bekommen. Item, unglückliche Hunde. Auch habe ich die Bekanntschaft von andern eures Gleichen gemacht, und sogar von edlen Jagdhunden, die in Kellern wohnen und dort dressirt werden. Ihr werdet mir zugeben, daß das eine langweilige Existenz ist: Keller-Wohnung und dressirt werden, Corallen-Halsband, item Hunger, item Peitsche.«

Während der Doktor so sprach, hatte er einen braunen Rock angezogen, das wenige Haar an seinem Hinterkopf

noch einmal in die Höhe gebürstet und dann den Hut aufgesetzt. Die Hunde aber schienen aufmerksam auf seine Rede zu horchen, denn sie saßen in ängstlicher Stille auf ihren Hinterpfoten spitzten die Ohren, und kaum wagte einer sich irgendwo zu kratzen oder umher zu schnüffeln. Als nun der Armenarzt seinen Anzug vollendet hatte, nahm er einen Stock mit silbernem Knopf unter seinen Arm, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: »Fanny darf mitgehen.« Und Fanny bezeigte sich außerordentlich dankbar dafür. Fanny sprang um ihren Herrn herum und dann zur Thür hinaus, die der Armenarzt hinter sich abschloß. Dann gingen beide mit einander die Treppe hinab, durch den engen, finsternen Hof auf die Straße, der Doktor nach Art der Aerzte etwas vornübergebeugt, wie über einen wichtigen Fall nachdenkend, zu Boden blickend, den Stock so unter seinem Arme, daß der Knopf drohend gen Himmel gekehrt war; Fanny dagegen nach Art der Hunde, lustig ausgelassen, den Weg zehnmal hin und zehnmal zurück machend, wobei der kleine Pinscher immer noch Zeit genug hatte, jeden Eckstein sorgfältig zu betrachten, hier und dort zarte Erinnerungszeichen zurückzulassen und mit den ihm begegnenden Hunden seiner Bekanntschaft einen Schnüffler oder Schweifwedler zu wechseln.

Der Doktor machte genau den Weg, den der lange Mann gestern Abends mit dem Knaben gegangen war, nur in umgekehrter Richtung, und da er sich nicht sehr stark beeilte, sondern zuweilen stehen blieb und sein

Kinn mit der Hand streichelte, während er vergnügt lächelnd gen Himmel blickte, so brauchte er eine gute halbe Stunde, bis er zu dem Hause gelangte, wo unsere denkwürdige und außerordentlich wahrhaftige Geschichte begonnen hat. Der Regen hatte bei Tagesanbruch aufgehört, und wenn es auch noch naß genug auf Erden war, so fing doch der Himmel an, ein freundliches Gesicht zu zeigen, zerriß den grauen Vorhang, mit dem er sich gestern verhüllt, und überall kam das glänzende freundliche Blau zu Tage. Auch die Sonne war bereits fleißig und that ihr Möglichstes, um die Menschheit den gestrigen Regentag vergessen zu lassen. Sie vergoldete alles, was sie erreichen konnte, und wo ihr das nicht möglich war, da bildete sie die kühnsten tiefdunkeln, seltsam gezackten, scharfen Schatten, als wollte sie die Grenze ihres Reiches von der des Feindes aufs deutlichste markiren.

Der kleine Doktor ging in das Haus, welches gestern Abend so hartnäckig verschlossen war, klopfte an die Thür rechts, welche zu den Privat-Gemächern der Familie Schwörer gehörte, begnügte sich aber, als man herein rief, nur mit einem ganz kleinen Oeffnen der Thür, so daß er kaum seinen Kopf durchstecken konnte, wobei er freundlich lächelnd sagte: »Kann ich hinauf gehen? Ist der Leipziger noch in seinem Bette?«

Madame Schwörer, die in stark ausgesprochenem Negligé bei ihrem Kaffee saß, vernahm nicht sobald die Stimme des Arztes, als sie rasch aufstand und ihn gegen ihre sonstige Gewohnheit freundlichst bat, einzutreten.

Vergebens schien der Meister mit lauter Stimme dagegen zu protestiren, die Frau meinte: »Ei was! Doktor ist Doktor, und einer weiß so wenig wie der andere. Der ist mir heute gerade recht, der wird nicht mit dir heulen, sondern dich an die Arbeit schicken. Bitte, Herr Doktor, näher zu treten. Sie werden sich an meinem Anzug nicht geniren. Sie sehen ja Alt und Jung oft genug so.«

Der Doktor trat in die Stube und sah die Meisterin mit einem außerordentlich fragenden, aber dabei sehr unschuldvollen Blicke an.

»Hat sich der Leipziger nicht gehalten?« sagte er nach einer Pause, »ist ihm was zugestoßen? Sie werden mir zugeben, daß es von großer Wichtigkeit ist, daß der Mensch mir keine Excesse macht.«

»Ach, was den Leipziger anbelangt,« versetzte Madame Schwörer achselzuckend, »so geht's dem recht ordentlich; er ist aufgestanden und sitzt dort in der Werkstatt, freilich noch ein bischen lummelig, aber er kann doch wieder seinen Stich machen.«

»So, so, ei, ei,« erwiderte der Armenarzt, während er den silbernen Stockknopf sorgfältig unter seine Nasenspitze brachte und mit den glänzenden Brillengläsern an die Decke stierte. »Also wieder besser; Sie werden mir erlauben, daß ich mich darüber freue. Ich bin immer besorgt um meine Dachkammerkranken; item, ich will doch nach ihm sehen.«

Damit schickte er sich zum Weggehen an; doch sagte die Frau: »Thun Sie das immer, Herr Doktor; da Sie aber

einmal da sind, so bitte ich, schauen Sie nach dem Meister da neben in dem Bette. Wir haben freilich den Stadtarzt, was Sie auch wissen, aber ehe der kommt, kann es Abend werden, und dann,« setzte sie leiser hinzu, »gibt der mir viel zu viel auf meines Mannes Klagen. Sie sind resoluter, und – verstehen mich schon.«

Der Armenarzt drückte die Brille fester an seine Augen, spitzte den Mund ein klein wenig und zog die Augenbrauen hoch empor, während er, die linke Hand mit dem Stock auf dem Rücken haltend, langsam und bedächtig gegen das Bett im Nebenzimmer anmarschirte. Dort lag Meister Schwörer auf dem Rücken, die spitzen Hände über der Brust gefaltet, in stiller Resignation, als sei er vollkommen gerüstet und bereit, die himmlischen Heerschaaren mit seinem Erscheinen zu beglücken. Aus den Kissen ragte seine gekrümmte Nase erschreckend hoch empor, und selbst seine Augen schienen sich vor ihr zu entsetzen, denn diese hatten sich tief in ihre Höhlen zurückgezogen und blickten nur zuweilen scheu und furchtsam um sich. Zu den Häupten des Bettes saß eine dürre Gestalt mit eingefallenen Backen und unheimlich glänzenden Augen in einem Wamms und abgeschabten Hosen, des Meisters Lieblings-Geselle, der ein Buch in Händen hatte, aus welchem er wahrscheinlich so eben vorgelesen. Jetzt schwieg er begreiflicher Weise still, faltete die Hände auf dem Schooße zusammen, neigte den Kopf auf die rechte Seite und blickte mit einem so faden, häßlichen und widerwärtigen Gesichtsausdrucke an die

Zimmerdecke empor, daß in dem praktischen und lustigen Armenarzte augenblicklich die Idee eines personificirten Brechmittels aufstieg.

»Ei, ei,« sagte er nach einer Pause, »Meister Schwörer ist krank, das ist ja, Gott sei Dank, eine Seltenheit. Nun, da wir zufällig einmal da sind und Madame Schwörer es wünscht, so kann ich mir schon erlauben, ein wenig zu fragen was denn eigentlich dem guten Meister fehlt.«

Bei diesen Worten hatte er sich einen Stuhl näher gezogen, setzte sich vor das Bett, wobei er sogleich nach dem Pulse des Kranken griff und, während er diesen beobachtete, den silbernen Stockknopf abermals unter die Nase brachte.

»Puls etwas erregt,« bemerkte er, »die Haut trocken, und die Zunge?«

Es war kein schöner Anblick, als nun der Meister unter seiner gewaltigen Nase die sehr lange Zunge hervorstreckte. Es hatte in der That etwas Koboldartiges.

»Belegt, belegt,« meinte der Armenarzt, »es tritt allerdings eine allgemeine Verstimmung des Körpers hervor, und da wir das erkannt haben, so werden Sie mir schon erlauben, wenn ich mich nach den Ursachen erkundige. Von einer Erkältung kommt das nicht, auch von keiner Unverdaulichkeit; da ist eine Seelen-Affektion im Spiel, eine Aufregung, ein Schrecken.«

Bei den Worten des Armenarztes schien die Nase des Patienten sichtbar länger zu werden, doch war das nur optische Täuschung, welche daher kommen mochte, daß

der Meister seinen Kopf langsam aus dem Kissen emporhob.

»Ja, ein Schrecken,« fuhr der Doktor fort. »Item, etwas Aehnliches. Ist vielleicht ein kostbarer Rock verdorben worden, oder dem Lehrjungen ein glühendes Bügeleisen auf den Fuß gefallen?«

Der Meister schüttelte mit dem Kopfe.

»Item,« sagte der Armenarzt in sehr bestimmtem Tone, »etwas dergleichen muß vorgefallen sein; das bemerke ich an allen Anzeichen, und wenn ich Ihnen irgend etwas Wirksames verordnen soll, so werden Sie mir zugeben, daß ich die Ursache der Krankheit kennen muß; sonst stehe ich nicht für das Schlimmste.«

»Kann denn ein Schrecken so schlimme Folgen haben?« fragte der Meister mit schwacher Stimme.

Der Armenarzt betrachtete den Kranken durch seine Brillengläser, welche hier in dem dunklen Winkel des Zimmers recht unheimlich funkelten. Alsdann stützte er den rechten Arm auf seinen Stock, legte den Kopf darauf und sagte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: »Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ein Schrecken von ernstern Folgen sein kann; man beachtet das leichtsinniger Weise viel zu wenig. Man denkt nicht an eine Affektion des verlängerten Marks, welche nur zu leicht eintritt, an wässerige Ausschwitzungen in die Gehirnkammern und an ein *Delirium furibundum*, welches sich möglicherweise aus einem Schrecken entwickeln kann. Hier ist freilich nichts zu befürchten,« fuhr der Arzt fort, indem er abermals die Hand

des tief aufstöhnenden Kranken ergriff, »aber Sie werden mir zugeben, daß ich eine Ursache kennen muß, um wirken zu können; item, daß Sie mir anvertrauen, was Sie erschreckt.«

Mittlerweile war Madame Schwörer ebenfalls näher getreten, hatte sich mit der Hand unten auf das Bett gestützt und sagte nun mit ihrer derben Stimme: »Ja, Sie haben ganz Recht, Herr Doktor, er soll mit der Sprache heraus und würde es auch thun, wenn er sich nicht vor Ihnen schämte. Narrheiten sind es, die ihn erschreckt haben!«

»O Frau!« sprach der Meister mit schwacher Stimme, »du sprichst aus deinem ungläubigen Gemüthe, du bist auch Eine von denen, die weder an Zeichen noch Wunder glauben.«

»Narrheiten!« wiederholte bestimmter die Frau; »wie schon gesagt, vor Ihnen genirt er sich, aber vor seinen christlichen Freunden wird er schon mit der Sprache herausgehen, und da ich davon fest überzeugt bin, so kann ich es Ihnen auch schon sagen.«

»Weib!« rief der Schneider, und seine lange spitze Nase bäumte sich ordentlich in die Höhe, während die Augen drohende Blitze schossen.

»Ach was, ich will Ruhe haben,« erwiderte Madame Schwörer, »und daß Sie es nur wissen, Herr Doktor, er bildet sich ein, er habe den Teufel gesehen.«

»Herr Gott, dich loben wir!« stöhnte der Meister, worauf er in die Kissen zurücksank, und der dürre Schneidergeselle setzte hinzu: »Ja alle Ewigkeit, Amen.«

»Den Teufel hat er gesehen!« rief der Armenarzt mit ernster Stimme und kopfschüttelnd; »ei, ei, das ist doch unmöglich. Den Teufel! das hätte ich mit erleben mögen. Meister Schwörer, Meister Schwörer! wie sah denn der Teufel aus?«

Es war gut, daß der Doktor ziemlich im Dunkeln saß und daß die Brillengläser seine Augen verdeckten; denn sonst hätte man sehen müssen, wie es in denselben lustig blitzte und funkelte, und wie um seine Mundwinkel ein eigenthümliches, zufriedenes Lächeln spielte.

»So was ist mir noch nicht vorgekommen,« sagte er nach einer Pause, »und Sie werden mir deßhalb zugeben, daß ich im ersten Augenblicke an das, was ich nicht gesehen, nicht glauben kann. Aber,« setzte er kopfschüttelnd hinzu, »der Teufel, item, Sie behaupten es; aber . . . aber . . .«

Bei diesen Worten beugte er den Kopf tief herab, bedeckte ihn mit seiner Hand und versank in tiefes Nachdenken.

Es war seltsam, daß im gleichen Verhältniß, wie des Doktors Kopf herabsank, sich der des Kranken erhob; ja, er blickte fast triumphirend auf seine Frau, als der Arzt schwieg, ohne ihn, wie er gefürchtet, tüchtig auszulachen.

»Item,« sagte der Armenarzt nach einem längeren Stillschweigen, erhob langsam seinen Kopf und schaute den Meister Schwörer mit dem leeren Blicke der Brillengläser

fest an, »es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erden, davon sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt – Horatio.«

»Zacharias,« verbesserte der Schneider, und fuhr dann mit etwas kräftigerer Stimme fort: »Es ist mir ein wahrer Trost, daß Sie es mir nicht machen wie die Frau da, und mir nicht abstreiten wollen, was ich heute Nacht erblickte. – – Ja, ich habe den Teufel gesehen, er stand dort vor jenem Fenster.«

»Angethan mit der Höllenlivrei, mit langem, schlep-pendem Mantel, der da gefertigt ist aus den Flammen des unterirdischen Sündenpfuhls, mit glühenden Augen und schrecklichen Hörnern, gezeichnet durch langen Schweif und flammenspeiend zum Grauen der Gottlosen,« las der dürre Schneidergeselle mit schnarrender Stimme und einem wahrhaft verzückten Blicke.

»Nicht ganz so,« erwiderte Meister Schwörer; »in Roth war er gekleidet, das ist wahr, hatte auch feurige Augen und Hörner, aber von den Flammen und dem Schweif habe ich, Gott sei gelobt! nichts gesehen.«

Nach diesen Worten herrschte eine so tiefe Stille in dem Zimmer, daß man die Taschenuhr auf dem Nach-tischchen picken hörte, und von oben aus der Werkstatt herab eine feine Stimme, welche sang:

»Strümpf' und Schuh', Strümpf' und Schuh',
Laufen dem Teufel barfuß zu,«

worauf ein Chor einfiel:

»Zum Zippel, zum Zappel, zum Kellerloch 'nein, Alles muß versoffen sein.«

»Hören Sie, Herr Doktor,« rief die Frau erboßt, »wie sie es droben treiben, während hier der Meister krank im Bette liegt, weil er sich einbildet, den Teufel gesehen zu haben? Nein, Herr Doktor, nehmen Sie mir's nicht übel, ich hatte gehofft, Sie würden ihm den Kopf zurecht setzen und ihm sagen, wo der Teufel eigentlich steckt. Ich weiß es. Nicht vor dem Fenster treibt er sich herum, sondern hier im Hause ist der Teufel, und jetzt, wo mir einmal die Galle überläuft, soll es mir auf ein paar Dutzend Worte mehr oder weniger nicht ankommen.«

»Frau!« rief der Meister mit zürnender Stimme, setzte aber gleich darauf ziemlich affektirt matt hinzu: »Doch was ereifr' ich mich? Allerdings weißt du am besten, wo der Teufel steckt. O du mein Gott!«

»Der liebe Gott,« rief Madame Schwörer immer heftiger, »der weiß nichts von dir und deinen Freunden! Ja, und jetzt will ich auch anfangen zu glauben, daß der Teufel gestern Nachts zum Fenster hereingesehen hat. Dem gefällt freilich die Wirthschaft hier – zwinkere nur mit deinen Augen! Und Er, Elberfelder, lass' er Sein scheinheiliges Maul herabhängen! Vor dem Herrn Doktor da brauch ich mich nicht zu geniren, das ist der Armenarzt, und daß wir in seine Praxis hineinfallen, dafür sorgst du aufs beste. Hat der Mann nicht eine Kundschaft gehabt!« wandte sie sich fast weinend an den kleinen Doktor; »die vornehmsten Herrschaften ließen bei ihm arbeiten, und

gern bei ihm arbeiten, denn was damals aus der Werkstatt des Meisters Schwörer kam, das konnte sich sehen lassen. Aber wie hat sich das geändert! – Statt nach den Gesellen zu sehen und nach den Hosen und Röcken seiner Kundschaft, bekümmerte er sich um die Wilden in Amerika, die doch dazu bestimmt sind, daß sie herumlaufen, wie sie Gott erschaffen. Und statt sich um sein Rechnungsbuch zu bekümmern, ließ er das liegen, weil er zu dem Comité gehört, das sich zur Aufgabe macht, armen Leuten mit allerhand confusen Büchern den Kopf zu verrücken. Ja, Herr Doktor, ein Kunde nach dem andern verläßt uns, und meinen Sie, er mache sich was daraus? O nein, das nennt er höchstens eine heilsame Strafe für seine Sündhaftigkeit. Daß ich aber und die armen Kinder am meisten dabei gestraft sind, darüber macht er sich keine Gedanken!«

Meister Schwörer hatte bei diesem Ergüsse seiner Ehehälfte den Kopf auf die Seite gelegt; der Elberfelder schien eifrig in seinem Buche zu lesen, und der Armenarzt allein, an den die Rede hauptsächlich gerichtet war, mußte sie Auge gegen Auge aushalten, was er denn auch heldenmüthig that und sich nur leicht duckte, wie ein Hund im strömenden Regen. Was sollte er thun? Er war klug genug, für Niemand Partei zu nehmen, weßhalb er das beste Mittel ergriff und, als Arzt handelnd, die Frau bat, mit ihren Vorwürfen einzuhalten, indem diese bei dem Zustande ihres Mannes nicht zuträglich seien. Dann erhob er sich, faßte mit wichtiger Miene nochmals den Puls des Kranken und verordnete ein Senf-Fußbad, so wie bei

sich mehrender Hitze im Kopfe Umschläge von kaltem Wasser.

»Was Sie gesehen haben wollen, bester Meister Schwörer, darüber kann ich mit Ihnen nicht streiten, denn ich hab' es ja nicht gesehen. Uebrigens glaub' auch ich nicht, daß sich der Teufel sichtbar herumtreibt. Wer weiß, was Ihnen vor die Augen gekommen ist! Einer der zufällig vorüberging, ein später, harmloser Wirthshausgast.«

»Nein, nein,« sagte der Meister kopfschüttelnd.

»Jemand, der zufällig an Ihrem Fenster stehen blieb, Jemand in einem langen Mantel, mit Roth ausgeschlagen. Daß es solche Mäntel gibt, müssen Sie ja am besten wissen. Item etwas ganz Unschuldiges, das Sie, durch mir unbekannte Nebenumstände veranlaßt, erschreckte. Item, wer wird sogleich an den Teufel glauben?«

»Aber die Nebenumstände!« seufzte der Kranke, »der Gott ...« – doch war er nicht im Stande, den Satz zu beenden. Madame Schwörer, welche kluger Weise vorhersah, daß die Rede auf den verschwundenen Lehrling kommen würde – und das wollte sie vermeiden – war leise zu Häupten des Bettes getreten, that, als wolle sie ihrem Manne das Kissen ein wenig aufschütteln, benutzte aber zugleich diesen günstigen Moment, um ihm einen Zipfel desselben so heftig unter die Nase zu drücken, daß ihm sein Wort plötzlich abgeschnitten wurde. Dieses Manöver begleitete sie mit einem gelinden Puff und flüsterte ihm in die Ohren: »Halt doch dein Maul!« worauf sie laut fortfuhr: »Was kümmern den Herrn Doktor die Nebenumstände? Ich versichere dir, Zacharias, es ist so, wie er

gesagt. Ein Nachtwandler, dem es Spaß gemacht, stehen zu bleiben und in unser Fenster zu blicken, vielleicht ein Bekannter, der uns über die ganze Sache noch aufklären wird,« setzte sie mit Beziehung hinzu.

»Also ein Senf-Fußbad und kalte Umschläge,« wiederholte der Armenarzt, nachdem er seine Brille fest auf die Nase gedrückt und sich vom Stuhle erhoben. »Mein Herr College, der Sie gewiß im Laufe des Tages besucht, wird damit einverstanden sein. Und was den Leipziger anbelangt,« wandte er sich an die Meisterin, »so werde ich morgen nach ihm sehen. Er soll nichts Fettes essen und Brodwasser trinken so viel er mag. Item, die Sache wird sich bald geben. Adieu.«

Damit ging er ruhigen Schrittes zur Thür, von Madame Schwörer begleitet, die ihm mit leiser Stimme zu wiederholten Malen versicherte, es sei nichts als eine Narrheit von ihrem Manne, und sie wolle ihm das Fußbad schon gehörig mit Senf würzen, und ihm kalte Umschläge um den Kopf machen, daß er auf andere und gescheidtere Gedanken käme.

Draußen auf der Straße saß die gut erzogene kleine Fanny und wartete geduldig auf die Rückkunft ihres Herrn, wie sie und ihre Kameraden es an allen Häusern zu halten pflegten, wo der Arzt seine Besuche machte.

Nach dieser Visite schritt der Doktor mit sichtbarem Vergnügen und außerordentlichem Wohlbehagen durch die Straßen. Es schien ihm förmlich in den Beinen zu zucken, als wollten diese zuweilen einen Hopser machen,

während sich der Kopf dagegen außerordentlich ehrwürdig und ärztlich steif hielt; zuweilen aber, wenn gerade keine Leute desselben Weges wandelten, zuckte ein fröhliches Lachen über sein Gesicht, er schnalzte alsdann mit den Fingern, was Fanny für ein Zeichen nahm, in die Höhe zu springen, und worüber dann der kleine Doktor wieder eine solche Freude äußerte, daß man den Moment herankommen sah, wo Beide um die Wette durch die Straßen capriolen würden.

Dabei hatte der Armenarzt eine eigenthümliche Gewohnheit angenommen, der er sich aber nur überließ, wenn er gut gelaunt war. Es war eigentlich eine Unart, die er dann auszuüben pflegte, indem er sich nämlich durch ein einziges Wort oder auch durch eine vollständige Bemerkung in das Gespräch der Vorübergehenden mischte, was meistens mit großem Erstaunen aufgenommen wurde, ihm oft aber auch eine pikante Antwort eintrug, Letzteres aber nur von solchen Leuten, die ihn nicht kannten.

FÜNFTES KAPITEL. IN EINEM ALTEN HAUSE

Während der Doktor durch die Straßen ging, ließ er seiner Lust und Laune alle Zügel schießen, ermahnte saumselige Schulbuben, ihre Classe nicht zu vergessen, und zwei Dienstmädchen, die sich eben zu einem längeren Gespräch anschickten, konnte er mit der Frage: »Und was macht die Suppe unterdessen?« aus aller Fassung bringen.

So ging er seines Weges, und wenn auch nicht dieselben Straßen, die er heute Morgen schon einmal durchwandert, so doch der Richtung zu, wo sein Wohnhaus lag. Ehe er aber dasselbe erreichte, wandte er sich rechts, ging über den großen Marktplatz, bog von diesem in eine enge Gasse, und stand bald vor einem alten Hause mit hohem Giebeldache, dessen Eingangsthür, eigentlich ein Thor, weit offen stand. Es führte in eine große und geräumige Halle, die von massiven Steinpfeilern gestützt wurde und deren Decke, vom Alter geschwärzt, doch eine sehr kunstvolle Holzconstruction zeigte. Links von der Thür ging eine Treppe hinauf, breit, die Stufen von Eichenholz, ebenso das geschnitzte Geländer, eine Treppe, die einstens prächtig gewesen, im Lauf der Zeiten aber alt und wackelig geworden war und nur noch schwer zu erkennende Ueberreste ehemaliger Schönheit zeigte.

Während der Doktor hinaufstieg, krachten die Stufen bedenklich, und wo er das Geländer anfaßte, um sich darauf zu stützen, schien es dem Drucke nachgeben zu wollen; wenigstens wich es einen Zoll aus seiner Richtung, soweit nämlich die abgenutzten Zapfen, vermittels deren es in den Treppenlauf eingelassen war, nachgaben. Glücklicher Weise war die Treppe so breit, daß man weit genug von dem Geländer entfernt bleiben konnte, was aber nicht sehr angenehm war; denn wenn die Stufen auch unten durch das Eingangsthor erhellt wurden, so befanden sie sich doch schon bei der ersten Wendung in ziemliche Dunkelheit gehüllt, und ein einziges Fenster auf dem Gange des ersten Stocks war so mit Staub- und

Spinnweben bedeckt, daß es nicht mehr im Stande war, Dienste zu leisten.

Der Armenarzt stieg indessen höher hinaus in den zweiten und dritten Stock; letzterer befand sich schon im Dachstuhle, und die Wohnungen hier waren eigentlich auf dem Söller eingerichtet. Nur eine Leiter führte noch höher auf den obersten Boden des Hauses. Er ging auf eine Thür zu, die sich gerade gegenüber der Treppe befand, klopfte an, und als eine weibliche Stimme herein rief, öffnete er und trat in ein geräumiges Zimmer mit schiefen Wänden, welches sein Licht durch Dachfenster erhielt, die hinausgebaut waren und so eine ziemliche Vertiefung bildeten. Das Gemach mit weißen Kalkwänden war dürftig möblirt mit einem alten Tische und hölzernen Stühlen. Auf einem großen hölzernen Kasten, der in einer Ecke stand, lagen ein paar Rehfelle, und derselbe schien ein Sopha vorstellen zu sollen. Ueber ihm sah man an die Wand genagelt das Portrait eines eleganten jungen Mannes, welches mit einem darüber angebrachten Hirschkopfe mit starkem Geweih den Mittelpunkt einer Waffentrophäe bildete, die aus Hirschfängern, Jagdmessern, Büchsen und doppeläufigen Gewehren bestand. Trotz der Aermlichkeit des Zimmers sah es hier recht reinlich aus. Der Boden war sauber geputzt und mit weißem Sande bestreut. In einer der tiefen Fensterischen hing ein Vogelbauer mit einem Kanarienvogel. Der Ofen in der Ecke schien nicht geheizt zu sein, denn es war ziemlich frostig im Zimmer; hinter demselben sah

man eine Reihe von Schnüren bis zur anderen Ecke ausgespannt, auf welchen neben Wäsche zum Trocknen eine Anzahl von Pfannkuchen hing, die hier zur Zeit augenscheinlich zu einem besonderen Zwecke gedörrt wurden.

In der Fenstervertiefung unter dem Kanarienvogel saß eine Frau, die beschäftigt war, ein Kinderkleidchen zu flicken. Der Eigenthümer dieses Kleidchens kroch neben ihr auf dem Boden umher und bemühte sich, ein hölzernes Pferd zum Stehen zu bringen, was ihm aber nicht gelingen wollte, da dasselbe nur noch zwei Beine besaß, weshalb es immer nach der einen Seite umfiel. Die Frau mochte in den Dreißigen sein und war ein kleines mageres Weib mit blonden Haaren und einem guten, freundlichen Gesichte, welches aber deutliche Spuren von Kummer und Entbehrungen zeigte. Es war eine von jenen Physiognomieen, auf denen die Jugend nichts hinterlassen hat und in keinem Lächeln von Glück und Freude spricht. Ihr Anzug war ärmlich, aber nett und reinlich, wie ihre ganze Umgebung, ebenso das Kind am Boden, wenn auch dessen Röckchen vielfach geflickt war.

Beim Eintritt des Arztes blickte die Frau empor, und als sie den Besucher erkannte, wollte sie aufstehen, um ihm entgegenzugehen; doch ließ dieser, der sich mit einigen schnellen Schritten an der anderen Seite des Zimmers befand, das nicht zu, sondern bat die Frau, ruhig bei ihrer Arbeit zu bleiben.

»Mit uns macht man keine Umstände, Frau Brenner,« sagte er in freundlichem Tone, indem er sich einen Stuhl

nahm und im Niedersitzen den kleinen Buben, der erwartungsvoll zu ihm empor sah, auf den Kopf pätschelte – »Und was macht Palmarum?« fragte er.

»Franz befindet sich wohl,« entgegnete die Mutter und blickte mit inniger Liebe auf den Knaben.

»Palmarum,« wiederholte der Doktor lachend, indem er das zerbrochene Pferd in die Hand nahm und bemerkte, in welchem trostlosem Zustande sich das Spielzeug des Knaben befand, »da müssen wir nächstens einmal für ein neues Pferd sorgen; doch mußt du dir vorderhand zu helfen wissen. Schau' her: wenn ein Pferd nur zwei Beine hat, so lehnt man es an die Wand, daß es nicht umfallen kann. Item, nun steht es. So, – so, – wenn du dir das merkst, so kannst du um das ganze Zimmer herumcarriolen.«

Der Knabe, offenbar vergnügt über das gute Auskunftsmittel, befolgte den gegebenen Rath und kroch mit dem kleinen hölzernen Gaul an den Wänden umher. »Da ich gerade in der Nähe war,« sagte der Armenarzt, nachdem er dem Spiel des Knaben eine Weile zugeschaut, »so konnte ich es nicht versäumen, einmal von selbst wieder nach Ihnen zu sehen, denn rufen lassen Sie mich doch nicht, Frau Brenner; Sie sind eine geizige Frau, die mich nicht brauchen mag, item, die mir nichts zu verdienen geben will.«

Bei diesen Worten fuhr ein trübes Lächeln über die Züge der Frau; dann versetzte sie mit sanfter Stimme: »Gott

sei Dank, daß wir Ihrer Hülfe in der letzten Zeit nicht bedurft haben; aber wenn Sie kommen, freut es mich gewiß, Herr Doktor; Sie sind immer so guter Laune, und es ist gerade, als wüßten Sie eine Krankheit schon im voraus zu bannen.«

»Ja, wenn das wäre, Frau Brenner, so könnten wir uns Geld genug verdienen; aber es gibt auch Leute, denen meine heiteren Worte zuwider sind. – Apropos, was macht denn die Großmutter?«

»Sie sitzt wie gewöhnlich in ihrem Zimmer und näht. – Sie werden sie doch auch besuchen?«

»Versteht sich. Später werde ich nach ihr sehen. Eigentlich aber,« fuhr er mit einem Male ernster werdend fort, »hätte ich mit Ihrem Manne zu sprechen. Er ist wohl nicht zu Hause?«

»Nein, nein,« erwiderte die Frau; »er ist nicht da, wird auch erst gegen zwölf Uhr zum Essen kommen.«

Bei der Erwähnung ihres Mannes hatte sie die Arbeit in ihren Schooß sinken lassen und blickte den Doktor fragend, fast ängstlich an.

»Machen Sie nur kein so wichtiges Gesicht,« sagte dieser lächelnd; »weiß der liebe Gott, ich glaube, schon eine Frage allein kann Sie in Angst versetzen!«

»Ach ja,« versetzte sie; »Sie haben nicht ganz Unrecht, denn wenn man nach ihm fragt, so hat es selten was Gutes zu bedeuten.«

»Nun, was macht er denn?«

»O, er ist im Ganzen recht zufrieden; auch fiel in der letzten Zeit nichts vor. Wir nehmen uns aber auch alle

in Acht. Wissen Sie, lieber Herr Doktor,« setzte sie gutmüthig hinzu, »mein Mann hat eigentlich einen recht harten Dienst, und wenn er müde und verdrießlich nach Hause kommt, so wundert es mich gar nicht, daß er wegen jeder Kleinigkeit heftig wird. – Haben Sie ihm was Unangenehmes zu sagen?« fragte sie plötzlich nach einem augenblicklichen Stillschweigen.

Der Doktor hatte seinen Stockknopf unter das Kinn gestützt, und da er seine Augen aufwärts gegen die Helle wandte, so sah man nichts als die spiegelnden Brillengläser. Auf die Frage der Frau schüttelte er gleichmüthig mit dem Kopfe und erwiderte: »Eigentlich Unangenehmes habe ich nicht, ich wollte nur ein paar Worte mit ihm reden wegen des Gottschalk.«

»Was ist denn mit Gottschalk?« fragte die Frau besorgt, während der Blick ihres Auges plötzliche Angst verrieth. »Hat es etwas mit seinem Meister gegeben? – Doch nichts Schlimmes, will ich hoffen?«

Der Armenarzt schüttelte den Kopf und entgegnete so ruhig wie möglich: »Frau Brenner, regen Sie sich nicht immer so auf; jetzt zittern Sie schon wieder an Leib und Seele, das sehe ich Ihnen an, und wenn ich Ihren Puls untersuche, so schlägt er geschwinder, als nöthig ist.«

Die Frau antwortete nur durch ein trübes Lächeln; um aber den Armenarzt von ihrer Ruhe zu überzeugen, nahm sie ihre Arbeit wieder auf; doch schien ihre Hand in der That die Nadel nicht so fest zu führen, wie einen Augenblick vorher.

»Der Gottschalk war gestern Abend da?« fragte der Doktor.

»Ja, bis nach Neune. Ich glaube, es war schon ein Viertel, und da lief er eilig weg.«

»Und als er an das Haus seines Meisters kam, war die Thür schon verschlossen.«

»Das hab' ich mir gedacht,« sagte die Frau mit leiser Stimme, »und da wird man mit ihm gezankt haben. Es ist ein armes Kind, der Gottschalk.«

»Allerdings könnte er eine angenehmere Stelle haben. Ist er denn eigentlich mit Lust an das Schneider-Handwerk gegangen?«

»Ach, das könnte ich gerade nicht behaupten,« entgegnete die Frau; »doch wenn es geblieben wäre, wie es Anfangs war, so würde es ihm in der Werkstatt immer noch gut genug gefallen. Mein Mann verschaffte dem Meister Schwörer sämtliche Livreen seines Herrn, und dafür versprach der Meister mir Wunder was, wie gut es Gottschalk in der Lehre haben und was er alles lernen sollte.«

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

»Mit den Livreen,« fuhr die Frau fort, »dauerte es übrigens nicht lange. Alles im Hause der Herrschaft war unzufrieden, und so machte sie Meister Schwörer einmal und dann nicht wieder. Mit dem Verlust der Kundschaft war aber Gottschalk's gute Zeit vorbei, und wenn er auch anfänglich Lust zum Schneider-Handwerk hatte, so ist ihm die jetzt gänzlich vergangen. Und das wissen auch Sie, Herr Doktor – eine Sache, bei der man nicht recht mit Leib und Seele ist, kann nicht gelingen.«

»Hm, hm!« machte der Armenarzt, »das sehe ich wohl ein und der Gottschalk ist sonst ein folgsames und gutes Kind.«

»Ich kann nicht besonders über ihn klagen,« erwiderte die Mutter; »das Einzige, was ich auszusetzen hätte, er kann zuweilen überlustig sein und gibt manchmal zu gescheidte Antworten für sein Alter.«

Das Letztere, obgleich es ein Vorwurf sein sollte, sagte sie doch mit einem Anfluge von Wohlbehagen.

Der Doktor stützte das Kinn aus den Knopf seines Stockes, und es war komisch anzusehen, wie er den Kopf scheinbar auf diesem hin und her bewegte.

»Item,« sagte er nach einer Pause, »auf diese Art wäre es mit dem Schneider-Handwerk nichts.«

»Das will ich nicht denken,« sprach fast erschrocken die Frau; »was sollte man denn mit dem Buben anfangen? Um Gott, nein, da würd' ich einen schönen Spektakel mit meinem Mann erleben! Aber was sehen Sie mich so sonderbar an, Herr Doktor?«

Bei diesen Worten ließ sie ihre Arme in den Schooß sinken und blickte ihrerseits den Arzt an, aber nicht nur sonderbar, sondern im höchsten Grad erschrocken. Man sah, wie sie mühsam athmete.

»Frau Brenner,« erwiderte ernst der Armenarzt. »Sie werden mir zugeben, daß es mit Ihnen schwer ist, irgend etwas Geschäftliches zu besprechen. Jetzt thun Sie gleich wieder und schauen mich so entsetzt an, als müßte ich Ihnen das größte Unglück verkünden, und ich habe Ihnen, weiß Gott, nichts Schlimmes zu sagen.«

»Aber doch etwas zu sagen,« entgegnete die Frau mit leiser Stimme.

»Ja, allerdings; einen Rath zu geben oder einen von Ihnen zu hören. Doch können Sie nicht von mir verlangen, daß ich mich von Ihrer Alteration aus dem Concept bringen lasse. Item, was ich Ihnen zu sagen habe, das will ich Ihnen nicht verschweigen. Aber wir wollen hineingehen zur Großmutter, die ist so resolut, daß sie im Nothfall uns Beiden was abgeben kann.«

Die Frau nickte leicht mit dem Kopf, stand auf den Vorschlag sogleich aus und ging an die Thür des Nebenzimmers, die sie öffnete, worauf sie hineinschaute, ein paar Worte sprach und dann den Armenarzt bat, näher zu treten.

Dieser hatte unterdessen in der Geschwindigkeit dem kleinen Bübchen aus einer Verlegenheit und aus der Ecke geholfen, denn dort hing die Wand schief in das Zimmer hinein, und der hölzerne Gaul mit zwei Füßen wollte trotz der größten Bemühungen weder gerade stehen bleiben noch fortmarschiren, sondern fiel hartnäckig auf die Seite, was der Doktor dadurch zu umgehen wußte, daß er den Gaul in einen spitzen Winkel mit der Wand brachte, worauf das Bübchen vergnügt lächelte und die Promenade um sämtliche Zimmerwände ihren ungestörten Fortgang nahm.

Frau Brenner war unterdessen in das Nebenzimmer getreten, hielt aber die Thür geöffnet und winkte nun dem Arzte, näher zu kommen.

Dieses Gemach, welches der Armenarzt betrat, war viel kleiner als das erstere, und wenn es auch im Allgemeinen ebenso einfach, fast ärmlich möblirt war, so sah man hier doch manches, was an bessere Tage der Besitzerin erinnerte. So hatte das einzige Fenster Vorhänge von gestreiftem Kattun, auf einer Commode in der Ecke befand sich ein elegant zu nennendes Kistchen von polirtem Holz mit Messingbeschlägen, das Bett hatte eine saubere weiße Decke und über demselben sah man in einem Goldrahmen die lithographirten Portraits eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame.

Die Bewohnerin dieses Zimmers, nicht nur von der Brenner'schen Familie, sondern auch von allen ihren Bekannten die Frau Großmutter genannt, saß nahe bei dem Fenster in einem so bequemen als soliden und schönen Lehnstuhl. Es war das eine stattliche Frau, welche man nicht in diesem Hause und in dieser Umgebung zu finden erwartete, eine Frau, deren Aeußeres nicht unpassend erschienen wäre im reichsten Sammtfauteuil im elegantesten Salon, dessen Wände mit seidenen Tapeten bedeckt wären. Sie bot in der That einen eigenthümlichen Anblick, die Frau Großmutter, und wenn man sie dasitzen sah nähend oder mit der feinen weißen Hand ihr Buch haltend, so hätte man glauben können, eine Dame aus hohem Stande mache sich das Vergnügen, vielleicht zu ihrem Zeitvertreib oder ihrer Belehrung das Leben einer geringen Familie, wie die des Jägers kennen zu lernen.

Die Frau mochte im Anfang der Sechziger sein; ihr ehemals schwarzes Haar war stark ergraut, und auf dem

immer noch schönen Gesichte bemerkte man Spuren tiefen Leidens. Wenn sie lächelte, so war dieses Lächeln schmerzlich anzusehen, und dabei zeigten sich sehr markirte Züge um Nase und Mund, die sich freilich wieder glätteten, wenn sie ruhig um sich blickte, aber doch nicht so ganz vergingen, um nicht auf dem unteren Theile dieses edlen Kopfes etwas wie Müdigkeit und Abspannung zu hinterlassen. Nur die Augen glänzten ungetrübt und in wunderbarer Frische. Es war das ein prachtvolles Auge, tief dunkel und um so glänzender hervortretend, da das ganze Gesicht der alten Frau mit einer krankhaften, fast erschreckenden Blässe bedeckt war.

Als der Doktor in das Zimmer trat, nickte die Großmutter lächelnd mit dem Kopfe, ohne aber nur den geringsten Versuch zu machen, sich von ihrem Stuhl zu erheben. Der ganzen Haltung, namentlich aber dem imponirenden Blicke der Frau nach zu urtheilen, hätte man dieses Sitzenbleiben für Stolz halten kömien, aber das war es nicht. Die arme Großmutter konnte leider nur mit fremder Hülfe von ihrem Stuhle aufstehen; sie war seit zehn Jahren gelähmt, und wenn auch der obere Theil ihres Körpers mit vollkommener Freiheit und ungeschwächtem Vermögen wirken und handeln konnte, wenn auch ihre geistigen Fähigkeiten nicht im Geringsten gelitten hatten, so war sie dagegen, was den unteren Theil ihres Körpers betrifft, hilfloser als ein neugeborenes Kind.

Die Großmutter war in ihrer Jugend Kammerfrau einer vornehmen Dame gewesen. Damals hatte sie durch einen

Sturz mit dem Wagen einen schweren Fall gethan, durch den ihr Rückenmark, wenn auch scheinbar sehr leicht, verletzt worden; doch dauerte es nicht lange, so zeigten sich schon die Spuren ihrer jetzigen Krankheit. Mit einer Willenskraft, die ihres Gleichen sucht, hielt sie sich manches Jahr aufrecht und besorgte ihre häuslichen Geschäfte, wenn auch oft unter fürchterlichen Schmerzen. Endlich mußte sie ihren Dienst aufgeben und heirathete einen Mann, den sie seit ihrer Jugend gekannt und doch nie kennen gelernt hatte. Sie war unglücklich mit ihm, und als er bald nach der Geburt ihrer einzigen Tochter starb, sah sie ihre geringe Habe so zusammengeschmolzen, daß sie nur im Stande war, durch die angestrengteste Arbeit ihrer Hände sich und ihr Kind zu erhalten. Einige Jahre darauf starb ihre ehemalige Herrin und hinterließ ihr zum größten Glücke, im Andenken an die vielen guten und treuen Dienste, welche sie ihr geleistet, ein kleines Jahrgehalt; denn nun trat die Zeit ein, wo sie an ihren Stuhl gefesselt blieb und ihren Arbeiten nicht mehr nachgehen konnte. Aber das Maß ihres Unglücks sollte deßhalb noch nicht gefüllt sein. Ihre einzige Tochter, welche sie so sorgfältig als möglich erzogen, welcher sie, nachdem sie herangewachsen war, Auszüge aus ihrer eigenen Ehestandsgeschichte, wenn auch auf die schonendste Weise für den verstorbenen Vater, zu Nutz und Frommen mitgetheilt, beging den thörichten Streich, sich nicht nur in ihren jetzigen Mann zu verlieben, sondern

Umstände herbeizuführen, welche der armen Mutter eine Einwilligung zur Heirath mit Herrn Brenner abzwangen.

Diese Heirath war nun in der That nicht gut ausgefallen. Herr Brenner, obgleich ein hübscher Mann, war ziemlich roh und jähzornig, und was er von Bildung besaß, schrieb sich vom Walde her und allenfalls aus dem Bedientenzimmer, nicht zu gedenken der kleinen Kneipen, welche der herrschaftliche Jäger mit seinen Kameraden häufig aufsuchte. Er war im Ganzen gerade kein böser Mensch, doch da sich die Familie stark vermehrt hatte und das Einkommen deßhalb nicht gestiegen war, so fehlte es trotzdem, daß die Großmutter den größten Theil ihrer kleinen Pension zum allgemeinen Besten hergab, doch an allen Ecken und Enden, und wenn Frau Brenner auch aufs Aeüßerste sparte, um die Schäden und Mängel des Hauswesens so viel als thunlich vor ihrem Manne zu verdecken, so gab es doch Fälle genug, wo ihre Armuth in gar zu nackter und abschreckender Gestalt zu Tage trat.

Wenn es auch nicht zu loben war, daß den Jäger ein peinliches Gefühl überschlich, wenn er aus dem von Ueberfluß strotzenden Hause seines Herrn, aus den glänzend erleuchteten warmen und duftigen Räumen über seine wackelige Treppe in die ärmliche Behausung stieg, so ist dieses Gefühl doch erklärlich, wie denn überhaupt Leute von wenig oder mangelhafter Bildung so gern geneigt sind, Vergleiche mit der Lage ihrer Nebenmenschen

anzustellen und sich durch den Unterschied unglücklich zu fühlen.

Wenn auch also die Großmutter zur Begrüßung des Doktors nicht aufstand, so sah man doch an der Art und Weise, wie sie ihm zunickte und die Hand gegen ihn bewegte, daß Beide recht gut mit einander bekannt waren. Der Armenarzt lächelte freundlich, als er die Schwelle des Zimmers übertreten hatte, neigte den Kopf ein wenig auf die linke Seite, wobei er die alte Frau forschend durch seine Brille ansah und sagte im fröhlichsten Tone von der Welt: »Sie werden mir zugeben, Frau Großmutter, daß ich kein Narr zu nennen bin, wenn ich heute wieder seufzend mein Bedauern ausspreche, daß wir Beide uns nicht früher kennen gelernt haben. – Na, das Paar! – Item, Frau Brenner« – wandte er sich an die Frau des Jägers – »Sie würden sich Ihres zweiten Papa's auch nicht zu schämen gehabt haben; denn das werden Sie mir zugeben, wenn bei mir eine Doktorin wäre, die mein Aeußeres pflegte und aufputzte, so sollten Sie Ihr blaues Wunder sehen. Item, es ist jammerschade.«

Ueber die Züge der alten Frau fuhr bei diesen Worten ein kurzes Lächeln, und sie gab dem Doktor zur Antwort: »Es ist von einem Arzte recht schön, wenn er seine Kranken mit kleinen Späßchen zu unterhalten weiß, und darin sind Sie Meister, Herr Doktor, das muß man Ihnen lassen.«

»Ja, wenn es nur ein Spaß wäre,« erwiderte komisch seufzend der Armenarzt; »aber, – item, sprechen wir von

etwas Anderem! Doch werden Sie vorher mir noch erlauben, zu bemerken, daß ich wahrhaftig nicht immer spaßhaft aufgelegt bin. Es gibt Leute genug, die mich zu ärgern verstehen, und in dem Falle kann ich sehr unangenehm werden.«

Bei diesen Worten war er an den Stuhl der alten Frau gelangt und bot ihr seine Hand, indem er hinzufügte: »Nun, wie geht's denn eigentlich, Frau Großmutter?«

»So gut wie möglich. Aber kommen Sie in der That nur hieher, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen?« sagte die alte Frau, indem sie ihn forschend ansah.

Der Doktor hustete leise hinter der vorgehaltenen Hand, schielte nach der Frau des Jägers hinüber und versetzte alsdann: »Großmutter, Großmutter! ich glaube, Sie sehen einem an, was man denkt. Doch werden Sie mir zugeben, daß zu wissen, wie Sie sich befinden, für mich immer eine Hauptsache ist. Daneben habe ich Ihnen freilich noch etwas vorzutragen, item, Ihren Rath zu hören.«

Die Großmutter blickte ihre Tochter an, worauf diese sogleich einen Stuhl herbeiholte, und während sich der Doktor niederließ, die Brille etwas fester an die Augen schob und dem Stocke mit dem silbernen Knopfe seinen gewöhnlichen Platz zwischen den Knien anwies, zog die Frau ein feines Taschentuch hervor, fuhr leicht über ihr Gesicht und richtete dann die großen, klaren Augen auf den Armenarzt.

»Es handelt sich um den Gottschalk,« sagte dieser; »und da ich weiß, daß Sie die langen Berichte nicht lieben, so will ich mich kurz fassen. Der Gottschalk war also

gestern Abend hier. Er hat sich ein bischen verspätet, und als er an die Hausthür seines Meisters kam, war diese verschlossen; er hatte aber nicht den Muth anzuklopfen.«

»Und es regnete so arg!« setzte Frau Brenner mit leiser Stimme hinzu.

»Ja, es regnete stark,« fuhr der Armenarzt fort; »item, der dumme Bube – dumm war er, das werden Sie mir zugeben, denn sonst hätte er tüchtig angeklopft – blieb im Regen stehen, was weiß ich, wie lange! item, vielleicht eine Stunde, anderthalb Stunden.«

Während die Großmutter ihre klaren Augen fortwährend ruhig auf den Erzähler richtete und sich kein Zug in ihrem marmorbleichen Gesichte bewegte, seufzte Frau Brenner tief auf, ihre Augen zwinkerten, und ihre blasen, dünnen Lippen zitterten eigenthümlich. Es muß für ein Mutterherz ein gar trauriges Gefühl sein, zu wissen, daß ihr Kind, nothdürftig bekleidet, bei Nacht und Regen stundenlang auf der Straße stehen mußte, und es fühlt das mit, als wenn es in demselben Augenblicke erst geschähe. Es hört den Wind sausen und sieht den Regen niederströmen. Es fühlt den einzelnen Tropfen, wie er sich langsam durch das fadenscheinige Röckchen durchdrängt und kältend den zarten, kleinen Körper berührt, den sie an ihrem Busen so oft gewärmt, die kleinen Schultern, Brust und Rücken, die sie mit Tausenden von Küssen bedeckt. Sie sieht ihn frieren, den armen kleinen Buben, und wenn sie das bedenkt, so möchte ihr Herz brechen, daß sie nicht in der Nähe war, um für ihn Regen und Wind auszuhalten. Jetzt aber hilft all ihr Denken

nicht mehr, selbst nicht einmal die zwei großen Thränen, die langsam über ihr bleiches Gesicht hinabrollen.

Die Großmutter sieht diese Thränen, doch schüttelt sie leicht mit dem Kopfe, und ihre Tochter bemüht sich, heiter auszusehen, besonders, da sie den Doktor hastig fragen muß: »Und nachher? – Und nachher?«

»Ruhig, ruhig, Frau Brenner!« entgegnete der Armenarzt, wobei er seinen Zeigefinger in die Höhe hob; »lassen Sie mir Ihre Alteration sein, Sie werden mir doch zugeben, daß ich nicht mit einem so vergnügten Gesicht vor Sie hintreten würde, wenn dem Buben irgend ein Unglück geschehen wäre.«

»Herr Gott im Himmel, habe Dank!« dachte die Frau.

»Item, es ist kein Unglück geschehen, – item, er hat die Nacht nicht auf der Straße zugebracht, wie Sie wohl glauben mögen; ich habe ihn heute Morgen schon gesehen, und es geht ihm gut.«

»Aber etwas Außergewöhnliches ist doch vorgefallen?« fragte die Großmutter.

»Allerdings; indessen bei aller Kälte und Nässe, die der arme Bube ausstehen mußte, doch etwas Lustiges, etwas ganz Lustiges. Es mochte also bald Elf geworden sein, Gottschalk stand noch immer auf der Straße; da kommt zufällig ein Bekannter von mir vorbei, ich kann Sie versichern, ein braver Mann. Sie kennen ihn nicht, Frau Großmutter, item, wohnt mit mir in Einem Hause, kommt also vorbei und sieht einen kleinen Buben in Regen und Wind vor dem Fenster stehen; und, daß ich's nicht vergesse, in dem wichtigen Augenblicke, wo sich der Gottschalk

ein Herz gefaßt hat, wo er an die Fensterscheiben geklopft und wo Meister Schwörer, aber erst auf Zureden seiner Frau, die nicht so übel ist, gerade den Hausschlüssel hinauswerfen will. – Nun werden Sie mir aber zugeben, wenn man Nachts so einen kleinen Mann allein auf der Straße stehen sieht, da hält man an und erkundigt sich nach dem Warum – so that denn auch mein Freund. Es ist das eine lange Gestalt mit einem bleichen und hageren Gesichte. Sein Mantel hatte ein blutrothes Futter, was weiß ich! Item, ich will zugeben, er sieht bei Nacht etwas unheimlich aus. Also, – während der Schneider den Schlüssel hinauswerfen will, sagte er zu Gottschalk, er sei ein gottloser Bube, und der Teufel werde ihn gewiß einmal holen. – Da auf einmal steht die lange Gestalt vor dem Fenster, – aber ich bitte Sie, Frau Brenner,« unterbrach sich der Arzt, »sehen Sie doch nicht so entsetzlich alterirt auf, sonst kann ich unmöglich weiter erzählen.«

»Aber es ist mein Kind!«

»Und, lieber Herr Doktor?« fragte die alte Frau mit ihrem ruhigen Blicke.

»Nun, Sie werden mir zugeben,« fuhr der Arzt lustig fort, »daß der Schneidermeister, dem der Kopf voller Dummheiten der Art steckt, des festen Glaubens ist, der Teufel sei wirklich erschienen und habe den Buben geholt.«

Bei diesen Worten zuckte die Mutter schmerzlich zusammen; doch faßte sie sich gewaltsam und fragte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: »Und Ihr Bekannter, jener Fremde?«

»Daß der empört war über des Schneiders Hartherzigkeit, brauche ich Ihnen eigentlich nicht zu sagen. Item, er nahm den Knaben nach Hause, hat ihn auf eine rührende Art gepflegt, – ja, Frau Brenner, auf eine rührende Art und nun ist er wohlbehalten und wohlversorgt, wie ich Ihnen schon sagte, in dem Hause, wo auch ich wohne.«

Die Großmutter hatte dieser Erzählung schweigend zugehört, und als der Doktor geendigt, sagte sie nach einer kleinen Pause: »Nun, was denken Sie?«

»Was ich denke?« erwiderte der Armenarzt, während er seinen Kopf in die Höhe hob und seine Brillengläser im Lichte glänzen ließ, »Sie werden mir erlauben, zu denken, daß man den kleinen Buben nicht mehr zu Meister Schwörer zurückgehen läßt.«

Frau Brenner hatte ihre Hände gefaltet und nickte mit dem Kopfe.

»Der Gottschalk hat einen aufgeweckten Kopf; schreiben und rechnen kann er wie ein Alter; und, Frau Großmutter, wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn sehr wohl leiden kann, so werden Sie mir zugeben, daß das auch etwas ist, obgleich ich weder reich noch vornehm bin. – Item, man sucht eine passende Beschäftigung für ihn, und über diesen Vorschlag wollte ich Ihre Meinung hören.«

»Aber mein Mann?« fragte besorgt die Frau des Jägers.

Der Doktor machte eine leichte Bewegung mit der Hand gegen die alte Frau, wobei er versetzte: »Das muß schon die Frau Großmutter so freundlich sein, über sich

zu nehmen. Ist sie doch die Einzige,« setzte er achselzuckend hinzu, »die mit dem Herrn Brenner gehörig fertig wird. Nicht wahr, Frau Großmutter?«

»Ich kann wohl sagen, er respektirt mich,« antwortete die alte Frau mit ihrem unbeweglichen Gesichte.

»Hat auch seine Ursachen, hat wahrhaftig seine Ursache,« versicherte der Armenarzt. »Item, man muß ihm Alles sagen; vor allen Dingen, daß der Schneider steif und fest glaubt, der Teufel habe den Buben – habe sich ins Spiel gemischt,« verbesserte er sich, als er bemerkte, wie Frau Brenner ihre Lippen zusammenpreßte. »Aber er darf Niemandem sagen, wo der Knabe ist, und Sie auch nicht, das muß ich mir ausbitten. Heute oder morgen muß Meister Schwörer hieher kommen, er muß das Verschwinden Gottschalks anzeigen, und das gibt einen kolossalen Spaß. Sie werden mir erlauben, daß ich mich wie ein Kind daran freue.« – Er rieb sich vergnügt die Hände. »Habe ich Recht oder Unrecht?« fragte er alsdann.

Der Mutter des Knaben mochte diese Geschichte nicht ganz behagen; sie schaute fragend auf die alte Frau, die mit ihren glänzenden Augen in weite, weite Fernen zu blicken schien und mit der Hand leicht über ihre Stirne fuhr.

»Meint Ihr nicht, Mutter?« fragte schüchtern Frau Brenner.

»Bst! bst!« sagte der Doktor mit einer abwehrenden Handbewegung, »die Frau Großmutter denkt nach und wird schon das Richtige finden.«

Darauf stützte er das Kinn auf den Stockknopf, blickte an die Decke empor, blinzelte mit den Augen und machte mit dem gespitzten Munde Bewegungen, als pfeife er irgend eine unhörbare Melodie. Nach einem längeren Stillschweigen hustete die Großmutter leise, fuhr mit dem Taschentuche abermals über ihr Gesicht und sagte dann mit einem kleinen, kleinen Lächeln: »Herr Doktor, ich habe Sie zu gern, um Ihnen den Spaß zu verderben, denn ich sehe Ihnen an, daß Sie viel Werth darauf legen. Thun wir also so, wie Sie wünschen. – Wenn dein Mann nach Hause kommt,« wandte sie sich an ihre Tochter, »so schicke ihn zu mir, ich werde ihm die Sache aus einander setzen, und dann kann er mit seinem früheren Freunde, dem Meister Schwörer, machen, was ihm gut dünkt.«

»Bravo! bravo!« jubelte der Arzt. »Und Herr Brenner ist der Mann, den Schneider tüchtig zwischen die Zange zu nehmen. – Verdient es auch, daß er ein bischen gekniffen wird. Das ist eine trostlose Wirthschaft in dem Hause. Mich dauern nur Weib und Kinder.«

»Er gehört zu den sogenannten Frommen?« fragte die Großmutter.

»O ja,« seufzte der Doktor, indem er auf eine wahrhaft komische Art die Augen verdrehte. »Zu denen, die immer eine halbe Elle Tuch mehr brauchen, als jeder andere ehrliche Schneidermeister, und die mit der glühenden Nadel nähen, so daß alle Nähte schon nach vier Wochen aus einander platzen. – Aber jetzt muß ich mich schleunigst entfernen,« setzte er hinzu, indem er aufstand. »Habe

heut Morgen schon ein paar kostbare Stunden verplaudert. Frau Großmutter, halten Sie mich in gutem Andenken. Einen der nächsten Abende werde ich wieder kommen und eine Partie Piquet mit Ihnen spielen, item, der Frau Großmutter das Geld abgewinnen.«

Die alte Frau lächelte ein klein wenig, worauf Doktor Flecker lustig rief: »Nun, das werden Sie mir aber doch wohl zugeben, und gnädigst erlauben, daß ich mein Geld nicht verliere; item, unter einer Quint und vierzehn Aß werde ich es schon gar nicht thun. – Adieu, adieu!«

Frau Brenner begleitete den Armenarzt auf den Gang hinaus; doch war dieser nicht der Mann, trotz der vorgeschützten Eile sich so schleunig zu entfernen. Zuerst blickte er nach dem Palmarum, der mitsammt seinem zweibeinigen Pferde aus dem Zimmer verschwunden war, und als er ihn auch draußen auf dem Corridor nicht sah, schien die halb angelehnte Küchenthür, durch welche dichte Wasserdämpfe herausqualmten, auf den Armenarzt eine besondere Anziehungskraft auszuüben.

»Da wüthet gewiß Indica,« sagte er. »Ich muß einen Augenblick nach Indica sehen.«

»Dort in der Küche sieht es aber gerade nicht schön aus,« meinte Frau Brenner.

»Nun also, dann ist es meine Pflicht, nach ihr zu sehen.«

Und ehe er diesen Satz noch ganz vollendet hatte, war er schon an der Küchenthür und öffnete sie weit. Hinter derselben befand sich ein geräumiges und sehr räucheriges Lokal mit einem großen Herde und einem schwarzen

Kaminschooß darüber, den man, sowie ein paar Schüsseln und Teller, die auf dem Rande desselben standen, nur in unsicheren Umrissen durch den qualmenden Wasserdampf hindurch bemerkte. Dieser Wasserdampf stieg aus einer großen Holzbütte auf, an welcher ein junges Mädchen stand, die man auch nur wie eine Nebelgestalt sah.

»Teufel, da wird stark gewaschen!« sagte der Doktor, der auf der Schwelle stehen blieb. Und Frau Brenner rief in die Küche hinein: »Margaretha, komm einen Augenblick heraus!« worauf das Mädchen hinter der Waschbütte vor und auf den Gang trat. Hinter ihr, sich mit der Hand an ihrem Rocke haltend, kam Palmarum, der die Abwesenheit der Mutter benutzt hatte, um einen Besuch in der Küche zu machen und sich dort auf seine Art nützlich zu beschäftigen.

Als der Armenarzt freundlich näher trat und der jungen Wäscherin seine Hand entgegen streckte, wich diese lächelnd zurück, wobei sie auf ihre Arme und Hände wies, die mit dickem Seifenschaum bedeckt waren. Trotzdem aber, sowie auch ungeachtet ihres ärmlichen Anzuges, mußte man dieses Mädchen mit Interesse betrachten. Sie war vielleicht siebenzehn Jahre alt, hoch, schlank, untadelhaft gewachsen, und dazu hatte die Enkelin der Frau Großmutter auf eine so merkwürdige Art deren schönes Gesicht geerbt, namentlich die großen strahlenden Augen, daß man hätte glauben sollen, man

sähe die alte Frau selbst, befreit von einigen vierzig Jahren, die mit Kummer und Entbehrungen aller Art ihre Züge verhärtet und mit jener so auffallenden krankhaften Blässe bedeckt hatten.

Margaretha war eine prächtige Erscheinung, und wie sie so vor dem kleinen Doktor stand, drückte dieser mit ausgesprochenem Wohlbehagen seine Brille fester an die Augen und blinzelte vergnügt nach dem schönen Mädchen hin.

»Du hättest mich nicht rufen sollen, Mutter,« sagte sie mit einer so sanften Stimme, daß sie fast nicht im Einklange stand mit der imponirenden Haltung und dem ausdrucksvollen Kopfe. »Ich muß mich ja schämen, wenn mich der Heer Doktor so sieht.«

»Possen, Possen!« versetzte dieser. »Sie werden mir zugeben, liebe Indica – Margaretha wollt' ich sagen,« verbesserte er seine Ansprache auf einen Blick aus ihren großen Augen. »Sie werden mir also zugeben, daß ein Arzt alle möglichen Toiletten sehen darf – sehen muß. Item, es war mir rein unmöglich, das Haus zu verlassen, ohne nach Ihnen gesehen zu haben. – Es geht Ihnen gut?«

»Ich danke, Herr Doktor,« sprach Margaretha; »mir fehlt nichts, und ich bin zufrieden.«

»Das ist ein Glück, liebes Kind, das ist ein großes Glück! Wer in unserer Stellung kann das von sich sagen? – Zufrieden! Ja, wenn man zufrieden ist, da ist man auch bedingungsweise glücklich. Und die Wäsche geht gut von der Hand?«

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

»Nun, dann bin ich für jetzt auch zufrieden,« sagte der gute kleine Armenarzt, wobei er trotz des Widerstrebens von Seiten Margarethens eine ihrer Hände ergriff und sie so herzlich schüttelte, daß der Seifenschaum in weißen Flocken umher flog und er sein Taschentuch hervor zog, um sich abzutrocknen. »Aber jetzt habe ich alle Zeit, fortzukommen,« rief er dann. »Behüt euch Gott mit einander!«

Damit war er schon an der Treppe und hüpfte hinab. Margaretha blieb noch einen Augenblick stehen, da ihr die Mutter etwas sagte, bevor diese in die Stube zurückkehrte; dann ging auch sie wieder an ihre Arbeit, gefolgt von dem kleinen Palmarum, der mit der rechten Hand ihren Rock festhielt, während er in der linken eine kleine Blechschale voll Wasser trug, worin das zweibeinige hölzerne Pferd lag.

SECHSTES KAPITEL. NADELSTICHE.

Wenn du ein Mann bist, geliebter Leser – und in diesem Falle ist die Einleitung zu vorliegendem Kapitel absonderlich für dich geschrieben – so hast du gewiß in deinem Leben schon Gelegenheit genug gehabt, Widerwärtigkeiten aller Art zu ertragen, Kummer und Verdruß über dich ergehen zu lassen, und warst stark genug, dich den Schlägen des Schicksals machtvoll entgegenzustellen. Du hast Verluste erlitten, schwere, unersetzliche; sie haben dich erschüttert, aber nicht gebeugt. Du sahst dich fast erdrückt von Verhältnissen, die feindlich auf dich einstürmten; du hattest die Kraft, sie einzeln zu beseitigen,

dich aus einem gefahrvollen Labyrinth zu befreien. Dein Muth stahlte sich an den Hindernissen, die dir in diesem Leben entgegentraten, deine Energie wurde scharf wie ein Rasirmesser, und wenn dich Jemand über den Löffel barbieren wollte, so kamst du ihm zuvor, und er verließ dich mit langer Nase und sehr glattem Kinn.

Ja, geneigter Leser, wer halbwegs ein Mann ist in der schönen Bedeutung des Wortes, wem ein frisches und kräftiges Herz in der Brust schlägt, der läßt sich nicht leicht niederbeugen von dem, was wir Schläge des Schicksals nennen. Er gleicht einem Bogen von sehr gutem Stahle, der freilich jetzt der Gewalt nachgebend, sich zusammendrücken läßt, um aber gleich darauf kräftig aus einander schnellend, den scharfen Pfeil in das Herz seiner Feinde zu schleudern. Mag sich sein Himmel noch so finster überziehen, er wartet getrost auf gutes Wetter; mag er augenblicklich unterliegen, er wird sich wieder aufrichten, um mit neuem Muthe seine Bahn zu wandeln.

So ist ein kräftiges Gemüth bei den großen Widerwärtigkeiten des Lebens. Aber wie das edle Roß, den Sporn nicht achtend, über Gräben und Hecken hinwegfliegt und alle großen Hindernisse, die ihm entgentreten, übersetzt oder durchbricht, und dagegen nicht im Stande ist, die Stiche blutdürstiger Insekten zu ertragen, sondern fort und fort wider sie schlagend und beißend sich abmüht und abplagt, bis es endlich ermattet zusammensinkt, was ihm selbst nie geschah nach Beendigung der längsten

und hindernißvollsten Bahn: so sind es auch für uns, geneigter Leser, nicht die gewaltigen Schläge des Schicksals, die uns darniederwerfen, sondern die kleinen, feinen Nadelstiche, die uns nach und nach mürbe machen.

Nadelstiche in dieser Bedeutung sind die kleinen, an sich wenig sagenden Ereignisse, die, im Einzelnen wohl erträglich, dagegen sich immerwährend folgend zu einer Kette bitterer Qual werden. Diese Nadelstiche entstehen oft aus den geringfügigsten und lächerlichsten Ursachen, sind aber im Stande, ein Leben zu vergiften. Leider kann man diese Nadelstiche nicht in ein System bringen; sie sind rein individuell; sie springen hervor aus den Worten, ja, Mienen deines Nächsten; sie treffen dich aus heiterer Luft, sie kommen aus dem Kissen, auf dem du sitztest; sie sind für dich Unglücklichen verborgen in Wasser, Feuer und Erde, kurz, in allen Elementen; sie lauern unter einem unerwiderten Gruße, sie stecken in einem zur Unzeit abgerissenen Hosenknopfe, sie machen sich fühlbar in engen Stiefeln, in einem plötzlichen Regenwetter, wenn du ohne Parapluie ausgehst, in einem Kothspritzen, wenn du, um einen Wagen zu ersparen, in lakirten Stiefeln zu Fuß zu einem Balle oder Diner gehst. Für den, der für diese Plagen inclinirt, sind sie miasmatisch; sie verfolgen ihn wie die Bremsen das arme Pferd, und wenn er selbst einmal einen ganzen Tag Ruhe gehabt hätte, so haben sie sich beim Zubettegehen vielleicht unter sein Lager versteckt, dessen Bretter aus einander brechen und ihn unfreiwillig auf den Boden niederlegen, oder sie dringen aus seinem Kopfkissen hervor und überfallen ihn in

Gestalt aufgeregter Nerven und lassen ihn während der ganzen Nacht keine Viertelstunde die heißersehnte Ruhe finden.

Aber wie es in dem Sprichwort heißt: Bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden, oder wie der Dichter sagt:

Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen

–

so sind die uns vom Schicksal und von den Verhältnissen gespendeten Nadelstiche nicht so tief treffend und schmerzhaft, als die, womit uns liebe Angehörige fortwährend bewirthen.

Ein trüber Tag, wenn rings am Himmel Regenwolken drohen und ein scharfer Wind durch die Straßen saust, ist nicht so geeignet, beim Aufstehen einen gleich frohen Muth zu verleihen, als wenn draußen vom klaren blauen Himmel die Sonne herab scheint, die ganze Welt freundlich küßt und mit einem so lieben Gruße erweckt, daß man nothgedrungen ebenso antworten und mit einem heiteren Gesicht in den jungen lachenden Tag hineinblicken muß.

Es ist also ein ziemlich bewölkter Himmel, die Straßen sind naß und schmutzig vom gestrigen Regenwetter, und der Rechtsconsulent Plager steht vor einem kleinen Handspiegel, den er an dem Fenster aufgehängt, eben im Begriffe, eine schwarze Halsbinde anzulegen. Er hat die beiden Enden derselben erfaßt, zieht sie rechts und

links von sich ab und scheint nicht dazu kommen zu können, den gewöhnlichen künstlichen Knoten zu machen. Auch blickt er neben dem Spiegel vorbei in den grauen Tag, und wenn man seine finstere, verdrießliche Miene betrachtet, die vorgeschobene Unterlippe und die zusammengezogenen Augenbrauen unter den tiefen Stirnrunzeln, so könnte man auf die erschreckliche Vermuthung kommen, der Rechtsconsulent habe gar nicht im Sinn, seine Halsbinde zu knüpfen, sondern er mache, an den beiden Enden ziehend, einen gelinden Selbstmordversuch.

Doch ist nach ein paar Sekunden die gefahrvolle Krisis überstanden. Der Rechtsconsulent spitzt seinen Mund, blickt seufzend in den Spiegel, und gleich darauf ist einer der zierlichsten Halstuchknoten fertig, welche man nur sehen kann. Das Zimmer, in dem sich der Rechtsconsulent befindet, ist hoch, geräumig, sanft erwärmt, und die Möbel in demselben zeugen von Wohlhabenheit. Es ist ein Schlafzimmer, das beweist das Bett in der ersten Ecke, und da in der linken Ecke noch ein anderes Bett steht, von seinem Besitzer augenscheinlich erst vor Kurzem verlassen, so kommen wir auf die Vermuthung, daß auch eine Rechtsconsulentin vorrätbig ist, und diese Vermuthung wird zur Wahrscheinlichkeit, da wir auf dem Fußboden vor dem zweiten Bette allerlei weibliche Kleidungsstücke – leider müssen wir sagen, etwas unordentlich zerstreut – umher liegen sehen

Ja, es existirt eine Frau Rechtsconsulentin; wir hören sie aus dem Nebenzimmer mit lautem Lachen einigen

Kinderstimmen antworten, die mit sehr vielem Geschrei ihre kleinen Bedürfnisse anzeigen. Der Rechtsconsulent hat indessen seine Toilette so weit hergestellt, daß er sie vermittelst einer Haarbürste vollenden kann. Doch sucht er dieses Instrument lange vergeblich auf seinem Toiletentische und sonst in seiner Stube herum, und als er es endlich unter einem Unterrocke findet, umdüstert sich seine Stirn wieder gewaltig, indem er bemerkt, daß die Haarbürste zum Abputzen von Stiefeln benutzt worden war. Nachdem er sie sorgfältig gereinigt, vertheilt er sein etwas dünnes Haar so kunstreich auf dem Kopfe, daß nirgends eine allzustarke Blöße sichtbar bleibt. Dann nimmt er den Spiegel von dem Fenster weg, öffnet die Flügel desselben und schaut einen Augenblick auf die Straße hinab, ehe er sich zum Frühstücke ins Nebenzimmer begibt, wobei er jedoch nicht vergißt, die entweihte Haarbürste unter dem Arme mit sich zu nehmen. Daß er zu gleicher Zeit über Damenstiefel, Strümpfe und sonstige umherliegende Kleidungsstücke wegsteigen muß, dient auch keineswegs dazu, seinen üblen Humor zu zerstreuen.

Besser wäre es übrigens gewesen, der Rechtsconsulent hätte noch etwas länger zum Fenster hinausgeschaut; denn das Nebenzimmer, wo sich die Familie zum Kaffee zu versammeln pflegte, war noch von einem Chaos beherrscht, das die Freuden eines behaglichen Frühstücks gerade nicht erhöhte. Auf einem großen runden Tische befanden sich Tassen, Kannen, Gläser, auch Brod

und silberne Löffelchen; doch schien alles das Platz genommen zu haben, wo es der Zufall eben hingeworfen. Dabei hatten sich diese Gegenstände scheu auf eine Seite des Tisches zurückgezogen, während an der andern zwei Kopfkissen lagen, auf welchen die beiden Kinder des Rechtsconsulenten, ein Knabe und ein Mädchen von fünf und sechs Jahren, noch sehr im Negligé saßen. Während die Rechtsconsulentin beschäftigt war, den einen Fuß des Mädchens mit einem Strumpfe zu bekleiden, versuchte eine ältere Frau, deren Bekanntschaft wir später ebenfalls machen werden, dem Kinde an dem andern Fuß den Schuh anzuziehen und das Band an demselben zu knüpfen, was ihr erst nach einigen Schwierigkeiten gelang, da dasselbe gestern Abend beim Ausziehen abgerissen war und jetzt wieder zusammengeknüpft werden mußte. Dem Knaben widmete sich die Magd des Hauses und bearbeitete sein Gesicht mit einem großen Schwamme; doch mußte sie dabei viel Kunst und Ausdauer anwenden, denn der Kleine fuhr schreiend mit dem Kopfe nach allen Seiten, was zur Folge hatte, daß die Wassertropfen aus dem Schwamme und vom Gesichte weit umher auf Kaffee, Milch und Brod spritzten.

Als der Rechtsconsulent ins Zimmer trat, blieb er wie erstaunt stehen und räusperte sich laut. Dann zuckte er die Achseln und sagte: »Aber, liebes Kind, wie oft soll ich dir es wiederholen, daß es denn doch beim Himmel nicht passend ist, die Kleinen auf dem Frühstückstische

anzuziehen! Abgesehen davon, daß in ihrem Schlafzimmer vollkommen Platz dazu ist, finde ich es sehr unappetitlich, mit Seife und Waschwasser neben Butter und Brod zu verkehren.«

»Du weißt aber auch, daß das selten geschieht,« entgegnete die Rechtsconsulentin, ohne aufzublicken. »Gott! man kann nicht immer, wie man will. Babette hat im Schlafzimmer aufgeräumt, weil dort gleich geputzt werden soll.«

»Das hätte man vorher thun können,« meinte der Rechtsconsulent. »Ich bemerkte dir nur, das Eßzimmer sei kein passender Ort zum Anziehen.«

»Es geschieht ja auch nie im Eßzimmer,« entgegnete die Frau in etwas gereiztem Tone.

»Nie?« fragte der Rechtsconsulent mit einem seltsamen Lächeln.

»Nie,« erwiderte bestimmt die Frau; worauf die ältere Dame, die noch immer an dem Schuh knüpfte, hinzusetzte: »Nein, Herr Schwiegersohn. Man zieht die Kinder nie im Eßzimmer an.«

Der Rechtsconsulent blickte duldend gen Himmel und murmelte, wie zu sich selber sprechend: »Also was ich mit meinen Augen sehe, ist nicht geschehen!«

»Und wenn es wirklich einmal geschehen wäre,« fuhr die Schwiegermutter fort, »so sind es ja Ihre Kinder, und da kann von unappetitlich doch keine Rede sein.«

»Ja, Mama,« setzte die Frau hinzu, »wenn man aber seine Kinder nicht besonders lieb hat, so findet man natürlicher Weise an den Würmern alles unappetitlich.«

»Das habe ich aber durchaus nicht gesagt, daß meine Kinder unappetitlich seien,« erwiderte der Rechtsconsulent mit sehr finsterem Blicke und indem er die Haarbürste wie einen Dolch faßte.

»Gesagt nicht, aber gedacht,« fuhr die Schwiegermutter fort, während sie sich erhob und dem kleinen Mädchen einen schmatzenden Kuß auf den Mund gab, wonach sie sagte: »Du armes Kind! wir mögen dich recht sehr, wenn dich auch dein Vater nicht leiden kann.«

Wieder blickte der Rechtsconsulent gen Himmel und begann nach Luft zu schnappen, wie ein Fisch auf dem Sande. Darauf erhob er drohend die Haarbürste und schien in Betreff derselben eine furchtbare Anklage formulieren zu wollen. Doch besann er sich eines Besseren und sprach mit ziemlich sanfter Stimme: »Ich habe bitten wollen, künftig meine Haarbürste nicht mehr zum Schuhabputzen zu gebrauchen.«

»Die Haarbürste zum Schuhabputzen!« rief Madame Plager scheinbar mit großem Erstaunen; doch war dieses Erstaunen offenbar etwas erkünstelt. – »Babette, weiß Sie was davon?«

Babette blickte in die Höhe und schüttelte den Kopf ebenfalls mit größter Verwunderung, daß es überhaupt nur möglich sei, eine Haarbürste zu etwas Anderem zu benutzen, als die Haare damit zu bürsten, wobei sie ausah wie ein Bild der Unschuld. Die Schwiegermutter aber zuckte mit den Achseln und sagte halblaut zu ihrer Tochter: »Laß es gut sein, Emilie. Er hat wieder einmal seinen

schlimmen Tag!« Worauf Beide auffallend seufzend wieder an ihre gemeinschaftliche Arbeit gingen, das kleine Mädchen anzuziehen, mit welchem Geschäfte sie denn auch nach einiger Zeit glücklich zu Stande kamen.

Nicht so gut gelang es der Babette, mit dem kleinen Schreihals fertig zu werden, der sich in den Kopf gesetzt hatte, ein gewisses Paar Beinkleider, schöne vortreffliche Höschen, durchaus nicht anziehen zu wollen.

»Aber, Fritzchen,« sagte schmeichelnd die Magd, »das sind ja dieselben Höschen, die du so gern anhast. Siehst du, mit Herrentaschen! Darin kannst du deine Pfennige und deine Bretzeln aufheben.«

»Ich will die anderen Hosen!« heulte Fritzchen.

»Aber die anderen Höschen sind noch von gestern naß und haben auch keine Herrentaschen,« schmeichelte Babette. Dann setzte sie leiser hinzu, um den Spektakel zu Ende zu bringen: »Wenn du die Höschen anziehst, so schenkt dir Mama einen Pfennig. Willst du?«

»Nein, ich mag nicht!« schrie sehr entschlossen der Sprößling des Herrn.

Dieser hatte sich nach der glänzend abgeschlagenen Haarbürstenattaque finster und grollend nach Art der Schildkröten, so viel als möglich, in sich selbst zurückgezogen, d. h. er hatte das Kinn in die Halsbinde vergraben, die Schultern sehr in die Höhe gezogen und seine Hände unter die Schöße des Fracks gesteckt, zwischen denen aber die Haarbürste hervorragte, hin und her wedelnd im zornigen Auf- und Abschreiten des Rechtsconsulten, wie der Schweif eines erzürnten Bullenbeißers.

– Ueberhaupt nicht besonders rosenfarben gelaunt, hatte die kleine Scene mit Frau und Schwiegermutter seinen Ingrimme merkwürdig gesteigert, und als in diesem Augenblicke sein Stammhalter und Erbe das zweite bedeutungsvolle: »Ich mag nicht!« ertönen ließ, wandte sich der Rechtsconsulent so heftig auf dem linken Absatz herum, daß die Frackschöße hinausflogen und zu gleicher Zeit die Haarbürste, deren Griff er losgelassen, um beide Hände frei zu bekommen.

Er brauchte aber auch in diesem Augenblicke seine beiden Hände. Mit dem rechten Arme hob er Fritzchen in die Höhe, worauf er mit der linken Hand einen unnennbaren Theil von dessen kleinen Körper kräftig zu bearbeiten begann, dabei ausrufend:

»Ei, du magst nicht, mein Sohn? – Ei, du magst nicht? Wirklich, du magst nicht?«

Wir würden in diesem Augenblicke Fritzchen Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, sein Geschrei habe sich verstärkt bei dieser unartigen Behandlung; im Gegentheil, die so plötzlich entwickelte väterliche Autorität wirkte in jeder Beziehung niederschlagend. Fritzchen schluchzte nur noch, aber so stark, daß ihn, wie man zu sagen pflegt, der Bock stieß, und dabei wandte er seine mit Thränen bedeckten Wangen der Babette zu, die sprachlos vor Erstaunen da stand und aus deren Gesicht man deutlich die Entrüstung darüber las, daß der Vater gewagt, sein unartiges Söhnchen abzustrafen.

Das kleine Mädchen aber, welches sich hinter den Tisch geflüchtet hatte, nahm sich begreiflicher Weise ihres Bruders an und schrie, als ob sie am Spieße stecke: »Mama, Mama, Großmama! der Papa bringt Fritzchen um!«

Der Papa aber hatte nach geschehener Züchtigung seinen Sprößling auf das Kissen niedergesetzt, und da der Zorn bei ihm gewachsen war, so achtete er nicht die drohenden Blicke seiner Schwiegermutter, mit welchen diese würdige alte Dame eilig herbeikam, Fritzchen in ihre Arme nahm und abküßte, eben so wenig den vorwurfsvollen Ausruf seiner Frau: »Geht denn der ewige Spektakel und das Lärmen über uns unschuldige Geschöpfe schon wieder los?« Er legte die Hände abtrmals auf den Rücken zusammen, dieses Mal ohne Haarbürste, und schritt im Zimmer heftig auf und ab, mit einigermaßen wilden Blicken, ungefähr wie die des Löwen, welcher Blut schmeckt.

Daß sich Fritzchens stilles Weinen unter den Trostesworten von Mama und Großmama zum lauten Geheul steigerte, braucht nicht bemerkt zu werden. Fritzchen war absolut nicht zu beruhigen und gab sich erst dann zufrieden, als Großmama mit einem majestätischen Blick auf ihren Schwiegersohn den Ausspruch that, »daß die anderen Höschen nicht anzuziehen seien, weil – weil – weil –«

»Sie inwendig zerrissen wären,« setzte Babette hinzu.

Umsonst warf der Rechtsconsulent einen drohenden Blick hinüber. Was konnte er machen? Einer gegen *Drei!*

und obendrein Ein Mann gegen *drei* Frauenzimmer! Er verbarg die Rechte unter seinem Frack auf der Brust, seufzte tief auf und verschwand zu seiner eigenen Beruhigung im Nebenzimmer.

Mittlerweile erhielten Mutter, Tochter und Magd die Zeit, der Kinder Toilette zu beendigen. Waschwasser, Schwämme und Kopfkissen wurden weggeräumt, die Tassen und Kannen an ihren Platz gerückt, und dann wurde berathschlagt, ob der Herr des Hauses überhaupt zum Kaffee zu rufen sei oder nicht, Großmama meinte, das Beste sei, sein eigenes bischen vorher mit Ruhe zu genießen; denn wenn er sich an den Tisch setzte, so wollte sie Hundert gegen Eins wetten, daß das Gezänke augenblicklich wieder losginge.

»Daran wird es nicht fehlen,« meinte seufzend und achselzuckend die Tochter. Babette sagte, »so ein Herr sei ihr noch nicht vorgekommen,« und das Töchterchen setzte hinzu: »Papa brummt immer.« Auch wollte sich die Letztere, nachdem der hohe Rath endlich beschloßen, der Rechtsconsulent sei doch zum Kaffee zu rufen, durchaus nicht dazu verstehen, diesen Auftrag auszuführen, und wer weiß, ob Papa seinen Kaffee nicht später aufgewärmt erhalten hätte, wenn er nicht in diesem Augenblicke von selber aus dem Schlafgemach ins Eßzimmer zurückgekommen wäre. Er hatte drinnen abermals zum Fenster hinaus geschaut, die frische Morgenluft hatte seine heiße Stirn gekühlt, der Gedanke an den langen Tag, den er vor sich hatte, an welchem er doch zu verschiedenen Malen seine Wohnung betreten mußte, und

wo es alsdann hart sei, immer die gleichen trotzig und verdrießlichen Gesichter zu sehen, hatte ihn versöhnlicher gestimmt, ja, ihn wirklich so weit beruhigt, daß er mit einem gleichgültigen Gesichte beim Kaffee erscheinen konnte, mit einem Gesichte, das sich sogar zu einem wohlwollenden Lächeln hätte verändern lassen, wenn sich eine passende Gelegenheit geboten haben würde.

Leider aber schien die Göttin der Zwietracht, Madame Eris, es heute Morgen auf das Haus des Rechtsconsulenten abgesehen zu haben, und wenn sie auch keinen goldenen Apfel ins Zimmer rollen ließ, so brachte sie doch eine andere Kleinigkeit herbei, die den Familienzwist aufs Neue aufflammen machte. Der Kaffee war eingeschickt, und während Großmama stolz, unbeugsam, mit dem Gesicht einer Siegerin ihre Nase erhob und um sich schaute, hatte sich die Tochter so weit besänftigt, um ihren Mann zu fragen, ob er vielleicht eine gute Nacht gehabt. Diese Frage beruhigte seine aufgeregten Nerven augenscheinlich, und er antwortete nicht nur: »O ja, recht ordentlich,« sondern fragte auch seinerseits: »Wie hast du geschlafen?« wobei er sogar hinzusetzte: »mein Kind.«

So weit war also Alles in bester Ordnung; es wurde Kaffee getrunken, Weißbrod eingetunkt, und wenn auch Louise zur Genugthuung der Großmama ihrem Vater halb den Rücken zukehrte, und Fritzchen sogar die Anspielung wagte, die Schläge, die er von Papa erhalten, thäten ihm gar nicht mehr weh, wenn auch Babette, ab- und zugehend, hinter dem Rücken des Rechtsconsulenten Zeichen des Erstaunens und der Geringschätzung mit

der Großmutter wechselte, so schien doch das Frühstück ohne besonderen Unfall zu Ende gehen zu wollen.

Da geschah es, daß Herr Plager, dessen Kaffee in der Tasse auf die Neige ging, im Reste mit dem Löffel umherrührte, und dieses mehrere Male that, wobei sich auf seinem Gesichte ein forschender und erstaunender Ausdruck kund gab. Offenbar hatte sein Löffel etwas gefunden, das weder Kaffee, Milch noch Zucker war. Nach abermaligem Umherrühren fischte er dieses Etwas glücklich heraus und fand, daß es eine braune Masse war, deren Substanz er nicht augenblicklich zu erkennen vermochte.

»Was hast du denn?« fragte Madame Plager, die mit argwöhnischem Blicke zusah.

»Ich finde da etwas in meinem Kaffee,« erwiderte der Rechtsconsulent, »was eigentlich nicht dahin gehört; doch kann das vielleicht vorkommen,« setzte er mit außerordentlicher Sanftmuth hinzu, »und es sei fern von mir, Vorwürfe machen zu wollen.«

»O Gott, er findet wieder etwas!« sagte halblaut die Großmama.

»Das werden Sie mir doch erlauben, Frau Schwiegermutter?« entgegnete der Hausherr. »Sieh doch zu, Emilie, was es sein kann. Man muß der Babette Sorgfalt und Reinlichkeit anempfehlen. Es ist etwas Zähes; sieh nur.«

Madame Plager betrachtete das im Kaffeelöffel Dargebotene und war schon im Begriff, es wegzunehmen, um alle Erörterungen abzuschneiden, als die Schwiegermutter entschieden sprach: »Darüber braucht man, weiß

Gott, keinen Lärm zu machen. Es ist nichts als etwas Rahm von der Milch mit Kaffee.«

»Von Lärmen ist keine Rede, Frau Schwiegermutter,« entgegnete, schon etwas gereizt, der Rechtsconsulent. »Daß es übrigens keine Milch und kein Kaffee ist, darauf können Sie sich verlassen.«

»Ich verlasse mich auf meine beiden Augen und auf sonst nichts,« versetzte die würdige alte Dame. »Sei so gut, Emilie, und sieh nach, ob ich nicht Recht habe. – Rahm und Kaffee,« setzte sie mit dem entschiedensten Tone von der Welt hinzu.

Madame Plager zuckte mit den Achseln und sagte dann: »Es scheint mir in der That, Mama hat Recht.«

»Diesesmal hat Mama nicht Recht.« erwiderte bestimmt der Rechtsconsulent. »Und um den Beweis zu führen, will, ich das *Corpus delicti* hier in dieses Wasserglas tauchen und dann vorlegen.«

Ehe er dies aber that, blickte der Hausherr beide Damen fragend an, und es hätte nur eines begütigenden Wortes bedurft, eines freundlichen: »Laß nur gut sein; ja, es ist etwas Ungehöriges, Babette muß sich künftig in Acht nehmen,« – so hätte der Rechtsconsulent die Sache augenblicklich fallen lassen. Als aber die Schwiegermutter wiederholte: »Milch mit Rahm, vielleicht auch ein bisschen Weißbrod,« und hinzusetzte: »Man ist ja glücklich, etwas zum Streiten zu finden,« fuhr das unbekannte Etwas ins Wasserglas und zeigte sich beim Herauskommen als ein ziemliches Stückchen Schwamm, dessen Herkunft wir dem geneigten Leser alsbald verrathen wollen.

Fritzchen hatte es nämlich von dem Waschschwamm abgerissen und zu seinem Zeitvertreib in die Kaffeekanne geworfen.

»Nun, ist das Rahm und Kaffee oder Weißbrod?« fragte triumphirend der Rechtsconsulent.

»Was sonst?« entgegnete die Schwiegermutter mit der größten Unbefangenheit, nachdem sie es einen Augenblick betrachtet.

»Sieh doch zu, Emilie, es ist vom Obersten der Milch mit Kaffee.«

Und dieses *ist* betonte sie so entschieden und sah dabei ihre Tochter so herausfordernd an, daß diese, obgleich mit etwas schüchternem Tone beistimmte.

»Das ist mir doch zu viel!« rief der Rechtsconsulent, wobei er sich mühsam bezwang; »ich will euch sagen, was es ist! – Schwamm ist es.«

»Aber wie soll der Schwamm hier auf den Frühstückstisch kommen?« meinte Madame.

»Das ist eine eigenthümliche Frage! Sind die Kinder nicht eben hier mit ihrem Schwamm gewaschen worden?«

»Gewaschen meine ich nicht, nur angezogen.«

»Nur angezogen, Herr Schwiegersohn. Wir wissen auch, was sich schickt, darauf können Sie sich verlassen.«

»Babette!« rief zornig der Rechtsconsulent, »hat Sie den Buben hier auf dem Tische gewaschen?«

»Ich?« entgegnete die Magd, nachdem sie einen schnellen Blick mit der Großmutter gewechselt; »angezogen,

mein' ich, hätt' ich den Kleinen hier, nicht wahr, Fritzchen? Deine Höschen von gestern habe ich dir angezogen.«

»Ja,« heulte der Knabe, denn er fürchtete eine neue Scene.

»Das geht doch bei allen Himmeln über jede Beschreibung!« rief nun zornig der Hausherr. »Ich sehe mit meinen eigenen Augen, wie die Kinder hier auf dem Frühstückstische gewaschen werden, und man will mir das abstreiten! Ich finde Schwamm in meinem Kaffee, und man will mich überreden, es sei Weißbrod mit Kaffee.«

»Schwamm im Kaffee!« rief Babette im Tone des größten Erstaunens. »Das ist ja rein unmöglich, Herr Doktor; das muß ich mir wahrhaftig verbitten. Ich bin sehr reinlich, das haben alle meine Herrschaften gesagt. Schwamm in einem Kaffee, den ich gemacht!«

»Ja, Schwamm, ins Teufels Namen!« schrie nun der Rechtsconsulent im höchsten Zorne. »Da schau' Sie her, Sie ordentliche Person!«

Mit diesen Worten hielt er der Magd das gewisse Etwas unter die Augen, worauf diese die Großmutter mit einem schnellen Blicke befragte.

»Es ist etwas vom Obersten der Milch mit Kaffee,« sagte die Schwiegermutter mit unverwüstlicher Ruhe.

»Ja, das ist es, Herr Doktor,« bekräftigte Babette in großer Eile. »Das kommt oft vor; ich habe es häufig schon in meiner eigenen Kaffeetasse gefunden. Nicht wahr, Frau Doktor, ich habe es Ihnen erst gestern gezeigt?«

Madame Plager nickte leicht mit dem Kopfe, dann wandte sie sich an ihren Mann, dessen Augen vor Zorn funkelten und der seine Hände zusammenballte.

»Aber laß es doch gut sein, Christian,« sagte sie alsdann, »das sind ja nur Kleinigkeiten. Wer wird sich um Kleinigkeiten streiten!«

»Um den Streit ist es ihm zu thun,« sprach großartig die Schwiegermutter.

»Nein, Madame, um den Streit ist es mir nicht zu thun!« rief der Hausherr mit lauter Stimme, »es ist mir nur darum zu thun, mich in meinem eigenen Hause nicht zum Narrn machen, mir nicht meine gesunden Augen wegdisputiren zu lassen. Die Sache an und für sich ist freilich eine Kleinigkeit; aber es ist keine Kleinigkeit, Ihre ewigen Rechthabereien anhören zu müssen. Ja, Madame, was ich hier in meiner Kaffeetasse gefunden, ist Schwamm und bleibt Schwamm in alle Ewigkeit!«

Wir können leider hierbei nicht verschweigen, daß der Rechtsconsulent, aufs Höchste gereizt, bei diesen Worten so heftig auf den Tisch schlug, daß die Kaffeetassen erschreckt in die Höhe fuhren, daß ein silberner Löffel klirrend zu Boden fiel, daß er selbst, zornig wie er war, aufsprang, seinen Stuhl, wenn auch unabsichtlich, mit großem Gepolter umwarf, daß die Kinder anfangen zu heulen und zu schreien, und daß die Schwiegermutter mit starker Stimme dazwischen rief: »Ich sage dir, Emilie, in deinem Hause ist es nicht mehr zum Aushalten!«

»O, wenn Sie das endlich einmal einsehen würden!« schrie ihr der Rechtsconsulent zur Antwort entgegen. »Das wäre freilich ein Segen für mich und das Haus!«

Wahrscheinlich würde sich dieser Streit noch länger fortgesponnen haben, wenn nicht in diesem Augenblicke die Klingel an der Hausthür ertönt wäre. Babette stürzte eilig hinaus, um zu öffnen, und der Rechtsconsulent, mühsam nach Fassung ringend, verließ ebenfalls das Frühstückszimmer und trat in den sogenannten Salon, der sich daneben befand.

Draußen auf dem Gange fragte eine tiefe Stimme, ob der Herr Doktor einen Augenblick zu sprechen sei, worauf Babette hereinkam, um diese Frage zu wiederholen. Doch richtete sie die Worte, im Gefühl ihrer tiefgekränkten Unschuld, an den Ofen des Salons, obgleich ihr Herr auf der andern Seite des Zimmers mit heftigen Schritten auf und ab ging, und setzte im mürrischen Tone hinzu: »Der Schreiber ist draußen.«

»Der Schreiber soll hereinkommen!« herrschte der Rechtsconsulent, wobei er die Rechte wieder unter den Frack schob und sich bemühte, mehr finster und mürrisch als zornig auszusehen. Die Thür öffnete sich langsam, und der geneigte Leser wird einiger Maßen überrascht sein, einen Bekannten eintreten zu sehen. Es war der lange Mann im Mantel, mit dem wir gestern Nacht gewandelt; doch hatte er dieses Kleidungsstück draußen abgelegt und zeigte sich jetzt in einem einfachen Tuchrock, den er bis unter das Kinn zugeknöpft hatte. Er drückte die

Thür leise hinter sich ins Schloß, machte seinem Chef eine tiefe Verbeugung und übergab ihm alsdann mehrere Briefe, die er, wie des Morgens sein Amt mit sich brachte, von der Post geholt.

»Es scheint mir nichts besonders Wichtiges darunter,« sagte er, während der Rechtsconsulent die Adressen überflog. »Nur Geschäftssachen im engsten Sinne des Wortes, durchaus nichts Privates.«

»So ist es,« erwiderte der Chef, indem er die Briefe zurück gab. »Legen Sie sie in der Schreibstube auf meinen Tisch, ich komme sogleich, und werde nachsehen. – Haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen?« fragte er nach einer Pause, als er bemerkte, wie der Schreiber gegen seine sonstige Gewohnheit nicht sogleich ging, sondern den Kopf erhob und ihn anblickte.

»Nur eine Kleinigkeit,« gab der lange Mann zur Antwort. »Der Herr Doktor sprach schon einige Mal davon, einen Incipienten annehmen zu wollen, der, ohne große Kosten zu verursachen, etwas zu leisten im Stande sei. Auch wünschten der Herr Doktor dazu keinen Schreiber anzustellen, der sonst wo gedient.«

»Ja, ja, ich erinnere mich,« versetzte mürrisch der Rechtsconsulent. »Doch was soll das jetzt?«

»Weil ich durch einen Zufall,« sprach bescheiden der Andere weiter, »einen jungen Menschen fand, eigentlich noch einen Knaben, der aber eine hübsche Handschrift besitzt, von ordentlichen Eltern ist und für dessen Treue und Verschwiegenheit ich in jeder Hinsicht wie für mich selber bürgen zu können glaube.«

Der Rechtsconsulent hatte während des Vortrags seines Schreibers seinen hastigen Spaziergang durch den Salon nicht unterbrochen, und wir müssen gestehen, daß er nur mit halbem Ohr auf die Rede desselben hörte. Seine Aufmerksamkeit war hauptsächlich den Reden der Schwiegermutter und der Frau zugewandt, die begreiflicherweise das Kaffeegespräch mit den ausgedehntesten Variationen fortsetzten. Zuweilen zuckte etwas auf dem Gesichte des Hausherrn, als bemühe er sich, milder gestimmt zu werden und als hege er sogar die Absicht, den häuslichen Frieden vielleicht durch ein begütigendes Wort wieder herzustellen. Wenn er aber alsdann die Ursache dieses Streites, die er zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand fest hielt, zufälliger Weise wieder betrachtete, so warf er den Kopf in die Höhe, sein Schritt beschleunigte sich, und er schnaubte gewaltig durch die Nase.

»Und was meinen der Herr Doktor von meinem Vorschlage?« fragte der Schreiber nach einer Pause, offenbar in der Meinung, sein Chef ziehe die Sache, so heftig auf und ab rennend, in Erwägung.

Hätte nur nicht in diesem Augenblicke die Schwiegermutter sehr laut und sehr vernehmlich gesagt: »Und er mag sagen, was er will, und streiten, so lange er Lust hat, es ist doch nichts als eben diese Lust zum Streiten, und was er in seiner Tasse gefunden, war harmloser Kaffee und etwas Sahne.«

Bei diesen Worten hielt der Rechtsconsulent mit einem förmlichen Ruck in seinem Spaziergang inne, und schien

sich heftig ins Eßzimmer hineinbewegen zu wollen. Doch besann er sich gleich darauf eines Andern, fuhr mit der Rechten, wie um sich zu besänftigen, von der Stirn herab über sein ganzes Gesicht und trat dann nahe vor seinen Schreiber, indem er demselben mit der linken Hand das *Corpus delicti* unter die Augen hielt.

»Wollen Sie mir gefälligst sagen,« sprach er darauf mit merkwürdig ruhiger Stimme, »was ich hier zwischen meinen Fingern halte.«

Der lange Mann blickte hin und antwortete: »Das ist ein Stückchen Schwamm.«

»Nicht wahr – Schwamm?«

»Ja wohl, Herr Doktor, Waschschwamm.«

»So ist es! – Waschschwamm.«

Und dies sagte er mit erhobener Stimme, indem er den Kopf gegen das Nebenzimmer wandte.

Dort war es mit Einem Male still geworden und diesen Augenblick benutzte der Schreiber, um seine Frage wegen des anzustellenden Incipienten zu wiederholen, worauf der Rechtsconsulent, offenbar milder gestimmt durch das Zeugniß seines Untergebenen, demselben zur Antwort gab: »Lassen Sie Ihren Empfohlenen gelegentlich in die Schreibstube kommen, ich will ihn dort ansehen.«

Der lange Mann verbeugte sich tief und verließ geräuschlos das Zimmer.

Da der Rechtsconsulent einen Unparteiischen gefunden, der ihm vollkommen Recht gegeben, und der dieses Urtheil mit so lauter Stimme gesprochen, daß es

die Damen im Nebenzimmer nothwendig hören mußten, so fühlte er sich mit Einemmale zur Versöhnung geneigt und war im Begriff, ins Eßzimmer zurückzugehen und sogleich die Hand dazu zu bieten. Hätte nur die unglückselige Schwiegermutter in diesem Augenblicke nicht gesagt: »Daß er seinem Schreiber ein Stück Schwamm gezeigt, ist wohl möglich; aber wo er diesen Schwamm hergebracht, mag Gott wissen! Daß im Kaffee kein Schwamm war, dafür will ich meinen Kopf verwetten!«

Als der Rechtsconsulent das hörte, stand er erstarrt, und alle menschlichen Regungen schmolzen aus seiner Brust hinweg, wie nächtiger Schnee an einem warmen Aprilmorgen. Er trat festen Schrittes ins Eßzimmer, halb und halb mit der Absicht, fürchterliche Musterung zu halten. Doch als er Frau und Schwiegermutter sah, namentlich die Letztere mit hoch erhobener Nase, um den Mund einen Zug kühler Verachtung, da zuckte er gelinde mit den Fingern und war im Zweifel darüber, sollte er heftig losbrechen oder gelinde anfangend sich in einen tüchtigen Zorn hineinsteigern. Er wählte das Letztere, war aber kaum über den unglückseligen Waschwamm hinausgekommen, als ihn Mama mit Ernst und Strenge unterbrach.

»Herr Schwiegersohn,« sagte sie aufstehend und indem sie, mit halb zugeschlossenen Augen und herabhängender Unterlippe auf eine eigenthümliche und sehr

bekannte Art mit dem Kopfe wackelte, »Herr Schwiegersohn, es handelt sich jetzt nicht mehr um Waschwamm oder nicht. Die Sache ist an sich vollkommen gleichgültig. Du lieber Gott (dabei blickte sie schmerzlich in die Höhe), wir sind Ihre Heftigkeiten schon so gewohnt, daß es uns einerlei ist, wegen welcher Kleinigkeit Sie gerade losbrechen. Wissen Sie, Herr Schwiegersohn, losgebrochen muß einmal sein, und wenn Sie gerade nichts loszubrechen haben, so brechen Sie was vom Zaun, um loszubrechen.«

Bei dieser Redewendung warf sie einen triumphirenden Blick auf ihre Tochter, schüttelte aber dabei ihre Hand heftig gegen den Eidam, um ihn zum Schweigen zu veranlassen, und fuhr fort: »Ja, Herr Schwiegersohn, es handelt sich nicht mehr um die bewußte Kleinigkeit.«

Der Rechtsconsulent, der sich ordentlich duckte unter diesem heftigen Wörtersprudel, blickte seine Frau an, welche mit schmerzlicher Ergebung hinzusetzte: »Ja, Christian, das hättest du nicht thun sollen. Wenn wir uns auch viel von dir gefallen lassen, und uns gern in deine Launen fügen – Gott! und wir müssen uns in viele deiner Launen fügen –«

»In unzählbare,« sagte die Schwiegermutter.

»So hättest du doch das nicht thun sollen,« fuhr die Frau fort.

»Ja, ums Himmels willen, was denn?« fragte fast bestürzt der Rechtsconsulent, indem er in seinen Gedanken

hastig um Sekunden, Minuten, Stunden, ja, Tage zurückwühlte, um etwas zu finden, worauf diese Rede passen könnte.

»Er fragt noch!« sagte groß die Schwiegermutter.

»Gewiß, so kann man nicht leben,« meinte die Frau, wobei sie wie gekränkt und getäuscht den Kopf schmerzlich bewegt in die Hand sinken ließ.

Der Rechtsconsulent wußte nichts Besseres zu thun, als ein Bild des höchsten Erstaunens darzustellen, indem er beide Hände ausspreizte, den Mund etwas öffnete, die Augen weit aufriß und mit dem Kopfe schüttelte.

»Was in der Familie geschieht, Herr Schwiegersohn,« fuhr die Großmutter nach einer augenblicklichen Pause fort, »das bleibt in der Familie und ist, wenn es auch unsere Herzen tief verwundet hat, für die äußere Welt doch so gut wie nicht geschehen. Aber was soll man von einem Manne denken, der fremde Personen, seine Untergebenen, zwischen sich und die Familie stellt, der ein Unrecht offenkundig macht, das er freilich selbst begangen, der sich selbst und die Seinigen blamirt, indem er aller Welt zuruft: Seht her, so lebe ich in ewigem Zank und Streit mit den Meinigen! – Pfui, Herr Schwiegersohn! Ich habe viel von Ihnen erwarten können, aber das geht doch über alle Beschreibung.«

Die letzten Sätze hatte sie schneller und mit gesteigerter Stimme gesprochen und auf diese Art ihrem Schwiegersohn kaum ihre Meinung so zu sagen an den Kopf geworfen, als sie sich umwandte und ins Nebenzimmer rauschte und, so siegreich abziehend, dem Missethäter

und ihrer Tochter das Feld ließ, welch' letztere aber augenblicklich den Faden des Gespräches aufgriff und, ehe der Rechtsconsulent zum Worte kommen konnte, hervorschluchzte: »Ja, Christian, das hättest du nicht thun sollen. Das haben Mama und ich nicht um dich verdient. Gott! ich kann mich ja vor keinem Menschen mehr sehen lassen. Muß man nicht mit Fingern auf mich zeigen? Und dir ist es nicht genug, daß es Nachbarn und Dienstboten erfahren, wie du Frau und Kinder mißhandelst, nein! du sorgst auch in deiner unverständigen Wuth dafür, daß es die Stadt und das Land erfahre. O, ich armes, unglückliches, tiefgekränktes Weib!«

Damit fing sie an zu weinen und stürzte ins Schlafzimmer, wo die Kinder nur auf diesen Moment gewartet zu haben schienen, um ein allgemeines Geheul anzustimmen, das von der Schwiegermutter in den Zwischenpausen durch entrüstetes Räuspern und sehr bezeichnenden Husten accompagnirt wurde.

Dieses war einer von den schrecklichen, schon öfter dagewesenen Augenblicken, wo das Ungeheuer von einem Rechtsconsulenten im Zweifel war, ob er nicht in der That wirklich zu schlecht für diese Welt sei und sich nach einem Ausweg aus derselben umzusehen habe, oder ob er nicht mit geraden Füßen in die Höhe springen, sich verschiedene Male im Kreise herumdrehen und mit dem Kopfe irgend eine beliebige Thür einrennen solle. – Doch entschied er sich nach einiger Ueberlegung für keinen dieser Ausbrüche wilden Zornes, vielmehr dämmerte eine stille, aber innige Wuth in seinen Blicken auf;

er biß die Zähne über einander, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und spazierte ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Dieses Mittel wirkte beruhigend, und als er sich noch zu größerer Besänftigung mehrere Male an die Stirn geklopft, konnte er ziemlich gelassen seinen Hut nehmen, ja, er vermochte es über sich, draußen auf dem Hausflur, als er des tief entrüsteten Dienstmädchens, der Babette, ansichtig wurde, und als er bemerkte, daß die Thür seiner Schwiegermutter ein wenig offen stand, mit zarter Beziehung die sanfte Melodie zu pfeifen:

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn.

Damit hatte er die nothwendige Fassung errungen, um ohne Aufsehen bei den Hausleuten drunten vorbeigehen zu können und so auf seinem Bureau zu erscheinen, wie es die Welt von einem glücklichen Gatten und Familienvater verlangt. – Doch wehe in solchen Augenblicken irgend einem juridischen Gegner! Da saß er hinter den trüb angelaufenen Fenstern seiner Schreibstube, eine erzürnte, brummende, aber fleißige Biene, auf vergilbten Aktenbündeln – Gift und Galle zusammentragend.

SIEBTES KAPITEL. JOCKEY UND GÄRTNER.

Es thut uns außerordentlich leid, daß es uns auch dieses Mal nicht erlaubt ist, den Namen der Stadt anzugeben, in welcher diese vollkommen wahrhaftige Geschichte spielt; es thut uns das in der That sehr leid, denn wir haben großen Schaden dabei. Ist doch der Leser z. B. des französischen Autors viel mehr zu Hause und fühlt sich

viel besser in die Situation hinein, sobald unser glücklicher College anfängt: »Wenn man sich am Ende des *Boulevard des Capucins* rechts um die Madelaine herum wendet, so kommt man nach wenigen Schritten in ein Gewirre kleiner Gäßchen und Straßen, die mit ihren in der That armseligen Häusern so auffallend abstechen gegen die Quartiere des Glanzes, welche wir so eben verlassen,« u. s. w. u. s. w. Ja, daß wir nicht im Stande sind, den Schauplatz dieser Geschichte ebenso genau zu bezeichnen, ist ein Unglück. Es klang so angenehm und schön, von einer existirenden Stadt, einer wirklichen Straße, einer noch vorhandenen Hausthür und einer darauf noch ebenfalls sichtbaren Nummer zu sprechen. Leider aber schieben unsere kleinlichen Verhältnisse für uns arme deutsche Schriftsteller in dieser Richtung zu große Riegel vor; denn selbst unsere großen Städte sind nicht groß genug, um in manchen Fällen eine genau erwähnte Straße und sicher bezeichnete Hausnummer zu vertragen. Wollten wir etwa, was diese Erzählung anbelangt, dieselbe nach Köln verlegen und einen unangenehmen Charakter, setzen wir den Fall, im Hause Hochstraße Nr. 157 existiren lassen – wir wissen in der That nicht, ob es dort nur eine Nr. 157 gibt – so wäre der Eigenthümer dieses Hauses im Stande, uns zu näherer Erklärung auf die hochweise Polizei zu laden, und mit der Polizei, das gestehen wir offen, haben wir nicht gern zu thun, obgleich sich sehr charmante Leute bei ihr befinden sollen.

Wenn wir uns auch in diesem Punkte bis jetzt der größten Discretion befließigt haben, so ist uns doch schon

sehr oft der Fall vorgekommen, daß wir uns, bildlich zu reden, einen Herrn auf den Hals geladen, der zufällig eine große Nase hatte, oder eine Dame mit einer scharfen Zunge, die gern in Kaffee-Gesellschaften zu gehen pflegt. Und namentlich Letzteres kann sehr unangenehme Folgen haben. Wie oft schon haben wir betheuern müssen, dieser und jener Charakter sei nie dagewesen und eine vollkommene Erfindung des Verfassers! Der verständige Leser wird schon begreifen, warum wir beim Schreiben dieses Satzes gelinde hinter der vorgehaltenen Hand husten. Genug, es ist traurig für uns, so eingeschränkt zu sein, und dieser einzige Grund könnte uns veranlassen, später einmal eine Geschichte zu schreiben, die vor ein paar hundert Jahren gespielt; denn da könnte man sich schon gehen lassen und wäre jeder Controle, allen Nachweisungen, sowie allen unangenehmen Höflichkeiten und angenehmen Grobheiten enthoben.

Für jetzt aber sind wir in der Gegenwart, und der geneigte Leser wird uns hoffentlich glauben, daß die Stadt, in der wir uns jetzt gerade befinden, irgendwo ihre Grenzen hat, daß dann alte Thore kommen, die aber nicht mehr wie früher am Rande tiefer Gräben stehen, vor sich schwere Zugbrücken mit eisernen Ketten, daß vielmehr diese Zeichen einer früheren finsternen und gewaltigen Zeit jetzt nur noch aus Pietät beibehalten sind und oft mitten in freundlichen Spaziergängen stehen zum Schein die Straße sperrend, obgleich rechts und links von ihnen für die ganze Bevölkerung Platz genug ist, um hinaus zu gehen. In so weit behaupten übrigens die alten Thürme

noch ihr früheres Recht, indem sie trotzig mit gespreizten Beinen auf den gangbarsten Straßen stehen, die von der Stadt auslaufen. Eine dieser Straßen zieht sich einige hundert Schritte von dem Thorbogen, unter dem sie entspringt, entfernt nach der linken Seite, einen Theil der Stadt umkreisend, an könne sie sich nicht vom Anblick derselben trennen, und beschreibt so einen ziemlichen Bogen um die ehemaligen Stadtmauern, ehe sie sich, und wir glauben, mit einem tiefen Seufzer, davon ab und ins freie Land hinaus wendet. An diesem Bogen nun haben Leute, denen es darum zu thun war, frischere Luft zu schöpfen und doch in der Nähe der Stadt zu sein, gar hübsche Wohnungen erbaut, die in oft sehr großen Gärten liegend, alle Reize von Landhäusern haben, und es doch wieder ihren Eigenthümern gestatten, in der kürzesten Zeit bei allen Vergnügungen der Stadt zu sein. Diese Landhäuser, bald groß, bald klein, folgen einander in einer langen Reihe und zeugen bald von mehr oder minder großem Reichthum, sowie von geringem oder großem Geschmack ihrer Erbauer. Mitunter liegen sie anspruchslos hinter kleinen Gärtchen und sind alsdann unbedeutende Gebäude, mit einem übermäßig großen Balkon, der auf hölzernen Säulen ruht und sich im Sommer, wenn Jungfernreben und wilde Rosen ihn umschlingen, recht artig ausnimmt. Neben ihnen sieht man vornehme, ernste und stille Gebäude, die sich im Gefühl ihrer Würde weiter von der gemeinen Straße zurückgezogen haben und diese mit Mauern und weitem Gitterthor von sich abschließen, während sie aus ziemlicher Entfernung,

halb versteckt zwischen hohen Bäumen, dem ordinären Getreibe da draußen gerinschätzig zuschauen.

Wenn wir ein paar Minuten auf der Straße fortspaziert sind, so kommen wir an eines der eben erwähnten Gitterthore, welches weit geöffnet ist und uns nicht nur einen Blick, sondern auch im Gefühl unserer unsichtbaren Eigenschaften den Eintritt in den dahinter liegenden Garten gestattet. Dieser Garten ist sehr groß und scheint das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Vorn an der Straße ist das Terrain den materiel- len Gewächsen gewidmet, und trotz dem herbstlichen Anstrich, den das Ganze hat, sieht man jetzt noch, wo sich Gemüesfelder und dergleichen befanden. An diese stoßen weiter nach dem Hause zu immergrüne Tuja- Hecken, hinter welchen die ordinäre Prosa, bei der wir eben vorbeigekommen, aufhört und die Poesie der Gartenwirthschaft anfängt. Freilich sind die hohen Stämme großer Rosenpartien des herannahenden Winters wegen niedergelegt; doch sieht man deutlich, welche hervorragende Stellung sie im Sommer einnehmen und wie sie den Zweck haben, die Aussicht auf die eben erwähnten nützlichen Anlagen zuzudecken. Hinter diesen Rosen kommen in großer Mannigfaltigkeit Blumengruppen der verschiedensten Art, das heißt zur Sommerzeit, wie sich von selbst versteht, mit Rasenplätzen untermischt, welche von zierlich arrangirten Gebüschgruppen bedeckt sind, die, vom niedersten Gesträuch anfangend, sich bis

zu einer kolossalen Linde, Kastanie oder Blutbuche erheben, um drüben wieder ebenso abfallend an einen Rasenplatz zu stoßen oder an neue Blumengruppen, und so immerfort – man könnte glauben, bis in die Unendlichkeit hinein; denn der Erfinder dieser Parkanlage hat dafür gesorgt, daß man von der Einfriedigung derselben nie etwas gewahr wird, bis man im wahren Sinne des Worts mit der Nase darauf stößt. Wandeln wir auf dem geraden Wege vom Eingangsthore beschaulich fort, so sehen wir alle diese verschiedenen Blumengruppen und Gebüschpartien und endlich auch das reizende Wohnhaus, von weißem Steine aufgeführt, mit Balkonen, Terrassen, hellen Fenstern, freundlich und heimlich hervorblickend aus einem Kranze riesenhafter Bäume, die es auf drei Seiten wie ein grüner Gürtel, wie eine freundliche Umhüllung umgeben, und zwischen welchen hindurch das Haus den Blick nach der Stadt zu frei hat. Auf dieser Seite befindet sich ein großer Rasenplatz, in der Mitte mit einem Springbrunnen, vor welchem sich der Weg in zwei Arme theilt, die sich hinter demselben an der Hauptthür wieder vereinigen. Rechts führt einer dieser Arme an die nothwendigen Nebengebäude, Stallungen und dergleichen; links an die Gewächshäuser, welche mit dem Wohnhause durch eine hohe Glasgalerie in Verbindung stehen, die zugleich als Wintergarten benutzt wird.

Alles, was man hier im Garten und Park sieht, zeugt von musterhafter Ordnung und Reinlichkeit. Die herabgefallenen herbstlichen Blätter sind sorgfältig aus den

Wegen hinweg und in die Gebüschgruppen hinein kehrt, wo sie, dem ewigen Kreislauf der Natur gemäß, wieder zu derselben Erde werden, aus welcher sie emporgesproßt. Die jetzt leeren Parteen, wo man im Sommer Blumen in tausendfarbiger Pracht sieht, sind theils zum Winterschlafe vorbereitet, theils schon wieder sauber ge-ebnet und mit schützendem Stroh bedeckt, so anzeigend, daß hier Hyacinthen, Crocus, Tulpen, Schneeglöckchen in zarter Zwiebelumhüllung schlummern und nur auf den ersten Kuß des Frühlings warten, um uns freundliche Vorboten zu sein einer neuen glücklichen Zeit.

Auch im Gemüsegarten sind ganze Partien zugedeckt mit grünem Tannenreis, und während sich unsere heimatlichen Bäume und Gesträuche des kräftigen Winterwetters freuen und die nackten Aeste nicht ohne Behagen den rauhen Winden darbieten, haben sich Rhododendron und Azaleen unter schützende Strohdecken zurückgezogen und befinden sich einzeln stehende Magnolien unter ihrem warmen Wintermantel.

Auf dem Kieswege, der Rasenplatz und Brunnen umgibt, bemerken wir ein elegant gesatteltes Pferd von hochbeiniger englischer Abkunft, das von einem sehr kleinen Groom mit außerordentlich kurzen Beinen geführt wird. Beide verhalten sich ungefähr zu einander wie der Affe zum Kameel, und wenn der kleine Reitknecht, die Hände, in denen sich die Zügel befinden, auf dem Rücken, langsam vorwärts schreitet, so muß sich der Kopf des großen Thieres ziemlich weit herabbeugen,

um auf die goldene Troddel der blauen Jockey-Mütze seines Führers zu stoßen. Dabei sieht das Thier mit seinen hellen freundlichen Augen lustig in die Welt, während der kleine Jockey, der ein schon ziemlich altes Gesicht hat, außerordentlich verdrießlich um sich blickt. Beide haben Brunnen und Rasenplatz nun ein paar Mal umschritten, und wenn der Jockey bei diesem Spaziergange gegen das Haus hinschreitet, so versäumt er nicht, zu den Fenstern des Gebäudes hinauf zu blinzeln, wo sich aber immer nichts sehen läßt, was er einer fortgesetzten Aufmerksamkeit für werth erachtet; denn er wendet ebenso gleichförmig wieder um, wobei er höchstens einen Zungenschlag laut werden läßt, oder die ermunternden Worte: »Vorwärts Lord, vorwärts!«

Jetzt sind die beiden wieder einmal in die Nähe der Gewächshäuser gekommen, deren Fenster der heute ziemlich angenehmen Luft wegen geöffnet sind, und wo man einen Gärtner sieht, der in blauer Jacke und grüner Schürze beschäftigt ist, ein Bouquet zu winden. Der Gärtner blickt den Groom an und der Groom den Gärtner, und da der erstere hierbei ein ziemlich piffiges Gesicht macht, so sieht sich der kleine Reitknecht veranlaßt, stehen zu bleiben, worauf der große Lord es ebenso macht, und nun der Gärtner seinerseits, da er durch seine Mienen die Bewegung dieser wichtigen Geschöpfe gestört, es auch für seine Schuldigkeit hält, irgend eine geistreiche Bemerkung von sich zu geben.

»Nun, Friedrich,« sagte er, »du hast doch wahrhaftig ein Leben wie Gott in Frankreich. Das wechselt ab

mit Spazierengehen und Reiten; du bist ein Glückskind. Wenn du noch lange lebst und recht groß wirst, da kannst du es zu was bringen.«

Der Jockey blickte hierauf trotzig den Gärtner an, und nachdem er vor sich auf den Kies gespuckt, entgegnete er: »Ich möchte wissen, woher es eigentlich kommt, daß Ihr den ganzen Tag zu schlechten Späßen aufgelegt seid, so daß nie ein ernstes Wort aus Euch herauskommt.«

»O, das ist sehr einfach,« lachte der Gärtner, »das macht, weil ich mir bei meinen Blumen ein kindliches Gemüth bewahre und mich nicht über jede Kleinigkeit erzürne.«

»Und wer erzürnt sich über jede Kleinigkeit?«

»Na, du, Friedrich, das wirst du wohl nicht läugnen wollen. Bist sonst so ein verständiger Kerl; mußt dir das abgewöhnen; es geht keinem Menschen in dieser schlimmen Welt nach seinem Kopf; mir wahrhaftig auch nicht.«

»Schon recht, schon recht,« entgegnete der Reitknecht; »aber Ihr werdet mir zugeben, Andreas, daß man der ewigen Sticheleien satt werden muß. Daß ich nicht groß bin, weiß ich, und ebenso, daß ich leider nicht viel mehr wachsen werde. Aber das mit tausend Spöttereien auf jedem Stück Brod essen zu müssen, das ist hart, und das kann ich nun einmal nicht vertragen.«

»Richtig, richtig, Friedrich; und danach Jemand dir das Brod streicht, desto härter ist es. Ich begreife das wohl, aber du bist ein verfluchter Kerl, und ich sage dir, du kommst doch noch zu deinem Ziel.«

»Was für ein Ziel?« fragte halb mürrisch und wie wegwerfend der Jockey; und obgleich er that, als wollte er dem Gärtner den Rücken zukehren, so wußte er doch durch einen geschickten Druck an dem Zügel des Pferdes dieses eine Bewegung machen zu lassen, welche ihn, wie ganz unabsichtlich, den Gewächshäusern um ein paar Schritte näher brachte.

»Ich sage dir,« fuhr lachend der Gärtner fort, »du bist ein gefährlicher Kerl, und wenn ich der gnädigen Frau ihre Kammerjungfer wäre, ich nähme mich vor dir in Acht. Nicht wahr, achtzehn bist du vorüber? Nun, siehst du, Schalk! Und wenn die Nanette gut gelaunt ist, so nimmt dich die Nanette auf den Schooß, als wärest du noch ein Kind.«

Bei diesen Worten fuhr es wie ein Blitz über die düsteren Züge des kleinen Reitknechts; doch sagte er gleich darauf wieder so finster wie zuvor: »Und wenn sie schlecht gelaunt ist, dann stehe ich ihr überall im Wege, oder bin gar nicht für sie auf der Welt.«

»Du verlangst auch zu viel,« fuhr vergnügt der Gärtner fort, indem er das angefangene Bouquet weit von sich abhielt, um den Totaleffekt zu beurtheilen; »wenn man schlecht gelaunt ist, wer von uns hat da nicht seine üblen Stunden? Aber ich sage dir, Friedrich, du kommst zu was, wenn du's nur pffiffig anstellst. Daß ich dein Freund bin, daran wirst du nicht zweifeln; ich habe es dir oft genug durch die That bewiesen. Wie manche hübsche Rose und frühe Veilchen hast du mir abgeschwatzzt! Ich sage dir, wenn die gnädige Frau einmal dahinter kommt, daß

Mamsell Nanette oftmals so schöne Bouquets bekommt, wie sie, na, da können wir uns auf ein böses Wetter gefaßt machen.«

Bei diesen Worten hatte sich der Jockey, wenn auch langsam, doch so weit dem Gewächshause genähert, daß er sich jetzt an das Fenster lehnen konnte, hinter welchem Andreas arbeitete. Lord trat noch einen Schritt weiter vor, als nothwendig war, streckte seinen Kopf zwischen die Pflanzen und schnüffelte behaglich bei dem frischen Duft des Grüns.

Der Gärtner war an seinem zweiten Bouquet; eines, aus den verschiedensten bunten Blumen bestehend, lag fertig neben ihm. Dies war scheinbar prachtvoller als das, mit dem er eben beschäftigt war; doch schien er das zweite mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln. Es wurde dies aber auch in der That ein kleines Meisterwerk; sehr breit, sehr flach, bestand es aus herrlich duftenden Veilchen, in deren Mitte sich eine einzige eben aufblühende weiße Camellienknospe befand, so frisch und dabei von so wunderbarem Bau, daß man jetzt schon die einzelnen Blättchen erkennen konnte, wie sie sich zauberhaft durch einander wanden, im Mittelpunkt mit Gelb angehaucht.

»Ueberhaupt hast du,« fuhr der Gärtner nach einer Pause fort, »den wichtigsten Dienst. Was geht nicht alles durch deine Hände! Und wenn ich jetzt wieder von deiner kleinen Figur rede, und daß du wie ein Kind ausiehst, so will ich dich, weiß Gott, damit nicht ärgern,

indem ich sage, daß das in deinem Geschäft ein ungeheurer Vortheil ist. Was Teufel! wenn der Herr Baron einen großen Bengel von Reitknecht irgend wohin schickt mit einem Brief, einem Bouquet, so wird er natürlich vor die Thür gesetzt, während man liest oder empfängt, du aber darfst im Zimmer stehen bleiben; du bist ein artiger kleiner Kerl; für dich hat man immer was übrig, und da du ein verfluchter, aufmerksamer Spitzbube bist, so nimmst du nicht nur das Guldenstück, das man dir in die Hand drückt, sondern merkst dir auch jedes Wort, das gesprochen wird, weißt es zu Hause dem Herrn zu rapportiren und bleibst immer der Hahn im Korbe.«

Von dem Gesichte des Jockey's war in diesem Augenblicke aller Mißmuth verschwunden, und er lächelte still in sich hinein, Der Gärtner hatte sein Bouquet beendet, legte es zu dem anderen, und nachdem er es einen Augenblick betrachtet, fuhr er lachend fort, indem er die Hände auf das Fensterbrett stützte und zu gleicher Zeit dem kleinen Reitknecht fest in die Augen blickte: »Friedrich, Friedrich, du bist vollgeschrieben wie ein Buch, aber dabei ein verschlossener Kerl, der seinen Freunden auch nicht das Geringste sagt; aber wir sind doch nicht so dumm, wie wir aussehen, und wenn es auch heißt: all die schönen Bouquets wandern in das alte Raubschloß zur Schwester der gnädigen Frau oder zu deren Fräulein Tochter, so wissen wir das doch besser. Pfui, Friedrich, wer wird so hinter dem Berg halten!«

»Das ist die lautere Wahrheit,« entgegnete der Groom, indem er seine kleinen Arme über einander schlug. »Das kommt alles ins Haus da drüben.«

»Alle diese Bouquets, Woche für Woche?«

»Alle.«

»So, so! ei, ei!« sagte pfiffig lächelnd der Gärtner. »Und wenn dem so ist, so erhält das junge Fräulein ein schönes großes Bouquet hier, und die Veilchen sind für die gnädige Frau?«

»Das ist nun gerade umgekehrt, lieber Andreas,« erwiderte der Reitknecht mit einem sehr wichtigen Lächeln. »Das Fräulein bekommt allemal die kleineren Bouquets.«

»Aha, die kleineren,« meinte nachdenkend und kopfnickend der Gärtner. »So, die kleineren, die immer aus den seltensten Blumen gemacht werden! Ah, ah! So, so!«

»Ja, und das Fräulein ist auch sehr dankbar dafür, denn sie behandelt mich sogar mit einer Artigkeit, woran sich manche sehr minder vornehme Dame ein Exempel nehmen könnte.«

Das gab er mit einem kleinen Seufzer von sich.

»Wie oft kommt sie zu mir herunter,« fuhr er darauf fort, »wenn ich bei den Pferden stehe, und lobt den Lord, sowie auch sogar meinen kleinen Schimmel mit sehr vernünftigen und klugen Worten! Sie pätschelt die Pferde mit ihrer kleinen Hand, und die Pferde lassen sich das gern gefallen.«

»Nun da wird es anderswo auch nicht darauf ankommen, sich das gefallen zu lassen,« meinte lachend der

Gärtner. »Aber wenn in dergleichen Kleinigkeiten deine sämtlichen Wahrnehmungen bestehen, mein lieber Friedrich, dann muß ich doch bekennen, daß du das richtige Zeug nicht hast, aus dem ein pffiffiger Groom gemacht sein soll.«

»Wahrnehmungen,« erwiderte einigermaßen verletzt der Andere, »wichtige Wahrnehmungen, wenn man sie wirklich macht, die wirft man nicht nur so von sich und spricht darüber zwischen Thür und Angel in der freien Luft.«

Bei diesen Worten warf er einen Blick rings um sich her, besonders nach dem Hause zu; doch ließ sich dort nach wie vor nichts sehen.

Der Gärtner hatte unterdessen seine beiden Bouquets in die Höhe genommen, betrachtete sie aufmerksam mit großer Liebe und schien das Gespräch von vorhin gar nicht mehr anknüpfen zu wollen, sondern sagte nur, indem er sich langsam, wie zum Weggehen, herumwandte: »Ja, ja, wenn du deine Wahrnehmungen für dich behältst, so hast du eigentlich Recht; selbst essen macht fett, und du bist so ein ganz verfluchter Kerl, daß du keines Freundes Hülfe bedarfst.« Dabei spitzte, er den Mund und fing gleichgültig an zu pfeifen.

»Seht Ihr, Andreas,« entgegnete fast mißmuthig der kleine Reitknecht, »so seid Ihr fast immer. Wenn man einmal im Begriff steht, ein vernünftiges Wort mit Euch zu reden, da werft Ihr den Kopf in die Höhe und macht Eure widerwärtigen vornehmen Bemerkungen. Wißt Ihr wohl, daß Einen das gar nicht aufmuntern kann?«

»Lieber Freud, ich will dich auch gar nicht aufmuntern,« versetzte der Gärtner. »Du lieber Himmel – Wahrnehmungen! was gehen mich alle Wahrnehmungen an! Thu' ich das Meine, thu' du das Deine, so thut ein Jeder das Seine. Das ist mein Wahlspruch und damit halt' ich's.«

Er machte eine Viertelswendung und zu gleicher Zeit Miene, als wolle er das offenstehende Fenster dem kleinen Groom vor der Nase zuziehen.

»Ihr könnt wirklich unausstehlich sein, Andreas,« sagte Jener, »und habt namentlich die scheußliche Manier, ehrliche Leute nicht ausreden zu lassen. Ich wollte Euch ja nur wegen Wahrnehmungen, die ich gemacht, um Rath fragen, was Ihr davon denkt, oder so.«

»Wenn ich dir dienen kann,« sprach mit einer affectirten Gleichgültigkeit der Gärtner, »so laß hören. Du bist ein ungeheurer Kindskopf – wirst was Rechtes vernommen haben! Vor allen Dingen aber,« unterbrach er sich, »will ich vorher die beiden Lederfutterale holen, um die Bouquets hinein zu thun, damit wir wenigstens fix und fertig sind, wenn der Herr Baron kommt.«

Damit trat er in das Gewächshaus zurück und verlor sich auf ein paar Augenblicke hinter den Stellagen. Der kleine Reitknecht wandte sich gegen Lord um und drückte ihn an den Zügeln langsam zurück; denn das große Thier mit seinem langen Halse hatte, dem Blätterduft folgend, seinen Kopf in das Glashaus gesteckt und bewegte

die Lippen vor irgend einem seltenen Strauche, als wolle es eifrig anfangen, ihn zu benagen. Andreas kam zurück, in seiner Hand zwei schwarzlederne Futterale, die ungefähr so aussahen, als wolle man Kinderhelme darin aufbewahren.

Der Groom hatte sich wieder genähert, setzte sich auf die Fensterbank und bemühte sich, das Folgende recht leise zu sprechen. »Das war vorgestern,« sagte er, »ich führte die Pferde an der Seite des alten Hauses hinter dem großen Bretterschlag auf und ab.«

»Ja, es hat dort nichts als verfallene Bretterschläge,« bemerkte der Gärtner mit einem eigenthümlichen Lachen.«

»Da kam unser gnädiger Herr mit seiner Frau Schwägerin herab, und sie sprachen eifrig zusammen. – Er wird es nicht gern zugeben, sagte sie.«

»Wen meinte sie mit dem Er?« fragte Andreas.

»Nun, ihren Mann, den alten Baron.«

»Aha!«

»Also: er wird es nicht gern zugeben, wiederholte sie mehrere Male. Sie habe schon versucht, ihn zu überreden, aber er meinte immer, er sehe keinen Grund dazu. Eugenie sei ganz gut in seinem Hause, und er halte es nicht für passend, sie in das ihrer Schwester zu thun. – Versteht Ihr, Andreas?«

»Ich fange an,« erwiderte dieser, indem er den Finger an die Nase legte.

»So, Ihr versteht!« rief der Groom mit dem Ausdruck wahrhaften Erstaunens; »ich versichere Euch, ich hab' es

nicht verstanden. Aber es schien mir wichtig genug, Euch davon in Kenntniß zu setzen, und da ein Dienst des andern werth ist, so könnt Ihr mich auch ein bischen klar sehen lassen.«

»Natürlich,« sagte der Gärtner kopfnickend; »und du wirst einsehen, Friedrich, wie gut es ist, wenn man hier und da vertrauliche Mittheilungen macht. – Nun also, du kennst ja drüben das traurige Hauswesen, Armuth und Edelsinn, wie man zu sagen pflegt; und dabei ein Stolz und Hochmuth, der gen Himmel schreit. Daß es für die Herrschaft in dem alten Raubschloß schon traurig genug ist, sich so durchschlagen zu müssen, das wird dir einleuchten; daß aber ein junges schönes Mädchen, wie Fräulein Eugenie ist, einen solchen Zustand unerträglich finden muß, das kannst du dir am Ende auch denken. Sie hört oft genug von Vergnügungen reden, an denen sie nicht Theil nehmen kann, sie sieht andere junge Damen, mit denen sie aufgewachsen, vornehm und reich gekleidet, und muß sich behelfen, so gut es immer geht. Und dann ist auch noch Anderes in dem Hause da, was das arme Fräulein, wenn sie einmal dahinter kommt, ganz complet unglücklich machen muß. Und ich sage dir, sie kommt dahinter; denn was so ein junges Mädchen nicht sieht, das fühlt sie; du kannst mir glauben, ich habe viel in der Welt erfahren und gehört: – das unverdorbene Herz eines jungen Mädchens fühlt dir durch eine Hauswand hindurch, und es liegt ihr in den Gliedern, wenn

im Nebenzimmer etwas Unrechtes geschieht. – Verstanden, wenn sie einmal aufmerksam geworden und in ein gewisses Alter kommt.«

»Ja, ja,« meinte der Groom, indem er sich so lang als möglich streckte und eine wichtige Miene anzunehmen versuchte; »ja, in dem Haus mag Manches passirt sein.«

»Und passiren,« ergänzte Andreas. »Ich sage dir, der Kammerdiener, den sie hat – eigentlich Kammerdiener, Bedienter, Alles in Allem – das ist ein ganz verfluchten Kerl.«

»Den hätte ich schon lange spazieren geschickt, wenn ich der alte Baron wäre,« meinte der Groom mit majestätischem Stirnrunzeln. Und darauf blies er die Backen auf, um seinem Gesichte ein Ansehen zu geben.

»O, lieber Freund,« fuhr der Gärtner fort, »nur spazieren zu schicken, muß man die Thürklinke in der Hand haben und sich nicht immer in der Zimmerecke verbergen müssen, wie der alte gnädige Herr. Und dann kannst du versichert sein,« sprach er mit leiser Stimme, »daß die Frau Baronin da drüben lieber das ganze Haus, Mann und Kind spazieren schicken ließe, als den Herrn François.«

»Aha, jetzt begreife ich auch,« meinte der kleine Reitknecht nach einem kleinen Stillschweigen, »warum unser gnädiger Herr mit dem Monsieur François oft so eigentümlich verfährt. Ich sage Euch, er ist hier bei uns gegen den Stallbuben höflicher, als dort gegen den allgewaltigen Kammerdiener.«

»Ich begreife das; aber es wird ihm nicht viel nützen. Um dich aber wegen des Gespräches hinter dem Bretterzaun aufzuklären – wohlverstanden, damit du deine langen Ohren nach der richtigen Seite hin offen hältst, – so wisse denn, daß unsere gnädige Frau und auch der Herr Baron Fräulein, Eugenie gern hieher nehmen möchten, um sie standesgemäß erscheinen zu lassen und es vielleicht so möglich zu machen, daß sie später einmal sich gut verheirathet.«

»Ah!« machte Friedrich, dem ein helles Licht aufzufammen schien. »Welche von beiden Schwestern ist denn älter?« fragte er nach einer Pause, »unsere gnädige Frau oder die da drüben?«

»Unsere gnädige Frau ist älter,« versetzte der Gärtner mit einem leichten Seufzer.

»Und Beide waren sehr reich?« fragte der Groom weiter.

Der Gärtner blies den Athem von sich, wobei er die Augen aufriß, und dann sagte er: »Unmenschlich reich, Beide. Wir aber hier hielten das Unsrige zu Rathe, während es drüben zu allen Fenstern, Thüren und zum Schornstein hinausflog.«

»Es ist das doch eine verkehrte Welt,« philosophirte der Groom nach einer Pause. »Unser gnädiger Herr, der doch um mehrere Jahre jünger ist, heirathet die ältere Schwester, und der alte Baron drüben die jüngere.«

»Dem ist es auch schlecht genug bekommen,« erwiderte der Gärtner, setzte aber gleich darauf in ganz anderem

Tone hinzu: »Du, mache dich fertig, man kommt. Gehe nur mit deinem Pferde, ich will die Blumenbouquets schon auf deinen Klepper aufschnallen!«

Der kleine Reitknecht rutschte auf diese Weisung, ohne sich umzusehen, von der Fensterbank hinab, faßte den Zügel von Lord etwas fester und begab sich eilig nach dem Hause zurück. Dort hatte sich mittlerweile die Hausthür geöffnet, und ein großer, schön gewachsener Mann, breitschultrig, etwas stark, doch mit einer zierlichen Taille, war auf die Treppe getreten. Er trug einen dunkeln, ziemlich langen Paletot, den er bis oben zugeknöpft hatte, und zog eben an seinen Handschuhen, wobei er eine schwere englische Reitpeitsche mit silbernem Knopfe unter dem Arme hielt. Er hatte ein angenehmes, etwas starkes Gesicht, krauses blondes Haar, einen eben solchen Bart, der aber künstlich vollkommen horizontal nach beiden Seiten hinaus dressirt war. In der geöffneten Thür stand eine Dame in schwarz seidenem Kleide, fest in einen großen Shawl gewickelt; sie war einfach mit einer Morgenhaube coiffirt, offenbar aber um mehrere Jahre älter als der blonde Mann auf der Treppe draußen. Sie machte ebenfalls Miene, hinaus zu treten, doch drückte sie der Herr sanft zurück, wobei er mit einer angenehmen, klangvollen Stimme sagte: »Bleibe zurück, mein Schatz, es ist in der That ein bischen kühl, ich spürte einen scharfen Wind.« Dabei hob er den Kopf in die Höhe und ließ den Luftzug, der von Norden kam, einen Augenblick über sein Gesicht streichen, so daß ihm das blonde Haar empor gelüpfert wurde.

»Bleibst du lange aus, George?« fragte die Dame, worauf er entgegnete: »Ich kann das so ganz genau nicht bestimmen. Sollte es mir übrigens nöthig erscheinen, anderswo zu diniren, so lasse ich es dir vorher durch Friedrich, der mit den Pferden zurückkommt, sagen. Adieu; mein liebes Kind.« Damit wandte er der Thür den Rücken und blickte so ruhig und gleichgültig vor sich hin, als sei er vollkommen allein in der Welt.

Unterdessen war Friedrich mit dem langbeinigen Lord am Fuß der Treppe erschienen und hatte das Pferd kunstgerecht hingestellt, so daß sein Herr nur den Fuß aufzuheben brauchte, um in den linken Steigbügel zu treten. Als er dies that, hängte sich der kleine Groom an den rechten Steigbügel, und zwar so kräftig, daß sich seine beiden kleinen Beinchen vom Boden erhoben. Lord stand wie eine Mauer, und der große blonde Herr schwang sich zierlich und elegant in den Sattel, worauf er eine Cigarrendose hervorzog, eine Cigarre nahm, dieselbe mit einem Zünder langsam und bedächtig in Brand setzte, und dann im Schritt um den Rasenplatz mit dem Braunen gegen das Gitterthor davon ritt.

Der kleine Groom war mitlerweile mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit zwischen den Wirthschaftsgebäuden verschwunden, und als er gleich darauf wieder zum Vorschein kam, saß er hoch auf seinem kleinen Schimmel. Klein war das Thier im Verhältniß zum voranschreitenden Lord, immer aber noch ein Riesepferd für den unbedeutenden Reitknecht. Doch saß er nicht schlecht auf seinem Sattel und sah in der That

nicht so übel aus in den engen Reithosen, den Stiefeln mit gelben Rappen und dem elegant gemachten dunkeln Livree-Rock. Um den Leib hatte er einen gelben Riemen, welcher dazu diente, einen zusammengefalteten grauen Plaid festzuhalten, und zwar auf dem Rücken an der Stelle, wo der Infanterist seine Patrontasche zu tragen pflegt. Die beiden Blumenfutterale hingen zu beiden Seiten des Sattels, wo sich sonst die Pistolenholftern befinden. Friedrich hatte den Hut keck auf das rechte Ohr gesetzt, und da sich Lord mit dem Herrn schon am Gitterthor befand, als der Groom den Rasenplatz umkreiste, so hielt letzterer es aus diesem Grunde für nöthig, seinen Schimmel in einen kurzen Galopp zu versetzen. Ob auch noch ein anderer Grund vorhanden war, sich so als tüchtiger Reiter zu zeigen, können wir nicht mit Gewißheit angeben; nur so viel wollen wir verrathen, daß in diesem Augenblicke die Kammerjungfer der gnädigen Frau oben am Fenster erschien, um – frische Luft zu schöpfen.

ACHTES KAPITEL. EUGENIE.

Der große blonde Mann, dem das schöne Landbaus und der hübsche Garten gehört, welcher letzteren er so eben auf seinem hohen Engländer verlassen, war der Baron George von Breda. Einst als Rittmeister bei den königlichen Kürassieren der ›wilde George‹ genannt, hatte er übrigens, wie guter Wein, ziemlich frühzeitig ausgeöhren und war, um uns so auszudrücken, zu einem klaren und verständigen Getränke geworden, mit recht vielem inneren Gehalte, aber ohne sprudelnde Eigenschaften.

Es ließ sich angenehm mit ihm umgehen, seine Freunde konnten sich auf ihn verlassen, und er half Jedem gern, wenn er nämlich erst einmal in Bewegung gesetzt war. Früher außerordentlich schlank, fast dünn, war er zu Anfang der Dreißiger, in denen er sich jetzt befand, stärker geworden und hatte mit diesem äußeren Umfange eine ziemliche Gemächlichkeit angenommen, die erst überwunden sein wollte, ehe man ihn recht zum Handeln brachte. Zog er aber einmal für irgend eine Sache, die ihm recht und gut dünkte, so wurde er wieder ganz Kürassier und machte auf die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, einen so unwiderstehlichen Choc, daß er meistens für sich oder seinen Schützling Alles niederwarf und eine freie Bahn brach.

Ziemlich unbegütert, hatte man es begreiflich gefunden, daß er, ein schöner und ausgezeichnete Offizier, seine jetzige Frau, die, wir können das nicht verschweigen, vielleicht zehn Jahre älter war, aber ein außerordentliches Vermögen besaß, geheirathet hatte. Erleben wir doch fast täglich ähnliche, für uns oft ganz unbegreifliche Fälle. Auch den Kameraden und näheren Bekannten von George von Breda erschien diese Heirath vollkommen passend; denn er war im Punkte weiblicher Bekanntschaften selbst in seiner wilden Zeit immer außerordentlich zurückhaltend gewesen; man konnte ihm keine Liebschaften nachsagen, und wenn er in Gesellschaften und auf Bällen war, so sah man den jungen Offizier adorirt von älteren Damen seiner Bekanntschaft, denn gegen diese benahm er sich in der That aufopfernd.

Er konnte sich Stunden lang mit Geheimrätinnen oder verwittweten Baronessen aufs Angelegentlichste unterhalten, ja, wenn er tanzte, so geschah das meistens nur, um ältlich gewordene Schönen, deren Schifflin auf eine trügerische Balluntiefe oder eine Sandbank gerathen war und sitzen zu bleiben drohte, wieder flott zu machen.

Mit der Baronin, seiner Frau, lebte er vortrefflich. Er behandelte sie aufmerksam, achtungsvoll, hatte sich aber gleich zu Anfang der Ehe auf einen solchen Fuß mit ihr zu setzen gewußt, daß er unumschränkter Herr seiner Zeit und ihres Vermögens war. Doch trieb er mit dieser Herrschaft durchaus keinen Mißbrauch, er war weder ausschweifend, noch verschwenderisch, noch geizig; ja, man mußte ihm nachrühmen, daß er ein vortrefflicher Haushalter sei, denn er verwaltete das Vermögen, welches ihm seine Frau zugebracht, trotzdem, daß sie auf einem ziemlich großen Fuße lebten, so musterhaft, daß er jährlich bedeutende Ersparnisse zurücklegen konnte. Wie schon früher bemerkt, war er seiner Freunde Schutz und Hülfe, und man konnte bei verwickelten Angelegenheiten diesen und jenen der jungen Herren sagen hören: »Mein Rath ist, du gehst zu George und trägst ihm die Sache vor. Findet er nichts Faules daran und verspricht er dir seine Hülfe, so hast du halb gewonnenes Spiel. Denn wenn George seine Schraube ansetzt, dann kommt er durch; darauf kannst auf dich verlassen.«

Daß ein so eigenthümlicher und vortrefflicher Charakter seine Schattenseiten haben mußte, verstand sich von

selbst. Wer ihn nicht näher kannte, hielt ihn für über alle Maßen hochmüthig und für einen Menschen, der die Welt nur so von oben herunter betrachtet; und daran war sein schroffes Aeußere, seine aufrechte militärische Haltung mit stolz erhobenem Kopfe und sehr hoch getragener Nase schuld. Einer allzu großen Zuvorkommenheit gegen Fremde pflegte er sich nicht zu befleißigen; es war ihm lästig und unbequem, neue Bekanntschaften zu machen, und er hielt sich diese häufig durch ein steifes, fast unangenehmes Wesen fern.

So ritt er dahin; Lord ging im Schritte, und der Baron führte mit der linken Hand nachlässig die Zügel, während er mit der Rechten zuweilen die Cigarre aus dem Munde nahm. Der Weg führte auf der großen Straße eine Zeit lang an den schon früher erwähnten Landhäusern vorbei, die in großer Mannigfaltigkeit die Stadt umgaben. Wo sich aber die Chaussee von der Stadt entfernte, hörten auch diese zerstreut liegenden Wohnungen auf, und als der Baron die letzten derselben hinter sich gelassen, setzte er sein Pferd in Trab und folgte auf diese Art der sich rechts wendenden, sanft ansteigenden Landstraße.

Bald hatte er eine kleine Anhöhe, die vor ihm lag, erreicht, und blieb dort einen Augenblick halten, um einen Blick rückwärts auf die Stadt zu werfen, die in Qualm und Dunst unzähliger Schornsteine, sowie im Morgennebel, der noch nicht ganz verschwunden war, vor ihm ausgebreitet da lag. Dort sah er auch sein Haus und erkannte es an einer kleinen rothen Fahne, welche von dem hohen Dache flatterte. Eigentlich schien ihm dieses Betrachten

der Stadt Nebensache zu sein; denn der Blick, welchen er hinabwarf, war außerordentlich gleichgültig; es war Gewohnheit von ihm, hier oben bei seinen Ritten eine kleine Weile anzuhalten; auch dieses Mal dauerte dieser Aufenthalt höchstens ein paar Sekunden, worauf er Lord wieder vorwärts gehen ließ, in raschem Trabe seine Straße verfolgend, die von hier abwärts führte, einem weiten Thale zu, mit so dichtem und hohem Buschwerk bedeckt, daß man es wohl einen Wald hätte nennen können.

Unten in diesem Thale angekommen, verließ er die Straße, die auf der anderen Seite abermals eine Anhöhe erstieg, um darauf zu verschwinden, und lenkte links in einen ziemlich verwahrlosten Weg ein, der durch das oben erwähnte Thal führte. Es war dies eine Straße, einst breit angelegt, auch mit Wassergräben versehen, welche letztere aber im Lauf der Zeiten nicht nur einestheils ganz verschwunden waren, sondern auch anderntheils sich durch angesammelten Regen ein neues Bett in der Straße selbst gesucht und diese allmählig dadurch verengt hatten; auch umgeworfene Bäume waren bald rechts, bald links liegen geblieben, hatten sich in den nach und nach eingeweichten Grund dieses Weges eingesenkt und waren dann von der freundlichen Natur gleich diesem mit grünem Moose überzogen worden, oder nährten zur Sommerzeit allerlei Schling- und Schmarotzer-Pflanzen, die lustig aus ihnen emporwuchsen, um nach bestem Willen und Vermögen den Weg zu kreuzen.

Was diese Straße eigenthümlich, fast traurig machte, waren ehemalige Ruheplätze, unter den überhängenden

Zweigen hochstämmiger Bäume angelegt, die jetzt so gar ruinenhaft und wehmüthig aussahen; denn die steinerne Bänke dieser Ruheplätze waren theils gar nicht mehr vorhanden, theils verwittert und von ihren Unterlagen herabgestürzt.

Der Baron folgte diesem Waldwege eine kleine halbe Stunde so schnell wie möglich und erreichte alsdann ein ehemaliges Parkthor, das vollkommen zu den eben erwähnten Ruheplätzchen paßte und einen würdigen Schluß zu dieser verwahrlosten Straße bildete. Vor demselben befand sich eine gewölbte steinerne Brücke, die über einen ehemals breiten Graben führte, dessen Wände aber auch mit der Zeit eingestürzt waren und nur noch ein schmales Bett voll sumpfigen, stehenden grünen Wassers zeigten, in dem sich die überhängenden grünen Zweige kaum abspiegelten. Das Thor bestand aus zwei großen, massiven Steinpfeilern, die vielleicht einst mit einem Gitter verschlossen gewesen waren, wovon aber jetzt nichts mehr zu sehen war. Auch hatten diese Steinpfeiler in besseren Tagen das Wappen des Hauses getragen, und noch jetzt sah man auf dem rechten Pfeiler einen schildhaltenden Löwen, dem aber der Kopf und die Vordertatzen fehlten.

Dabei war es so stille rings umher, daß man hätte glauben können, man betrete die Grenzen eines zauberhaften Reiches. Auf dem breiten Fahrwege, der hinter dem Thore wieder anfing, war vom ehemaligen Steinkörper der Straße auch nicht die geringste Spur mehr zu sehen; Moos, Gras und Schlingpflanzen von hüben und drüben

hatten sich freundlich die Hände gereicht und sich nachbarlich vereinigt. Als der Baron so dahin trabte, hörte man die Hufschläge von Lord nicht auf den Boden schallen, sondern es klang so dumpf und hohl, als führte der Weg über ein mit Erde bedecktes Kellergewölbe. In dem Park, der hinter dem Thore anfing, sah man uralte, hochstämmige Bäume, und ihre eigenthümliche Stellung unter einander zeigte wohl an, daß sie einst nach einem bestimmten Plane gepflanzt worden und eine vielleicht zierliche Anlage gebildet hatten; jetzt aber sah das Ganze aus wie ein ziemlich öder ausgehauener Wald, und denselben Eindruck machte die Stille rings umher, die durch nichts unterbrochen wurde als durch das heisere Gekreisch des Raubvogels, der von den nicht weit entfernten Bergen über das Thal dahin strich.

Bald änderte sich übrigens in etwas die Scene. Bei einer Biegung des Weges hörte die Wildniß des Parkes einigermaßen auf; man sah vor sich einen breiten Rasenplatz, mit zwei Reihen hoher Bäume eingefaßt, die einst den großen Fahrweg zum Schlosse, das man am Ende dieser Allee liegen sah, begrenzt hatten. Von dieser ganzen Fahrstraße war jetzt nichts mehr übrig als ein schmaler Fußweg; rechts und links zwischen den hohen Bäumen erblickte man abermals Zeugen ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren Statuen aus Stein, Götter, Menschen und Thiere darstellend; aber sie, die einst dem gut erhaltenen Parke gewiß zur Zierde gereicht hatten, blickten jetzt in ihrer Verstümmelung auf dem wuchernenden Grase so befremdet und sonderbar hervor, daß sie

jemandem, der nicht darauf vorbereitet war, einen kleinen Schrecken hätten einjagen können. Sie paßte so gar nicht mehr hieher, diese respektable feine Gesellschaft, theils kopflos, theils mit herabgefallenen Armen und verstümmelten Füßen. Am besten hatten sich die Thiere erhalten; da waren von wilden Bestien Löwen und Tiger, von Hausthieren Pferde und Kühe, und diese letzteren, die der Künstler ruhend dargestellt, hatten sich noch am dauerhaftesten erwiesen.

Der Baron, der diesen Anblick schon unzählige Mal gehabt hatte, konnte sich trotzdem nicht enthalten, lächelnd nach beiden Seiten zu schauen, indem er sein Pferd langsamer gehen ließ. Jetzt trat auch das Schloß unter uralten mächtigen Bäumen deutlicher hervor. Es war ein mäßiges, viereckiges Gebäude, aus zwei Stockwerken bestehend, von denen das erste auf den vier Ecken Erker hatte, die in Form von Thürmen über das Dach hinaus ragten. Welche Gedanken und Erinnerungen den Reiter beim Anblick des kleinen Schlosses beschleichen mochten, sind wir nicht im Stande anzugeben und können nur so viel der Wahrheit gemäß berichten, daß er seinem Pferde die Zügel ließ, indem er die linke Hand auf den Sattelknopf stützte und träumerisch zu Boden blickte. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er ein fröhliches Lachen überhört hatte, das hinter ihm erscholl, als er in die Allee mit den Steinfiguren eingebogen war. Plötzlich aber schrak er aus seinen Phantasien empor, da er hörte, wie sich das Pferd Friedrichs gegen

alle sonstige Gewohnheit im Galopp näherte. Er schaute um sich, doch war ein einziger Blick genügend, um ihn zu veranlassen, sein eigenes Pferd herumzuwenden; denn hinter ihm drein kam in kurzem Galopp freilich das Pferd des kleinen Reitknechts, doch saß eine Dame quer im Sattel, die mit lustigem Zungenschlage den Schimmel zu schnellerem Laufe anfeuerte.

»Da kann man sehen,« rief sie schon von Weitem, »daß Onkel George nie an uns denkt. Bist du doch am Eingange der Allee so nahe an mir vorbei geritten, daß ich dich hätte mit Blumen werfen können, wenn ich welche gehabt hätte. Pfui, Onkel George, das ist nicht schön. Aber du siehst meine Anhänglichkeit an dich, denn ich bin dir gleich so schnell nachgeeilt, wie ich konnte.«

»Ja, ja, das seh' ich freilich, du Wildfang,« entgegnete der Baron mit einem außerordentlich freundlichen Gesichte. »Ich glaube fast, du bist auf Amazonenart über meinen kleinen Friedrich hergefallen und hast ihn aus dem Sattel geworfen.«

»Nein, nein, er räumte ihn gutwillig, als er sah, wie sehr es mir darum zu thun war, dir nachzueilen – Sonst vielleicht –,« setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, »aber es ist dem Kleinen kein Leides geschehen. Dort kommt er.«

Sie winkte mit dem Kopfe rückwärts nach dem Groom, den man in einiger Entfernung so eilig herantraben sah, als es seine kurzen Beinchen erlaubten.

Die junge Dame hatte unterdessen den Schimmel dicht an den großen Engländer gebracht und legte jetzt ihre

feine weiße Hand auf den Arm des Barons, blickte ihm schmeichelnd in die Augen und sagte: »Guten Morgen, lieber Onkel George. Wie geht es dir und was macht die Tante?«

Das Mädchen mochte achtzehn Jahre alt sein. Sie war von schlankem, untadelhaftem Wuchs, zu dem der edel geformte Kopf mit dem jugendlich frischen Gesichte vollkommen paßte. Ihr Haar war dunkelbraun, ebenso ihre großen leuchtenden Augen. Ueberaus reizend war ihr Mund mit den frischen rothen Lippen, hinter welchen hervor eine wahre Pracht von weißen Zähnen glänzte, wenn sie lachte, und sie lachte häufig, bald über dies, bald über das, jetzt indem sie versicherte, wie außerordentlich sie sich freue, daß Onkel George heute doch noch gekommen sei; dann, indem sie mit einer Haselnuß-Gerte, die sie in der Hand trug, eine komische Verbeugung nach irgend einer kopflosen Göttin machte; nun, während sie mit ihrer kleinen Hand auf die beiden Leder-Futterale an ihrem Sattel klopfte, dann wieder, indem sie auf den kleinen Groom wies, der wie ein Frosch durch das Gras hüpfte und die außerordentlichsten Anstrengungen machte, um nicht gar zu weit zurück zu bleiben.

So langten die Beiden vor dem Schlosse an. Dasselbe hatte vornen an der Eingangsthür einen ehemals gepflasterten Hof, der aber jetzt ebenfalls zu einem Rasenplatz, untermischt mit kleinen Steinpartieen, geworden war; eine halbrunde, zwei Fuß hohe Mauer schloß ihn auf dieser Seite ein und bildete mit zwei Pfeilern in Obeliskform eine Eingangspforte. Hinter derselben stand

ein kleiner, alter, gebückter Mann, der sich um die Ankommenen nicht viel zu bekümmern schien, wenigstens schaute er nicht ein einziges Mal in die Höhe, sondern betrachtete aufmerksam einen kleinen Scherben, den er in der Hand hielt. Er beschaute denselben von allen Seiten, hob ihn auch zuweilen in die Höhe und klopfte mit den gekrümmten Fingern daran. Der Klang, den das irdene Gefäß von sich gab, schien ihn zu erfreuen, und erst als er diesen mehrere Male gehört, ließ er die Hand sinken und blickte dem heranreitenden Paare entgegen.

»Siehst du, Onkel George,« sagte das junge Mädchen, »Papa hat so eben wieder ein ganz bedeutendes Geschirr gefunden. Er wird dir gleich sagen, woher es stammt. Drüben haben sie eine Lehmgrube aufgedeckt, und da hab' ich ihm geholfen, und schon ganze Schürzen voll Ziegel und Scherben herüber getragen.«

Der Baron schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, und dicht bei dem alten Herrn angekommen, schwang er sich aus dem Sattel, worauf er seiner Begleiterin die Hand reichte, die nun ebenfalls leicht und gewandt auf den Boden sprang. Der alte Herr hielt seine beiden Hände und also auch das Geschirr, welches ihn beschäftigte, auf den Rücken und bewillkommte seinen Besuch mit einem freundlichen Kopfnicken. Es war, wie schon, bemerkt, ein kleiner und dabei sehr magerer Mann, ziemlich nachlässig angezogen; seine einst schwarz gewesene Kleidung sah etwas rostig aus und zeigte hier und da erdfarbene Streifen, und wenn wir dabei sagen, daß der alte Herr in seiner guten Zeit ein eifriger Numismatiker gewesen, der

in diesem Fache reiche Sammlungen besessen, so mag vielleicht diese Leidenschaft daran schuld gewesen sein, daß der ganze Kopf mit den wenigen Haaren, besonders das fahle Gesicht, einen Grünspanschimmer hatte und dem Portrait eines ehemaligen Kaisers oder Gelehrten auf einem halbverwitterten, uralten silbernen Schaustücke frappant ähnlich ist.

»Einen Fund gemacht, Schwager?« fragte der Baron. »Das müssen Sie mir zeigen.« Dabei sah er sich aber nach seinem Reitknechte um, der noch ziemlich weit zurück war. In diesem Augenblicke kam aus einem Nebengebäude ein junger Mann, mit sehr kokettem und affektirtem Gange. Obgleich er keine Livree trug, so sah man doch an seinem Anzuge in dieser Morgenstunde, dem schwarzen Fracke und der weißen Halsbinde, sowie an seinem ganzen Wesen, namentlich an der Art, wie er den Kopf trug, daß er zur dienenden Classe gehöre; und gerade da er dies durch einen elegant nachlässig sein sollenden Gang und seine Haltung zu verdecken suchte, trat es nur um so schärfer hervor.

Der Baron hatte ihn nicht so bald erblickt, als er ihm zurief: »He, François, Sie sehen vielleicht, daß Niemand da ist, meine Pferde zu halten, bis Friedrich kommt. Wollen Sie wohl die Freundlichkeit haben, einen Augenblick hieher zu kommen?«

Diese außerordentlich höflichen Worte waren aber in so befehlendem Tone gesprochen, daß sie Monsieur

François veranlaßten, eine halbe Wendung gegen den Baron zu thun, aber auch nur eine halbe; dann lenkte er augenblicklich um und rief herüber: »Ich werde dem Herrn Baron im Augenblick Jemanden schicken.«

»Wenn es Ihnen gefällig wäre, selbst zu kommen,« sprach nun der Baron mit lauter Stimme, »so würden Sie sich jedenfalls eine Unannehmlichkeit ersparen. Ich ersuche Sie darum.«

»Er wird nicht kommen,« sagte das junge Mädchen, und dabei funkelten ihre Augen eigenthümlich und sie preßte die zuckenden Lippen zusammen, so daß es fast erschreckend anzusehen war, wie sich ihr gutes liebes und freundliches Gesicht in diesem Augenblicke verändert hatte. Es leuchtete dabei ein so tiefer Haß, eine solche Entschlossenheit aus demselben hervor, daß man hätte glauben können, im nächsten Momente geschähe etwas ganz Außerordentliches.

»Machen wir keine Umstände,« sprach begütigend der alte Herr, »übergeben Sie mir die Pferde und spazieren Sie mit Eugenien voraus.«

Dabei erhob er die eine Hand, um die Zügel zu fassen; doch machte der Baron mit dem rechten Arme eine leichte abwehrende Bewegung, ohne übrigens ihn oder das junge Mädchen anzusehen; vielmehr blickte er mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck nach dem sogenannten Kammerdiener, der sich durch diesen Blick und die entschlossene Haltung angezogen fühlen mochte; wenigstens wandte er sich abermals gegen die Gruppe am Thore herum. Mit einem Male beschleunigte er aber seine

Schritte, denn unter der Thür des Schlosses erschien eine Dame, die befehlend mit der Hand hinausdeutete und ihm zurief: »Schnell, François, warum beeilen Sie sich nicht?«

Jetzt kam auch der kleine Groom herangekeucht, und als er sah, daß François sich den Pferden nähern wollte, stürzte er athemlos mit einem Sprunge auf dieselben los und riß dem Andern so zu sagen die Zügel aus der Hand. Das junge Mädchen hatte sich abgewandt und legte nun ihren Arm in den des Barons, worauf alle Drei über den Hof gingen und in das Schloß traten.

Das Vestibül hinter dem Eingange war eine traurige Fortsetzung des Waldweges und des Parkes; die Wände, einst gemalt und mit Wappenschildern versehen, zeigten an kahlen Stellen und langen weißfarbigen Streifen unbefugte Feuchtigkeit, die den Weg durch das schadhafte Dach und die schlechten Fenster gesucht und gefunden. Die Scheiben der letzteren waren theils erblindet, theils gar nicht mehr vorhanden; und da, um den Windzug abzuhalten, manche Fensterläden geschlossen waren, so hatte dieses weite Vorhaus ein ungemein trübseliges, ja, trostloses Aussehen.

Die Dame, welche an der Thür erschienen war, bewillkommte den Baron ebenfalls aufs freundlichste, und da er ihr seinen Arm anbot, so trat das junge Mädchen zu ihrem Vater, legte ihren Arm um seinen Hals und stieg hinter den beiden Anderen ebenfalls die Treppen hinan. Oben sah es in so weit schon wohnlicher aus, als man hier noch keine so offenbaren Spuren der Zerstörung

durch Wind und Wetter erblickte. Daß das Haus durch lange Vernachlässigung überhaupt gelitten hatte, bemerkte man auch hier an den unebenen Fußböden, so wie an den Thüren und Fenstern, die wie verquollen waren und nicht mehr recht in ihre Einfassung passen wollten. Je mehr man sich aber dem Zimmer der Frau vom Hause näherte, um so mehr verlor das alte Gebäude von diesem Charakter der Vernachlässigung, und nachdem man die Vorzimmer mit ebenen Fußböden durchschritten, von denen eines sogar mit einem freilich verschossenen Teppich bedeckt war, kam man in ein paar Gemächer, wo man das Schalten und Walten einer weiblichen Hand sah, und die sich ausnahmen, wie ein angenehmer Kern in einer rauhen, zerrissenen Schale. Hier erblickte man ziemlich ordentliche Teppiche, Holzlambriren mit wohlerhaltenen Tapeten, ein Kamin mit freundlich loderndem Feuer, und all die kleinen unnöthigen Sachen, welche, ohne daß man sie gebraucht, doch für den, der sie hat, durchaus nothwendig sind.

Freilich stammten alle diese Sachen, wie das ganze Ameublement, Sessel und Fauteuils in den verschiedensten Gestalten, aus einer früheren Zeit her, und Eines paßte wenig zum Andern, gab dem Ganzen aber eben dadurch den Anstrich einer malerischen Unordnung, die man in den kleinen Salons unserer Damen findet und gern sieht.

Das Gemach, wo sich die Frau des Hauses am Kamin niederließ und den Gast bat, neben ihr Platz zu nehmen, lag auf der hinteren Seite des Schloßchens und hatte ein

einziges großes Fenster, das auf eine in ihrer Wildniß reizende Waldpartie ging. Dort im Hintergrunde standen die uralten hohen Bäume dichter beisammen, und wo sich Wege unter ihnen zeigten, schlichen sich dieselben wie verstohlen durch das Dickicht und waren wenige Schritte von ihrem Anfang durch die laubenartig zusammen hängenden Zweige schon nicht mehr sichtbar. Unmittelbar an diese Seite des Hauses stieß ein ehemaliger kleiner Blumengarten mit einem vertrockneten Springbrunnen, eine Art Terrasse, die mit vielleicht zwei Fuß hoher Brüstung an den malerischsten Punkt dieser Ansicht führte, einen kleinen See nämlich, der das Haus von der Waldpartie trennte.

Dieser See war eine von jenen so melancholischen und doch lieben Wasserflächen, in die man gern träumend hinabblickt und die sich eine rege Phantasie so leicht mit den verschiedensten Gestalten bevölkern kann. Die Ufer waren theilweise mit Schilf eingefaßt, zwischen dem das Wasser in einzelnen Punkten hervor leuchtete. Seine Ränder schillerten wegen der nahestehenden, jetzt im Winter durch dicht geschlungenen Epheu bedeckten Baumstämme gleichfalls in grüner Farbe, welche gegen die Mitte zu, wo das Bild des blauen Himmels klar auf den ruhigen Wasserspiegel fiel und aus ihm freundlich zurückstrahlte, heller und glänzender und so klar wurde, daß das leiseste Wölkchen, welches oben am Himmel dahin zog, unten im Wasser wieder erschien. In einer kleinen Bucht lag ein Nachen unbeweglich still, wie die ganze Natur rings umher, so still, daß man hätte glauben

können, jetzt werde irgend ein majestätischer Hirsch aus dem Walde treten, um seinen Durst in den klaren Fluten zu löschen.

Das junge Mädchen war einen Augenblick hinter dem Fauteuil des Barons gestanden, hatte sich aber, als dieser mit der Frau des Hauses ein Gespräch begann, zu ihrem Vater begeben, der ans Fenster getreten war und wieder aufmerksam das kleine irdene Gefäß betrachtete, das er in der Hand hielt, bald hineinsah und bald mit den Ärmeln da und dort putzte, und abwischte.

»Siehst du, Eugenie,« sagte der alte Herr nach einer Pause mit großer Befriedigung, »das ist das kostbarste Gefäß, welches ich seit langer Zeit gefunden, ja, fast das werthvollste, welches ich in meiner Sammlung habe.«

Als er das sprach, schmiegte sich Eugenie so liebevoll an ihn und öffnete ihre großen glänzenden Augen so weit vor Aufmerksamkeit und Erstaunen, daß man wohl sah, sie empfinde deutlich die Freude ihres Vaters und glaube ihm aufs Wort, daß der Schatz, den er gefunden, wirklich so kostbar sei.

»Ist es recht alt, Papa?« fragte sie, nachdem sie einen ziemlich altklugen Blick auf das Gefäß geworfen.

»Sehr alt, mein Kind, außerordentlich alt. Ich werde darüber nachschlagen, um mit Gewißheit zu erfahren, ob es von den Römern, von den Celten oder Germanen stammt.«

»Und wir geben ihm einen sehr schönen Stand,« fuhr das junge Mädchen freundlich fort. »Du schneidest wieder so einen kleinen hölzernen Untersatz, und ich überziehe ihn dir mit violettem Sammt; ich habe noch davon.«

Der alte Mann hielt das kleine Gefäß in seiner Hand, blickte aber bei den Worten seiner Tochter über dasselbe hinaus, durch das Fenster, über den See, über den Wald hinweg, weit, weit in unendliche Fernen und lächelte dabei recht wehmüthig.

»Ja, ja, mein Kind,« sagte er dann nach einer Pause, »wir werden es sehr schön aufstellen, auch numeriren, und dazu schreiben, wo wir es gefunden. Aber,« setzte er seufzend hinzu, »das ist denn auch Alles.«

»Wie so Alles, Papa?«

»O, ich meine nur, da wird es dann stehen auf seinem violetsammtnen Untersatz, einsam und allein, und Niemand wird kommen, um es zu betrachten. Siehst du, meine liebe gute Eugenie, das ist ja die Freude und der Stolz von uns Sammlern, daß wir unsere Schätze zeigen können.«

Das schöne Mädchen nickte mit dem Kopfe, als wenn sie sagen wollte: »Ich verstehe.«

»Früher,« fuhr der alte Mann fort, – »viel früher, als ich noch ein schönes Münz-Cabinet hatte, und so manches Andere noch, da verging fast kein Tag in der Woche, wo nicht Jemand kam, der mit großer Aufmerksamkeit meine Schätze betrachtete und mir Complimente darüber machte. Jetzt ist das ganz anders geworden, o, ganz anders!«

»Mein guter, guter Papa!« antwortete Eugenie mit leiser Stimme und lehnte schmeichelnd ihren Kopf an seine Schulter.

Darauf setzte der alte Mann behutsam das Gefäß auf die Fensterbank, legte alsdann die Hand auf das weiche, schwellende Haar seines Kindes und hob den Kopf etwas in die Höhe, um ihr in die klaren Augen zu sehen. Er schüttelte mit dem Kopfe, und auf seinem Gesichte war tiefe Traurigkeit, ja, fast Schmerz zu lesen, als er sprach: »O, meine Eugenie, du verstehst es nicht, wie schmerzlich es für mich ist, daß Niemand, so gar Niemand kommt, um das Schöne und Gute zu betrachten, was wir still und verborgen unter uns hegen und pflegen.«

Was unterdessen der Baron mit der Frau des Hauses gesprochen, sind wir nicht im Stande, ganz genau anzugeben; denn sie führten ihr Gespräch ziemlich leise. Doch mochte der Inhalt desselben wichtiger sein, als eine Unterhaltung über gewöhnliche Tagesereignisse; die Dame schüttelte auf das Achselzucken des Barons zuweilen ziemlich heftig mit dem Kopfe und preßte auch bei eindringlichen Worten, die er ihr sagte, die Lippen fest über einander. Erst als der alte Herr mit dem jungen Mädchen das eben Erwähnte ziemlich laut sprach, ohne daß es von den Anderen beachtet worden wäre, erhoben auch diese ihre Stimmen mehr und mehr, und man hörte den Baron zu seiner Nachbarin sagen: »Aber ich versichere Sie, Schwägerin, es ist großes Unrecht von Ihnen, sie hier so

in der Wildniß – verzeihen Sie mir den Ausdruck – festhalten zu wollen. Ein junges Mädchen muß die Welt sehen und von ihr gesehen werden; und eine bessere Gelegenheit dazu gibt es doch wahrhaftig nicht, als wenn Ihre Schwester, meine Frau, sich anbietet, Eugenie wie an Kindes Statt anzunehmen.«

Bei diesen Worten hatte sich die Dame in den Fauteuil zurückgelegt, sich einschiegend in die Kissen desselben. Sie blickte in das spielende Kaminfeuer, und nur zuweilen, während der Baron sprach, wandte sie ihm wie im Blitz ihre Augen zu und sah ihn mit einem forschenden, seltsamen Ausdrücke an.

Daß diese Dame um mehrere Jahre jünger war als ihre Schwester, die Baronin von Breda, wissen wir bereits; und daß ihr Kopf interessanter, ja, um vieles schöner war, müssen wir dem Leser sagen; trotzdem aber sah sie, namentlich in Augenblicken der Abspannung, deren sie sehr viele hatte, fast älter aus. Einst mußte sie in der That sehr schön gewesen sein; ihre Gesichtszüge waren fein, der Teint, einst blendend weiß, jetzt freilich von einer krankhaften Blässe; dazu hatten die Augen einen unbeschreiblich müden Blick, und wenn sie trotzdem noch ziemlich glänzend aussahen, so kam das wohl daher, weil sie eingefaßt waren mit einem krankhaften, dunkeln, fast bräunlichen Kreise.

Sehr häufig brachte diese Frau ihre weiße, fein geformte, nur sehr magere Hand an die Stirn und fuhr alsdann leicht über ihre Augen, als schmerze sie das Tageslicht, oder als wolle sie sich selbst ermuntern.

Nachdem der Baron ausgeredet, stützte sie ein paar Sekunden den Kopf in die Hand, indem sie diese wie einen Schirm vor ihre Augen hielt und entgegnete nach einer kleinen Pause, ohne ihre Stellung zu verändern: »Und was mache ich in dieser Wildniß, wie Sie eben ganz richtig bemerkten, wenn mich das Mädchen verläßt? O, glauben Sie mir, George, so einsam ohne sie zu leben, – ich könnte das unmöglich aushalten: Gewiß, ich könnte nicht.«

»Also ist es schon, wie ich vorhin gesagt,« erwiderte der Baron. »Sie halten das Mädchen nur aus Egoismus zurück.«

»Ja, wenn Sie die Liebe einer Mutter zu ihrer Tochter Egoismus nennen, so haben Sie Recht.«

Der Baron schüttelte sonderbar lächelnd mit dem Kopfe.

»In diesem Falle möchte ich es fast Egoismus nennen,« sprach er; »denn – Sie verzeihen mir die offenherzige Rede – Mutterliebe pflegt sich nicht in einem einzigen Punkte zu zeigen, sondern sorgt im Allgemeinen für das Beste ihrer Kinder.«

»Sie wissen, George,« entgegnete die Dame nach einer augenblicklichen Pause, »daß ich nicht im Stande bin, mit Ihnen zu streiten. Sie sind mir überlegen, und –«

»Sie fühlen dagegen, daß ich vollkommen Recht habe.«

»O ja,« erwiderte erregter die Frau des Hauses; »o ja, Sie haben Recht, vollkommen Recht; ich will Ihnen das am allerwenigsten leugnen. Wiederholen Sie mir auch,

mein Widerstreben, Eugenie von mir zu geben, sei keine Liebe zu dem armen Mädchen, nennen Sie es meinetwegen Egoismus; ich will Ihnen sogar zugeben, es ist Egoismus; aber dagegen sage ich Ihnen zum hundertsten Male: ich kann das Mädchen nicht von mir lassen, ich kann nicht, gewiß, ich kann nicht.«

Der Baron zuckte mit den Achseln und blickte mit einem leisen Seufzer in die Gluth des Kaminfeuer.

Sie fuhr fort: »Verstehen Sie mich, George, wenn ich Ihnen sage, ich kann nicht. Ist es Ihnen in Ihrem Leben nie begegnet, daß Sie eine abergläubische Furcht hatten, im Falle Dieses oder Jenes geschehe, treffe schweres Unglück auf Ihr Haupt? – Sie werden mir in meinem Falle vielleicht entgegen,« sprach sie wehmüthig lächelnd, »daß hier in diesem Hause etwas mehr Unglück gerade nicht von Belang wäre; ich will mich also anders ausdrücken. Haben Sie nie ein Wesen um sich gehabt, das Ihnen wie ein Schild erschien gegen die Schläge des Schicksals, die Sie zu zerschmettern drohten? Wie ein Schutzgeist, vor dessen Anblick, vor dessen schirmender Hand sich das Unglück zurückzog und, wenn es Sie auch drohend umlagerte, doch nicht über Sie herzufallen wagte? – Ein solcher Schutzgeist ist mir Eugenie. Wenn sie in meiner Nähe ist, so kann ich mit Innigkeit zurückdenken an die schöneren Tage, die einst gewesen; wenn sie sich nur momentan von mir entfernt, so ist es, als verdichtete sich die Luft um mich, als umgäben mich trübe Nebel, aus denen zuckende Hände nach mir griffen. O, das ist schrecklich!«

Bei diesen Worten senkte sie den Kopf tief herab und drückte beide Hände vor das Gesicht.

»Ihre erregte Phantasie ist allerdings schrecklich,« erwiderte der Baron von Breda, »aber vielleicht beherrscht Sie dieses unangenehme Gefühl nur für die ersten Stunden und Tage. Ja, ja, das kann nicht andauernd sein, wenn Sie Eugenie heiter und glücklich wissen. – Und, Frau Schwägerin, glauben Sie mir, es ist Ihre Schuldigkeit, etwas für das arme Mädchen zu thun. Was soll sie hier in der Oede, inmitten dieses verfallenen Parkes, dieses einsamen Hauses?«

»Lassen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken, mich daran zu gewöhnen,« entgegnete die Frau des Hauses nach einem längeren Stillschweigen; »für jetzt kann ich und will ich Eugenie nicht von mir lassen. Wer will bestimmen, was die nächste Zeit bringt? Kann nicht die nächste Sekunde schon unser Schicksal ändern?«

»Es ist aber ein eigenthümlicher Trost, darauf zu warten und zuzusehen, bis uns irgend ein Ereigniß fortschiebt. Ich habe es nie so gehalten, ich griff immer frisch in das Leben hinein und befand mich wohl dabei.«

Mittlerweile war der alte Herr mit Eugenie, vielleicht aus Discretion, um dem Gespräche seiner Frau mit dem Baron freien Lauf zu lassen, ins Nebenzimmer gegangen, von wo er aber in diesem Augenblicke zurückkehrte, gefolgt von François, der auf einem Präsentirtbrett einige Platten trug, welche das bescheidene Frühstück der Familie bildeten.

»Onkel George wird mit uns frühstücken!« rief das junge Mädchen, die an dem Bedienten vorbei eilig aus dem Nebenzimmer in den Salon sprang. »Freilich nicht so copios, wie bei sich zu Hause, dafür aber heute in unserer Gesellschaft, was, wie ich hoffe, auch schon Einiges werth ist.«

Monsieur François, der Kammerdiener, befand sich augenscheinlich in einer sehr schlechten Stimmung; er rollte mit mehr Lärm als gerade nöthig war, einen kleinen Tisch aus der Ecke des Zimmers vor den Kamin, stellte einen Stuhl vor Fräulein Eugenie, und überließ es dagegen dem alten Herrn, sich selbst einen zu holen; doch sprang das junge Mädchen ihrem Vater eilfertig zu Hülfe, nicht ohne auf den Diener abermals einen jener Blicke zu werfen, die wir schon vorhin vor dem Schlosse an ihr bemerkten.

Der Baron von Breda that durchaus nicht, als gewahre er die geräuschvolle Art, mit welcher der Bediente den Tisch hin und her rückte, das Tischtuch auflegte und die Platten nicht darauf hinsetzte, sondern mit einer außerordentlich widerwärtigen Manier vor die Umsitzenden hinschob.

Wie Eugenie vorhin sagte, so war das Frühstück allerdings sehr einfach, eine Tasse Thee, Butter, Brod und etwas kaltes Fleisch; doch wäre das vollkommen genug gewesen, um bei etwas mehr Heiterkeit der Theilnehmer eine fröhliche Stimmung hervorzubringen; so aber lag es seit dem Eintritte des Dieners wie ein kalter Hauch über

den Anwesenden; die Baronin preßte die Lippen auf einander, und wenn dabei auch ihr Mund zu lächeln versuchte, so sah man doch an dem uns ruhigen Umherzucken ihrer Augen und dem eigenthümlichen finsternen Ausdruck derselben, daß ihr Kopf keine freundlichen Gedanken hegte. Der Baron von Breda sprach mit dem alten Herrn und Eugenien über ganz gleichgültige Dinge und schien außerordentlich ruhig gestimmt; wir sagen: schien; wer ihn genau kannte, wußte sich die Art zu deuten, mit der er seinen langen blonden Schnurrbart wiederholt mit der Hand zu beiden Seiten des Gesichts hinaufstrich. Eugenie blickte auf ihren Teller und schaute nur zuweilen forschend ihren Vater an oder auch den Baron, wenn er mit ihr sprach. Am unbefangenen war aber wohl der alte Herr, der ruhig seinen Thee trank und, während er sein Butterbrod aß, von der neu entdeckten Lehmgrube erzählte, die ihm eine Ausbeute von seltenen Gegenständen der verschiedensten Art versprach. Das kleine irdene Gefäß hatte er von der Fensterbank sorgfältig auf einen Tisch gestellt, der in der Mitte des Zimmers stand, und während er von seinem Funde sprach, unterließ er es nicht, zuweilen sehr innige Blicke dort hinüber zu senden. Auch Eugenie schaute häufig nach der kleinen Vase, aber mit einem besorgten Ausdruck in den Blicken, denn François, der dort am Tische mit seinem Geschirr hantirte, kam der kleinen Kostbarkeit oft gar zu verdächtig nahe.

»Wenn Sie auf so reiche Beute hoffen,« meinte der Baron, »so muß in der Nähe der Lehmgrube ein alter Begräbniß- oder Lagerplatz gewesen sein.«

»Auf das Letztere weisen alle Spuren hin,« entgegnete eifrig der alte Herr. »Sie erinnern sich, daß ich Ihnen schon früher einmal bei unseren Spaziergängen im Walde die sehr deutlichen Spuren der alten Römerstraße zeigte, die sich durchs Thal zieht. Nun gut, wenn Sie an dem Punkte, wo sie für uns verschwindet, ihre muthmaßliche Richtung fortführen, so treffen Sie gerade auf meine kostbare Lehmgrube. – François, etwas Wasser!«

François schien durchaus nicht zu hören.

»Weiter rechts von dem eben erwähnten Punkte,« fuhr der alte Herr fort, »haben wir vor ein paar Jahren die prachtvoll erhaltenen römischen Gräber gefunden, von deren Ausbeute ich, leider, leider! den besten Theil an die Regierung abgeben mußte, da dort genau an jener Stelle die herrschaftlichen Waldungen an unsern Park stoßen. Mit einiger Spitzfindigkeit hätte ich freilich beweisen können, daß die kostbaren Gräber noch zu meinem Territorium gehörten; aber,« setzte er achselzuckend hinzu, »man will seine Nachbarn nicht zu Feinden machen, und mit großen Herren ist bekanntermaßen schlecht Kir-schen essen.«

Schon bei den letzten Worten hatte der alte Herr sein Glas seitwärts vom Tische gegen François gereicht und wiederholte nun seinen schon vorhin ausgesprochenen Wunsch um etwas Wasser.

Der Bediente klapperte aber so außerordentlich lebhaft mit seinen Tellern, daß man bei einiger Harthörigkeit seinerseits vielleicht hätte voraussetzen können, er habe den zweimal so höflich ausgesprochenen Befehl überhört.

Eugenie, deren Augen zum dritten Mal so seltsam funkelten, wollte aufspringen, um das Verlangte für den Vater zu holen; doch legte der Baron von Breda ruhig seine Hand auf ihren Arm und sagte mit ziemlich lautem und gebieterischem Tone: »Wasser!«

Die Frau vom Hause hustete hinter der vorgehaltenen Serviette ziemlich vernehmlich und so verständlich, daß François sich bewogen fand, augenblicklich mit einer Caraffe herbeizueilen und das Glas des Herrn von Breda voll zu gießen. Darauf aber schob er dieselbe Flasche auf die gleiche insolente Art, wie früher die Teller, vor den alten Herrn hin und ging mit erhobenem Kopfe, gespitztem Munde und tänzelndem Gange wieder an seinen Nebentisch zurück. Warum eigentlich der Baron von Breda seine Hand auf dem Arme des jungen Mädchens ruhen ließ, wissen wir nicht ganz genau anzugeben; vielleicht fühlte er ein leises Zittern in demselben, und wohl aus diesem Grunde wandte er sein Gesicht gegen Eugenie und blickte sie freundlich, fast wie bittend an.

Der alte Herr schien dieses Wasser-Intermezzo entweder nicht verstanden zu haben, nicht verstehen zu wollen, oder wenn dies doch der Fall war, keinen Werth darauf zu legen. Er wandte sich sogar im nächsten Augenblick abermals an den Bedienten und sagte nicht ohne

Freundlichkeit: »Nehmen Sie mir doch mein kleines Gefäß in Acht. Wenn mir etwas daran geschähe, so wäre das ein unersetzlicher Verlust.«

»Ich will es hierher holen, Papa,« sprach das junge Mädchen, indem sie hastig aufstand, »Onkel George hat es ja überdies noch nicht genau betrachtet.«

Nun hatte indessen Monsieur François die Worte des alten Herrn wahrscheinlich überhört, auch vielleicht das irdene Gefäß nicht gesehen, oder war der Monsieur François, und wir glauben fast das Letztere, eine außerordentlich boshafte Creatur; genug, während Eugenie aufstand, hob er die Teller von dem Nebentische in die Höhe und streifte dabei wahrscheinlich mit der Serviette, die sie auf dem Arme trug, an die kleine Vase, so daß sie zu Boden fiel und in unzählige Stücke zerbrach.

»Um Gottes willen! das ist ja ein großes Unglück!« rief der alte Herr, indem er voll Schrecken in die Höhe sprang.

Eugenie preßte, während sie wie erstarrt stehen blieb, ihre bebenden Lippen fest auf einander; und selbst der Baron von Breda zuckte auf eine eigenthümliche Art zusammen, worauf er aber einen langen und sehr festen Blick auf die Frau des Hauses warf.

»Das ist ja eine große Ungeschicklichkeit, François,« sagte diese. »Machen Sie, daß Sie hinaus kommen.«

»O nein, Mama,« rief Eugenie mit zitternder Stimme, »das ist keine Ungeschicklichkeit!«

Der Bediente, ohne nur einen Ausdruck des Bedauerns oder Schreckens von sich zu geben, machte obendrein

noch ein hochmüthiges, unverschämtes Gesicht und hatte schon ein paar Schritte gegen die Zimmerthür gethan, als er seine Frechheit so weit trieb, bei den Worten des jungen Mädchens stehen zu bleiben, sich herumzudrehen und mit kaltem Tone zu fragen: »Was belieben das gnädige Fräulein?«

»Gehen Sie – augenblicklich!« rief ihm die Frau des Hauses zu, indem sie sich mit blitzenden Augen aus ihrem Stuhle erhob; »ich will hoffen, daß an diesem Vorfalle nur Ihre grenzenlose Ungeschicklichkeit schuld ist.«

»Ein so kostbares Gefäß!« jammerte der alte Herr, indem er sich bemühte, die Trümmer aufzulesen.

Hätte in diesem Augenblicke François das Weite gesucht, so wäre es besser für ihn gewesen; so aber wollte das Schicksal, daß er seinen Kopf ein wenig auf die Seite neigte, verächtlich auf den Boden blickte und die halblauten Worte hören ließ: »O, es gibt dergleichen Scherben noch mehr als zu viel.«

Eugenie hatte die Hand auf den Tisch gestützt und stand anscheinend ruhig da, doch war ihr Gesicht mit einer furchtbaren Blässe bedeckt, und ihre großen Augen glänzten unheimlich. Kaum hatte François die eben erwähnten Worte vernehmen lassen, so zuckte sie zusammen, stürzte vor, riß von dem Nebentische die schwere Reitpeitsche des Barons von Breda an sich, und ehe Jemand das von diesem Auftritte erschütterte und empörte Mädchen zu hindern vermochte, führte sie mit ihrer vollen jugendlichen Kraft einen so furchtbaren Hieb über

den Kopf des Unverschämten, daß quer über dessen Gesicht augenblicklich eine fingerdicke blutige Schramme sichtbar wurde.

Die Frau des Hauses war emporgesprungen, konnte aber nichts thun, als ihre Hände ausstrecken, was sie denn auch so heftig that, als sei sie hiedurch im Stande, Eugenie zurück zu halten.

Diese hatte nicht sobald ihren Schlag geführt, als die plötzlich aufgeflammte Röthe ihres Gesichtes der vorigen tiefen Blässe augenblicklich wich und sie ihre Hand öffnete, so daß die Reitpeitsche zu Boden fiel, worauf das arme Mädchen sichtlich zu schwanken begann und mit einem Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Vaters fiel, der auf sie zusprang, um sie zu halten.

Dem Bedienten war eine solche Behandlung noch nie zu Theil geworden. Daß er sämmtliches Geschirr, welches er in der Hand trug, zu Boden fallen ließ, finden wir vollkommen begreiflich, ebenso, daß er, als Italiener, sich blitzesschnell bückte und nach einem der Messer griff, die zwischen den Porzellantrümmern lagen. Doch hatte er das Heft desselben nicht sobald erfaßt, als auch schon die gewaltige Faust des Barons seine Finger umspannte und dieselben so furchtbar zusammendrückte, daß er nicht nur das Messer fallen ließ, sondern sich auch mit einem lauten Aufschrei bis auf den Boden niederkrümmte. Es bedurfte jetzt nur noch eines befehlenden Blickes des Herrn von Breda, und François taumelte mehr, als er ging, zur Thür hinaus.

Der alte Herr hatte Eugenie auf einen nahestehenden Stuhl niedergelassen, worauf das Mädchen schon nach ein paar Sekunden die Augen langsam wieder öffnete, um sich blickte und dann, als sie sich dessen, was eben vorgefallen, erinnerte, die Hände vor das Gesicht preßte und laut zu weinen anfang.

»Nach dem, was so eben geschehen,« sagte der Baron von Breda zu der Frau des Hauses, »wird es Ihnen selbst angenehm sein, wenn ich meinen Reitknecht nach Hause schicke und einen Wagen kommen lasse, um Eugenie – wenigstens für einige Zeit zu ihrer Tante zu bringen.«

Statt aller Antwort nickte die Mutter mit dem Kopfe, und der alte Herr, der die Worte seines Schwagers ebenfalls gehört, winkte zustimmend eifrig mit der Hand.

Daß hierauf das Beisammensein der Familie nicht viel Erquickliches mehr bot, brauchen wir dem geneigten Leser nicht zu sagen, dürfen aber, um im Laufe unserer Geschichte keine Lücke entstehen zu lassen, nicht verschweigen, daß der kleine Friedrich nach erhaltenem Befehl seinem Schimmel die Sporen gab und in gestrecktem Galopp durch den einsamen Park und den verwahrlosten Waldweg nach der Stadt zurückkehrte; ferner daß er, während zu Hause ein leichtes Coupé eingespannt wurde, den Gärtner auf die Seite nahm und ihm, während er sich wichtig das Kinn strich, rapportirte, François sei ihm mit einer außerordentlich schönen Schmarre im Gesicht erschienen, und er müsse jetzt wieder nach dem alten Waldschlosse zurückeilen, um das gnädige Fräulein

hieher zu holen. Dann schwang er sich wieder auf seinen Schimmel und hatte beim Hinausgaloppiren abermals das Glück, von der Kammerjungfer der gnädigen Frau erblickt zu werden.

Der Gärtner schaute dem abfahrenden Wagen gedankenvoll nach, nahm bedächtig eine Prise und sagte, indem er den Deckel seiner Dose zuklappte: »Das gnädige Fräulein kommen also doch hieher! – So, so! – ei, ei!«

NEUNTES KAPITEL. IN DER SCHREIBSTUBE.

Die Schreibstube des Herrn Rechtsconsulenten Plager befand sich zu ebener Erde in demselben Hause, wo der lange Schreiber wohnte. Die Fenster derselben gingen in den Hof, den wir neulich zur Nachtzeit durchschritten, und wenn wir denselben jetzt bei Tageslicht betrachten, so müssen wir gestehen, daß er damals in finsterner Nacht nicht viel öder und trostloser aussah als heute. Alle Rückseiten der umliegenden Häuser schienen sich hier Rendezvous gegeben zu haben, um die allergewöhnlichsten, allerprosaischesten Geschäfte des täglichen Verkehrs abzumachen. Dabei waren diese hinteren Häuserreihen von einer solchen Unregelmäßigkeit, daß man hätte auf den Glauben kommen können, die verschiedenen Banmeister haben einander zum Aerger nur so sich völlig widersprechende Giebel, Fenster und Thüren gebaut. Im Lauf der Zeiten hatte man hier und da einen Erker oder einen Alkoven angeflickt, der dann der Hausseite ganz das Ansehen gab, als habe sich an der betreffenden Stelle eine

unförmliche Geschwulst angesetzt. Dazu kam eine Musterkarte der verschiedenartigsten Rinnen und Abzugsröhren in Holz, Erde und Metall, von denen aber viele defekt waren, und aus diesem Grunde rechts und links einen feuchten Ausschlag hervorriefen, in welchem hier und da ein Pflänzchen sein kümmerliches Dasein fristete. Von einer Verputzung dieser Hausseite war durchaus nicht die Rede, und so sah man denn ein wahres Chaos von Holzwerk alle Wände in so durch einander laufenden und seltsamen Linien bedecken, daß es Einem bei längerem Hinsehen ganz schwindelig werden konnte.

Die schon vorhin erwähnten eigensinnigen Giebel richteten sich so drohend gegen einander auf und blickten sich mit ihren schwarzen Fensterlöchern so grimmig an, daß man auf die Vermuthung einer geschwornen Feindschaft unter ihnen kam und sich des Gedankens nicht erwehren konnte, sie würden einst in einer Mitternachtsstunde wüthend auf einander losstürzen und im grimmigsten Vertilgungskampfe nicht eher ruhen, als bis sie alle mit einander zerschmettert drunten im Hofe lägen, ein formloser Haufen von Balken und Steinen.

Was diesem grauen und schmutzigen Hofe eine freundliche Verzierung verlieh, war die überaus zahlreiche an Schnüren aufgehängte Wäsche, und wenn man die vielen Farben derselben, die rothen, blauen, grünen, gelben und weißen Lappen mit einiger Phantasie betrachtete, und sah, wie der eingedrungene Wind sie spielend emporhob, so konnte man träumen, es würde in einem der finsternen Häuser irgend ein Fest gefeiert, zu welchem

dasselbe, wie ein Kriegsschiff im Hafen, sämtliche Flaggen aufgezogen.

Der Boden des Hofes in seiner Unebenheit, die aus zusammengetretenen Kehrlichthaufen und Schuttüberresten entstanden war, mit halb verfaulten Ballen und Brettern und zusammengefallenen Fässern, wo ein eiserner Reif mit zwei aufrechtstehenden Dauben wie das Gerippe eines ehemaligen Weinfasses aussah, paßte vollkommen zu seiner Umgebung. Daß die anstoßenden Gemächer, deren Fenster hieher gingen, gerade keinen Ueberfluß an Freundlichkeit hatten, brauchen wir dem geneigten Leser wohl nicht zu sagen, ebenso wenig, daß das Bureau des Herrn Plager überhaupt hiervon keine rühmliche Ausnahme machte. Im Gegentheil war es eines der finstersten Löcher in dem ganzen Gebäude, und Madame Plager mit ihrer Frau Mutter hatte es sinnig aus dem Grunde gewählt, weil, wie sie behauptete, die Arbeit noch einmal so rasch von Statten gehe, wenn das Auge durch keine äußeren Eindrücke beunruhigt und von dem Papier abgezogen würde. Und in dieser Beziehung hatte sie trefflich gewählt; denn in dem Hofe regte sich gar nichts Lebendiges, als vielleicht eine lauende Katze oder eine vorüberhuschende Ratte. Vögel ließen sich hier kaum sehen, und wenn einmal ein nengieriger Spatz von draußen hereinkam, so flog er augenblicklich erschrocken wieder empor und verkündigte wahrscheinlich seiner Verwandtschaft: Aber da unten habe ich einen schauerlich stillen und schmutzigen Hof gesehen. Da möchte ich nicht einmal ein gestohlenes Nest besitzen – pfui Teufel!

Das Bureau des Rechtsconsulenten bestand aus zwei Gelassen, eines war das Privat- und Sprechzimmer des Chefs, das andere die Schreibstube. Im ersten herrschte einiger Luxus; da stand nämlich ein altes, schmutziges Sopha, und über demselben hing ein halbblinder Spiegel; die übrigen Möbel waren, wie in der Schreibstube, aus gewöhnlichem Tannenholze, auf dem sich aber, wie auf ähnlichen Schulutensilien, im Lauf der Zeiten ein bräunlicher Schmutzüberzug angesetzt hatte.

Der erste Schreiber des Rechtsconsulenten, dessen Bekanntschaft wir schon in den vorigen Kapiteln gemacht, befand sich vor einem Stehpulte, auf dem ein großer Aktenstoß lag, den er langsam durchblätterte und daraus Auszüge zu machen schien. Obgleich wir ihn dem Leser bereits in aller Form vorgestellt, auch sein Aeußeres so gut als möglich beschrieben, so vergaßen wir doch bis jetzt, seinen Namen zu nennen. Dieser klang etwas fremdartig, – eine Bemerkung, die der Träger desselben mit großem Stolze und gern hörte; er pflegte alsdann zu sagen, das kalte Deutschland, in dem er jetzt verurtheilt sei, schlechte Prozeßakten zu concipiren, zu escarpiren und zu copiren, sei ja nicht sein Heimatland, sondern fern im Süden das schöne Spanien sei es, wo seine Wiege unter blühenden Orangenbäumen gestanden. Larioz, so pflegte er zu sagen, ist dort ein Name von bestem Klang, und wenn man von Jaen nach Granada reitet, so bewundert man die leider ziemlich verfallene Stammburg dieses Geschlechtes, einen mächtigen Bau, von dessen Thurme

man die Besitzungen der Familie, wie sie einst bestanden, nicht übersehen konnte. Wenn der Schreiber auch gewöhnlich mit ›Herr Larioz‹ angeredet wurde, so nahm er es doch durchaus nicht übel, wenn Jemand, der seine Herkunft kannte, ihn Don Larioz nannte; ja, er pflegte dabei gnädig zu lächeln und konnte in guter Laune hinzusetzen: »Wenn meine Vorfahren anders gewirthschaftet hätten, so brauchte ich nicht meinen Hut vor dem Herrn Plager abzunehmen, sondern stände mit bedecktem Haupte vor dem König von Spanien.«

Etwas seitwärts von dem Stehpulte befand sich ein kleiner Tisch mit einem Stuhle, auf dem unser Freund Gottschalk saß, der mit der Copie eines Aktenstückes hätte beschäftigt werden sollen. Wenigstens lag besagtes Aktenstück neben ihm, er hatte vor sich einen Bogen Papier, auf dem auch bereits einige Zeilen zu sehen waren; doch hatte er die Feder neben sich gelegt und lauerte, wie die Katze auf eine Maus, nach einer müden Fliege, die auf dem Tischrande herumspazierte. Es gelang ihm auch, das unglückliche Wildpret einzufangen, doch mochte er dabei etwas zu roh zu Werke gegangen sein, genug, die ohnedies lebensmüde Fliege starb zwischen seinen Fingern.

Diese außergewöhnliche Beschäftigung war indessen von dem langen Schreiber nicht unbemerkt geblieben, und dieser hatte langsam sein Lineal genommen und patschte seinem kleinen Zögling, ehe dieser sich dessen versah, tüchtig auf die Finger.

Gottschalk blickte in die Höhe, und obgleich er den getroffenen Daumen zum Munde führte, so war doch auf

seinem Gesichte nicht die Spur eines Erschreckens zu lesen, vielmehr lachte er schelmisch und sagte: »Das hat gepatscht!«

»Allerdings hat es gepatscht!« meinte der lange Schreiber, »und es kann noch viel stärker patschen, wenn du, statt ruhig zu arbeiten, beständig deine Kindereien treibst; und diesmal hast du doppeltes Unrecht begangen: erstens hast du deine Schreiberei liegen lassen, und zweitens ein harmloses Thier erdrückt, das dir durchaus nichts zu Leide gethan.«

»Ich glaube, es ist dieselbe Fliege,« sagte der Kleine mit pffiffigem Lächeln, »die schon lange um meine Nase geflogen ist.«

»Wenn auch, so brauchst du sie nicht zu tödten. Denk einmal, wie es dir gefallen würde, wenn du zum Beispiel draußen auf dem Felde herumspaziertest – und die Fliege kann deine Nase ja möglicher Weise auch für ein Feld ansehen – wenn du dich also auf deine Art vergnügtest, und es erschiene plötzlich ein Riese, der es dir gerade so machte, wie du jener unschuldigen Fliege!«

Das sprach Don Larioz durchaus nicht im Tone des Scherzes, vielmehr blickte er dabei sehr ernst an die Decke, während er die breite Fläche des Lineals an seine Wangen drückte.

»Aber es gibt keine Riesen mehr,« erwiderte keck der Knabe.

»Das ist noch gar nicht ausgemacht,« fuhr der Schreiber fort; »im Gegentheil wirst du dich erinnern, daß ich dich vorgestern mit mir in jene Bude auf dem Markte

nahm, wo sich das Riesenweib sehen ließ, eine stattliche Person. Ich habe auch meine gehörige Länge, aber als ich neben sie trat, mußte ich wahrhaftig an ihr hinaufblicken.

»Da war aber viel Betrug dabei,« meinte Gottschalk; »ich habe mir das von einem Bekannten erklären lassen. Das Riesenweib hatte Sohlen unter den Stiefeln von wenigstens sechs Zoll Dicke, und darüber hingen ihre Kleider so herab, daß man nichts davon sehen konnte. Ja, die in den Meßbuden sind schlau und führen die Leute an, wo sie können.«

Diese Bemerkung Gottschalk's hatte offenbar einen unangenehmen Eindruck auf Herrn Larioz gemacht, er stützte den Ellbogen auf das Stehpult, legte sein spitzes Kinn darauf und blickte nachdenklich in den trüben Hof.

»Wenn du Recht hast,« sagte er nach einer Pause, »so ist es sehr traurig, und es kann mich betrüben, daß so viel Betrug in der Welt herrscht. Es wäre eigentlich recht schön, wenn es noch so etwas Außergewöhnliches, wie Riesengeschlechter, gäbe; die Welt ist so prosaisch und trocken geworden, daß es Einem ordentlich wohl thäte, hier und da unter den Alltagsmenschen einem so gewaltigen Kerl zu begegnen.«

»Ich würde mich fürchten, und viele andere Menschen auch. Das wäre eine schöne Wirthschaft, wenn es Riesen gäbe, die nur die Hand zuzumachen brauchten, um unser eins zu erdrücken!«

»Die meisten Riesen hatten edle Herzen,« sagte träumerisch der Schreiber.

»Ich kann Ihnen aber versichern, Herr Larioz,« fuhr Gottschalk fort, der viel zu froh war, plaudern statt arbeiten zu dürfen, um das angefangene Gespräch so bald wieder fallen zu lassen, »daß es mit dem sogenannten Riesenweib falsch war; mein Freund, der mir das erzählte, sah durch die Bretterwand hinein, wie sie ihre Stiefel mit den dicken Sohlen anzog; auch war der Fußboden erhöht, auf den sie sich stellte. Ja, das ist nun einmal so in der Welt: Einer führt den Anderen an, und wer's am besten kann, der hat den Nutzen. So sagte Meister Schwörer, wenn er gut gelaunt war.«

Der Schreiber schüttelte den Kopf und erwiderte: »Wenn es so ist, wie du sagst, mein lieber Gottschalk, so hätte man das Riesenweib untersuchen und, wenn sie wirklich das Publikum auf so unverantwortliche Weise betrogen, der Polizei Anzeige davon machen sollen, damit sie gestraft würde.«

»Da hätte man aber viel zu thun, Herr Larioz, wenn man sich um aller Leute Sachen bekümmern sollte! Dergleichen geschieht so viel in der Welt, daß man gar nicht fertig würde; und wenn ich mir erlauben darf, es Ihnen zu sagen, so ist es wahrhaftig schon genug, wenn man sich in Acht nimmt, daß man selbst nicht angeführt wird. Da kann ein Jeder sehen, wie er fertig wird.«

»Du hast da erschreckliche Grundsätze, die ich noch zu verbessern hoffe,« fuhr der Schreiber fort, und dabei stellte er sein Lineal vor sich auf das Pult, wie irgend ein alter gemalter General es mit dem Commandostabe zu

machen pflegt. »Siehst du, ich hielte es für die schönste Beschäftigung, die einem Menschen zu Theil werden könnte, der, unabhängig, reich, es sich als Aufgabe stellte, das Unrecht, das in der Welt geschieht, so viel als nur immer möglich wieder gut zu machen: Du hast doch gewiß von alten Rittern gelesen, die sich damit beschäftigten, böse Zauberer, Drachen und Riesen zu bekämpfen, gefangene Jungfrauen zu beschützen und dergleichen heilsame Sachen mehr zu thun. Leider gibt es aber keine Drachen und Zauberer mehr.«

»Nein, Drachen nicht, wie damals, feuerspeiende und mit langen Schwänzen, aber sonst sind noch Drachen genug da; der Meister Schwörer nannte die Meisterin oft einen Drachen.«

»Ich sehe, wir fangen an, uns zu verstehen. Da es jetzt keine Drachen mit langen Schwingen mehr gibt, so müßte man also solche Drachen zu bekämpfen suchen, die ihren Nebenmenschen durch giftige Reden und allerlei Unthaten das Leben sauer machen.«

Gottschalk, der sich etwas darauf einzubilden schien, daß seine Ansicht von den Drachen nicht verworfen wurde, setzte sich so breit wie möglich an seinen Tisch und entgegnete: »Es wäre aber gewiß ein undankbares Geschäft, Herr Larioz, sich darum zu bekümmern, was andere Menschen Unrechtes thun. Die Meisterin sagte oft, und ich habe es mir gemerkt: Wo es dich nicht juckt, da kratze nicht. Menge dich nicht in anderer Leute Sachen, und wo die Leute schmutzige Wäsche waschen, da geh vorbei und sieh dich gar nicht um.«

»Da hatte die Meisterin von ihrem Standpunkte Recht,« sagte der Schreiber; »aber schön wäre es doch, wenn Jemand es sich zur Lebensaufgabe machen wollte, das Unrecht, wo solches geschähe, unnachsichtlich aufzudecken und die Betreffenden zur Strafe zu führen. Ein solcher Mann müßte mit der Achtung der ganzen Welt belohnt werden.«

»Ja; er könnte aber auch zuweilen seine Prügel kriegen,« sagte Gottschalk mit großem Ernste; »ich habe das erlebt. Wenn sich der Meister und die Meisterin handgreiflich zankten, da hatten wir einen Obergesellen, der wollte sich auch hineinmischen und fing damit an, allen Beiden Unrecht zu geben. Meinen Sie, daß sie das geglaubt hätten? Gott bewahre! Ein Wort gab das andere, und zuletzt nahm der Meister die Elle zur Hand, und die Meisterin behalf sich bei dem Streite mit ihren zehn Fingern.«

»Du magst Recht haben,« warf der Schreiber gleichgültig hin, »daß dergleichen Undank vorkommt, denn wenn man sich einem Drachen nähert, so muß man am Ende auf Alles gefaßt sein; aber –« fuhr er nach einer ziemlich langen Pause fort, und dabei blickte er durch die trüben Scheiben in den Hof und über denselben in das benachbarte Haus hinein, und wenn man seinem stieren Blicke Glauben schenken wollte, weit, weit in unabsehbare Fernen hinaus, »es ist noch ein anderes Kapitel, mit welchem sich die damaligen Ritter so gern befaßten – der

Schutz edler Frauen, und als Retter zu erscheinen hülflosen und in den Fesseln des alltäglichen Lebens schmach tenden Jungfrauen. Das wäre eine schöne Aufgabe, wer sie lösen könnte!«

Die letzte Rede schien Gottschalk nicht verstanden zu haben; auch sah er bedenklich und seufzend die vier Zeilen an, die auf dem vor ihm liegenden Bogen prangten und die sich von selbst nicht vermehren wollten; er mochte auch an Herrn Plager denken, der es liebte, die Arbeiten des neuen Schreiberlehrlings zuweilen zu untersuchen, und dabei erinnerte er sich sehr anzüglicher Redensarten, sowie auch unterschiedlicher Püffe, die bei derartigen Gelegenheiten schon gefallen waren, weshalb er seufzend nach seiner Feder griff, die Spitze derselben von allen Seiten betrachtete, um dann auf dem größtmöglichen Umwege damit zum Dintenfass zu fahren. Ehe er aber dasselbe erreichte, fiel ihm ein, die Dinte könnte des Umrührens bedürfen, weshalb er nothwendiger Weise aufstehen mußte, um ein Stückchen Holz zu suchen und damit die schwarze Flüssigkeit in Bewegung zu setzen.

So waren denn glücklicher Weise wieder einige Minuten vertrödelt, und da es oft im Menschenleben Tage gibt, wo sich ein unangenehmer Moment an den andern reiht, so geschah es jetzt, daß, als Gottschalk wirklich seine Feder eingetunkt hatte, nun die Uhr auf dem benachbarten Kirchthurme Zehn schlug, zu welcher Zeit dem Schreiber eine halbe Stunde vergönnt war, um sich mit einem Stücke Brod zu restauriren.

Auch Herr Larioz hielt diese Zeit ziemlich pünktlich ein, doch legte er erst beim achten Schlage sein Lineal auf den Aktenstoß, um dann mit auf den Rücken gefalteten Händen an das Fenster zu treten und in den Hof zu schauen.

»Der Tiger kommt heute wieder recht spät,« meinte Gottschalk, der ebenfalls von seinem Stuhle aufgestanden war und gähnend auf den fast weißen Papierbogen blickte.

»Der Tiger ist sonst immer sehr pünktlich,« antwortete der lange Schreiber, – »richtig, dort kommt er auch.«

»Ja, da kommt er,« sagte freundlich der Lehrling. »Wissen Sie auch, Herr Larioz,« fuhr er nach einem angeblicklichen Stillschweigen fort, »daß Sie mir schon lange einmal sagen wollten, warum eigentlich die alte Friedel der Tiger genannt wird? Die hat doch wahrhaftig nichts Tigerartiges an sich, und man könnte sie eher ein altes Schaf nennen.«

»Ich glaube, der Doktor hat ihr den Namen gerade des Contrastes wegen gegeben. Auch war sie selbst die unschuldige Veranlassung dazu. Bei dem Herrn Rechtsconsulenten befanden sich ein paar Herren, die wegen eines Pferdekaufs prozessiren wollten. Es sollte von Sachverständigen ein Gutachten abgegeben werden, bei welchem natürlich das fragliche Roß erscheinen mußte. Die alte Friedel war gerade im Zimmer und las Papierschnitzel auf, als einer der Herren zu unserem Prinzipal sagte: Der Tiger wird sogleich in den Hof gebracht werden. Sie hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als zum Doktor

hinauf zu laufen, der sich für alle Thiergattungen sehr interessirt, um ihm fast athemlos zu sagen: Herr Doktor, kommen Sie geschwind herunter, sogleich kommt ein Tiger in den Hof! Daher bekam sie denn ihren Beinamen.«

Bei diesen Worten trat der Tiger in die Stube.

Bei ihrem Anblick mußte man gestehen, daß für die arme alte Person die Bezeichnung des Knaben richtiger gewesen wäre, als der Vergleich mit jenem flinken, schlanken und schönen Raubthiere. Der Tiger mochte an die sechszig Jahre alt sein, hatte ein ewig betrübtes Gesicht, auf dem sich nur höchst selten ein Lächeln zeigte, das dann zu sagen schien: Wenn ihr so freundlich sein wollt, mich für ein Lächeln zu halten, so will ich mich bemühen, es nächstens besser zu machen. Das einzig Glänzende in ihrem Gesichte, die Augen mit einbegriffen, war ein braunes Tröpfchen, das sich zuweilen an der Spitze ihrer röthlichen Nase zeigte, dessen sie sich aber zu schämen schien und das sie stets mit dem schüchternen Ausrufe: Ach Herr Jemine! wegwischte. – Der Tiger war Wittwe, hatte alle seine Kinder ins Grab sinken sehen, überhaupt viel Unglück erduldet, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er seinen Kopf gegen die linke Seite geneigt trug, als beuge er sich vor den beständigen Schicksalsschlägen. Dabei war aber der Tiger ein sehr gutes, treues und ehrliches Gemüth, ohne alle Falschheit und Hinterlist, und trugen diese Eigenschaften dazu bei, ihr sehr nachlässiges, gar schmieriges Aeußeres vergessen zu machen. Ihre ältesten Bekannten erinnerten sich desselben

Rockes, desselben wollenen, hinten geknüpften Halstuches und derselben Kopfbedeckung – eines Mitteldings zwischen Nachthaube und Turban, eigentlich Beides zugleich, denn sie pflegte die erstere mit einem einst roth gewesenen Tuche am Kopfe zu befestigen. Dabei liebte der Tiger seine Kleidung und trotzte muthig fast allen Anspielungen. Wir sagen: fast allen; denn eine des Armenarztes hatte sie doch einst so übel genommen, daß sie ihm auf ein Haar den Dienst gekündigt hätte. Der Doktor hatte nämlich eines Tages gesagt: »Tiger, wenn Ihr so fortmacht und Euch nicht reinlicher anzieht, so erleb' ich es noch, daß, wenn, Euch Jemand an die Wand wirft, Ihr zwei Schuhe vom Fußboden kleben bleibt!« Darüber hatte der Tiger heftig geweint und gesagt: er könne das nicht vergessen, er habe sich im Traume so erblickt und es habe schrecklich ausgesehen.

Die alte Frau trat also in die Schreibstube, einen kleinen Korb in der Hand, woraus sie ein Brod hervorholte, sowie eine in Papier eingeschlagene Wurst, das Frühstück des Gehülfen und des Lehrlings. Beide machten sich auch bald darüber her, und wenn auch Tischtuch und Teller fehlten, so that es doch Herr Larioz nicht anders, als daß er einen Bogen Papier auf der Tischecke ausbreitete, darauf den abgerissenen Deckel eines Buches legte und auf diesem die Wurst zerschnitt. Der Tiger schaute zu und wartete geduldig auf das Ende des Frühstücks, da er wohl wußte, daß auch für ihn was abfallen würde.

»Nun, wie gehts denn mit Eurer Wohnung?« fragte der lange Mann, nachdem er ein Stück Brod und Wurst versorgt und dann das Messer mit aufwärts gekehrter Spitze in der Hand hielt. »Habt Ihr's dem Hausherrn tüchtig gesagt und ihn ermahnt, das Dach ausbessern zu lassen? Bei San Jago! Wenn man seinen Hauszins einstreicht, so muß man dafür sorgen, daß es den Hausbewohnern nicht auf das Bett regnet!«

Der Tiger hatte eine Stimme, welche zu seinem kläglichem und verwahrlosten Aussehen durchaus paßte. Seine Reden klangen immer wie ein fortgesetztes Schluchzen, und dann erhob er seine Stimme immer am unrechten Orte, so daß man Fragen zu vernehmen glaubte, wo gar keine hingehörten.

»Ach, du lieber Gott!« sagte er, »was kümmert sich der Hausherr um ein armes Thier, wie ich bin? So, das Dach ist entzwei? hat er mich gefragt, es regnet stellenweise in Eure Kammer? Nun, da weiß ich Euch vorderhand einen guten Rath: stellt Euer Bett nicht dorthin, wo es hinein regnet, denn sonst könnte es naß werden.«

»Der Hausherr hat den Teufel im Leib!« meinte der Schreiber.

»Ja, und da sagte er noch obendrein,« – fuhr der Tiger fort, – »ich solle mich an so ein bischen Wasser nicht kehren, das sollte ich schon lange gewohnt sein. Nun ist das freilich wahr, denn so lange ich da oben wohne, jetzt schon an die zwanzig Jahre, tröpfelt es von Zeit zu Zeit immer durch das Dach. Ach, du lieber Gott! Aber so arg, wie jetzt, war es noch nie.«

»An so was mag sich, wer will, gewöhnen!« erwiderte heftig Herr Larioz; »man muß dem Hauseigenthümer einmal tüchtig auf sein eigenes Dach steigen.«

»Aber man kann in der Welt doch viel gewohnt werden! spricht meine Großmutter,« – mischte sich der Knabe in das Gespräch, – »wie ja auch die alte Frau zum Aal gesagt hat, indem sie ihm die Haut abzog.«

»So wollen wir dich einmal in den Regen unter das Dach legen,« sagte der Schreiber mit einem mißbilligenden Blicke auf Gottschalk.

»Auch der Bäcker sagte schon: Gewöhne dich daran, Miez! da fegte er mit der Katze den Ofen aus,« – murmelte der Knabe in sich hinein, doch so leise, daß es sein Vorgesetzter nicht verstand; sonst würde ihm das unzeitige Citiren von Sprichwörtern wahrscheinlich einen neuen Klaps eingetragen haben oder ihm sein gewöhnlicher Antheil an der Wurst entzogen worden sein.

»Aber er macht's uns auch nicht besser!« fuhr der lange Schreiber fort, nachdem er abermals seinem Frühstück zugesprochen. »Wenn es auch bei uns gerade nicht hereinregnet, so wackeln doch Fenster und Thüren, und man verbraucht fast mehr Holz, als man erschwingen kann.«

»Ich habe es aufgegeben, was zu sagen,« meinte die alte Frau, »denn selbst der Herr Doktor, der doch sein Wort gut zu stellen versteht, wird ja nicht einmal mit dem Hausherrn fertig. Er hat sich an den Häusern verkauft, so sagt der Doktor, aus Aerger darüber trinkt er Abends mehr Wein, als er sollte, und das will er wieder

dadurch hereinbringen, daß er auf dem Dach ein paar elende Ziegel erspart.«

»Dergleichen hat der bankerotte Apotheker auch gedacht,« sprach Gottschalk mit piffigem Lächeln; »denn er sagte: So muß Reichthum wiederkommen. Damit stand er über Nacht auf und verkaufte für einen Kreuzer Läusealbe.«

»Und die hat er wohl an dich verkauft, he?« fragte der Schreiber mit finsterem Stirnrunzeln; »Gottschalk, Gottschalk, du bist ein wirklicher Schalk, und es wäre besser, man schickte dich zu Meister Schwörer zurück! So lange du dort unter der Elle geseufzt hast, warst du ein Kopfhänger und hast nicht gewagt, dein Maul aufzuthun; hier aber, wo man dich mit Liebe behandelt, fließt die Schelmerei beständig aus dir heraus.«

»Aber ich meinte es ja nicht böse, Herr Larioz,« entgegnete der Knabe mit einem affektirt demüthigen Blicke; »das sind so Sprüchlein, die ich von den Gesellen gehört und die mir immer einfallen.«

»Ich wollte, dir fiele was Anderes ein,« sprach streng der Schreiber; »jetzt schau deine Arbeit an« – damit zeigte er mit seinen langen, dünnen Fingern auf den Papierbogen, wo oben, die vier Zeilen gegen das ganze weiße Uebrige wie gar nichts aussahen; »wenn der Herr Prinzipal nachher kommt, werde ich dir wahrhaftig nicht wieder durchhelfen. – Meinst du vielleicht, es sei so leicht, ein ordentlicher Schreiber zu werden, obendrein, wenn

man die Sache so saumselig angreift? Ich kann dich versichern, Gottschalk, aller Anfang ist schwer, sogar bei dem größten Fleiße.«

»Ja, aller Anfang ist schwer,« seufzte wehmüthig der Knabe, »das hat der Bauer auch gesagt, da wollte er die Kuh am Schwanz in den Stall ziehen.«

Dieses Mal zuckten die Finger des Herrn Larioz nach dem großen Lineal; doch erhob sich der Lehrling so eilig wie möglich und begab sich an seinen Schreibtisch. Auch tauchte er die Feder nun geschwinder ein als gewöhnlich und fing mit aller Emsigkeit an zu schreiben.

»Es ist doch ein gutes Bürschlein,« sagte begütigend der Tiger, der den Knaben seines harmlosen, heiteren Gemüthes, wegen lieb gewonnen hatte und ihm alles Mögliche zu Gefallen that. »Sie werden sehen, Herr Larioz, aus dem wird noch was Rechtes; freilich, fleißig muß er sein, recht fleißig.«

»Ja, aber da er nicht fleißig ist, so wird er in den Mühen des ernstesten Lebens untergehen und kommt, wenn er nicht recht fleißig wird, auf keinen grünen Zweig.«

»Ja, aber er paßt auf und begreift leicht,« meinte der Tiger.

»Er begreift, was ihm Spaß macht,« sagte Herr Larioz, während er vor sein Stehpult trat und die Arbeit wieder aufnahm. »Aber ihm fehlt der gehörige Ernst; sieht Sie, Frau Friedel, jetzt geben wir ihm die besten Lehren, und macht er wohl ein ernstes Gesicht? Schauen Sie ihn sich an! Da braucht jetzt nur draußen das Allgeringste zu geschehen, da braucht zum Beispiel nur einer von den

bunten Lappen an der Waschleine zu fallen, so wird er in ein lautes Lachen ausbrechen. – Sage mir doch eigentlich, Bürschlein, worüber lächelst du jetzt?«

»Ich lächle ja gar nicht, Herr Larioz,« erwiderte Gottschalk und machte die furchtbarsten Anstrengungen, ein ernstes Gesicht zu zeigen.

»Ja, ja, ich weiß wohl, du willst keine guten Lehren annehmen; aber ich sage dir, Gottschalk, wenn du so fortmachst, kommst du auf keinen grünen Zweig, sondern gehst unter.«

Mochten nun diese Worte für den jungen Menschen etwas so außerordentlich Komisches haben, oder plagte ihn sonst was – genug, er brach los und lachte so laut und fröhlich, daß selbst auf dem harten Gesicht des Schreibers ein Lächeln wetterleuchtete und der Tiger mit lautem Gelächter einfiel. Dabei trat die alte Frau zu dem Knaben hin und patschte ihm auf den Rücken, wie man es bei ähnlichen Veranlassungen kleinen Kindern zu machen pflegt, damit sie bei einem Lachanfälle nicht so sehr außer Athem kommen.

»Lassen Sie ihn gehen, Frau Friedel,« sprach wieder ernst der Schreiber, »der Kerl ist unverbesserlich, und ich werde noch stark an ihm herunterhobeln müssen.«

Die alte gute Frau beugte sich aber tief zu dem Kopfe des Knaben hinab, so daß ihr runzeliges Gesicht sein frisches lockiges Haar berührte. Dann sagte sie halblaut zu ihm:

»Nicht wahr, du wirst brav, Gottschalk, und lernst tüchtig, daß was Rechtes aus dir wird? Und ich glaube, daß

du es zu was bringst; denn ich habe neulich deinetwegen in den Karten nachgesehen, und da stand viel Ehre und Geld. Nicht wahr, du gehst mir nicht unter?«

»Nein, nein, ich gehe nicht unter,« versetzte abermals, doch jetzt verbissener lachend der Knabe. »Ich werde mich schon bemühen, in die Höhe zu komme.« Und darauf setzte er flüsternd hinzu: »Fett schwimmt oben, sagte Bartel, da lebte er noch.«

Nachdem der Tiger auf dieses Intermezzo noch die Schriftzüge Gottschalks bewundert, auch das übrige Brod und ein paar Wurstzipfel zusammengelesen und eingepackt, strich er dem Knaben noch einmal leicht über den lockigen Kopf, erkundigte sich, ob Aufträge für ihn da seien, verließ dann die Stube und schritt durch den melancholischen Hof zum Hause hinaus. Herr Larioz arbeitete fleißig an seinem Auszuge, und auch Gottschalk bemühte sich, tüchtig darauf los zu schreiben. Doch war leider heute einer von den Morgen, wo er zu keiner anhaltenden Arbeit kommen konnte; denn kaum hatte er den vier schon vorhandenen Zeilen noch ein paar Dutzend zugefügt, als im Nebenzimmer, in der Stube des Prinzipals, eine Stimme laut wurde, die ihn veranlaßte, die Feder ruhen zu lassen und erstaunt zu Herrn Larioz aufzublicken. Es waren eigentlich zwei oder mit der des Prinzipals drei Stimmen, die sich vernehmen ließen und etwas Wichtiges zu besprechen schienen. Die eine Stimme sagte: »Sie werden mir aber zugeben, Herr Doktor, daß ich vielleicht triftige Gründe habe, meine Ansicht und die des braven Mannes hier zu verfechten. Erlauben Sie mir, Ihnen zu

bemerken, daß dem Schwörer eine gelinde Strafe nichts schaden kann, daß man ihm so zu sagen wegen des Vorfalles neulich Nacht etwas anhängen sollte, item, daß wir Alles dazu beitragen müssen, unsere Klage zu begründen und aufrecht zu erhalten.«

»Aber ich weiß gar nicht, wie da eine Klage zu formuliren wäre.«

»Nun, Sie werden mir zugeben,« fuhr die erste Stimme wieder fort, »daß es denn doch ein bischen stark ist, einen armen Buben bei Nacht auf die Straße zu setzen und den Teufel zu bitten, daß er ihn hole. Ach, erlauben Sie mir! Wenn das nicht strafbar ist, da weiß ich überhaupt nicht, warum man in dieser Welt noch Prozesse anfangen soll.«

»Das ist Doktor Flecker,« sagte Herr Larioz. »Er spricht von dir.«

Jetzt wurde auch die dritte Stimme laut, und bei dem Klange derselben fuhr der Knabe etwas Weniges zusammen.

»Ich muß dem Herrn Doktor Flecker Recht geben,« ließ sich die dritte Stimme vernehmen; »was Teufel! man jagt keinen Hund Nachts bei Regenwetter aus dem Hause. Das soll mir der Schwörer, dieser Kerl, nicht umsonst gethan haben!«

»Das ist mein Vater,« meinte schüchtern Gottschalk.

»Allerdings, da haben Sie Recht,« hörte man den Rechtsconsulenten sagen, »und wenn es angeht, können wir den Schneidermeister Schwörer wegen Mißhandlung Ihres Sohns belangen.«

»Zu gelinde, viel zu gelinde! Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, das wäre kaum der Mühe werth. Nein, nein! Man muß den Schwörer in seinem Glauben zu erhalten suchen, der Knabe sei verschwunden, und dabei will ich Ihnen zugeben, daß vernünftige Menschen meinen werden, er sei Gott weiß, wohin gekommen, verunglückt, meinetwegen von Räubern oder Zigeunern gestohlen; das ist mir Alles gleich viel, item, die Sippenschaft des Schneidermeisters muß in ihrem Glauben erhalten und bestärkt werden, der Teufel habe ihn wirklich geholt.«

Herr Larioz hatte bei dem eben gehörten Gespräche seine Arbeit unterbrochen, hatte gedankenvoll das Kinn in die Hand gelegt und schüttelte augenscheinlich verdrießlich mit dem Kopfe.

»Sie sind sonst ein so gescheidter Mann, lieber Doktor,« hörte man den Rechtsconsulenten sagen, »aber dieses Mal haben Sie jedenfalls Unrecht; ich kann Sie versichern, ich wüßte nicht, in welcher Art ich eine Klage wegen Teufelholens anstellen sollte; ich müßte ja fürchten, mich völlig lächerlich zu machen. Und dann, wenn man die Sache ruhig betrachtet, so hat der Knabe irgend eine Veranlassung gegeben zu der übeln Behandlung, die ihm zu Theil geworden.«

»Dieses Mal nicht,« vernahm man die Stimme des Jägers, Herrn Brenner. »Zu Anfang, als mein Gottschalk in die Lehre kam, war es mir gelungen, dem Meister Schwörer die Livreen meiner Herrschaft zu verschaffen, damals

lieferte er noch gute Arbeit. Als er sich aber nicht lange darauf mit seinen jetzigen stillen Freunden verband, da wurde die Arbeit immer schlechter, meine Kameraden klagten mit Recht über die mangelhaften Anzüge; ich versichere Sie, Westen und Hosen waren zu kurz und zu enge, auch mit der heißen Nadel genäht; und der Herr Baron von Breda nahm ihm die Arbeit ab. Von dem Augenblicke an war mein Gottschalk nichts mehr nutz. Ich weiß wohl, daß der Junge seine Fehler hat, wie jeder Andere, aber es lag klar am Tage, daß der Verlust der Kundschaft aus meinem Gottschalk mit einem Male den bösesten Buben gemacht.«

»Sie werden mir zugeben, mein lieber Doktor, daß so was unverantwortlich ist,« sagte der Armenarzt.

»Wenn ich das auch zugestehen muß,« entgegnete der Rechtsconsulent, »so werden Sie mir dagegen einräumen, daß ich von meinem Standpunkte aus Ihren Wünschen nicht nachkommen kann.«

»Sollte sich denn nicht eine kleine Handhabe drehen lassen können, womit sich die Sache nach unserer Ansicht bewegen ließe, mein lieber Herr Doktor? Habt ihr Herren vom Recht doch schon so viel, was gerade nicht Recht war, möglich gemacht, und wir sind hier so sehr in unserem Recht, daß, wie Sie mir zugeben werden, ein klein bischen Unrecht schon verzeihlich wäre.«

»Das Beste ist,« hörte man nach einem längeren Still-schweigen den Rechtsconsulenten sagen, »wenn wir die Hauptperson in dieser Geschichte, Herrn Larioz, noch ein

Mal hörten. Ist's Ihnen gefällig, meine Herren, so treten wir einen Augenblick in die Schreibstube.«

Den Herren schien dieser Vorschlag in der That zu gefallen; denn im nächsten Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und herein traten die Besitzer der drei Stimmen, welche man durch die dünne Wand sehr deutlich vernommen. Doktor Flecker schoß mit seiner gewöhnlichen Lebendigkeit herein, kniff sein rechtes Auge vertraulich gegen den Schreiber zu, wobei er bedeutend mit dem Kopfe nickte, und faßte zu gleicher Zeit den Lehrling am Rockkragen, ihn zur Begrüßung so freundlich und derb schüttelnd, daß die Feder fast der Hand entfallen wäre. Der Rechtsconsulent ging würdevoll, wie es sich für einen Mann von seiner Stellung geziemte, das Kinn in die Halsbinde vergraben, auf dem Gesichte einen Zug stiller Sanftmuth und Ergebung, den er seinen Clienten gegenüber gern anzunehmen pflegte, um für eine umgängliche, ruhige und angenehme Persönlichkeit zu gelten, einen Zug, der aber zur Wahrheit wurde, so oft er sich seines Hauswesens, namentlich seiner Schwiegermutter erinnerte. Vater Brenner war eine breitschulterige, große Persönlichkeit, mit einem mehr als sanft gerötheten Gesichte. Dabei aber war er ein wohlgewachsener, hübscher Mann, vortrefflich im Dienste und der auch dort eine sehr gute Figur machte. Es konnte Niemand sicherer, mit größerer Leichtigkeit, ja, eleganter seinem Herrn die geladene Büchse präsentiren, als der Jäger Brenner. Wenn er hinten auf dem Wagen stand, so sah das so imposant aus,

daß man hätte fragen können: »fährt dort vielleicht Seine Majestät in Allerhöchst eigener Person?« und wenn er bei der Tafel servirte, so geschah das mit einem solchen Aplomb und dabei mit einer solchen Umsicht, daß die Freunde des Barons Breda diesen um seinen Jäger ordentlich beneideten. Merkwürdig war es aber dabei, daß Herr Brenner, sobald er Federhut und Bandelier abgelegt hatte und sich im gewöhnlichen Leben bewegte, ziemlich steif und unbeholfen war, und daß es ihm da namentlich wie einem schlechten Schauspieler ging, der zwei Hände zu viel hat und absolut mit diesen nichts anzufangen weiß. Diese Schüchternheit war seltsam an Herrn Brenner, und er, der schon Ihrer Majestät der Königin ohne Furcht und Tadel ein Glas Wasser präsentirt hatte, war verlegen, wenn er außerhalb des Dienstes nur bei etwas höher gestellten Leuten ins Zimmer treten sollte. Zu Hause war das begreiflicher Weise nicht der Fall, und doch pflegte Herr Brenner bei großen Familienscenen, wo es eine bedeutende Abkanzlung galt, oder wo er sogar den Versuch machte, der Großmutter seine Meinung kund und zu wissen zu thun, mit Federhut und Bandelier zu erscheinen.

Jetzt war er also der Letzte, der ins Zimmer trat, und nachdem er eine Verbeugung gegen Herrn Larioz gemacht, streckte er seine rechte Hand nach Gottschalk aus, der sich ihm als gehorsamer Sohn augenblicklich näherte und nun vom Vater Brenner als Verlegenheits-Ableiter benutzt wurde; denn er behandelte ihn als Sache, die man zum Spielen in der Hand hält, man könnte

sagen: als Spazierstock; denn er umfing mit seiner breiten Hand den Kopf des Knaben und drehte ihn zuweilen, wenn er seine Meinung abgab, nach allen Seiten herum.

»Da wären wir also,« sagte der Armenarzt, »ein vollkommenes und sehr respektables Concilium, das wird Jeder zugeben müssen, der uns hier beisammensieht. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß es vielleicht von Wichtigkeit sein wird, dem Herrn Larioz – meinem Freunde Don Larioz – als Haupthelden der ganzen Action, als ganz höllischer, verfluchter Persönlichkeit, die Sachlage nochmals ins Gedächtniß zurückzurufen.«

Vater Brenner, der nichts dagegen einzuwenden wußte, legte die linke Hand, die er gerade frei hatte, an sein bärtiges Kinn und nickte mit dem Kopfe.

»Ich halte das für unnöthig,« versetzte der Rechtsconsulent, indem er mit wichtiger Miene sein Kinn in die Halsbinde vergrub. »Herr Larioz kennt den vorliegenden Fall.«

»Ja, und ich erlaube mir, zu bemerken, daß der Fall sehr wichtig ist!« rief der Armenarzt, »und Sie werden mir zugeben, daß es nicht unnöthig ist, dieses unserem Freunde, Don Larioz, ins Gedächtniß zurückzurufen. Zum Henker, man läßt sich nicht nur so für den Teufel halten; und dieser vortreffliche Freund, der dort steht, weiß am besten, wie erstaunlich kläglich es war, als der arme kleine junge Mensch ganz durchnäßt in Kälte und Wind vor dem Hause herumliefe; es war das ein Anblick, der auch das weichste Herz steinhart machen mußte.«

Während der Doktor dies mit großem Pathos sprach, hatte er ganz die Haltung eines Kampfhahns angenommen. Er stand da mit gespreizten Beinen, den Bauch so viel als möglich vorgedrückt, die Nase hoch erhoben und mit beiden Händen in der Luft herumfuchtend, wobei er in der Linken den Stock mit dem silbernen Knopfe trug. Seine Rede war besonders an Herrn Larioz gerichtet, von dem er wohl wußte, daß ihm der ganze Teufelshandel äußerst widerwärtig war, und den er durch seine begeisterten Worte mit sich fortzureißen hoffte; doch schien seine Absicht dieses Mal durchaus nicht gelingen zu wollen. Der Schreiber hatte sein Lineal hoch empor genommen und blickte ziemlich finster in den Hof hinaus.

»Nun, was meinen Sie?« fragte der Rechtsconsulent nach einer Pause, während welcher Alle schwiegen.

»Ich meine,« entgegnete Herr Larioz, »daß die ganze Sache ein unangenehmer Handel ist, der sich am besten dadurch ausgleicht, daß man ihn liegen läßt und so nach und nach vergißt.«

»Den Teufel auch!« rief der Doktor; »Freund, lassen Sie mir Ihre gewöhnlichen Phantasien von Recht und Gerechtigkeit nach Ihrer Art! So kommt man nicht durch die Welt, das kann ich Sie versichern.«

»Ich meine ferner,« fuhr der Schreiber, gänzlich unbewegt durch diese Exclamation, fort, »daß, wenn Herr Brenner gegen Meister Schwörer wegen unbefugter Mißhandlung seines Sohnes zu klagen hat, ich gern bereit bin, seine Klage durch mein Zeugniß zu unterstützen,

daß ich aber dagegen mit der ganzen Teufelsgeschichte nichts zu thun haben will. Bei San Jago! Es hat freilich der Larioz genug gegeben, die den Teufel im Leibe hatten, davon bin ich überzeugt, aber keinen, der Lust gehabt hätte, sich mit der Person des Höllenfürsten zu identificiren.«

»Kindereien, Kindereien, Kindereien!« schrie der Doktor, und er sprach dieses Wort jedes Mal mit lauterer Stimme aus; »Sie werden mir zugeben, bester Don Larioz, daß ich mir meinen Spaß nicht so verderben lassen darf. Die Sache ist aufs beste eingefädelt, Meister Schwörer ist der festen Ansicht, er habe wirklich den Teufel gesehen, und wollen Sie,« setzte er mit komischer Wehmuth hinzu, »diesem Manne seinen guten Glauben verderben?«

»Bester Doktor,« nahm der Rechtsconsulent, der beinahe ungeduldig zu werden begann, das Wort, »Sie sehen, wir Männer vom Fache finden, daß der Sache keine rechtliche Handhabe zu drehen ist. Sie haben sich nun einmal in die Teufelsidee hinein verbissen, aber wir können die Sache nach Ihrer Idee unmöglich unterstützen. Wollen Sie eine Klage – Brenner *contra* Schwörer, Mißhandlung des jungen Menschen betreffend, so stehen wir mit allen unseren Kräften zu Befehl. Da ist aber die Grenze, und ich versichere Sie, ich könnte wahrhaftig in die Lage kommen, mich lächerlich zu machen, wenn ich mich in eine solche Teufelsgeschichte einließe, von der ich voraus weiß, daß sie nicht durchzuführen ist. Vielleicht,« setzte

er mit Würde hinzu, wobei sein ganzes Kinn in der Halsbinde verschwand, »finden Sie einen Winkeladvokaten, der die Sache annimmt, Sie um Ihr Geld bringt und dann sitzen läßt. Aber wenn Sie den Rath eines guten Freundes annehmen wollen, bester Herr Doktor, so –«

»Das ist alles recht gut und wohl,« rief der Arzt, der sich während der Rede des Advokaten wie eine Wetterfahne gedreht hatte, um alle Anwesenden der Reihe nach zu betrachten, »das ist vortrefflich gesprochen; aber Sie kennen jenes Volk nicht! Nur wenn wir sie mit ihrer Teufelsfurcht anpacken, ist was aus ihnen herauszupressen. Kommen wir ihnen aber mit einer ganz gewöhnlichen Klage auf den Leib, so wette ich Hundert gegen Eins, sie sind gerade so pffiffig wie wir, und wir können mit langer Nase abziehen.«

»Und das wäre das Beste,« ließ sich der Schreiber vernehmen, »wenn das Recht nicht auf unserer Seite ist.«

»Das Recht, lieber Freund, das Recht!« rief der Doktor mit komischer Entrüstung, wobei er ordentlich in die Höhe sprang; »Sie sollten mir eigentlich nicht erlauben, daß ich Ihnen bemerke, das Recht läßt sich drehen, wie eine wächserne Nase, aber es ist leider Gottes so. Was wollen Sie mit Ihrem Recht! Aber ich kenne Ihre Ansichten, und mit diesen werden Sie doch hundert Mal anstoßen. Sie halten die ganze Welt für ehrlich und werden bei dem Glauben verbleiben, bis man Sie mehrere Mal donnermäßig über den Löffel barbirt hat, und wenn das einmal recht tüchtig geschehen ist, dann werden Sie nach Gott schreien und – Ihrem ganz ergebensten Diener.«

Damit wandte sich der Doktor um und machte Miene, wie im Zorne, das Zimmer verlassen zu wollen. An der Thür aber drehte er sich auf dem Absatze herum, machte ein pffiffiges Gesicht und rief, wie um eine letzte, vielleicht günstige Entscheidung zu hören: »He?«

Vater Brenner hatte bedeutend mit dem Kopfe geschüttelt, und auch ihm wollte das Benehmen des Schreibers nicht einleuchten. Er strich sich mit der Hand über den Bart, schob Gottschalk wie zum Schutze einen Schritt vor sich hin und wollte mit einer feierlichen Rede gegen das Stehpult avanciren, war jedoch sehr froh darüber, daß der Doktor abermals das Wort nahm.

»So ist denn nichts zu machen?« sagte dieser. »Ich hätte das nimmer von Euch gedacht, Don Larioz. Nun gut, ich gehe meinen eigenen Weg und will schon sehen, was ich für meine armselige Person allein herauschlagen kann. Aber Eines werden Sie mir zu bemerken erlauben: lassen Sie mich meinen Weg gehen und kommen Sie mir nicht in die Quere. Es ist mir ja nicht um meinetwillen, sondern hauptsächlich um Sie selbst zu thun. Sie kennen jenes Volk nicht, und wenn Sie, gerade und ehrlich, wie Sie sind, mit demselben zu thun kriegen, so kommen Sie in Schaden, darauf können Sie Gift trinken – meinetwegen einen ganzen Schoppen Blausäure. Item, jetzt bin ich fertig.«

Der Rechtsconsulent schien hoch erfreut, daß der Doktor wirklich fertig sei; denn die Unterredung hatte ihm schon viel zu lange gedauert. Trotzdem aber machte er zum Abschiede ein freundlich lächelndes Gesicht, sagte

etwas von sonst in allen Dingen gern zu Diensten stehen, von thätiger Rechtshülfe, unbedingt Vertrauen verdienen, und was dergleichen Phrasen mehr sind, und manövrierte dabei so glücklich mit Complimenten und Wendungen, daß sich der Armenarzt und Vater Brenner im nächsten Augenblicke unter der Thür befanden. Hier aber blieb der Letztere stehen, und da er an dem Thürpfosten einen soliden Anhaltspunkt gefunden hatte, so zeigte er ohne allzu große Verlegenheit auf seinen Sprößling, und sagte dabei: »Und der Herr Doktor sind mit meinem Kleinen da zufrieden? Glauben Sie, daß er sich zum Schreiber eignet? Es sollte mich wahrhaftig freuen; denn ich selber habe das Schneiderhandwerk all mein Lebtage nicht ausstehen können. Nur meine Alte meinte, es sei ersprießlich, wenn der Kerl da seinen Geschwistern baldigst die Kleider flicken könnte.«

Der Rechtsconsulent versicherte, es werde sich schon machen, er habe alle Hoffnung dazu, und dann ließ auch Vater Brenner seinen Thürpfosten fahren, worauf er augenblicklich im dunkeln Gange draußen verschwand. Doch hörte man seine tiefe Stimme noch zurückerufen: »Also, Oculi, halte dich brav, und mach' mir keine Schande!«

Der kleine Armenarzt war im halben Zorne davon geeilt, doch war er viel zu gutmüthig und hatte ein zu veröhnliches Gemüth, um das Haus in Feindschaft mit seinem alten Freunde verlassen zu können. Deßhalb kehrte er auch im Hofe wieder um, trat an die trüben Fensterscheiben der Schreibstube und klopfte heftig daran,

und als der Schreiber lächelnd geöffnet, rief er hinein: »Freund Larioz, Ihr werdet mir zugeben, daß Ihr einen verdammt harten Kopf habt. Und ich habe es doch so gut mit Euch und dem Knaben gemeint! Na, denken wir vorderhand nicht mehr daran, und laßt mich machen! Aber kommt mir nicht in meinen Weg, das rathe ich Euch wohlmeinend; denn wenn Ihr in meinen Weg kommt, so werde ich zornig, und der Doktor Flecker in seinem Zorn ist eine gar gefährliche Persönlichkeit. *Addio caro amico!*«

»*Addio!*« erwiderte lachend Don Larioz; dann schüttelten sich Beide die Hände, und der kleine Doktor, die gefährliche Persönlichkeit, hüpfte wie eine Bachstelze aus dem Hofe hinaus. Draußen an dem halbzertrümmerten Thorflügel stand Vater Brenner; er hatte die linke Hand unter das Kinn gelegt, schien über etwas nachgedacht zu haben, und sagte nach einer Pause: »Herr Doktor, mit den vornehmen Advokaten ist es nichts. Ich kenne einen stillen Entenmaier, der sich der Sachen armer Leute gern annimmt.«

»Lieber Freund,« versetzte der Doktor, indem er seine beiden Hände, wie beschwörend, emporhob, »lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem stillen Entenmaier; ich fürchte selbst, daß in der Sache auf dem Wege Rechtens nichts zu machen ist, weil der da drinnen sie nicht übernehmen wollte; denn wenn Einer mit dem Teufel umzugehen weiß, so ist es der Rechtsconsulent Plager.«

Bei diesen Worten lächelte er eigenthümlich und eilte in die nächste Gasse hinein. Vater Brenner aber blieb

einen Augenblick gedankenvoll stehen, und da er aufblickend gewahrte, daß er sich in der Nähe eines Weinhauses befand, so fiel er dort ein, um sich nach den gehabten Strapazen zu einem kühlen Trunke zu verhelfen.

Unterdessen schrieb Gottschalk drinnen in der Stube fleißiger als vorher an seinem Bogen, wogegen Herr Larioz zerstreut schien und seine Auszüge nicht mehr so emsig machte, wie früher; ja, er nahm zuweilen die Feder quer in den Mund und blickte gedankenvoll in den Hof hinaus. Er schien lange etwas zu überlegen und endlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein, worauf er zu sich selber sagte: »Ich muß dem Meister Schwörer beweisen, daß ich nicht der Teufel bin.«

ZEHNTES KAPITEL. EINE TEUFELSBESCHWÖRUNG.

Bei Meister Schwörer war es noch herkömmlich, daß, so viele von den Gesellen Platz hatten, mit ihm unter einem Dache wohnten; dabei war dieses unter dem Dache wohnen wörtlich zu verstehen und hatte unter andern Vortheilen noch den Nutzen, daß keiner der Gesellen ein Barometer brauchte; denn wollten sie wissen, ob draußen schönes Wetter sei, so durften sie nur in die Höhe blinzeln und brauchten nicht lange zu suchen, um irgend einen mitleidigen Stern aufzufinden, der zu ihnen hereinflimmerte. Ahnete ihnen aber etwas von Regenwetter, so brauchten sie nur die Hand nach den Dachplatten auszustrecken, und der größere oder geringere Grad von Feuchtigkeit, der an diesen herabtropfte, ließ sie zur Genüge erkennen, ob es ein kleiner Sprühregen sei oder ein

festes Regenwetter. Ja, sogar woher der Wind blies, war hier oben deutlich zu unterscheiden; denn wenn er aus Westen kam, so seufzte der alte Dachladen in seinen Angeln, blies er aber aus Norden, so klapperten die Dachplatten wie ein Pochwerk.

In einer Nacht, wo, dem unaufhörlichen Gewinsel des Dachladens nach zu urtheilen – derselbe machte nämlich die verzweiflungsvollsten Anstrengungen, sich von einem Schließhaken loszureißen, und wenn das nicht gelang, so pfiß und heulte er wie ein Hund an der Kette – der Wind aus Westen kam und ein tüchtiges Regenwetter zwischen die Dachplatten hereinjagte, wo der alte Schornstein des Hauses sich mit in das Gespräch der wilden Geister draußen mischte, aber feierlich, beruhigend im Vergleich zu dem tollen Gezänk der andern, wo sämtliche Bretter-Verschläge auf dem Dachboden knarrten und stöhnten und wo der Klang der Glocken, wenn sie hoch vom Thurme die Stunde anschlugen, vom Sturmwind zerrissen wurde, so daß sie nur noch in zitternden Tönen weiter hallen konnten, in einer solchen Nacht lag der Elberfelder in seinem Bette, und da er zufälliger Weise nicht schlafen konnte, so ließ er vor seinem inneren Gesichte die Erlebnisse der vergangenen Tage vorübergehen. Der Elberfelder hatte bei ziemlich zerütteten Nerven eine außerordentlich regsame Phantasie. Er war einer von den Menschen, denen es als eine pure Unmöglichkeit erscheint, still und zufrieden ihrem Berufe nachzugehen; er hatte vielmehr die unglückliche

Neigung, diesen Beruf immer nur als Nebensache zu betrachten und ihn so weit als thunlich seinen Leidenschaften unterzuordnen. Schon als Lehrling war ihm die Erlernung seines Handwerks Nebensache gewesen, und wenn er davon etwas erlernte, so brauchte er das nur, um seine Schelmenstreiche auszuführen. Er besaß damals eine außerordentliche Fertigkeit, Katzen wegzufangen, ihnen den Balg abzustreifen, diesen präpariren zu lassen und alsdann, zu Pelzdecken verarbeitet, zu verkaufen. Als er Geselle wurde, warf er sich auf das liederliche Leben, namentlich auf den Tanz ohne Maß und Ziel, und da war der Elberfelder eine genannte und bekannte Persönlichkeit. Zu seinem Bedauern reichten aber seine Körperkräfte für ein solches Treiben nicht lange aus, der Elberfelder wurde schwach im Kopf und wackelig in den Beinen, und wenn ihn auch der Ruf zur Schlacht, das heißt die Geige zum Galopp, noch immer unwiderstehlich mit fortriß, so war das doch nur noch wie ein Schattentanz, und er mußte die Kränkung erleben, daß ihm eine seiner Geliebten, die handfeste Köchin eines stillen Hauses, bei mehreren Gelegenheiten und mit voller Indignation sagte: »Elberfelder, ich kenne Ihn gar nicht mehr, Er kann ja gar nichts mehr leisten!«

Dieses Wort der Köchin schnitt tief in sein Herz, und es war ihm wie jene Schrift, die dem hochseligen König von Babylon auch an einem solch wilden Abend erschien und ihn ebenfalls zur Buße mahnte. Der Elberfelder beschloß, einen anderen Menschen anzuziehen; und da vom Erhabenen zum Lächerlichen, so wie auch umgekehrt, nur ein

kleiner Schritt ist, so warf er sich in die Arme seiner jetzigen Glaubengenossen und wurde aus einem liederlichen Schneidergesellen ein gnadenerfülltes Werkzeug seiner Partei. Doch bewies sich auch dieses Geschäft im Laufe der Zeiten nicht so lucrativ, wie der Bekehrte gedacht. Für eine äußerst angenehme Condition bei einer gesinnungstüchtigen Damen-Kleidermacherin, die aber bei ihrem Geschäft der männlichen Hülfe sehr benöthigt war, zeigte er sich nicht gewandt und ausdauernd genug und mußte entlassen werden. Er hatte es darauf versucht, den unverschuldet Herabgekommenen zu spielen und sich, als unverschämter Hausarmer, vermittelt des außerordentlich fleißigen Besuchs aller möglichen Betstunden zu ernähren; aber hier war die Concurrnz zu groß, und so wurde er denn von einem wohlwollenden Mitgliede dem Meister Schwörer empfohlen, der, obgleich er damals noch ein tüchtiger und gesuchter Meister, war, doch schon gelinde Anwandlungen von Heuchelei zeigte und bereits begann, seine sichere irdische Kundschaft zu vernachlässigen, auf die unsichere Hoffnung eines Gnadendurchbruchs hin, der ihn ohne Müh' und Arbeit mit allen Glücksgütern dieser Erde überschütten sollte.

Aber auch im Hause des Meisters Schwörer hatte der Elberfelder nicht das gewünschte stille und behagliche Asyl gefunden; die Meisterin war ein hartes Gemüth, eine Ungläubige, die den frechen Satz aufstellte: zuerst heiße es arbeiten, und dann erst könne man sich zur Erholung ein Gebet gönnen; eine Frau, die lieber dafür sorgte, daß ihre Kinder ein gutes Hemd auf dem Leibe

hatten, als daß nackte Negerknaben Gott weiß, wo, in Hinterindien, von sanft gesinnten Missionären in christliche Behandlung genommen wurden; eine Frau, die das Missionswerk in ihrem eigenen Hause beginnen wollte, und deßhalb Subjecte, wie den Elberfelder über alle Berge wünschte, eine Frau, die verstockt genug war, ihrem Mann eine Scene zu machen, weil sie nicht zugeben wollte, daß er, statt die nothwendigen Schulbücher für seine Kinder zu kaufen, sich mit dem sauer verdienten Gelde bei einer Gesellschaft zur Verbreitung von Tractätlein betheiligte, – kurz, eine brave und rechtschaffene Frau. Aber eben deßhalb war sie dem Gesellen ein Dorn im Auge, und er dachte schon seufzend daran, sich eine andere Condition zu suchen. Da kam ihm die Teufelsgeschichte des Meisters Schwörer, um uns eines unziemlichen Ausdrucks zu bedienen, wie ein gefundenes Fressen. Daß er den Meister Schwörer aus allen Kräften in seiner Ansicht bestärkte, er habe wirklich den Teufel gesehen, versteht sich von selbst, er erzählte ihm schaudervolle Geschichten von ähnlichen Visionen, die er selbst gehabt, und hoffte dabei zuversichtlich, dieser erste Besuch des Bösen habe nur den Zweck gehabt, das Terrain zu sondiren, um sich im Hause irgend einer armen Seele zu bemächtigen. Darauf hatte der Elberfelder also gesprochen: »Meister, Ihr seid Familienvater, ein würdiger Mann und eine feste Stütze der Gemeinde,« hatte auch mit vieler Sachkenntniß fortgefahren: »Ich bin doch ein ganz miserabler Sünder, und weil sich der Teufel mit der Seele eines armen Schneidergesellen begnügen wollte, so würde ich

mich gern seinen Angriffen bloßstellen, in der festen Ueberzeugung, daß es einigen unter den Freunden baldigst gelingen würde, den Teufel aus mir zu bannen und ihn dahin zurückzuweisen, woher er gekommen.«

Darauf war der Geselle wie tiefsinnig geworden, und ob Alles bei ihm vollkommene Heuchelei war, oder ob sein Verstand wirklich durch fortgesetzten schlechten Lebenswandel einiger Maßen gelitten, wissen wir nicht genau anzugeben, glauben aber das Erstere; genug, als er in jener Nacht, wo der Sturm heulte und der Regen auf den Dachplatten rasselte, wachend auf seinem Lager ruhte, begann er sich einzubilden, derselbe Teufel, der dem Meister erschienen, sei nun wirklich in ihn selbst gefahren, und spielte demgemäß seine Komödie ganz vortrefflich. Er stöhnte so laut und vernehmlich, daß er seinen Mitgesellen und auch den neuen Lehrjungen ein paar Mal aus dem Schlafe weckte und alsdann über ein unerklärliches Leiden klagte, das mit irgend einer gewöhnlichen Krankheit durchaus keine Aehnlichkeit habe. Am andern Morgen ließ er den Meister heraufbitten, und was die Beiden dabei verhandelt, wäre vielleicht tiefstes Geheimniß geblieben, wenn nicht der andere Geselle aus übergroßer Sorge für den von ihm gehaßten heuchlerischen Kameraden an der Bretterwand gehorcht hätte.

Meister Schwörer erschien nach einiger Zeit ziemlich verstört wieder in der Wohnstube, seufzte tief und zog seinen schwarzen Rock an, um das unerhörte Ereigniß

einigen seiner gläubigen Freunde mitzutheilen. Zu gleicher Zeit aber berichtete der zweite Geselle der Meisterin, der Eberfelder, der droben in der Kammer liege, habe behauptet, denselben Teufel im Leibe zu haben, der dem Meister Schwörer in jener Nacht erschienen. Wir können hier nicht verschweigen, daß dieser neue Spektakel im Hause Madame Schwörer so alterirte, daß sie dem zweiten Gesellen und dem Lehrjungen vollkommen freie Hand ließ, um ihrerseits den Versuch anzustellen, ob es nicht möglich sei, den Teufel aus dem Elberfelder auch ohne die gewöhnlichen Mittel auszutreiben. Obgleich sich die Verfahrungs-Art der freundlich gesinnten Kameraden – sie wurde angewandt mittelst eines Eimers Wasser, eines nassen Handtuchs und eines Pairs elastischer schwerer Pantoffeln, mit welch letzteren er zur Linderung seiner Leiden auf einem unaussprechlichen Theile seines Körpers frottirt wurde – bei der Hartnäckigkeit des Besessenen als vollkommene unwirksam erwies, so hatten sich doch die Teufels-Austreiber für die Unterbrechung ihrer nächtlichen Ruhe und für vielerlei sonstige Unbill gerächt. Der Elberfelder aber litt Alles ganz geduldig und stimmte sogar während der Procedur einen Lobgesang an, der nur zuweilen durch ein Geheul unterbrochen wurde, wenn ihn einer der Pantoffeln zu heftig traf, welches Geheul aber nach der Versicherung des Besessenen von dem Dämon herrührte, den er im Leibe hatte.

Uebrigens hatte der Elberfelder in Betracht der windigen und kalten Dachkammer vollkommen richtig spekulirt; denn schon am ersten Tage seiner Krankheit wurde er, freilich nach einer heftigen häuslichen Scene zwischen Meister und Meisterin, in einer Stube des ersten Stockes warm und behaglich untergebracht und dort von theilnehmenden und gleichgesinnten Freunden eifrig befragt und untersucht. Die ganze Geschichte hatte dem Meister Schwörer, als sie ruchbar wurde, ein außerordentliches Ansehen gegeben, und es fanden sich fromme Seelen genug, die den Versuch machten, den Teufel aus dem Schneider hinweg zu beten. Aber mehrere Tage lang war das alles vergeblich. Die Sache nahm ihren wohlbekanntten Verlauf. Der Teufel zeigte sich in dem Besessenen bald nachgiebig, bald widerspänstig, und wenn er gut gelaunt war, so erzählte er von den Freuden und Leiden der Hölle, wobei er eine unglaubliche Phantasie entwickelte; hatte er dagegen seine schlechten Augenblicke, oder waren verdächtige Personen in der Nähe, so erging er sich in sehr unzarten Redensarten und geberdete sich überhaupt so unanständig, wie sich ein Teufel nur geberden kann.

Bei allem dem lebte der Schneider herrlich und in Freuden, und der Teufel war wirklich im Hause des Meisters Schwörer eingekehrt. Dieser konnte sich gar nicht mehr von dem Lager trennen, auf welchem der Elberfelder den größten Theil des Tages ruhte; er vernachlässigte seine Kundschaft immer mehr, die Werkstätte verödete, die Gesellen und der Lehrjunge spielten auf dem

Schneidertische Solo oder sangen Lieder, die zu den Gesängen im unteren Stock durchaus nicht passen wollten. Das Haus war in zwei feindliche Theile gespalten, und die kleinen Plänkeleien, die früher schon zwischen Meister und Meisterin herrschten, waren jetzt zu einem Krieg entbrannt, mit großen Schlachten, Belagerungen und nächtlichen Ueberfällen. Wenn der Meister aus dem Hause ging, so mußte er Sorge dafür tragen, daß das Zimmer im ersten Stock, wo sich der Elberfelder befand, sorgfältig verschlossen war; denn die Kameraden des letzteren wollten nun einmal zum Heile des Besessenen nicht ablassen, ihr Mögliches zu versuchen, um den Teufel aus ihm zu treiben. Da sich ihnen auch noch ein freundlicher Schlossergehülfe beigesellt hatte, so nützte es dem Meister nichts mehr, die Thür sorgfältig zu verschließen, und die Verschworenen drangen trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei ihrem Kameraden ein, um die Procedur mit Wassereimer, nassem Handtuch und Pantoffeln zu erneuern.

Endlich hatten die Freunde des Meisters den Mann gefunden, der es unternehmen wollte, den Teufel auszutreiben, und es war dies ein alter verlumpter Weinhändler, der in seinem Geschäft das Unglück gehabt hatte, selbst sein bester Kunde gewesen zu sein, und der sich darauf aus Rache an dem Weine dem Schnappstrinken ergeben hatte. In schwachen Augenblicken hatte er merkwürdige Visionen, trieb auch Schatzgräberei, und da er nebenbei von der Natur mit einem guten Maulwerk begabt war, auch beständig vom Geist inspirirt, so verstand er es, so

salbungsvolle Reden zu halten, daß er in großes Ansehen kam und endlich so weit unterstützt wurde, um das einträgliche Geschäft eines Betsaalhalters gründen zu können, bei welchem er sich außerordentlich wohl befand. Die scheinheilige Versammlung fand sich in diesem Saale ein, neben dem er in einem Nebengelasse schlief.

Bevor aber die Anstreibung des Teufels vor sich gehen konnte, stellte der Weinhändler, Herr Quabbler, noch einige unerläßliche Bedingungen, von denen die hauptsächlichste war, daß ihm von der Hand des besessenen Schneiders ein neuer schwarzer Anzug gefertigt würde, den er bei der feierlichen Handlung zum ersten Male tragen wollte. Das Tuch zu diesem Anzuge sollte von schwarzen Böcken gewonnen sein, im Fall dies aber nicht leicht aufgetrieben werden könne, so dürfe man sich auch mit der Wolle von weißen Schafen behelfen. Nur müsse das Tuch unmittelbar in der Wolle gefärbt sein und müsse die zu einem so feinen Geschäft nothwendige Feinheit haben. Die Kosten dieses Anzuges trugen natürlich die Freunde, welche sich für die Austreibung des Teufels interessirten. Zwar machte der Schneidergeselle Einwendungen gegen die Selbstanfertigung dieses Kleides, wobei er den triftigen Grund anführte, der Teufel habe dann, als in ihm sitzend, ja auch nothwendiger Weise Theil an diesem Geschäfte, wurde aber überstimmt, nahm endlich Herr Quabbler das gehörige Maß und begab sich seufzend an die Arbeit.

Daß er sich hierbei nicht übereilte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; aber trotzdem wurde die Kleidung eines schönen Abends fertig und am anderen Tage sollte das Haus und der Elberfelder von dem Teufel befreit werden.

Daß diese absonderlich wichtige Handlung nicht ohne Ausschmückung mit Speise und Trank vor sich gehen konnte, versteht sich von selbst. Wenn es auch nicht in der Macht des Schneidermeisters lag, hiermit ein Zweckessen zu vereinigen, so bemühte er sich doch, einen Zweck-Kaffee zu veranstalten, was ihm aber nicht ohne große Schwierigkeiten gelang.

Madame Schwörer hatte nämlich feierlich erklärt, wenn sie auch nicht im Stande sei, diesem Unfug in ihrem Hause zu steuern, so wolle sie doch nichts dazu beitragen, daß droben gejubelt und geschlemmt werde, während sie mit ihren Kindern drunten kaum das schwarze Brod habe. Dabei hatte sie mit den ziemlich rostigen Schlüsseln von Speisekammer und Porzellankasten gerasselt und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß der Weg dorthin nur über ihre Leiche gehe.

Sie war im Allgemeinen eine brave und ruhige Frau, und, abgesehen von unumgänglich nothwendigen häuslichen Szenen, auch nicht besonders erregbaren Gemüthes; je näher aber der Tag des Zweck-Kaffee's und der Teufelsaustreibung kam, desto unruhiger wurde Madame Schwörer; es litt sie lange Zeit weder in der Stube, noch in der Werkstatt, sie schien eine Lust daran zu haben, ihre Nägel zu betrachten oder große, starke und biegsame

Stöcke; und später versicherte der benachbarte Schuster, Madame Schwörer habe ihn um jene Zeit mit seltsamen Gefühlsausdrücken gefragt, was er für schmerzhafter und wirksamer halte, den Schlag mit einem buchsbaumenen Ellenmaße oder mit einem Knieriemen.

Unter solchen Umständen wäre der Zweck-Kaffee wahrrscheinlich in die Kohlen gefallen; doch hatte Meister Schwörer eine Schwester, die ebenfalls sehr viel auf Betstunden und noch mehr auf Kaffeegesellschaften hielt. Sie übernahm es, das Ganze zu arrangiren, und traf ihre Maßregeln auch so gut, daß an dem bestimmten Nachmittage der Tisch in zierlichster Ordnung eine mächtige Kaffeekanne zeigte, auch Rahm, Zucker, Bretzeln, Anisbrod, Mannheimerlen, und wie alle die schönen Sachen heißen, die zu einem vollkommenen Kaffee so nothwendig sind, wie der Wind zum Orgelspielen. Zur Feierlichkeit waren einige fromme Seelen eingeladen, die in banger Erwartung umhersaßen und es für eine glückliche Idee hielten, daß vorher der Körper mit Kaffee und Mannheimerlen erquickt werde, bevor der Geist sich anschicken müsse, vielleicht allerlei Erschreckliches und Grauenhaftes zu sehen.

Herr Quabbler war eine fette, untersetzte Persönlichkeit mit doppeltem Doppelkinn, einer röthlich braunen Gesichtsfarbe, beständig grinsenden Mundwinkeln, die ein Maul einrahmten, welches wie eine weitklaffende Wunde aussah und alles zu verschlingen drohte, was in seine Nähe kam. Dabei glänzten die Lippen beständig

von Fett und Saft, und wenn sie sich schlossen, so brachten sie fortwährend ein unwillkürliches Schmatzen hervor. Die Nase des Herrn Quabbler war äußerst gering und zeichnete sich unterhalb nur durch eine bedeutende Ablagerung von Schnupftabak aus. Augen waren so gut wie gar keine vorhanden, wenigstens verschwanden sie fast gänzlich unter den vorquellenden Backen, und da der Besitzer noch obendrein die Gewohnheit hatte, sie, wenn er sprach oder aß, häufig zu schließen oder zu verdrehen, so blieb, wie gesagt, von ihnen nichts mehr übrig, was der Rede werth gewesen wäre. Auf seinem dicken Kopfe hatte er ein schwarzes, grau melirtes, starkes und struppiges Haar, welches in beneidenswerther Fülle hinten hinabreichte bis zu einem stierähnlichen Halse; um diesen Eindruck zu schwächen, pflegte sich derselbe aber meistens in Falten zu legen, wie der eines kleinen, wohlgenährten Kindes.

So stand Herr Quabbler in dem neuen Anzuge, festlich anzuschauen, vor dem Kaffeetische, und während er beide Hände auf diesen stützte, hatte er das Gesicht gegen die Zimmerdecke erheben, den abwärts gekehrten Augen zum Trotz, die so in den Reizen von Bretzeln und Brod wühlten, daß seine Mundwinkel fett gesalbt erschienen.

Die Schwester des Meisters Schwörer war eine ziemlich große, starke Person mit finsterem Blicke und einem sehr bösen Maule. Sie war die Wittve eines kleinen Beamten, der ihr neben einer Pension noch ein ziemliches

Vermögen hinterlassen hatte, so daß sie ganz sorgenfrei leben konnte. Ihre Zeit theilte sie ein in Betstunden-Besuchen, Kaffeetrinken und Schreiben von anonymen Briefen. Im letzteren Punkte bedachte sie namentlich junge Paare, die in der nächsten Zeit vor den Altar treten wollten. Da schrieb sie alsdann den Eltern der Braut, wie man nicht begreifen könnte, daß eine geordnete Familie einen so leichtsinnigen und liederlichen Menschen in ihr respektables Haus aufnehmen möge. Dabei sprach sie durch die Blume von armen Verlassenen, von Thränen der Verzweiflung, von unschuldigen Würmern, und unterzeichnete sich: »Jemand, der es gut mit der Familie meint.« Der Mutter des Bräutigams dagegen schrieb sie ungefähr Folgendes: »Ist es denn möglich, daß Sie, eine so umsichtige und kluge Frau, noch nichts erfahren hätten von dem Verhältnisse der Braut Ihres Sohnes mit dem Lieutenant N, – ein Verhältniß, das in seinen Folgen hätte schrecklich werden können, wenn – – – – Doch,« fuhr der Brief nach diesen Gedankenstrichen fort, »gibt es Leute, die mehr Glück als Verstand haben. – Glauben Sie einer wohlmeinenden Freundin,« schloß sie alsdann, »und bedenken Sie wohl, was Sie thun. Noch ist es Zeit.«

In gleicher Weise bedachte sie Braut und Bräutigam direkt und besuchte nicht selten die Häuser, welche diese anonymen Briefe erhalten, um sich an den Thränen ihrer Schlachtopfer zu ergötzen.

Zu der Beschwörung hatte Frau Wendeling – so hieß die eben Erwähnte – eine Freundin mitgebracht, die

durch Verkettung seltsamer Umstände eine alte Jungfer geblieben war und es nun liebte, eine Trauerweide oder geknickte Lilie zu spielen. Ihr Kopf hing beständig demüthig nach der einen Seite, die Unterlippe, um ein Gleichgewicht herzustellen, nach der anderen, Arme und Beine schlotterten ordentlich, und so sah der ganze Körper gerade so aus, als ob sie, nach Art gewisser Marionettenpuppen, an einer unsichtbaren Feder hänge. Dabei pflegte sie fortwährend den Mund zu öffnen und, ehe sie sprach, nach Luft zu schnappen, wobei dann der überflüssig eingezogene Athem, in der jungfräulichen Brust zu einem Seufzer verwandelt, hinter jedem Worte wieder erschien.

Frau Wendeling liebte die Jungfer Schlapperbach wohl dieses Contrastes wegen, und auch, damit die Leute sagen möchten, sie, die Wendeling, müsse doch, trotz ihres bösen Maules, ein gutes, umgängliches Gemüth haben, denn wie könnte sie sonst so harmoniren mit einem sanften Wesen, wie die Schlapperbach.

Die weiteren Assistenten bei der Feierlichkeit waren ein Herr Müller, ein Herr Meier und ein Herr Fischer, drei fromme, verkannte Männer; denn vom Ersten sagte die böse Welt, er leihe gegen wucherische Zinsen auf Faustpfänder; das Spezereigeschäft des Zweiten nannten schlimme Zungen ein Spitzbübereigeschäft, bei dem alles Maß zu klein und alles Gewicht zu leicht sei, wo Wasser unter die Butter geknetet, Sand und Steine unter die Rosinen gethan und wo falsche Gulden- und Kronenthalerstücke nicht auf den Ladentisch genagelt würden. Was

den Dritten, den Bäcker Fischer, anbelangte, so war es ihm eigentlich noch nie bewiesen worden, daß sein Brod zu naß und seine Semmeln zu klein seien; doch klagte man ihn mit vollem Rechte großer Unterlassungssünden an, welche darin bestanden, daß er als Hauptgaulner am Tage vor dem Brodaufschlage es unterließ, das nothwendige Brod backen zu lassen, um alsdann am anderen Morgen das über Nacht theurer gewordene Mehl besser verwerthen zu können.

Herr Quabbler hatte also die Hände auf den Tisch gestützt, wobei seine Finger aussahen wie zehn dicke Würstchen, die, wo sich die Gelenke befanden, kunstreich unterbunden schienen. Obgleich sein Gesicht noch immer nach oben gekehrt war, so blickten doch seine Augen nach wie vor auf den dampfenden Kessel, und während er seinen Mund zuweilen leise schmatzend schloß, schien seine Nase sehr beunruhigt zu werden von den aufsteigenden süßen Düften.

Herr Quabbler wollte sprechen, denn er bewegte seine rechte Hand feierlich über die aufhorchende Versammlung.

»So sind wir denn hier bei einander,« sagte er mit einer fetten, etwas heiseren Stimme, »nur im Namen des Himmels ein segensreiches Werk zu vollbringen. Daß wir arme, niedrige Sünder sind, wird keiner von uns Allen bezweifeln, und eben weil wir arme, niedrige Sünder sind, voll Selbsterkenntniß und Bewußtsein unserer Schwäche, so wird Niemand in seinem Herzen anders fühlen, als ich, wenn ich nun hiermit sage: Es ist die wahre und

aufrichtige Selbsterkenntniß, welche uns arme, geringe Sünder antreibt, zu erklären, daß es nothwendig ist, zuerst den gebrechlichen, irdischen Leib zu stärken, damit sich alsdann der Geist frei erheben kann über die befriedigte, traurig materielle Masse. So langet denn zu, Brüder und Schwestern, und Jeder stärke sich mit einem heimlichen Gebete, daß es ihm gelingen möge, den Geist zu erheben, daß es ihm ermöglicht sei und daß er sich wappnen könne mit den Waffen des Glaubens gegen die Idee des Anundfürsichseins und Andersseins.«

Darauf nun scharten sich die Brüder und Schwester um den Tisch, und Jeder aß und trank an und für sich so viel, als möglich war, und stopfte in sich hinein, daß es nicht anders sein konnte, als sie lebten wirklich des festen Glaubens, miserable Sünder zu sein, die sehr vieles Kaffee's und sehr vieler Bretzeln und Mannheimerlen bedürften, um die Materie wie einen bösen Kettenhund zu bändigen, damit das gefesselte Thier nicht schnappe nach den Waden des aufsteigenden Geistes.

Den Helden des Tages besorgte Jungfer Schlapperbach und brachte ihm viel süßes Getränk und mürbes Backwerk, wobei sie erschrecklich seufzte bei dem Gedanken, daß der zarte junge Mensch mit den anmuthig glühenden Augen wirklich vom Teufel besessen sei. Da sie aber eine rege Phantasie hatte und als alte Jungfer berechtigt war, immer noch zu hoffen, so hoffte sie allerlei und erging sich in Möglichkeiten und verlor sich so in Muthmaßungen, daß sie, als Frau Wendeling, ihren stieren Blick

bemerkend, sie fragte: »Woran denkt Sie, Schlapperbachin?« – verwirrt zur Antwort gab: »Ach, wie kann man einem jungen Mädchen so verfängliche Fragen thun!«

Nachdem nun Kaffee und Backwerk ziemlich verschwunden, auch der Bäcker Fischer mehrmals auf seine Uhr geschaut, wischte sich Herr Quabbler sein großes Maul ab und erhob nun nicht nur das Gesicht, sondern auch die Augen von den leeren Tellern nach der Zimmerdecke. Wir halten es für überflüssig, die Rede, die er nun hielt, aufzuschreiben. Doch steigerte er sich in eine solche Begeisterung hinein, malte auch die Hölle mit ihren Strafen und der ewigen Verdammniß so fürchterlich auf, indem er namentlich aufs erschrecklichste einen beständig unbefriedigten Durst hervorhob, daß Müller, Meier und Fischer in wahre Zerknirschung verfielen und glühende Faustpfänder, umhertanzende zu leichte Gewichte und Teufel zu erblicken glaubten, die hohnlachend grinsten und heulend ausriefen: Zu leicht ist das Brod, zu leicht, zu leicht! Als sich nun hierauf gar der Elberfelder, wie vom bösen Geiste emporgeschnellt, vom Sopha erhob, in die Reden des Beschwörers einfiel und mit außergewöhnlichem Unsinn und schrecklichen Erzählungen dessen Reden zu bekräftigen anfing – dabei bediente

er sich zuweilen der für Uneingeweihte gänzlich unverständlichen Sprache der Dämonen, welche mit dem Tuten eines Hornes Tu-ta-ti-te-tu oder mit dem Bellen eines Hundes Wa-we-wi-wo-wau die frappanteste Aehnlichkeit hat, während sich zu gleicher Zeit sein Haar ordentlich emporsträubte und sein Mund schäumte – da begann selbst das harte Gemüth der Frau Wendeling nach und nach weich zu werden, und sie hatte eine Vision, als sei sie gestorben und werde an der Himmelsthür zurückgewiesen, wobei Petrus ihr kaltblütig versicherte, sie sei ein anonymer Brief und in den himmlischen Räumen nicht bestellbar.

Die arme Schlapperbach seufzte, daß es herzbrechend war. Sie seufzte über ihre verlorene Jugend und ganz im Geheimen darüber, daß sie sich nur Unterlassungssünden vorzuwerfen habe. Nur ein einziges Mal erschien in ihrer düsteren Phantasie, wie ein zuckender Blitz, ihr eigenes weißes Nachtgewand, das ein junger Mann mit profanen Blicken betrachtet hatte, aber ein junger Mann von oberflächlicher Gemüthsart, denn er hatte sich nur um die äußere Hülle bekümmert, ohne dem innewohnenden Kern auch nur einen Blick zu schenken. Vorbei, vorbei!

Unterdessen nahte sich der große Augenblick. Der besessene Schneider bekannte sich zu der Idee, es sei ihm in diesem Augenblicke gerade zu Muthe, als würde ihm eine Katze, die in den Hals hinabgekrochen sei, rückwärts am Schwanz wieder herausgezogen. Herr Quabler war groß in diesem Augenblicke. Seine braunrothe

Gesichtsfarbe spielte ins Bläulich-Violette; er schloß seinen Mund gar nicht mehr, ja, die sich immer mehr steigenden Beschwörungsformeln schienen unmittelbar aus seinem Bauche aufzusteigen. Er hob die Hände gegen den zuckenden Schneider, und als er nun das große Wort aussprach: *Praecipio in nomine Domini, vade, Satana!* da – – sprang die Thür auf, und Madame Schwörer erschien in sehr unlieblicher Gestalt. Ohnehin durch das Treiben in ihrem Hause aufgeregt, hatte sie vor dem Zimmer Einiges von dem gesprochenen Unsinn erlauscht und geberdete sich allerdings etwas auffallend. Ihre Haube hatte sich durch das hastige Eintreten verschoben und saß ihr auf dem Kopfe, wie der Hut einem betrunkenen Handwerksburschen; den linken Arm hatte sie in die Seite gestemmt, und in der rechten Hand trug sie das oben erwähnte buchsbaumene Ellenmaß. Zu ihrer Erheiterung trug es gerade nicht bei, daß sich im Augenblicke ihres Erscheinens die Jungfer Schlapperbach ängstlich an den ›Meister‹ Schwörer anschmiegte, vielmehr las sie sich diese arme alte Jungfer als erstes Opfer ihrer Wuth aus, faßte sie hinten am Genick, schwang sie wie einen Haderlumpen und schleuderte sie gegen das Sopha, wo sie zusammenknickend auf den befreiten Elberfelder niederfiel.

Darauf nahm Madame Schwörer eine gute Portion Athem, blickte die überraschte Versammlung an und schrie mehr als sie sagte: »So, ihr Teufelspack, ihr wollt böse Geister austreiben? Und weder dazu, noch zu eurem höllischen Kaffee wurde ich, die Hausfrau, eingeladen! –

Nun, dann wird es euch auch nicht wundern, wenn ich ungeladen erscheine, sehr ungeladen, und euch einlade, euch nach Hause oder meinetwegen zum Teufel zu scheeren.«

»Weib!« rief Meister Schwörer, der sich wunderbarer Weise am ersten aus seiner Erstarrung erholt hatte, – »Weib, du wagst es?«

»Was wage ich, sauberer Zacharias? Freilich wage ich viel, eine einzelne Frau gegen eine solche Teufelsbrut! Aber ich sage dir, mein Ellenmaß hält aus, und wer obendrein mit meinen zehn Fingern zu thun bekommt, der wird ein paar Tage an mich denken! – – Ist es nicht eine Schande von euch allen?« fuhr sie in erneuter Wuth nach einem festen Rundblicke fort. »Da ist der Herr Meier!« schrie sie mit gellender Stimme, und machte dabei einen tiefen und sehr komischen Knix; »und der Herr Müller!« – abermaliger Knix – »und da Herr Fischer?« – dritter Knix. – »Habt ihr Scham im Leibe? Aber was spreche ich mit euch? Nichts habt ihr im Leibe und in euren Gedanken, als Wucherei und zu leichtes Gewicht. Du Mehldieb!« wandte sie sich speziell an Herrn Fischer.

Nun war diese letzte Aeußerung dem also gekränkten Bäcker doch etwas zu stark. Es schien ihm in den Fingern zu zucken, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem merkwürdigen Augenblicke Herr Quabbler, alle Gefahr, die ihm von Ellenmaß und Nägeln drohte, gering achtend, mit aufgehobenen Händen vor die Wüthende getreten wäre, in die Höhe gerichtet, ruhig, groß, erhaben! – –

Geneigter Leser! Hast du den Propheten gesehen? Wir meinen den Meyerbeer'schen. Erinnerst du dich einer ähnlichen Scene aus dem vierten Acte, wo der Prophet seiner Mutter gegenüber tritt, mit aufgehobenen Händen, ebenfalls ruhig, groß und erhaben, wie Herr Quabbler? Dort spricht Jan von Leyden: »Rührt nicht an das Haupt jener Frau; seht ihr nicht, daß Wahnsinn ihren Geist umflort?« Hier sprach Herr Quabbler: »Zieht euch zurück, ihr Gläubigen, seht ihr denn nicht, daß der Teufel, welcher siegreich beschworen, in den Körper dieses unglücklichen Weibes gefahren ist?«

»Ja, ja,« rief der Bäcker Fischer, indem er einen Schritt zurücktrat, »sie hat den Teufel im Leibe.«

Und der Meister Schwörer schlug die Hände vor das Gesicht und klagte jammervoll: »O, meine Ahnung! Das habe ich lange vermuthet! – –«

Nun gibt es aber bei den schwersten Gewittern Augenblicke, wo nach furchtbarem Wüthen und Toben der Himmel erschöpft zu sein scheint, wo die blaßfarbene Masse des schweren Gewölks bewegungslos über den Häuptern der ängstlichen Menschheit droht, wo der Wind nicht mehr im Stande scheint, die Bäume in seinem Grimm niederzubeugen, sondern wo die armen erschreckten Blätter sich nur zitternd an ihren Stielen bewegen, etwas Entsetzliches befürchtend nach dieser unverhofften, unheimlichen Ruhe in der Natur. – –

Auch im Zimmer des Meisters Schwörer stand Alles wie erstarrt. Das Gesicht des Herrn Quabbler war anzuschauen wie die bleifarbene, röthlich angestrahlte Wolke;

in den Mienen der Madame Schwörer zeigte sich etwas, das einen neuen furchtbaren Ausbruch des Sturmes prophezeite, und die Schlapperbach auf dem Sopha zitterte in den sie schützenden Armen des Elberfelders, wie ein Blatt an seinem Stiele.

Da fuhr ein jäher Blitz hernieder auf das Haupt des unglücklichen Schneidermeisters. Denn in der hinter Madame Schwörer offen gebliebenen Thür zeigte sich jetzt plötzlich eine lange, finstere Gestalt in schwarzem Mantel, unter dem es feuerfarben hervorstrahlte, einen röthlichen Hut auf dem Kopfe, und blickte mit schwarzen, glühenden Augen und einem Zug unbeschreiblicher Verachtung um die zusammengekniffenen Lippen auf die sonderbare Versammlung. Meister Schwörer war in diesem Augenblicke krampfhaft hinter Herrn Quabblers gesprungen, hatte ihn am Rockkragen erfaßt und so heftig nach hinten gerissen, daß dieser Edle das Gleichgewicht verlor und sich nur auf den Beinen zu erhalten vermochte, indem er nach dem Arme des Bäckermeisters Fischer griff und selbst diesen um ein Haar mit zu Boden gerissen hätte.

»Da, da, da ist er!« schrie Meister Schwörer, »in leibhafter Gestalt, wie er mir neulich Nachts erschien! O, nun sind wir alle verloren!«

Dabei stierte er mit entsetzt aufgerissenen Augen so nach der Gestalt an der Thür, daß alle Anwesenden diesen Blicken folgten, erschrocken davor zurückwichen,

und daß selbst Madame Schwörer, die doch nicht an Uebernatürliches glaubte, etwas vor der fremden Erscheinung zurücktrat. Diese machte einen langen Schritt in das Zimmer hinein, und als sie die auffallende Verwirrung auf allen Gesichtern bemerkte, lächelte sie und nahm als höfliches Phantom den Hut vom Kopfe. Auch war die lange Gestalt im Begriff, den Mund zu öffnen, um über ihr plötzliches Hereintreten einige passende Worte zu sagen, als an diesem Nachmittage der Ereignisse sich ein neues begab, welches den gewiß freundlichen Gesinnungen des Eingetretenen plötzlich eine ganz andere Richtung gab.

Weiß der Teufel, welcher Teufel plötzlich in die Schlapperbach hineingefahren war – genug, sie erhob sich zitternd vor Alteration vom Sopha, und als sie den Ausruf des Meisters Schwörer gehört, dies sei der leibhaftige Teufel, der ihm neulich erschienen, rief sie kreischend aus: »Alle Gläubigen sind berufen, sich mit der Hölle in einen Kampf einzulassen! So will ich denn siegen oder untergehen!«

Mit diesen Worten schnellte sie mit einer größeren Energie, als man ihr je zugetraut hatte, auf den Eingetretenen los, und ehe dieser seinen langen Mantel zurückwerfen konnte, fuhr sie ihm mit allen zehn Fingern in das Gesicht, und wo diese seine Wange oder seine Nase berührten, da rieselte augenblicklich das Blut herab. Daß die Schlapperbach nach diesem Attentate wie ein Flederwisch zu Boden und in Ohnmacht fiel, versteht sich ganz von selbst; man achtete auch in diesem furchtbaren

Augenblicke nicht weiter auf sie, und sie wäre vielleicht bei der nun erfolgenden Scene unter die Füße getreten worden, wenn nicht der dankbare Elberfelder sie wie ein Kleiderbündel ergriffen und in einen Winkel geschleppt hätte.

Daß die lange Gestalt nach diesem mörderischen Angriffe auf ihre Nase im ersten Augenblick an dieser herunter schielte, versteht sieh von selbst; doch hielt Meister Schwörer dieses Schielen für einen Anfang höllischer Wuth und verbarg sich hinter Herrn Quabblers. Dieser, dem das Bluten des vermeintlichen Teufels doch etwas sonderbar vorkommen mochte, hätte sich ebenfalls gern aus dem Bereich von dessen langen Armen zurückgezogen, konnte aber wegen des hinter ihm befindlichen Schneiders, der krampfhaft seinen Rock gefaßt hatte, keinen Schritt rückwärts machen und erwartete deßhalb mit aufgehobenen Händen die Anrede des Fremden.

»Ist das eine Art, ihr Lumpenpack,« rief dieser im höchsten Zorn, »einen harmlos Eintretenden zu behandeln? Und hat Keiner von euch, die ihr wie Männer ausseht, den Muth, ein verrücktes Weibsbild festzuhalten? Was den Ausruf jenes tollen Schneiders, der sich jetzt feige verkriecht, anbetrifft, so kam ich ja eben hieher, um ihm in aller Güte zu beweisen, daß ich weder ein Teufel, noch ein Phantom bin. Und wer es nicht glauben mag, daß ich anzufühlen bin, wie jeder andere ehrliche Mensch, der komme in meine Nähe, und es soll mich freuen, seine genaue Bekanntschaft zu machen.«

Madame Schwörer hatte mit richtigem Blicke diesen Retter in der Noth erkannt, und da sie sich von der langen Gestalt einen kräftigen Schutz versprach, so zauderte sie nicht einen Augenblick, sondern drang auf ihre verhaßte Feindin, die Wendeling, ein, riß ihr die Haube vom Kopfe, schlug sie ihr ein paar Mal um die Ohren, und als sie sich hierbei umwandte und nun zufälligerweise in die Nähe des Herrn Quabbler kam, führte sie einen so mächtigen Streich nach dessen dicker Wange, daß es laut patschte und der Geschlagene unwillkürlich nach der erzürnten Frau griff.

Dies war nun der Moment, wo die lange Gestalt zum Schutze der Frau eintreten zu müssen glaubte und seinerseits nach der Halsbinde des Herrn Quabbler griff, um ihn zurückzuhalten. Dabei rief er aus: »Ein Teufel bin ich in der That nicht, aber ihr scheint mir alle den Teufel im Leibe zu haben; und da es wohl nichts schaden kann, ihn aus euch zu vertreiben, so will ich mit Hülfe meines spanischen Rohrs an diese Arbeit gehen, ihr unsauberes Volk, ihr!«

Als bald hob sich auch der Stock der langen Gestalt und fiel so kräftig auf den breiten Rücken des Herrn Quabbler, daß dieser laut aufschrie und zurückfahrend den Meister Schwörer so heftig gegen Herrn Meier andrückte, daß dieser, um sich vor dem gewaltigen Stoß zu retten, auf die Seite fuhr. Doch verlor er dabei das Gleichgewicht, stürzte auf Herrn Müller, der sich nun nicht halten konnte und den Kopf voran auf die lange Gestalt losschoß. Herr Müller war dabei ein Mann von ziemlichem Muthe,

und da es ihn in tiefster Seele schmerzte, seinen Propheten so behandelt zu sehen, so machte er aus der Noth eine Tugend und ergriff den Eingetretenen am Kragen, um wenigstens den schwachen Versuch zu machen, ihn zur Thür hinaus zu werfen. Herr Larioz aber stand anfänglich wie eine Mauer, ja, o, wir müssen gestehen, daß sein Auge wie verklärt aussah, als er nun sein langes spanisches Rohr wie ein Schlachtschwert gebrauchte und dabei mit kunstgerechten Hieben die ganze Versammlung der Reihe nach bedachte. Doch war er am Ende nicht im Stande, den gewaltigen Anprall der fünf Männer aufzuhalten, weßhalb er sich fechtend zur Thür zurückzog. Dies gab den Andern Muth, ihm mit Stößen und Schlägen hastiger zu folgen; so wurde er allmählig an die Treppe hingedrückt und fühlte mit einem Male, daß es hinter ihm hinabging. Mit großer Geistesgegenwart warf er sich in diesem Augenblicke wieder einen halben Schritt vorwärts, erfaßte glücklicherweise die Halsbinde des Herrn Quabbler, und da er diesen kräftig festhielt, der Prophet aber in keiner Weise einen rechten Halt gewährte, so riß er ihn mit sich die Treppe hinab, nicht ohne daß Meister Schwörer gefolgt wäre, der den rettenden Rock seines Vormannes nicht loslassen wollte.

So polterten alle Drei ins Haus hinab, glücklicherweise ohne sich besonderen Schaden zu thun; doch hatte sich Herr Larioz etwas an der rechten Hüfte verletzt. Herr Quabbler kam mit einem leichten Erstickungsanfälle davon, veranlaßt durch die zugedrehte Halsbinde, und nur

Meister Schwörer hatte das Unglück, mit dem Kopfe gegen den Treppenhofen zu fallen, so daß er einen Augenblick wie besinnungslos liegen blieb.

Droben war es indessen nach dem gewaltigen Gepolter todesstill geworden, Müller, Meier und Fischer dachten schaudernd an drei gebrochene Hälse, und selbst die beiden Weiber vergaßen ihren Zorn; ja, Madame Wendeling, als die Besonnenere, lief ans Fenster, um dort Ausschau zu halten, ob sich keine Polizei blicken lasse; Madame Schwörer aber eilte, nachdem ihr erster Schrecken vorüber war, die Treppe hinab, um nach ihrem Manne zu sehen, der unterdessen von dem herbeigekommenen zweiten Gesellen und dem Lehrjungen wieder auf seine zitternden Beine gestellt worden war. Er bot einen gar kläglichen Anblick, er hielt den Kopf gesenkt, von seiner Stirn tropfte das Blut herab, und sein Gesicht war mit einer erschreckenden Blässe bedeckt. Dadurch verschwand aller Zorn aus dem Herzen der Frau, sie nahm ihn mit dem Ausruf: »Ach, Zacharias, was sind das für schreckliche Sachen!« in ihre Arme; und Zacharias ließ sich nehmen, wie ein kleines unbeholfenes Kind.

Daß Undank der Welt Lohn ist, erfuhr Herr Larioz. In nichts weniger als freundlichen Ausdrücken versicherte ihm die Meisterin, er habe Unglück über ihr Haus gebracht, seit seinem ersten Erscheinen an jenem denkwürdigen Abend und dann heute wieder, da er schuld sei, wenn ihr Mann von dem Treppenfall, wie das schon häufig vorgekommen, zeitlebens ein Simpel bleibe.

Nur mit Mühe konnte der von Jungfer Schlapperbach Zerkratzt wieder zu seinem Hute gelangen, den ihm der Schneiderlehrling wie eine werthlose Sache die Treppe hinab warf. Im Hausflur wischte er sich nothdürftig das Blut von der Nase und den Wangen und bedurfte des kräftigen Stützens auf das spanische Rohr, um nicht gar zu auffallend hinkend nach seiner Wohnung zurückzukehren.

Meister Schwörer wurde zu Bette gebracht, und statt daß er wie früher die Ermahnungen seiner Frau, er solle doch einmal von jenen traurigen Geschichten, die das ganze Hauswesen zu Grunde richten, ablassen, mit den kräftigsten Gegenreden zurückgewiesen hätte, nickte er heute stumm mit dem Kopfe, ja, zuweilen fuhr ein Lächeln über seine trüben Züge, wenn er vor sich hin murmelte: »Also war es wirklich kein Teufel, und so hat er auch den Gottschalk nicht geholt!«

Die Kaffee- und Beschwörungsgesellschaft droben verlor sich lautlos. Wer zuerst und zuletzt ging, wird man nie mit Bestimmtheit angeben können. Müller, Meier und Fischer, so wie auch der Elberfelder müssen die Stiege hinabgeschlichen sein, wie begossene Hunde, ebenso Madame Wendeling und Jungfer Schlapperbach. Auf der Treppe hatte sich auch nicht der leiseste Tritt vernehmen lassen, und als Madame Schwörer nach einer halben Stunde droben nachsah, fand sie wohl Kaffeetassen, Kannen und Teller zerbrochen am Boden, aber im Uebrigen war die Luft wieder rein von allen unsauberen Geistern.

ELFTES KAPITEL. DER NEFFE DES JÄGERS.

Der Schlag, den Eugenie auf das Gesicht des unverschämten Kammerdieners geführt, schien auf verschiedene Art das ganze Haus getroffen, es erschütterte und in Aufregung gebracht zu haben. Um unten anzufangen, so zeigte ein kleiner Bauernjunge, der Holz und Wasser für die Küche zutrug, der Köchin unter einem verschmitzten Lächeln mit dem Zeigefinger von der Stirn über das linke Auge, die Wange, einen Theil der Nase bis zum Halse hinunter, wobei er schmunzelnd sagte: »So hat er's gekriegt – und fest!« Die Köchin stemmte ihre Arme in die Seiten, indem sie versetzte: »Gott lohne es dem gnädigen Fräulein, da hat sie eine gute That gethan!«

Der alte Baron hatte die Scherben seines kostbaren Gefäßes mühsam auf dem Boden zusammen gesucht und war seufzend in sein Zimmer gegangen, um den Versuch zu machen, die Vase wieder zusammenzustellen; doch war das keine so leichte Arbeit, und wenn er sich auch im Anfang unsägliche Mühe gab, die Stückchen an einander zu passen, so schien er doch bald zu ermüden, und die Finger spielten nur noch wie willenlos mit den kleinen Scherben, während er in tiefe Gedanken versunken, vor sich hinstarrte; er konnte das, was vorhin geschehen, nicht recht mit der Zukunft, wie er sie sich vorgestellt, vereinigen; Eugenie sollte das Haus verlassen – sie, die ihn allein noch mit der Welt vereinigte, die den alten Mann bei so vielen Gelegenheiten unter ihren Schutz genommen und die mit einer wahren Eifersucht darüber

wachte, daß ihn nicht ein harter Blick, ein unangenehmes Wort verletze, und die, wenn solches einmal geschah, Mittel und Wege wußte, es auszugleichen, wieder gut zu machen – und sie sollte das Haus meiden, ihn allein lassen mit der Baronin, mit – François! Wenn er freilich über die finsternen Klippen dieser Gedanken hinüber war, so glätteten sich seine Züge auf, und er dachte an Eugeniens Glück, und wie auch für ihn später heitere Tage noch daraus entspringen könnten. – –

Baron George von Breda war an dem Kaminfeuer allein geblieben, doch hatte er seinen Fauteuil gewandt, um bei der spielenden Flamme vorbei durch die Fensterscheiben in den stillen Wald blicken zu können. Schon lange hätte er Eugenie eine angenehmere Existenz gewünscht, schon lange war er entschlossen, ihr dieselbe in seinem Hause zu bereiten; gab es auch etwas Natürlicheres, als das Kind seiner Schwägerin in seinem Hause aufzunehmen? Seine Ehe war kinderlos geblieben, er erwartete auch keine Nachkommen mehr, und doch schwärmte er dafür, sein Haus mit einem jungen freundlichen Wesen zu beleben; es war ihm zu still und einsam dort, deßhalb hatte er auch schon seit mehreren Jahren angefangen, die Gesellschaft seiner früheren Freunde und Bekannten aufzusuchen. Frau von Breda hatte ein stilles, fast verschlossenes Wesen, sie war gern allein, sie sprach nicht viel, sie liebte es nicht, in Gesellschaft zu gehen, noch solche bei sich zu empfangen. Das alles gab dem großen, schönen Hause ein fast trauriges Ansehen; da waren ganze Appartements, die nur geöffnet wurden, um frische

Luft herein zu lassen, wenn es der Kammerdiener des Herrn Barons einmal nothwendig fand.

Und diese bisher verschlossenen, so stillen Appartements erschienen dem Träumenden am Kaminfeuer jetzt auf einmal in ganz anderer Gestalt; die Fenster waren weit geöffnet, Frühlingswehen und Blumenduft drangen herein, der Hauch der Einsamkeit und der Langenweile, welche in ihnen gebrütet, verschwand vor dem frischen herzlichen Lachen des jungen Mädchens. Da saß sie am Fenster und rief lustig hinab: Onkel George, Onkel George! und wenn er darauf eilig vom Pferde sprang, so ging er nicht mehr leise und bedächtig über den Teppichstreifen, sondern er sprang in drei, vier Sätzen hinauf, daß seine Sporen klirrten und daß die Blumen in den jetzt leeren Kästen an der Treppe sich bewegten und wie freudig nickten. Sie sprang ihm entgegen, er faßte ihre Hand, hob ihren Kopf an dem weichen Kinn in die Höhe und küßte sie väterlich auf die Stirn; er plauderte mit ihr so lustig und lachend, wie er es lange nicht mehr gethan, ja, wie er es eigentlich nie gethan – er war ganz anders geworden und führte ein Leben, wie er wohl zuweilen geträumt hatte, daß es ein Mensch führe, der vollkommen glücklich genannt werden dürfe. Aber er, ah! er fühlte in der nächsten Sekunde, daß solches Träumen doch nur ein Traum sei und bleiben müsse; und als er das gefühlt; gestaltete er seine Phantasieen anders; auch jetzt waren die Appartements seines Hauses geöffnet, und an den offenen Fenstern saß Frau von Breda, ihr gegenüber Eugenie, und auch jetzt trat er eiliger, freudiger hinein, als er

es sonst wohl zu thun pflegte; er reichte seiner Frau die Rechte, während er die Linie auf das volle dunkle Haar Eugeniens legte. Und dann fragte sie, wo Onkel George gewesen sei, lachte herzlich und unbefangen und plauderte eine Stunde um die andere hinweg, glättete auch eine Falte um die andere auf der Stirn der ernstesten Frau, während er nicht müde werden konnte, dem Plaudern des jungen Mädchens zu lauschen.

– – So träumte er; aber wenn er zuweilen aus diesen Träumen auffuhr und sich, umher blickend, ganz wieder der Wirklichkeit überließ, da spielte ein eigenes, ernstes, fast schmerzliches Lächeln um seine Züge; er konnte dann die Lippen zusammenpressen, nachdenklich in die Kamingluth schauen und, wenn dort ein glühendes Holzscheit knisternd zersprang, daß Tausende von Funken emporflogen, auffahren und sagen: »Ich bin nicht das Schicksal, ich habe jenes Ereigniß nicht herbeigeführt, ich habe ruhig gewartet; jetzt aber geschehe, was da will. Und gewiß nur Gutes, dafür bürgе ich mir selbst mit meinem festen Willen.«

Die Baronin hatte unterdessen Eugenie an der Hand in ihr Schlafzimmer geführt, und obgleich sie anscheinend sehr ergeben und ruhig war, so zuckte es doch schmerzlich um ihren Mund, und sie wandte häufig den Blick ab, um den sonst so klaren, jetzt aber umflorten Augen ihrer Tochter nicht zu begegnen, die häufig sinnend auf ihr ruhten. Die Baronin kannte ihre Tochter und wußte, daß ein einziges Wort der Klage, ein einziges Wort des Leides

darüber, daß Eugenie nun vielleicht für länger das elterliche Haus verlassen solle, das junge Mädchen bestimmt haben würde, dem Herrn von Breda zu sagen: Onkel George, es ist doch besser, wenn ich da bleibe. Deßhalb that die Mutter so unbefangen wie möglich, sprach über Dies und Das, wobei sie natürlich vermied, jenes unangenehme Ereigniß zu berühren, und sagte: »Es ist schon lange meine Absicht gewesen, dem Wunsche der Tante Breda nachzugeben und dich für eine Zeit lang nach der Stadt zu lassen. Du bist jetzt erwachsen, die Einsamkeit hier taugt nicht für dich, du mußt die Gesellschaft kennen und mit Menschen umgehen lernen. Von einer Trennung kann ja nicht die Rede sein, in einer Stunde bist du wieder hier oder sind Papa und ich bei euch in der Stadt. Gewiß, meine liebe Eugenie,« sprach die Mutter, indem sie den Kopf der Tochter mit ihren Armen umschloß, »es ist mir jetzt lieb, daß es so gekommen ist; der Himmel wird weiter helfen.«

Ob das junge Mädchen die Worte ihrer Mutter so aufnahm, wie diese sie sprach, oder ob sie nicht aus der zuweilen zitternden Stimme einen anderen richtigeren Sinn heraus las, wollen wir nicht weiter untersuchen; genug, sie nickte häufig mit dem Kopfe und sprach: »Ja, Mama, ich will nach der Stadt gehen, wenn ihr es wünscht, und das Haus der Tante ist nicht weit von hier, ich brauche keine Stunde, wenn ich einmal eilig da sein will.«

Darauf wollte die Mutter Vorbereitungen treffen und die Sachen Eugeniens in einen Koffer packen, doch besann sie sich eines Anderen und meinte: »Ich kann das

diesen Abend thun und will dir nur, was du für heute nothwendig brauchst, mitgeben. Dazu bedarf ich deiner Hülfe nicht, liebe Eugenie, und wenn du noch einen kleinen Gang in den Park machen willst, um dort von den Stellen, die dir lieb und werth sind, einen vorläufigen Abschied zu nehmen, so habe ich nichts dagegen.«

Das sagte sie nur, um allein zu sein, wußte aber in der That nicht, wie ihre Worte so vollkommen mit dem Wunsche des jungen Mädchens zusammen trafen.

Eugenie stand am Fenster und hatte schon lange auf die mächtigen Bäume hinabgeblickt, die ihre jetzt ziemlich kahlen Aeste weit über den Boden ausbreiteten; wo verdorrte Blumen, braune Gräser und gelbrothes Laub deutlich den späten Herbst anzeigten. Doch blieben ihre Augen nicht auf der nächsten Umgebung des Waldschlosses haften, auch nicht auf dem kleinen dunkeln See, der sich dort ausbreitete, sondern sie verfolgte mit ihren Blicken einen Weg, der jenen umkreiste, sich dann zwischen den Bäumen verlor, noch eine ziemliche Strecke sichtbar blieb, und zuletzt in einer Niederung verschwand.

»Wenn du meinst, will ich so thun,« sprach das Mädchen nach einer kleinen Pause, wobei sie forschend nach ihrer Mutter blickte, die aber das Gesicht abwandte und sich mit einem kleinen Nachtsacke zu schaffen machte.

Statt aller Antwort nickte die Baronin mit dem Kopfe, und Eugenie verließ still das Zimmer.

Als sie auf einer kleinen Seitentreppe hinunter kam – sie hatte es sorgfältig vermieden, bei dem Frühstückszimmer, wo sich Onkel George befand, vorüber zu gehen – verließ sie sogleich das Haus und wandte sich so um dasselbe herum, daß weder Herr von Breda noch sonst Jemand, der zufällig am Fenster gestanden, sehen konnte, welchen Weg sie jetzt nahm. Statt gegen den See zu gehen, schlug sie einen Pfad ein, der scheinbar von demselben abführte; scheinbar sagen wir, denn nachdem das junge Mädchen in eine unbedeutende Terrainvertiefung hinabgestiegen war, an deren Rand das Waldschloß lag, und nachdem sie eine kleine Brücke überschritten, unter welcher das Abwasser des Sees dahin floß, stieg sie wieder aufwärts und befand sich in kurzer Zeit auf der Fortsetzung jenes Weges, den sie droben vom Fenster aus gesehen.

Wie war der Wald so still! – so still, daß jeder Tritt ihrer feinen Füße ein Geräusch machte, als stampfe Jemand absichtlich derb auf den Boden, und daß man jedes fallende Blatt zwischen den Zweigen vorbei streifen und dann auf den Boden niederfallen hörte.

Es ist etwas Eigenthümliches um so einen herbstlichen Wald; zahlreiche Echo's, die sich im Sommer wie unter dem Laub versteckt hielten, scheinen jetzt wach zu werden und neckend ihr Spiel zu treiben mit dem Klang deiner Schritte, mit einem lauten Wort, das du sprichst, mit dem Ton einzelner Vogelstimmen, die hier und da von fern her laut werden. Und wie hat sich jetzt die Aussicht erweitert und verändert! Du mußt den Wald, durch den

du gehst, schon ziemlich genau kennen, um dich nicht zu verirren; wo früher eine dichte grüne Wand war, da siehst du nun einen graugelblichen Stamm hinter dem anderen immerfort, weit, weit in die Ferne; dein Auge kann nicht bis ans Ende dringen, und das macht dir ein unheimliches Gefühl. Im Sommer umgeben dich schützende Laubwände, jetzt ist rings um dich Alles offen, tausende von für dich unsichtbaren Augen können hinter jedem Stamme hervor deine Schritte belauschen.

Auch Eugenie, wie sie so dahin wandelte, schien einen ähnlichen Gedanken zu haben; wenigstens blickte sie zuweilen rückwärts, wo ihr geübtes Auge kaum noch die Dachspitzen des elterlichen Hauses sah; oder zu beiden Seiten, wo sich, wie wir vorhin bemerkt, ein Baum neben und hinter den andern schob bis weit, weit in die Ferne. Zuweilen blieb sie auch stehen und lauschte auf irgend ein Geräusch, welches hörbar wurde. Doch schritt sie gleich darauf beruhigt weiter; denn was sie gehört, ergab sich vielleicht als der Klang einer Axt oder das Bellen eines Hundes.

Wenn sie so darauf hinlauschte, so that sie dies jedoch durchaus nicht mit dem Zeichen der Vorsicht oder der Angst – im Gegentheil, die bekannten Waldtöne schienen sie zu freuen, und wenn sie darauf horchend stehen blieb und zuweilen mit dem Kopfe nickte, als wollte sie sagen: ach, ich kenne dich, du bist Das und Das! – so hob sie gleich darauf ihre Hand wie zum Gruß, wie zum Abschied.

Ja, sie nahm Abschied, herzlichen Abschied von dem Walde, in dem sie so zu sagen aufgewachsen war, dessen innerstes Thun sie kennen gelernt, dessen geheimstes Leben sie belauscht, der ihr ein Freund geworden war, ein theilnehmender, verschwiegener Freund, dessen schönem, gewaltigem Herzen das Kind und die Jungfrau ihre Wünsche anvertraut und der sie mit Licht und Schatten, mit Vogelsang und Kräuterduft, mit Blumen, Blüten und murmelndem Wasser erquickt, beruhigt und getröstet – ein guter, treuer Freund, mitfühlend wie kein anderer. Deßhalb nahm sie auch so herzlichen Abschied von ihm; rechts und links streckte sie ihre Hände aus, um auf Augenblicke zu erfassen, was zu erfassen war; über die Rinde alter Bäume strich sie mit der feinen Hand, dürre Blätter und nackte Zweige ließ sie durch ihre Finger gleiten, und wo sie am Boden noch etwas von einer Waldblume entdeckte oder frische Epheublätter an irgend einem alten Steine, da fuhr sie leicht darüber hin, wie durch diese Berührung Abschied von ihnen nehmend.

Auf einmal blieb sie stehen und horchte nach der linken Seite. Dort glaubte sie ein für diesen Wald seltenes Geräusch vernommen zu haben – das Rollen und Knarren eines Wagens, nicht das Geräusch eines Holzkarrens, nein, es war wie das feine Klingen und Klirren einer leichten Equipage, begleitet vom dumpfen Rollen der Räder, jetzt im weichen Sandboden gänzlich verschwindend, dann wieder deutlich werdend, wo der Grund hart oder steinig war.

Sie warf lächelnd den Kopf auf die Seite und sprach zu sich selbst: »Wie man sich täuschen kann! Es ist gewiß ein Holzwagen, aber meine Nerven sind aufgereggt, ich phantasire. Wo sollte eine Equipage herkommen? – das Coupé von Onkel George? – Kindische Gedanken! der Weg zur Stadt liegt gerade hinter mir, und was ich gehört, war zu meiner Linken. Nein es war ein Holzwagen!« Das sprach sie decidirt und wie Jemand, der bei sich alle Zweifel niederschlagen, sich selbst, überzeugen will.

Die Grenzen des elterlichen Besitzthums hatte Eugenie links hinter sich gelassen und befand sich auf anderer Leute Grund und Boden – auf fremdem, dürfen wir nicht sagen, denn das junge Mädchen hätte noch Stunden lang fortwandern können, und ihr wäre noch jeder, selbst der kleinste Pfad bekannt gewesen, und sie wiederum von allen Holzhauern, allen Jägern, allen Waldbauern erkannt und freundlich begrüßt worden. Hatte sie doch in ihrem Alleinsein und bei der Einsamkeit ihres elterlichen Hauses halbe Tage lang die Wälder durchstreift, oft mit einem kleinen Gewehre auf der Schulter, das ihr Onkel George einst mitgebracht und lachend zu diesem Zwecke überreicht. War sie doch so bewaffnet nicht so bald von den Förstern und Jägern der angrenzenden Reviere gesehen worden, und hatten diese ihren Herren von der schönen Jägerin gemeldet, als alle, die zu einem Besuche oder sonstigen näheren Verkehre auf dem Waldschlosse

durchaus keinen Vorwand oder keine Veranlassung hatten, Botschaften dorthin schickten, es würde sie außerordentlich freuen, wenn Fräulein Eugenie alle rings umher liegenden Jagdreviere als die ihrigen betrachten wollte. Zuweilen war sie auch diesen Herren selbst begegnet, hatte einige freundliche Worte mit ihnen gewechselt und sich alsdann leicht und unbefangen grüßend entfernt.

Da aber das schöne Mädchen merkte, daß diese Begegnungen häufiger wurden, als der Zufall es wohl veranlassen konnte, so wußte sie es so einzurichten, daß sie Wege fand, auf denen sie den andern Jagdeigenthümern nur höchst selten noch begegnete. Dazu aber, sowie überhaupt, brauchte sie im Waldreviere einen Bekannten, bei dem sie im Nothfalle ein Unterkommen fand, und der sich ihrer auch, wenn es einmal noth gethan hätte, aufs bereitwilligste und thatkräftigste annahm. Und einen solchen guten und zuverlässigen Freund hatte sie in einem alten Forstwart gefunden, der früher zur Dienerschaft ihres Vaters gehört, mit dem Zusammenschmelzen der Güter und Waldungen aber in die Dienste des Grafen Helfenberg übergetreten war, dessen Ländereien in einem weiten, fast drohenden Bogen das kleine Waldschloß mit seinem bischen Gehölz umschlossen.

Der Forstwart wohnte eine gute halbe Stunde von dem Hause Eugeniens entfernt, in einer Niederung des Terrains, wo jenes Wasser vorbeifloß, das von dem stillen See am Waldschlosse her kam. »Wie mich das freut,« hatte der Forstwart oft zu dem jungen Mädchen gesagt,

»daß ich hier dasselbe Wasser trinken kann, wie ehemals, wenn ich auch anderer Leute Brod essen muß!«

»Ja, das ist sehr schön,« lachte das damals noch sehr kleine Mädchen, »und wenn ich jetzt nicht zu dir herunter kommen kann, Klaus, so werf ich dir Blumen in den See, und dann hast du auch etwas von mir.« Daß diese Blumen unterwegs zerrissen hängen bleiben mußten an den Felsen und dem Gesträuch, das ahnte sie damals noch nicht, wo das Leben so glatt und klar vor ihr zu liegen schien, und wo sie weder an wilde Strömung, durch die man erfaßt werden kann, noch an Felsen, die uns hemmend entgentreten, dachte. Auch Klaus hütete sich wohl, ihr diesen guten Glauben zu nehmen, und versicherte, er freue sich wie ein Kind auf das herab schwimmende Blumenbouquet, und das Mädchen sagte darauf: »Es ist schade, Klaus, daß wir keine Bekannten draußen am Meere haben; denn da alle Bäche, Flüsse und Ströme in einander fließen und zuletzt dort münden, so müßte endlich mein Blumenbouquet ebenfalls daselbst ankommen.«

Daran dachte Eugenie, als sie über den stillen, einsamen Waldpfad schritt und nun unter mächtigen Bäumen die Hütte des Forstwartes vor sich liegen sah. Hier blieb sie einen Augenblick stehen, drückte wie im Schmerz beide Hände an ihre Brust, und es that ihr unendlich weh, daß sie vielleicht für längere Zeit zum letzten Male hier oben stand und daß sie nun so bald nicht wieder in die stille Hütte da unten eintreten sollte. Und wie manche,

friedlich einsame, aber liebe Stunden hatte sie dort verträumt! Wie oft war sie gekommen, daß der Forstwart nicht daheim war, also Niemand in Zimmer und Haus! Denn seine Frau hatte man schon lange begraben und Kinder hatte Klaus nie gehabt. Der Hofhund schlug wohl leise an, wenn sie das Plankenthor öffnete, aber er hatte nichts Feindliches im Sinne, vielmehr sprang er freundlich um sie herum und wedelte so zuthunlich, als wollte er sie einladen, näher zu kommen und die niedere Hütte mit ihrer Gegenwart zu beehren. Da trat sie dann auch in die stillen Räume und sah lächelnd umher, welche Unordnung der alte Klaus hinterlassen; da konnte sie für sich so herzlich lachen, daß es laut hinausschallte, wenn sie bemerkte, wie das Brod auf der Fensterbank lag, die leere Kaffeetasse auf der Erde stand – denn die Katze hatte den Rest ausgeleckt – und wie das noch vom gestrigen Regenwetter nasse Wamms, statt in der Luft aufgehängt zu sein, zusammengedrückt auf einem Stuhle lag.

Welche Freude machte es ihr, hier die Ordnerin, die Wirthschafterin zu spielen! Sie stellte Alles auf den gehörigen Platz, sie öffnete das Fenster, sie kehrte die Stube und war dabei so vergnügt, und sang Melodien, die ihr sonst nie in den Kopf kamen. Sie holte frisches Wasser am Brunnen und betrachtete sich selbst lächelnd und voll Freude, während sie so dahin ging mit den beiden Krügen in den Händen; dann pflückte sie am Bach Vergißmeinnicht und andere Blumen, that sie in eine Schüssel, die sie auf den Tisch stellte, ordnete die Blüthen zu einem

Kranze, legte Moos auf die Stiele und begoß das mit Wasser. Damit waren ihre Arbeiten zu Ende, und sie schaute zufrieden in der reinlichen und geschmückten Stube umher.

Da war Alles so feiertäglich still, die Schwarzwälderuhr pickte, die Sonnenstrahlen legten einen goldenen Streifen auf den Fußboden hin oder spielten im Reflex von dem Bache draußen wie lauter leuchtende Punkte an der Decke; dazu murmelte das Wasser so geheimnißvoll, und zuweilen, wenn sich ein leichter Wind erhob, rauschten die dichten Zweige der mächtigen Bäume, welche das Häuschen umstanden, und erzählten wie von wundertätigen Waldblumen und Märchengold. Ja, es war hier in der alten, einsamen Jägerhütte so märchenhaft wie sonst nirgends, und wenn Eugenie wie sie oft that, das Spinnrad der alten Frau Klaus vor sich hinstellte, die Bilderbibel vom Gesimse nahm und aufgeschlagen über ihre Kniee legte, wenn Hund und Katze wedelnd und schnurrend zur Thür herein kamen und sich am Boden zu den Füßen des jungen Mädchens hinschmiegt, und wenn man sie dann so mild und freundlich lächelnd da sitzen sah, das klare, leuchtende Züge wohlgefällig vor sich hinblickend, den Mund leicht geöffnet, um die regelmäßigen Athemzüge durchzulassen, welche sanft ihre Brust schwellten – so war das alles wie die wunderbare Illustration zu einem Märchenanfang: – Es war einmal ein alter Jäger, der hatte eine gar liebliche Tochter, die, wenn der Vater in den Wald ging, oft allein zu Hause blieb. Da geschah es denn eines Tages, daß, als sie ihre häuslichen

Geschäfte besorgt, sie sich zum Ausruhen niederließ, und vom Gesang der Vögel und vom Rauschen des Windes in den Blättern sanft in den Schlaf gewiegt wurde.

Das war aber eigentlich kein Märchen, denn so war es in der That Eugenie einige Male passiert; der Weg durch den Wald, die Hitze des Sommertages hatten sie ermüdet, und als sie nun die Stube des alten Klaus in Ordnung gebracht und sich in einen schattigen Winkel gesetzt hatte, entschlief sie unter dem Rauschen der Blätter, unter dem Picken der Uhr und dem Geschnurre der Katze. Die Katze schlief mit ihr, nicht so aber der große, starke Hofhund. Wie das Mädchen die Augen schloß, öffnete er die seinigen, hob den Kopf, schaute, so weit er konnte, um sich und horchte fern, fern in den Wald hinaus, ob sich dort nichts Ungewöhnliches rege. Damals war Eugenie vierzehn Jahre alt und träumte von Sternen und Waldblumen, die mit einander in Streit gerathen waren, wer von ihnen das Schönste und Lieblichste sei; ja, sie wandten sich an das junge Mädchen zur Entscheidung, und diese wollte schon lächelnd zur Antwort geben, daß hier im Walde die Blumen und am Himmel die Sterne, jedes an seinem Platze das Schönste und Lieblichste sei. Da war es ihr, als höre sie Knurren und Murren vor sich, und wie sie schlaftrunken die Augen öffnete, sah sie den großen Hofhund aufrecht an der Wand stehen, die beiden Tatzen auf die Fensterbrüstung gelegt, und zwar, wie sie im Traume gehört, knurrend und murrend. Wahrhaftig, sie meinte, sie träume noch fort, denn vor dem

Fenster sah sie den Kopf eines Pferdes, das in die Stube blickte, und dann anfänglich die Hand eines Reiters, der das Rebgewinde aufhob und nun, hell von der Sonne bestrahlt, erstaunt und lächelnd das wunderschöne Kind hier in der einsamen Jägerhütte fand. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr dem Reiter, und dieser Ausruf ließ Eugenie plötzlich aufspringen und staunen und horchen. Sie strich über ihre Stirn, als wolle sie sich vergewissern, daß sie nicht mehr schlafe, und lächelte gleich darauf beruhigt, als sie die Stimme des alten Klaus vernahm, der draußen mit dem Reiter sprach. Dieser hatte sein Pferd von dem Fenster zurückgezogen und dasselbe gegen den alten Jäger gewandt; indeß wenn er auch auf dessen Reden hörte, so drehte er doch den Kopf von ihm ab, senkte ihn tief herab und schaute forschend in das Zimmer. Das alles sah Eugenie mit einem raschen Blicke, und daß der Reiter so hereinschaute, scheuchte sie in den fernsten Winkel des Zimmers zurück.

Er konnte sie nicht mehr sehen, sie ihn aber wohl, und die Sonne leuchtete so auf ihn und stellte ihn wie verklärt unter das dunkle Blätterdach, als habe sie ihre Freude an ihm und als wolle sie, daß das junge Mädchen sich sein Bild recht fest einpräge.

Ob das geschah, sind wir nicht im Stande, dem geneigten Leser anzugeben; nur so viel dürfen wir der Wahrheit gemäß berichten, daß, so wie der Reiter sich vom Fenster entfernte, Eugenie mit dem großen Hunde, der sich an sie geschmiegt hatte, näher dahin ging, und daß sie, jetzt hinausschauend, ihn schon auf der Höhe droben

sah, wie er lustig hinauf sprengte – es war eine leichte, schlanke Figur, und er saß schön zu Pferde, das konnte sie beurtheilen; er hatte ein graues, kurzes Röckchen an und einen grünen Jagdhut mit einem starken Spielhahnfederbusch.

Ehe er droben zwischen den Bäumen verschwand, wandte er sich im Sattel noch einmal um und winkte mit der Hand hinab – gegen das stille Jagdhaus – an das schöne, schlafende Mädchen denkend – oder galt sein Gruß dem freundlichen Thale? – Wer konnte das wissen? Wer konnte das sagen? – Niemand als er, der nun mit ein paar Sätzen seines Pferdes zwischen den grünen Bäumen verschwunden war und nie, nie mehr zum Vorschein kam.

Als Klaus in die kleine Stube trat, sagte er zu dem jungen Mädchen, nachdem er sich ehrerbietig für die Sorgfalt bedankt, mit der sie hier Alles geordnet: »Der draußen hat Sie wohl recht erschreckt? Es ist ein wilder Bursch, namentlich wenn er zu Pferde sitzt; ich erlebe es noch einmal, daß er mir in die Stube hinein reitet. Nun, jetzt geht er fort, und da haben wir ein paar Jahre Ruhe vor ihm.«

»Und wer ist er denn?« fragte das junge Mädchen fast gleichgültig.

»Oh! oh!« meinte der Jäger, indem er sich umwandte und eine ziemliche Zeit brauchte, sein Gewehr an die Wand zu hängen, »es ist ein entfernter Verwandter von mir, ein Vetter, Jägerbursche beim Grafen Helfenberg – eine wilde Brut, mit der ich eigentlich nicht gern viel zu thun habe. Nun, jetzt geht er ja fort.«

»So, er geht fort,« sagte nachdenkend das Mädchen.

»Ja, er geht fort,« entgegnete kopfnickend der Jäger, »und es ist gut so. Haben Sie nicht zufällig zu Hause gehört, daß der junge Graf Helfenberg eine längere Reise macht?«

»Ach ja, Papa hat davon gesprochen; er geht nach Italien.«

»Nach Italien, nach Spanien, was weiß ich! Gott schenke ihm ein ruhigeres Blut, das wünsche ich ihm von Herzen,« sprach der Jäger, indem er beinahe düster die Augenbrauen zusammenzog und über sein graues Haar strich. »Es ist im Grunde ein guter Bursch, aber wild, wild bis zu allen Excessen.«

»Nun, und dein Vetter?« fragte Eugenie nach einer Pause, »was hat der mit der Reise zu thun?«

»Ja so, mein Vetter, was der damit zu thun hat? Nun, er begleitet ihn, er geht mit ihm – na, das wird eine schöne Wirthschaft werden!«

Weiter sagte der alte Jäger nichts, und weiter fragte das Mädchen auch nicht; aber sie vergaß den Augenblick nicht, wie sie zum Fenster hinausgeschaut, und wie sie, draußen von der Sonne hell beschienen, das lachende und freundliche Gesicht, von blonden Locken eingerahmt, gesehen.

So waren einige Jahre vergangen, und Eugenie hatte oft das kleine Jägerhaus besucht, hatte auch das Zimmer dort häufig in Ordnung gebracht, war auch wohl mitunter eingeschlafen, wenn sie erhitzt und vom Gehen ermüdet war; aber eine Erscheinung wie damals hatte

sie nicht mehr gehabt – jene Erscheinung, die sie immer noch nicht vergessen hatte. Wohl fragte sie auch zuweilen den alten Klaus nach seinem Vetter und wollte wissen, ob er Nachricht habe, wie es ihm auf seinen Reisen ergangen; doch pflegte der Jäger mit den Achseln zu zucken und zu sagen: »Man hört wohl hier und da etwas von ihnen, aber es ist nicht, daß man sich darüber freuen kann.«

»Und werden sie bald wieder kommen?«

»Ja, es heißt so. – Meinetwegen blieben sie schon noch eine Zeit lang weg.«

Da ging eines Tages das Mädchen wieder nach der Niederung mit der kleinen Hütte, und als sie auf der Höhe stand, wo man auf den Bach und die breitästigen Bäume hinabschauen konnte, an derselben Stelle, wo damals der junge Reiter verschwunden war und wo sie jetzt am heutigen Morgen sich abermals befand, sah sie den alten Klaus vor der Hütte, aber er war nicht allein, sondern er sprach mit Jemand, der im Sonnenscheine auf der Bank vor dem Hause saß, während er selbst Eugenien den Rücken zuwandte. Besuch war hier etwas Ungewohntes, deßhalb blickte sie auch aufmerksam hin, und als sie an dem Unbekannten ein graues Röckchen wahrnahm, sowie einen grünen Jagdhut, da ging sie in ihren Gedanken um ein paar Jahre zurück und gedachte des Reiters, den sie im Sonnenlichte gesehen. Sie war im Begriffe, umzukehren – weßhalb, wußte sie eigentlich selbst nicht – da

hatte der Unbekannte sie entdeckt, er sagte zu Klaus einige Worte, so daß sich dieser nun herumwandte und zu dem Mädchen aufblickte.

Sollte das der Vetter des alten Jägers sein, der ja von den Reisen zurückerwartet wurde? – Es war nicht gut möglich, und obgleich der da unten ein graues Röckchen trug und einen grünen Jagdhut, so war das doch eine ganz andere Erscheinung. Wohl gedachte sie noch des Reiters, der so flüchtig aufwärts gesprengt, der sich so leicht im Sattel gewandt – und doch, wie sie näher trat, wie der junge Mann sich mühsam erhob, wie er lächelnd den grünen Jagdhut abnahm und nun im blendenden Sonnenlichte vor ihr stand, da war es ihr gerade, als finde sie in der Figur und im Gesichte des Unbekannten etwas, das sie an den Reiter von damals erinnere. – Schrecklich! Sie blickte fast verlegen auf Klaus, der achselzuckend sagte:

»Da ist mein Vetter wiedergekommen, es ist ihm auf den Reisen schlecht ergangen. Das gnädige Fräulein werden sich seiner kaum noch erinnern.«

Zweifelnd schaute Eugenie empor und fragend, als wünsche sie eine nähere Auskunft, vor der ihr aber doch selbst graute; denn es konnte nicht anders sein: das war der Reiter von damals, er selbst, und doch wieder so schrecklich anders!

Mühsam hatte sich der Vetter des Jägers von der Bank erhoben, indem er sich auf einen Stock stützte, den er in der rechten Hand trug, und während er diese Anstrengung machte – denn es war eine Anstrengung für ihn –

hustete er leise, aber mehrere Male nach einander und so hart und schwer, daß sich auf seinen bleichen, eingefal-lenen Wangen eine plötzlich aufflammende Röthe zeigte; dabei lächelte er fast traurig und sprach mit schwacher Stimme: »Ja, Vetter Klaus hat Recht, es ist mir auf mei-nen Reisen nicht besonders gut ergangen. Nach einem unglücklichen Sturze mit dem Pferde blieb ich eine kalte Nacht hindurch im Freien liegen, und das hat mir nicht gut gethan.«

Eugenie stand wie betäubt und verwirrt; das Bild des raschen, hübschen Reiters war in ihren Gedanken frei-lich ziemlich verblichen, und nur zuweilen, wenn sie sich in dem alten Jägerhause befand und in das Sonnenlicht hinausschaute, war es frisch und lebendig vor ihre See-le getreten. Nach und nach wäre es ausgelöscht worden, und sie hätte es vergessen, wie man so Vieles vergißt; aber jetzt trat alles wieder so klar vor sie hin, als erwa-che sie aus ihrem Schlummer und als sprengte er dort die Anhöhe hinan. Und während sie ihn frisch und ge-sund dort verschwinden sah, stand er jetzt in Wirklich-keit krank und elend ihr zur Seite. Das entlockte ihr ein recht stilles, trauriges Lächeln; sie neigte den Kopf etwas, und während sie mit der Hand über ihr Haar fuhr, sprach sie: »Es thut mir recht leid, Sie so wiederzusehen. – Aber ich bitte, setzen Sie sich nieder,« fuhr sie rasch fort als sie bemerkte, daß abermals eine Röthe auf seinem Gesichte leuchtete.

»Ja, setz dich nieder,« meinte auch Klaus mit besorg-ter Stimme. »Das gnädige Fräulein ist so gut, daß sie das

gewiß nicht übel nimmt. – Ich habe nur um Entschuldigung zu bitten,« setzte er hinzu, nachdem alle Drei einen Augenblick geschwiegen, »daß ich eigentlich schuld daran bin, daß Sie meinen armen Vetter hier gefunden; ich hätte ihn ins Haus gehen lassen können, und dann wäre Ihnen der Anblick erspart worden.«

Als das der Jäger sagte, blickte sein Vetter aufmerksam, ja, ängstlich auf das schöne Gesicht des jungen Mädchens.

Doch versetzte diese beinahe unmuthig: »Rede doch nicht so seltsames Zeug; erstens komme ich zu dir auf Besuch, und ich meine, es ist mir immer recht gewesen, was ich hier gefunden; dann aber solltest du mich besser kennen und mich nicht für so hartherzig halten, daß mir der Anblick deines Veters deßhalb zuwider wäre, weil ich ihn früher anders gesehen oder ihn mir vielleicht anders vorgestellt. – Und wenn ich ihn genau betrachte,« fuhr sie begütigend fort, »so – so – so – sieht er wohl etwas krank aus, aber das wird vorübergehend sein, und ich hoffe,« setzte sie lächelnd hinzu, »er wird in nicht gar zu langer Zeit wieder frisch und munter da hinaus reiten.«

»Wie ich Ihnen für diese Worte genugsam danken soll,« hatte hierauf der Vetter des Jägers gesagt, »weiß ich nicht; aber das kann ich dem gnädigen Fräulein versichern, daß keiner meiner Bekannten mich so lieb und freundlich willkommen heißen; und deßhalb wollen mir das gnädige Fräulein verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie sehr, ach, sehr hochschätze und verehere.«

Nach diesen Worten hatte der kranke Mann eine Bewegung gemacht, als wolle er die Hand Eugeniens ergreifen, um sie zu küssen; doch mochte ihm das Unpassende hiervon augenblicklich eingefallen sein – genug, er zog sich bitter lächelnd zurück und starrte darauf finster vor sich nieder.

Klaus begann nach einer Pause wieder: »Mein Vetter wohnt in der Stadt in einer kleinen engen Gasse, wo nicht viel gute Luft hin kommt; er hat begreiflicher Weise seinen Dienst aufgeben müssen, bis – er wieder hergestellt sein wird. Dazu hat ihm nun der Doktor vor allen Dingen die frische Waldluft angerathen, und deßhalb besucht er mich und wird auch häufig kommen, wenn – das gnädige Fräulein nichts dagegen hat.«

»Du sprichst wunderbar, Klaus,« versetzte Eugenie, »was kann und werde ich dagegen haben, wenn Jemand zu dir kommt? Und wenn dem wirklich so wäre, würde ich so hartherzig sein, einem Kranken die gute Luft zu mißgönnen? – Gewiß, so gern ich komme, so würde ich doch augenblicklich wegbleiben, wenn ich mir denken könnte, daß mein Besuch dir und deinem Vetter in irgend etwas hinderlich wäre.«

»Das kann und wird nie der Fall sein,« entgegnete der Letztere eifriger, als man es ihm zugetraut hätte. »Wenn ich mir erlaube, im Gegentheil hinzu zu setzen, so bitte ich dafür um Verzeihung; aber das gnädige Fräulein sind als so gut und freundlich bekannt, daß es Jedem wohl thut, der das Glück hat, Sie zu sehen.«

»Ja, das muß ich bekräftigen,« sagte der alte. Jäger. »Von den Thieren will ich gar nicht reden, denn da ist es bekannt, daß die bissigsten Hunde dem gnädigen Fräulein schmeicheln; aber wir haben noch unangenehmere und unverträglichere Geschöpfe unter den Menschen, namentlich hier im Walde unter den Wildschützen; und selbst denen fährt ein freundliches Wetterleuchten über die finsternen Züge, wenn sie das gnädige Fräulein nur von Weitem durch den Wald daher kommen sehen.«

So war es gewesen, als Eugenie den Vetter des Jägers nach seiner italienischen Reise wieder gesehen; und darauf sah sie ihn öfter; denn wegen der frischen Waldluft hielt er sich meistens in dem kleinen Jägerhause auf, und wenn er auch nebenan im Gehölze war oder auf den seitab liegenden Wiesen, so kam er doch immer mit langsamen Schritten und gebeugt an seinem Stocke daher, so oft das junge Mädchen die Waldhütte besuchte.

Anfänglich hatte seine Gegenwart wohl etwas Störendes für sie gehabt; sie mochte oder konnte nicht so frei in dem Häuschen wirthschaften, wenn er draußen vor der Thür saß; bald aber gewöhnte sie sich daran und erlaubte ihm sogar, ihr, wie er bat, kleine Dienste zu leisten, so das Herbeiholen von Wasser und Blumen, das Wegschaffen welker Blätter, wenn sie einen neuen Kranz gemacht hatte für das Bild der Frau des Jägers, das in der Stube am Ehrenplatze unter dem kleinen Spiegel hing.

Nach und nach begann sie sogar, ihm, wenn er so einsam und traurig, mit trüben Blicken vor sich hinstarrend,

auf der Bank saß, irgend eine Frage zu stellen, deren Beantwortung ihn nöthigte, mehr als Ja und Nein zu sagen. Und als sie das einmal angefangen, erstaunte sie, denn sie bemerkte, daß der Vetter des Jägers Klaus mehr gelernt habe und weit mehr wisse, als man sonst gewöhnlich bei Leuten seines Standes findet. Dabei brachte er seine Antworten auf eine gar ungezwungene Art vor, frei, überlegt und doch wieder voll Ehrerbietung gegen das junge Mädchen, die, von hohem Stande, sich herabließ, mit ihm, dem armen Jägerburschen, zu sprechen. Zuweilen fragte Eugenie auch wohl Einiges über die Reisen in Italien, und da erstaunte sie mehr und mehr, wenn er sich oft gehen ließ, seine Eindrücke erzählte, Gegenden durch eine lebhaftere Schilderung frisch und wahr vor ihre Augen zauberte, ja, sogar hier und da von Museen und Gallerieen sprach, wobei er dann wie entschuldigend hinzusetzte: »Das gnädige Fräulein werden sich verwundern, daß ich, ein einfacher Diener, von dergleichen spreche; doch bin ich mit dem Grafen erzogen worden, habe zuweilen an seinen Lehrstunden Theil nehmen dürfen, und er war so freundlich, mich während der Reise überall, wo es nur möglich war, mit hin zu nehmen.«

So wurde manche halbe Stunde zwischen den Beiden verplaudert, wobei der Vetter des Jägers auf der Bank saß, Eugenie aber, an den Stamm der mächtigen Buche, die das Häuschen beschattete, gelehnt, neben ihm stand. Wer die Beiden sah, konnte sich eines Gefühls des tiefsten Mitleidens für den armen Menschen nicht erwehren, der zusammen gebeugt auf der Bank ruhte, schnell

und doch so mühsam athmend, daß jeder Zug an seinen Schulterblättern auf dem Rücken sichtbar war. Dabei hustete er kurz und trocken, und seine weiße durchsichtige Hand spielte wie krampfhaft oder nervenerregt mit dem Stocke, der neben ihm lag. Sogar mit dessen Hülfe konnte er sich nur mühsam von der Bank erheben, und dennoch meinte man jeden Augenblick, seine zitternden Kniee müßten ihm auf einmal den Dienst versagen.

Man brauchte nicht wie Eugenie, ihn vor Jahren gekannt zu haben in voller Kraft der Jugend, um heute den Anblick seines Gesichts wahrhaft bejammernswerth zu finden; die schönen, edlen Züge von damals blickten freilich noch durch, aber wie ein Traumbild, gänzlich schattenhaft, wie etwas, das mit Nächstem ganz verschwinden wird. Nur die Augen allein hatten etwas von ihrem früheren Glanze behalten, aber es war kein wohlthuenendes Feuer, das in ihnen strahlte; etwas wild Glühendes, Fieberhaftes lag darin, namentlich in Momenten, wo der junge Mann sich unbeachtet wußte und das schöne Mädchen betrachtete.

Seine Tracht war einfach, ohne ärmlich zu sein; er schien einen grauen Jagdrock zu lieben und einen grünen Hut, wie er ihn damals getragen; denn so erschien er immer. Wenn man daneben das junge Mädchen sah, ein frisches Bild der Gesundheit, mit leuchtenden Blicken aufknospend wie eine junge Rose, so begriff man wohl das Mitleid, mit dem sie sich des armen jungen Mannes

annahm, das Gefühl ihres Standes, ihrer Gesundheit, ihres körperlichen Reichthums gegenüber seiner Verlassenheit, seiner gänzlichen Armuth.

– – An diese vergangenen Zeiten dachte Eugenie, als sie nun das kleine Jägerhaus vor sich liegen sah, und eine Zeit lang droben stehen blieb, ehe sie hinabstieg. Es war ihr fast ebenso schwer, von diesem kleinen stillen Winkel Abschied zu nehmen, wie von dem elterlichen Hause. Und wohl mit einigem Rechte; denn das Waldschloß zu besuchen, dazu fand sich Zeit und Gelegenheit genug, weniger vielleicht einen Spaziergang zum alten Klaus zu machen; denn davon hätte sie mehr oder weniger sprechen müssen, was sie bis jetzt – wir müssen gestehen, ohne eigentliche Ursache – immer vermieden.

Langsam stieg das junge Mädchen hinab, und es war ihr nicht unlieb, daß sie den alten Klaus an der Thür stehen, so wie dessen Vetter an seinem gewöhnlichen Platze auf der Bank sitzen sah.

»Heute hätten wir Ihren Besuch nicht erwartet,« meinte freundlich lachend der alte Jäger, »denn ich habe erfahren, daß Besuch auf dem Schlosse ist; Herr Baron von Breda sind hingeritten.«

Eugenie nickte mit dem Kopfe und entgegnete: »Ja, der Onkel ist da, und das ist eigentlich die Ursache, warum ich heute hieher gekommen bin. Onkel Breda will mich mit sich nach der Stadt nehmen, und ehe ich das thue, konnte ich nicht unterlassen, hier von – dem kleinen Hause Abschied zu nehmen.«

Bei dem Worte ›von‹ blickte sie aber den Jäger an, so wie sie auch ihre klaren Augen einen Moment auf dem Kranken ruhen ließ, der bei ihrer Rede leicht zusammenzuckte und darauf in das vorgehaltene Schnupftuch hustete.

»So, so, das gnädige Fräulein gehen nach der Stadt?« erwiderte Klaus ziemlich rasch und mit ausdrucksvollem Tone. – Und auf lange?«

»Das kann ich selbst noch nicht sagen, aber ich glaube wohl, auf lange,« versetzte das junge Mädchen. »Onkel George hat schon oft davon gesprochen, es sei besser für mich, ein wenig in Gesellschaft zu kommen und das Leben der Stadt kennen zu lernen; ja, schon lange hat man darüber gesprochen, und endlich – hat es sich so gemacht.«

Bei diesen letzten Worten verdüsterten sich ihre sonst so klaren Züge ein wenig; und sie preßte die Lippen auf einander.

Der Kranke sagte kein Wort, blickte auch nicht einmal in die Höhe, hustete aber hart und trocken in nicht allzu großen Zwischenräumen.

Der alte Jäger schlug die Arme über einander, lehnte sich an den Thürpfosten und meinte dann nach einer Pause mit einem fast unmerklichen Streifblick auf seinen Vetter: »Nun ja, es war vorauszusehen, daß das gnädige Fräulein nicht immer hier in dem Walde bleiben könne; es mußte so kommen, und der Herr Baron von Breda ist ein sehr braver Herr und hat ein schönes und angesehenes Haus. – Herzlich aber freut mich's und auch gewiß

den Vetter da, daß das gnädige Fräulein noch so lieb und freundlich waren, hier von unserer armen Wirthschaft Abschied zu nehmen. Nicht wahr, es freut dich auch?« wandte er sich an den Kranken.

Dieser hob den Kopf in die Höhe, seine Züge waren fast noch bleicher als gewöhnlich, und während seine farblosen Lippen zuckten, glänzten seine Augen auf eine ungewöhnliche Art; doch versuchte er zu lächeln und sagte: »Ich würde mich noch herzlicher über die große Ehre gefreut haben, welche das Fräulein meinem Onkel erzeigt, aber Sie müssen mir schon verzeihen, daß ich meine Freude heute nicht recht an den Tag zu legen vermag – denn ich leide furchtbar – gerade heute Morgen.«

Diese Worte stieß er kaum vernehmbar zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Meine Brust schmerzt mich so sehr, und zuweilen ist es mir, als wäre der Athemzug, den ich jetzt thue, mein letzter – als müsse das alles – alles – nun mit einem Male aufhören,« setzte er nach einer Weile hinzu.

Das Mädchen blickte theilnehmend, ja, ergriffen und traurig auf den jungen Menschen nieder, der wie kraftlos in sich zusammengesunken war, dabei aber die linke Hand erhob, als wolle er andeuten, er habe noch etwas zu sagen.

Deßhalb schwiegen auch die beiden Anderen und man hörte kein Geräusch als das Murmeln des Baches und das leise Zirpen eines Vogels in den nackten Zweigen.

»Der Abschied, den das gnädige Fräulein heute von uns nimmt, ist für mich wohl nur um kurze Zeit zu früh.

Verzeihen Sie mir, daß ich rede, wie ich vielleicht nicht reden sollte. Wenn der lange, finstere und traurige Winter hinter uns liegt, so kommt das Frühjahr – freundlich dem Einen, traurig dem Anderen. Und das Letztere für mich. Denn wenn meine lieben Wälder wieder anfangen grün zu werden, wenn die Blumen empor sprossen, so geht es mit mir zu Ende – das fühle ich deutlich – und daß ich es fühle, ist gerade kein Schmerz für mich. Nur hätte ich gehofft, wenn unser eins hoffen darf, – verzeihen Sie mein Wort, gnädiges Fräulein, – Sie, die mir freundlich und tröstend wie ein Engel erschienen sind, im nächsten Frühjahr hier nochmals wieder zu sehen. Nicht wahr, Sie verzeihen mir? Hat doch Jemand in meiner Lage schon das Recht, offener zu sprechen. Ja, ich hatte gehofft, Sie noch einmal zu sehen, ehe vielleicht Alles hier für mich vorbei ist; das wäre ein Abschied, wie ich ihn mir gewünscht, und ich wäre dann hinüber gegangen, während die Bäume grün werden, während die Blumen anfangen zu blühen, und hätte denken können, von Zeit zu Zeit wären Sie dann in das alte Jägerhaus gekommen, hätten nach mir gefragt und vielleicht zu Klaus gesagt: Er hat doch zu früh sterben müssen – es ist schade.«

Während der Kranke mühsam diese vielen Worte sprach, blickte er zu Eugenien in die Höhe, seine Züge umspielte ein schmerzliches Lächeln, und seine Augen, anstatt wie gewöhnlich im wilden Feuer zu brennen, nahmen einen unbeschreiblich weichen und angenehmen Ausdruck an.

Der alte Jäger kratzte mit seinen Fingern heftig auf den Aermeln des groben Jägerwammses, und während er sich auf die Lippen biß, hoben sich seine Augenbrauen auf eine ungewöhnliche Art in die Höhe.

Eugenie hatte die Hände gefaltet, still, unwillkürlich, und da ihre Nerven von der häuslichen Scene heute Morgen noch immer tief ergriffen waren, so ist es leicht begreiflich, daß bei diesem Anblicke und diesen Worten einige leichte Thränen von ihren Wimpern tropften. Nach einer langen Pause, peinlich für alle Drei, schüttelte sie leicht den Kopf und sagte: »So muß man nicht sprechen; wer die Hoffnung aufgibt, gibt sich selber auf. Wenn es Sie gefreut hat, mich hier zuweilen zu sehen, so wird es Ihre Freude nicht vermindern, wenn ich Ihnen sage, daß ich gern, recht sehr gern hieher kam. Freilich kommt der harte Winter, aber wie Glück auf Leiden, folgt ihm auch der liebe, schöne Frühling – auch gewiß schön für Sie. Wer weiß, welche gute Aenderung in Ihrer Gesundheit eintritt! – Gewiß, es muß eine gute Aenderung eintreten, und dann verspreche ich Ihnen, daß Sie mich beim ersten Grün, bei den ersten sprossenden Blumen hier wieder finden werden.«

»Und was das gnädige Fräulein verspricht,« fügte der Jäger mit tiefer Stimme bei, »das pflegt sie zu halten, darauf kann ich schwören.«

Der Kranke hatte sein Gesicht in beide Hände vergraben und nickte mehrmal mit dem Kopfe, ehe er versetzte: »Liebe, Glaube, Hoffnung sollen uns ja begleiten, und die beiden letzten fühle ich in meiner Seele; aber der Winter

ist hart; und wenn ich auch geglaubt, ihn gut durchzubringen, so war es doch nur, weil ich gehofft, – und das ist jetzt alles vorüber. – – – Es ist nicht die erste Täuschung, wird auch nicht die letzte sein.« – Er hob seinen Kopf in die Höhe, versuchte zu lächeln, und fuhr fort, seine Stimme gewaltsam anstrengend: »Und bei alle dem haben Sie mich froh und glücklich gemacht. Wie danke ich Ihnen – mein gnädiges Fräulein – mein Fräulein Eugenie!«

Es durchzuckte sie eigenthümlich, als der Kranke so zum ersten Male ihren Namen aussprach; auch blickte sie beinahe ängstlich um sich, als sie mit bewegter Stimme sagte: »Jetzt muß ich nach Hause; Onkel George wird mich erwarten. – Also hoffen Sie auf ein gutes Frühjahr, und ich will dagegen glauben, daß ich Sie wohler und vergnügter wiedersehe. – Adieu, Klaus, du kommst gewiß bald nach der Stadt, mich zu besuchen.«

Damit reichte sie dem alten Jäger beide Hände, die dieser tief gerührt ergriff und sich darauf hinabbeugte, indem er murmelte: »Gewiß, sobald ich kann, komme ich nach der Stadt.«

Eugenie wandte sich zum Weggehen, ohne auf den Kranken noch einen Blick zu werfen, wogegen sie mit dem Kopfe rasch mehrere Male ihm zunickte; kaum hatte sie aber einige Schritte gemacht, so kehrte sie zurück und reichte ihre Rechte dem kranken Manne hin, der sich ehrfurchtsvoll mit einem leuchtenden Blicke erhoben hatte, mit seinen weißen, fast durchsichtigen Fingern ihre warme, frische Hand ergriff und es wagte, einen kaum fühlbaren Kuß darüber hinzuhauchen.

Darauf flog Eugenie, ohne sich umzublicken, die Höhe hinan und verschwand zwischen den Bäumen auf derselben Stelle, wo damals der kecke Reiter verschwunden war, derselbe kecke Reiter, der jetzt wie ein Schattenbild vornübergebeugt neben der kleinen Hütte stand, die Hände gewaltsam ausstreckend, als vermöge er es, das flüchtige Mädchen zurückzuhalten.

Wohl mehrere Augenblicke stand er so, dann fuhr er mit der Rechten über das Gesicht, biß wie in wüthendem Schmerze die Zähne über einander, wandte sich gegen den alten Jäger, der tief aufseufzend dastand, und fragte mit funkelnden Augen: »Hättest du damals treu und ehrlich an mir gehandelt, damals, als ich jene Anhöhe hinaufsprengte, so müßtest du deine unnütze Büchse von der Wand gerissen, mich getödtet oder schwer verwundet haben. – Ah verflucht! wer Alles voraus wissen könnte! Mich hätte frisch und gesund der Tod ereilt, oder ich wäre langsam in deiner Hütte genesen, – verpflegt von ihrer Hand – Ah verflucht!«

Nach diesen Worten schlug er beide Hände vor das Gesicht und fiel auf die Bank nieder, so plötzlich und willenlos, daß Klaus entsetzt hinzu sprang und den Kranken in die Arme nahm. Sein Kopf sank zurück an die Schulter des treuen Freundes, seine Züge waren todtenbleich, aber ruhig, und auf den fest verschlossenen bleichen Lippen stand ein einziger klarer Blutstropfen.

»Mein armer, unglücklicher Herr!« sagte tief erschüttert der alte Jäger. – »Gott sei ihm gnädig!«

ZWÖLFTES KAPITEL. EIN GEMISCHTER THEE.

Die Rechtsconsulentin, Madame Plager, hatte mehrere Bekannte zu einem gemischten Thee eingeladen – wir sagen: *gemischten* Thee, nicht, als ob dieser in Wirklichkeit vielleicht aus schwarzem und grünem bestanden, mit einer Zuthat von Vanille und Zimmt, wie es in der Stadt, in welcher unsere wahrhafte Geschichte spielte, zuweilen Mode war, sondern, weil erstens die Gesellschaft, welche zu diesem Thee eingeladen wurde, eine gemischte war, aus Herren und Damen bestehend, und auch, weil das, was bei diesem Thee gereicht wurde, in verschiedener Hinsicht gemischt genannt werden konnte; denn nach dem Thee mit Backwerk wurde ein förmliches Nachtessen gegeben.

Geneigter und vielgeliebter Leser! du bist schon verschiedene Male mit uns zum Kaffee und zum Thee gegangen, und wenn es nicht der Lauf dieser Geschichte gebieterisch verlangte, nochmals eine Einladung an dich ergehen zu lassen, so würden wir uns nicht unterstanden haben, dich wieder zu bemühen, in der Furcht, dir in dieser Hinsicht nicht mehr viel Neues mittheilen zu können.

Die Wohnung des Rechtssonsulenten Plager kennen wir bereits; wir haben, um damit von hinten anzufangen, ein großes Schlafzimmer, daneben ein Wohnzimmer, ferner einen sogenannten Salon, ein Eßzimmer und schließlich ein Kinderspielzimmer, worin sich auch das Bett der Großmutter befindet. Der Salon, sowie das Wohn- und Eßzimmer sollen für den heutigen Thee gerüstet werden;

wir sagen: *werden*; denn obgleich es bereits Nachmittags vier Uhr ist, so herrscht doch noch in den drei genannten-Zimmern ein förmliches Chaos ohne ein freundlich herblickendes Land, das auf eine spätere gänzliche Abklärung hoffen ließe.

Um diese Zeit verfügte sich Herr Doktor Plager meistens von seiner Schreibstube in die Wohnung, um dort seinen Kaffee zu nehmen. Als er dies auch heute that, begann er noch auf der ersten Treppe sich feierlichst zu geloben, daß nichts, was da oben geschehen könne und nicht geschehen sei, im Stande sein solle, ihn aus seinem stoischen Gleichmuthe zu bringen, selbst nicht die wahrscheinlich noch unangezogenen und angezogenen Kinder – denn da es Feiertag war, hatte der Schulzwang nichts über Madame und Babette vermocht. Er gelobte sich, daß er kalt bleiben wolle beim Anblicke der verehrten Schwiegermutter, bei dem bekannten Aufziehen ihrer Mundwinkel, beim sanften Schließen ihrer Augen, bei dem Erheben ihres Kopfes, ja, bei ihren oft nichts weniger als freundschaftlichen Reden. Er wollte es nicht sehen, selbst wenn Babette gerade im Begriffe sei, mit seiner Haarbürste ihre eigenen Schuhe einzuschmieren oder dergleichen Sachen mehr zu thun, wo ein gänzlich Mißkennen dessen, was man diesem oder jenem Haushaltungsgeräthe schuldig sei, oft zu den unangenehmsten Conflicten führte.

Aber der Rechtsconsulent hatte Unrecht, sich das schon auf der untersten Treppenstufe zu versprechen. Durch eben dieses Gelöbniß vergegenwärtigte er sich

aufs genaueste, was er alles droben finden könne und werde, dadurch regte er seine Nerven auf, und bei aufgeregten Nerven hat sich selbst der charakterfesteste Mensch nicht immer vollkommen in seiner Gewalt.

Herr Plager stieg also die Treppen hinauf, und als er gegen seine Wohnung kam, fand er seine beiden Sprößlinge in der That in nicht untadelhaftem Anzuge auf der Treppe sitzen und sich mit kindlichem Spiele ergötzen. Dieses Spiel bestand darin, daß Fritzchen des Vaters große Papierscheere in der Hand hatte und beschäftigt war, dieselbe auf einem sehr feinen Schleifsteine zu schleifen; daß aber Stein und Scheere hierbei nicht gut wegkamen, versteht sich von selbst, obgleich Louise bedeutend nachhalf, indem sie den Stein fleißig einölte, zu welchem Zwecke sie eine Küchenlampe neben sich stehen hatte, der sie mit einem kleinen Halstuche der Mama das Oel entnahm und dabei mehr auf den Boden tropfte, als auf den Stein kommen ließ.

Herr Plager fühlte seine Vorsätze wanken, als er die Arbeit der beiden Kinder sah; doch bezwang er sich, befahl ihnen, das Spiel aufzugeben und hinein zu gehen; ja, er nahm eigenhändig die mißbrauchten Geräthschaften und trug sie, ohne ein Wort zu sagen, in die Küche, wo er eine Putzfrau, die zur Aushülfe da war, ersuchte, alles das, soweit es sich thun ließe, wieder zu säubern.

Darauf trat er ins Zimmer.

Daß sich ein Eßzimmer einige Stunden vor einer Soiree nicht im aufgeräumtesten Zustande befindet, ist erklärlich, und so gern der Rechtsconsulent einen freien

Kaffeetisch gesehen, mochte er doch heute um Alles in der Welt nichts sagen, als er bemerkte, daß Babette wenigstens ein Drittel von demselben in Beschlag genommen hatte, um eine Menge von Tassen für den heutigen Abend zu spülen. Er grüßte Frau und Schwiegermutter so freundlich, als es ihm möglich, und wenn auch die beiden Kinder, die sich hinter ihm ins Zimmer stahlen, außerordentlich verdrießliche Gesichter machten, so hatte doch Niemand Lust, nach der Ursache zu forschen. Ein Gang durch die übrigen Zimmer indessen, den er thun mußte, um ins Schlafzimmer zu kommen, machte es nöthig, daß er sich sehr an seinen Vorsatz erinnerte, ruhig zu bleiben, es möge geschehen, was da wolle.

In Wohnzimmer und Salon sah es trostlos aus, da standen auf Tischen und Stühlen Torten, Backwerk aller Art, Stearinkerzen, kaltes Fleisch, und dazwischen lagen Staubbesen, Waschschwämme, gebrauchte Käme in süßer Eintracht. Der Salon schien zur Kleider-Garderobe umgewandelt worden zu sein; an den Fenstern hingen Röcke und Kleider, unnennbares Unter- und Oberzeug aller Art, ersteres mit langen Schnüren, die sich bis in die Mitte des geräumigen Zimmers schlängelten und das Durchgehen ordentlich gefährlich machten. Auf den Stuhllehnen balancirten künstliche Blumen und Hauben, und mitten in dieser Pracht standen ein paar große Pfannen mit Compot, welches sich hier zur Abkühlung befand.

Als der Rechtsconsulent dem Schlafzimmer zuschritt, glaubte er an die Unmöglichkeit einer Steigerung dieses

Zustandes des Appartements. Aber es war eine Steigerung möglich; sie war gewiß nur mühsam zu erreichen, aber Madame Plager und Frau Mutter hatten sie erreicht. Das Schlafzimmer befand sich in einem Zustande, als sei es eben erst von räuberischen Horden verlassen worden; da streckten alle Commoden trostlos die geöffneten Schubladen von sich, da sperrten alle Schränke wie im Jammer ihre breiten Mäuler auf, da war kein Schloß uneröffnet, da war kein Gefaß, wo nicht der halbe Inhalt dessen, was zurückgeblieben war, malerisch über die Ränder bis auf den Boden herabhing.

Fassung! sprach Herr Plager zu sich selber, indem er mit den Augen zwinkerte und, als er gerade an dem Spiegel stand, die rechte Hand auf die Brust zwischen Weste und Hemd schob. Doch gab er diese majestätische Attitude wieder auf, denn sie erschien ihm für den gegenwärtigen Augenblick zu herausfordernd. Fassung! sprach er nochmals, es gibt ja nicht jeden Tag einen gemischten Thee!

Damit ging er zurück ins Eßzimmer und setzte sich am Kaffeetische an seinen Platz, der ihm aber durch Babette mit ihren Tassen gar sehr verkümmert wurde. Vielleicht hatten sich durch das, was er gesehen, einige Wolken auf seiner hohen Stirn gelagert, vielleicht war sein Lächeln, mit dem er die freundlich sein sollenden Worte begleitete: »Nun, ihr macht ja gewaltige Vorbereitungen!« ein gezwungenes und schmerzliches; genug, die Schwiegermutter hustete leicht und warf einen Blick auf ihre Tochter, welche letztere alsdann sagte: »Ja, wenn man große

Gesellschaften gibt, so muß man sich einige Stunden vorher schon etwas gefallen lassen, und es ist das bei allen übrigen Leuten gerade so.«

»Man läßt sich auch gern etwas gefallen,« versetzte gültig der Rechtsconsulent, »wenn nachher die Sache nur gut und glänzend ausfällt.«

»Woran der Herr Sohn gewiß zweifeln,« antwortete die Schwiegermutter, »wie an so vielem, was wir unternehmen.«

»Im Gegentheile, Mama,« erwiderte Herr Plager mit seiner unverwüsthlichen Gutmüthigkeit. »Ich bin davon überzeugt, daß, was Sie in Ihre Hand nehmen und gut durchführen wollen, auch gewiß gut durchgeführt wird.«

Die alte, würdige Dame sah den Hausherrn bei diesen Worten forschend an, ob sich nicht ein Zug des Spottes oder der Bitterkeit auf dem Gesichte desselben zeige; aber von allem dem war glücklicher Weise nichts zu sehen, Herr Plager lächelte fast glücklich, er trank mit Behagen seinen Kaffee, er tunkte eine mürbe Bretzel ein, ja, er trieb die Selbstverläugnung so weit, daß, als Babette ihm einen Wasserspritzer über den Aermel sandte, er diesen gleichmüthig abwischte und die großen Worte aussprach: »Wie viele Tassen! Werden die alle am heutigen Abend gebraucht? – Das ist ja eine ungeheure Arbeit!«

»Ja, es ist viel Arbeit, Herr Doktor,« entgegnete das Dienstmädchen, wobei sie den Kopf affektirt von einer Seite auf die andere wandte.

»Sehr viel Arbeit.« meinte auch die Schwiegermutter. »Ja, davon habt ihr Männer keine Idee, was wir armen Weiber zu eurer Unterhaltung und zu eurem Vergnügen geplagt sind.«

»Zu unserem Vergnügen? Ei, ei!« sprach der Rechtsconsulent, indem er die Augenbrauen hoch empor zog und den Mund spitzte.

Die Schwiegermama nickte majestätisch mit dem Kopfe.

»Nun, das wirst du doch wohl nicht abstreiten wollen, lieber Mann,« sagte Madame Plager, bestärkt durch einen bezeichnenden Blick ihrer Mutter, »daß wir uns rein zu deinem Vergnügen aufopfern. Was brauchen wir eigentlich Gesellschaften? Ich kann dich versichern, eine Frau, die ihr Hauswesen in fester Ordnung halten muß, wie ich das meinige, kann eigentlich gar nicht daran denken, Gesellschaften zu geben. – Da die armen Würmer, das sind eigentlich meine Gesellschaft. Aber was thut man nicht dem Manne und dem Hausfrieden zu Lieb!«

»Ja, man thut ihnen viel zu Lieb,« fügte die Schwiegermutter mit strengem Blicke hinzu.

Der Rechtsconsulent dachte an seine Treppenvorsätze und war ein Muster der Geduld und Sanftmuth. Hiob konnte gegen ihn in diesem Augenblicke als ein heftiger, jähzorniger Charakter betrachtet werden. Er lächelte still in sich hinein und sagte: »Sei's darum, wenn ihr uns Männern durch eure Arbeiten viel Vergnügen macht, so danken wir euch auf's herzlichste.«

Babette hatte ihren Herrn noch nie so gesehen und blickte verwundert in die Höhe, um einem gleichen Blicke der Schwiegermutter zu begegnen, welchen diese ihrer Tochter zusandte. Das Dienstmädchen aber war ein ›Racker‹, und als sie sah, daß Herr Plager sanft wie ein Lamm war, rumorte sie in ihrem Kübel herum, daß sich sogar einige Spritzen bis zur Kaffeetasse des Hausherrn verloren.

Dieser schluckte einige Male, wie ein Karpfen in seinen letzten Nöthen auf trockenem Sande zu schlucken pflegt. Doch spielte gleich darauf ein himmlisches Lächeln über seine Züge, er kam sich wie ein geschundener Märtyrer vor, dem die Palme einer göttlichen Belohnung winkt. Hätte er nur in diesem Momente den Kübel nicht so fest ins Auge gefaßt, in welchem Babette ihre Tassen spülte. Er schien dieses Gefäß zu erkennen, und trotz all seiner guten Vorsätze lagerte sich plötzlich eine finstere Wolke des Unmuthes auf seine Stirn. – »Das ist doch nicht –?« fragte er mit erregten Blicken.

Die Schwiegermutter lächelte eigenthümlich, als wollte sie sagen: Paßt auf, jetzt geht's los! Er hat so lange gesucht, bis er etwas gefunden! – während ihre Tochter fragte: »Was meinst du denn? was soll sein?«

»Der Kübel da,« fuhr Herr Plager finster fort, »hat mir eine ungeheure Aehnlichkeit mit dem Wasch- und Fußkübel der Kinder.«

Unsere Wahrheitsliebe zwingt uns, zu erklären, daß der Rechtsconsulent Recht hatte und daß es wirklich dasselbe Geschirr war, von dem er argwöhnte, ja, die feste Ueberzeugung hatte, es müsse dies sein.

Doch zog bei dieser Aeußerung die Schwiegermutter so langsam und nachhaltig ihre Achseln in die Höhe, daß man sich fürchtete, sie nächstens über dem Kopf erscheinen zu sehen. Madame Plager dagegen zuckte zusammen und lächelte wehmüthig, als wollte sie sagen: Darum hat er so lange den Sanften gespielt, um uns nun mit einem Male gänzlich nieder zu drücken!

»Aber wie kannst du so etwas nur denken,« sagte sie, nachdem sie sich mühsam Fassung errungen. – »Den pfui, ich wage es gar nicht einmal auszusprechen! – zum Tassenspülen zu gebrauchen!«

»Und glauben denn der Herr Doktor, daß ich das thun würde, einen solchen Kübel zum Spülen zu gebrauchen? – O, Herr Doktor, wir wissen auch, was sich schickt, wir haben in sehr vielen anständigen Häusern gedient.«

Aber es war dasselbe Geschirr, und der Hausherr zitterte fast vor Aufregung. Er hätte nur zu sagen brauchen: So bringt mir den wirklichen Fußkübel her, ich will ihn sehen oder er hätte nur Fritzchen entscheiden lassen dürfen, das seltsam lächelnd und aufhorchend neben Babette stand und mit seinen kleinen Fingern auf die Reifen des Geschirrs tippte; – er hätte das thun können, aber er that es nicht. Der gegenwärtige Augenblick war der größte und erhabenste seines ganzen Lebens. Er überdachte, wie ein Streit zu jetziger Stunde ihm den ganzen

Abend verderben müsse, wie dieser Streit außerordentlich heftig werden würde und wie er dann morgen und die nächstfolgenden Tage alle kleinen Versehen, die heute Abend vorkommen konnten, verschuldet haben würde, da ein unterdrücktes, zerknirschtes weibliches Gemüth nicht mit Ruhe und Liebe an seine Arbeit gehen kann. – Er schwieg nicht nur, er sagte mit einem tiefen Seufzer: »Irren ist menschlich, auch ich könnte mich vielleicht geirrt habe.« Er beachtete es nicht einmal, als die Schwiegermutter groß und erhaben sprach: »Ja, Herr Sohn, Sie haben sich geirrt; so lange ich die Augen offen habe, wird ein Fußkübel nie zum Tassenausspülen genommen werden, darauf können Sie sich verlassen!« – sondern er gelobte sich im Stillen, heute Abend in seinem eigenen Hause aus den Tassen, die Babette gespült, keinen Thee zu trinken.

Damit erhob er sich, um wieder nach seinem Bureau zurück zu kehren. Noch überraschter als vorhin sahen sich die drei Frauenzimmer an und konnten es nicht begreifen, daß auch dieses Ungewitter, ohne sich zu entladen, vorübergezogen war.

Der Rechtsconsulent aber trieb seine Selbstverläugnung so weit, daß er im Bewußtsein, groß gehandelt zu haben, und milde gestimmt durch die Ueberwindung seiner selbst, den Versuch machte, seine Frau auf die Stirn zu küssen, und dies auch ausführte, trotzdem diese sonst nicht unschöne Stirn von einer schief stehenden Haube und einem Haarbüschel verunziert wurde, und obgleich sich Fingermale von Ruß und Staub darauf zeigten. Der

Schwiegermutter eine Hand zu reichen, war ihm beim besten Willen nicht möglich, sonst hätte er das, dem Hausfrieden zu Lieb, auch noch gethan; aber diese Dame hatte einige Bäckereien besorgt, und nicht die Zeit gefunden, ihre Hände von Mehl und Teig zu reinigen.

Er pätschelte seine Kinder auf den Kopf, und das aus wirklicher väterlicher Zärtlichkeit und Zuneigung. Was könnt ihr armen Dinger dafür, sprach er zu sich selber, daß ihr eigensinnig seid und euch nicht wollt gehörig waschen und anziehen lassen, auch daß ihr gern mit eures Vaters Papierscheere, mit Schleifstein und Oellampe spielt! Das hat alles leider Gottes seine Ursachen.

Damit stieg er die Treppen hinab, und wenn er auch auf der ersten Stufe noch ungehört gewaltig seufzte, so hatte doch Herr Plager eine glückliche Natur, die leicht vergißt, und mit jedem Schritte abwärts rollte ihm so zu sagen ein Stein vom Herzen.

Die Drei blieben allein zurück und schauten einander eine Weile an. Die Großmutter sprach zu den Kindern: »Ihr dürft ins Schlafzimmer spielen gehen; aber das sage ich euch, wer mir von Torte oder sonstigen Kuchen das Geringste anrührt, mit dem werde ich sehr hart umgehen.«

»Das ist erstaunlich,« meinte Madame Plager.

»Unbegreiflich!« die Schwiegermutter.

»So waren der Herr Doktor lange nicht gestimmt,« sagte Babette, indem sie spöttisch ihre Nase emporzog. »Ja, wer weiß!«

»In der That unbegreiflich,« bemerkte die Schwiegermutter abermals: »Der Mann hat sich total verwandelt.«

»Ja, so sanftmüthig habe ich ihn mein Lebtag noch nicht gesehen,« versetzte Madame Plager.

»Total verwandelt,« fuhr die alte würdige Dame fort, »oder –«

»Was – oder, Mama? – Vielleicht sieht er endlich ein, daß er uns bisher immer Unrecht gethan, uns zu hart behandelt, und will es nun wieder gut machen. – Meinst du nicht auch so, Mama?« setzte Madame Plager forschend hinzu.

»Nicht so ganz meine ich das,« entgegnete die Schwiegermutter. »So ein Mann fühlt nie, daß er Unrecht hat, und wenn er es wirklich fühlte, gibt er es auf keine Weise zu.«

Babette ließ Tassen und Spüllappen ruhen und schaute die alte Dame mit einem Blicke der Bewunderung an, als wollte sie sagen: »Das ist eine Frau, die verstehts!« Und gleich darauf lächelte sie so unbeschreiblich piffig, daß es selbst der Rechtsconsulentin auffiel; doch war diese zu beschäftigt mit dem Oder, welches vorhin die Mutter so bestimmt ausgesprochen, um auf das Dienstmädchen zu achten, weßhalb sie denn auch fortfuhr: »Du meinst also nicht, er fühle sein Unrecht, Mama? Warum könnte er denn plötzlich so verwandelt sein? Du wolltest vorhin etwas sagen.«

»Allerdings, ich wollte nur bemerken, daß ein Mann, der sich so plötzlich und auffallend ändert, – selbst wenn

er sich zum Guten ändert,« setzte sie mit scharfer Betonung hinzu, »seine Gründe dazu haben muß; entweder will er was erreichen – oder –«

»Nun, Mama, oder –? Ich habe dieses Oder schon zweimal gehört, was willst du damit sagen?«

»Oder,« fuhr die würdige Frau mit unerschütterlicher Ruhe fort, »ein solcher Mann, der sich plötzlich zum Bessern ändert – hat ein schlechtes Gewissen.«

»Ah, Mama!« seufzte die Rechtsconsulentin bestürzt, »das wäre ja erschrecklich!«

»Erschrecklich oder nicht,« sprach die Mutter, »aber es ist wahr.« – Dabei blickte sie triumphirend auf Babette, die, obgleich sie eifrig Tassen abtrocknete und von diesem Geschäft durchaus nicht aufschaute, doch so unaufhörlich mit dem Kopfe nickte, als habe sie das von einer chinesischen Pagode gelernt.

»Gerechter Gott!« sagte die Rechtsconsulentin kleinlaut, »soll denn immer mehr Unglück über mich armes Weib hereinbrechen? Ein schlechtes Gewissen, das wäre das Allerfürchterlichste! Denn worin kann so ein Mann gegen seine Frau ein schlechtes Gewissen haben, als in unerlaubtem Umgang mit –«

»Als in unerlaubtem Umgang mit –« sprach würdevoll die Schwiegermutter.

»Mit –« sagte Babette und sandte einen Blick gen Himmel, als frage sie dort oben an, ob es ihr erlaubt sei, ein unwürdiges Stillschweigen zu brechen.

»Habe ich das verdient?« sprach Madame Plager tief betrübt; »kann der Mann es wohl verantworten, mich so

zu hintergehen, mich, seine Frau, die Mutter seiner Kinder, mich Preis zu geben dem Gespötte der Welt, daß man die Achseln zuckt, wenn man mich sieht – Mama, kann ich das leiden? Können wir das leiden?«

»Nein, das können und wollen wir nicht leiden,« versetzte streng die Schwiegermutter; »es ist hart, über so etwas zu sprechen, aber wenn man durch das unverantwortliche Betragen eines Mannes einmal gezwungen wird, davon zu sprechen, so muß man es nachdrücklich und ausführlich thun. – Babette,« fuhr sie nach einer Pause fort, »zieh' Sie kein Maul, als wenn Sie heulen wollte! Da hat sich was zu heulen! Auch Ihr kann noch was Aehnliches blühen, wenn Sie sich einmal verheirathet. – Das ist unser Loos hienieden.«

Aber Babette heulte trotz dieser Ermahnung; sie fuhr mit den Händen an ihre Augen, doch da diese Hände aus dem Kübel kamen, so sind wir zu der Annahme berechtigt, daß es mehr Spülwasser war als Thränen, was über ihre dicken Backen herabfloß. »Ach,« heulte sie, »man kann ja nicht immer glauben, was die Welt sagt; die Welt spricht so ungeheuer viel Böses, und mir hat man lange in die Ohren flüstern können, was man gewollt hat, ich habe immer gesagt: Nein, das ist nicht wahr, – da kenne ich meinen Herrn besser, es ist Alles erlogen, Alles, Alles!«

Die Rechtsconsulentin wollte sprechen, doch legte die Mutter ihr die Hand auf den Arm, winkte bedeutsam mit den Augen und fragte dann: »Und was ist alles erlogen? Will Sie wohl so gut sein, uns das zu sagen?«

»Du lieber Gott!« rief Babette mit erkünstelter Ueerraschung. »Habe ich etwas gesagt, Frau Doktorin? Habe ich etwas gesagt, Madame Weibel? Nein, ich habe gewiß und wahrhaftig nichts gesagt. Nicht wahr, ich habe nichts gesagt? Was hätte ich auch sagen sollen!«

»Sie soll Ihrer Herrschaft sagen, was Sie weiß,« sprach die Schwiegermutter in sehr strengem Tone. »Mach' Sie uns keine Faxen! Daß hinter Ihrem Geflenne etwas steckt, das kann ein Kind sehen. Also heraus mit der Sprache, Babette! Sie weiß wohl, daß ich mit mir nicht spaßen lasse.«

»Aber was soll ich sagen, wenn ich nichts weiß? Das ist ja erschrecklich! Wenn man alles wieder erzählen wollte, was die Leute sprechen, ja, da hätte man viel zu thun, und davon darf man ja doch nur die Hälfte glauben.«

Abermals wollte die Rechtsconsulentin sprechen, doch wieder ließ sie sich durch einen Blick ihrer Mutter beschwichtigen, einen Blick, der zu sagen schien: »Laß mich nur machen, das geht alles seinen gewiesenen Weg.«

»Also, die Leute sagen doch etwas?« wandte sie sich darauf an das Dienstmädchen; »so wollen wir wissen, was die Leute sagen, und meinetwegen die Hälfte davon glauben.«

»Aber ich habe es nicht gesagt,« klagte Babette, »das werden Sie mir bezeugen, Madame Weibel, und auch, daß ich den Leuten entgegnet habe: Das ist schändlich und abscheulich, daß ich ihnen –«

»Nur zu, nur zu!« sprach unerbittlich die Schwiegermutter. »Was sagen die Leute?«

»Ja, wegen dem kleinen Abschreiber, den der Herr Larioz auf Veranlassung des Herrn engagirt.«

»Was? wegen des Abschreibers? was faselt die Person?« sagte die Schwiegermutter mit einem Gesichte, in dem sich etwas getäuschte Erwartung malte. »Was wollen sie mit dem kleinen Abschreiber?«

»Mit dem wollen sie freilich nichts,« fuhr Babette ermuthigter fort, »aber er hat eine Familie.«

»Hörst du, er hat eine Familie!« klagte Madame Plager. »O, Gott, eine Familie! Am Ende gar Schwestern, für die man sich interessirt.«

»So ist es, Frau Doktorin; aber ich habe nichts gesagt. Er hat eine Schwester, die noch sehr jung ist, eine Schwester von ungefähr achtzehn Jahren, ein sehr schönes Mädchen und ein sehr freundliches Mädchen. Augen hat sie im Kopf, Madame Weibel, wissen Sie, von den gewissen lebhaften Augen!«

Die Schwiegermutter blickte triumphirend auf ihre Tochter, während sie mit dem Kopfe nickte. Sie brauchte jetzt Babette nicht mehr zu ermuthigen, denn da diese einmal die erste Scheu überwunden hatte, so lief ihr die Rede wie eine schmutzige Regenwassergosse von den Lippen.

»Ja, die Leute sagen,« fuhr sie fort, »der kleine Gottschalk sei nichts weniger als ein Abschreiber, und das habe Herr Larioz auch dem Herrn deutlich genug gesagt, aber der Herr habe darauf bestanden, den jungen Menschen, der früher ein Schneiderlehrling gewesen, auf das Bureau zu nehmen; natürlich der schönen Schwester zu

Lieb – so sagen die Leute, die auf das Bureau gekommen sei, um den Herrn freundlich zu bitten, was er ihr nicht habe abschlagen können, weil sie gar so schön sei und ihn gar so freundlich gebeten, und die nun häufig komme – die schöne Schwester nämlich – um sich nach dem Befinden ihres – Bruders zu erkundigen Sehr häufig komme sie – so sagen die Leute – und gehe in das Bureau des Herrn, natürlicherweise, da dieser nur allein wisse, ob man mit dem neuen Abschreiber zufrieden sein könne – so sagen die Leute. – Und es hat mir schon viel Kummer gemacht, und ich habe mich genug dagegen gewehrt und bleibe bei meiner Behauptung, daß man von dem, was die Leute sagen, immer nur die Hälfte glauben kann.«

»Mit Ihrer Hälfte!« entgegnete die Schwiegermutter mit finsterem Stirnrunzeln. »Als wenn da nicht schon der hundertste Theil mehr als zu viel wäre! – Siehst du es wohl,« wandte sie sich an ihre Tochter, »darum war er wie ein Ohrwürmchen, darum hat er nicht den Muth, seine Krallen wie gewöhnlich zu zeigen, sondern macht ein Pfötchen wie eine falsche Katze! O, es ist unverantwortlich!«

»Wie man so heucheln kann!« klagte die Rechtsconsulentin, »so ein schlechter Mann! – Und wie heißt die miserable Familie?«

»Brenner – Jäger Brenner,« versetzte eifrig Babette. »Und das Mädchen ist achtzehn Jahre alt.«

»Ist das nicht eine Sünde, so ein junges Mädchen –«

»Ja, es ist eine Sünde,« sagte erhaben die Schwiegermutter; »aber wir wollen ihrer nicht theilhaftig werden, das versichere ich euch.«

Glücklicherweise polterte es in diesem Augenblicke so nachdrücklich im Salon, daß Madame Plager erschrocken auffuhr und nach ihren Kindern lief, auch klirrte es wie von zerbrochenen Tassen, und man vernahm einen Aufschrei des Schreckens. Fritzchen und Louise hatten sich das harmlose Vergnügen gemacht, mehrere Flaschen Wein zu entkorken und Stearinkerzen in die Hälse zu stecken. Sie hatten ein ähnliches Verfahren schon einige Mal im Kinderzimmer gesehen, wenn gerade kein Leuchter zu finden war, und freuten sich der gelungenen Nachahmung. Dabei aber hatten sie ein Tischchen umgeworfen mit verschiedenen Tellern und Gläsern, die nun zerbrochen am Boden lagen.

Die Rechtsconsulentin erhob in gerechtem Zorne die Hand, um ihre Sprößlinge zu züchtigen, doch verhinderte Madame Weibel, die ihr nachgeeilt war, sie daran, indem sie mit ihrer bewährten Unparteilichkeit sagte: »Keine Uebereilung, Emilie! Was können die Kinder dafür, daß du aufgeregt bist? – An ihn denke, der uns keine ruhige Minute gönnt, für ihn spare deinen Zorn oder deine Verachtung.«

Die Uhr schlug fünf, und es war Zeit, mit Eifer daran zu gehen, um aus dem unergründlichen Chaos in Salon, Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer etwas Präsentables herzurichten. Wenn Madame und Frau Mutter übrigens angriffen, so gab es ein Stück; denn sie beobachteten bei

diesem Angreifen ein sehr summarisches Verfahren; was gerade in der Nähe einer Schublade oder eines Schrankes umher lag, das mußte in diese Gelasse hinein, es mochte im Gefühl des gänzlichen Nichtpassens wollen oder nicht. Freilich waren dafür in weniger als einer Viertelstunde alle Schubladen und Thüren zugeschnappt; wenn man aber am andern Tage ans Aufräumen kam, so fand man Stiefel und Stiefelknecht bei dem Weißzeug liegen, halb ausgerauchte Pfeifen des Herrn Doktors bei den Chemisetten und gestickten Aermeln der Frau, Hüte und Hauben auf Leuchtern und Lichtern aufgestellt und dergleichen Verirrungen mehr, die an sich ziemlich unschuldig und harmlos, dabei aber eine Quelle fortgesetzten Zankens und Unfriedens waren.

Wenn versöhnliche Gemüther nach gehabtem Kummer einige Zerstreung haben, so löst sich ihr Schmerz in stille Wehmuth auf, und sie sind sehr gern zum Vergessen geneigt. Harte, verdrossene Charaktere dagegen, wie die der Schwiegermutter und der Madame Plager – wir können denselben diese Eigenschaften leider nicht vorenthalten – bestärken bei irgend welcher Arbeit, die Andere vergessen läßt, immer mehr ihren Unmuth und finden bei Allem, was sie thun, eine Anspielung darin, was mit dem, der ihnen Kummer verursacht, auch vielleicht vorzunehmen wäre. So nahm die Schwiegermutter keinen Stuhl bei der Lehne, um ihn an seinen Platz zu rücken, ohne dies mit einem glinden Knuff zu thun, wobei sie sich ihren theuren Schwiegersohn vors innere Auge brachte – »könnte ich dich doch auch so knuffen! – warte nur!« Da

wetzte sie kein Messer, ohne sich bei dem Knirschen desselben ihrer allezeit fertigen und scharfen Zunge zu erinnern und sich auf den für sie wollüstigen Augenblick zu freuen, wo die heute erfahrene Missethat gründlich ans Tageslicht gezogen werden sollte! Da schob sie kein Holz in den Ofen, ohne sich mit wahren Frohsinn der vielen Lustfeuerwerke zu erinnern, die sie schon im Hause angezündet, da betrachtete sie mit kannibalischer Lust das Jagdgewehr über dem Bette des Rechtsconsulenten und steigerte dabei ihre Freude über den endlich Ertappten so, daß sie nicht unterlassen konnte, ein altes Lied vor sich hinzubrummen:

Heidi, heida, hei lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Haid,
Allhier auf grüner Haid!

und dann setzte sie, während sie ein Sophakissen mit flacher Hand tüchtig patschte, um es vom Staub zu reinigen, hinzu:

»Na, warte nur, die Jägerei wollen wir dir tüchtig anstreichen.«

Die Rechtsconsulentin war schon elegischer und deßhalb weicher gestimmt; sie breitete weißes Tafelzeug über die Tische und dachte an das Glück und den Segen der hellleuchtenden Unschuld; sie wickelte Papiere um die Stearinkerzen, und sie hatte ihre eigenen Gedanken dabei, wie der offenbar gewordene Fehltritt ihres Mannes nun wohl dazu geeignet sein würde, denselben gänzlich um den Finger zu wickeln; sie entkorkte die Bouteillen,

wobei ihr der Spruch einfiel, daß im Weine Wahrheit sei – ach, und so viel Trug in dem Herzen eines Mannes!

Unterdessen hatten Mutter, Tochter, Babette und die Arbeitsfrau nach dem Ausdruck der Letzteren wie die Neger geschafft. In dem vorhin erwähnten Chaos zeigte sich endlich als fester Kern der Haupttheetisch mit dem Wasserkessel, Thee und Milchkannen und einer ganzen Schlachtordnung von Torten und Gebackenem. Das Andere gab sich leichter; das Speisezimmer, durch eine spanische Wand in zwei Hälften getheilt, diente zum Buffet für die Herren, dessen Thüren geschlossen blieben, bis später zum großen passenden Augenblicke; dann wurden in Salon und Nebenzimmer noch einige Nebentische gedeckt, Sofa und Stühle gerückt, und als die Uhr sechs schlug, überschaute die Schwiegermutter ihr und ihrer Tochter Werk und fand es gelungen und des Hauses Plager würdig.

»Ach,« seufzte die Rechtsconsulentin, »wenn man das doch ohne den tiefen Kummer im Herzen ansehen könnte!« Und darauf zogen sich Mutter und Tochter hinter die spanische Wand zurück, um ihren äußeren Menschen mit dem festlich geschmückten Appartement in Einklang zu bringen.

Zu gleichem Zwecke verarbeiteten Babette und die Arbeitsfrau Fritzchen und Louise im Eßzimmer, wobei der mehrfach erwähnte Kübel wieder eine solche Rolle spielte, daß sich Fritzchen, das unnachsichtlich abgeflößt wurde, im Zorn über diese schonungslose Behandlung mit der geballten Faust gegen seine Peinigerin wandte

und zu ihr sprach: »Laß nur den Papa nach Hause kommen, ich will ihm schon sagen, daß du mich mit dem Spülwasser gewaschen hast!« – eine Anklage, bei welcher Babette wie erstarrt war und zur Putzfrau bemerkte: »Da sieht Sie, was das für ein böser Bube ist.« Und mit leiser Stimme setzte sie hinzu: »Der wird gerade wie sein Vater, immer Händel suchend und mit nichts zufrieden.«

Als der harmlose Rechtsconsulent gegen halb sieben Uhr abermals die Treppen seiner Wohnung hinaufstieg, geschah dies im Bewußtsein seiner bewiesenen Sanftmuth und mit den Gefühlen desjenigen, der fest überzeugt ist, zu Hause fröhliche und zufriedene Gesichter zu finden. Doktor Plager trat schmunzelnd auf den erleuchteten Vorplatz, er hängte dort seinen Paletot in eine finstere Ecke und ging mit einem freundlichen »Ei, ei!« in den von vielen Kerzen festlich beleuchteten Salon.

Das Gesicht der Schwiegermutter, die mit hoch gehobener Nase bei ihm vorüber rauschte, wollte ihm indessen nicht besonders gefallen, ebensowenig wie die Attitude seiner Frau, welche in einem Fauteuil saß, den Kopf in die Hand gelegt hatte und nur leicht und gemessen nickte, als er mit einem heiteren »Guten Abend!« ins Zimmer trat. Doch beachtete er es nicht besonders, indem er an die viele Arbeit dachte, die es gekostet haben müsse, um aus dem Chaos, das er vor ein paar Stunden verlassen, diese nun in der That sauberen Zimmer herzustellen; auch drängte ihn die Zeit, weßhalb er sich, ohne viel zu fragen, nun ebenfalls hinter die spanische Wand zurückzog, um seine Toilette zu beenden.

Es war übrigens keine Kleinigkeit, zwischen dem Wust von Kleidern, Unterröcken, Stiefeln, Strümpfen und dergleichen einen kleinen Platz zu gewinnen, wo es ihm möglich war, seine Alltagskleider mit dem schwarzen Frack zu vertauschen. Endlich war indessen auch er gerüstet und trat händereibend und sich auf den Abend freuend, wie er sagte, in den Salon zurück.

Die Schwiegermama stand mit finsterem Blick am Ofen und schien sich die Hände zu wärmen, wobei sie wie in ein weites Nichts hinausschaute und die Worte des Rechtsconsulenten gänzlich überhört zu haben schien.

Madame Plager dagegen antwortete nur durch einen tiefen Seufzer.

»Ihr habt auf jeden Fall sehr viel Arbeit gehabt,« fuhr der Rechtsconsulent nach einer Pause fort; »ja, gewiß viel Arbeit, ich sehe das, denn die Umwandlung hier ist ganz außerordentlich. Wirklich, Mama, außerordentlich!«

Die Schwiegermutter blitzte ihn an, dann sprach sie mit harter Stimme: »Ja, die Umwandlung muß dem Herrn Sohn gewiß ungeheuer erscheinen von der grenzenlosen Unordnung, die ja bei uns immer herrscht, in einigermaßen erträgliche Reinlichkeit.«

»Habe ich etwas von Unordnung gesagt?« fragte verwundert der Rechtsconsulent.

»Dieses Mal nicht.«

»Nun, dann wollen wir auch dieses Mal von was Anderem reden. Gewiß, Emilie, ich mache dir mein Compliment, man könnte glauben, zu Grafen oder Fürsten zu kommen. Und du selbst,« fuhr er fort, indem er ein paar

Schritte gegen den Fauteuil machte, »siehst in der That sehr gut aus, vortrefflich. Blau steht dir überhaupt gut, und dazu der dunkle Kopfputz – sehr schön, sehr schön!«

Er legte seine Hand auf ihren Arm, doch machte sie eine fast unmuthige Bewegung und stand auf, um, wie sie trocken sagte, in der Küche nach dem siedenden Wasser zu sehen.

Dieses Mal war die Verwunderung des Rechtsconsulenten schon größer, und es wollte ein gelinder Aerger bei ihm aufsteigen, doch bezwang er sich, wandte sich gegen das Fenster und summte die ersten Takte irgend eines Liedes vor sich hin.

Da klingelte es draußen, Babette öffnete die Glasthür, sagte »Guten Abend!« man hörte Mäntel rauschen, Ueberschuhe ablegen, dann wurde die Thür geöffnet und es erschienen mit einem Male zwei Schwestern der Rechtsconsulentin, die Frau Kaufmann Springer und die jüngste der Weibels, Clementine, eine junge Dame von vielleicht Vierundzwanzig, gut gewachsen, rund, mit einem frischen Gesichte, so daß sie wirklich hübsch genannt werden konnte.

»Guten Abend, Mama – guten Abend, Emilie!« sagten Beide. Madame Springer setzte auch hinzu: »Guten Abend, Schwager!« Clementine dagegen begnügte sich mit einem flüchtigen Kopfnicken.

»Wir wären schon früher gekomme.« sagte Letztere, »aber bei uns gibt es immer zu thun; man weiß gar nicht, wo man anfangen soll, bis man nur an sich selbst denken kann. – Nun, wir sind doch noch die Ersten. Aber

hübsch habt ihr's gemacht, das muß man sagen! Und so bald fertig, das thut dir keine Frau nach.«

»Ja, Emilie versteht's,« meinte Madame Springer. »Sehen Sie, Schwager, was Sie an der Schwester für eine Hausfrau haben; so kann ich nie die Gäste empfangen, das muß mein Mann thun oder Clementine, denn ich werde nie fertig.«

»Das ist wirklich erstaunlich,« sprach Herr Doktor Plager mit einem Anflug von Ironie, »obgleich Sie doch an Clementinen die große Hülfe haben. – Nun, das ist aber gleich,« fuhr er begütigend fort, »dafür haben wir die Frau Schwiegermutter, die heute das Unmögliche geleistet hat.«

»Er will damit sagen,« bemerkte Emilie mit schwacher Stimme, »daß viel dazu gehört, um in unserem Hauswesen eine gewisse Ordnung herzustellen. O, ich muß das täglich ein Dutzend Mal hören!«

»Hundert Mal,« sagte betonend die Schwiegermutter, wobei sie aber um eine Million den Hausherrn nicht angesehen hätte.

Madame Springer indessen, die diese kleinen Reibereien schon gewohnt schien, änderte kluger Weise das Gesprächsthema, indem sie fragte: »Ihr habt viele Leute eingeladen, nicht wahr?«

»Sehr viele,« entgegnete Madame Plager; »ich weiß wahrhaftig nicht, ob wir Platz genug haben.«

»O, wir werden, wir werden,« meinte händereibend der Rechtsconsulent. »Geduldiger Schafe gehen viel in

einen Stall, und ich halte es für angemessen, bei so einem großen Abfütterungstage einzuladen, was die Hauswände nur zu umfassen vermögen.«

»So möchte ich diese Gesellschaft aber doch nicht angesehen wissen,« sagte Madame Weibel; »wenigstens sind wir anderer Meinung.«

»Apropos, Schwager,« sprach Madame Springer, nachdem sie von ihrer Schwester Clementine leise am Kleide gezupft worden war, »wegen des polnischen Grafen wird es doch wohl eine kleine Confusion geben.«

»Daß ich mir nicht denken könnte,« versetzte der Hausherr unbefangen.

»Natürlicher Weise hat er ihm *keine* Einladung zugeschickt,« sagte Emilie.

»*Natürlicher Weise keine,*« bemerkte Fräulein Weibel, indem sie das Näschen empor zog; »wir haben es ja gewünscht!«

»Und deßhalb gibt es gerade leider eine Confusion; denn der Springer hat geglaubt, wenn er um eine Einladung für diesen ausgezeichneten Fremden bitte, so würde das genug sein, und hat darauf bauend denselben gebeten, mitzukommen; er bringt ihn später hieher.«

»Er bringt ihn hieher? – Ach, Frau Schwägerin,« sagte der Rechtsconsulent, »das ist mir nicht lieb!«

»O, daran hat Niemand gezweifelt,« sprach Madame Plager achselzuckend, »war es doch *unser Wunsch!*«

Der Hausherr schüttelte den Kopf, und wer ihn genau kannte, sah an der Art, wie er den Mund zusammenzog, während er die Augenbrauen tief herabsenkte, sowie an

einer gewissen Röthe seiner Stirn, daß ein Gewitter im Anzuge war. Wie erwünscht wäre in diesem Augenblicke der Schwiegermutter ein kleiner Ausbruch gewesen! Ihr Blick war wahrhaft erschreckend, mit dem sie seine Züge musterte; es war, wie die im Laubwerk verborgene wilde Katze auf das Wiesel sieht, das ihr zur Beute werden soll.

Doch es erfolgte kein Ausbruch. – Ruhe, Ruhe! sprach der Rechtsconsulent zu sich selber, nur heute keine Scene! Laßt uns sehen, ob wir den heutigen Abend ohne Streitigkeiten verbringen. – Also wartete die Schwiegermutter vergeblich, und daß sie vergeblich wartete, wurde nicht auf Rechnung seiner Sanftmuth geschrieben, sondern mit bezeichnenden Blicken gegen die Tochter auf Conto des Gottschalk Brenner und Schwester.

Doktor Plager fuhr nach einer Pause fort: »Eure Wünsche zu erfüllen, ist mir immer sehr angenehm, und ich hätte auch durchaus nichts einzuwenden gegen den sogenannten polnischen Grafen –«

»Schwager Springer hat seinen Paß gesehen,« sagte Fräulein Weibel mit einem verächtlichen Blick aus ihren sonst so hübschen Augen. »Es ist der Graf Czrabowski, ein sehr liebenswürdiger und gebildeter Mann – sehr anständig. Aber ich weiß wohl, man muß andere Eigenschaften haben, um dem Herrn Schwager genehm zu sein.«

»Allerdings,« entgegnete der Angeredete mit einem wahren Lammsgemüthe, »ich liebe auch noch andere Eigenschaften an den Leuten, mit denen ich Bekanntschaft machen soll. – Man läßt sich da in Geschichten ein, von

denen man nicht weiß, wie sie auslaufen, und es ist einmal meine Ansicht, daß man dergleichen Sachen keinen Vorschub leisten muß; ist man doch in hiesiger Stadt wie toll auf einen hergelaufenen Fremden. Läßt sich irgendwo ein wackerer Herr Müller, Herr Meier oder Herr Fischer vorstellen, da forscht man nach, ob da durch zehn Generationen rückwärts nichts vorgefallen ist, worüber ein Dutzend alter Kaffeeschwestern oder sonstiger dummer Weiber ihre Schupftabaks-Nasen rümpfen können; kommt aber so ein lumpiger Fremder an, Herr Baron oder Graf so und so, der mit rechter Unverschämtheit auftritt und sich gleich bei der ersten Visite so benimmt, daß ihn ein anständiger Familienvater zur Thür hinaus complimentiren sollte, so ist das feine Bildung, vielleicht der Brauch des Landes, von wo er gerade herkommt, und deßhalb charmant und unwiderstehlich. – O, wir kennen das! Ihr kennt's aber auch; und trotzdem wird's nicht besser. – Apropos, Frau Schwägerin,« wandte er sich an Madame Springer, da er sah, daß die vier Damen ihn sprachlos anstauten, »allerdings beliebten Fräulein Clementine zu sagen, daß sie den Paß des würdigen Grafen eingesehen. Wie ist es denn mit den Kreditbriefen? Was sagt Herr Springer davon? Hat er solide auf euer Haus? – Glaube nicht, glaube nicht! Hat freilich versprochen, wie ich gehört, die Kreditbriefe kämen nach, und hat bis dahin einen Vorschuß gewünscht – hahaha! Kämen nach die Kreditbriefe! Ja, was da nachkommt, wissen wir; was nachkommt, schlägt die Fersen wund, sagt ein altes Sprichwort. – Hahaha!«

Clementine Weibel zuckte mit dem Ausdrücke der tiefsten Verachtung ihre Achseln, und nachdem ihre Mutter gesagt: »Ihr Lachen ist gerade nicht sehr erfreulich, Herr Schwiegersohn!« meinte die junge Dame:

»Der Herr Schwager haben freilich noch nie Herz für irgend welches Unglück empfunden und begreifen nicht, daß ein anständiger Mensch, daß eine edle Seele leichter in augenblickliche Verlegenheiten gerathen kann, als ein alltäglicher Mensch, der nur auf das Zusammenscharren bedacht ist.«

Sie begleitete ihre Worte mit einer sehr bezeichnenden Handbewegung, die übrigens der Rechtsconsulent nicht sah, da er sich in diesem Augenblicke nach dem Tische wandte, um das Licht der Stearinkerze von einer sehr großen Schnuppe zu befreien, die es verdunkelte.

»Aber lassen wir dergleichen Reden,« sagte er bei diesem Geschäft. »Gleich kommen Gäste, und wir müssen und wollen ihnen heitere Gesichter zeigen. Clementine ist, wie immer, undankbar gegen mich. Ich habe bei meinen Einladungen sehr auf sie Rücksicht genommen, der junge Fabrikant hat mir mit wahrhaftem Entzücken zugesagt, daß er kommen werde.«

»Hörst du's, Mama,« sprach das Mädchen mit jenem unbeschreiblichen Gesichtsausdrucke, der ein beleidigendes Bedauern über den schwachen Verstand des Betreffenden ausdrückte, »was er für mich gethan! Er hat den Schilder eingeladen! Als wenn ich mir aus dem Schilder nur so viel machte!« Damit knippte sie die Nägel ihres

Daumen und Zeigefingers der rechten Hand zusammen.

– »Nur so viel!«

»Das glaube ich fast,« versetzte ernst Herr Plager, »und ich begreife es am Ende; Herr Schilder ist ein ruhiger, gesetzter Mann ohne großes Maulwerk, trägt auch keinen herausfordernden Schnurrbart oder Gott weiß, welches Band im Knopfloch, und hat vor allen Dingen solide und ernste Absichten.«

»Hörst du es nun wieder?« rief Fräulein Weibel, indem sie sich rauschend herum wandte und ihrem Schwager einen sehr bösen Blick zuwarf. »Weil er solide Absichten hat, mag ich ihn nicht! Also – – wir lieben das Unsolide!«

»Davon und namentlich von dem *wir* ist durchaus keine Rede,« entgegnete ruhig der Hausherr. »Ich wollte nur sagen – und über das, was ich sagen wollte, werde ich kein Blatt vor den Mund nehmen – daß so eine ruhige, wenn ich mich so ausdrücken darf, hausbackene Verbindung, wie die mit Herrn Schilder, sehr wenig nach dem Geschmack mancher jungen Dame und auch nach dem unserer theuren Schwägerin Clementine ist. Aber,« fuhr er nach einer Pause, als Alle schwiegen, fort: »ich halte es für sehr unrecht, eine Sache, die man schon hat vorangehen lassen, wieder auf einmal abbrechen zu wollen. Herr Schilder ist ein sehr ruhiger junger Mann, und er sagte mir neulich im Vertrauen, er hoffe, die Sache würde sich arrangiren, denn Fräulein Clementine schein – ihm nicht ganz abgeneigt.«

»Woraus schließt er das?« fragte heftig die junge Dame, indem sie sich erröthend gegen ihren Schwager umwandte.

»Nun, das schließt er vielleicht aus allerlei Zufälligkeiten auf dem letzten Balle, bei Spaziergängen und sonstigen Begegnungen, im Theater, oder was weiß ich, wo sonst noch!«

Fräulein Clementine Weibel mußte in der That in diesem Punkte ein nicht ganz ruhiges Gewissen haben, denn sie warf den Kopf affektirt in die Höhe und entgegnete: »Du lieber Gott, was sich diese Leute nicht Alles einbilden! Es wird einem doch wahrhaftig erlaubt sein, rechts oder links zu schauen, wie es einem gut dünkt! Oder meinen der Herr Schwager nicht so?« setzte sie spöttisch hinzu; »soll ich vielleicht jedesmal um Erlaubniß fragen, wie und wohin ich mich drehen soll, was ich sagen muß, ja, was mir zu denken erlaubt ist?«

Der Rechtsconsulent betrachtete die Sprecherin einen Augenblick kopfschüttelnd und lächelnd, dann sagte er: »Glaube mir etwas, Clementine, ich bin herzlich froh, daß du mich über keinen der angegebenen Punkte um Erlaubniß zu fragen hast.«

Damit ging er ins Nebenzimmer, um sich sein vergessenes Taschentuch zu holen.

Die Schwiegermutter blickte ihm mit sehr erhobener Nase nach und wollte schon eine giftige Rede hinter ihm drein schleudern, als Madame Springer besänftigend sprach:

»Laß es gut sein, Mama; da wir unter uns sind, so wird mir Clementine nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß schon etwas Wahres an dem ist, was er behauptet. Der Schilder ist nicht nur eine gute, sondern sogar eine vorzügliche Partie. Du weißt sehr wohl, Clementine, daß wir wenig Vermögen besitzen, und hast es schon oft genug gesehen, wie es jungen Mädchen geht, die aus Laune eine gute Partie von der Hand weisen.«

»Ach ja,« seufzte Clementine, »wohl weiß ich das! Ich habe auch nicht im Geringsten etwas gegen den Schilder, wenn er nur nicht so fade blonde Haare hätte!«

»Das ist allerdings ein großes Unglück,« sagte Madame Weibel in gedehntem Tone, wobei sie ihre jüngste Tochter scharf fixirte. »Fades blondes Haar – wenn man sonst ein anständiger junger Mann ist! Glaubst du vielleicht, ich hätte an deinem Vater – Gott habe ihn selig – nur eine solche Kleinigkeit auszusetzen gehabt, oder andere Weiber wären nicht zufrieden, wenn es nur fade blonde Haare wären, die sie an ihren Männern genirten?«

»O, wie wahr!« seufzte Emilie.

»Mama hat Recht,« sprach beistimmend Madame Springer.

»Aber mein Herz, Mama, das muß doch auch für ihn sprechen! – Was ist das Leben ohne Liebesglanz?«

Bei diesen Worten lachte Madame Springer laut hinaus; selbst über die trüben Züge der Rechtsconsulentin kroch ein kleines Lächeln.

»Von Liebesglanz, mein Kind,« sagte darauf die Frau des Banquiers, »mußt du nicht träumen, das steht in den

Büchern und bleibt dir immer unverwehrt nachzulesen; das Leben aber ist ernst, und es verlohnt sich schon der Mühe, etwas für sich zu thun. Sei deßhalb gescheidt! Du weißt, Springer ist gewiß kein Enthusiast und ohne Vorurtheil für Diesen oder Jenen; aber wenn er von Schilder spricht, da nickt er beifällig.«

In diesem Augenblicke wurde draußen die Klingel etwas heftig gezogen; man hörte auf dem Vorplatz schwere Tritte, auch Säbelklirren, und nachdem Babette die Thür geöffnet, traten zwei Lieutenants auf einmal in den Salon.

DREIZEHNTE KAPITEL. ZWEI SEELEN UND EIN GEDANKE.

Es war gewiß keine Viertelstunde vergangen nach dem Eintritte der beiden sehr pünktlichen Lieutenants, als beinahe die ganze eingeladene Gesellschaft um die Theetische, welche in Salon und Wohnzimmer aufgestellt waren, einträchtig bei einander saß. Die Namen aller derer zu erfahren, die hier versammelt waren, würde für den geneigten Leser langweilig sein, und wäre überdies auch nicht im Stande, den Gang unserer Geschichte wesentlich zu fördern. Glaube man daher nur unserer Versicherung, daß es ein Thee war, wie viele dergleichen Thee's auch: man trank, man aß, man zerschnitt Kuchen mit der gleichen Leichtigkeit, wie den guten Namen des Nächsten; man versüßte einander das Leben durch Darreichen der Zuckerdosen, während man bei sich selber dachte: »O, könnte ich dir doch Herz und Tasse voll Wermuth gießen!«

Im Salon war der Tisch für die älteren Damen und Herren, da saßen Hof-, Kanzlei- und Regierungsräthinnen in stiller Majestät, Frauen angesehener Kaufleute und Gattinnen von Aerzten mit großer Praxis. Die betreffenden Männer befanden sich auch dabei, aber sie wandten sich bald hierhin, bald dorthin, sprachen mit dieser oder jener Dame ihrer Bekanntschaft, und nahmen sich aus, wie vom Winde bewegte Bäume und Gesträuche zwischen ernsten, zackigen und unbeweglichen Felspartien. Mancher dieser ehrwürdigen Felsen war freilich noch mit freundlichem Grün und Blumen geschmückt, andere aber sahen schon recht verwittert und ausgewaschen aus und zeigten durch allerlei Sprünge und Furchen ihr respektvolles Alter. Wie durch Zauberei verschwand die dem Auge so wohlthuende Symmetrie der Theekannen und Tassen, der Torten und des Backwerks. Die Tafel stellte in kurzer Zeit ein Schlachtfeld vor, auf dem es heiß zugegangen; ganze Zucker-Batterien waren demontirt, geschlagene Tassen-Bataillone hatten Löffel bei Fuß genommen; von Bretzel-Schwadronen sah man nur noch einzelne zerstückelte Glieder, und große Torten befanden sich im Zustande eroberter Schanzen mit zerstörtem Pfahlwerk, klaffenden Breschen und traurigen Ueberresten des einst so runden und wohlgefälligen Walles. Aber auch andere Breschen und andere Wunden waren schon geschlagen worden, und von den starren Felsenkronen

herab wehte öfters ein so schneidender Wind, daß arme Blümchen im Thale zusammenknickten und verdorrten. Die ehelichen Gesträuche mochten denn auch diesen Wind zuweilen zu anzüglich und scharf gefunden haben – genug, sie hatten sich einer nach dem anderen in das Nebenzimmer verpflanzt, wo die jüngere Generation thronte, und wohin auch wir uns später zu begeben die Ehre haben werden.

Es gibt bei jeder Thee- und Kaffee-Gesellschaft Gespräch Themata, die sich mit einer entsetzlichen Regelmäßigkeit folgen und die wie gemacht sind, um der rollenden gefräßigen Zeit zur willkommenen Speise zu dienen. Zuerst wird das Feld der freundlichen Nachrede im Allgemeinen durch Stadt- und Tagesneuigkeiten bebaut, man streut den bösen Samen des »Man sagt,« oder »Haben Sie auch schon gehört?« in empfängliche Herzen; man sieht daraus ein Pflänzchen erwachsen, welches befruchtet und gedüngt mit vielen heuchlerischen »Unmöglich,« oder »Es muß wohl so sein,« oder »Das war vorauszu- sehen,« zum stattlichen Giftbaume und zum Verderben ganzer Generationen heranwächst. Man geht darauf ins Spezielle über, nimmt einzelne Familien und Fälle vor, knickt einen guten Namen oder einen Ruf, der bis dahin untadelhaft war, und läßt erst ab, wenn nichts mehr zu thun, als um die gefallenen Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit einen frohlockenden Reigen zu tanzen.

Gibt es gutmüthige Seelen in der Gesellschaft, so lenken diese das Thema auf ein anderes Opfer; man führt das Theater in die Arena und läßt Stücke und Künstler

zerfleischen. Ein äußerst dankbares Feld findet sich auch in der Klage jeder Hausfrau über die Dienstboten, und wenn das betreten und durchgepflügt wird, so fühlen bis jetzt ganz schüchterne Zuhörerinnen, daß ihre Zeit gekommen, um ebenfalls ein vollwichtiges Wort zu sprechen.

»Haben Sie denn auch schon von der merkwürdigen Geschichte gehen, die mit dem Schneider Schuster geschehen sein soll?« fragte eine kleine Regierungsräthin mit beweglichem Wesen und sehr freundlichen Augen. »Eine ganz eigenthümliche Geschichte! Mein Mann hat sie vor einigen Tagen vom Casino mit nach Hause gebracht. Haben Sie davon gehört, Frau von Weibel?« wandte sie sich speziell an die Mutter der Hausfrau.

»Wir hören wenig der Art,« sagte die würdige Dame mit einem Blicke auf Emilie; »mein Schwiegersohn ist leider zu beschäftigt, um viel dergleichen zu erzählen.«

Glücklicher Weise hatte der Rechtsconsulent vor ein paar Minuten einen Besuch im Nebenzimmer gemacht und entging so dem stechenden Blicke seiner Schwiegermutter.

»Ah, mit dem Schwörer!« sprachen ein paar andere Damen, und machten dabei so befriedigte Mienen, daß man ihnen deutlich ansah, sie wüßten um die Geschichte, während andere sich erwartungsvoll vorbeugten und die Hälse streckten.

»Wer ist Schwörer?« fragte eine dürre Justizräthin, die am oberen Ende der Tafel präsidirte und in diesem Augenblicke wie das Bild der Gerechtigkeit aussah. Sie hielt

einen Apfel am Stiele schwebend zwischen den Fingern der linken Hand, während sie in der Rechten ein langes Tafelmesser schwenkte.

»Schwörer ist ein Herrenschnneider,« entgegneten mehrere Stimmen, »und – der – es war vor einiger Zeit –«

Doch hatte die Regierungsräthin ein viel zu gutes Organ, verbunden mit großer Zungenfertigkeit, um sich diese köstliche Geschichte nehmen zu lassen, weshalb sie ihre Stimme erhob und berichtete, daß Meister Schwörer allerdings ein Herrenkleidermacher sei, dem in einer gewissen Nacht der Teufel erschienen sein solle.

»Mehrere Teufel,« verbesserte sie eine schüchterne junge Frau in aller Unschuld, da ihr eine gute Freundin von mehreren Teufeln erzählt, die dem Schneidermeister erschienen seien.

»Es ist an Einem genug,« sagte mit bestimmtem Tone die Gerechtigkeit am oberen Ende des Tisches. »Erzählen Sie weiter, Frau Regierungsräthin.«

»Also es war in einer gewissen Nacht,« fuhr diese fort, »da kann der Meister Schwörer, der ein frommer Mann sein soll, nicht schlafen, liest im Gesangbuch und denkt an Dies und Das, als sich auf einmal die Zimmerwand aus einander thut und dort der Teufel erscheint mit zwei Pferdefüßen, ungeheuer langen Hörnern, glühenden Augen, feurigem Athem, und ihm entgegen brüllt: ›Ich bin gekommen, um dich zu holen!««

»Ah! dummes Zeug!« sprach die Justizräthin, die an keinen Teufel mit Hörnern und Pferdefuß glaubte.

»Nein, nein, Frau Regierungsräthin!« riefen nun die Stimmen der Damen, die bis jetzt aus Respekt vor der oben thronenden Gerechtigkeit geschwiegen, »so war es doch nicht – es war ganz anders!«

»Mir hat es mein Mann so erzählt,« entgegnete die Andere. »Es sei der leibhaftige Teufel gewesen, der ihn habe holen wollen.«

»Das bringt man dem armen Meister Schwörer auf,« lispelte eine blasse Kaufmanns-Wittwe, von der man im Geheimen sagte, daß sie eifrig die Betstunde besuche und sich stark nach einem zweiten Manne umsehe.

»Nun, mir kann's recht sein!« lachte lustig die Erzählerin.

»Wer weiß die Geschichte genau?« fragte die Justizräthin, worauf mehrere Stimmen antworteten: »Ich glaube, daß ich« – »Mir wurde sie von guter Hand erzählt« – »Jemand, der sie von Meister Schwörer selber hat, sagte mir –«

»Die beste Quelle haben wir vielleicht bei der Hand,« sprach die blasse Kaufmanns-Wittwe mit einem süßen Lächeln; indem sie sich umschaute. »Wenn der Herr Doktor Plager so freundlich sein wollte – »

»Mein Mann?« fragte Emilie verwundert. »Was kann der mit Meister Schwörer zu schaffen haben?«

Das Organ der blassen Kaufmanns-Wittwe hörte sich ziemlich schwach an; doch wenn sie so mit sanfter Stimme sprach, so that sie das so bestimmt, so fest, so unaufhaltsam, so mit dem Ausdrucke Jemandes, der durchaus

nicht gewillt ist, sich unterbrechen zu lassen, daß man ihr das Wort gab.

»Es handelt sich eigentlich,« sagte sie, »um einen kleinen Lehrling des Meisters Schwörer.«

»So ist es! – Richtig!« – bekräftigten ein paar andere Stimmen.

»Aber es ist etwas vom Teufelholen dabei,« sprach die Regierungsräthin kopfnickend, »das lass' ich mir nicht nehmen. Wenn ich auch den Anfang nicht richtig erzählt habe, die Fortsetzung wüßte ich ganz genau; es kommt später eine Teufelsbeschwörung vor, die ganz schauerlich ist.«

Die Kaufmanns-Wittwe zuckte fast unmerklich zusammen, dann erwiderte sie: »Es ist allerdings eine etwas unbegreifliche Geschichte.«

»In der Ordnung! in der Ordnung!« rief die Justizräthin. – »Also, der Lehrling –?«

»Ja, ein Lehrling,« fuhr die Kaufmanns-Wittwe fort, – »ein kleiner Taugenichts, der nie zur rechten Zeit nach Hause kam und deßhalb schon oft ohne Erfolg abgestraft worden war.«

»Und wie hieß dieser Lehrling, wenn ich Sie unterbrechen darf?« fragte Madame Weibel.

»Gottschalk, wenn ich nicht irre, Gottschalk Brenner,« versetzte die Andere, »von einer etwas verrufenen Familie. Sein Vater ist herrschaftlicher Jäger; von der Mutter der Frau munkelt man allerlei.«

Der Blick, den in diesem Moment Madame Weibel ihrer Tochter zusandte, konnte, obgleich er mit einem Lächeln verbrämt war, ein fürchterlicher Blick genannt werden. – Hörst du, Emilie? sprach dieser Blick, da haben wir's! Jetzt gib nur Achtung!

»Der Bube kam eines Tages wieder spät nach Hause und vor die geschlossene Thür, und mußte dort im Regen stehen.«

»Wie ihm gesund war,« meinte die Schwiegermutter.

»Endlich klopfte er ans Fenster, und Meister Schwörer in seiner Gutmüthigkeit will ihm gerade den Hausschlüssel hinaus reichen, wobei er ihm noch eine Ermahnung hält und dabei sagt: wenn er in seinem Leben so fortmache, so werde er später gewiß einmal dem Bösen verfallen – und wie er das sagt, da –«

»Mir grieselt's!« sprach eine sehr alte Jungfer aus dem Honoratiorenstande.

»Da erscheint auf einmal vor dem Fenster eine räthselhafte Gestalt in einem rothen Mantel, emporgestäubtem, wie flammendem Haar, leuchtenden Augen und sonst noch allerlei, was dazu gehört. Die Gestalt krallt die Finger nach Meister Schwörer, worauf er zurücktaumelt, das Fenster schließt und überzeugt ist, er habe den Teufel gesehen.«

»Und der Knabe?« fragten mehrere Stimmen.

»War in dem Augenblicke, als die Gestalt erschien und wieder verschwand, nicht mehr zu finden.«

»Das ist eben das Unbegreifliche,« bekräftigte wichtig die Regierungsräthin, »daß der Bube seit jener Stunde

nicht mehr zum Vorschein gekommen ist. Das allein hat mich an der ganzen Geschichte erschreckt.

»Um so etwas sollte sich aber die Polizei bekümmern,« meinte die Gerechtigkeit oben am Tische.

»Es ist nicht so arg, es ist nicht so arg,« sprach lächelnd die blasse Kaufmanns-Wittwe. »Allerdings war der Knabe für den Augenblick verschwunden, aber er hat sich wieder gefunden und lebt; darüber können sich die verehrten Damen beruhigen. – Liebe Emilie, wo ist Ihr Mann? Er soll uns Auskunft darüber geben; denn so viel ich gehört, hat er den kleinen Gottschalk auf die Schreibstube genommen.

»Herr Rechtsconsulent! – Herr Rechtsconsulent! – Herr Doktor Plager!« tönte es von mehreren Seiten des Tisches. Die Schwiegermutter saß da, finster anzuschauen; ihre Blicke kreuzten sich Blitzen gleich mit denen ihrer Tochter Emilie. Sie war durch das, was die blasse Kaufmanns-Wittwe erzählt, aufs tiefste gekränkt. Was! ihr Schwiegersohn hatte es gewagt, einen Schreiber ins Haus zu nehmen, der im Geruch stand, als habe schon einmal der Teufel den Versuch gemacht, ihn zu holen, – einen Buben aus einer verrufenen Familie, der obendrein eine schöne Schwester hatte? Solche Leute engagirte er in ein Haus, wo nur Mägde geduldet wurden aus vornehmen Häusern, mit den besten Leumunds-Zeugnissen versehen? – O, das war niederdrückend!

Auf den allgemeinen Ruf beeilte sich übrigens der Hausherr, aus dem Nebenzimmer hervorzukommen, und er that das händereibend und schmunzelnd. Es war dem

Rechtsconsulenten schmeichelhaft, von so vielen Stimmen dringend verlangt zu werden. Die vielen Stimmen wollten alle auf einmal anfangen, ihn zu examiniren, als die Justizräthin oben am Tische ihr spitzes Kinn erhob und das Schwert der Gerechtigkeit – die Wage war längst verspeist – so Aufmerksamkeit fordernd, schwang, daß Alles verstummte.

»Es handelt sich da,« sagte sie, »um eine Geschichte von einem Lehrling, den der Teufel geholt haben soll, worüber Sie, bester Herr Doktor uns die richtige Auskunft nicht versagen werden.«

Das Antlitz des Herrn Plager verfinsterte sich bei diesen Worten ein wenig, er warf einen raschen Blick auf Schwiegermutter und Frau, und es war ihm unangenehm, diese Geschichte, von der erfrüher nie etwas erzählt, hier vor deren Ohren erörtern zu müssen. Doch suchte er so gut als möglich über diese Klippe zu kommen, indem er versetzte: »O, das ist nicht der Mühe werth, – ein Zusammentreffen von unbedeutenden Zufälligkeiten! Ich weiß übrigens die Sache nicht einmal ganz genau, und wenn Sie die beste Quelle wollen, so will ich meinen Sekretär, Herrn Larioz, rufen,« – damit machte er eine bezeichnende Handbewegung nach dem Nebenzimmer, der das Glück gehabt hat, bei jener Geschichte den Teufel vorstellen zu dürfen.«

»Also war es kein wirklicher Teufel?« sagte eine Stimme im Tone getäuschter Erwartung.

Und eine andere meinte: »Aber wie kann man Herrn Larioz für einen bösen Geist ansehen?«

»Wollen Sie ihn selber darüber hören?« fuhr der Rechtsconsulent fort, der froh war, die Sache von sich abwälzen zu können.

Doch die Schwiegermutter sprach in leisem, aber bestimmtem Tone:

»Das wird gewiß nicht die Absicht der verehrten Damen sein.«

»Das ist in der That überflüssig,« war die blasse KaufmannssWittwe dazwischen. »Nicht wahr, die Sache verhält sich, wie ich gesagt?«

»Allerdings, es ist so etwas daran,« entgegnete Herr Plager.

»Und der kleine Lehrling ist auf Ihrem Bureau?« fragte die Justizräthin.

»Ich habe ihn zum Abschreiben genommen,« antwortete der Hausherr. »Ein armer kleiner Mensch, schreibt eine ordentliche Hand. Herr Larioz hat ihn mir dringend empfohlen.«

Während das der Rechtsconsulent sagte, blickte er auf die Schwiegermutter, um deren Lippen ein fatales Lächeln spielte.

»Sie kennen die Familie des jungen Menschen?« fragte eine Kanzleiräthin die Kaufmanns-Wittwe.

»Was man davon kennen kann,« entgegnete diese achselzuckend. »Der Vater ist ein herrschaftlicher Jäger, die Mutter ist die Tochter einer gewissen Kammerfrau einer Gräfin – einer Gräfin – der Name fällt mir gerade nicht ein, – von der man allerlei spricht.«

»Ist es so, Herr Schwiegersohn?« fragte Madame Weibel in einem ganz besonderen Tone.

»Damit kann ich wahrhaftig nicht dienen,« erwiderte der Gefragte; »ich habe mich um die Familie nie bekümmert. Wie gesagt, Herr Larioz hat mir den jungen Menschen vorgeschlagen, ich habe ihn angenommen – das ist das Ganze.«

»Und hat er Geschwister?« fragte Madame Weibel. Und diese Frage klang dem Rechtsconsulenten wie ein leicht hinrollender Donner, der sich plötzlich an einem klaren Frühlingstage hören läßt.

»O, freilich hat er Geschwister,« lächelte die Kaufmanns-Wittwe, »unter Andern eine wirklich auffallend hübsche Schwester; ich habe sie schon gesehen; sie besorgt weibliche Handarbeiten.«

Bei der Erwähnung der schönen Schwester flog ein leichtes Lächeln über die hölzernen Züge der Justizräthin; Madame Weibel hustete in ihr Taschentuch, und Emilie sagte verwirrt zu einer Nachbarin:

»Ist Ihnen nicht vielleicht noch ein Stückchen Torte gefällig, Frau Oberrevisorin?«

Gleich darauf schwebte ein Engel durchs Zimmer, wie man zu sagen pflegt, oder ein Polizeidiener, denn so war es dem Rechtsconsulenten plötzlich zu Muth, der nun mit einem Male anfang, die merkwürdigen Gesichter seiner Frau und Schwiegermutter zu begreifen.

Madame Springer aber, die ebenfalls in den Zügen ihrer theuren Anverwandten gelesen, fühlte Mitleid mit ihrem Schwager und war einen anderen tüchtigen Brocken in die Unterhaltung.

»Ich habe gestern meiner Köchin aufgekündigt,« sagte sie; »die Person trieb gar zu dumme Sachen. Schon mehrmals hatte ich bemerkt, daß sie Morgens mit ganz mehligem Gesicht in der Küche war, und als ich das Stubenmädchen darüber befragte, sagte mir diese, Katharine schmiere sich jeden Abend das Gesicht mit Gänsefett ein und reibe es dann mit Mehl wieder ab, um einen guten Teint zu bekommen.«

»Nun sehe einer an!« rief die Justizräthin. »Es ist doch über alle Beschreibung!«

»Das ist aber noch nicht Alles,« fuhr die Frau des Banquiers fort, »und deßhalb allein hätte ich sie vielleicht nicht weggethan; als ich sie aber zur Rede stellte, gab mir die Person zur Antwort, sie sei freilich nicht reich genug, um sich Goldcream zu kaufen. Hat man je so etwas gehört?«

»Es ist über alle Beschreibung!« lispelte die Kaufmanns-Wittwe; »wo das mit den Dienstmädchen hinaus will, mag der liebe Gott wissen.«

Der Rechtsconsulent indessen segnete im Stillen den Einfall der Köchin seines Schwagers, sich mit Gänse-schmalz und Mehl einzureiben, da ihm die Erzählung dieses Vorfalls Veranlassung gab, sich sachte ins Neben-zimmer zu verlieren, wo die meisten seiner Leidensge-fährten und Collegen wie alte Krystalle um den Tisch

der jungen Generation angeschossen waren und sich hier wohl sein ließen, und wo es auch bei Weitem lustiger war als drinnen bei der Felspartie.

Hier schien von weiblichen Theilnehmerinnen nur geduldet zu sein, was sich noch des Mädchennamens erfreute, natürlich dem Alter nach in sehr weiten Grenzen; es lag ein Drittel Menschenalter zwischen der jüngsten und der ältesten der hier anwesenden Damen. Es erlaubt uns die Delicatesse nicht, näher auf die Altersverhältnisse selbst einzugehen.

Fräulein Clementine Weibel hatte sich, als wolle sie bescheiden sein, mit ein paar Bekannten von dem großen Tische hinweg an ein Nebentischchen gezogen, wo sie den Thee für beide Zimmer zubereitete. Doch waren ihr die angenehmsten jungen Männer dorthin gefolgt und hatten somit den ersten Platz gebildet, der doch der letzte hätte sein sollen.

Von unseren Bekannten sehen wir mit einigem Erstaunen den Schreiber des Rechtsconsulenten, Herrn Larioz, der bei solch' großen Gelegenheiten ebenfalls gebeten wurde und wie immer, mochte er sein, wo er wollte, zu Hause, im Bureau, auf der Straße oder in Gesellschaft, eine außerordentlich anständige, ja würdevolle Figur spielte. Wir müssen aber dabei nicht glauben, als sei der Schreiber nur wie jeder andere Gast geladen gewesen – im Gegentheil, durch das Recht, in der Gesellschaft sein zu *müssen*, hatte er auch kleine Verpflichtungen übernommen: er regierte mehr oder minder als eine feine Art Haushofmeister, er nahm einer Dame ihren

Teller ab, um ihn auf das Nebentischchen zu setzen, er ging mit gravitatischen Schritten an die Thür, um Babette zu veranlassen, daß sie frisches Wasser hereinbringe, er zog die Moderateurlampen auf, wenn sie in ihrem Glanze nachließen, er verschwand auf halbe Stunden gänzlich, und dann finden wir ihn im Kinderzimmer wieder, wo ein einziger Blick, das leiseste Wort hinreicht, um Fritzchen und Louise aus dem wildesten Rumoren zur tiefsten Stille zu bringen. Obgleich Herr Larioz den Kindern nie ein hartes Wort gesagt, so hatten sie doch einen fast unbegreiflichen Respekt vor ihm; schon daß er in der Nähe war, vermochte sie, ihre Spiele weniger lärmend einzurichten, weißhalb dann auch besonders aus diesem Grunde der Schreiber bei keiner größeren Festlichkeit vergessen wurde.

Herr Larioz war im untadelhaften schwarzen Frack; sein kurz geschnittenes Haar trug er aufwärts gestrichen, die Enden seines Schnurrbarts waren stark in die Höhe gedreht, und auf seinem langen Gesichte mit dem dunkeln, fremdartigen Teint lag wie immer eine gewisse Feierlichkeit, man könnte sagen: ein melancholischer Ausdruck, der beständig bei ihm sichtbar wurde, wenn er sich in Gesellschaften befand, wie die heutige im Hause seines Prinzipals, wo so viele Worte gesprochen wurden, die weder ernstlich gemeint, noch zu irgend Jemandes Nutzen oder wahren Vergnügen waren.

Wenn Herr Larioz so da stand in seiner stattlichen Größe, den Kopf hoch erhoben, so machte er den Eindruck

einer vornehmen Persönlichkeit, und wenn er sich herumwandte, hätte man versucht sein können, nach dem Ordensstern auf seiner Brust zu schauen. Er hatte sich aus der Unterhaltung zurückgezogen und stand an eines der Fenster gelehnt, wo er ruhiger Beobachter dessen war, was sich vor ihm begab. Da blickte er dann kopfschüttelnd in viele der kleinen Intriguen hinein, die sich vor seinen Augen abspielten; da sah er, wie die Blicke hinüber und herüber flogen, trafen und zu zünden schienen, wie der betreffende Er, in der Absicht, recht schmachend und angeregt auszuschaun, oft ein höchst albernes Gesicht zog, und wie Sie nach einem verwüstenden Blick auf die gewisse Art ihre Augen niederschlug, um es dann aus den Winkeln derselben hervorblitzen zu lassen, wobei ein stiller Seufzer zu sagen schien: Ich hab' dich verstanden.

Auch Finger- und Zeichensprache bemerkte er, er sah das gesuchte Berühren zweier Hände, die sich eine unschuldige Tasse Thee reichten oder einen harmlosen Teller mit Backwerk, und er erfuhr die verschiedenen Wirkungen davon: er sah, wie sie im ersten Augenblicke mit der Hand zurückzuckte, während sie bei der zweiten Berührung gar nicht wählerisch genug sein konnte im Ausschauen irgend eines Backwerks. Er verstand auch das an sich ganz unschuldige Umschlingen einer Stuhllehne mit ihren Folgen; er fragte sich selbst: Wird die Dame mit den weißen Schultern bei der ganz unwillkürlichen Annäherung zurückweichen, oder wird sie sich fester in ihren

Sessel schmiegen, ohne es dabei zu unterlassen, einen gegenüberstehenden Gegenstand mit ihren Blicken zu bombardiren? Wenn das Letztere geschah, so lächelte er wie spöttisch in sich hinein, faßte an sein Herz und sprach zu sich: Gnade Gott dem wirklich Fühlenden, der in dieses wilde Chaos hineinfällt, um von Augen, Lippen, Zungen, Händen und Mienen zerfleischt zu werden!

Auch Herr Schilder war da, den Herr Larioz bei einer früheren Gelegenheit hatte kennen und schätzen gelernt. Heute Abend aber schien derselbe keine Sekunde Zeit zu haben, um sich mit etwas Anderem zu beschäftigen, als mit dem kleineren Theetisch, den seine Blicke beständig umflatterten, wie die arme Mücke das strahlende Licht. Herr Schilder war allerdings ein wenig hellblond, hatte auch gerade kein sehr ausdrucksvolles Gesicht, dafür aber hübsche klare Augen, die, sowie ein angenehmes Lächeln des Mundes, große Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit verriethen. So gewandt er auf seinem Comptoir und in seiner Fabrik war, so wenig wußte er sich mit jener sichern Unbefangenheit, die wir elegante Tournure nennen, auf Bällen, in Theegesellschaften und andern Soireen zu bewegen. Auch die hier herrschende Conversation, die tausenderlei Variationen über die Schönheit des heutigen Abends und die Häßlichkeit des gestrigen Wetters konnte er sich durchaus nicht angewöhnen; er schämte sich, mit einer ganz gewöhnlichen banalen Phrase an eine junge Dame heran zu treten, er überlegte vorher, um ihr etwas Gescheidtes, etwas Ansprechendes zu

sagen, und wenn sie nun nicht so erwiderte oder ihre ganze Antwort auf das gewisse eigenthümliche Lächeln beschränkte, so verlor er leicht die Contenance, man blickte einander ein paar Sekunden lang an, man vernahm ein paar Ja oder Nein, und dann wandte sich die junge Dame zu ihrer Nachbarin, um derselben zuzuflüstern, wenn Herr Schilder unterdessen in Verlegenheit abgezogen war: »Es ist schade, man kann mit ihm gar nicht reden, er ist zu hölzern.« Auch tanzte der Unglückliche nicht, wußte wenig von Gesellschaftsspielen, noch weniger vom Theater, da er keine Zeit hatte, das letztere zu besuchen, und wurde deßhalb von der Mädchenwelt, wenn auch für eine gute Partie, doch für ziemlich unbedeutend gehalten.

Die Mütter dagegen sahen Herrn Schilder schon mit ganz anderen Augen an. Aber was sind die Augen einer Mutter? – prosaisch, kalt, berechnend! Eine Mutter denkt nur an die Zukunft ihrer Tochter, sieht, ob ein junger Mann derselben eine sorgenfreie Existenz machen kann, ob er von bravem und solidem Charakter ist.

Das sind aber alles unbedeutende Nebensachen in den Augen mancher jungen Mädchen. Wie er tanzt, wie er eine Conversation führt, vor allen Dingen wie er aussieht! Ob er sein Halstuch auf nachlässig elegante Art zu knüpfen versteht, und hauptsächlich, ob er im Verdacht steht, schon vielen Mädchenherzen gefährlich geworden zu sein – das zieht an, das besticht!

Es war schade um Herrn Schilder, daß er nicht einen guten Freund hatte, der ihn aufmerksam machte auf die

Fehler, die er zeigte, und auf die Vorzüge, die er hätte bestrebt sein sollen, sich anzueignen. Es war ein guter Stoff in ihm vorhanden, um allem, was ihm mangelte, nachzuhelfen. Ein blonder Schnurrbart wäre bald da gewesen; hübsche Zähne hatte er auch, und mit seinem schlanken, wohlgewachsenen Körper hätte er es in kurzer Zeit dahin bringen können, selbst ein vortrefflicher Tänzer zu werden.

Wenn er auch zur Intimität des kleineren Theetisches nicht zugelassen war, so widmete ihm doch Fräulein Clementine Weibel, eingedenk der Ermahnungen ihrer Mutter und ihrer Schwester, größere Aufmerksamkeit, als er sich sonst wohl zu erfreuen gehabt hätte, und ließ deßhalb sein Herz vor Freude stärker schlagen.

Die junge Dame verstand es, mit ihren Blicken zu wuchern; sie hatte dunkle, glänzende Augen und wußte damit den naturgemäßen Gebrauch zu machen; alle Variationen des Auf- und Niederschlagens waren ihr geläufig, und wenn sie zu Jemand sagte: »Darf ich um Ihre Tasse bitten?« so konnte das durch die gehörige Begleitung die größten Hoffnungen erregen, oder auch alle Wünsche mit einem Male niederschlagen. Und nicht nur, daß sie am heutigen Abend dem Herrn Schilder einige ermunternde Blicke zusandte, wenn sie ihm irgend etwas anbot, nein, sie schaute auch sonst wohl im Laufe des Gesprächs nach ihm hinüber mit dem unverkennbaren Ausdruck ihres Auges, das sagen wollte: Wenn ich auch hier mit Andern spreche, so wäre es mir doch fast lieber, in deiner Nähe zu weilen. Ja, einige Mal trat sie auf ihn zu, reichte

ihm irgend eine Kleinigkeit, wobei ihre Hand die seinige berührte oder sie mit ihrem Kleide ihn streifte, nicht ohne alsdann fast erschrocken ihn um Verzeihung zu bitten. Da aber diese Blicke und Berührungen der jungen Dame wie Funken waren und sich sein Herz im Zustande eines sehr trockenen Zunders befand, so flammte er so in Liebe auf, daß die Gluth seine etwas bleichen Wangen färbte und sein Athem zuweilen ziemlich schwer ging.

Das alles bemerkte Herr Larioz von seinem Standpunkt am Fenster aus, und da er sonst noch mehr bemerkte, so trug das nicht dazu bei, seine sehr geringe Freundschaft für Fräulein Clementine Weibel zu verstärken; er bemerkte nämlich, daß sie zu gleicher Zeit, wo sie so viele Zeichen der Innigkeit mit Herrn Schilder wechselte, sich mit Worten und Geberden mit einem jungen Offizier zu schaffen machte, der ihr an dem kleinen Tischchen zur Seite saß, und daß sie nicht weniger einen Maler bedeutend ermuthigte, der sich freilich an den großen Tisch, aber so gesetzt hatte, daß er, um uns eines gewöhnlichen Ausdruckles zu bedienen, Fräulein Clementine Weibel mit seinen Augen verschlingen konnte. Ja, wenn das Auge zu dergleichen fähig wäre, so hätte von der jungen Dame bald nichts mehr übrig geblieben sein müssen, so unverwandt und hartnäckig starrte der langhaarige Künstler herüber.

Der Lieutenant saß, wie schon bemerkt, zur Seite der Angebeteten des Herrn Schilder, und sein Schmachten war ein hartnäckiges zu nennen. Zuweilen lächelte er

mit einem nichtssagenden, fast blödsinnigen Gesichtsausdruck, und dann gab auch sie im gleichen Moment irgend ein Zeichen von sich, eine zusammentreffende Bewegung; entweder blickte sie plötzlich neben sich, oder sie lächelte ebenfalls, aber sehr beruhigt, oder sie sagte vielleicht zu ihrer Nachbarin: »Morgen gehe ich ins Theater, ich freue mich recht sehr darauf.«

Woher diese Bewegungen kamen, konnte Herr Larioz unmöglich mit Gewißheit bestimmen, denn er sah von den beiden jungen Leuten nur die obere Hälfte, die untere wurde von Tisch und Tischtuch verdeckt.

Mag eine Theegesellschafts-Conversation anfänglich noch so animirt geführt werden, es gibt doch Augenblicke, wo eine Erschlaffung sämmtlicher Geisteskräfte einzutreten scheint. Wenn es auch hier aufopferungsfähige Wesen genug gibt, die sich mit Leib und Seele in die Conversation werfen, die aus ihren Herz- und Gehirnkammern die letzten Körnchen suchen und herbeibringen, um sie aus dem Taubenschlag der allgemeinen Unterhaltung zu opfern, so gehört doch immer etwas Neues dazu, um diese nicht gänzlich erlahmen zu lassen – sei es ein *jeu d'esprit* oder ein sonstiges geistloses Pfänderspiel.

Auch hier bei dem gemischten Thee des Rechtsconsulten gab es schon Augenblicke, wo die Felspartien starrer und schweigsamer dazusitzen schienen, wo keine murmelnden Bächlein mehr herab flossen, wo man selbst

keinen gierigen Raubvogel mehr erblickte, der um manche kahle Höhe schwebend nach irgend einem unglücklichen Thierlein in der Tiefe spähte, auf daß er es zerfleische. Sogar die Gespräche bei der jüngeren Generation wollten nicht mehr so recht gedeihen wie zu Anfang; statt einer allgemeinen Conversation gab es nur noch einzelne Gruppen, die sich flüsternd zusammen unterhielten; ja, man bemerkte schon ein unterdrücktes Gähnen, und selbst Fräulein Clementine Weibel, die doch selten um eine Rede verlegen war, sprach nur noch wenig mit ihren Nachbarn, ja, ihre Augen schienen müde geworden zu sein, denn alles, was sie noch damit leistete, war ein gelindes Auf- und Niederschlagen, höchst selten nur sah man noch einen verderbenbringenden Seitenblick.

Da tönte die Klingel laut und vernehmlich, und das frischte schon sämmtliche Lebensgeister ein klein wenig auf. Es konnte ja vielleicht etwas Absonderliches gemeldet werden, was in der Stadt geschehen, es konnte zu irgend Jemand eine telegraphische Depesche kommen, die willkommenen Stoff zur Unterhaltung bot.

Obgleich es aber in diesem Augenblicke weder das Eine noch das Andere war, was der Ruf der Klingel verkündete, so erschien doch zum Auffrischen des gemischten Thee's etwas noch weit Zweckmäßigeres. Die Thür öffnete sich langsam, und herein trat eine fremde Persönlichkeit, welcher Herr Banquier Springer folgte und sie zuerst dem Kreise der älteren Damen als seinen Bekannten, den Herrn Grafen Czrabowski, vorstellte.

Der Herr Graf war ein Mann in den mittleren Jahren, leidlich conservirt, mit einigem dunklen Haar, einem schwarzen, gut gepflegten Schnurrbart und lebhaften, brennenden Augen; er hatte einnehmende Manieren, verbeugte sich auf ungezwungene, fast elegante Art vor den Damen, wobei er mit etwas fremdem Accent sein Vergnügen aussprach, gegenwärtige Gesellschaft kennen zu lernen, auch einen Stuhl neben der Justizräthin annahm und dieselbe gewandter Weise schon im nächsten Augenblicke in ein interessantes Gespräch verwickelt hatte, woran er so freundlich war, auch die übrigen Damen Theil nehmen zu lassen, indem er bald diese, bald jene durch eine Frage zu irgend einer Aeußerung veranlaßte.

Man sah es den Mienen sämmtlicher aus der Felspartie an, daß sie mit dem neuen Gaste nicht unzufrieden seien. Hatte er doch etwas so unendlich fremdländisch Interessantes, was man hier leider so wenig fand! Wie verstand er es, die Unterhaltung zu drehen und umzuwenden, und dabei wiegte er sich so graziös auf seinem Stuhl, wackelte so anmuthig mit dem Kopfe – ganz Eleganz, ganz tanzende Bewegung, daß man fast überzeugt war, es bedürfe nur eines einzigen plötzlichen Geigenstrichs, und er säusele tanzend durchs Zimmer, dabei immerfort Conversation machend, immer unnachahmlich gewandt, graziös und behende.

Die starre Justizräthin zeigte ein Lächeln, freundlich wollen wir es gerade nicht nennen, aber sie gab, was sie

konnte. Sie hatte dieses Lächeln ihrem Manne, dem Justizrathe, abgelernt; es war wie das Leuchten eines Richtschwertes. Die blasse Kaufmanns-Wittwe hielt den Athem an bei den Reden des Fremden, nicht aus Spannung über das, was er sagte, sondern weil sie aus ihrer Praxis wußte, daß es möglich ist, durch stark angehaltenen Athem eine sanfte Röthe auf die Wangen zu zaubern. Sie mischte sich einige Mal mit Glück in das Gespräch – mit Glück sagen wir, denn Graf Czrabowski, der von dem scharfen Blick seiner glühenden Augen jeder der Damen etwas zukommen ließ, schien etwas Sympathisches in ihr zu finden und fixirte sie zuweilen so scharf, daß es in ihr klang, wie jene Stelle aus dem Nachtlager von Granada:

Sein Blick, mir zugewendet,
Ist Blitz und Schlag zugleich.

Ja, sie fühlte Blitz und Schlag und affektirte ein Zusammensinken, wie die vom wilden Sturm überraschte und schon halb geknickte Lilie. Das Herz der Madame Weibel hatte Graf Czrabowski durch die ausgesprochene feste Ueberzeugung gewonnen, daß sie die Hausfrau sei, und ebenso verband er sich Emilie durch die Vermuthung, daß er in ihr eine der Töchter des Rechtsconsulenten verehere. Dabei blieb natürlicher Weise für Herrn Plager nicht viel Schmeichelhaftes übrig, was das einzig Unpolitische in der Handlungsweise des ausgezeichneten Fremden war. Der Hausherr hatte ihm ohnedies nur ein sehr steifes Compliment gemacht, und als er die Zungenfertigkeit des Herrn Grafen bemerkte, vergrub er sein

Kinn in der Halsbinde, zwinkerte mit den Augen und sah in diesem Moment weder lebensfroh noch glücklich aus.

Auch im Nebenzimmer bei der jüngeren Generation war die Ankunft des interessanten Grafen ruchbar geworden. Von achtzehn Damen, die sich dort befanden, gelang es wenigstens, durch Anwendung der umständlichsten Manöver einen Blick in den einzigen Spiegel des Zimmers zu werfen; die vier anderen, denen das, ohne zu auffallend zu werden, nicht gelingen wollte, ergaben sich in ihr Schicksal und suchten wenigstens, so viel es möglich war, sich mit der Hand zu überzeugen, ob Scheitel, Chemisette und dergleichen mehr noch in bester Ordnung seien. Dabei unterhielten sie sich eifrig flüsternd, und die, welche etwas von dem unternehmenden Fremden wußten, gaben das zum Besten, versteht sich von selbst, mit dem nöthigen Zubehör.

Wie wir schon früheren Aeüßerungen des Fräulein Clementine Weibel entnommen haben, konnte diese über den fraglichen Gegenstand wohl die beste Auskunft geben; bei zwei Besuchen, die der Graf Czrabowski bei ihrem Schwager gemacht, hatte er sich jedes Mal eine halbe Stunde mit ihr unterhalten und ihr dabei zwei Mal die Hand geküßt, einmal beim Kommen, einmal beim Gehen.

Ja, er war deliciös, wirklich interessant, ein vollkommener Gentleman! – Fräulein Weibel hatte einige englische Romane gelesen. »Er führt eine Conversation,« sagte sie, »die hinreißend genannt werden kann. – Und wie der tanzen muß, ah!« – Dabei warf sie einen schwärmerischen Blick an die Zimmerdecke, genau an die Stelle,

wo über einer Hängvase mit Epheu ein bedeutungsvoller Kranz von Gänseblümchen zu sehen war.

Herr Larioz hatte über diesen Blick auf seine eigene Weise gelächelt; Herr Schilder aber war schmerzlich zusammgezuckt und fühlte wohl, daß die schönen Stunden des heutigen Abends nun für ihn vorüber sein würden. Wenn er auch wohl früher einen der gefährlichen Blicke Clementinens beobachtet hatte, die sie dem Lieutenant gesendet oder dem langhaarigen Maler – sein edles Herz mit den guten und soliden Absichten dachte immer nur an eine Heirath und setzte das bei jedem anderen fühlenden Wesen voraus; er hatte sich selbst achselzuckend getröstet, indem er sagte: Zwischen ihr und einem Lieutenant steht die unerschwingliche Caution, und was den Maler anbelangt, so ist das ein Hungerleider, und da hat's gar keine Gefahr. – Aber der Graf Czrabowski, der polnische Graf Czrabowski, der, Gott weiß welche Güter besaß mit wahrhaft erschreckenden Revenuen, der in die Stadt gekommen war, der sich bei Herrn Banquier Springer hatte vorstellen lassen, der heute Abend diesen gemischten Thee besuchte, bloß um Clementine Weibel zu sehen, sie kennen zu lernen, sie zu heirathen – o, das war mit den geschilderten Eigenschaften, mit dem interessanten Haarmangel, mit dem kühnen Schnurrbart, den weißen Zähnen und dem untadelhaften Anzuge nach der neuesten Mode ein gefährlicher Nebenbuhler.

Herr Fabrikant Schilder hatte weder Haarmangel, noch Schnurrbart aufzuweisen, und seinem Frack war durch Einsetzung neuer weiter Aermel nur nothdürftig

nachgeholfen worden. Es wurde ihm unter der Weste zu eng, denn er fühlte mit jeder Sekunde mehr und mehr, daß der polnische Graf Czrabowski eigens von Polen hieher gereist sei, um Fräulein Clementine Weibel zu heiraten. Wie konnte es auch anders sein! Glaubte doch der arme Fabrikant nicht anders, als daß sie, wie sie seinen Augen erschien, umflossen von Schönheit und Liebreiz, auch gerade so jedem Anderen vorkommen müsse. Ach! und ist sie nicht schön und liebenswürdig? sprach Herr Schilder zu sich selber; gibt es etwas Reizenderes als den Blick ihrer Augen, namentlich wenn sie zu mir herüberschaut, als die Haltung ihres schlanken Körpers, als ihre Art zu reden, als ihre süßen, süßen Worte, wenn sie freundlich spricht, und alle diese leiblichen und geistigen Vorzüge hatte er schon als sein eigen gedacht, glaubte schon verschiedene Ungeheuer in Gestalt von Lieutenants und Malern, die ihm den Weg zu seinem Zauberschloß versperren, besiegt zu haben, und sollte nun, ermattet wie er war, einen neuen Kampf eingehen, und zwar mit einem fürchterlichen Drachen!

Und wie sich Alle auf die Ankunft dieses Drachens freuten, Alle, Alle, oder ihr wenigstens erwartungsvoll entgegen sahen – das bemerkte er an den Augen, die fest auf die Thür gerichtet waren; ja, Alle schauten dorthin – doch nein, nicht Alle. Wie Herr Schilder seine Blicke umherfahren ließ, sah er sich gegenüber an die Fensterbrüstung gelehnt Herrn Larioz, den langen Schreiber des Rechtsconsulenten, der ihn selbst, Herrn Schilder, einen Augenblick anschaute, dann aber mit fast verächtlichem

Gesichtsausdruck vor sich nieder blickte, als wollte er sagen, was Herr Schilder dachte: »Es ist doch wohl der Mühe werth, darauf so viel Aufmerksamkeit zu verwenden!«

Dieser Blick, dieser Gesichtsausdruck that dem Herrn Schilder so wohl, er fühlte, der lange Mann dort am Fenster war, ihn selbst und Clementine vielleicht ausgenommen, hier unter Larven die einzig fühlende Brust.

VIERZEHNTE KAPITEL. POLNISCHER PUNSCH.

Um die wichtige Episode des gemischten Thee's, die nun begann, im würdigen Romanstil einzuleiten, müßten wir ungefähr sagen: Da öffneten sich beide Flügelthüren, und hell bestrahlt von der zahlreichen Wachskerzen blendendem Schein, die Wangen sanft geröthet von der eben gepflogenen Unterhaltung mit der dürren Justizräthin und der blassen Kaufmanns-Wittwe, erschien der schöne Pole, Graf Czrabowski, am Eingange des Saales. – Aber wir verschmähen dergleichen bestechendes Beiwerk und schreiben einfach der Wahrheit gemäß, daß er, den alle Blicke erwarteten, jetzt auf ungezwungene Art in das Zimmer trat, ein siegreiches Lächeln auf den Zügen, die Lippen leicht geöffnet, damit man die weißen Zähne sehen konnte, und darauf mit einem zierlichen Complimente, das wie ein Blitz über sämtliche achtzehn Damen dahin fuhr, auf Clementine Weibel zuschwebte, ihr die Hand küßte und sich ganz ungemein freute – so sagte er – sie endlich wieder zu sehen.

Sie antwortete durch jene gewisse Bewegung junger Damen, die den altmodischen Knix verdrängt hat und

wobei die Ausführung so erscheint, als würden sie durch eine Springfeder in die Höhe geschnellert; dann führte Clementine den Grafen an den größeren Tisch, wo sogleich an verschiedenen Stellen mehrere Lücken entstanden, um Stühle einschieben zu können; daß er dabei ihre Hand nicht los ließ, sah Herr Schilder mit wahrem Ingrimm.

Darauf setzten sich Beide an irgend einer passenden Stelle, wo man Stühle einschob, und nun machte die junge Dame ihren Gast in der Schnelligkeit mit dem ganzen Kreise bekannt. Alle bemühten sich, ein so gewinnendes Compliment wie nur möglich zu machen, mit Ausnahme des Herrn Schilder der nur kurz mit dem Kopfe nickte, und des Herrn Larioz, der gar nicht vorgestellt wurde.

Letzteren aber fixirte der Graf ein paar Sekunden lang sehr aufmerksam, was dieser aber ganz ungezwungen erwiderte, worauf es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte, daß Beide mit dem Resultate ihrer Betrachtungen nicht sehr zufrieden zu sein schienen.

Wer kümmerte sich aber darum in diesem Augenblicke? War doch der gemischte Thee glänzend wieder aufgefrischt worden, hatte sich doch die Unterhaltung auf wahrhaft wunderbare Weise animirt. Der Graf sprach rechts und links, über den Tisch hinüber, sogar an den kleinen Tisch hinter sich, der seit Clementinens Weggehen dem Nichts verfallen war. – Und wie wußte er das unbedeutendste Gesprächsthema auszubeuten; wie gönnte er Jedem seinen Antheil daran! fragte bald da, bald dort, erzählte, ließ sich erzählen und war dabei so blendend

und geistreich, daß ein junges Mädchen, die im Allgemeinen wenig beachtet wurde, zu ihrer Nachbarin sagte: »es durchschauere sie förmlich, und jetzt fühle sie erst, wie ein Mann eigentlich sein müsse.«

Die Aermste hatte freilich bis dahin noch keinen Begriff davon gehabt. Aber auch Andere, die schon mehr Erfahrung hatten, wie zum Beispiel die blasse Kaufmanns-Wittwe, fühlten still seufzend dasselbe und gestanden sich, daß so ein geheimnißvoller Fremder doch ein ganz anderes Wesen sei.

Was sich aber am köstlichsten bei Graf Czrabowski ausnahm, das war der eigenthümliche Accent, mit dem er sein sonst sehr geläufiges Deutsch aussprach. Er zischte bei manchem Wort so deliciös zwischen den Zähnen, er versetzte die Artikel auf eine so wundervolle Art, daß man ihn gar zu gern sprechen hörte. Ja, ohne unserer wahrhaftigen Geschichte vorzugreifen, können wir hier schon sagen, daß die Art, so zu sprechen, wie es der polnische Graf that, förmlich Mode wurde und man lange noch manchen geckenhaften jungen Menschen fand, der sich dasselbe angewöhnte und nun ebenso unwiderstehlich zu sein glaubte wie der wunderbare Fremde.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo sich der gemischte Thee in ein Souper verwandeln sollte. Dazu brauchte man den Salon, in welchem sich die Felspartieen befanden, um hier kleine gedeckte Tische aufzustellen. Es galt nun vor allen Dingen, die älteren Damen mobil zu machen und sie in das Wohnzimmer hinein zu treiben,

wo unterdessen Babette und die Putzfrau durch übermenschliche Anstrengungen in kurzer Zeit den großen und kleinen Theetisch abgeräumt hatten.

Clementine Weibel, die den Wink ihrer Schwester Emilie, welche sich unter der Thür des Salons sehen ließ, verstanden, schlug ein allgemeines Spiel vor, woran auch die ältere Gesellschaft Theil nehmen sollte. Dies bezweckte, dieselbe aus dem Salon heran zu ziehen, und während sie diesem Rufe folgend sich langsam in Bewegung setzte, um zur jüngeren Generation zu stoßen, umkreisten hinten Herr Banquier Springer, sowie der Hausherr die hartnäckig Zurückbleibenden, um sie nach Art einer Schafherde, wenn auch nicht gerade durch Bellen und Beißen, vorwärts zu treiben.

Nachdem dies gelungen, wurden die Portieren herabgelassen, und während darauf im Salon ein unerhörtes Klappern und Klirren von Tellern und Gläsern vor sich ging, proponirte Clementine Weibel ein allgemeines Gesellschaftsspiel und lud den Grafen Czrabowski durch einen zärtlichen Druck auf den Arm ein, sie dabei zu unterstützen.

Dieser war auch sogleich bereit dazu und rangirte die Gesellschaft mit ungemeiner Energie in so weitem Kreise wie möglich, bei dem es aber doch so enge herging, daß eine innige Berührung mit den Nachbarn unvermeidlich war. Die blasse Kaufmanns-Wittwe hatte es durch Gewandtheit und Ausdauer so weit zu bringen gewußt, daß

sie an die rechte Seite des Grafen gepreßt wurde, während dieser selbst neben dem Stuhle des Fräulein Clementine Weibel fast ganz verschwand.

Herr Schilder saß auf Kohlen; es kochte eine ganze Hölle in seinem sonst so sanften Herzen. Er sah wie ungeheuer vergnügt Clementine war, wie sie über Alles lachte, sogar über das, was die Kaufmanns-Wittwe sagte, die sie sonst nicht ausstehen konnte; er sah, wie sie bei jedem dieser heftigen Lachanfalle gegen den Stuhl des Grafen prallte, wie sie diesen dann jedesmal um Verzeihung bat, und wie ihr dieselbe dann auch mit dem süßesten Lächeln gewährt wurde. Er blickte im Kreise umher nach einem Freunde, nach einem Helfer, und seine Blicke blieben abermals auf dem unbeweglichen Gesichte des Herrn Larioz haften, der hinter dem Stuhle Clementinens stand und mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck auf das Paar niedersah.

Daß es über alle Beschreibung heiß in dem Zimmer war, brauchen wir wohl nicht zu sagen; aber Niemand schien von der Hitze so angegriffen zu werden, wie der unglückliche Schilder; er athmete mühsam, der Schweiß rieselte ihm von der Stirn, und dabei war er so zerstreut und nur mit einem einzigen Gedanken beschäftigt, so daß, als ihm seine Nachbarin, eine wohlconditionirte Postsekretärstochter, im Laufe des Spieles den Grafen Czrabowski schenkte, er lauter, als gerade nothwendig war, hinausrief: »Hol' ihn der Teufel!«

Glücklicherweise unterbrach wenige Zeit nachher das Oeffnen der Portieren seine Tantalusqualen, um ihn anderen und nicht minder grausamen zu unterwerfen. Das Souper begann, und wie es sich von selbst verstand, führte der Graf Clementine Weibel an einen der kleinen Tische, und so gern Herr Schilder ebenfalls dorthin gefolgt wäre, so hatte er doch nicht den Muth dazu; es was ihm noch ein Trost, daß sich die blasse Kaufmanns-Wittwe von irgend einem Lieutenant ebenfalls dorthin führen ließ; denn er betrachtete diese mit richtigem Gefühl als eine Art Hemmschuh für die Beiden, als ein Etwas, das mit der Wirkung kalten Wassers dazwischen trat, wenn sich vielleicht im Laufe des verführerischen Gesprächs die Köpfe zu sehr erhitzen sollten.

Es geschah übrigens mit dem Gefühle der Verzweiflung, als Herr Schilder nach einer aufmunternden süßen Miene der Frau Rechtsconsulentin den Arm der Sekretärstochter ergriff und dieselbe mit fast ängstlicher Hast nach einem Tische schleppte, wo noch zwei Plätze frei waren, von denen aus man aber genau sehen konnte, was an dem Tische, wo sich der Graf und Clementine befanden, vorging.

Der junge Fabrikant war um so unruhiger, als er umherspähend Herrn Larioz vermißte, von dem er annahm – er wußte eigentlich selbst nicht genau, weshalb – daß derselbe mit seinen eigenen bitteren Gefühlen über den polnischen Grafen harmonire.

Der lange Schreiber war aber, wie er das bei Soireen im Hause seines Prinzipals zur Zeit des Soupers immer

zu thun pflegte, in das Schlafzimmer der Kinder gegangen, wo er mit Fritzchen und Louisen sein bescheidenes Nachtessen einnahm.

Das Souper nahm indessen seinen gewöhnlichen Verlauf; die Felspartieen leisteten das Uebermögliche, und man begriff kaum, wie sie hierzu noch im Stande waren, da sie noch vor einiger Zeit so furchtbare Verheerungen bei dem Theetische bewerkstelligt hatten; die Herren bedienten die Damen und die Damen wiederum die Herren; man trank sich Gesundheit zu, und Alle entwickelten einen guten Appetit mit Ausnahme des Herrn Schilder, der nicht nur fast keinen Bissen aß, sondern auch auf die klarsten Fragen die unklarsten Antworten gab. Dabei verwandte er kein Auge von dem Tische, an welchem Clementine Weibel saß, und wenn er auch nichts Besonderes dort entdeckte, so kam es ihm doch vor, als brauche die junge Dame immer einige Vorbereitungen, wenn sie sich erheben wollte, um irgend etwas zu holen.

Nach dem Souper kamen abermals Spiele an die Reihe, und spät gegen Mitternacht sollte die Soiree wie immer mit einem Punsche beschlossen werden. Auf die Anfertigung dieses Punsches baute Herr Schilder einige kühne Hoffnungen; er glaubte darin Vorzügliches zu leisten und wurde bei den meisten befreundeten Familien aufgefordert, sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Es war das ein Augenblick, fern von dem Geräusche der Welt in der stillen Küche zugebracht, wo sich schon Gelegenheit fand, ein freundliches Wort anzubringen.

Je mehr die Zeit zu Anfertigung des Punsches heran nahte, um so näher hielt sich Herr Schilder bei der Gruppe, wo Clementine Weibel saß, an ihrer Rechten der polnische Graf, an ihrer Linken ein Lieutenant – eine Gruppe, bei der sich auch die Kaufmanns-Wittwe befand, sowie Madame Springer, und wo es außerordentlich vergnügt und lustig zuing.

Nun ist es aber für Jemand, der sich in einer gedrückten Stimmung befindet, sehr schwer, lustig zu sein. Die harmlosesten, ja, heiter sein sollenden Aeüßerungen kommen in solchen Augenblicken bitter und gereizt hervor, und selbst das Lächeln, das man auf seinen Zügen sehen läßt, erscheint mehr wie ein Grinsen der Verzweiflung. Herr Schilder hatte sonst ganz gute Einfälle, aber heute wollte kein einziger gelingen; er kam sich selbst unbegreiflich fade vor und mußte es erleben, daß sie, in deren Augen er so gern gegläntzt hätte, sich von ihm wegwandte, und daß allein der polnische Graf ihm ein kleines Lächeln zollte, das aber ebenso gut für ein Lächeln des Mitleids gelten konnte. Aber bei der Punschbereitung, das nahm er sich fest vor, da wollte er der jungen Dtame einige passende Worte sagen.

Mochte der Rechtsconsulent in dem Herzen des Fabrikanten lesen oder mochte er auch die lachende Gruppe gern gesprengt sehen oder sonst seine Nebenabsichten haben – genug, er wandte sich mit dem freundlichen Lächeln, welches die Lippen eines Hausherrn beständig ziirt, an Clementine Weibel und sagte ihr ziemlich laut, ob sie nicht wie gewöhnlich dem Herrn Schilder helfen

wolle, seinen so bekannten und vortrefflichen Punsch zu brauen.

Clementine schaute im Kreise umher, das heißt sie wandte nur ihren Kopf, ohne dabei mit den Augen die Blicke des interessanten Fremden zu verlassen, und sagte: »Ach ja – mit Vergnügen.«

»Mein Freund, der Herr Schilder,« setzte der Rechtsconsulent händereibend hinzu, »ist groß in der Anfertigung des Punsch; er muß das Geheimmittel haben, denn wenn wir auch alle sein Recept kennen, ist doch Niemand im Stande, dieses Getränk so wohlschmeckend wie er anzufertigen.«

»Die Uebung, Herr Doktor, die Uebung,« entgegnete der junge Fabrikant geschmeichelt. Er fühlte sich in diesem Augenblicke überglücklich, doch wenigstens etwas Anerkennenswerthes für die Gesellschaft leisten zu können. Wenn nur einiges Gefühl in ihrem Herzen war, so mußte sie ihm jetzt einen freundlichen Blick schenken, um so mehr, als sich nun auch die Lieutenants, sowie der langhaarige Maler vernehmen ließen und eingestanden, daß sie selten etwas Famoseres getrunken als den Punsch des Herrn Schilder.

Da nahm der herzerobernde Fremde das Wort und sagte mit seiner affektirt sanften Stimme, welche übrigens von den blitzenden Augen Lügen gestraft wurde:

»Auch ich werde mich sehr erfreuen, ein Punsch von Herrn Schilder's Fabrikation zu trinken – wirklich sehr erfreuen, das Recept zu kennen; denn bis jetzt habe ich

gedacht, wir allein seien im Stande, ein Punsch zu machen.«

»Das glaube ich auch wohl!« rief eifrig der Maler. »Auf meinen Reisen (er sprach gern von seinen Reisen, obgleich eigentlich Niemand wußte, welche Länder er bereist hatte), traf ich mit vielen Ihrer Herren Landsleute zusammen, die einige Mal das Ausgezeichnetste in Punsch leisteten.«

»Polen und Rußland,« entgegnete stolz der Graf, »sind eigentlich das Land der Pünsche.«

Als er das sprach, überschauerte es die blasse Kaufmanns Wittwe, und auch Clementine Weibel fühlte sich angenehm erregt. – »Pünsche« hatte er gesagt, ach, und er sprach dieses Wort so deliciös aus! – Pünsche! Es klang das so weich, so wohllautend und doch wieder so melancholisch. O, es war ein einziger Mensch, der lebenswürdige Fremde, dachten drei Viertel der anwesenden Damen, und viele derselben, die ihn das zauberische Wort hatten sprechen hören, spitzten ihren Mund und sagten mit einem himmelnden Blick: »Pünsche – Pünsche!«

Da sprach die alte strenge Justizräthin wohl unbedachter Weise die schrecklichen Worte: »Es wäre wohl nicht uninteressant, einmal einen polnischen Punsch zu versuchen.«

Und alsbald erklang es von allen Seiten: »Ach ja, Herr Graf, ein polnischer Punsch!«

Junge Damen, die heute Abend noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, mit dem Helden der Gesellschaft

ein Wort zu reden, näherten sich ihm mit flehend aufgehobenen Händen und sprachen so begeistert, als hofften sie ein Stückchen Seligkeit zu erlangen: »Ach, bitte, bitte, bester Graf, einen polnischen Punsch!«

»Ein polnischer Punsch!« sagte der langhaarige Maler beistimmend.

»Ein polnischer Punsch!« meinte die Frau Rechtsconsulentin, da sie sah, wie ihr Gemahl finster die Lippen zusammenbiß.

»Gewiß, ein polnischer Punsch!« sprach auch Madame Weibel mit dem energischen Tone ihrer Stimme.

Und »polnischer Punsch, polnischer Punsch!« klang es wie Hohngelächter der Hölle in den Ohren des unglücklichen Herrn Schilder.

Daß Graf Czrabowski dem allgemeinen Drängen nachgab, versteht sich von selbst. Nur Clementine Weibel machte einige bescheidene Einwendungen – Einwendungen, die den armen Fabrikanten vielleicht wieder etwas hätten aufrichten können, und wie die Liebe so gern zum Verzeihen geneigt ist, so sprach es schon in ihm: »O Gott, sie will keinen polnischen Punsch, sie will am vaterländischen festhalten!« Da sah er, mit welchen Blicken sie diese Einwendungen begleitete, als sie sprach: »Aber, Mama, das geht ja nicht; der Punsch wird in der Küche gemacht, wir können den Herrn Grafen doch nicht in die Küche führen, in die Küche, wo es, wie du wohl weißt, am Abend einer Soiree nicht immer so aussieht, wie es sollte.«

Darauf nickte der Herr Graf mit dem Kopfe und entgegenete lächelnd: »Ich werde nichts sehen als« – der Blick, den er bei diesen Worten auf das junge Mädchen warf, war wahrhaft mörderisch – »als – als die Sachen, die wir zu diesem Punsche gebrauchen.«

Da hierauf die Schwiegermutter befriedigt mit dem Kopfe nickte, eilte Clementine triumphirend in die Küche, um das Nothwendige herzurichten und dabei in der Geschwindigkeit so viel aufräumen zu lassen, als nur irgend möglich war.

Obgleich sie dicht bei Herrn Schilder vorbei kam, obgleich dieser sie mit seinen Blicken bannen zu wollen schien, sah sie ihn doch gar nicht; sie dachte nur an die Küche, an den polnischen Grafen und an den polnischen Punsch. – Glückliche Clementine!

Wie der junge Fabrikant nach diesem für ihn so entsetzlichen Auftritte aus dem Salon ins Wohnzimmer kam und von dort in das Eßzimmer gelangte, wo die Putzfrau mit Abräumen des Buffets beschäftigt war, das wußte er eigentlich selbst nicht. Er ging wie in dichtem Nebel und streckte zuweilen seine Hände aus, als müsse er sich durch das Gefühl orientiren. Auch durch das Eßzimmer ging er und kam an die Thür zum Schlafzimmer der Kinder, die er öffnete und, vielleicht ohne es selbst zu wollen, dort eintrat.

Fritzchen und Louise saßen an ihrem Tische neben Herrn Larioz, dieser hatte ein großes Buch vor sich, worin sich buntgemalte Ritter zu Fuß und zu Pferde befanden, die er den Kindern erklärte. Bei dem Eintritt des Herrn

Schilder blickte er in die Höhe und schien nicht einmal überrascht, als er dessen verstörtes Gesicht sah; er nickte bloß mit dem Kopfe und bot dem Eintretenden einen Stuhl, den dieser auch annahm und sich seufzend darauf niederließ.

»Sind die Gesellschaftsspiele vorüber?« fragte Herr Larioz, worauf der Andere antwortete: »Ja, es ist Alles vorüber.«

Dieses ›Alles‹ schien der Schreiber so zu verstehen, wie es Herr Schilder gemeint; denn er wandte seinen Kopf hin und her und sagte, nachdem er einen langen Blick auf den jungen Mann geworfen: »Ja, ja, die Welt liegt sehr im Argen; man muß aber nicht Alles so schwer nehmen.«

»Ja, wenn man's nur leicht nehmen könnte! Es ist eigentlich närrisch von mir, nicht wahr, daß ich die Gesellschaft verlasse und Sie hier in Ihrer stillen Einsamkeit überfalle? Ich weiß auch nicht, wie das gekommen ist; ich wollte nur dem polnischen Punsch aus dem Wege gehen.«

»Dem polnischen Punsch?« fragte Herr Larioz und blickte in die Höhe.

»Ach ja, Herr Graf Czrabowski thut der Gesellschaft die Ehre an, in der Küche mit Fräulein Clementine einen polnischen Punsch zu brauen.«

»Ah so, ah so!« erwiderte Herr Larioz und schaute gedankenvoll nach der Thür, aber nicht nach der, zu welcher Herr Schilder eingetreten war.

»Tante ist in der Küche,« sagte Louise, »da will ich ihr helfen gehen.«

»Ich auch,« meinte Fritzchen.

Und beide Kinder waren im Begriff, von ihren Stühlen herab zu steigen. Der lange Schreiber blickte fragend auf sein Gegenüber, und Herr Schilder wollte schon ziemlich erleichtert sagen: »Thut das, Kinder,« als er den Blicken des Anderen begegnete und darin etwas zu lesen schien, was er erst dann verstand, als Herr Larioz nun mit großer Ruhe sprach: »Man muß in der Welt klar sehen, das ist die Hauptsache – bleibt nur da, Kinder, ihr würdet draußen nur geniren.«

Hätte das jeder Andere im Hause gesagt, so würden die Kinder erst recht in die Küche gegangen sein; aber vor dem großen ernstesten Manne hatten sie einen so außerordentlichen Respekt, daß es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um sie zum Gehorsam zu zwingen.

Wenn Herr Schilder den Blick des Schreibers verstanden hatte, so wußte dieser auch genau, was die Angst bedeuten sollte, mit welcher der Fabrikant nach der Thür schaute, die nicht einmal fest verschlossen war und die auf den Hausflur und von da in die Küche führte. Dabei dachte Herr Larioz: Es ist doch Alles Lug und Trug in der Welt, keine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit mehr zu finden! Habe ich doch selbst gesehen, wie die da draußen zuerst mit dem vortrefflichen Schilder süße Blicke gewechselt, dann es ebenso mit ein paar Lieutenants gemacht, sowie mit dem langhaarigen Maler, und jetzt braut sie in der Küche einen polnischen Punsch! – O, über diese Welt!

Er blickte, wie er oft zu thun pflegte, vor sich hin und schaute weit, weit in andere Sitten und andere Zeiten. – »Sollte man nicht sein Schlachtroß besteigen?« murmelte er in sich hinein; »sollte man nicht sein gutes Schwert ziehen, und, sich deckend mit dem festen Schilde, hinein sprengen in das elende Gewimmel, das da unter unseren Füßen seine unsauberen Fäden zieht? – Ja, bei Gott und San Jago! Das sollte man thun, aufdecken alle die Heimlichkeiten, so viel es möglich ist, und Lug und Trug zerstören.«

Darauf athmete er tief auf und sagte mit ruhiger Stimme: »Ich werde mir in der Küche ein Glas Wasser holen.«

Herr Schilder nickte befriedigt mit dem Kopfe und folgte dem langen Schreiber mit dankbaren Blicken, der sich nun langsam erhob, die Thür weit öffnete und hinaus schritt.

Unterdessen waren Clementine und der Graf Czrabowski mit der Anfertigung des polnischen Punsch besetzt. Babette hatte alle Ingredienzien auf den Küchentisch gestellt und sich dann pflichtschuldigst entfernt. Die Beiden waren allein in dem halb dunkeln, räucherigen Gemach, und nur dumpf hörte man aus den Gesellschaftszimmern das Lachen und Plaudern der Gäste; doch machten diese immer noch einen solchen Lärm, daß es jedes andere Geräusch übertönte. Clementine zerschnitt Orangen, drückte sie in die Suppen-Terrine aus, und der Graf sagte: »Ach, welcher deliziöser, wunderbarer Geruch das ist! Man glaubt im schönen Süden zu sein, in Italien, wandelnd in Myrten- und Orangenwäldern.«

»Sie waren in Italien?« fragte sie.

»Ja und nein,« gab er zur Antwort; dann setzte er mit einem Seufzer hinzu: »Ich war allein da, und allein umher irren, ohne ein Herz, das im Stande ist, uns zu verstehen, ohne Jemanden, der zu uns spricht: Ach, wie ist das so schön! – da zählt eine solche Reise gar nicht.«

»Ach, ich glaube das,« entgegnete Clementine seufzend und wandte ihren Kopf ein wenig herum, worauf sie fast erschrak, als sie dicht vor sich die blitzenden Augen des Fremden erblickte.

»Nur zu Zwei kann man genießen,« fuhr dieser fort, setzte aber gleich darauf in leichterem und gefälligerem Tone hinzu: »Warum diese Melancholie, die mich so oft und schmerzlich überfällt, vor Ihnen zeigen, mein schönes Fräulein? Was kümmert uns die Vergangenheit, was kümmert uns Italien? Ist doch die Gegenwart so wunderschön!«

Er stand sehr dicht bei dem jungen Mädchen, als er das sprach.

»Aber was machen Sie?« fuhr er nach einer kleinen Pause fort, als er sah, daß Clementine ihre vom Orangensaft nassen Finger an einem Küchenhandtuch abtrocknen wollte. »Welche Verschwendung, diese köstlichen Tropfen!«

Rasch hatte er ein feines Battisttuch hervorgezogen und warf es leicht und gewandt über die beiden Hände des jungen Mädchens, ergriff dieselben und bemühte

sich mit manchem Druck, die Stelle des Küchenhandtuches zu versehen. Es war das ein etwas gefährliches Manöver, und Clementine athmete tief und schwer auf, das Blut schoß ihr ins Gesicht und ihre Augen flammten.

Der Graf hatte sein Tuch sorgfältig wieder abgewickelt, brachte es dann an seinen Mund und schien begierig, den Duft der Orangen einzufangen. »Sehen Sie,« sagte er darauf, »was Sie hinweg werfen wollten, hat mich für mehrere Tage glücklich gemacht – für mehrere Tage, denn noch lange wird mich der Duft dieses Tuches an einen seligen Augenblick erinnern.«

Clementine war unruhig, ihre Hand zitterte, als sie nun eine der Flaschen emporhob, um die Flüssigkeit auf den Orangensaft und den Zucker zu gießen.

»Ich muß Sie unterstützen,« sprach der Graf mit leiser, schmeichelnder Stimme, »das ist Ihrer Hand zu schwer.« Damit legte er seinen linken Arm um ihre Taille, aber nur in der Absicht, um mit den Fingerspitzen ihre Hand zu halten, die wirklich auffallend zitterte.

Die zweite Flasche goß er selbst in die Terrine, aber mit seiner rechten Hand, denn sein linker Arm war beschäftigt.

»Wie das betäubend ist!« sagte das junge Mädchen, nachdem sie sich einen Augenblick tief auf die stark duftende Flüssigkeit hinabbeugt. – »Ach, so betäubend!«

Auch er war ihrem Beispiele gefolgt und hatte den Kopf niedergesenkt, so tief, daß seine Lippen ihr Haar berührten.

»O, man kann das nicht lange aushalten,« fuhr Clementine fort, nachdem sie ein paar Sekunden in dieser Stellung verharret. »Das verwirrt ordentlich die Sinne. Ah!« machte sie und warf ihren Kopf heftig zurück. Da er in diesem Augenblicke nicht das Gleiche that, sondern nur sein etwas bleiches Gesicht gegen das glühende des jungen Mädchens wandte, so war es von ihrer Seite wirklich ganz absichtslos und unwillkürlich – wir wollen das wenigstens annehmen, daß sich ihre Lippen fanden und auch sogar einen kleinen Moment in dieser Bewegung verharreten.

Da hörten die Beiden eine tiefe Stimme hinter sich sagen: »Das ist also ein polnischer Punsch?«

So überrascht werden ist immer eine höchst mißliche Sache; es gibt da freilich allerhand Auswege, aber sie sind nicht immer mit Vortheil anzuwenden; man kann die Sache höchst gleichgültig nehmen, als habe der, welcher uns überrascht, mit seinen vielleicht sehr vortrefflichen Augen sich doch nur geirrt; doch gehört dazu eine außerordentliche Frechheit, die nicht Jeder besitzt; man kann die Geschichte in Lachen verkehren; *sie* kann es für einen etwas albernen und unziemlichen Scherz declariren; doch bedarf es dazu einer Geistesgegenwart, die in diesem Umfange ebenfalls nicht Jedermanns Sache ist; man kann mit einem Schrei aus einander fahren, der eine Theil kann sich flüchten, der andere mit einem gewissen bekannten Gesichtsausdruck überrascht stehen bleiben,

und das ist die gewöhnliche Lösung solcher verdrießlichen Rencontres, aber es ist ein bischen compromittierend.

Der Graf und Clementine, eigentlich sie allein, behandelten die Sache auf die letzt angegebene Art; er hätte vielleicht zum ersten oder zweiten Auskunfts Mittel seine Zuflucht genommen; da aber das junge Mädchen mit einem lauten Schrei von der Küche in die Speisekammer flüchtete, so blieb ihm nichts übrig, als ziemlich verblüfften Angesichts die strenge Miene des langen Mannes anzuschauen, den er vorhin im Gesellschaftszimmer in der Fensterecke gesehen, und dessen Züge ihm schon damals nicht besonders gefallen.

»Das ist also ein polnischer Punsch, Herr – Graf?« wiederholte der Eingetretene, indem er mit der rechten Hand den armen Herrn Schilder abwehrte, der sich erregt vordrängen wollte, obgleich er nicht alles gesehen, was der Schreiber erschaut.

Graf Czrabowski hatte übrigens im nächsten Augenblicke seine Fassung wieder gewonnen und versuchte es, sich aus der Affaire zu ziehen. Doch schüttelte Herr Larioz mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck seinen Kopf und sagte: »Das mag anderswo gebräuchlich sein, an solche Art mit jungen Mädchen Punsch zu brauen; bei uns in anständigen Häusern aber denkt man, es sei sehr frech, sich so zu benehmen.«

»Ja, sehr frech,« sprach auch zitternd vor Zorn Herr Schilder, der sich nun gewaltsam vordrängte und dicht vor den interessanten Fremden hintrat. – »Sehr frech, ich

wiederhole es und will es zehn Mal wiederholen, und so laut als ich kann.«

Leider that er das Letztere in vollem Umfange, so daß sich Herr Larioz veranlaßt sah, ihn um Mäßigung zu er-suchen. Und daran hatte der Schreiber Recht, denn wer bei solchen Veranlassungen anfängt zu schreien, gibt sich eine Blöße, die ein geschickter Gegner gleich zu benutzen versteht.

Und ein solcher Gegner war der Herr Graf Czrabowski; er fuhr lächelnd durch sein Haar, er drehte lächelnd an seinem zugespitzten Schnurrbart, er sagte lächelnd: »Das nenne ich Gastfreundschaft, einen einzelnen harmlosen Fremden so zu überfallen!«

Hätte nur zuerst Clementine und nachher Herr Schilder nicht so laut geschrieen! Aber in den Gesellschaftszimmern war es mit einem Male sehr still geworden, und jetzt öffnete sich die Thür vom Salon auf den Gang, und Madame Weibel schlich heraus, welcher ihr Schwieger-sohn mit gerunzelter Stirn folgte.

Die Beiden traten in die Küche; Niemand wagte eine Frage zu stellen, man sah sich erstaunt an. Herr Larioz stand mit hoch erhobenem Kopfe an der Thür, Herr Schilder haschte nach Athem, während er seine beiden Hände krampfhaft schloß und öffnete; der Graf spielte verlegen mit seiner Uhrkette, und Clementine war verschwunden.

Die Schwiegermutter war die Erste, welche ihren Mund öffnete und fragte: »Wo ist meine Tochter?«

Ein paar Sekunden lang antwortete Niemand, dann sagte, Herr Schilder, indem er heftig schluckte: »Sie hat

sich, als wir in die Küche traten, dort in die Speisekammer geflüchtet.«

»Geflüchtet?« rief Madame Weibel, und sie legte einen Ausdruck auf dieses Wort, der offenbar sagen wollte: »Seit wann findet sich ein Mitglied der Familie Weibel in die Nothwendigkeit versetzt, sich zu flüchten?« – Und dann fuhr sie fort, indem sie ihre spitze Nase gegen den langen Schreiber richtete: »Was haben Sie eigentlich in meiner Küche zu suchen?«

»Was ich dort suchte, habe ich gefunden,« entgegnete Herr Larioz mit großer Ruhe.

Der Rechtsconsulent hatte bis jetzt kein Wort gesprochen, nur hatte er sämtliche Anwesende mit strengem Blicke betrachtet, der sich aber in einen ängstlichen verkehrte, als er hinter sich die Salonthür geöffnet und das Gesicht der blassen Kaufmanns-Wittwe sah, die neugierig heraus horchte.

»Gehen wir hinein,« sprach er eilig, »gehen wir alle hinein – dummes Zeug! Ich bitte, meine Herren, gehen wir hinein!«

»Und Fräulein Clementine?« fragte Herr Schilder einigermaßen zur Unzeit,

»Lassen Sie meine Tochter, wo sie ist,« sagte streng Madame Weibel. »Und Sie,« wandte sie sich an Larioz, »haben doch wohl gehört, was Ihnen mein Schwiegersohn befohlen? Machen Sie, daß Sie aus meiner Küche fort kommen, – Sie –!« Dieses ›Sie‹ war mit einem so giftigen Blicke begleitet, daß jeder Andere unfehlbar davor zurückgewichen wäre.

Der lange Schreiber aber, der diesen Blick kannte und nicht fürchtete, zuckte lächelnd die Achseln und sprach zu Herrn Schilder: »Kommen Sie, sonst haben wir Beiden noch das größte Unrecht begangen.«

»Das haben *Sie* auch,« entgegnete ungemein erbost die Schwiegermutter; denn ihrem geübten Verstande war es schon im ersten Augenblicke klar geworden, um was es sich handelte. »Was haben Sie an Küchenthüren zu hochen und Andere noch dazu zu veranlassen!«

Der Rechtsconsulent, der klüger war und ruhigeres Blut besaß, als seine Schwiegermutter, wollte sich begütigend ins Mittel schlagen, doch war es zu spät. Clementine, die jedes Wort verstanden hatte, und der es in der Speisekammer anfang zu eng und unbehaglich zu werden, glaubte den Zeitpunkt gekommen, wo sie mit einigem Eclat siegreich hervorbrechen könne. Und das that sie denn auch; sie stürzte weinend an den Hals ihrer Mama, indem sie sagte: »Ach ja, es ist nur die helle Bosheit von dem Schreiber, er hat an der Küchenthür gelauscht und uns absichtlich erschreckt. – O, das ist schändlich.«

»Ja, es ist schändlich,« murmelte der polnische Graf, der bis jetzt für gut befunden hatte, stillschweigender Zuschauer zu sein.

»Ja, sehr schändlich!« sprach die Schwiegermutter mit Pathos. »Schändlich über alle Beschreibung – Sie langer, nichtsnutziger Mensch! »

Es war gut, daß der Rechtsconsulent in diesem Augenblicke seine Hand auf den Arm des Herrn Larioz legte und ihm ernstlich sagte: »Ich wünsche jetzt Ruhe, wir

wollen das morgen untersuchen,« – worauf der Schreiber einen tiefen Athemzug that und sich dann verneigte.

Leider hatte die Toilette des Fräuleins Clementine Weibel in der rauchigen Speisekammer einigen Schaden gelitten, was nicht dazu beitrug, die gute Laune der beiden Damen zu erhöhen. Clementine wollte in ein fortgesetztes Weinen verfallen, was sich aber der Rechtsconsulent verbat, indem er sie ersuchte, ihre Toilette so gut als möglich zu corrigiren und dann zur Gesellschaft zurückzukehren. Er zitterte, wenn er daran dachte, daß man drinnen Vermuthungen schöpfen könne, oder daß die blasse Kaufmanns-Wittwe etwas verstanden. Deßhalb sagte er mit sehr eindringlicher und fester Stimme, obgleich er ganz leise sprach, zu Madame Weibel: »Frau Schwiegermutter, Sie mögen zufälliger Weise anderer Ansicht sein, aber ich ersuche Sie dringend, in den Salon zurückzukehren und den Leuten drinnen, die wahrscheinlich die Köpfe zusammen stecken, irgend etwas Glaubwürdiges zu erzählen. Oder wollen Sie,« setzte er mit zusammengebissenen Zähnen hinzu – »morgen ein Stadtgerede haben, das vielleicht der Wahrheit sehr nahe kommt? – Bitte, sagen Sie mir später Ihre Meinung, aber jetzt gehen Sie.«

Eine Sekunde lang maß ihn die erzürnte Dame von oben bis unten, und dann sagte sie: »Gut, Herr Schwiegersohn, das Maß ist überfüllt.«

Damit rauschte sie hinaus.

»Und Sie, Herr Graf,« wandte sich der Hausherr mit höflichem, aber trockenem Tone an den etwas verblüfft

dastehenden interessanten Polen, »darf ich Sie wohl bitten, zur Gesellschaft zurückzukehren?«

»Wenn Sie mir erlauben, Herr Doktor,« entgegnete der Fremde nach einer Pause, wobei er den Versuch machte, einen Blick von Clementinen aufzufangen, die aber kluger Weise das Taschentuch vor die Augen hielt, »so ziehe ich mich heute Abend zurück und werde mir morgen erlauben, Sie zu besuchen, um eine kleine Erklärung über die eben gehabte Scene entgegen zu nehmen.«

Er warf den Kopf etwas stolz in die Höhe, und Herr Larioz zuckte bedeutsam mit dem rechten Arm. Nach einem abermaligen vergeblichen Versuche, einen Blick von dem jungen Mädchen zu erhalten, setzte er seufzend und mit Beziehung hinzu: »Nach dem, was ich heute Abend erlebt, ist mir Stille und Ruhe angenehm.«

Damit machte er dem Hausherrn eine Verbeugung, ging hinaus, ließ sich von der lauschenden Babette Paletot und Hut geben und verschwand.

Zweimal zuckte Clementine zusammen und schien im Begriffe, das Tuch von ihren Augen zu entfernen, um ihm einen Blick nachzusenden, doch siegte ihre Klugheit, und sie vergrub ihren Kopf noch tiefer in die Hände.

»Wir wollen morgen weiter darüber sprechen,« sagte alsdann der Rechtsconsulent zu seinem Schreiber; »gehen Sie noch eine kleine Weile zu den Kindern oder –«

»Nach Hause, ich verstehe,« erwiderte lächelnd Herr Larioz, indem er sich umwandte, um noch für einen Augenblick in das kleine Schlafzimmer zu treten. Das, was

er gesehen und gehört, hatte ihn tief erschüttert; er hatte es nicht für möglich gehalten, daß man so Recht in Unrecht verwandeln könne. Ja, sprach er seufzend, die Welt ist voll Arglist und Trug, und es gehört ein langer Kampf und ein kräftiger Arm dazu, um daraus siegreich hervor zu gehen. Aber Sieg oder Untergang, das ist meine Losung. – Und ich kann einmal diesem finsternen Getreibe nicht zuschauen, ohne hinein zu sprengen und ›Licht und Recht‹ rufend, die Gegner mit geschlossenem Visir nieder zu stoßen. – Gott und San Jago werden mir helfen.«

Herr Schilder war mit Clementinen allein in der Küche zurück geblieben. Ob der Rechtsconsulent den Fabrikanten absichtlich nicht in den Salon genöthigt, wissen wir nicht anzugeben, aber wir vermuthen es. Er stand zwischen der Thür und dem Küchenschranke und betrachtete ziemlich verlegen die Nägel seiner Finger; sie war in der Nähe des Anrichttisches, wo sich noch der halb fertige Punsch befand, und schluchzte lauter als vorhin. Daneben vernahm man das Zischen des kochenden Wassers in dem Kessel auf dem Feuer, der zuweilen vergnügt seinen Deckel lüftete, als wollte er sagen: Schaut nur daher, mein Wasser kocht schon lange, wollt ihr es nicht aufgießen zur Freude der dürstenden Menschheit?

Trotzdem, daß Clementine in Schmerz versunken zu sein schien, hatte sie doch Fassung genug, um genau zu überlegen, wie die ziemlich verfahrenere Sache noch

zum Besten zu lenken sei. In Fragen wie die vorliegende verzweifelt ein Mädchenherz selten, und auch Clementine schöpfte Hoffnung in dem wirklich kummervollen Blicke, mit dem der junge Fabrikant sie betrachtete, was zu bemerken ihr Raum genug blieb zwischen Finger und Schnupftuch. – Was thun? sich in eine Erklärung einlassen? den Feind langsam mit Worten angreifen? – Das konnte vielleicht zu einer augenblicklichen Versöhnung führen; aber Clementine wollte mehr; sie fürchtete sich vor dem Gerede der Welt, sie sah den einzigen Weg, auf dem es ihr gelingen konnte, ihre Feinde nicht nur zum Schweigen zu bringen, sondern auch vor Neid vergehen zu machen. Aber dieser Weg, der allein zu einem glücklichen Ziel führen konnte, bestand in einer förmlichen Ueberrumpelung des ziemlich wehrlosen Feindes, und muthig wie sie war, beschloß sie diese Ueberrumpelung.

Nach einem lauten Schluchzen und nach einer Attitude, bei der sie das Gesicht mit empor gehobenen Händen gegen die rauchige Decke der Küche wandte, warf sie sich schmerzbewegt und wie aufgelöst vor Kummer gegen den erstaunten Fabrikanten, der die Wahl hatte, sie entweder vor sich auf den Boden niedergleiten zu lassen oder in seinen Armen aufzufangen.

– Er that das Letztere; ja, er that noch mehr: er wandte seinen Blick nicht ab, sondern er schaute dem schönen Mädchen in die von Thränen glänzenden gefährlichen Augen, die sie von unten heraus schmachtend auf ihn richtete; auch verschloß er seine Ohren nicht, sondern

er nahm ihre Worte, obgleich sie ihm wie ein süßes Gift erschienen, in sein Herz und – – war verloren.

»Und Sie konnten glauben,« schluchzte sie mit einem sehr gut gemachten krampfhaften Zittern ihres Körpers, »was Ihnen schlechte Menschen zugeflüstert? – Sie, dem ich so viele Beweise meiner – – Freundschaft gegeben? – Sie konnten mich verdammen? – Sie, an dessen Urtheil mir so viel liegt? – O, wie ist die Welt so schlecht!«

Bei den letzten Worten machte sie einige schwache Anstrengungen, sich los zu winden, doch der arme Herr Schilder, wie eine Fliege im Netz der klugen Spinne gefangen und sich freudig über seine Gefangenschaft, hielt sie fest und fester, ja, er wagte es, seinen Kopf hinab zu beugen und sie auf die Stirn zu küssen. Wie schreckhaft zuckte sie zusammen! Wie war ihm dieses schreckhafte Zusammenzucken ein sicherer Beweis, daß sich der lange Schreiber vorhin geirrt und daß dieses Mädchen nicht im Stande sei, sich von einem hergelaufenen Grafen bei der Zubereitung eines polnischen Punschkes küssen zu lassen! Ja, er fühlte sich außerordentlich glücklich, sein Herz schlug schneller, und er sagte mit bewegter Stimme: »Seien Sie ruhig, Clementine, es war ja nur meine Liebe zu Ihnen, die mich hieher trieb, und nur an Sie will ich glauben, wenn ich so glücklich sein darf, Ihre Gegenliebe zu erhalten.«

Da wand sie sich leicht aus seinen Armen, schaute ihn mit einem unaussprechlichen Blicke an und lispelte sanft erröthend – wir können nicht anders, als uns in diesem schönen Augenblicke des Romanstyls zu befleißigen –

sie wand sich also aus seinen Armen, ihr Blick war unaussprechlich, sie erröthete und lispelte die bedeutungsschweren Worte: »Sprechen Sie mit meiner Mutter!«

Damit entschlüpfte sie ins Nebenzimmer, wo Babette schon lange bereit stand, um die Toilette der jungen Dame, so viel es thunlich war, wieder in Ordnung zu bringen.

Herr Schilder blieb am Anrichttische stehen; er lächelte vergnügt in sich hinein, er schaute rechts, er schaute links, er schaute in die Höhe, er schaute vor sich nieder, und als er Letzteres that, blickte er hinab in die Suppenterrine, wo der polnische Punsch unzubereitet geblieben war. Gott sei Dank, sprach er zu sich selber, daß der nicht fertig geworden ist! Versuchen wir, ob er an den kostbaren Ingredienzien nichts verdorben, und wenn wir nichts Verdächtiges finden, so machen wir siegreich ein harmloses deutsches Gebräu.

Nachdem er hierauf mit dem Löffel gekostet, noch etwas Pomeranzensaft und Rum dazu gethan, da die Beiden zu viel Zucker hinein gemischt, goß er eigenhändig das dampfende Wasser in die Schüssel und erfreute sich hierauf an dem würzigen Duft, der in seine Nase stieg.

Der Punsch war fertig, Babette trug ihn ins Zimmer, und Herr Schilder schritt hinterdrein, erhaben, im Gefühle seines Sieges, süß lächelnd, Glück und Freude strahlend.

Die Gäste, vor allen die blasse Kaufmanns-Wittwe, wußten nicht, was sie glauben sollten. Wohl hatte man einiges gemurmelt von dem Auftritt in der Küche, was

der Wahrheit ziemlich nahe kam, doch war das Aussehen der Betreffenden so ganz anders, als man erwartet hatte.

Der Rechtsconsulent trug sein gewöhnliches Gesellschaftslächeln zur Schau, und Madame Weibel hatte Geistesgegenwart genug, ein paar vertrauten Freundinnen zu versichern, daß man sich selbst in der geordnetsten Haushaltung nicht immer auf seine Mägde verlassen könne. »Die Babette,« sagte sie, »ist sonst wirklich eine ganz brauchbare Person, aber sorgfältig nach den Etiquetten auf den Flaschen zu sehen, das hält auch sie für überflüssig.« – Nur daß der polnische Graf nicht wieder kam, war die einzige Klippe, an welcher das Lächeln des Hausherrn, sowie die Geistesgegenwart der Schwiegermutter zu scheitern drohte.

Glücklicher Weise erschien in diesem Augenblicke, wie wie schon vorhin gesagt, Babette mit der Punschbowle und Herr Schilder mit freudestrahlendem Gesichte; glücklicher Weise, wiederholen wir, ging Herr Schilder auf Madame Weibel zu und sagte ihr leise einige Worte, welche die alte würdige Dame mit einigem Erstaunen, aber mit einem Erstaunen des Stolzes und der Freude zu vernehmen schien. Sie machte ein wehmüthig verklärtes Gesicht, reichte dem jungen Fabrikanten die Hand und sprach alsdann zur Justizräthin, die einigermaßen finster darein schaute und der es durchaus nicht gefallen wollte, daß in einem Hause, welches sie mit ihrer Gegenwart beehrte, unerklärliche Dinge vorkommen sollten:

»Sehen Sie, so sind diese jungen Leute; läßt man sie nur eine Minute allein, so passirt immer etwas.«

»Es passirt etwas?« fragte lauernd die Gerechtigkeit.

»Ja, stellen Sie sich vor, Frau Justizräthin,« entgegnete Madame Weibel, sich umschauend, mit so lauter Stimme, daß es wenigstens ein Dutzend der nah und fern Stehenden hören konnte, »da hat dieser böse Schilder den Augenblick benutzt, um meine Tochter Clementine in der Küche um ihr Jawort zu bitte.«

»Ah!« machte die Justizräthin enttäuscht, denn auch sie hatte eine hoffnungsvolle Tochter, mit welcher der junge Fabrikant schon öfters sehr freundlich gesprochen.

»Ah!« machte es rings im Kreise, und man sah gezwungenes Lächeln und lange Gesichter. Nur das Ah! der blassen Kaufmanns-Wittwe war ein Laut der Freude und klang, als wenn ihr eine Centnerlast vom Herzen rolle. – Also nicht der schöne polnische Graf!

Dann wurde von allen Seiten gratulirt, und ein wohlgenährter Kanzleidirektor, der Junggeselle war und eine gute Tafel liebte, sagte schmunzelnd: »Eine Verlobung in der Küche ist ein gutes Omen; ich werde häufig bei Ihnen speisen, lieber Schilder.«

Herr Larioz hatte sich unterdessen noch für einen Augenblick in das Kinderzimmer zurückgezogen; er wollte nicht so auf dem Hause fortstürzen, wie es der polnische Graf gethan; er war sich seines Rechtes bewußt und es kochte in ihm, wenn er bedachte, daß der Trug und die Unredlichkeit dieser Welt wieder einmal den Sieg davon tragen solle. Es that ihm weh, was er erlebt, und er mußte sich zu einem Lächeln zwingen, als die Kinder freundlich auf ihn zusprangen und wissen wollten, warum man in

der Küche so laut gesprochen. Ja, obgleich es ihm lieber gewesen wäre, wenn er, um seiner düsteren Gedanken Herr zu werden, mit großen Schritten hätte im Zimmer auf- und abspazieren können, so mußte er sich doch von Fritzchen und Louisen auf einen Stuhl niederziehen lassen, um ihnen einige der fabelhaften Geschichten zu erzählen, die sie so gern hörten und die er auch in ruhigen Augenblicken gern zu erzählen pflegte, von tapfern Rittern, die hoch zu Roß, ihr gutes Schwert in der Hand, ehemals im Lande umher zogen, um Drachen zu tödten und gefangene Königstöchter zu befreien.

Er hatte gerade eines der ebenerwähnten Ungeheuer so genau als möglich beschrieben, als sich die Nebenthür öffnete und Madame Weibel mit der Rechtsconsulentin eintrat; letztere trug auf einem Teller zwei kleine Gläser Punsch für die Kinder. Das Auge der Schwiegermutter verfinsterte sich, als sie den Schreiber bemerkte, und Madame Emilie schien durch ihren eigenthümlichen Blick fragen zu wollen: Verstehst du diese Frechheit, noch das zu bleiben?

»Herr Larioz erzählt uns eine schöne Geschichte,« sagte Louise, die noch nichts von eigenthümlichen Blicken verstand.

»Gerade als du herein kamst, Großmama,« setzte das Bübchen hinzu, »hat er von einem prächtigen Drachen erzählt. Eine schöne Geschichte!«

»Die jetzt wohl aus ist?« entgegnete Madame Weibel in schneidendem Tone.

Worauf Herr Larioz sehr ruhig antwortete: »Ja, Madame, sie ist vollkommen zu Ende.«

Damit erhob er sich, um nach der Fensternische zu gehen, wo sein Hut stand.

Madame Weibel schaute ihm mit einem finsternen Blicke nach und meinte, halb zu ihrer Tochter gewandt: »Die Geschichten in diesem Hause hätten schon lange aufhören müssen, wenn dein Mann ein gescheidter Mann wäre, oder« – setzte sie achselzuckend hinzu – »wenn gewisse Leute einsähen, wie überflüssig sie sind.«

Herr Larioz fuhr ruhig mit der Hand über seinen Hut, und versetzte: »Es ist aber leider nicht Jedermann gegeben, sein Ueberflüssigsein einzusehen.«

»Adieu, Adieu!« rief die Schwiegermutter, indem sie mit ihrer Hand heftig gegen den Schreiber winkte.

Dieser hätte sich auch unfehlbar zurückgezogen, wenn sich nicht in diesem Augenblicke abermals die Thür geöffnet hätte und Clementine, die wahrscheinlich im Nebenzimmer gelauscht hatte, mit flammendem Blick eingetreten wäre und zu ihrer Schwester gesagt hätte: »Du kannst mir glauben, Emilie, wenn ich in deinem Hause nochmals solche Menschen finden muß, wie diesen da, so betrete ich deine Schwelle nicht mehr.«

»Ich war Ihnen wohl hinderlich, mein Fräulein?« sprach Herr Larioz mit großer Ruhe.

»Hinderlich?« rief das junge Mädchen, indem die Röthe des Zorns ihre Wangen bedeckte; »hinderlich? Wie kann mir *das* hinderlich sein?« Dabei machte sie dieselbe verachtungsvolle Handbewegung, wie vorhin ihre Frau

Mutter. »Wenn mir nicht die paar Worte zu gut wären, die ich an Sie verschwende, so würde ich Ihnen sagen, daß Sie –«

»Sagen Sie lieber nichts,« erwiderte der Schreiber, indem er einen einzigen, aber großen Schritt näher trat und Clementine mit seinen Augen scharf fixirte.

»Ja, sage es ihm nur!« rief die Schwiegermutter. – »Ein solcher Schleicher und Spion – ein nichtsnutziges Subjekt!«

»Madame!«

»Ein nichtsnutziges Subjekt, das es wagt, meine Tochter zu verdächtigen, während er selbst vor Scham die Augen nicht aufschlagen sollte. – Ja, Scham!« lachte sie krampfhaft hinaus; »was kennt so Einer von Scham!«

»Die verlernt man freilich bei Ihnen, Madame,« entgegnete der also Gereizte, und es war ein Wunder, daß er nicht noch Schlimmeres sagte. Doch hatte er mit seinen Worten in ein Wespennest gestochen.

»Habt ihr's gehört?« kreischte Madame Weibel, indem sie auf ihn zutrat. »Habt ihr's gehört? Und das muß ich alte Frau mir von dem Knechte deines Mannes sagen lassen!«

Da öffnete sich abermals die Thür, und hastig und mit bleichem Gesichte trat der Rechtsconsulent in das Zimmer, die Hände wie flehend erhoben.

»Da kommt der Rechte!« höhnte die Schwiegermutter, indem sie eine laute Lache aufschlug, »jetzt werdet ihr sehen, wie er seinen Helfer in Schutz nimmt.«

»In Schutz werde ich jeden nehmen, dem in meinem Hause Unrecht geschieht,« entgegnete der Hausherr nach einem tiefen Athemzuge in sehr leisem, aber doch verständlichem Tone. »Zuerst aber frage ich euch« – und dabei zitterte seine Stimme – »seid ihr denn gänzlich von Gott verlassen, hier so zu schreien und alle Welt aufmerksam zu machen? – Um des Himmels willen gebt doch Ruhe!«

»Ruhe wird hier nie einkehren,« rief die Schwiegermutter, »und was die Welt sagt, ist mir gleichgültig!«

»Ja, was die Welt sagt, ist uns gleichgültig,« kreischte nun auch die Rechtsconsulentin, welche den ganzen Abend die Dulderin gespielt und nun ins andere Extrem übersprang.

»So schreit ins Teufels Namen!« rief der Rechtsconsulent bebend vor Zorn. – »Larioz, gehen Sie nach Hause, wir sprechen morgen darüber.«

»Ja, er soll gehen, das Ungeheuer!« rief Madame Plager weinend, »er, der mich und meine Kinder, ja, meine ganze Familie unglücklich machen möchte – dein schlechter Helfershelfer, dein – o pfui!«

Dabei spuckte sie heftig aus, und der arme Rechtsconsulent, der von den flammenden Blicken der drei Weiber noch das Schlimmste befürchtete, schob seinen Schreiber zur Thür hinaus. Doch geschah das nicht schnell genug, um Madame Weibel verhindern zu können, ihnen eines der Punschgläser sammt Inhalt nachzusenden, wobei sie so glücklich oder so unglücklich traf, daß das Glas dem

Herrn Larioz allein an den Kopf flog, der Punsch dagegen Herrn und Gehülften zu gleichen Theilen beschütete. In demselben Augenblicke sprang Clementine gegen die Thür, drückte sie mit voller Kraft hinter den Beiden zu und schob den Riegel vor.

Der lange Schreiber war auch nicht mehr gleichgültig geblieben; seine Hand zitterte heftig, als er nach seinem Stock und Paletot griff, und es bedurfte eines bedeutungsvollen Blickes des Rechtsconsulenten, sowie eines flehentlichen Zeichens des Schweigens nach der Salontür, um ihn zu veranlassen, äußerlich ruhig die Treppen hinabzusteigen. Dabei aber knirschte er mit den Zähnen und dachte an Dies und Das, an Kampf und Waffengeklirr, wie ihm jetzt eine tüchtige Klinge in der Hand lieber wäre, als sein langes spanisches Rohr, wie er es als einen Segen des Himmels ansehen würde, wenn sich die drei Weiber droben in drei Männer verwandeln wollten, wenn er sie treffen könnte auf einem freien Plane, um einen der Kämpfer nach dem anderen niederwerfen und ihnen alsdann das Schwert auf die Kehle setzen zu können, bis sie sprächen: »Ja, wir sind ein heuchlerisches Gezücht voll Lug und Trug!«

Damit war er die Treppen hinuntergegangen und stand nun vor der Haustür, in der dunklen Nacht weiter denkend: Und so würde ich nicht nur die da droben besiegen und entlarven, sondern alle, die unter der Maske der Heuchelei und Freundschaft ihren Nebenmenschen die Tage stehlen und das Leben verbittern, – und so muß es kommen; sollte ich auch darüber zu Grunde gehen. – Er

blickte bei diesen Worten in die Höhe, wo aus dem Dunkel klare Sterne strahlten, und fuhr alsdann in seinem Selbstgespräche fort: Wenn mir alsdann auch hier unten die Anerkennung fehlt, so wird mich doch ein höheres Bewußtsein lohnen.

Als er das gesagt, vernahm er ein Oeffnen des Fensters droben und eine höhnende Stimme, die herabrief: »Babette wünscht, wohl zu schlafen!«

Doch war es nicht diese Stimme allein, die ihn zusammenfahren ließ, sondern ein Gefühl, als verfinsterten sich plötzlich alle seine Himmel, und als sendeten drohende Wolken einen dichten Regenguß herab.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. IN DER SCHREIBSTUBE.

Wenn man sich eine Jahreszeit wählen dürfte, um alle seine verdrießlichen Augenblicke dorthin zu verlegen, so müßte das unfehlbar das Frühjahr sein mit seinen freundlichen Morgenstunden, dem blauen Himmel mit den leicht dahin segelnden Wolken, der duftenden Erde voll erwartungsvoll zitternder Kräuter und neugierig ausschauender Blumen. Ja, für den Frühling sollte man sich alle Verdrießlichkeiten des ganzen Jahres aufheben, aber nicht um die schönen Tage desselben damit zu verderben, sondern um vor ihrem Duft und Schimmer alle Traurigkeit verschwinden zu lassen, wie der letzte Schnee vor einer warmen Maisonnette vergeht.

Wer an einem Frühlingsabend bekümmert nach Hause geht und schon im Dahinschreiten den eigenthümlichen Geruch des jungen Laubes auf sich einwirken läßt

und jenen warmen feuchten Hauch, den die Erde auströmt und den ein Westwind uns fast dunstig ins Gesicht weht, jenen Hauch, der uns, wenn wir die Augen schließen, schwarze, aufgelockerte Erde vor unsere Phantasie zaubert, die ersten grünen Blätter, ziehende Schwalben und die Spitzen von unzähligen keimenden Pflanzen, der fühlt nach und nach die Rinde schmelzen, die sein Herz nicht nur umzieht, sondern auch schmerzhaft zusammendrückt, und wenn er alsdann in der Nacht fest und ruhig geschlafen hat und am Morgen in das lachende Gesicht des jungen, fröhlichen Tages blickt, der vergißt leicht Kummer und Leid, und was ihm gestern niederdrückend vorkam, erscheint ihm heute als eine vorübergehende Unannehmlichkeit.

Ja, wer das könnte! Aber für die meisten der armen Menschen sind die Sorgen ziemlich gleichförmig über das ganze Jahr hin vertheilt, und schlage einer die finsternen Gedanken sich aus dem Sinn, wenn er nach einem Abende voll Verdrießlichkeiten am andern Morgen durch die Straßen gehen muß, wo ihm Regen und Schnee ins Gesicht peitschen, wo er mit der einen Hand seinen langen Stock hält und mit der anderen seinen Hut beruhigt, der bei jedem Windstoße allerlei verdächtige Bewegungen macht, um vom Haupte des Dahinwandelnden hinweg vielleicht in irgend eine strömende Gasse getrieben zu werden!

Auf die eben beschriebene Art war am andern Morgen nach jenem gemischten Thee Herr Larioz aus seiner Wohnung fort und auf das Bureau gegangen, an seiner

Seite Gottschalk, der von Nässe und Wind weniger zu leiden hatte, da er sich hinter seinem Vorgesetzten hielt und durch die lange Gestalt desselben geschützt wurde. Das Herz des Schreibers war immer noch tief betrübt, und wenn wir uns am Eingang dieses Kapitels erlaubten, von einem heiteren Frühlingstage als einer Zeit zu sprechen, die da im Stande ist, ein trauriges Herz fröhlich zu stimmen, so müssen wir hinzusetzen, daß der rauhe, windige und nasse Herbsttag dagegen die Verstimmung des Herrn Larioz sichtlich vermehrte.

Als die Beiden das Bureau erreichten, fanden sie auf dem Vorplatze den Tiger, der sich bemühte, ein kleines Feuer in dem Ofen anzumachen, welcher im Zimmer des Rechtsconsulenten stand. Wenn die frostige, feuchte Schreibstube der beiden Anderen schon an einem sonnigen Tage wie ein griesgrämiger Alter aussah, den man mit Gewalt zu einem mürrischen Lächeln zwingt, so konnte man heute bei dem niederströmenden Regen, bei dem trostlosen Halbdunkel, welches das Licht des Tages nicht zu verdrängen im Stande war, auf die Idee kommen, über der Eingangsthür würden die bekannten Worte:

Laßt alle Hoffnung hinter euch!

einen passenden Platz finden.

Herr Larioz lehnte seinen Stock in eine Ecke, hängte Paletot und Hut an den hiefür bestimmten Nagel und stellte sich mit über einander geschlagenen Armen an die

angelaufenen Fenster. Der Anblick des Hofes war indes-
sen, wir möchten sagen, glücklicherweise, noch trauriger
als der im Innern des Zimmers; hatten sich die schwar-
zen spitzen Giebel in der Nacht wirklich vorwärts ge-
lehnt, oder täuschten Regen und Schnee, der sie dicht
verschleierte – genug, man konnte glauben, die umher-
stehenden alten ruinenhaften Häuser blickten mit Selbst-
mordgedanken auf die Kehrlichthafen im Hofe. Sogar
diese letzteren schienen ein Gefühl ihres Elends zu ha-
ben, denn der Regen, der sich oben in den Vertiefungen
sammelte, lief wie in Thränenbächen an ihnen herunter,
so daß es aussah, als beweinten sie ihr jammervolles Da-
sein.

»Das ist doch ein wahres Hundewetter,« sagte der lan-
ge Schreiber, nachdem er einen Augenblick hinausge-
schaut.

Gottschalk, der sich durch einige sehr kunstlose Sprün-
ge, die er hinter dem Rücken seines Vorgesetzten aus-
führte, zu erwärmen versuchte, näherte sich jetzt eben-
falls dem Fenster und fragte mit einer etwas affektirten
Schüchternheit: »Warum sagt man eigentlich Hundewet-
ter, wenn es so stürmt und regnet?«

»Das ist doch sehr einfach,« entgegnete verdrießlich
Herr Larioz; »weil ein Hund bei solchem Wetter nicht auf
die Straße geht.«

»Da aber die Menschen es doch thun,« sprach der Bube
mit einem sehr pffiffigen Gesichtsausdrucke, »so könnte
man es ebenso gut ein Menschenwetter nennen.«

»Für manche Menschen wäre es allerdings das gehörige Wetter,« versetzte finster Herr Larioz und dachte dabei an den gestrigen Abend und sah im Geiste Madame Weibel mit ihren beiden Töchtern aus einem der Kehrriehaufen wie auf einer verwünschten Insel stehen und umsonst die Hände flehend nach Jemand ausstrecken, der sie von da erretten möge.

»Ja, einen Hund sieht man bei solchem Wetter selten auf der Straße,« fuhr Gottschalk fort, sichtlich erfreut, daß ihn sein Vorgesetzter nicht zur Ruhe und zum Schreiben verwiesen; »und wenn man je einen sieht, so schleicht er an den Häusern hin und kriecht ins Trockene, sobald er kann.«

»Darin hast du wohl deine Studien gemacht?« fragte der lange Schreiber.

»Ich habe mich allerdings viel mit Hunden abgeben müssen,« meinte der Knabe; »denn der Vater hatte immer eine ganze Menge zum Dressiren, die im Keller eingesperrt werden, wo zuweilen auch wir hinkamen, wenn wir unartig waren.«

»So, bei euch werden Hunde dressirt! – Ich mag die dressirten Hunde nicht.«

»Ach, die müssen alle dressirt sein,« versetzte Gottschalk mit großer Wichtigkeit, »sonst taugen sie nichts. Was würde ein undressirter Hund nicht alles für Unheil anstellen! Er würde stehlen und auffressen, was er findet.«

»Weil das in seiner Natur liegt,« sagte der Andere gedankenvoll.

»Er würde einen in die Waden beißen, wenn man ihn hart anführe.«

»Natürlich, weil er ein Recht hat, sich zu wehren,« meinte Herr Larioz.

»Er würde auf der Jagd sich wohl hüten, eine geschossene Ente aus dem Wasser zu apportiren,« fuhr der Knabe, durch die Gegenreden des Andern einigermaßen verwundert, fort.

»Und er hätte Recht, wenn er keine Ente apportirte,« sagte Herr Larioz kopfnickend. »Es liegt das nicht in seiner Natur; man hat sein Naturel gewaltsam verändert, man zwingt ihn, sich zu verstellen und anders zu sein, als er sein sollte.«

Der Knabe schüttelte mit dem Kopfe und meinte: »Wenn aber alle so undressirt blieben, das wäre doch wahrhaftig ein Unglück.«

»Im Gegentheil, es wäre der reine Naturzustand,« entgegnete Herr Larioz, wobei er, wie in tiefe Gedanken versunken, weit, weit hinaus zu blicken schien, durch den Regen und durch die Häuser in unabsehbare Fernen. »Leider, leider ist Alles Dressur,« fuhr er nach einer Pause fort, »es gibt keine Wahrheit und keine Aufrichtigkeit mehr. Wer wird das glückliche Zeitalter erleben, wo die Menschen so sprechen, wie sie denken?«

Gottschalk schüttelte abermals mit dem Kopfe und getraute sich, in sehr bescheidenem Tone zu sagen: »Das ginge doch wahrhaftig nicht an, da würde man sich ja gegenseitig schöne Grobheiten machen.«

»Besser das, als Falschheiten.«

»Aber Alles müßte ja aufhören,« meinte der Knabe, muthig gemacht durch die Antworten, welche ihm der lange Schreiber zu Theil werden ließ. »Gestern hat mich der Herr Doktor gepufft, wie er sagte, weil ich absichtlich einen Dintenspritz auf das Papier gemacht. Nun weiß ich aber wohl, daß ich eigentlich gepufft worden bin, weil gestern der Prozeß Springer contra Baumüller verloren gegangen ist. So habe ich auch wohl gedacht; hätte ich das wohl sagen dürfen?«

Nach diesen Worten blickte der Knabe fragend und mit lächelndem Gesichtsausdrucke zu Herrn Larioz empor, der die Hände auf den Rücken gelegt hatte und einen Augenblick schwieg, ehe er sagte: »Deine Nutzenanwendung, mein lieber Gottschalk, zeugt von einigem Scharfsinn, und ich will dir darauf entgegenen, daß man allerdings seine Meinung offen und frei sagen sollte, wenn die ganze Welt einverstanden wäre, es gegenseitig so zu machen, sich ohne Falsch und Hinterlist, ohne allen Rückhalt zu behandeln.«

»Ah so!« erwiderte der Knabe: »das scheint aber nicht der Fall zu sein, denn sonst hätte mich der Herr Rechtsconsulent nicht wegen des Dintenspritzens gepufft, da er doch einzig und allein im Zorn war wegen des verloren gegangenen Prozesses.«

»Leider! leider!« versetzte der Schreiber, und dabei stützte er die eine Hand auf die Fensterbrüstung und ließ den Kopf herabhängen. »Leider kann ein Einzelner nicht viel thun und muß sich auf große Kämpfe gefaßt machen, wenn er, allein mit Wahrheit gerüstet, dem Trug und der

Falschheit der ganzen Welt entgentreten wollte. Es wäre ein schöner Kampf,« setzte er träumerisch hinzu, »ein schöner Sieg oder ein glorreiches Untergehen. – Vor Allem aber merke dir einen Spruch,« fuhr er nach einer Pause im gewöhnlichen Tone fort, »der dir viel nützen kann: Was du sagst, muß wahr sein, aber es ist nicht thunlich, alles zu sagen, was wahr ist.«

»Ja, das hat mein Vater auch schon gemeint, wenn er sagte:

Das Maul halten zu rechter Zeit,
Hat weder Narren noch Weise gereut.«

»Ja, ja, ich kenne das; dein Vater hat zuweilen sonderbare Uebersetzungen – Es ist schon gut,« ließ sich Herr Larioz abermals nach einer Pause vernehmen, da ihm das Gespräch mit Gottschalk etwas zu weitläufig zu werden schien. Auch wandte er sich seufzend vom Fenster ab, trat vor sein Schreibpult und gab auch dem Knaben durch eine bezeichnende Handbewegung zu verstehen, sich an seine Arbeit zu machen.

Doch hatte, was diese Arbeit anbelangte, Gottschalk heute einen guten Morgen; denn kaum hatte er nach mehrmaligen mühsamen Versuchen das Papier in die richtige Lage gebracht, auch unter vielen untauglichen Federn endlich eine brauchbare gefunden, hatte die Dinte beinahe zu Schaum gerührt und mit fast flehentlicher Geberde nach der Thür gehorcht, ob sich dort nicht vielleicht ein Klopfer vernehmen lasse, den er zurechtweisen könne, als sich mit einem Male die Thür zum Zimmer des

Rechtsconsulenten öffnete und dieser selbst heraustrat, seinem Schreiber flüchtig einen guten Morgen wünschte und dann im Zimmer auf und ab spazierte, wie er zu thun pflegte, wenn er übler Laune war oder Berathungen über einen wichtigen Gegenstand pflegen wollte. Dann legte er gewöhnlich die Hände auf dem Rücken zusammen, blies die Backen auf, als fühle er sich durch irgend eine Wärme genirt. Auch liebte er es, nach besonders decidirten und kraftvollen Aeußerungen sein Kinn in die Halsbinde zu vergraben und dann, um einen großen Effekt hervorzu- bringen, mit hoch emporgezogenen Augenbrauen wieder daraus hervorzutauchen.

Gottschalk schmunzelte vergnügt, als er seinen Herrn und Meister so eintreten sah; denn er rechnete nun mit Sicherheit darauf, hinausgeschickt zu werden und draußen beim Tiger eine Stunde verbummeln zu können. Um aber dem Anscheine nach in voller Arbeit gestört zu werden und das Recht zu haben, über die Unterbrechung seines Fleißes ein finsternes Gesicht zu machen, fing er mit einer solchen Wuth zu schreiben an, daß sich das Papier ordentlich bäumte und die Feder knarrte und spritzte.

Der Rechtsconsulent warf über seinen gespitzten Mund hinweg einen melancholischen Blick durch die Fensterscheiben, hinter welchen man nichts als Dunst, Regen und Schnee sah; er seufzte tief auf, barg seine rechte Hand auf der Brust und sagte zu Gottschalk, indem er sich nach dem fleißig Schreibenden umwandte: »Sieh draußen nach, was die Magd treibt, daß sie nicht zu viel

Holz in den Ofen schiebt, und dann schau, ob die Ableitungsröhre des Regenfassers gehörig geöffnet ist, daß ich nicht nachher wieder eine Ueberschwemmung in meinem Arbeitscabinet habe.«

Der Lehrling erhob sich verdrießlich, daß er so in bester Arbeit gestört werde, und warf einen Blick der Sehnsucht auf das noch ziemlich leere Papier, ehe er hinausging auf den Vorplatz, wo der Tiger beschäftigt war, das kleine Holz in einer Ecke aufzuschichten. Gottschalk schwang sich auf eine leer stehende Kiste, schlenkerte mit den Füßen hin und her, steckte die Hände in die Taschen seiner Hosen und sah stillvergnügt der Arbeit der alten Magd zu.

Drinne war der Rechtsconsulent noch einige Mal hastig auf und ab geschritten mit zu Boden gesenkten Blicken, dann blieb er wieder am Fenster stehen, seufzte tief auf, blies fast pfeifend den Athem von sich und sagte alsdann: »Das sind schöne Geschichten! – Meinen Sie nicht auch, daß das schöne Geschichten sind?« fuhr er nach einer Pause fort, als er bemerkte, daß der lange Schreiber nicht von seiner Arbeit in die Höhe sah. »Merkwürdige Geschichten – ganz infame Geschichten! Aber ich will nächstens unter sie treten und fürchterliche Musterung halten! Hat doch diese – Madame Weibel sich erlaubt, mir die ehrenrührigsten Dinge ins Gesicht zu sagen!«

»Ja,« unterbrach ihn Herr Larioz mit großer Ruhe, »und hat doch Babette sich unterstanden, mir einen Kübel schmutzigen Wassers auf meinen Frack zu gießen.«

»Oh!« machte erstaunt der Prinzipal. »Und wann das, wenn ich Sie fragen darf?«

»Das geschah gestern Abend, nachdem ich Ihr Haus verlassen; es war das ein hinterlistiger Ueberfall, oder vielmehr ein perfider Ueberguß, ein Ueberguß mit Spülwasser; ich sah es heute Morgen an meinem Fracke, der vor Fett ordentlich glänzt.«

»Ja, Spülwasser,« sprach der Rechtsconsulent, indem er mit den Zähnen knirschte, »Spülwasser – was mir das schon in meinem Hause zu schaffen gemacht hat! – Doch schweigen wir davon, wir haben wichtigere Dinge. Können Sie sich denken,« fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er zuvor die Hände auf seinem Bauch zusammen gefaltet und erschrecklich tief in die Halsbinde hinabgetaucht war, »daß das Attentat von gestern auf uns Beide eine abgekartete Geschichte war? Können Sie sich denken, daß man mich wieder einmal ungerechter Weise in einem Verdacht hat? – O, ich bin ganz außer mir. Es ist das eine wahre Mordgeschichte, in die auch Sie verwickelt sind. – Ja, Sie, schauen Sie mich nur fragend an, auch Sie sind darin verwickelt, und Sie werden sich doch so unschuldig fühlen, wie ein neugeborenes Kind.«

Der Blick, mit dem Herr Larioz hierauf seinen Herrn ansah, war wirklich wie der eines unbefangenen Säuglings.

»Die Geschichte mit dem Gottschalk ist an Allem schuld,« fuhr der Rechtsconsulent fort. »Wir hätten den

Jungen auf das Bureau genommen – so sagen die da droben – nicht aus Mitleid mit seiner hülflosen Lage, sondern weil er, weil er – o, es kommt mir so lächerlich vor, daß ich es kaum aussprechen kann – weil er eine hübsche Schwester habe! – Nun, was sagen Sie dazu?«

»Es kommt mir das nicht so unerwartet,« entgegnete der lange Schreiber, indem er sein Lineal feierlich neben dem Pulte empor zog, wie man es mit einem Schwerte zu machen pflegt, und dann das Kinn darauf stützte. »Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, wenn ich etwas Hartes sagen muß, aber wer es selbst liebt, mit Lug und Heuchelei umzugehen, der setzt dasselbe auch bei andern Leuten voraus. – Der arme Bube! Da wird es wohl mit seiner Existenz alsbald zu Ende sein.«

»Vorderhand nicht,« versetzte eifrig der Rechtsconsulent, während er feierlich die Hand erhob; »bei Gott, vorderhand nicht! Ich will die Weiber da oben lehren, sich in meine Geschäftssachen zu mischen; ich will ihnen zeigen, ob sie sich im Geringsten darum zu kümmern haben, wer meine Gehülfen sind, ob es sie etwas angeht, wenn dieselben keine Familie haben, oder wenn sie ein halbes Dutzend schöne Schwestern aufweisen können. Ja, das will ich, und wenn auch noch eine Anzahl Schwiegermütter mehr da wären.«

Er hatte sich selbst in den Eifer hineingesprochen, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und ging eifertig auf und nieder, während er das eben Angeführte sprach.

Der lange Schreiber gab übrigens nicht das geringste Zeichen des Mißfallens oder Beifalls über das, was sein Prinzipal sprach, zu erkennen; er hatte schon häufig dergleichen erlebt und dann leider fast immer die Erfahrung gemacht, daß Madame Weibel oder ihre Tochter gegen ihn Recht behielten.

»Das wäre mir eine schöne Geschichte,« fuhr Herr Doktor Plager fort, wobei er bald in seine Halsbinde nieder tauchte, bald den Kopf hoch erhob, um, am Fenster angekommen, den übernassen Hof betrachten zu können. – »Eine schöne Geschichte in der That! Heute der Gottschalk, morgen –«

»Meine geringe Persönlichkeit,« sagte gleichmüthig lächelnd der Schreiber.

»Bei Gott, Sie haben Recht, Larioz! Und übermorgen – ich selbst. Ja, ich selbst,« wiederholte der Rechtsconsulent zwei oder drei Mal und verfiel dann in Träumereien, die aber scheinbar dem ernstesten und traurigsten Augenblicke nicht angemessen waren, denn er spitzte seinen Mund und lächelte zuweilen vergnügt in sich hinein. Er träumte nämlich, die Schwiegermutter habe ihn in der That vor die Thür gesetzt, und er habe seine Kinder genommen und sich das gefallen lassen; er sei hinabgezogen in die beiden Rumpelkammern neben dem Bureau, habe sich dieselben einfach, aber behaglich möblirt; der Tiger mit dem guten dummen Gesichte zog die Kinder an und bereitete einen sehr guten Kaffee ohne Waschwamm, worauf Fritzchen und Louise in die Schule gebracht wurden und er nun, ohne vorherigen Zank und

Streit, mit ruhigem Gemüth und nicht aufgeregten Nerven in die Schreibstube ging und sich an das Fenster stellte, wo er jetzt stand – frisch, fromm, fröhlich, frei. Herr Rechtsconsulent Plager war nämlich Turner gewesen und liebte diesen Spruch noch immer in Erinnerung an eine angenehm verlebte Jugendzeit.

Wenn er übrigens dergleichen träumte, so wird es dem geneigten Leser begreiflich werden, wenn wir sagen, daß der Rechtsconsulent im Gefühle seiner Unschuld heute Morgen bei dem Kaffeegespräch, welches wohl zur Fortsetzung der Punschattake von gestern Abend hätte werden können, nicht nur durch große Ruhe und Kaltblütigkeit jede weitere Scene abgeschnittin, sondern auch einfach erklärt hatte, das Maß des gegen ihn gerichteten Benehmens sei bereits übergelaufen, und er sehe sich veranlaßt, entschieden andere Saiten aufzuziehen. Ja, er hatte die Versicherung durchscheinen lassen, wie er vollkommen überzeugt sei, daß er wohl im Stande wäre, mit seiner Frau allein fertig zu werden, ja, vergnügt zu leben; doch sei die Einmischung einer Dritten, einer Schwiegermutter, unerträglich.

Mochten nun die Weiber durch etwas Anderes noch nachgiebig gestimmt worden sein, genug, die Rechtsconsulentin hatte sich mit einem gelinden Weinen begnügt und Madame Weibel starr an den Himmel hinauf gesehen, als forsche sie nach etwas Blitz und Donner, die von dorthier zur gelegenen Zeit herabfahren möchten.

Aber die verdrossenen Wolken thaten nichts als langweilig fortregnen, weshalb Madame Weibel mit einem kräftigen Ruck ihre Morgenhaube bis über die Ohren herabzog und sich, eingehüllt in ihr Bewußtsein, niedersetzte.

Darauf war der Rechtsconsulent an seinen Schreibtisch gegangen, hatte den Lohn der Babette gezählt, hatte ihr ein Zeugniß geschrieben, daß Babette Schmiermel während ihrer zweijährigen Dienstzeit weder gestohlen noch betrogen habe, und war mit dieser furchtbaren Waffe in das Eßzimmer zurückgekehrt, worauf er also gesprochen: »Hier ist der Lohn und ein Zeugniß für Babette; sie hat mir, wie ihr Beide wißt, gestern Abend grobe, unverschämte Antworten gegeben, ohne darüber nachträglich ein Zeichen der Reue zu verrathen« – das war ein Einleitungspunkt – »mag sie gehen und mich verklagen, es soll mir eine wahre Freude sein, einen Prozeß gegen diese Person höchstselbst zu führen.«

Als er so geredet, hatte Herr Plager schleunigst seinen Rückzug genommen, worauf die beiden Damen einigermassen bestürzt zurückgeblieben waren und worauf Babette, weinend über ihr Schicksal, eben nicht dazu beigetragen hatte, ihre Stimmung angenehmer zu machen. Man berathschlagte eifrig und lange; man verhehlte sich nicht, daß man sich schon wegen Clementinens und Herrn Schilder in einer Lage befand, wo es angenehm und wünschenswerth war, den Herrn des Hauses in guter Laune zu erhalten; man wußte wohl, daß einige der Gäste des gemischten Thee's, namentlich die strenge

Justizräthin und die blasse Kaufmanns-Wittwe, Mehreres von des Streitigkeiten vernommen und daß die Sache nur dann auf, nichts zu reduciren war, wenn man sich in nächster Zeit mit dem Hausherrn in bester Eintracht sehen lasse. Auch trugen die Lamentationen Babettens, die sich für ein Schlachtopfer ansah, dazu bei, das Gemüth der beiden Damen zur Nachgiebigkeit zu stimmen.

Das Resultat der Berathungen droben zeigte sich denn auch alsbald und zwar noch, während der Rechtsconsulent, entschlossen zu den furchtbarsten Maßregeln, am Fenster seiner Schreibstube stand.

Der Tiger streckte seinen Kopf zur Thür herein und ersuchte den Herrn, einen Augenblick in sein Bureau zu kommen. Ahnte dieser, was er dort finden würde, – genug er waffnete sein Gesicht mit dem Ausdrücke ernster Entschlossenheit und trat so – seiner Frau entgegen, die in Shawl und Hut neben dem kleinen Sopha seines Privatimmers stand.

So leicht es Fürsten wird, geistreich zu erscheinen und die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen, ebenso braucht sich eine einigermaßen kluge Frau nicht viel Mühe zu geben, um als versöhnendes Prinzip zu erscheinen und aus allen Streitigkeiten siegreich hervorzugehen. So auch hier. Die Rechtsconsulentin, von ihrer erfahrenen Frau Mutter gehörig instruiert, sprach ein paar so passende Worte zur Einleitung, daß sich die trotzigen, entschlossenen Mundwinkel ihres Herrn und Gemahls abwärts senkten und einen Zug der Wehmuth annahmen. War er doch glücklich über den ehrenvollen Rückzug,

den man ihn aus seiner angreifenden Stellung nehmen ließ, ja, er reichte die Hand zur Versöhnung, und der Hausfriede wurde – Gott allein weiß, zum wie vielsten Male – unter nachfolgenden Bedingungen geschlossen:

- 1) Gegenseitige Bemühungen, sich das Leben so angenehm als möglich zu machen.
- 2) Mäßigung aller Widersprüche.
- 3) Sehr beschränkte Einmischung der Schwiegermutter in alle häuslichen Angelegenheiten, dagegen
- 4) Beibehaltung von Babette, nachdem
- 5) dieselbe um Verzeihung gebeten und
- 6) den Frack des Herrn Larioz mit eigener Hand von den Flecken des Spülwassers gesäubert.

Nachdem dieser Vertrag ratificirt war, gab es noch einen Händedruck, einen Kuß der Versöhnung, und damit verließ Madame Plager die Schreibstube, um sich in einen Laden zu begeben und dort ein neues Kleid zu kaufen – eine Aufgabe, die zu machen sie der Rechtsconsulent nicht nur autorisirt, sondern sogar gebeten hatte.

Als dieser hierauf in die Schreibstube zurückkehrte, hatte er das Aussehen eines Siegers und berichtete seinem Schreiber die gepflogenen Unterhandlungen mit dem Beisatze, wie wahr es sei, daß nur Standhaftigkeit zu allen gewünschten Zielen führen könne.

So siegreich übrigens auch der Rechtsconsulent aus dem Streite hervorgegangen war, so können wir es doch nicht verhehlen, daß Gottschalk den einzigen reellen Nutzen von der Stunde hatte, welche diese Unterhandlungen gedauert; er brauchte sich während derselben

nicht mit dem verhaßten Schreiben abzugeben und saß vergnügt auf seiner Kiste vor dem arbeitenden Tiger, von dem er sich eine Menge interessanter Stadtneuigkeiten erzählen ließ. Selbst als er nun endlich wieder hineingerufen wurde und langsam auf seinen Schreibstuhl geklettert war, brauchte er sich nicht zu befleißigen, seine Feder laufen zu lassen, denn sein strenger Aufseher schien so mit dem Vorhergegangenen beschäftigt, daß er sich um die Arbeit des Knaben gar nicht bekümmerte, sondern gedankenvoll in den Regen hinausstarrte, wobei er aber sein Lineal nicht auf der Hand ließ, sondern mit demselben aufs Seltsamste manövrierte; oft hob er es an das Gesicht empor, zuweilen senkte er das andere Ende herab, nicht selten aber fuhr er mit dem Arm in die Höhe und stieß dann mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke das glatte Holz, so tief er konnte, in den neben ihm stehenden Papierkorb. Es sollte heute überhaupt ein Morgen der Ruhe für Gottschalk werden; denn kaum war der Rechtsconsulent in sein Bureau gegangen, so kehrte er auch schon wieder zurück und bat seinen Schreiber, ein paar kleine Ausgänge für ihn zu machen. »Den einen sollte ich eigentlich selbst besorgen,« sagte er mit wichtiger Miene, setzte jedoch verbindlich hinzu: »Sie, bester Larioz, sind ja aber mein anderes Ich und in den Geschäften erfahren wie Keiner; auch wird es nur eine Besprechung sein über einen Akt, den wir, wie ich glaube, später vornehmen sollen. Mein langjähriger Client,« sprach er in leiserem, vertraulichem Tone, »der junge Graf Helfenberg – ein sehr reiches Haus – hat mich gebeten, ihn

um elf Uhr zu besuchen. Ich habe wirklich zu viel zu thun und muß heute Morgen noch Einiges beendigen. – Sie wissen das Palais des Grafen?«

»Es ist mir wohl bekannt,« entgegnete Herr Larioz mit seinem gewöhnlichen Ernste.

»Dann ist da noch eine zweite Sache, die Sie *en passant* mit vornehmen können, die Schuldklage im Betrage von vierhundert Gulden, wie ich glaube, gegen die Maler in der Burggasse. Wo sind die Papiere? – Sie erinnern sich wohl?« Herr Larioz reichte kopfnickend einen Aktenfascikel, welchen der Rechtsconsulent nahm und ihn aufschlug.

»Richtig, es sind vierhundert Gulden,« sagte er alsdann. »Schuldner: Maler Gebrüder Breiberg; Gläubiger: Erdwinkel. Die Breiberg haben, durch uns eingeklagt, die Schuld anerkannt. Der Termin ist fruchtlos abgelaufen und die Sache also zur Execution reif. Doch ersucht mich Erdwinkel in dem hier beiliegenden Schreiben, ehe man zur Execution schreite, einen Versuch zu machen, auf gültlichem Wege Abschlagszahlungen zu erhalten. Ich will Erdwinkel schon den Gefallen thun und bitte Sie also, den Breiberg's ins Gewissen zu reden. Der eine von ihnen soll ein exaltirter, eigenthümlicher Geselle sein, mit dem schwer fertig zu werden ist, der andere es dagegen verstehen, die Leute durch süße Redensarten hinters Licht zu führen. Man versuche aber, was zu machen ist, und da ich es in Ihre Hände gebe, bin ich überzeugt, Sie werden Ihr Mögliches thun.«

Nachdem der Rechtsconsulent seinem Schreiber diese Commission aufgetragen, zog er sich, viele Geschäfte vorschützend, in sein Kabinet zurück, nicht ohne einen Blick auf Gottschalk zu werfen, der mit einer rührenden Schnelligkeit fortkritzelte.

Herr Larioz warf seinen Mantel über, nahm die Handschuhe und sein spanisches Rohr, vergaß aber, dem kleinen Schreibergehülfen sein Pensum aufzugeben, und trat auf die Straße. Als er so in Regen und Schnee dahinschritt, dachte er an den gestrigen Abend, an die Familienunterhaltungen eines Prinzipals und an Numero sechs der Bedingungen, wonach Babette gezwungen werden sollte, seinen Frack wieder in ursprünglicher Reinheit herzustellen. Wenn es ihn auch freute, daß das Recht gewissermaßen gesiegt, so fühlte er doch in seinem Innern, daß der eben geschlossene Friede nicht von Bestand sein, daß man neue und gewaltigere Hebel gegen ihn und den Knaben in Bewegung setzen werde, und daß das Unrecht, wie so oft in dieser Welt, doch am Ende triumphiren müsse.

Was konnte er machen – er, ein einzelner, schwacher Mensch, gegen die Gewalt, mit der Heuchelei, Lug und Trug daher rollten, Alles vor sich niederwerfend, Alles zermalmend? Was konnte er, machtlos wie er war, mit Worten, ja, mit Thaten, wie er sie leisten konnte, dagegen ausrichten? Er, in seiner abhängigen Stellung, der nicht einmal berechtigt gewesen war, gestern Abend den drei

Weibern droben, wie sie es verdient, ihre Handlungsweise aus einander zu setzen. Nach einer unabhängigen Stellung, nach Reichthum, nach Macht sehnte er sich nur in solchen Augenblicken. Ah, wenn es ihm einmal vergönnt wäre, ohne Menschenfurcht, ohne alle Rücksicht jedes finstere Gewebe aus einander reißen zu können, das sich vor ihm entsponnen zum Schaden armer Unschuldiger, die hineinflattern, wie die Fliege in das Netz der Spinne! Wenn er einmal stark genug wäre, den Handschuh hinzuwerfen dem Drachen der Lüge und Hinterlist, der auf Erden mächtig umherschleicht; wenn er ihn niederwerfen könnte mit seinem guten Stahl! – Dann, ja, dann müßte ihm ein herrlicher Lohn winken – von oben die Palme des Sieges, dachte er. – Wir aber setzen traurig hinzu: Hier unten bei dem verdorbenen Menschengeschlechte durchnäßte Fräcke und Ungelegenheiten aller Art, Kummer, Noth und – Prügel.

Das Palais des Grafen Helfenberg, in einer Nebenstraße gelegen, wo es wie eine gewaltige Burg die umherliegenden kleinen Bürgerhäuser überragte, war ein großes, weitläufiges Gebäude, für den Aufenthalt einer ansehnlichen Familie berechnet, die auch einst in den Angehörigen des Erbauers den jetzt so stillen Steinhaufen bewohnt hatte. Die Mitglieder der Familie von damals, welche als Kinder lustig die weiten Höfe mit ihren Spielen, ihrem Jubel und Lachen erfüllt, waren groß geworden und dann jedes seiner Bestimmung gemäß durch das Hauptthor in die Welt gegangen, um nicht wieder oder

nur auf Augenblicke das elterliche Haus zu betreten. Dieses verblieb dem ältesten Sohne des Erbauers, ging auch wieder auf dessen ältesten Sohn über, der es seinem einzigen Nachkommen hinterließ. Das war der jetzt lebende junge Graf Hugo von Helfenberg, welcher ein Leben führte, das nicht dazu gemacht war, dem stillen und öden Palaste ein wohnlicheres Aussehen zu geben. Wenn das Hauptthor auch beständig offen stand, und wenn sich dort auch immer, so oft das Wetter nicht zu schlecht war, der alte Portier sehen ließ, der mit dem dreieckigen Hute, dem schweren Pelz-Ueberrocke gravitatisch seinen langen Stock mit goldenem Knopfe und großen Quasten haltend, auf- und abschrift, so war doch sonst auf dem Pflaster unter dem Thorbogen nicht viel Verkehr zu bemerken; wohl sah man die Freunde des jungen Grafen zuweilen eintreten, oder auch hier und da eine Equipage von Bekannten oder vielleicht auch von Fremden, welche Besuche machen wollten, aber nur dazu gelangten, eine Karte abzugeben. Es mußte eine eigene Zauberformel dazu gehören, weiter als bis zur Stube des Portiers zu gelangen, ein Spruch, welcher wahrscheinlich nur den genauesten Freunden bekannt war; denn, wie schon gesagt, nur diese – und es war eine sehr kleine Zahl – traten in das Palais ein, ohne gleich wieder fortzugehen.

Und doch war der jetzige Besitzer dieses Palastes, ja, der einzige Erbe der reichen Helfenberg'schen Güter – ein Mann in noch jungen Jahren, der vor nicht gar langer Zeit, als er im selben Kürassier-Regimente diente, in

dem sich auch der Baron von Breda befunden hatte, einer der lebenslustigsten und in jeder Hinsicht unternehmendsten Cavaliere gewesen war. Große Summen waren damals mit den Bekannten verjubelt worden, wobei es aber eigenthümlich war, daß der Verwalter der Helfenberg'schen Güter, wenn ihn ein Bekannter beim Glase Wein mit dem Ellbogen stieß, ihm vertraulich zuflüsternd: »Na, wenn das so fortgeht, so werdet ihr bald ausgewirthschaftet haben,« ernsthaft und mit dem Ausdrucke der Wahrheit versicherte: »Laßt das gut sein, lieber Freund, wenn wir Beiden das einmal zu theilen hätten, was der Herr Graf von seinen jährlichen Revenuen nicht verzehrt, so wären wir ganz anständig reiche Leute.«

Dabei aber hatte der junge Graf ein gutes, offenes, freundliches Herz; wo er half, – und er half gern – geschah das in großem Maßstabe; ja, es kam häufig vor, daß Baron Breda ihm irgend ein Anliegen für Jemand vortrug, mit dem Zusatze: »Es thut mir leid, daß ich dich belästigen muß, ich würde Dem oder Jenem gern von mir aushelfen, aber meine Kasse erlaubt es nicht; das ist etwas für dich, du glücklicher Mensch!« Und darin schien sich der Graf auch wirklich glücklich zu fühlen; er half Unzähligen, und wo er half, diskret und großartig.

Dann war er nach Italien gereist, dort ein paar Jahre geblieben, und als er zurückkam, begann die vollkommen veränderte Lebensweise, welche wir vorhin angedeutet. Er hatte seine Entlassung vom Militär genommen, machte fast nirgendwo Besuche, und es blieb so still in

seinem Palais, daß Leute, die immer Alles genau wußten, die Achseln zuckend sprachen: »Da ist etwas nicht ganz richtig, Graf Helfenberg ist nicht von seinen Reisen zurückgekehrt, Gott weiß, wo der in Italien begraben liegt!« Daß er aber wirklich zurückgekehrt war, merkten bald wieder die Armen und Hülfbedürftigen aller Art, die sich, an ihn wandten, – die Leute in den Nachbarhäusern sahen freilich nichts von dem Bewohner des alten, finsternen Palais. Dort waren und blieben die Vorhänge verschlossen, der Portier spazierte einsam unter dem Thorbogen, wie schon bemerkt, wenn es gutes Wetter war, und in diesem Falle sah man auch täglich aus dem Palais ein verschlossenes Coupé wegfahren, das einzige Lebenszeichen, welches der Bewohner gab; denn in diesem Coupé befand sich der junge Graf Helfenberg, der, wie die Leute, welche sich genau darum bekümmerten, erfuhren, auf eines seiner vielen Güter fuhr, die in der Nähe der Stadt lagen, und in deren ausgedehnten Wäldern er es liebte, spazieren zu gehen.

Herr Larioz hatte das Palais bald erreicht; da es aber noch in Einem fort stürmte und regnete, so befand sich der Portier in seiner Loge, wo er gegenüber der Glasthür in einem bequemen Lehnssessel saß, und wo neben ihm an der Wand eine Schnur herabhing, die er anzog und auf diese Art das eiserne Gitter öffnete, welches das Treppenhaus versperrte.

Der lange Schreiber erschien an der Gitterthür, die sich vor ihm öffnete, um hinter ihm wieder ins Schloß zu fallen, und er befand sich nun wie in einem Käfig, denn

die Treppe selbst war mit einem zweiten Gitter gesperrt, welches nur nach vorher erfolgter Rücksprache mit dem Portier geöffnet wurde. Herr Larioz trat an die Loge und fragte dem erhaltenen Auftrage gemäß nach dem Herrn Grafen von Helfenberg und ob er zu sprechen sei.

Der Portier schüttelte mit dem Kopfe und schien beinahe erstaunt, daß ein Mann vom Aeußern des Schreibers mit dem Herrn zu sprechen verlange.

»Geben Sie mir nur Ihr Gesuch,« sagte er mit wohlwollender Stimme, »wir werden es mit dem Uebrigen vortragen lassen.«

»Es handelt sich um kein Gesuch,« erwiderte Herr Larioz würdevoll lächelnd, »ich habe nur im Auftrage meines Prinzipals, des Herrn Rechtsconsulenten Doktor Plager, dem Herrn Grafen dieses Billet zu übergeben und werde darauf wahrscheinlich eine mündliche Antwort erhalten.«

»Das ist etwas Anderes,« sagte der Portier, ohne irgend ein Zeichen, daß ihn sein Irrthum in Verlegenheit gebracht; »so wollen wir nach Joseph schellen.«

Er zog eine Klingel, worauf nach wenigen Minuten ein einfach, aber elegant gekleideter Lakai erschien, der mit der Weisung des Portiers: das in Empfang genommene Billet des Rechtsconsulenten dem Kammerdiener Seiner Erlaucht zu übergeben und um Antwort zu bitten, wieder verschwand.

Bald hörte man ihn wieder, und zwar eilig, die Treppe herabkommen; er trat in die Portierloge und bedeutete

den Ueberbringer des Schreibens mit einer leichten Verbeugung, ihm zu folgen.

Hätte es der Portier nicht unter seiner Würde gehalten, ein erstauntes Gesicht zu machen, so würde er es in diesem Augenblicke gethan haben, denn er fühlte den Drang hierzu in sich, da es seit langer Zeit nicht vorgekommen war, daß Seine Erlaucht, der Herr Graf, jemand gänzlich Fremdes vor sich ließen. Der alte Diener zuckte leicht mit den Achseln und machte ebenfalls eine Achtersverbeugung, als er das Gitterthor zur Treppe öffnete und den Fremden hindurch gehen ließ.

Herr Larioz befand sich auf breiten Marmorstufen, über welche in der Mitte ein Teppichstreifen lief. Ein Anderer würde es vielleicht wie der Lakai gemacht haben und neben dem Teppichstreifen gegangen sein, unser Freund aber trat fest darauf und betrachtete, während er aufwärts stieg, mit sichtbarem Behagen das prachtvoll gewölbte Treppenhaus mit seinen Deckengemälden und seinen Nischen, aus denen ernsthafte steinerne Ritter den Emporsteigenden so unverwandt und forschend betrachteten, als hätten sie im Sinne, nachher ihre Bemerkungen über den so eben Vorbeigegangenen auszutauschen.

Im ersten Stocke angekommen, öffnete der vorausschreitende Lakai durch einen, nur den Leuten des Hauses bekannten Mechanismus eine große Glasthür, die auf einen weiten Vorplatz führte, um den die Wohnzimmer des Grafen Helfenberg lagen. Auf der Treppe sowohl als

hier im Vestibül herrschte so tiefe Stille, daß man sich unwillkürlich fürchtete, laut zu sprechen; ja, der Lakai hatte schon einige Mal einen Hustenanfall gewaltsam unterdrückt, und als sich dieser jetzt endlich doch Luft machte, klang es gerade, als husteten alle Ritter in der Nische und alle Figuren an der Decke ebenfalls mit.

Der Schreiber des Advokaten wurde in ein Vorzimmer geführt, wo ihn ein schwarz gekleideter Mann, der Kammerdiener Seiner Erlaucht, in Empfang nahm. Dieser trug Schuhe und Strümpfe, sowie eine weiße Halsbinde, und hatte nichts Außergewöhnliches an sich, als daß er sehr leise sprach, den Kopf herabgesenkt hielt und großes Vergnügen daran zu finden schien, die Nägel seiner weißen Finger zu betrachten.

»Der Herr Graf haben befohlen, Sie herauf zu führen,« lispelte der Kammerdiener, worauf Herr Larioz entgegnete:

»Sie waren doch so gütig, den Brief, den ich herauf sandte, zu übergeben?«

»Allerdings,« versetzte der Andere mit sanfter Stimme und einem Lächeln, welches zu sagen schien: »Wie wäre es möglich, einen Brief nicht zu übergeben! – Seine Erlaucht,« fuhr er fort, »haben den Brief erbrochen, gelesen und dann gesagt: Der Ueberbringer soll herauf kommen.«

»Und meinte Seine Erlaucht nicht etwa, mein Prinzipal, der Herr Rechtsconsulent Plager, sei selbst der Ueberbringer?«

»Darüber kann ich mir nicht erlauben, meine Meinung abzugeben,« sprach der Kammerdiener achselzuckend,

»mein Befehl lautet, den Ueberbringer des Schreibens herauf kommen zu lassen; Sie sind der Ueberbringer, also –«

»Gehen wir,« ergänzte Herr Larioz, legte seinen bereits ausgezogenen Paletot auf einen Stuhl an der Thür, nahm den Hut und das lange spanische Rohr in eine Hand und folgte dem Voranschreitenden.

Die Beiden gingen durch mehrere Zimmer und Säle auf weichen Teppichen dahin, aber in allen diesen Piecen waren, die Fenstervorhänge herabgelassen und gaben somit dem ohnedies trüben Herbsttage ein unerquickliches Halbdunkel. Nur hier und da glänzte irgend ein vergoldetes Möbel hervor oder leuchtete in einer Ecke eine weiße Marmor-Figur oder erschien fast gespenstig die Gestalt eines Ahnherrn mit scharfen und lebhaften Augen. Und auch das zeigte sich nur, wo sich der Fenstervorhang verschoben hatte und zufällig einen Lichtstrahl herein ließ.

Endlich erreichten sie einen kleinen Bildersaal, wo es schon freundlicher aussah, da dieser ein helles Licht durch die Decke empfing und mit neuen, hübschen Bildern geschmückt war. In den Ecken befanden sich Blumenparteen, aus deren jeder eine schöne weiße Marmor-Figur hervorblickte. In der Mitte des Gemaches stand ein breiter, rother Divan, auf dem mehrere Kupferstichwerke lagen und an dem überdies eine lange türkische Pfeife lehnte mit ausgebranntem Kopfe, deren Asche auf dem dicken smyrnaer Teppich verstreut lag.

Der Kammerdiener hatte ein paar Schritte Vorsprung gewonnen und verschwand hinter den Portieren einer

Thür, wo er aber gleich darauf wieder erschien und den Andern durch eine Handbewegung einzutreten ersuchte.

Herr Larioz befand sich in einem mittelgroßen, sehr behaglich eingerichteten Kabinet. Ein einziges großes Fenster, auf den Garten des Hauses gehend, gab vollkommenes Licht und ließ Ecken und Wandflächen genugsam übrig, um Möbel aller Art, an denen hier ein Ueberfluß war, placiren zu können. Am Fenster stand ein hoher und breiter Schreibtisch, mit grünem Tuche behängt, auf dem sich eine Menge nothwendiger und sehr unnothwendiger Gegenstände befanden. Hefte und Mappen, meist mit kostbaren Decken, ein halb Dutzend reich eingebundener Bücher, Schreibpapier und Couverts in lackirten Cassetten, ein paar silberne Handleuchter mit Wachskerzen, ein anderer vielarmiger Leuchter zum Lesen und Schreiben bei Nacht, Schalen von Bronze und Achat mit Federmesser von allen Größen und Formen. An einer Wand des Gemaches hingen alte und neue Waffen, einige Hirsch- und Rehgeweihe, Jagdhüte und dergleichen; gegenüber sah man einige Gemälde, deren Mittelpunkt das lebensgroße Portrait eines Mannes bildete, von dem man aber nur sah, daß er in einen grauen Jagdrock gekleidet war; das Uebrige des Bildes war scheinbar unwillkürlich zugedeckt durch eine jener weichen, rothseidenen, mit Gold durchwirkten, indischen Schärpen, deren festes Gewebe unten zu einem Knoten verschlungen war, über den eigenthümlicher Weise ein Kranz von verdorrten Vergißmeinnicht hing; ja, in der That, seltsam nahmen sich diese bescheidenen Feldblumen auf dem kostbaren Stoffe aus.

Vor dem Schreibtische befand sich ein großer Fauteuil, in welchem der Bewohner des Zimmers, der Herr des Schlosses, Graf Helfenberg, saß; eigentlich lag er wie zusammengesunken in den weichen Kissen, und nachdem der Schreiber eingetreten war, wandte der Graf seinen Kopf etwas gegen denselben hin, winkte ihm mit der feinen weißen Hand und sagte: »Bitte, treten Sie näher.«

Es war dem Herrn Larioz eigen zu Muth, als er diese kaum hörbare Stimme vernahm, die zusammengefallene Gestalt sah und nun in die edlen, aber so müden Züge blickte. Wenn er auch wohl von der Krankheit des Grafen wußte, so hatte er sich doch beim Anblick der Ritter auf der Treppe und durch die weiten Zimmer schreitend, ein ganz anderes Bild von ihm gebildet und sich eine gebietende Gestalt vorgestellt, die sich vielleicht mit der einen Hand auf die Tischecke stützen, ihn frei und stolz anblicken und mit klarer, fester Stimme ihre Wünsche oder Befehle kund geben werde. Es mochte sich etwas von dieser getäuschten Erwartung in seinen Zügen malen oder ein Ausdruck des tiefen Mitleidens auf dem sonst so ernsten Gesichte erscheinen, welcher wiederum die Aufmerksamkeit des jungen Grafen rege machte – genug, dieser blickte nicht unfreundlich zu dem langen Manne empor, ja er schien in dessen strammer und doch wieder ehrerbietiger Haltung, in der Art, wie er seinen Kopf trug und das lange spanische Rohr in der Hand hielt, etwas Außergewöhnliches zu finden; er nickte mit dem Kopfe, richtete sich etwas in seinem Fauteuil in die

Höhe und sagte: »Sie haben mir ein Schreiben des Herrn Rechtsconsulenten Plager überbracht.«

»Ein Schreiben meines Prinzipals.«

»Sie sind also sein Gehülfe?« fuhr der Graf fort. »Nun gut; wenn es dem Herrn Doktor nicht unangenehm wäre, so würde ich ihn bitten, mich heute Abend um sieben Uhr zu besuchen. Um was es sich handelt, werde ich ihm mit ein paar Zeilen zu wissen thun. – Wollen Sie ihm diesen Auftrag ausrichten?«

»Es ist das meine Schuldigkeit, und außerdem werde ich es mit großem Vergnügen thun.«

»Warum mit großem Vergnügen?« fragte der junge Mann, indem er den Andern fest ansah und lächelte. Er schien das Gespräch fortsetzen zu wollen, denn sonst hätte er, wie es der Schreiber auch nicht anders erwartet, denselben durch eine Handbewegung verabschiedet. »Warum mit großem Vergnügen?« wiederholte er.

»Weil ich,« entgegnete Herr Larioz, »überhaupt gern Jemand gefällig bin und weil – aber eigentlich, gnädiger Herr, ist der Ausdruck: mit Vergnügen, eine Redensart, die man sich so angewöhnt.«

»Nein, nein,« fuhr der Graf lebhafter fort, »Ihr Wort und Ihr Blick war keine Redensart. Sie wollen damit sagen: es gewährt mir ein Vergnügen, einem armen, kranken, hinfälligen Menschen einen kleinen Dienst zu erweisen. Nicht wahr, so haben Sie es gemeint? Und ich nehme Ihnen das gar nicht übel, denn ich fühle am besten, wie krank und hinfällig ich bin.«

Bei diesen Worten hustete er in sein Taschentuch, und auch der lange Schreiber räusperte sich, nur aus ganz andern Motiven, denn es ist nicht sehr angenehm, einem vornehmen Herrn einzugestehen, daß man ihn wirklich für krank und hilflos halte.

»Habe ich nicht Recht?« fuhr der Graf hartnäckig fort.

»Allerdings läßt das Aussehen des Herrn Grafen Einiges zu wünschen übrig,« sprach Herr Larioz nach einer Pause, während welcher er sich vollkommen gesammelt. »Eure Erlaucht sind gewiß sehr krank gewesen; aber das Wort ›hinfällig‹ paßt doch wohl nicht.«

»O, es paßt sehr,« erwiderte der Andere mit einem leichten Seufzer. »Doch lassen wir das. – Sie sind also der Gehülfe des Herrn Doktor Plager. Ich war ein paar Mal auf Ihrem Bureau; wie kam es, daß ich Sie nie gesehen?«

»Weil der Herr Graf im Privatzimmer des Herrn Doktor waren; wir arbeiten im Nebenzimmer.«

»Ja, ja, so ist es. Aber auch sonst habe ich Sie nie gesehen. – Früher war ich viel auf der Straße und ich meine schon, eine Figur wie die Ihrige würde mir nicht entgangen sein. Sie sind noch nicht lange in der Stadt?«

»O, doch schon einige Jahre.«

»Aber nicht hier geboren? Nicht einmal im Lande? Ich höre das an dem fremden Accent, mit dem Sie Ihr sonst sehr gutes Deutsch sprechen. Sie sind aus dem Süden – ein Italiener?« fragte er nach einer Pause.

»Ich bin ein Spanier, Herr Graf,« versetzte Larioz, und als er das gesagt, hob er seinen Kopf mit einem gewissen Stolz in die Höhe.

»Ah, ein Spanier?« fuhr der Kranke fort. »Aber für einen Spanier sind Sie sehr groß. Ich habe manchen Ihrer Landsleute gekannt, meistens schlanke Leute von mittlerer Größe.«

»So ist es, Herr Graf, weder Castilianer noch Andalusier sind im Durchschnitt große Leute; ich bin aber aus einem Theile Spaniens, wo man schon kräftigere Gestalten findet; ich bin aus den wilden Schluchten der Sierra Morena, aus Carolina.«

»Ah, aus der deutschen Niederlassung!«

»Meine Mutter war eine Deutsche, mein Vater, Don Larioz, ein Spanier.«

»Ei der Tausend! – Don Larioz!« rief lächelnd der Graf. »Und wie kommt es – verzeihen Sie mir meine Frage – daß Sie mit diesem schönen Namen sich hier in so untergeordneten Verhältnissen befinden, daß Sie das schöne Spanien verließen, um hier im kalten Norden zu leben?«

»Das schöne Spanien hat auch seine Schattenseiten,« sagte ernst der Schreiber. »Ja, Spanien ist schön,« fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, »um es als Fremder behaglich zu durchreisen, oder auch um auf seinem Stammsitze in Andalusien, überhaupt im gesegneten Süden zu leben.«

Der Graf hatte sich in seinen Fauteuil zurückgelehnt, stützte den Kopf auf die Hand und sprach nach einer Pause: »Ich habe immer dafür geschwärmt, Spanien noch zu sehen, es blieb aber ein schöner Traum, wie so mancher andere in diesem armen Leben.« – Dabei seufzte er tief und schmerzlich.

»Ein schöner Traum allerdings,« entgegnete der Schreiber, »den aber Eure Erlaucht in Ihren Verhältnissen wohl verwirklichen können.«

»Ja, in meinen Verhältnissen!« rief der Kranke mit einem schneidenden Tone. »Meine Verhältnisse sind wirklich der Art –« Er that einen tiefen Athemzug, zwang sich mühsam zu einem Lächeln und fuhr dann fort: »Lassen wir das gut sein. Aber warum verließen Sie Spanien?«

»Das ist nicht mit einigen Worten gesagt,« erwiderte der Schreiber, »und ich fürchte, die Zeit des Herrn Grafen zu sehr in Anspruch zu nehmen, wenn ich mir erlauben wollte, auch so kurz wie möglich von meinem unbedeutenden Leben zu sprechen.«

»Seien Sie darüber unbesorgt,« meinte der Kranke. »Was meine Zeit anbelangt,« so fängt sie in gewisser Beziehung freilich an mir kostbar zu werden, doch habe ich hier und da gewaltige Leeren, für deren Ausfüllung ich sehr dankbar bin. – Bitte, rollen Sie sich den kleinen Fauteuil vom Fenster hieher und setzen Sie sich. Im Falle Sie Raucher sind, sprechen Sie Ihren Wunsch aus, und Sie sollen haben, was das Haus vermag. Selbst spanische Cigaretten besitze ich, wenn Sie die Gewohnheit Ihres Landes beibehalten haben. Ich selbst,« setzte er achselzuckend hinzu, »muß freilich vorderhand auch auf dieses Vergnügen renonciren, doch macht mir der Dampf einer Cigarre, die ein Anderer raucht, durchaus keine Beschwerden.«

So gern Herr Larioz, wie jeder verständige Mensch, seine Cigarre rauchte, so hätte er doch um Alles in der Welt

der freundlichen Aufforderung hier keine Folge gegeben, es wäre ihm wie eine Sünde erschienen, in diese reine, nur von Blumenduft geschwängerte Atmosphäre einen Hauch von Tabak zu bringen. Er machte demgemäß eine tiefe, dankende Verbeugung, ließ sich auf den kleinen Fauteuil nieder und sagte, nachdem er eine kleine Weile vor sich hingeschaut: »Euer Erlaucht kennen das schöne Spanien aus Büchern, aus Bildern, haben die Geschichte desselben studirt und wissen also auch, daß auf der Höhe der Sierra Morena, jenes schwarzen, phantastischen Gebirges, das wie ein Wall den stolzen Norden vom lebenslustigen Süden trennt, von ausgewanderten Deutschen einige Colonieen und Dörfer angelegt wurden, von denen La Carolina die vornehmste und bedeutendste ist. Unsere Vorfahren welche sich dort niederließen, erhielten Ländereien und Gerechtsamen freigebig und in großem Umfange, zugleich aber auch zu vielen schönen Rechten die Verpflichtung, durch das noch unwegsame schwarze Gebirge eine Fahrstraße zu brechen. Damals gab es nur Saumpfade durch die Schluchten der Sierra Morena, und die Abgründe und gefährlichen Passagen schienen so unüberwindlich, daß dieser Saumpfad nur eben breit genug für ein einzelnes Lastthier gemacht werden konnte. Deshalb horchten die Treiber bei den verschiedenen Uebergängen in das Thal hinab, ehe sie in die Schluchten niederstiegen, und wenn sie von drunten das Klingeln der Glocken vernahmen, so lagerten sie sich droben, bis der entgegen kommende Zug vorüber war.

»Es war eine schauerliche Wildniß, die Sierra Morena, das sieht man heute noch, so wie man rechts oder links von der großen Straße abweicht. Den Namen des schwarzen Gebirges hat sie daher, daß der Gebirgszug, wenn man ihn aus weiter Entfernung am Horizont auftauchen sieht, wie eine schwarze Wand erscheint, voll eigenthümlicher Zacken in allerlei seltsamen Formationen.«

So sprach Herr Larioz und blickte träumend vor sich hin, wobei sein Auge glühte, als sähe er wirklich über die gelb und roth gefärbte Ebene der Mancha hinweg den schwarzen Zug der Sierra Morena erscheinen, scharf hervortretend unter dem strahlenden spanischen Himmel.

Der Graf hatte sich in die Ecke seines Fauteuils gedrückt, und wenn er auch die linke Hand vor das Gesicht hielt, so blickte er doch durch die Finger sinnend nach dem Erzähler, der ihm mit kunstlosen Worten die Landschaft so hinzeichnete, daß er mit seiner Phantasie im Stande war, sie lebendig auszumalen, und der mit dem eigenthümlichen Gesichte, dem aufwärts gedrehten Schnurrbart als Staffage darin erschien ein einsamer Reiter, durch die Fläche dahinziehend.

»Die Straße, welche unsere Vorfahren, die Deutschen, dort gebaut,« fuhr der lange Schreiber fort, »ist ein Riesenbau, würdig, jedem der berühmten Werke der vielbewunderten Römer an die Seite gestellt zu werden. Mit eisernem Fleiße und unendlicher Ausdauer wurden Schluchten und Abgründe bewältigt, und wo sich, wie vorhin erwähnt, am Rande der Felsen kaum ein schmaler Pfad hinzog, übersteigen jetzt auf breiter Chaussee die

schwersten Diligencen, mit acht und zehn Maulthieren bespannt, das Gebirge, und von Madrid nach Sevilla rollt man auf dieser Strecke, die früher nicht zu passiren war, am angenehmsten.

»Um also von mir zu reden, wie der Herr Graf befohlen, so war mein Vater ein Spanier, meine Mutter eine Deutsche aus jener Colonie La Carolina; von Geburt also ein echter Spanier, lernte ich deutsches Wesen und deutsche Sprache von der Mutter, nahm auch vielleicht von ihr etwas Träumerisches an, was man mir wenigstens in meinen Kinderjahren oft zum Vorwurf machte; denn statt mit Knaben meines Alters zu spielen, zog ich es häufig vor, hinaus in die Berge zu wandeln, mich dort in der Einsamkeit auf ein Felsstück niederzusetzen und um mich her zu schauen, bald im engeren Gesichtskreis auf Moos, Gras und Steine, die sich um meinen Sitz befanden, wo ich dann das Thierleben beobachtete, die Käfer und Insekten aller Art, wie sie geschäftig hin und her liefen, ihre Arbeit thaten, nie einander ihren Pfad hinterlistig durchkreuzten, und wenn sie auch zuweilen in Kampf gerieten, dann ehrlich auf einander losgingen ohne Trug und Hinterlist, Einer gegen Einen, so namentlich die schwer gewaffneten Hirschkäfer, wie ein paar geharnischte Ritter aus der guten alten Zeit.«

Hier machte Herr Larioz eine kleine Pause und sagte dann lächelnd zu dem jungen Manne gegenüber, der gar keine Bewegung machte: »Aber ich langweile Euer Erlaucht mit diesen Kindereien und bitte sehr um Entschuldigung.«

Der Andere schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete ebenfalls lächelnd: »Fahren Sie nur fort, das amusirt mich in der That. Ich habe mit Ihnen auf dem Felssteine gesessen und tiefsinnend in Moos und Kräuter geschaut. O, die Natur, namentlich der Wald, ist so schön, so wunderbar schön! Bitte fahren Sie fort, Ihre Erzählung beruhigt eigenthümlich meine aufgeregten Nerven.«

Larioz machte eine Verbeugung, dann sprach er weiter: »Häufig auch blickte ich um mich her auf die Berge und Schluchten, die einander folgten, im allgemeinen Charakter gleich und doch in ihren Formen wieder so mannigfaltig. Mein Ohr vernahm das Rauschen der Blätter und ließ sich erzählen von alten Zeiten; ich hörte das Murmeln der Bergwasser und das tönte mir wie eines jener Märchen, die ich als Kind so gern gehört. Dann vernahm ich auch aus der Ferne das kurze zornige Brüllen eines der Stiere, die in der Sierra Morena zum Zwecke der Kampfspiele gezogen werden, und wenn ich alsdann nachdenkend aufblickte und um die von der Sonne beleuchteten Felsenzacken den Adler majestätisch und still im Kreise schweben sah, so hoben sich meine Träume mit ihm hoch und immer höher, bis die gewaltigen Formen des schwarzen Gebirges tief hinab gesunken waren und bis ich das blühende Granada sah, von dem mein Vater so oft erzählt, an den Fuß des grün bewachsenen Berges hingeschmiegt, der die Alhambra trägt, mit seinen vielen klaren Quellen, seinen schwarzen Cypressen und jenen melancholischen Ueberresten aus der prachtvollen Maurenzeit. Auch flog ich in meinen Phantasieen so gern

nach dem glänzenden Sevilla, das ebenfalls vor mir in dem weiten leuchtenden Thale lag, den der Guadalquivir durchströmt, die lebensfrohe herrliche Stadt mit ihren zahllosen Thürmen und Kuppeln, mit ihren Wahrzeichen des Giralda, mit ihrem weiß marmornen Stierplatz, an dessen Mauerringe mein Vater oftmals sein Pferd angebunden – und ich ebenfalls, als ich einmal vierzehn Jahre alt geworden war. Da erhielt ich meine ersten Lederamaschen, die kurze verschnürte Jacke, den breitkrämpigen Hut, man setzte mich auf eines der kleinen andalusischen Pferde, und ich durfte mit den Anderen ziehen, zur Nachtzeit die Heerde der wilden Stiere nach der Ebene geleitend.«

Als der Schreiber so erzählte, hatte sich der Graf in seinem Fauteuil empor gerichtet, hatte die weißen, jetzt so zarten Hände auf die Lehnen desselben gelegt, und sein Auge glänzte fast unheimlich, als er nun so aufmerksam und starr sein Gegenüber anblickte. »Das muß ein herrliches Leben gewesen sein,« sagte er alsdann; »sitzend im Sattel auf muthigem Pferde, und nicht bloß zum harmlosen Spazierenreiten, sondern gewiß oftmals die Lanze gebrauchend zum ernstlichen Kampfe. – Nicht wahr, das kam häufig genug vor?«

Auch die dunklen Augen des Anderen glänzten, als er nun zur Antwort gab: »O ja, an Kampf und wildem Durcheinander fehlte es bei diesen Ritten nicht.«

Er hatte bei diesen Worten langsam sein spanisches Rohr erhoben und stützte es auf die Lehne des Sessels, wie man es im Sattel mit einer Lanze zu machen pflegt.

»Aber es thut eigentlich nicht gut, dieses Leben,« fuhr er nach einer Pause fort, »besonders nicht für ein kindliches Gemüth, dessen Phantasie ohnehin erregt ist. Wenn es in den Nächten, wo wir mit den Heerden der Kampfthiere dahin zogen, wohl so viel zu arbeiten und aufzupassen gab, daß man seine Gedanken bei einander behalten mußte, so boten dafür die Tage des Rückmarsches, wenn ich mit meinem Vater oft allein durch die unendlichen Ebenen der Mancha zog, lange Stunden der Einsamkeit, die der lebhafteste Kopf des Knaben dann natürlicher Weise mit den abenteuerlichsten Gestalten bevölkerte.«

»Ah!« rief der Graf, der aufmerksam zuhörte, »Sie kämpften alsdann in Gedanken mit Windmühlen und Schafheerden, wie der hochachtbare Don Quixote?«

»Ja, wie Don Quixote,« entgegnete der Andere schnell, indem sein Auge aufflammte, »wie jener Held, für den ich von meiner Jugend an geschwärmt, für dessen Irrfahrten und trauriges Schicksal ich stets das innigste Mitleid gefühlt.«

»Die Phantasie eines lebhaften Geistes, die Erfindung eines reichen Gemüthes!« warf der Graf hin. »Ich schätze ihn sehr den unerreichbaren Cervantes.«

»Wenn man die Fahrten des sinnreichen Junkers von La Mancha weitab vom Schauplatz seiner Thaten liest,« fuhr der lange Schreiber fort, »so kann man vielleicht bisweilen lächeln über jene – nennen wir es barocke – Phantasie, die einen Menschen, der noch nicht ganz zu den Narren gehört, mit Windmühlen und Schafheerden

kämpfen läßt. Ist man aber einmal selbst durch jene Flächen geritten, durch jenes wellenförmige, röthlich gelbe Terrain, wo ein Gehölz von Buchsbaumsträuchern, das am Horizont auftaucht, und dessen Stämme in Wirklichkeit kaum drei Fuß hoch sind, uns als ein Wald mit Riesenbäumen erscheint, wo wir ein Haus, eine Windmühle vor uns sehen und Stunde um Stunde darauf losreiten ohne sie zu erreichen, ja, ohne ihr scheinbar näher zu kommen; wenn wir die phantastischen Wolkenschatten bemerken, die zur Zeit des Herbstes und auch des Frühjahrs vor uns auf der Fläche zu fliehen oder uns kampfbereit entgegen zu stürmen scheinen; wenn man weit, weit in der Ferne den Zug der Sierra Morena sieht, gefärbt wie dunkler Stahl scharf und zackig – wenn man an jenen Hirten vorüber kommt, die noch heut zu Tage langsam ihr Gewehr empornehmen, wenn sie einen einsamen Reiter bemerken, oder an den Feldhütern, die wir dort in der Schlucht gelagert finden, vor sich zwischen den Knien den abgezogenen Hut, in den man ein Almosen werfen muß, will man nicht mit der kurzen, weitmündigen Büchse Bekanntschaft machen, die der Wegelagerer im Arme hält – ja, wer dabei eine rege Einbildungskraft hat, dem mag es leicht gehen wie dem edlen Don Quixote, daß er auf der schattenlosen Fläche Tage lang umherreitend dieselben Abenteuer aufsucht und findet.«

Das hatte der lange Spanier mit solcher Begeisterung und solcher Ueberzeugung gesprochen, und dabei flammten seine Augen so, daß ihm der Kranke lächelnd sagte: »Ei Don Larioz, mir scheint, Sie hätten nicht übel

Lust gehabt ein anderer Don Quixote zu werden und ausgerüstet mit Schild und Lanze, auf der Rozinante reitend, aufs Neue die Mancha zu durchs, streifen, Riesen und Drachen zu bekämpfen zu Ehren Dulcinea's von Toboso.«

»Nicht so ganz, gnädiger Herr,« entgegnete der Schreiber, nachdem er eine Zeit lang fast betrübt lächelnd vor sich nieder geschaut. »Was hülfe in unserer Zeit die Rozinante? was Schild, Lanze und selbst die Kopfbedeckung des Don Quixote, wenn es auch in Wahrheit der Helm Mambrin's und nicht jene Barbierschüssel gewesen wäre? – Letzteres kann man leider als begründet annehmen. Aber die Frage, die mir Euer Erlaucht jetzt im Scherze stellte, wäre für mich allerdings einer ernstern Beantwortung werth. War Don Quixote, der sinnreiche Junker, wirklich jener Ritter, wie ihn das erhabene Buch des Cervantes darstellt oder wollte der Dichter mit seiner göttlichen Schöpfung einen Mann bezeichnen der sinnbildlich mit eingelegter Lanze und geschwungenem Schwerte auf die Lächerlichkeiten der Menschen eindringt, gegen die Windmühlen ihres Hochmuthes anrennt, die Schafheerden ihrer falschen Demuth aus einander sprengt, – Jemand, der den heiligen Gedanken an eine unerreichbare Dulcinea von Toboso im Busen trägt, für die er kämpft und leidet?«

Dies hatte Herr Larioz mit großer Bewegung gesprochen, wobei er aufwärts blickte und – wie er gern zu thun pflegte – sein langes spanisches Rohr wie ein entblößtes Schwert auf den Schenkel stützte. Sein Gesicht

hatte in diesem Augenblicke etwas so Feierliches, ja, Erhabenes, daß ihm der Graf mit großer Theilnahme zuschaute und, da er das Außergewöhnliche von jeher geliebt hatte, eine plötzliche Neigung zu dem eigenthümlichen Spanier empfand. Um ihn nicht zu unterbrechen, nickte er zustimmend mit dem Kopfe, weshalb der Andere fortfuhr: »Wenn also der Dichter die Absicht hatte, in dem Don Quixote für sein Zeitalter eine Figur zu schaffen, die er ausziehen ließ in die Welt, um durch sie die Lächerlichkeiten und Laster seiner Nebenmenschen zu geißeln, warum sollte es nicht ein ersprießliches Werk sein, auch heute nochmals die Rozinante zu besteigen, sich mit Schwert und Schild zu bewaffnen und den Erbärmlichkeiten der Menschen das Visir zu öffnen, nach dem man sie siegreich vor sich niedergeworfen? – Ach, welch schöne Bestimmung, welch herrliches Loos! Oder wäre ein solcher Don Quixote heute nicht mehr nöthig, hat sich das Menschengeschlecht gebessert, ist Unredlichkeit aller Art, Lug, Trug und Heuchelei nicht mehr zu finden? Lohnt es sich nicht mehr der Mühe, auf dem Heerwege zu stehen oder an der Straßenecke, der gekränkten Unschuld und Tugend zum Schutz, dem verfolgenden Laster zum Schrecken? Wäre es nicht dankenswerth, jenen Intriguen nachzuschleichen, welche den gesunden, kräftigen Menschen wie eine Schlange langsam umgarnen, sein Bewegungen lähmen und ihn endlich zu

Grunde richten? – Freilich wäre es ein Leben des Kampfes, auch wohl zuweilen der Niederlage, aber gewiß würdig, für spätere Geschlechter in Büchern aufbewahrt zu werden.«

Graf Helfenberg hatte dem erregten Redner mit größter Theilnahme zugehört; er begriff dessen Absicht, und wenn er auch über dieselbe den Kopf hätte schütteln mögen, so konnte er doch nicht anders als die Begeisterung ehren, mit welcher Jener seine seltsamen Ansichten vortrug. – »Das hieße ja,« sagte er nach einem kleinen Nachsinnen, »fast der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwerfen, das wäre ein Unternehmen, wo auf Dank nicht zu rechnen, häufige Niederlagen dagegen voraussichtlich wären.«

Herr Larioz fuhr mit der Hand über das Gesicht und blickte wie erstaunt um sich, als er sah, wo und vor wem er seine sonderbaren Theorien aus einander gesetzt; er hatte, wie er zuweilen zu thun pflegte, sich so in seine Phantasien vertieft, daß ihm das, was er gesagt, wie ein lautes Selbstgespräch vorgekommen war. Er hätte sich ein wenig geschämt, wenn ihm nicht die Worte seines Gegenüber bewiesen, daß der Graf seinen Phantasien nicht nur gefolgt, sondern sie auch theilweise aufgenommen habe. Der Schreiber ließ seinen Stock langsam auf den Boden niedergleiten, senkte den Kopf ein wenig und sagte nach einer Pause im gewöhnlichen Tone: »Verzeihung, gnädiger Herr, daß mich die Erinnerung an meine Heimat, an meine Jugendzeit, an jene in ihrer Einsamkeit so poetischen Flächen der Mancha fortrissen, Ihnen von

meinen Ideen zu sprechen, die ich sonst fest in mir zu verschließen pflege. O, ich weiß es wohl, daß sie unausführbar sind, wenigstens für mich; ich fühle wohl, was Euer Erlaucht eben gesagt, daß, sich so um das Treiben der Menschen bekümmern, der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwerfen hieße. Und wer könnte das thun? Nur ein selbstständiger, mächtiger Mensch, nicht ein armer Schreiber wie ich.«

Diese letzten Worte begleitete Herr Larioz mit einem bitteren Lächeln, worauf der junge Graf kopfschüttelnd entgegnete: »Auch der Mächtigste auf Erden müßte an dieser Aufgabe zu Grunde gehen; auch ein König, ein Kaiser hat nicht die Macht, allen Trug, alle Heuchelei aufzudecken, er ist nicht immer selbstständig genug, seinem ersten Minister zu sagen: ich könnte Ihnen beweisen, daß Sie anders denken, als Sie so eben gesprochen. Er kann der Folgen wegen manche Intrigue nicht augenblicklich zerreißen, die er nicht nur entstehen sieht, sondern von der er auch fühlt, daß sie langsam seine Hände umgarnt.«

»Ein Mächtiger, ein König könnte das allerdings nicht,« versetzte eifrig Herr Larioz. »Zu großen Dingen wählt ja der Himmel so oft geringe, schwache Werkzeuge. O, mir wäre es eine Wonne,« setzte er mit einem träumerischen Lächeln hinzu, »mich so in den Kampf zu stürzen, gute glorreiche Thaten zu vollbringen, wenn es mir auch am Ende wie dem edeln Don Quixote erginge, wenn ich auch zu Boden geworfen würde. Ja, wie er würde ich mit dem letzten Hauche des Mundes meine Idee vertheidigen und sprechen: Freilich bin ich der unglücklichste Ritter, aber

Dulcinea ist das schönste Weib der Erde. – Stoß zu mit der Lanze, Ritter!«

Das ist ein merkwürdiger Schwärmer, dachte der Kranke, dem aber die Reden des Schreibers ihrer Eigenthümlichkeit wegen mehr und mehr gefielen. Lag doch, was dieser sagte, so ganz aus dem Kreise des Alltäglichen und gefiel eben deßhalb dem jungen Manne, der von frühester Jugend her das Außergewöhnliche geliebt. Wie war seine Phantasie erregt worden durch die Erzählungen und Schilderungen, durch die Ideen des Spaniers! Wie träumte er sich mit ihm in jenes Leben seltsamen Kampfes, von dem Herr Larioz gesprochen! Ja, er faßte es noch mehr von der ritterlichen Seite auf, er sah die Mauern seines Zimmer schwinden, er schaute vor sich die weite, weite Welt, und fühlte sich wieder einmal auf muthigem Pferde, dahin sprengend über die Ebene mit jenem langen, seltsamen Menschen Abenteuer aufsuchend. Es war ein Augenblick des Wohlbehagens, wie ihn der Kranke seit lange nicht mehr gefühlt; er wollte diesem Gefühle Worte geben, ja, er hatte nicht übel Lust, dem Andern die Hand zu reichen und ihm zu sagen: Gut, wir Beiden wollen der verdorbenen Welt in dieser Art den Krieg erklären. – Angeweht von dem Hauche eines neuen, frischen Lebens, vergaß er auf einen Moment seine tiefen Leiden, wollte hastig von seinem Sitze aufspringen, da erfaßte ihn mitten in dieser heftigen Bewegung sein gewaltiges Elend wieder, seine begeisterten Züge nahmen plötzlich den Ausdruck eines starken Schmerzes an, er biß die Zähne auf einander und sank mit einem leisen Aechzen in

den Fauteuil zurück, wo er ein paar Sekunden lang mit geschlossenen Augen wie ohnmächtig lag.

Erschrocken war Herr Larioz aufgesprungen, zu dem Kranken hingeeilt, hatte seine Hand ergriffen und blickte ihm mit tiefem Schmerz in die edlen, bleichen Züge.

Endlich schlug der Graf die Augen wieder auf, und als er sah, wie der Andere so theilnehmend um ihn beschäftigt war, lächelte er und sagte alsdann nach einem tiefen Seufzer: »Das war ein böser Anfall. Sehen Sie, mein lieber Don Larioz, es ist nichts mehr mit unserer Weltstürmung; ich wenigstens kann keinen Antheil daran nehmen; mir sind die Hände gebunden.«

»Und mir nicht minder,« erwiderte der Schreiber, indem er sich ehrfurchtsvoll zurückzog. »Aber ich muß Euer Erlaucht um Verzeihung bitten, daß ich Sie durch meine unüberlegten Reden einigermaßen in Aufregung gebracht. Wahrhaftig, es ist selten, daß ich mich so gehen lasse,« fuhr er treuherzig fort, »aber Sie, gnädiger Herr, haben mich durch die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mich empfangen, theilweise dazu veranlaßt, und deßhalb werden Sie die Gnade haben, mir zu verzeihen.«

»Davon kann keine Rede sein,« versetzte der Kranke mit etwas matter Stimme; »ich liebe immer noch eine kleine Emotion, wie Sie mir sie eben verschafft, und zum Beweise dafür bitte ich, mich wieder zu besuchen, sobald es Ihre Zeit erlaubt. Um die gleiche Stunde wie heute werde ich für Sie zu Hause sein. – Wir müssen doch sehen,« setzte er lächelnd hinzu, »wie sich Ihre an sich vortrefflichen Theorien mit der Praxis vereinigen lassen.«

Nach diesen Worten machte Graf Helfenberg eine freundliche Bewegung mit der Hand, und als auf den Ton der Klingel, welche auf seinem Tische stand und die er mit einem kleinen silbernen Hammer berührte, der Kammerdiener zwischen den Portieren erschien, um den Schreiber zurückzubegleiten, machte dieser eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und verließ mit eigenen, angenehmen Gefühlen das selbst bei trübem Herbstwetter so blumenduftende und freundliche Gemach.

Herr Larioz schritt durch die halbdunkeln Zimmer zurück, die breite Treppe hinab, bei den Ritter-Figuren vorbei, die seltsame Mienen zu machen schienen, weil er so lange droben geblieben, und dann durch die Portier-Loge, wo der alte Thürhüter in Wahrheit ein verwundertes Gesicht und eine Verbeugung machte, wie sie bei ihm sonst nur für Leute aus vornehmem Stande gebräuchlich war.

Es schlug zwölf Uhr, als der lange Schreiber durch den weiten Thorbogen auf die Straße trat, und da er sich des zweiten Auftrages seines Prinzipals erinnerte, so wandte er sich nach der Burggasse, um das Geschäft Erdwinkel contra Breiberg so gut wie möglich abzumachen.

SECHZEHNTE KAPITEL. BURGGASSE NUMERO VIER.

Das Stadtviertel, in welchem sich die Burggasse befand, war im nördlichen Theile der Stadt gelegen, wo

des guten Lichtes wegen eine Menge Maler, Kupferstecher, Photographen und sonstige Künstler wohnten. Spekulanten hatten dort in die vierten Stockwerke verschiedener Häuser große Fenster brechen lassen und Ateliers hergestellt, die sehr gesucht waren.

Oft befanden sich zwei bis drei dieser Ateliers in einem Hause, oft auch nur ein einziges, je nachdem die Künstler bekannt und gesucht waren.

Große selbstständige Bilder wurden hier eigentlich nicht gemalt, sondern man beschränkte sich auf Ansichten der Stadt oder der umliegenden Gegend, die auf Bestellung angefertigt wurden; meistens aber arbeitete man im Portraitfache, und zwar hier durch alle erdenklichen Branchen hindurch, vom schwarzen Schattenriß, welchen der Unteroffizier seiner Geliebten schenkt, mit angedeuteter Uniform, oder einem Souvenir, Gymnasiasten und Studenten in möglichst steifer Haltung darstellend, mit bunter Cerevismütze und dito Verbindungs- und Corpsbrüdern, bis hinauf zu sechs Fuß hohen Kniestücken, wundersam in Oel gemalt, in prachtvollen, seidenen Roben, deren Glanz etwas Uebernatürliches hatte, mit starr blickenden Augen, erstaunt lächelndem Munde und Wangen, die in einer wahrhaft erschwerenden Fülle der Gesundheit strahlten; dabei viel goldene Ketten und Ringe nicht zu vergessen. Ja, Abrisse des menschlichen Gesichtes wurden hier gemacht auf Stahl, Stein, Holz, Leinwand und Papier, und wenn man bedachte, wie viele Menschen von diesem Geschäfte lebten, so sah man

recht, welche Menge Leute darauf erpicht sind, ihr eigenes, oft sehr uninteressantes Gesicht zu diesem oder jenem Zwecke abconterfeit zu sehen.

Die Burggasse bildete ein eigenthümliches Quartier in der großen Stadt. Hier sah man Gestalten, die man sonst nirgendwo oder nur höchst selten erblickte; blasse Gesichter, hohläugig, mit einem Anfluge von Genialität, mit glattem, flaumigem Kinn, oder auch mit vielem Bart- und Haarwerk unter spitzen Calabreserhüten. Die Träger dieser Gesichter waren in Kleidungsstücke, namentlich zur Herbst- und Winterzeit in Mantel eingehüllt, deren Façon man nie in einem Modejournale gesehen, auf deren Erfindung sich aber der Betreffende etwas zu Gute zu thun schien, was man deutlich an der Art sah, wie er das Stück Tuch, das er einen Mantel nannte, und das etwas von einer römischen Toga, einem italienischen Carbonari und einem Theater-Rittermantel an sich hatte, um die Schultern drapirt trug.

So sah man sie in der Burggasse dahin wandeln, die Jünger der Kunst, in allen möglichen Aufzügen, bald genial nachlässig, zuweilen auch ausgesucht stutzerhaft, die Meisten, mit großen Mappen unter dem Arm und die Blicke umhergleiten lassend, ob sich nicht irgendwo etwas zum Skizziren darböte.

Eigentlich war die Burggasse keine Gasse, sondern ein unregelmäßiger Platz mit aus- und einspringenden Häusern, auf dessen Mitte die Ruine eines Thurmes stand, der, Gott weiß, in welchen Zeiten, zu einer hier befindlichen alten Burg gehört haben soll. Alle Häuser hatten

hohe, meist treppenartig gezackte Giebel, viele auch Erker, gewölbte Thorbogen, malerische Höfe, finstere Winkel von unaussprechlicher Färbung; die Sonne konnte sich nur mühsam durch einzelne Lücken in dieses Häuserlabyrinth hineinstehlen, wo alsdann solch ein goldig erleuchteter Streifen neben tiefblauen Schatten von ganz immens pittoresker Wirkung war. Dazu hatte die Architektur der meisten Gebäude etwas Phantasieerregendes; erblindete und zerbrochene Fensterscheiben, auch Rahmen ohne alles Glas gab es genugsam, höchst interessante Schutt- und Kehrthaufen traf man allenthalben; wenn Schneewetter sei – so behaupteten Kenner – dürfe man nur rechts oder links greifen, um vollkommen fertige Winterlandschaften anzutreffen, und selbst bei Regenwetter waren die übersprudelnden und zerbrochenen Dachrinnen wohl im Stande, ein künstlerisches Gemüth zu landschaftlichen, hauptsächlich aber Wasserfalleffekten der prachtvollsten Art zu begeistern.

Hier gab es auch kleine Kneipen, die von ordentlichen Bürgersleuten gemieden wurden, über deren Leben und Treiben ein sagenhaftes Dunkel lag, so daß die Väter ihre Herren Söhne, Gymnasiasten oder auch Handlungsbeflissene bestens verwarnten, dort zu gehen. Daß aber eine solche Verwarnung die umgekehrte Wirkung hatte, brauchen wir eigentlich den jung gewordenen Lesern nicht zu sagen; leider aber war es nicht zu läugnen, daß, wenn es einem Nichtkünstler gelang, sich unter den jungen Raphael's und Tizian's der Burggasse einen guten Freund zu erwerben, er stolz darauf war und alle möglichen

Ränke und Schwänke gebrauchte, um sich hier und da für einen Abend von der Aufsicht zu Hause frei machen und in der ›Palette‹, im ›Reibsteine‹, oder sogar in der ›Mausfalle‹ – so hießen die Wirthshäuser, welche die jungen Künstler hauptsächlich besuchten – so lange kneipen zu können, wie Geld und Zeit vorhielten. Hierbei müssen wir aber sagen, daß diese Kneipen besser als ihr Ruf waren; freilich wurde dort ein tüchtiges Bier consumirt, auch häufig Rundgesänge angestimmt oder Salamander gerieben; daß aber wahre Orgien und Bacchanalien gefeiert würden, daran war kein wahres Wort, und es fehlte der künstlerischen Jugend zu diesen Ausschweifungen an zwei nothwendigen Dingen, an Theilnehmerinnen und an Geld.

Es ist überhaupt eigenthümlich aber leicht begreiflich, wie selbst ein sanftes Maler- oder Dichtergemüth in den Verdacht eines excentrischen Sinnes, eines ungeheuerlichen Lebens kommt. Und es ist doch nur rein das Handwerk mit seinen Attributen, welches diese Idee begünstigt. Wir treten in ein Atelier; mit finsterer Majestät kommt uns der Herr desselben entgegen, zwischen langem Haar und struppigem Bartwerk ist ein kleiner Theil des Gesichtes bemerkbar, sowie glänzende Augen, die einen ingrimmigen Ausdruck annehmen, wenn der Künstler-, Genre- oder gar Schlachtenmaler ist, besonders aber, wenn er uns vor sein letztes Bild führt, wo Dolche funkeln, bleiche Lippen beben, verdrehte Augen um Gnade flehend zu irgend einem Scheusal von Tyrannen aufblicken, zu dessen Füßen sich ein blutendes

Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit wälzt. Wenn der Künstler uns das erklärt, den Staffeleistock wie eine Lanze auf den Boden gestützt, das Haar fliegend, so erscheint er uns in solchem Augenblicke nicht selten selbst als Kannibal oder als Tyrann. Dort liegen seine blutigen Handwerkszeuge, die schauerlich schillernden aufgesetzten Töne; ein schüchterner Blick, den wir umherwerfen, zeigt uns in der Ecke einen breiten Divan, auf dem ein nachlässig hingeworfener Blumenkranz liegt, während eine Streitaxt daranlehnt – eine scharfe Streitaxt, die der Künstler in die Hand nimmt, indem er, sie schwingend, uns erklärt, dieselbe habe wahrscheinlich bei Sempach stark gedient. Daß die dunkeln Flecken an dem Eisen Blut seien, wolle er nicht gerade beschwören, aber es sei sehr wahrscheinlich. So blicken wir scheu umher, und wohin sich unser Auge richtet, entdecken wir abnorme und schreckliche Gegenstände: Ketten, Beile, große Stücke rothen Damasts, wie Blut anzuschauen, hier ein lederner Kollet mit einem tiefen Riß auf der Brustseite, dort eine Mandoline neben einem langen spanischen Stoßdegen, von welchen beiden der Maler versichert, sie seien in eine seltsame Geschichte verwickelt gewesen.

Und in dieser, für manches zarte Gemüth so gräuelhaften Umgebung bewegt sich der Künstler so frei und unbefangen, als seien es die unschuldigsten Gegenstände. O, es ist ein schreckliches Geschlecht, diese Maler! Unser bester Freund läßt uns im Vorzimmer warten, während wir im Nebenzimmer eine flüsternde Damenstimme vernehmen, und wenn uns endlich der Eintritt erlaubt ist,

so hört unser feines Ohr auf der Treppe seidene Kleider rauschen, statt Cigarrendampf verspüren wir in dem Atelier ein wunderbares Aroma, und während unser Freund lächelnd ein Glas Zuckerwasser trinkt, sehen wir auf dem Divan allerlei phantastische Kleidungsstücke umherliegen.

Daß uns eine solche, an sich vielleicht ganz harmlose Beschäftigung ein Kopfschütteln entlockt, und daß der gänzlich Uneingeweihte, der zufällig an diese Künstlermysterien tangirt, an ein entsetzliches Leben voll Schuld und Unthaten glaubt, ist verzeihlich und begreiflich. Und wie oft braucht so ein armer Darsteller menschlicher Verbrechen und Leiden, die er mit Pinsel oder Feder wiedergibt, selbst eine Steigerung, um sich in die Lage eines unglücklich Verfolgten, eines Scheusals hineinzudenken oder sich deren Bilder zu vergegenwärtigen! Wie muß er seine Phantasie reizen, um auf der blassen Leinwand oder dem weißen Papier jene Gebilde erscheinen zu lassen, die den Beschauer entzücken oder ihn beben machen sollen! Ja, für Manchen sind die eben erwähnten Zuthaten so nothwendig wie Pinsel, Farben und Feder, und wenn wir es auch nicht theilen, so begreifen wir doch das Gefühl des Malers, der die Mandoline in den Arm nimmt und darauf den Stoßdegen schwinkt, wenn er ein unterbrochenes spanisches Rendezvous darstellen soll, ebenso gut als das Gefühl des Dichters, welcher seine nächtlichen Lieder nur mit der Feder eines Raben schreiben konnte, den man von einem Galgen herabgeschossen, nachdem er diese Feder zuvor mit einem einst

blutig gewesenen Dolche gespitzt. Das sind Schatten des Handwerkes, welche in das gemüthliche Leben hinüberspielen und eine empfindsame Seele schauern machen vor dem Atelier eines Malers, wo schon so viel Blut geflossen, und vor der Person eines Schriftstellers, der ja unmöglich im Stande sein kann, alle die schlechten Charaktere zu schildern, wenn er nicht selbst viel auf dem Gewissen hat.

Um wieder auf die Burggasse zurückzukommen, so wurde hier auch viel Musik getrieben, namentlich mit Instrumenten, deren Klang sonst in der Stadt nicht oft mehr gehört wurde; wir meinen nämlich die Guitarre oder, wo es höher kam, die Mandoline. Darin wurde ein Erkleckliches geleistet, und wenn man besonders in der Dämmerung eines Frühlingsabends durch die Gasse schritt, so vernahm man viel dergleichen Lärmen um nichts. Auch Stimmen ließen sich hören, hohe, jugendliche Tenore, häufig ins Falsett überschnappend und mit unendlichem Gefühl anstimmend:

Dein gedenk' ich, röthet sich der Morgen,
Dein gedenk' ich, sinkt die finstre Nacht!

sowie auch einst kräftig und klangvoll gewesene Bässe, die aber mit des Lebens Mai ihre Jugendglätte verloren hatten und nun ziemlich rauh und faserig sangen:

Im kühlen Keller sitz' ich hier,
Bei einem Faß voll Reben.

Das alles gab der Burggasse etwas Phantastisches, Abenteuerliches, namentlich wenn man hierzu noch allerlei sonstige seltsame Gestalten rechnet, welche hier aus- und eingingen, alte und junge Männer, die als Modelle dienten. Dieser wegen seines dicken Bartes und seiner übermäßig hohen Stirn zu Prophetenköpfen und sonstigen Heiligen, Jener mit dem langen schlichten Haar, dem sanften Blick und dem flaumigen Bart am Kinn als Vorbild zu Erzengeln verschiedener Klassen und Tugenden jedes Grades; hier dieser alte weißhaarige Mann mit dem kummervollen Blick und der gebückten Haltung als unglücklicher und betrogener Vater; dort jene auffallende Persönlichkeit mit schwarzem, struppigem Haar und Bart, aufgestülpter Nase, blitzenden Zähnen und einem Blick, dessen teuflisches Schielen deutlich sagte: Nur Böses! war der Repräsentant aller Mörder, Räuber und sonstigen Bösewichter, die hier auf Papier und Leinwand in der Burggasse erschienen waren. Was die weiblichen Modelle anbelangte, so gab es unter ihnen nicht so viele Species; da ließ sich durch Aenderung des Kopfputzes und einer leichten Drapirung schon viel erreichen, und die meisten von ihnen wußten Engel und Teufel gleich trefflich darzustellen.

Dieser Burggasse nun schritt Herr Larioz in tiefen Gedanken entgegen. Daß ihm Regen und Schnee ins Gesicht schlugen, schien er durchaus nicht zu bemerken, ebenso wenig wie die nassen Pfützen in dem schlechten Pflaster, die er nicht einmal bei seinem Dahinwandeln vermied;

er war offenbar immer noch mit jener Unterredung beschäftigt, die er vorhin mit dem Grafen Helfenberg gehalten. Er hatte Bilder aus seiner Heimat, Tage aus seiner glücklich verlebten Jugend herauf beschworen, und diese umgaukelten nun bald ernst, bald heiter seine Seele und waren nicht durch Schneegestöber, durch eisige Winde, die äußerlich auf den Träumenden einwirkten, zur Ruhe zu bringen. Er zog durch die Mancha, nicht mit dem Vater als vierzehnjähriger Knabe, nein, als fahrender Ritter mit seinem Knappen, er sah allerlei Seltsames und Ungeheuerliches seinen Pfad kreuzen, aber er nahm die Zügel seines andalusischen Rosses fest in die Hand, zog sein gutes Schwert und sah, wie fremde Ritter und Phantome aller Art vor der Kraft seines gewaltigen Armes zerstoßen. Wie hätte er da an seine jetzige Umgebung denken sollen?

So erreichte er die Burggasse, trat auf den Platz, den hier die eigenthümlichen Häuser bildeten, und sah vor sich den alten Thurm mit seinen schmalen, vergitterten Fenstern, mit seiner Spitzbogenthür, unter der man noch deutlich die Balkenlagen für die schon lange nicht mehr vorhandene Brücke bemerkte.

Ah! jene schöne Zeit, dachte er, wo die Burg dort noch so trotzig und fest dastand, warum ist sie verschwunden, oder warum bin ich nicht ein paar Jahrhunderte früher auf die Welt gekommen? Warum muß das jetzt Ruine

sein? Warum weht die Fahne nicht mehr von der Spitze des Thurmes und kündigt ein lustiges Trompetengeschmetter nicht die Ankunft eines Gastes an? – Träumereien! unterbrach er sich lächelnd, wie kann man sich so von seinen Phantasieen einnehmen lassen! Und doch ist hier der Ort dazu, ihnen nachzuhängen, fuhr er nach einer Pause stehen bleibend fort. Sollte man nicht glauben, jeder der hohen zackigen Giebel verberge etwas Absonderliches, decke geheimnißvoll ein Stück der alten gewaltigen Zeit zu, das sich scheu dort hinter den Erkern und Pfeilern verbirgt und nun sein tolles Wesen treibt in tiefer verschwiegener Nacht, wenn die jetzige Zeit schläft und träumt? Was müssen jene Gebäude für wunderbare Zimmer, Gewölbe, Keller und Treppen enthalten! Wohl möchte ich hier wohnen, ein reicher, unabhängiger Mensch, eines dieser finsternen Häuser mein eigen nennen, es zu meiner Burg machen und von dort aus meine Streifzüge beginnen gegen die Riesen und Drachen, welche die heutige Zeit unsicher machen.

Herr Larioz hatte unterdessen seinen Weg wieder aufgenommen und schritt, die Hausnummer Vier suchend, auf dem Platze dahin. Zuweilen blieb er kopfschüttelnd stehen, wenn er hin und wieder in einem Erdgeschosse durch die Fenster in ein Wirthshaus hinein sah, das so ganz anders war als die, wo er selbst zuweilen einen Abend zu verbringen pflegte. Sie gefielen ihm aber absonderlich, diese grauen Steinmauern, diese fast dunkeln

Holzdecken, diese grob geschnittenen Möbel und vor Allem die Gesellen darauf, die, behaglich hingelagert, augenscheinlich ihren Ueberfluß an Zeit verlungerten und nicht selten die Hand nach dem hohen alterthümlich geformten steinernen Bierkrüge ausstreckten.

Er lächelte freundlich in sich hinein, als er das sah und jetzt aus einem anderen Hause das Klirren und Knirschen von Klingen vernahm oder ein Geräusch, wie wenn man mit einem kurzen und breiten toledaner Schwerte auf einen mailänder Helm schlug; auch horchte er hoch auf, als sich gleich darauf eine kräftige Stimme vernehmen ließ:

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland.

War ihm doch zu Muth, als sei er in einen Zauberkreis getreten, dessen seltsame Zeichen und Gestalten seine ohnedies schon erregte Phantasie noch mehr begeisterten. Junge Leute begegneten ihm mit spitzen Hüten, wie er selber einen trug, und mit Mänteln ebenso umgeschlungen, wie er es mit dem seinigen zu machen pflegte, und wie man sie zu Sevilla und Cordova trägt. Diese jungen Leute schauten ihn einigermaßen verwundert an, grüßten ihn aber freundlich und blieben auch, wohl ihn betrachtend, seitwärts stehen, wenn er so vorüber schritt, gravitatisch, wie er es gewohnt war, den langen Stock von sich absetzend, hoch erhoben den Kopf mit den ernstesten Gesichtszügen und dem stark aufwärts gedrehten Schnurrbarte.

So erreichte Herr Larioz das Haus Nummer Vier, und unter der Thür desselben befanden sich ein paar Gestalten, die seine Aufmerksamkeit erregten – ein alter Mann und ein junges Mädchen, *er* mit würdigem Gesichtsausdruck, ein Ehrfurcht gebietender Kopf, den langen Silberbart sorgfältig gekämmt, das weiße Haar zierlich gescheitelt; ein dunkelgrünes Gewand, halb Mantel, halb Talar, verhüllte die etwas gebeugte Gestalt so vollständig, daß man nur eine der Hände sah, die er unter den Falten hervorstreckte, und in welcher er einen langen Stock trug, ähnlich denen, die man auf Bildern bei alttestamentlichen Hirten zu sehen gewohnt ist. Das Mädchen stand ihm zur Seite; sie hatte eine Hand auf seine Schulter gelegt und schien ihn sanft leiten zu wollen auf dem schlechten Straßenpflaster draußen voller Löcher und Pfützen; von ihrem Anzug konnte man nicht viel sehen, da ein graues Tuch sie fast ganz verhüllte; aber der Kopf mit dem schwarzen Haar, das in zwei dicken Flechten um die Schläfe herum lief, war so schmachkend und schön, das Gesicht aber dabei so bleich und leidend, daß der gute und edle Don Larioz ein reges Gefühl des Mitleids nicht unterdrücken konnte. – Ein armes Paar! dachte er, vielleicht aus fernen Landen, das gezwungen ist, zu der Mildthätigkeit fremder Menschen seine Zuflucht zu nehmen! Gern hätte er den Beiden irgend ein Scherflein angeboten, doch frappirte ihn ein auf dem Gesichte des Mädchens plötzlich erscheinender, höchst schelmisch lächelnder Zug, als sie auf einmal so der langen auffallenden Gestalt unseres Freundes entgegentrat.

Beide übrigens, der alte ehrwürdige Greis und das junge Mädchen wichen auf die Seite, um den Eintretenden ins Haus zu lassen. Da sich aber Don Larioz überzeugen wollte, ob die, welche er suche, auch wirklich hier wohnten, so faßte er an seinen Hut und sprach mit sanfter Stimme: »Guter, alter Mann, können Sie mir vielleicht sagen, ob hier in diesem Hause, Burggasse Nummer Vier, die Gebrüder Breiberg wohnen?«

Der ehrwürdige Greis nickte mit dem Kopfe, wie es schwache alte Leute zu machen pflegen, und entgegnete mit tiefer, klangvoller Stimme und einigem Pathos, während auf dem Gesicht des Mädchens wiederholt ein Lächeln erschien: »Die Ihr sucht, edler Herr, wohnen allerdings in diesem Hause, die Gebrüder Breiberg, schätzenswerthe, vortreffliche Menschen, Burggasse Nummer Vier, drei Treppen hoch; das heißt, dort befindet sich das Atelier der Gebrüder, sie selbst wohnen noch eine Treppe höher, wo sie auch jetzt zur Mittagszeit wohl anzutreffen sein möchten.«

Herr Larioz, freundlich überrascht von diesem ausführlichen Bescheid, der mit so ehrerbietigem Tone gegeben war, erwiderte auf das freundlichste: »Guter, ehrwürdiger Mann, es thut einem Fremden wohl, auf so liebenswürdige Art zurechtgewiesen zu werden. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür, und wenn wir uns wieder einmal begegnen und ich Ihnen Gegendienste leisten kann, soll es wahrhaftig nicht an meiner Bereitwilligkeit fehlen.«

»Berge und Wälder begegnen sich nicht,« versetzte der Greis, »wohl aber die Menschen, und wenn Sie vielleicht selbst Künstler sind, so wäre es wohl möglich, daß wir uns gegenseitige Dienste zu leisten im Stande wären. – Wollen Sie für alle Fälle meine Karte in Empfang nehmen,« fuhr er fort, indem er die linke Hand nebst einem Stücke zerluderten Papiers unter dem Talar hervorstreckte

»Sowie auch die meinige,« fügte das junge Mädchen hinzu, indem sie zum dritten Mal so seltsam lächelte und ebenfalls dem langen Schreiber eine Karte einhändigte.

»Die Herren Gebrüder Breiberg kennen mich,« fuhr der ehrwürdige Greis fort, »und wenn Sie sich vielleicht von ihnen eins der neueren Bilder, ›der Harfner und Mignon‹, zeigen lassen wollen, so werden Sie bald einsehen, was ein guter Rath und eine talentvolle Haltung dabei zu leisten vermag.«

Damit gingen die Beiden auf die Straße, und der lange Schreiber, wahrhaft gerührt von dem herzlichen Entgegenkommen dieser guten, lieben Menschen, las, bevor er die Treppen hinauf stieg, die beiden Karten, ehe er sie sorgfältig in seine Brusttasche verwahrte. Auf der einen stand die Adresse: »Andreas Hubelich, Krähengasse Nummer Zwei, vier Treppen;« auf der anderen: ›Kathinka Schneller, Entenpforte Nummer Vier, Parterre.«

Auch diese Begegnung hatte nicht dazu beigetragen, das Gemüth des Herrn Larioz zur kalten und trockenen Wirklichkeit zurückzuführen, er fühlte sein Herz sanft erwärmt von den Zeichen einer vergangenen schöneren

und poetischeren Zeit, die er so sehr liebte und die hier in der Burggasse auf Schritt und Tritt seiner ohnehin schon aufgeregten Phantasie entgegentraten. Deßhalb fand er auch die wackelige Treppe nicht uninteressant, an welcher er nun, mit den Händen um sich tappend, emporkletterte; ja, romantisch erschien ihm auf der zweiten Etage eine kleine Lichtöffnung, die einen spärlichen Strahl der zweifelhaften Helle des trüben Novembertages in das Haus sandte und hier in düsteren Winkeln allerlei seltsame Geräthschaften undeutlich zeigte. Da standen Kisten und Fässer auf einander gethürmt, was an sich nicht außerordentlich gewesen wäre; aber auf denselben bemerkte Herr Larioz einen alten Ritterhelm mit zerzausten Straußenfedern, der auf ein paar rothen Hosen stand, welche formlos, melancholisch, ja, unheimlich herabhingen; auch befanden sich auf dem Boden daneben eine Anzahl Flaschen, welche in ihrer Leere einem denkenden Kopfe schon zu thun geben konnten. Was mochten die Geister des Weines gewirkt haben, die in froher Stunde entfesselt daraus geflossen! Es war dem Schreiber ordentlich zu Muthe, als höre er Gläser klingen und den lustigen Refrain irgend eines bekannten Trinkliedes.

Die zweifelhafte Helle der zweiten Treppe verschwand auf der dritten wieder gänzlich, und es war gut, daß Herr Larioz einen kalten, glatten Strick ergriff, der statt des Geländers diente und mit dessen Hülfe er in die dritte Etage gelangte, wo sich das Atelier der Gebrüder Breiberg befinden sollte. Glücklicherweise war hier eine

der Thüren nicht fest verschlossen, und helleres Tageslicht hinter derselben zeichnete auf dem dunkeln Vorplatz einen scharfen Lichtstreifen, der stark genug war, um, auf die Thür reflektierend, dort das Wort ›Atelier‹ mit stoßen Buchstaben geschrieben, erkennen zu lassen.

Herr Larioz als höflicher Mann nahm vor der Thür seinen Hut ab, strich sein Haar zurecht, dann klopfte er leise an. Als sich drinnen nichts regte, klopfte er zum zweiten und, da er immer noch kein ›Herein!‹ vernahm, zum dritten Male. Künstler haben ihre Launen, dachte er bei sich und dabei fiel es ihm ein, daß auch Herr Plager zuweilen auf Anklopfen keine Antwort gab, indem er bei sich den richtigen Grundsatz aufstellte: »Jemand, der etwas Wichtiges hat, wird sich nicht abweisen lassen, sondern nach dreimaligem Anklopfen die Thür ohne Weiteres öffnen.« Gerade so machte es auch der Schreiber; doch wäre er fast erschrocken, als eine Glocke über der Thür mit gelendem Tone ein lautes Geklingel verursachte; da aber weiter nichts erfolgte, so trat er mit einem schüchternen Schritt ins Zimmer.

Es war dies allerdings ein Atelier und obendrein ein ziemlich elegantes Maler-Atelier; an den Wänden und auf Staffeleien sah man fertige und unfertige Bilder; im Hintergrunde des Zimmers befand sich ein breiter Divan, auf dem ebenfalls Gegenstände lagen, wie wir sie früher erwähnt: ein Dolch, ein paar Degenklingen, ein Stück farbigen Zeuges, ein Blumenbouquet und dergleichen Dinge mehr. Es befand sich Niemand in dem Atelier, doch

bemerkte Herr Larioz auf den ersten Blick, daß dasselbe durch eine spanische Wand in zwei Abtheilungen geschieden war. – Sollte sich vielleicht in der hinteren einer der Herren Breiberge befinden? Der Schreiber ging, mit den Füßen scharrend, vorwärts, räusperte sich auch laut und vernehmlich, doch ließ sich keine Stimme hören. Nur war es dem Eintretenden, als er sich dem Eingang der spanischen Wand näherte, als vernähme er hinter derselben das Rauschen von seidenen Gewändern; es ist das ein Geräusch, das in gewissen Lagen des Lebens schon manchen sehr beherzten Mann stutzen gemacht hat.

Auch Herr Larioz lauschte mit angehaltenem Athem; es konnte möglicherweise eine Täuschung sein. Und so schien es auch, denn er vernahm nichts mehr. War die ganze seltsame Umgebung, alles, was er schon in der Burggasse gesehen und gehört, daran schuld, daß ihm so eigenthümlich, fast beklommen zu Muthe war – genug, sein Herz klopfte schneller als gewöhnlich, er sah sich gezwungen, einen tiefen Athemzug zu thun, und blickte schüchtern um sich, als erwarte er, jeden Augenblick hinter einem der Fenstervorhänge oder sonstigen Drapeerien etwas Erschreckendes hervortreten zu sehen. Aber Alles blieb still; nur als er wieder einen Schritt vorwärts that, war es ihm abermals zu Muthe, als vernähme er wieder das Rauschen oder Krachen eines schweren seidenen Stoffes. Abermals beschlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, doch schämte er sich dieser Bewegung und sprach, wie um sich selber Muth zu machen:

»Bei San Jago, gehe ich doch hier nicht auf verbotenen Wegen! Habe ich nicht drei Mal angeklopft? Hat die Klingel nicht einen gehörigen Spektakel gemacht? – Warum, wenn dort Jemand hinter der spanischen Wand ist, ruft er mir nicht zu und läßt ein ›Wer ist da?‹ erschallen? – Vorwärts, sehen wir, ob wir Jemand finden!«

Ehe Herr Larioz wirklich vorwärts schritt, sprach er noch mit vernehmlicher Stimme: »Ich suche Herrn Breiberg; ist Herr Breiberg nicht vorhanden?«

Keine Antwort als ein leichter Wiederhall an den Wänden des weiten Gemachs.

Mit einem einzigen Schritte erreichte nun Don Larioz die Tapetenwand und blickte in die hintere Abtheilung; doch wie ward ihm zu Muthe, als er nun mit einem Male die Erklärung zum Rauschen der seidenen Gewänder fand, das er vernommen zu haben glaubte! Wie stand sein Fuß angewurzelt, als er an der Rückwand des Zimmers wieder einen Divan bemerkte und auf demselben ein Mädchen, wie er weder in Bildern, noch in Träumen je eines erschaut, wie er es sich in seinen kühnsten Phantasieen nicht gedacht.

Begreiflicherweise erlaubte ihm sein Zartgefühl nur einen einzigen Blick auf das reizende Wesen, aber dieser eine Blick war genug, um sein Herz in eine nie gekannte Bewegung zu versetzen. O, das ging kaum mit rechten Dingen zu! Ein so wunderbares Geschöpf unter den Töchtern hiesiger Stadt in der Burggasse! Ihm schwindelte fast und begreiflicherweise, denn er bemühte sich

mit allen Kräften, das Bild, welches er eine Sekunde lang erschaut hatte, nun in seinen Gedanken festzuhalten.

Ja, es war ein sehr junges Mädchen in spanischer Tracht, die dort auf dem Sopha ruhte, und die den Eintretenden mit einem seltsam lächelnden Blicke anschaute. Ah, die Gluth dieses Blickes war unvergeßlich, aus großen, schwarzen, glänzenden Augen, deren Feuer glücklicherweise etwas gemildert war durch die herabfallenden langen seidenen Wimpern! – »Andalusische Augen! *ojos adormitos!*« seufzte Herr Larioz in sich hinein – aus jenen schläfrigen südlichen Augen, die ihren Strahl bis zum rechten Momente verbergen, wie sich die gefährliche Schlange unter Rosen verkriecht. – Und dazu nun das Haar, blauschwarz und von einer erschreckenden Fülle, in dicken Flechten um den Kopf gelegt und mit farbigen Bändern und Rosen zusammengehalten!

War es eine Spanierin, die er gesehen? Der Teint war zu weiß und brillant, das Roth der Wangen zu blühend, wogegen wieder die glänzenden Zähne, die man zwischen den leicht geöffneten Lippen hervorbrechen sah, für die Landsmännin sprachen. – Auch die Lage auf dem Divan war so südlich verführerisch; konnte man doch glauben, sie sei nach einem stürmischen Fandango süß ermattet dorthin gesunken. Den rechten Arm hatte sie unter den Kopf gelegt, in der linken feinen, schneeweißen Hand, die über den Divan herabhing, hielt sie ein Tambourin. – Ja, sie mußte, vom Tanz ermüdet, dort ausruhen. – Glaubte doch Herr Larioz gesehen zu haben, wie

sie so heftig athmete, daß ihre volle Brust die Schnüre ihres andalusischen Mieders gesprengt hatte; – gesprengt waren die Schnüre, dessen erinnerte er sich später nur zu deutlich. Vielleicht war sie auch vom Schlafe erwacht und hatte sich gescheut, einen Ruf laut werden zu lassen. Lag sie doch da, als habe sie geschlafen, als sei sie überrascht worden und habe nicht mehr Zeit gefunden, den einen weißseidenen Strumpf, der bis zum Knie hinauf sichtbar war, mit ihrem blauseidenen Röckchen zu verdecken.

»Ah, Gebrüder Breiberg!« seufzte der Schreiber, »da bin ich in eine süße, aber gefährliche Umgebung gerathen.«

Doch hatte er keine Zeit, diesem Gedanken nachzuhängen, denn eine rauhe Stimme hinter ihm unterbrach plötzlich und nicht auf die angenehmste Art seine Träumereien.

»Wer ist da?« fragte die Stimme. »Was wollen Sie hier?«

Und als sich der also Angeredete umwandte, erblickte er einen untersetzten Mann mit einem gewöhnlichem etwas plumpen Gesichte an der Thür stehen, der ihn forschend und finster betrachtete.

Seufzend wandte sich der Schreiber von der Tapetenwand hinweg, trat dem Anderen entgegen und sagte so höflich wie möglich: »Ich habe wohl das Vergnügen, den Herrn Breiberg vor mir zu sehen?«

»So ist es,« entgegnete der Mann mit der rauhen Stimme und dem unangenehmen, plumpen Gesichte, wobei

er die Augenbrauen finster zusammenzog und den Fremden von oben bis unten betrachtete. »Jean Baptist Breiberg. Und womit kann ich dem Herrn dienen, dem Herrn, der da im Atelier herum schnüffelt, obgleich er sieht, daß Niemand für ihn darin ist – he?«

Zu jeder anderen Stunde würde der lange Schreiber eine solche Anrede ganz in derselben Weise beantwortet haben; doch fühlte er sich heute wunderbar weich gestimmt, und er wußte selbst nicht genau, warum er so plötzlich ein Interesse an dem Herrn Jean Baptist Breiberg nahm; aber er nahm ein Interesse an ihm, und wahrscheinlich war es die Erinnerung an das schöne Mädchen, das doch gewiß in irgend einem Zusammenhange mit dem Maler stand, weshalb er ihn aufmerksam betrachtete. Wie schon gesagt, Herr Jean Baptist Breiberg war eine untersetzte, keineswegs angenehme Persönlichkeit, er hatte ein finsternes Gesicht, dicke, buschige Augenbrauen, unter denen scharfe, boshafte Augen hervorleuchteten. Sein Anzug bestand aus weiten grauen Leinwandhosen, einer etwas dunkleren Schooßjacke von wollenem Zeug, in deren Taschen er seine Hände hartnäckig verborgen hielt. Auf dem Kopfe trug er seltsamerweise eine hohe und spitze Papiermütze, mit Figuren bemalt, welche ungefähr so aussahen, wie die an der Kopfbedeckung der armen, unschuldigen Hexenmeister, welche man vordem zum Scheiterhaufen führte.

Obgleich sich also Herr Larioz weich gestimmt fühlte, so war doch ein einziges Wort in der Anrede des Herrn Breiberg, welches ihm der lange Schreiber unmöglich

schenken konnte, das war das ihm über alle Maßen verhaßte Wort: ›Schnüffeln‹. Deßhalb sagte er in ruhigem, obgleich sehr bestimmtem Tone: »Daß ich in Ihr Atelier getreten bin, ist allerdings richtig, doch nicht ohne vorher drei Mal angeklopft, und darauf ein Geklingel verursacht zu haben, das nothwendig Jemand herbeiführen mußte. Wenn Sie aber von Schnüffeln sprechen, so ist dieses durchaus nicht der Fall; unter Schnüffeln verstehe ich Spioniren, und das brauche ich gewiß nicht zu thun, da ich das Recht habe, hier offen und gerade aufzutreten.«

»Schau Einer,« sprach der Maler höhnisch lächelnd, »mit welchem Prinzen habe ich die Ehre? Oder sind Sie vielleicht von der geheimen Polizei und im Begriff, einen Verhaftsbefehl für mich aus der Tasche zu ziehen?«

»Ich bin weder das Eine noch das Andere,« versetzte Herr Larioz sehr ruhig, »ich bin eine viel geringere Persönlichkeit, nur der Schreiber des Herrn Rechtsconsulenten Plager, der Ihnen etwas in Sachen Erdwinkel contra Breiberg vorzutragen hat.«

Das sprach er aus Zartgefühl sehr leise, denn er wollte nicht, daß das junge Mädchen hinter der Tapetenwand von diesen Verhandlungen etwas vernehme.

Doch kannte der Andere nicht diese Rücksichten, er schob seine Hexenmeister-Mütze vom linken Ohr auf das rechte, patschte alsdann mit der Handfläche auf sein Bein und rief laut, fast lustig: »Kommt diese Misere schon wieder? Erdwinkel contra Breiberg! Wie ist es nur möglich,

zwei so verschiedene Namen zusammen zu stellen! Erdwinkel und Breiberg! Was ist mir Erdwinkel? Ein ganz gewöhnlicher, obscurer Kerl, dem wir die Ehre angethan, die nichtswürdige Bagatelle von vierhundert Florin bei ihm zu entleihen. Ist das der Mühe werth – he? Und was will dieser Mensch weiter? War mein Bruder Clemens nicht auf dem Rathhause und hat die Schuld anerkannt? Kann man für einen solchen Erdwinkel mehr thun? Was will er also noch mehr von uns?«

Der lange Schreiber hätte beinahe über diese Rede gelächelt. Die Beweisführung des Malers kam ihm von Jemand, der auf Exekution steht, in der That fast komisch vor. Doch er nahm sich zusammen und sagte gelassen: »Was Herr Erdwinkel noch mehr will, ist sehr einfach, er will bezahlt sein, er will seine vierhundert Gulden zurück haben.«

Diese Forderung schien dem Maler so extravagant, daß er den Anderen einen Augenblick erstaunt anschaute, dann schlug er die Hände zusammen und brach in ein lautes Gelächter aus.

»Bezahlt sein,« rief er, »seine vierhundert Gulden zurück haben! Ist das nicht spaßig? Ja, es ist spaßig. – Doch nein, es ist zum Aergern,« fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er äußerst geschwind von der Lustigkeit zum Zorn übergegangen war. »Ja, es wäre zum Aergern, wenn ich mich darüber ärgern wollte. Aber was geht mich die Geschichte an? Das ist eine Geschäftssache, und damit wenden Sie sich an meinen Bruder Clemens,

eine Treppe höher. – Guten Morgen, Herr Schreiber, guten Morgen! Leben Sie wohl.«

Damit rückte er heftig seine Papiermütze wieder auf das linke Ohr, legte beide Hände auf den Rücken und verschwand mit einem kurzen trotzigem Kopfnicken hinter der Tapetenwand, wo Herr Larioz ihn noch sagen hörte: »Mich mahnen wegen lumpiger vierhundert Florin! Jean Baptist Breiberg! Liegt darin ein vernünftiger Sinn – he?«

Es that unserem zartfühlenden Freunde leid, daß der rohe Maler vor dem schönen Mädchen so ohne Rücksicht diese Angelegenheit besprach. Ja, es gab ihm einen schmerzlichen Stich in das Herz, wenn er bedachte, daß jenes reizende Geschöpf vielleicht in einer abhängigen Lage zu einem so ungebildeten Menschen stehe, der sich durchaus nicht genirte, etwas vor ihr zu besprechen, was er selbst als Fremder auf zarter Schonung nicht berührt haben würde. Es war allein dieser Gedanke, der ihn abhielt, dem Maler zu folgen und ihm über sein unartiges Betragen einige passende Worte zu sagen; trotzdem aber konnte er sich nicht enthalten, noch einen Blick rückwärts zu werfen, und er war so glücklich, wenigstens einen Theil ihrer Gestalt in dem über dem Divan hängenden Spiegel zu erblicken. Dann verließ er achselzuckend das Zimmer, um sich die Treppe in den vierten Stock hinauf und zu Herrn Clemens Breiberg zu begeben.

Ob dieser Herr sich vor der Thür befand, als der Schreiber mit dem Andern sprach, und so dem Gespräche zugehört hatte, war nicht mit Gewißheit zu sagen; so viel

aber war sicher, daß er schon in der Mitte der hinaufführenden Treppe stand und den langen Schreiber mit einem freundlichen Gruße empfing.

»Sie waren bei meinem Bruder,« sagte er mit außerordentlich weicher und sanfter Stimme. »Ich habe Sie von Weitem sprechen hören. Wenn Sie ein Anliegen haben, das die beiden Künstler Breiberg betrifft, so wäre das freilich im Atelier abzumachen; ist es aber sonst eine Geschäftssache, so muß ich Sie freundlichst ersuchen, sich zu mir herauf bemühen zu wollen.«

Obgleich der Rechtsconsulent ihn darauf vorbereitet, war Herr Larioz doch erstaunt, zwei Brüder von so gänzlich verschiedenem Wesen zu finden. Jean Baptist so grob als möglich, Herr Clemens Breiberg dagegen so außerordentlich höflich, daß er den Kommenden nicht erwartete, sondern eilfertig die enge Stiege herabsprang und darauf den Fremden nöthigte, voraus in den vierten Stock zu steigen.

Nach einigen gegenseitigen Complimenten gelangten Beide in die Wohnung der Gebrüder Breiberg, die ziemlich bescheiden möblirt war. Herr Clemens bot seinem Gast einen Stuhl und drückte ihn fast mit Gewalt auf denselben nieder, als der Schreiber seine Absicht aussprach, lieber stehen zu bleiben. »Nein, nein,« sprach der Maler. »Da Sie also, wie ich sicher vermuthe, eine Geschäftssache haben, so ist es besser, sich dazu zu setzen; auch ich ziehe solches vor, man spricht da angenehmer und traulicher, mein lieber Herr – gewiß um Vieles traulicher.«

Dabei hatte er mit vieler Behendigkeit einen andern Sessel *vis-à-vis* von Herrn Larioz niedergestellt und sich darauf gesetzt; dann legte er beide Hände auf die Kniee und sah nun seinem Gaste mit etwas seitwärts geneigtem Kopfe von unten herauf freundlich lächelnd in die Augen. »Also ein Geschäft?« meinte er nach einer Pause, während welcher Herr Larioz die Papiere aus der Tasche hervorgezogen; »nun das ist mir recht lieb, da wollen wir denn erwarten, was wir zusammen abzumachen haben. Darf ich Sie indessen um Ihren werthen Namen bitten?«

»Ich bin nur Mittelsperson,« entgegnete trocken der Schreiber, der bei dem süßen Bruder Clemens seine vollkommene Ruhe und Sicherheit wieder erlangt hatte. »Mein Name thut also nichts zur Sache. Ich komme im Auftrage des Rechtsconsulenten Plager; es handelt sich um eine kleine Schuld von vierhundert Gulden, Erdwinkel gegen die Herren Gebrüder Breiberg.«

Herr Larioz hatte bei diesen Worten den betreffenden Bogen langsam entfaltet und überreichte ihn dem sanften Herrn Breiberg, der sich nicht im Mindesten darüber alterirte oder ereiferte wie sein Bruder, sondern kopfnickend sagte: »Ja, ja, – ach ja, es ist *die* Geschichte. Schau, das hat Herr Plager in Händen? darüber bin ich erfreut, denn Herr Plager ist als ein Mann bekannt, welcher der Zeit und den Verhältnissen Rechnung zu tragen pflegt. Und das ist unbedingt nothwendig. Sehen Sie, mein lieber Herr – aber ich möchte in der That gar zu gern ihren Namen wissen, es spricht sich angenehmer

und besser, wenn man sagen kann: Herr so und so. Also, wenn ich bitten darf?« – Er begleitete diese Bitte mit einem wahrhaft hinreißenden Lächeln.

»Nun denn, wenn Ihnen etwas daran gelegen ist,« versetzte der Schreiber mit einem steifen Kopfnicken, »mein Name ist Larioz.«

»Ei, Larioz,« erwiderte der Andere mit einem etwas affectirten Erstaunen, »da kann ihre Familie unmöglich hier aus dem Lande sein. Das ist ein eigenthümlich fremder, prächtiger und schön klingender Name. Nun, warten Sie einmal, – Larioz, wo kann das her sein?«

Während er so sprach, hatte er seine rechte Hand ausgestreckt, so daß seine Fingerspitzen sein Gegenüber berührten, dem er damit sanft auf die Brust tippte.

»Allerdings,« sagte der Schreiber, »klingt mein Name etwas sonderlich, meine Familie stammt aus Spanien, und ich bin selbst dort geboren.«

»Ein Spanier!« rief Herr Clemens mit dem sehr gut gemachten Ausdruck der höchsten Ueberraschung: »Wirklich ein Spanier! – Ja, wo hatte ich meine Augen? – In der That, wenn man Sie näher betrachtet, so findet man gleich den castilianischen Gesichtsschnitt, die hohe Stirn, das lange schmale Gesicht, die Augen mit dem gewissen Ausdruck und der Bart – ja, der Bart – ganz Hidalgo. Das müssen wir schnell Jean Baptist sagen.« Dabei sprang er von seinem Stuhle auf und setzte hinzu: »Jean Baptist wird unsinnig vor Freude, Sie zu sehen.«

»Hatte bereits das Glück, Ihren Herrn Bruder zu sprechen,« bemerkte der Schreiber sehr ruhig, »ohne von der

großen Freude etwas zu bemerken, die ihm mein Anblick einflößen soll. Im Gegentheil –«

»O, ich kann mir das denken,« entgegnete rasch Herr Clemens Breiberg, indem er beide Hände seines Gastes ergriff und sie derb schüttelte. »Er ist zuweilen etwas wunderlich, ein heftiger Charakter, aber ein gutes Gemüth, gut bis zum Exceß. Wenn ich Sie ihm als Spanier vorstelle, so versichere ich Ihnen, er wird unsinnig vor Freude. Als Mensch und als Maler liebt er die Spanier, und wenn er etwas Spanisches malt, so ist er völlig überglücklich. Ja, wir müssen zu ihm hinunter, und er muß Ihnen sein neues spanisches Bild zeigen.«

»Er malt an einem spanischen Bilde?« fragte aufmerksam Herr Larioz, der in diesem Augenblicke an das schöne Mädchen dachte, das einen so gewaltigen Eindruck auf sein Herz gemacht.

Der Andere spitzte den Mund und machte ein paar Augen, als genösse er etwas außerordentlich Köstliches. Dann sagte er: »Das will ich meinen, ein superbes Bild! Mittagsruhe in einer spanischen Venta, ein Majo und eine Maja. Sie ist vom Tanze ermüdet dahingesunken, während er vor ihr steht, sie liebevoll betrachtend. Das Bild muß Epoche machen.«

»Ja, das muß sehr schön sein,« meinte der Schreiber nachsinnend, indem er an die entzückende Lage des prachtvollen Geschöpfes da unten dachte.

»Mein Bruder zeigt seine unfertigen Bilder nicht gern,« fuhr der Maler mit großer Wichtigkeit fort, »ist überhaupt ein bischen barsch und abstoßend; aber wenn ich sie als

Spanier einführe, da sollen Sie sehen, wie der Mann Sie freundlich empfängt – kommen Sie nur, kommen Sie nur, verehrter Herr Larioz!«

Dämmit hatte Herr Clemens schon die Thür geöffnet und ließ den Schreiber nicht mehr zu Worte kommen, der den offenen Bogen, die Sache Erdwinkel contra Breiberg betreffend, noch immer in der Hand hielt und gern darüber einiges Weitere gesprochen hätte. So mußte er aber folgen, denn der Maler befand sich bereits auf der Treppe, ja, er sprang diese so eilfertig hinab, daß Larioz schon die Klingel des Ateliers hörte, ehe er selbst noch auf der Mitte der dunklen Stufenreihe angekommen war.

Obgleich Larioz sich gewissermaßen scheute, den bärbeißigen Jean Baptist wieder zu sprechen, so zog es ihn doch mächtig nach der geöffneten Thür, in der stillen Hoffnung, sie vielleicht nicht nur wiedersehen zu dürfen, sondern ihr sogar vorgestellt zu werden und, falls sie eine Spanierin war, ein paar Worte in der süßen Sprache der Heimat mit ihr wechseln zu dürfen.

Herr Clemens war unterdessen hinter die Tapetenwand geeilt, hatte seinem Bruder etwas von dem wirklichen Spanier gesagt, und dieser schien sich in der That darüber zu freuen, denn er kam dem jetzt Eintretenden nun ganz anders entgegen als vorhin. Wenn auch seine Stirn unter der seltsamen Papiermütze mit den bunten Figuren immer noch Falten hatte, und wenn seine Augen auch immer noch finster blickten, so zeigte sich doch um die Mundwinkel etwas, das wie ein Lächeln aussah; auch reichte er dem Schreiber die Hand und brummte

einige Worte von großem Vergnügen, das er empfinde, einen wirklichen Spanier von so ausgezeichnetem Aeußerem bei sich zu sehen.

Clemens, der näher getreten war, setzte hinzu: »Das ist seine wahre Stimmung, ich versichere Ihnen, er ist ganz außer sich vor Freude, wenn er etwas von Spanien sieht, er liebt dieses Land über alle Beschreibung.«

»Ja, ich liebe es recht sehr,« fügte Jean Baptist bei, wobei er einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand warf, einen Blick, der Herrn Larioz fast erbeben machte, denn er brachte ihn natürlicher Weise mit dem jungen schönen Mädchen in Verbindung.

»Unser junger Freund hier,« sagte Clemens Breiberg händereibend, »ist für uns gütig gesinnt, davon bin ich fest überzeugt, und deßhalb, lieber Bruder Jean Baptist, könntest du wohl so freundlich sein, uns dein neues spanisches Bild, den Majo und die Maja, zu zeigen. Dürfen wir?« setzte er mit einer Handbewegung nach der Tapetenwand und einem Schritt vorwärts hinzu.

»Dort eintreten?« fragte beinahe finster der andere Herr Breiberg. »Du weißt, wie ungern ich es sehe, wenn man uns Künstlern hinter die Coulissen schaut.«

Das sagte er mit einem sauren Lächeln, wobei Herr Larioz vollkommen die Aversion des Malers begriff, jemand Fremdes hinter die Coulissen schauen zu lassen.

»Aber Herr Larioz,« sagte Clemens, da Jean Baptist ihn fragend ansah, »aber Herr Larioz soll doch das Bild sehen, wenn er es wünscht.«

»Ich würde mich glücklich schätzen,« entgegnete der lange Schreiber, obgleich er sich glücklich geschätzt hätte, hinter die Coulissen treten zu dürfen.

Herr Jean Baptist hatte mit seinem steifen, finsternen Wesen einen Stuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und qualmte dabei entsetzlich; er hatte nämlich eine kurze irdene Pfeife, deren Kopf einen Affen vorstellte, im Munde; alsdann ersuchte er Herrn Larioz, Platz zu nehmen, und ging dann mit seinem Bruder hinter den Verschlag, um das Bild zu holen.

Der Schreiber lauschte aufmerksam, ob er von ihr nichts höre, doch nur einmal war es ihm, als vernehme er das Rauschen des seidenen Kleides und ein ganz leises Flüstern, und schon kamen die beiden Maler zurück mit einer Staffelei, auf welcher sich das erwähnte Bild befand, das sie nun vor Herrn Larioz hinstellten.

Es war so, wie Herr Clemens gesagt. Unter einer Veranda lag eine junge Spanierin genau in der Stellung, in welcher Herr Larioz vorhin das reizende Mädchen gesehen. O, es war eine entzückend schöne Lage! und dazu das Gesicht der Spanierin, ja, er erkannte es augenblicklich wieder, wenn die Züge auch in einzelnen Theilen hier und da verändert waren; es waren dieselben wunderbaren schläfrigen Augen, der frische lächelnde Mund und die blitzenden Zähne. Ach, sie war reizend, über alle Beschreibung reizend! Den Majo betrachtete er mit Parteilichkeit für das junge Mädchen und fand ihn weniger gelungen.

»Das ist allerdings ein herrliches Bild,« sagte Herr Larioz, indem seine Blicke immer wieder auf der schönen Gestalt des jungen Mädchens ruhen blieben. »Ein entzückendes Bild. Glückliche der, welcher es sein nennen kann!«

Wir wollen hierbei dem verehrten Leser gestehen, daß der künstlerische Geschmack des Herrn Larioz noch nicht sehr ausgebildet war, denn sonst hätte er unbedingt einsehen müssen, daß er ein ziemlich gewöhnliches Machwerk vor sich habe, dessen Figuren sich durch sehr gewagte Stellungen, die Zeichnung aber durch Unrichtigkeit bemerkbar machte, sowie, daß das Colorit ein Zusammentrag war von harten, schreienden Farben aller Art: Roth, Gelb, Grün, Blau, wie sie nur an dem Costume des Majo und der Maja anzubringen waren. Das alles aber bemerkte Herr Larioz nicht, denn ihm schwebte nur das Bild der schönen Spanierin vor, die er drinnen auf dem Divan ruhen gesehen und die er hier so gut wie möglich übertragen fand. Was aber dem Bilde fehlte, das ersetzte er bei der Maja durch seine Phantasie, woher es denn auch kam, daß selbst er den Majo, den er nicht *con amore* ansah, für weniger gelungen hielt.

Der lange Schreiber schmeichelte also der Eitelkeit des Malers, indem er mit dem Tone der Wahrheit von dem Bilde als von einem großen Kunstwerke sprach.

Herr Jean Baptist stand daneben mit gespreizten Beinen, rückte zuweilen seine Mütze von einem Ohr auf andere, blies auch mehrmals die Backen auf und sagte in

nachlässigem Tone: »Ja, ja, das Bild ist gelungen, es wird seinen Liebhaber finden.«

»Ja, einen reichen Liebhaber,« seufzte der lange Schreiber in sich hinein, und wenn er dabei bedachte, wie es für ihn so ganz unmöglich sei, dieses kostbare Bild zu erstellen, so überschlich ihn ein Gefühl des Unbehagens, ja, des Neides. Doch währte das nur einen Augenblick, denn er schämte sich dieses Gefühles und verjagte es gewaltsam aus seinem Herzen.

»Und das ganze ist Phantasie?« fragte er nach einer Pause nicht ohne Absicht; »ich wollte nämlich fragen,« setzte er hinzu, »ob Ihnen keine Person bei dem Entwerfen des Bildes vorgeschwebt, ob Sie namentlich den Kopf der Maja ganz aus sich selbst geschaffen?«

»Das ist nicht gut möglich, mein lieber Herr Larioz,« antwortete der sanfte Clemens für den Bruder. »Um den Charakter der Wahrheit in die Köpfe eines Bildes zu bringen, ist es nothwendig, daß man in das Leben hineingreift. Der Kopf des Majo ist der eines jungen Malers unserer Bekanntschaft, zum Gesichte der Maja hat Jean Baptist eine Dame gefunden, die so freundlich ist, ihm zuweilen auszuhelfen.«

»Das muß eine Spanierin sein,« sagte der Schreiber in bestimmtem Tone.

»Meinst du, daß es eine Spanierin ist?« fragte Clemens seinen Bruder, indem ein kaum bemerkbares Lächeln um seine Lippen spielte.

»Das kann ich nicht sagen,« entgegnete dieser, und dabei wiegte er seinen Oberkörper hin und her. »Ich halte

sie eher für eine Französin als für eine Spanierin, jedenfalls ist sie hier geboren und spricht, so viel ich weiß, kein Wort Spanisch.«

Das sprach Herr Breiberg so laut, daß der Schreiber ordentlich schüchtern nach der Oeffnung der Tapetenwand blickte; denn er meinte; es müsse doch für ein zartfühlendes Wesen nicht angenehm sein, so über sich verhandeln zu hören; auch wollte er dieses Thema nicht weiter berühren; doch sagte Jean Baptist: »Allerdings hat der Kopf etwas Spanisches, doch glaube ich, das liegt hauptsächlich an der andalusischen Tracht.«

»Da kannst du Recht haben,« meinte Clemens, »denn dort schauen Sie,« – hierbei tippte er Herrn Larioz auf die Achseln und zeigte auf eine kleine Skizze an der Wand – »dort ist derselbe Kopf wieder und sieht unter dem Epheukranz, sowie bei dem Stückchen weißen Gewandes um die Schultern ganz anders aus, etwa wie eine heidnische Priesterin.«

Der lange Schreiber hatte sich augenblicklich von seinem Stuhl erhoben und war vor das kleine, ihm bezeichnete Bild hingetreten. Ja, das war wieder derselbe Kopf, wenigstens die Grundzüge waren dieselben, die gleichen süßen Augen, der wunderbare Mund, das lange prachtvolle Oval mit der hohen, geistreichen Stirn. Lange betrachtete er es schweigend, ja, wir möchten sagen: still bewegt, und er hätte es lieber nicht so lange betrachten sollen, denn der Blick der halb geöffneten, träumerischen

und doch wieder so glänzenden Augen drang ihm auf eine wunderbare und nie empfundene Art ins Herz. Er holte mühsam Athem, und als er von dem Bildchen endlich wieder zurücktrat, konnte er doch die Augen nicht davon abwenden, ja, konnte nicht unterlassen, zu sagen: »Das ist ein kleiner Schatz, dieser Kopf, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich ihn mein nennen dürfte.«

Während er so entzückt die Skizze betrachtete, hatte Clemens mit seinem Bruder leise gesprochen, eigentlich mehr durch Pantomimen als durch Worte, und als Jean Baptist endlich mit dem Kopfe nickte, trat der andere hinter den Schreiber, berührte dessen Arm mit der Hand und sprach: »Lieber Herr Larioz, Sie sind ein feiner Kunstkenner. Daß Ihnen unter den vielen – ich kann das ohne Eigenlob sagen, wirklich guten Bildern – gerade dieses auffällt, beweist mir, daß Sie schon viel Gutes gesehen und verstanden haben. Ein ebenso kenntnißreicher Liebhaber, wie Sie, steht schon seit einiger Zeit darüber im Handel mit Jean Baptist, doch konnten sie bis jetzt nicht einig werden.«

»So, wollen Sie es verkaufen?« fragte der Schreiber fast erschrocken, und dabei näherte er sich abermals der Wand, ja, er berührte mit seinen Fingern den Rahmen, als wolle er verhüten, daß Jemand anders das Bildchen wegnehme. »So wollen Sie es in der That verkaufen? Ach! Sie werden einen großen Preis dafür nehmen.« Das sagte er in einem schmerzlichen Tone.

»Nicht so groß,« versetzte Clemens, »gewiß nicht im Mißverhältniß zu der vortrefflichen Arbeit. Jean Baptist

verlangt acht Louisd'or, eigentlich eine wahre Lumperei – und du wirst sehen, Bruder,« fuhr er fort, »er läßt es auch heute noch holen.«

»Acht Louisd'or,« sagte Herr Larioz, und wenn er auch dachte, wie Herr Clemens Breiberg, daß diese Summe für die vortreffliche Arbeit und den schönen Kopf allerdings sehr gering sei, so überlegte er doch anderntheils, daß seine sämmtlichen Gelder, die er sich für einen Falls der Noth erspart und zurückgelegt hatte, nicht viel mehr betrügen. – Wie man sich in kurzer Zeit ändern kann! Gestern noch hätte Herr Larioz mitleidig gelächelt, wenn ihm Jemand den Vorschlag gemacht hätte, er solle acht Louisd'or seines sauer erworbenen Geldes für das Portrait einer unbekanntenen Person hergeben; heute aber, wo ihm diese Person – das dachte er seufzend – nicht mehr unbekannt war, schien es ihm ein vortheilhafter Tausch zu sein, mit acht Stücken todten Metalles diese seelen- und gluthvollen Augen einhandeln und sich dann täglich in sie versenken zu können.

»Und würden Sie das Bildchen,« fragte er nach einer Pause, »einem andern Liebhaber um denselben Preis erlassen?«

»Meinst Du, daß das angeht?« fragte Jean Baptist seinen Bruder in mürrischem Tone. »Du hast es doch so gut wie verkauft.«

»Verkauft gerade nicht,« entgegnete Clemens, indem er sich die Hände rieb, »ich habe ihm den Preis genannt, da er sich aber bedenken wollte, so können auch wir thun, was uns gefällt. Ueberdies,« setzte er in lebhaftem,

herzlichem Tone hinzu, »möchte ich deine Arbeit, lieber Bruder, in keinen anderen Händen wissen, als in denen des Herrn Larioz, der wirklich einen ausgebildeten Kunstsinne hat und der, was er besitzt, zu schätzen versteht. Also thue mir die Liebe, mache kein finsternes Gesicht und sage Ja.«

Herr Jean Baptist Breiberg machte in der That ein finsternes Gesicht, er hatte die Papiermütze mit den Teufelfiguren über die Stirn herab fast bis auf die Augenbrauen geschoben und kratzte sich verdrießlich am Hinterkopfe.

»Sehen Sie,« sagte Clemens lachend zu dem Schreiber, »so ist er nun einmal. Ich habe meine Noth und Last, jede fertige Arbeit von ihm dem Besteller einzuhändigen; ich muß sie ihm ordentlich aus den Zähnen reißen. Nun – also bist du einverstanden?«

»Nun, meinetwegen denn, weil ich dir damit einen Gefallen thue – und auch dem Herrn Larioz,« setzte er freundlich hinzu und nahm das Bild von der Wand. »Nehmen Sie also in Gottes Namen die Skizze.«

So sah sich also unser langer Freund im Besitze eines Bildes, und als durch das Wort Jean Baptist's die Sache entschieden war, fühlte er sich glücklich darüber. Auf seine Bemerkung, das Bild morgen abholen zu wollen, um gleich dafür Zahlung zu leisten, äußerte sich Herr Clemens Breiberg fast entrüstet, er nahm die Skizze von der Wand, wickelte sie in ein Papier und versicherte, die Zahlung könne geleistet werden, sobald es in dem Belieben

des Herrn Larioz stehe; wolle derselbe zufolge des Geschäftsganges des Hauses eine kleine Quittung des Empfanges ausstellen, so werde man dies dankbar annehmen.

Natürlicher Weise war Herr Larioz hierzu bereit, die Quittung oder vielmehr ein kleiner, artiger Schuldschein von Jean Baptist geschrieben, vom Käufer unterschrieben, und nach einigen freundschaftlichen Händedrücken, woran beide Brüder Theil nahmen, empfahl sich Herr Larioz, nicht ohne noch einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand gethan zu haben, und nicht ohne die sehr laut von sich gegebene Versicherung, daß er den heutigen Mittag für einen außerordentlichen glücklichen ansehe und daß er mit einem wahren Schatze beladen dieses freundliche Haus verlasse. Dann stieg er die finsternen Treppen hinab und spürte, auf der Straße angekommen, im Gefühl seines Liebes-Frühlings kaum, daß immer noch eisiger Regen und winterlicher Schnee ihm entgegen flogen.

SIEBZEHNTE KAPITEL. DER BUND ZUM DOLCHE RUBENS.

Als sich Herr Larioz auf der Straße befand und eben den Weg nach Hause einschlagen wollte, bemerkte er auf dem Zifferblatte des gegenüber liegenden Kirchthurms, daß es bereits halb Zwei und somit zu spät zu seinem Mittagmahle sei, welches um diese Zeit schon dem Tiger zur Beute gefallen war. Als außerordentlich pünktlicher Mensch, der sich höchst selten auch nur die kleinste Abschweifung von der Regel erlaubte, hatte er der alten Magd ein- für allemal befohlen, sein Mittagessen bis ein

Viertel nach Eins bereit zu halten, wenn er aber um diese Zeit nicht da sein sollte, anderweitig darüber zu verfügen. Nun war er allerdings wohl ein paar Mal mehrere Minuten nach Eins nach Hause gekommen, und da hatte er dann aus den Blicken des Tigers gesehen, daß derselbe schon im Begriffe gewesen, über das, was er als sein Eigenthum ansah, jetzt herzufallen; in solchen Momenten hatte es dann dem Schreiber sehr leid gethan, den Tiger verscheuchen zu müssen, und er hatte sich nicht halb satt gegessen, um auch der alten Magd noch etwas zukommen zu lassen. Heute aber lächelte er wahrhaft vergnügt in sich hinein, als er nun wiederholt auf das Zifferblatt blickte und sich daran erinnerte, daß jetzt Gottschalk und der Tiger vereint am Tische säßen, und der letztere unter vielen guten Lehren für den jungen Menschen, in dem so unverhofft ihnen zu Theil gewordenen Mittagsmahle schwelgten. Schon war Don Larioz im Begriffe, die Burggasse zu verlassen, sich nach der Schreibstube zu begeben und dort vermittelt eines Stückes Brod sein Diner einigermaßen zu ersetzen, um auf diese Art die verplauderte Zeit wieder herein zu bringen, als ihm – er befand sich gerade vor einer Kneipe, welche sich als der Reibstein auswies – ein vaterländisches Sprichwort einfiel:

Por oir misa y dar cebada

No si pierde la jornada,

welches auf Deutsch ungefähr heißt: Mit Messehören und ordentlich Füttern ist keine Zeit verloren, weßhalb er

denn auch von der Straße abschwenkte und in die Gaststube trat, wo er einen gedeckten Tisch fand, an dessen einem Ende sich ein halb Dutzend jüngerer und älterer Leute befanden, die mit den Resten ihres Mittagmahls beschäftigt waren. Das Gemach, welches zum Wirthszimmer diente, hatte, wie Herr Larioz schon bei seinem Eintritt in die Burggasse von außen gesehen, eine dunkle Holzdecke, braune, lederfarbene Tapeten, und alle Möbel, Tische, Stühle, Bänke, waren auf alterthümliche Art grob aus Holz gearbeitet. In den Fenstern schienen hier und da bunte gemalte Gläser eingesetzt, und auf einigen Brettern, die längs der einen Wand liefen, sah man Krüge von seltenen Formen.

Der Schreiber setzte sich an einen Tisch in der Ecke, da er nicht wußte, ob es den Anderen nicht vielleicht unangenehm sei, wenn sich ein Fremder zu ihrem gemeinschaftlichen Mittagmahle dränge. Er schien auch mit dieser Voraussetzung nicht ganz Unrecht zu haben; denn kaum hatte er sich nach dem Wirth oder einem Kellner umgesehen, so erschien einer der letzteren, ein sehr mageres, dürftiges Wesen – er schwebte mehr, als er ging – und versicherte dem Eingetretenen, während er mit großer Behendigkeit einen Teller mittels der Serviette reinigte, der Herr habe sich geirrt und sei in die falsche Stube gerathen. – »Hier,« sagte der Kellner mit ungemeiner Wichtigkeit, wobei er den rechten Fuß so graziös vorsetzte, daß nur dessen Spitze den Boden berührte, »hier ist ein Künstler-Club, wo nur die Mitglieder und eingeladene Fremde den Zutritt haben.«

Als er das gesagt hatte, spitzte er seinen Mund, schloß die Augen fast zu und unterbrach sich für einen Moment in seiner Arbeit des Tellerabwischens, aber nicht in der Art, wie ein anderer Mensch sich in einer ähnlichen Arbeit unterbrechen würde; indem er beide Hände ruhen ließe, nein, der dürre und lebhaft Kellner fuhr während dieses Stillstandes mit der rechten Hand, in der sich der Teller befand, auf seinen Rücken, während er die Serviette in der Linken mit einer unnachahmlich graziösen Bewegung über die Schulter warf und dann die fünf freigewordenen Finger dazu benutzte, durch sein struppiges Haar zu fahren, welches wie die Stacheln eines Igels in die Höhe stand.

Als höflicher Mann bedankte sich Herr Larioz, für diese Auskunft, nahm seinen Hut und war im Begriffe, zu gehen, als sich vom oberen Ende des Tisches eine Baßstimme vernehmlich machte, welche zu dem leichtfüßigen Kellner sprach: »Windspiel, wir haben dir schon mehr als einmal zu erkennen gegeben, daß es uns durchaus nicht unangenehm ist, ausgezeichnete Fremde in unserem Clubzimmer zu sehen. Nimm also den Hut jenes Herrn und ersuche ihn, falls er zu Mittag zu speisen wünscht, es sich an unserem Tische bequem zu machen.«

Der Ton dieser Stimme hatte, abgesehen von den freundlichen Worten, etwas Wohlthuendes für den Spanier; es war eine klangvolle, sonore Stimme, wie sie in den ehemaligen, leider fernab liegenden Zeiten wohl biedereren Rittern, oder alten treuen Knaben zu eigen gewesen, und wie sie nothwendig war, wenn einer derselben

zu dem Fremdlinge, der an das Burgthor kam, sprach: »Tretet ein, ehrwürdiger Wandersmann, Ihr seid hungrig und müde, sättiget Euch mit Speise und Trank und streckt Eure Glieder auf dieses weiche Bärenfell.«

Deßhalb verneigte sich der Schreiber auch gegen den Sprechenden, überließ dem hüpfenden Kellner seinen Hut, der diensteifrig mit der Serviette – den Teller hatte er auf den Tisch gestellt – über den feuchten Filz fuhr, und trat dann zum Tische, wo er sich mit freundlichen Worten für die Zuvorkommenheit bedankte, mit der man ihn hier in die geschlossene Gesellschaft aufgenommen. Herr Larioz that das mit seinem gewöhnlichen feierlichen, wir müssen fast sagen: seltsamen Wesen, welches nicht ermangelte, schon im ersten Augenblicke die Aufmerksamkeit der hier versammelten Künstler auf seine Person zu lenken.

Der mit der Baßstimme, wohl der älteste der hier Anwesenden, war ein Kupferstecher, und wenn er sprach, so machte er mit dem Messer, das er in der Hand hielt, Bewegungen, als führe er den Grabstichel. – Ohne gerade neugierig sein zu wollen, so sagte er im Verlaufe des Gesprächs, während Herr Larioz seine Suppe verzehrte, erkundigte er sich, was den Fremden bei diesem Hundewetter in einen vom gewöhnlichen Verkehr so entlegenen Stadttheil verschlagen, und frage, ob er in ihm vielleicht einen Kunstgenossen verehren dürfe.

Das Letztere verneinte der Schreiber, wobei er lächelnd sagte: so sehr er auch die Kunst hochschätze, so

habe ihn dieselbe doch nicht gewürdigt, ihre Geheimnisse vor ihm aufzuthun; sein Gang hieher aber betreffe ein kleines Privatgeschäft, das er mit den Gebrüdern Breiberg abzumachen gehabt.

Der Träger der Baßstimme hatte ein etwas stark geröthetes Gesicht, so viel man vor dem kolossalen, überall wuchernden Bartwerke sehen konnte, kleine angenehme Augen, und auf seinen Zügen lagerte ein Ausdruck der Gutmüthigkeit. Als der Andere aber den Namen Breiberg nannte, zog er die Augenbrauen zusammen und schüttelte mit dem Kopfe.

»Es geht mich nichts an,« sagte er alsdann, »welcher Art Ihre Privatgeschäfte mit den Herren Gebrüdern Breiberg sind; wenn Sie aber dieselben nicht genau kennen, so rathe ich Ihnen, nehmen Sie sich in Acht bei jedem Verkehr, den Sie mit den Beiden haben. Das sind ein paar eigene Gesellen, denen jedes Mittel recht ist, um zu Geld zu kommen.«

»Eine wahre Mörderhöhle für arme Künstler,« sprach ein jüngerer Mann, der neben dem Kupferstecher saß. Sie kaufen Bilder von Leuten, die sich in Noth befinden, und nicht nur kaufen sie das Werk selbst, sondern auch den Ruhm, es gemacht zu haben. Denn wenn es einmal ihr Eigenthum ist, so geben sie es für ihre Arbeit aus und sind so zu unverdientem Renommee gekommen.«

Es schmerzte den Schreiber, daß er Kunstgenossen also hart über einander urtheilen hörte, und er entgegnete deßhalb nach einer Pause: er müsse allerdings zugestehen, daß ihm Herr Jean Baptist Breiberg etwas rauh und

abstoßend vorgekommen sei, Herr Clemens dagegen habe ihn auf die freundlichste Art empfangen, und er sei mit einem guten Eindruck von demselben gegangen.

Auf das hin zuckte der Kupferstecher mit den Achseln und meinte: Herr Clemens sei der Schlimmste von Beiden. »Jean Baptist ist freilich ein grober Geselle,« sagte er, »dagegen derjenige von ihnen, der noch etwas zu leisten im Stande ist.«

Larioz hätte das Gespräch können fallen lassen, doch war es ihm interessant, etwas zu vernehmen über jenes Haus, welches einen Schatz in sich verbarg, der ihm seit einer Stunde, er wußte selbst nicht, wie, so unendlich theuer geworden war. Nachdem er also einige Augenblicke absichtlich geschwiegen, um kein allzu großes Interesse zu verrathen, warf er anscheinend gleichgültig die Frage hin, ob vielleicht einer der beiden Gebrüder Breiberg verheirathet sei.

Der Kupferstecher schüttelte mit dem Kopfe, und auch die übrige Gesellschaft verneinte diese Frage mit Worten und Geberden.

»In dem Hause ist nichts Weibliches, als eine alte Magd,« bemerkte ein junger Mann mit langen blonden Haaren, der einen grünen Sammtrock trug und nicht weit von dem Schreiber saß.

»Dem muß ich mir zu widersprechen erlauben,« versetzte dieser lächelnd. »Durch Zufall sah ich droben eine junge Dame, von der ich gestehen muß, daß sie außerordentlich schön ist.«

»Vielleicht eine, die das Unglück hat, an Breiberg für ein Portrait empfohlen zu sein. Glück haben diese Beiden allerdings, und wer sie in guten Kreisen empfiehlt, das mag der Himmel wissen.«

»Ich glaube nicht,« sprach der Spanier, »daß die Dame, welche ich gesehen, sich dort befand, um ein Portrait von sich machen zu lassen; sie hatte ein eigenthümliches Costüm an und befand sich auch in einer Stellung, die sich nicht gerade zum Portrait einer Dame eignen würde.«

»Ah, so war es ein Modell!« versetzte der Kupferstecher.

»Und in der That schön?«

Herr Larioz nickte mit dem Kopfe und erwiderte, ohne aufzuschauen, denn er fürchtete, man möchte auf seinem Gesichte eine Bewegung wahrnehmen: »Ja, sie war in der That außerordentlich schön.«

»Wer kann denn das sein?« fuhr der Andere fort, indem er im Kreise umher sah. »Sollte es die Katharine sein oder der Stöpsel? – War die Dame schwarz?«

»Ja, sie hatte schwarzes Haar.«

»So könnte es die Katharine sein,« meinte der mit dem grünen Sammtrock. »Doch ist das nicht möglich, denn ich sah sie vor einer halben Stunde auf der Straße.«

»War Ihre Dame untersetzt und sehr stark, was man eigentlich dick nennen könnte?« forschte lächelnd der Kupferstecher weiter.

»Im Gegentheil,« erwiderte Herr Larioz begeistert, »sie war schlank und vom schönsten Ebenmaß der Glieder.«

»Dann war es auch nicht der Stöpsel,« bemerkte der Frager, »denn obgleich der Stöpsel in der That ein schönes Gesicht hat, so ist er doch auffallend klein und dick.«

Es hätte dem Schreiber wirklich weh gethan, wenn die Dame, die einen so gewaltigen Eindruck auf sein Herz gemacht, den Beinamen ›der Stöpsel‹ gehabt hätte. Aber die konnte es nicht sein, denn er erinnerte sich zu lebhaft und genau der langen und feinen Taille, der in allen Verhältnissen so schönen und edlen Gestalt.

»Das weiß der Teufel,« begann der Kupferstecher nach einem längeren Stillschweigen wieder, während dessen er einen tüchtigen Zug aus seinem Bierglase gethan und den Deckel schallend zugeklappt hatte. »Diese Kerls haben immer was Apartes. Wer weiß, wo sie irgend ein schönes Mädchen aufgegabelt und es nun begreiflicherweise vor allen anderen Menschen verborgen bei sich halten. Mich dauert nur so ein armes Ding, welches denen in die Klauen fällt. Man sollte eigentlich dahinter kommen.«

»Ja, das sollte man allerdings,« entgegnete rasch der Schreiber, dem jedes Wort, welches der Andere so eben gesprochen, ein Dolchstoß gewesen war. Seiner ohnehin erhitzten Phantasie erschienen Gespenstern gleich augenblicklich die Bilder schwerer Unthaten – Raub, gewaltsame Entführung, schrecklicher Zwang, Knechtschaft in Ketten und Banden, am Ende Mord und ewiges Verschwinden. Jetzt erinnerte er sich auch, wie ihm gleich von Anfang an das Haus der Gebrüder Breiberg so geheimnißvoll, ja, fast unheimlich erschienen war; an der

Hausthür die Begegnung mit dem jungen blassen Mädchen und dem guten ehrwürdigen Manne; dann die finsternen Treppen, die Kisten und Fässer auf den Ruheplätzen derselben, der alte Ritterhelm mit den zerzausten Straußenfedern, ja, die rothen Hosen – alles das kam ihm jetzt doppelt unheimlich vor, dazu der barsche Jean Baptist, dem die Bosheit aus den Augen leuchtete, und neben ihm sein heuchlerischer Bruder – es waren in der That vollkommene Bilder für seine Mörderhöhle. Der Eine, der die unglücklichen Opfer mit sanften Worten ansich zog, der Andere, der sie fesselte und erdolchte. O, es überlief ihn heiß, wenn er dabei an die schönen, edlen Züge des jungen Mädchens dachte, das sich vielleicht gerade jetzt unter den rohen Fäusten dieser beiden Elenden wand, dessen zuckende Lippen um Schonung und Gnaden baten, und das mit den schönen glänzenden Augen vielleicht eben verzweiflungsvoll nach der Thür blickte, ob nicht dort ein Retter erscheinen werde, – ein Retter, so träumte er weiter, in der Gestalt jenes großen Mannes, den sie heute Morgen gesehen und der nun gewaltsam die Thür des Gemaches einstieß, der Gott und San Jago! rufend, und mit gezogenem Schwert hereinstürzte und die Beiden niederwarf.

Leider war Don Larioz nicht im Stande, diesen ritterlichen Gedanken nachzuhängen, ohne dieselben auf seinem Gesichte reflectiren zu lassen und so denen, die ihn ansahen, einigermaßen Kenntniß von den Stürmen in seinem Innern zu geben. So auch jetzt, denn sein Auge flammte, seine bleichen Wangen rötheten sich, und um

die fest verschlossenen Lippen spielte es wie Trotz und Kampfesmuth. Dabei hatte er sein Messer hastig empor genommen, doch nicht so, als wolle er es zum friedlichen Zerschneiden des vor ihm stehenden Rindfleisches benutzen.

Nun waren aber die Gesinnungen der lustigen Maler rings umher nicht von der Art, um eine so seltene Erscheinung, wie die des langen Mannes mit dem so auffallend aufgedrehten Schnurrbarte, nicht alsbald zum Gegenstande einer allgemeinen Unterhaltung zu machen. Wenn auch vielleicht der Kupferstecher aus der Erzählung des Fremden irgend etwas heraus zu finden hoffte, wodurch man vielleicht im Stande sein könnte, den Gebrüdern Breiberg, die er wirklich haßte, irgend einen Schabernack zu spielen, so entging ihm doch nicht das exaltirte Wesen des neuen Tischgenossen; und wenn ihm die Erzählung von dem wunderschönen Mädchen, das sich da drüben beiden Malern aufhalten sollte, etwas fabelhaft vorkam, so war am Ende doch genug Wahrheit darin, um vielleicht auf die eine oder die andere Art Stoff zu irgend einer heiteren Geschichte zu geben.

Auch die Uebrigen, die sich an der Mittagstafel befanden, hatten den Eingetretenen ihrer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt. Einigen war es, als müßte ihnen dieses Gesicht und diese außergewöhnliche Gestalt schon im Leben begegnet sein, oder als hätten sie dieselbe aus einem Bilde gesehen. Ein paar Andere aber nahmen unvermerkt ihre Skizzen-Bücher hervor und zeichneten heimlicher Weise den langen Mann.

Doch war es bei alledem nicht ein Gefühl der Lächerlichkeit, welches Don Larioz einflößte, wenn er sich auffallend, ja, vielleicht komisch auffallend, in jeder gewöhnlichen Umgebung ausnahm; schien doch er es nicht selbst zu sein, der diesen eigenthümlichen, sonderbaren Eindruck hervorbrachte, sondern es war, als gehörten er und die heutige Welt, in welcher er sich bewegte, zwei verschiedenen Jahrhunderten an.

Der leichtfüßige Kellner, der, nebenbei gesagt, ein sehr poetisches Gemüth war – er las, was von neuen Romanen und Gedichten erschien, sang Kückens Lieder zu einer verstimmtten Guitarre mit sehr viel Seele und Gefühl, – empfand eine besondere Verehrung für den langen Mann, und das zwar schon nach dem ersten Blicke, den er auf ihn geworfen, nach dem ersten Worte, das er mit ihm gesprochen. Windspiel vergaß seine sonst so flinke Bedienung und stand, die Serviette auf dem linken Arm, in der Rechten einen Teller bereit haltend, wie ein dienender Knappe hinter dem Stuhle des ernstesten Fremden.

Der Kupferstecher wischte sich den dicken Bart, nachdem er sein Glas leer getrunken, dann schlug er etwas heftig auf den Tisch, ließ seine Augen mit einem leichten Zwinkern über die Versammlung rings umher gleiten und sagte mit dumpferer Stimme als bisher: »Ja, die Welt liegt im Argen, und in der Burggasse können sich Dinge begeben, von denen ein heiterer Bewohner des Rosenmarktes zum Beispiel gar keine Idee hat.«

Dabei händigte er seinen Krug dem Kellner ein, der nur widerstrebend herbei hüpfte, und ließ sich einen neuen, schäumenden Schoppen geben.

Es war wohl ein Wetter zum festen Beieinandersitzen und zum beharrlichen Trinken. Regen und Schnee schlug an die Fensterscheiben, und der Wind, der zuweilen heulend um die Ecke des Hauses herum fuhr, machte überall den vergeblichen Versuch, herein zu dringen, rüttelte an den Scheiben, pfiff durch das Schlüsseloch der Hausthür und hob sich, unten überall Widerstand findend, hoch auf das Dach, wo er gegen die Ziegel kämmte und in den Schornstein hinab heulte.

»Füllt eure Gläser, meine Freunde!« sagte hieraus der Kupferstecher, indem er im Tone der Stimme und in seiner Haltung etwas von der Gravität des langen Mannes anzunehmen versuchte. – »Füllt eure Gläser und thut mir Bescheid auf das Wohlergehen eines werthen Fremden, der unter uns eingetreten ist, der – ich kann es wohl gestehen – meine Sympathie erweckt hat und der sich selbst, wie ich hoffe, nicht unheimlich in unserem Kreise fühlen wird. – Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?« wandte er sich hierauf mit einer sehr ehrerbietigen Neigung des Kopfes an den langen Schreiber.

Dieser hatte, als von seinem Wohlergehen die Rede war, nicht versäumt, sein Glas augenblicklich zu leeren,

welches darauf vom Windspiel mit rasender Geschwindigkeit wieder gefüllt wurde. Dann erhob er sich in seiner ganzen Länge und sprach: »Ich schätze mich glücklich, durch Zufall und schlechtes Wetter in diese Versammlung angenehmer Männer getreten zu sein, deren Lebenszweck die Kunst und deren Unterhaltung deßhalb so angenehm für Jemand ist, der wie ich die poetischen und künstlerischen Seiten dieses armen Lebens aufsucht. – Uebrigens ist mein Name Larioz – ich könnte sagen Don Larioz,« setzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, »denn mein Vater – Gott habe ihn selig! – war ein spanischer Edelmann.«

Dem Windspiel war in diesem Augenblicke zu Muth, als wollten ihm vor Ehrfurcht die dünnen Kniee einknicken. Prosaische Engländer und windige Franzosen, wie sie in den Romanen, die er las, häufig genug vorkamen, hatte er schon viele gesehen, aber einen echten Spanier, Don Alonzo oder Fernando, noch nie. Ja, so mußten sie aussehen, die tapferen Kämpfer mit dem zierlichen Stoßdegen und der langen Lanze, so mußten sie den Bart emporgekräuselt tragen, wenn sie mit der Laute allabendlich unter Donna Laura's Fenster erschienen, zum Klang der Saiten ihre süßen Romanzen singend.

Unwillkürlich hatte der Kellner seinen Teller wie eine Mandoline vor die Brust genommen und krabbelte mit den Fingern darauf herum, als halte er es für möglich, dem kalten, gefühllosen Porzellan einige Töne zu entlocken.

Nachdem sämtliche Gläser ausgetrunken waren, auch die Ruhe wieder hergestellt, lehnte sich der Kupferstecher in seinen Stuhl zurück, schlug die Arme über einander und sagte: »Mir scheint es, wir haben die Verpflichtung gegen unseren neuen Freund, Don Larioz, der Sache mit der interessanten und höchst wunderbaren Dame im Hause der Gebrüder Breiberg auf die Spur zu kommen. Bei diesen Menschen ist Alles möglich, ja, ich halte sie für fähig, irgend ein unschuldiges Wesen einzufangen, es zu rauben, gewaltsam festzuhalten und – – doch erlaßt mir, euch vor die Augen zu führen, was wir schaudernd selbst erleben.«

»Ja, etwas ist da drüben nicht richtig,« meinte ein untersetzter Maler, dessen äußerer Mensch sich durch besonders großen Haarmangel auszeichnete. – »Vor ein paar Tagen hatte ich bei den Breiberg's etwas zu thun, doch wollte es mir nicht gelingen, in das Atelier zu gelangen. Der glatte, abgefeimte Clemens empfing mich auf der Treppe und nöthigte mich in die Wohnung hinauf.«

»Das Gleiche war bei mir der Fall,« sagte der mit dem grünen Sammtrock; »auch ich klopfte vergeblich an die Thür des Ateliers.«

»Aber unserem Freunde ist das Gegentheil widerfahren,« vernahm man die tiefe Stimme des Kupferstechers. »Ist dem nicht also, Don Larioz?«

»Es ist so,« erwiderte der lange Schreiber. »Ich fand die Thür des Ateliers angelehnt, nach mehrmaligem Anklopfen trat ich hinein und fand Niemand.«

»Vergessen wir nicht, daß Don Larioz anfänglich Niemand sah,« unterbrach ihn der Kupferstecher ernst und feierlich. – »Doch weiter!«

»Ich näherte mich einer spanischen Wand, die das Gemach in zwei ungleiche Hälften schied,« fuhr Larioz fort.

»Vergessen wir nicht die geheimnißvolle spanische Wand,« meinte der Andere mit aufgehobenem Zeigefinger und einem Blick auf die Künstler umher – »und dann?«

»Als ich mich nach einigem Umschauen dieser Tapetenwand näherte,« sprach Herr Larioz mit unerschütterlicher Ruhe weiter, »und nachdem ich ein Rauschen wie von seidenen Gewändern gehört zu haben geglaubt, blickte ich durch die Oeffnung der spanischen Wand und sah – o Gott! – und sah das Mädchen, von dem ich vorhin gesprochen.«

»Und sie war schön?«

»Bei San Jago, ob sie schön war! In meinen kühnsten Phantasieen und Träumen würde ich es nie für möglich gehalten haben, daß sich ein solches Ideal unter den Bewohnern dieser Erde befände. Sie zu schildern ist mir unmöglich; sie war wie eine Blume so schön, so hold und rein.«

Bei diesen Worten hatte er die mageren Hände auf dem Tische über einander gelegt und blickte schwärmerisch zu der Zimmerdecke empor. Windspiel machte es ebenso, und es war ihm, als höre er

Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen.

Der mit dem grünen Sämmtling legte sein Gesicht in die Hände, der dicke Maler mit dem wenigen Haar biß sich wie krampfhaft auf die Lippen, wobei er die Augenbrauen finster zusammenzog, und der Kupferstecher räusperte sich auffallend laut und vernehmlich, um – – seine Rührung und sein Mitgefühl zu verbergen.

»Sie ruhte auf einem Divan,« fuhr der Spanier nach einer kleinen Pause fort, »in einer reizenden, verführerischen Lage.«

»Vergessen wir das nicht,« sagte laut der Kupferstecher.

»Ihr Costüm war spanisch, echt spanisch; ich habe Aehnliches in früheren glücklichen Jahren häufig in dem schönen Andalusien gesehen.«

»Also es kam Ihnen spanisch vor?« fragte der dicke Maler mit auffallender Rührung.

»Es war spanisch,« erwiderte Don Larioz fest und bestimmt. »Wie könnte ich mich darin täuschen! So echt spanisch, wie die reizendste Maja es trägt, wenn sie den glühenden Fandango tanzt unter den Orangenbäumen am Ufer des Guadalquivir, im Schatten des goldenen Thurmes bei Sevilla.«

Windspiel fühlte ein gelindes Frösteln; es war etwas wie ein Wonneschauer, als er die Worte: Maja, Fandango, Orangenbäume und goldener Thurm bei Sevilla hörte, und zwar aus dem Munde eines echten Spaniers, der alles das gesehen und erlebt. Der Kupferstecher hatte sein

Gesicht so tief wie möglich in das Bierglas versenkt, und als er es wieder hervorzog, sprach er mit sanfter Stimme, indem er einen Blick auf den dicken Maler warf: »Wozu der Wortstreit, ob echt spanisch oder nicht! Das Costüm ist Nebensache. Kommen wir auf sie zurück, auf das wunderbare Mädchen, die unser verehrter Freund bei dem wilden Jean Baptist gesehen und die – ich nehme keinen Anstand, das zu sagen – nur ein Verbrechen in die Hände dieses tyrannischen Breiberg geführt haben kann. Bleiben wir bei dem Mädchen, welches – ich kann es mir schon erlauben, meine Vermuthung auszusprechen – einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des edlen Don Larioz gemacht zu haben scheint.«

»Ihre Theilnahme rührt mich,« sprach dieser, nachdem er mit einem hastigen Zuge sein Glas geleert. »Und um offen zu sein, wie das überhaupt meine Gewohnheit ist, will ich dem verehrten Kreise gestehen, daß der Reiz und die Sittsamkeit der Erscheinung allerdings mein Herz getroffen, ja, um noch mehr zu thun, will ich Ihnen das Portrait dieser Dame zeigen, welches ich mühsam errungen und welches ich um keinen Preis in den Händen der Beiden dort drüben gelassen hätte.

»Sie haben ihr Portrait?« fragte der Kupferstecher mit wirklichem Erstaunen und folgte sichtbar überrascht den Bewegungen des langen Mannes, der sich erhoben hatte, um von dem Nebentische das kleine Portrait, welches er dort niedergelegt hatte, zu holen. Doch war der leichtfüßige Kellner vorausgeeilt und brachte es ihm auf einem

Teller entgegen, den er feierlich einher trug, indem seine Augen dabei das blaue Papier mit wahrer Ehrfurcht betrachteten.

Auch die Uebrigen in der Gesellschaft blickten mit dem Ausdrücke der Ueberraschung auf das Eingewickelte, welches Herr Larioz in die Hand nahm und das Papier ablöste. Ehe er es aber seinem Nachbar zur Besichtigung übergab, vertiefte er sich erst selbst noch einmal so lange und ausschließlich in die geliebten Züge, daß es kein Wunder war wenn er übersah, wie der Kupferstecher ein Zeichen machte, welches von den Meisten durch ein auffallendes Lächeln beantwortet wurde. Dann stützte sich der Erstere mit der linken Hand auf den Tisch, nahm eine außerordentlich feierliche Miene an und sagte, während er mit der rechten Hand das leere Glas zum Auffüllen an Windspiel gab: »Geliebte Brüder und Freunde! Don Larioz ist im Begriffe, uns das Portrait der Dame seines Herzens, derselben, die, wie wir annehmen, von den Gebrüdern Breiberg in Ketten und Banden gehalten wird, vorzustellen. Es ist unsere Schuldigkeit, dieses Portrait mit genauer Aufmerksamkeit zu betrachten, um uns dann zu berathen, was allenfalls zur Rettung dieser Unglücklichen geschehen könnte. Es erscheint mir aber diese Sache wichtig genug, um aus der harmlosen Tischgenossenschaft ein ernstes Bundes-Comite zu constituiren, und im Falle ihr damit einverstanden sein solltet, so bitte ich, eure Gläser zu leeren und mir beistimmend zuzunicken – ein Verfahren, um welches ich auch unseren edlen Freund Don Larioz bitte.«

Hiernach blickte der Redner auf die Tafelrunde und sah mit Befriedigung, wie Jeder ihm das geleerte Glas mit einer tiefen Neigung des Kopfes entgegen hielt, sämtliche Gläser wurden aber augenblicklich wieder vom Windspiel gefüllt.

»Ehe wir aber daran gehen,« fuhr der Kupferstecher fort, »unseren neuen Freund in die Geheimnisse des Bundes einzuweihen, halte ich es für nothwendig, denselben durch einen Salamander, den wir ihm zu Ehren reiben, in die gehörige Stimmung zu versetzen. Merkt also auf, geliebte Brüder! Wir verehren unter uns einen Mann, Don Larioz, dessen Vorfahren und Ahnen wahrscheinlich edle Granden von Spanien waren, sich jedenfalls in allen möglichen ritterlichen Tugenden hervorgethan. Ergreift deßhalb wiederholt eure Gläser, gefüllt bis an den Rand, und reibt unserem Gaste, dem edeln Spanier, Don Larioz, zu Ehren einen ganz famosen Salamander.«

Bei diesen Worten schaute der Sprecher ernst, ja, streng im ganzen Kreise umher, und als er sah, daß der Blick eines Jeden auf ihm ruhte, begann er langsam mit seinem Glase auf dem Tische zu reiben, wobei er mit dumpfer Stimme eintönig vor sich hinmurmelte: »Salamander! Salamander! Salamander!«

Und »Salamander! Salamander!« murmelten auch die Anderen nach, rieben ebenfalls ihre Gläser auf der Tischplatte, und als nun der Vorsitzende »Eins!« sprach, hoben sie dieselben zum Munde, auf »Zwei!« wurden sie an die

Lippen gesetzt, und auf »Drei!« stürzten die verschiedenen Bierströme mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in die durstigen Kehlen hinab.

Der lange Schreiber fand sich durch diese Ceremonie seltsam ergriffen, und obgleich Windspiel ihm eben erst sein Trinkglas aufgefüllt hatte, leerte er es doch auf einen Zug und ließ darauf sein Haupt so tief als möglich auf die Brust herabsinken. Es war ein zu erhebender Moment, all die Gesellen mit den gerötheten Wangen und flammenden Augen um den Tisch stehend zu erblicken, nur mit ihm und seiner Angelegenheit beschäftigt, stumm und feierlich, so daß man für einen Augenblick nichts vernahm als einen tiefen Seufzer des gerührten Windspiels, sowie das Platschen des Regens an die Fensterscheiben.

Der Kupferstecher strich seinen dichten Bart mit der breiten Handfläche, blickte alsdann unter den buschigen, zusammengezogenen Augenbrauen finster nach dem Kellner hin und sagte: »Man gebe mir den Dolch des großen Meisters Rubens.«

Es mußte dies eine Ceremonie sein, die äußerst selten vorkam, denn Windspiel zuckte leicht zusammen, blieb aber wie an den Boden angefesselt stehen, wobei er fragend den Wortführer anschaute.

»Ja so!« fuhr dieser fort. »Der Uneingeweihte scheut sich, die kostbare Waffe zu ergreifen. So gehe denn du hin, Bruder Christian,« wandte er sich an den Maler mit dem grünen Sammtrock, »und hole die kostbare Waffe; geh', du wirst sie in meinem Mantelkragen finden.«

Mit einer tiefen Verbeugung trat Bruder Christian ab und kehrte gleich darauf mit einer rostigen Dolchklinge zurück, deren eine Parirstange zerbrochen und deren hölzerner Griff sehr mangelhaft war. Trotz dieses unscheinbaren Aeußeren nahm der Vorsitzende die Waffe mit der allertiefsten Ehrfurcht in die Hand, küßte sich verneigend die Klinge und reichte sie dann ernst und langsam zum nämlichen Zwecke seinem Nachbar hin.

So machte sie die Runde um den ganzen Tisch und kam zuletzt an den langen Schreiber, der sie ebenfalls inbrünstig zu seinem Munde führte und dann mit einer tiefen Verbeugung dem Kupferstecher übergab. Dieser nahm hierauf die Waffe des großen Meister Rubens in die Rechte, winkte mit einer majestätischen Handbewegung dem dünnen Kellner, der sich zaghaft näherte und statt der Klinge den hölzernen Griff des Dolches küssen durfte, wobei der Vorsitzende sprach: »Auch du, Windspiel, wirst bedingungsweise für heute in die Verbrüderung vom Dolche als dienender Bruder aufgenommen.«

Als er nun den Dolch mit beiden Händen ergriffen hatte, so daß die rostige Spitze in die Höhe stand; sprach er zu den aufhorchenden Brüdern: »So ist denn für heute wieder der feierliche Bund geschlossen worden. Mich trieb dazu einestheils die Ahnung eines gewaltigen Verbrechens, das in unserer Nähe begangen worden zu sein scheint, anderntheils die Noth und Bedrängniß unseres neuen edlen Freundes Don Larioz; ferner der trostlose Winter-Nachmittag mit Regen und Schnee, sowie mit seinem zweifelhaften ungenießbaren Lichte; dann noch der

wirklich vortreffliche Stoff, der dem Fasse unseres Wirthes entquillt. – Windspiel, fülle die Gläser!«

Als dies geschehen, als der Redner getrunken und sich den Bart abgewischt, fuhr er fort: »Sie, unser edler Freund, Don Larioz, sind durch diese eben stattgehabte feierliche Ceremonie in die Verbrüderung zum Dolche Rubens aufgenommen worden und haben künftig statt aller anderen Bekräftigungen, statt zum Beispiel zu sagen: auf meine Ehre! oder: hole mich der Teufel! – immer und überall nur bei dem Dolche Rubens zu schwören. Haben Sie mich verstanden, edler Don Larioz?«

»Ob ich Sie verstanden habe!« erwiderte der neu Aufgenommene mit wirklich gerührter Stimme.

»So schwören Sie denn, der Verbrüderung zum Dolche anzugehören und sich als ein Mitglied dieser höchst edlen und sehr anonymen Gesellschaft betrachten zu wollen.«

»Ich schwöre es bei dem Dolche Rubens!«

»Mit Vergnügen vernehme ich,« fuhr der Kupferstecher fort, indem dabei ein höchst eigenthümliches Lächeln über seine Züge flog, »daß Sie mich vollkommen verstanden haben. Hören Sie also die Tendenz unserer Verbrüderung:

Festen Muth in schwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen, –

Brüder, gält' es Gut und Blut, –
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

»Wir suchen die Unschuld auf, wo wir sie finden,« fuhr der Sprecher erklärend fort, »ermuntern sie in ihren Bedrängnissen und unterstützen sie in schwierigen Lagen. Aber auch die Schuldigen sind von uns nicht unbedingt verworfen; auch ihnen gewähren wir Asyl und Freistatt, heben sie zu uns empor, wenn sie tiefer stehen, und erfreuen uns an ihrem Aufwärtsstreben, wenn wir sehen, daß die allgemeine Liebe bei ihnen zum Durchbruch kommt. Wir kämpfen für Recht, Licht, Tugend und Bedrängniß.«

»Wie die ehrwürdigen Ritter der alten, schönen Zeit,« sprach schwärmerisch Don Larioz. »Auch ich will dafür kämpfen und Schwert und Lanze erheben.«

»So sind Sie denn feierlich in die Verbindung zum Dolche aufgenommen, und da Sie neben Pflichten auch Rechte haben müssen, so werde ich mich bemühen, Ihnen die letzteren, mit zwei Worten klar zu machen.«

»Sie haben das Recht,« fuhr der Sprecher ernst und gewichtig fort, »als Mensch unter Menschen zu leben, sich zu wehren, wenn man Sie angreift, ja, selbst anzugreifen, wo Sie das für unbedingt nothwendig halten. Sie haben das Recht, Ihr Geld sowohl selbst zu verzehren, als auch Ihre Nebenmenschen beiderlei Geschlechts an dieser Verzehrung mit Theil nehmen zu lassen. Als Bruder vom Dolche haben Sie das Recht, ja, sogar die Verpflichtung,

einen scharf geschliffenen Dolch unter Ihrem Kleide zu tragen, solange es eine hochlöbliche Polizei nicht anders zu wünschen beliebt. Sie sind ferner ermächtigt, die Verbrüderung zum Dolche Rubens zu Schutz und Trutz zusammen zu berufen, und es schreiben die Statuten der anonymen Gesellschaft in diesem Falle vor: Der Berufler schlägt einen Zettel in der Kneipstube zum Reibstein an, daß an dem und dem Tage, zu der und der Stunde auf seine Kosten ein gutes Faß Bier aufgelegt sein wird, worauf sich die Brüder zahlreich einfinden werden. Sich deutlicher auszusprechen, ist im vorliegenden Falle den bestehenden Landesgesetzen zuwider und darf nicht geduldet werden. – Die wichtigste Errungenschaft unseres Bundes ist aber das Recht, welches Ihnen zusteht, bei außerordentlichen Fällen, bei drohender Gefahr, die Brüder selbst nächtlicher Weile zu Ihrer Hülfe herbeirufen zu dürfen, zu welchem Zwecke Sie mit dem Griffe Ihres Dolches drei Mal an die betreffenden Fensterläden zu klopfen haben. Diese betreffenden Fensterläden sind aber an allen Häusern der Burggasse, wo Sie an den Thüren abgerissene oder zerbrochene Klingeldrähte finden.«

So sprach der Vorsitzende, und Jeder hörte mit großer Andacht zu, vor Allen Don Larioz. Wenn auch auf den glühenden Gesichtern der Mitglieder dieser Tafelrunde hier und da ein plötzliches Lächeln erschien, welches nur gedämpft werden konnte, indem der Lacher außerordentlich schnell mit dem Gesicht in das Glas fuhr, so war doch eben dieses Lachen gewiß nur der Ausdruck des freudigsten Behagens, daß dem ehrwürdigen Bunde

ein neues Mitglied gewonnen worden. So sah es auch der lange Schreiber an, und wo er Einen die Lippen krampfhaft zusammenbeißen sah, erhob er sein Glas gegen ihn und trank ihm tüchtig zu. Ja, als der Redner endlich schwieg, hielt er es für seine Schuldigkeit, sich der Reihe nach bei Allen für die Ehre zu bedanken, die ihm geworden, wobei er nie mit leerem Glase erschien, so viel Mühe er sich auch gab, es auszutrinken; denn auf den Wink des Kupferstechers sprang Windspiel wie ein Besessener hinter ihm drein, ihm beständig ein volles Glas in die nicht widerstrebende Faust drückend.

Bei diesem Rundgange war es eigenthümlich, daß der edle Spanier nicht mehr genau zu wissen schien, von wo er ausgegangen war, und so oft er an den vermeintlichen Sitz kam, fand er diesen von einem der Gesellen besetzt, der ihm mit rührender Herzlichkeit das gefüllte Glas zum Anstoßen entgegen hielt. Dabei war es denn nicht unbegreiflich, daß durch dieses beständige Imkreisegehen die Tische, Stühle, Menschen, ja, die ganze Stube dieselbe Bewegung annahm, so daß sich der lange Schreiber endlich genöthigt fand, den Tisch mit starker Hand zu ergreifen und den hinter ihm drein schreitenden Kellner um einen Stuhl zu ersuchen. So kam er endlich zur Ruhe.

Wenn auch die Gesellen am Tische nicht wie er so eben erst in den Bund des Dolches aufgenommen worden waren und deßhalb auch nicht nöthig gehabt hätten, sich auf so laute und innige Art zu freuen, so thaten sie das doch, indem sie laut lachten, jodelten, mit den Gläsern

zusammenstießen und hier und da die Strophe eines bekannten Liedes brüllten.

Der dicke Maler mit dem wenigen Haar blickte träumerisch mit den halbgeschlossenen Augen zu dem Fenster hin und sprach, wobei er etwas Weniges stotterte: »Bis jetzt habe ich nicht gewußt, wozu so ein trüber Regentag eigentlich dienen kann. Jetzt weiß ich es. Zum Trinken – zum Trinken – und wieder zum Trinken.«

Dabei that er, wie er gesagt; worauf Einer gegenüber sein gefülltes Glas erhob, es auf einen Zug leerte und darauf das Lied versuchte:

Im tiefen Keller sitz' ich hier,
Bei einem Glas voll Biere –

doch verhinderte ihn ein gewaltiges Schluchzen, das ihn überfiel, an der ferneren Profanation.

O du, der ich einzig gedenke,
Mein holdes Lieb – ade!

sang der mit dem grünen Sammtrock; doch kam er auch nicht weiter, denn die Stimme des Kupferstechers unterbrach ihn mit einem gewaltigen »Silentium!« auf welches die Gesellen aufhorchten, als er nun weiter sprach: »Wozu der unnöthige Lärm? Ist das ein würdiges Benehmen für Brüder vom Dolche? Was soll unser edler Bruder, Don Larioz, davon denken? Wenn ihr einmal durchaus singen und diese Stunde würdig feiern wollt, so stimmt die Kehlen zum harmonischen Gesange – zum Bundesliede:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;

Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnt hat.«

So begann er; und nachdem die Gesellen am Tische sich in ihre Stühle zurückgelehnt, die Arme aufgestützt oder es sich sonst bequem gemacht, stimmten sie ein, und es war wohl die alte bekannte Weise des schönen Liedes, die ihre Stimmen ziemlich harmonisch zusammenklingen ließ. Wenigstens kam es so dem edlen Spanier vor, der mit gefalteten Händen da saß, den Kopf auf die Brust niedersinken ließ und träumerisch zuhorchte; dabei war es ihm, als höre er wirklich das Mühlrad rauschen in einem tiefen Grunde, und als steige er dort hinab auf dem verschlungenen weichen Waldpfade, unter dem sanften Säuseln und Rauschen hochstämmiger Eichen und Buchen, die mit ihren Zweigen und Blättern über seinem Haupte zusammenschlugen. Ja, er stieg dort hinab, um nach dem Liebchen zu sehen, von dem ihm Kunde geworden, daß sie verschwunden sei und nimmer zu finden.

Anfänglich war es ihm klar, daß mächtige Feinde sie ihm geraubt hätten, daß sie in Ketten und Banden schmachte, drüben bei den Gebrüdern Breiberg, und deßhalb stürmte er hastig ins Thal hinab, nicht mehr ein armer Schreiber des Rechtsconsulenten Plager, unbewehrt, waffenlos, sondern ein Mitglied der Verbrüderung zum Dolche, die blanke Waffe in der Hand; und während er so allein dorthin eilte, unter den hochstämmigen Bäumen, hörte er da droben am Waldesrande die weithin

schallenden Stimmen der treuen, engverbrüdereten Gesellen. – – –

Aber sie sangen nicht ermutigend, sie sangen nicht von des Liebchens Ausdauer und Treue, vielmehr war ihr Lied erklungen:

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir 'nen Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

Ja, er fand sie nimmer, er durchsuchte das ganze Thal, er drang in jeden Winkel des Hauses, wo sie einstens gewohnt, er stieg die Treppen hinauf, bei den Fässern und Gläsern vorbei, bei dem Ritterhelm mit der zerzausten Straußenfeder, bei den rothen Hosen – er fand von ihr keine Spur. Er betrat ein weites Gemach, in dessen Hintergrunde sich eine spanische Wand befand, hinter welcher er seidene Kleider rauschen und ein spöttisches Kichern von weiblicher Stimme hörte – vor mußte sie sein! Er blickt hinter die spanische Wand, aber da hatte das Zimmer gar keinen Fußboden mehr, er stand am Abhange eines jähren Felsens, und vor seinen Füßen ging es hinab wohl viele tausend Schuh tief. Und da hinab mußte er schauen, beständig in Todesangst, in die fürchterliche Kluft zu stürzen. Auch fühlte er sich plötzlich an den Füßen gefesselt, ein anderer Prometheus, während Herr Jean Baptist Breiberg, mit großen Adlerfüßen versehen, ihn kreischend näher und näher umschwebte und dabei in hohem Discante sang:

So leben wir, so leben wir alle Tage
Bei der allerschönsten Saufcompagnie. –

Dieses: »So leben wir« klang wirklich rings um ihn her in donnerndem, jauchzendem Chorus, es ertönte hinter seinem Rücken, es drang aus dem Spalten des Felsens, auf welchem er stand, und schien auch da sich hinab in den Abgrund zu verlieren.

»So leben wir, so leben wir,« hörte er jetzt noch kräftig und ganz nahe, dann gedämpft und entfernt. Es war dem Träumer, als kletterten die Stimmen an den Felswänden hinab, und je tiefer sie kamen, desto mehr verloren sie an Kraft und Deutlichkeit. Zuletzt war es nur noch ein unbestimmtes Tönen und Klingen, das sich in leises Rauschen und Sausen verwandelte, in ein Sausen, wie es der Wind hervorbringt, wenn er durch kahle Aeste fährt, oder wie wir es auch ohne alle äußere Einwirkung in unseren Ohren hören, wenn wir zu viel getrunken haben.

Aber noch immer blieb der Abgrund zu den Füßen des langen Schreibers geöffnet, und er starrte noch immer hinab, wohl ängstlich, aber doch erwartend und hoffend. Und seine Erwartung hatte ihn nicht getäuscht, denn jetzt begann es drunten zu brodeln und zu kochen und dann aufzusteigen, wolkig und nebelhaft, und wie dieser ganze Dunst höher und höher stieg, klärte er sich ab, wurde leuchtend und immer leuchtender und nahm endlich wunderbar süße, bekannte Formen an, die das Herz des Träumers vor seliger Freude erzittern machten.

Ja, sie war es, die Schöne, die er gesehen und welche einen so unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Sie schwebte zu ihm empor, während sich der Abgrund unter ihren Füßen ausfüllte und nun eine sonnbeglänzte grüne, weiche Wiese darstellte mit dem frischesten Grase, mit tausenden von Blumen, mit Sonnenglanz und Sonnenfäden. – Aber es war eine feuchte Wiese, das glaubte er zu fühlen; auch war es trotz des Sonnenscheins nicht allzu warm, denn ein Frösteln überflog momentan seine Glieder, das selbst die Nähe der Geliebten nicht zu verscheuchen im Stande war.

Aber wie blickte sie ihn so freundlich, so liebend an, wie hob sie ihre Arme gegen ihn empor und bewegte ihre Hände innig gegen ihn! – Doch wie verzog sie ihr liebes Gesicht, ernst, ja traurig, als er auf sie zustürzen wollte! wie ergreifend klang der Ton ihrer Stimme: »Wir werden uns wiedersehen, aber ein mächtiger Zauber lagert zwischen uns, den du nur lösen kannst; wenn es dir gelingt, bei dem nächsten Male, wo wir uns wiedersehen, den Spruch des großen spanischen Magiers Carabanzeros ohne Fehl vor mir auszusprechen! – Du kennst ihn, diesen Spruch,« fuhr die feenhafte Gestalt mit einem unaussprechlich süßen Lächeln fort. Und als er darauf statt aller Antwort traurig mit dem Kopfe schüttelte, flötete sie mit einer Stimme, wie sie nur besonders holde und edle Wesen in Romanen und bedingungsweise auch die guten Feen in den Märchen besitzen:

Trau, treue Trine, trüglich trüben Träumen nicht.
Treib' trotzig triumphierend fort das tolle Traum-
gesicht,
Trockne die Thräne tragischen Trübsals tröpfelnd
auf,
Trink trauten Traubentranks Trostestropfen drauf

Dann setzte sie schmachmend hinzu: »Hast du mich verstanden, edler Don, und wirst du den Spruch des großen Carabaneros nicht vergessen?«

Doch ehe er noch Zeit hatte, ihr mit einer ehrerbietigen Bewegung und mit einer schönen Attitude, wobei er seine rechte Hand auf das Herz legte, zu versichern, daß er sie wohl verstanden habe und daß es ihm ein Leichtes sei, diesen höchst faßlichen und leicht auszusprechenden Spruch des großen Carabaneros bei der nächsten passenden Veranlassung zu wiederholen – da war sie verschwunden, entflohen, wie verduftet, wie weggehaut über die sonnbeglänzte Wiese hin; tiefe Stille umgab ihn, aus welcher mit einem Male ein Kichern an sein Ohr schlug.

Ja, es kicherte neben ihm, und als er vor diesen profanen Tönen, die so pöbelhaft seine süßen Gedanken zerissen, rasch die Augen öffnete und um sich blickte, sah er vor sich weder den Tisch, an dem er vorhin gesessen, noch die traulichen Wände der Kneipe zum Reibstein, noch die Gesichter der Brüder vom Dolchbunde. – Erstaunt blickte er sich nach allen Seiten um. Rechts hatte er eine hohe schwarze Mauer, links dieselbe, vorn ging

eine schmale Bretterwand hinauf mit mehreren kleinen Luftlöchern, und als er sich bestürzt umwandte, entdeckte er hinter sich ebenfalls eine hohe Mauer, in der sich aber am Boden eine Thür befand, an welcher die Rücklehne seines Stuhles stand.

Er hob sein Gesicht ganz in die Höhe; wo konnte er sein? Der Ort, wo er sich befand, hatte, mit Ausnahme der Bretterwand vor ihm, ganz das Aussehen eines Burgverließes, wohl achtzig Fuß tief oder hoch, wie man es nahm, und dabei nach jeder Seite kaum eine Länge und Breite von vier Schuhen. Obgleich man oben den grauen Winterhimmel sah, so war es doch hier unten, wo Don Larioz saß, ziemlich dämmerig; auch sonst fühlte er sich durchaus nicht behaglich; aus der Höhe fiel Regen und Schnee auf ihn herab, seine Füße standen in Feuchtigkeit, und in seine Nase drang ein Geruch, der gerade nicht angenehm zu nennen war.

Er rieb sich die Stirn, doch konnte er seine Gedanken nicht klar machen und sich nicht erinnern, wie er hieher gekommen; nur das drang endlich bei ihm durch, daß er sie gesehen, die er nicht mehr vergessen konnte, daß er in dem Bund zum Dolch aufgenommen worden sei und daß er sehr viel schäumendes Bier getrunken. – Aber wer ihn hieher ins Burgverließ gebracht, auf welche Veranlassung, das war er nicht im Stande zu begreifen. Wohl erinnerte er sich nach und nach, von unheimlichen Gewölben und dergleichen gehört zu haben, die sich in diesem Theile der Stadt befänden, den man den Burgplatz nannte und wohin er gegangen; was aber ihn in dieses

verdächtige Loch geführt und wie er hineingekommen, das war und blieb ihm vorderhand unbegreiflich. – Sollte es vielleicht den Gebrüdern Breiberg gelungen sein, Kunde zu erhalten von der Verschwörung des Bundes zum Dolche Rubens gegen ihr Haus und ihre Errungenschaft, das schöne Mädchen? Sollten sie sich vielleicht eines bösen Zaubers bedient haben, um ihn in dieses Burgverließ zu werfen? – So etwas war schon mehr als einmal dagewesen. – – Aber so viel stand fest bei ihm, was auch kommen mochte – Treue dem Bunde! – Treue der unglücklichen Geliebten! – Treue bis in den Tod!

Da mit einem Male vernahm er eine tiefe Stimme, die aus der Höhe zu kommen schien, vielleicht aus einem jener kleinen, viereckigen Löcher in der Holzwand vor ihm, welche also sprach: »Edler Freund, Don Larioz, Biedermann und tapferer Ritter von der traurigen Gestalt, du hast alle die schwierigen Proben, welche deinem wirklichen Eintritt in den Bund zum Dolche Rubens vorangehen müssen, mannhaft und bestens bestanden; stolz nennen wir dich den Unsrigen und werden entzückt sein, dich nächstens wieder zu sehen; für heute forsche unseren Schritten nicht nach, wir entschweben unsichtbar nach allen Seiten, wie es auch in früheren Zeiten Brauch war bei den Mitgliedern der heiligen Fehme. Mache du es ebenso, vergiß die Losungsworte des erhabenen Bundes nicht und wandle heim, nachdem du deine und des Bundes Zeche dem treuen Windspiel bezahlt. Lebe wohl!«

Und – »lebe wohl!« erklang es aus einigen anderen rauhen Kehlen, worauf Alles wieder still war wie vorher und nur der Regen und Schnee leise niederrieselte.

Der Geist des langen Schreibers war noch so umnebelt, daß er aufmerksam jenen Worten lauschte und daß sich der Zorn, welcher Anfangs wegen Nässe und Kälte in ihm rege wurde, wieder dämpfte. Er erhob sich von seinem Stuhle, wobei er nicht unterließ, auf einige hervorragende Steine zu treten, um so die hier unten, wahrscheinlich vom Regenwasser, angesammelte Flüssigkeit im Interesse seiner Stiefel zu vermeiden. Dabei erinnerte er sich, von zu bestehenden Proben gehört zu haben, die nothwendig seien, um in andere Bündnisse, zum Beispiel in den Freimaurer-Orden, aufgenommen zu werden. Darüber hatte er von Einem, der gedeckt hatte, ebenfalls grauenhafte Sachen gehört, von entblößten Degen, in welche man sich stürzen, von Abgründen, in die man springen müsse, von todtten Menschen, mit denen man in allerhand fatale Berührungen käme, und dergleichen mehr. Gegen alles das erschien ihm die eben bestandene Probe sehr leicht gewesen zu sein, wogegen es ihm aber trotzdem nicht unlieb war, als er hinter sich einen Riegel zurückschieben hörte und sich umwendend die Thür geöffnet, sowie das süßlächelnde Gesicht des dünnen Kellners sah, welcher eine ehrerbietige Verbeugung machte; auch zog Windspiel den Stuhl an sich, und als der Spanier diesem folgte, trat er in das Gemach, wo er sich kurze Zeit vorher befunden hatte.

Wie ihm aber die tiefe Stimme vorhin gesagt, so waren alle Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens verschwunden. Daß sie hier toll genug gehaust, sah man an den überschwemmten Tischen, an zerbrochenen Gläsern, sowie an den umgestürzten Stühlen. Don Larioz war noch froh genug, in diesem Chaos sein Bild unversehrt zu finden, welches der Kellner mit vorsorglichem Gemüth bei Seite gebracht und ihm nun feierlich übergab. Zu gleicher Zeit händigte er ihm einen Zettel ein, auf welchem die Kosten verzeichnet standen, die bei seiner Aufnahme in den Bund des Dolches erwachsen waren und die jedes junge Mitglied nebst einem Trinkgelde für den Kellner des Bundes mit großer Freude zu entrichten pflege.

Zu jeder anderen Zeit würde der lange Schreiber etwas bestürzt gewesen sein über die enorme Ausgabe von zwei Thalern und so viel Groschen, doch war er im jetzigen Augenblicke, als er seinen Geldbeutel hervorzog und bezahlte, noch nicht so klar im Geiste, wie er sonst wohl zu sein pflegte; ihm sauste es wie ein Mühlrad im Kopfe, und jeder Umschwung dieses Mühlrads brachte ein anderes Bild vor sein inneres Auge, – jetzt sie, die überall lieblich und neckisch durchblickte, dann die Gebrüder Breiberg, den alten ehrwürdigen Harfner mit dem jungen unschuldigen Mädchen, die Kathinka Schneller hieß und Entenpforte Nummer Vier parterre wohnte, was sie ihm so warm empfohlen. Auch die Mitglieder des Bundes gaukelten vor ihm umher, der rostige Dolch des berühmten Meisters Rubens, die schönen Formeln bei seiner Aufnahme, der Traum von dem Abgrunde und von ihr –

denn daß er geschlafen und geträumt, fing ihm an klar zu werden – dann wiederum ihr Bild, sowie der Spruch des großen Meisters Carabanzeros, mit dem er die Liebliche erlösen und befreien konnte aus aller Noth –

Trau, treue – –

Es war ihm doch so leicht erschienen, ihn zu behalten, und jetzt stockte er schon am dritten Worte –

Trau, treue – – trau, treue – –

Doch wozu heute die Anstrengung? Morgen, hoffte er, werde ihm das Ganze schon klar werden. Daß er seine Zeit heute Nachmittag gut angewandt habe, glaubte er sich wohl sagen zu können; hatte er doch eine Menge guter Freunde erworben, hatte er doch Verbindungen angeknüpft in der Nähe ihres Hauses, und was die Verschwendung der paar Thaler anbelangte, so war das ja ein alter ehrwürdiger Gebrauch. – Und wie dankbar war Windspiel nicht für das Trinkgeld, das er erhalten! Er legte ihm seinen Mantel um, er reichte ihm das spanische Rohr und den Hut, er complimentirte ihn so liebenswürdig zur Thür hinaus, bis auf die Gasse, er machte dort noch eine sehr tiefe Verbeugung, als Don Larioz nun endlich wieder auf die Straße in Wind, Regen und Schnee hinaus trat.

Dahin zog er über den Platz, den man die Burggasse nannte, und woher es kam, wußte er nicht, aber er hatte die Idee, als blickten ihm aus allen Fensterläden unsichtbare Zuschauer nach, die genau beobachteten, ob er die Füße recht auswärts setze, ob er den Kopf gewohntermaßen aufrecht halte, und ob er in einer geraden Linie

dahin wandle. So sehr er sich denn auch bemühte, diesen Forderungen nachzukommen, so wollte ihm doch namentlich das Letztere nicht sonderlich gelingen. Wenn er jetzt auch wirklich in der Mitte der Straße dahin ging, so befand er sich schon nach hundert Schritten an der rechten Häuserreihe, was ihm unbegreiflich erschien und wobei er sich mit sehr großem Erstaunen einige Mühe geben mußte, die fragliche Ecke, da er so nahe an sie hingerrathen, ohne Anstoß zu umgehen. Aber seine Ausdauer siegte, und so hatte er denn bald die Burggasse hinter sich, kam auch, indem er mechanisch regelmäßig einen Fuß vor den anderen setzte, in die Nähe seines Bureau's, fand glücklich die Einfahrt in den finsternen Hof und nach einiger Anstrengung auch die Thür seiner Schreibstube.

Herr Doktor Plager war ausgegangen und hatte Gottschalk beauftragt, seinem Schreiber zu sagen, er müsse ein wichtiges Geschäft abgemacht haben, da er so lange ausgeblieben sei. Mit dem besten Willen und trotz eifrigen Nachdenkens konnte sich aber Herr Larioz keines wichtigen Geschäftes erinnern, das er besorgt; nur Eines fiel ihm ein, nachdem er lange gegrübelt, daß er nämlich seinen Prinzipal, den Rechtsconsulenten, auf sieben Uhr zu dem Grafen von Helfenberg zu bestellen habe, und um das nicht wieder zu vergessen, beauftragte er den kleinen Schreiberlehrling, diese Commission zu Papier zu bringen und auf den Tisch des Doktor Plager niederzulegen.

Herr Larioz hätte in diesem Augenblicke nicht schreiben können, sein Kopf war ihm zu schwer, seine Hand zitterte unstät. Er ließ sich an seinem Schreibpulte nieder,

ohne die verwunderungsvollen und erstaunten Blicke zu bemerken, mit denen ihn Gottschalk betrachtete. Er stützte das betäubte Haupt auf die Rechte und blickte träumend in den wüsten, schmutzigen Hof hinaus.

Er konnte von seinem Platze aus gerade auf den festgetretenen Schutthaufen sehen, in dessen Rinnsalen das angesammelte Regenwasser wie in kleinen Flußbetten niederströmte. Ihm schienen es in diesem Augenblicke wirkliche Flüsse zu sein, deren Lauf er vom hohen Gebirge verfolgte, und die ihn der Freiheit und, aus dem schmutzigen Hofe hinweg, schönen glücklichen Ländern entgegenführten. Die kahlen Ufer bedeckten sich mit Gebüschen; Rosen, Oleander und Orangenhaine erhoben sich zu beiden Seiten; er sah prächtige Landhäuser mit spiegelblanken Fenstern und an einem sie, die ihm winkte, sein Boot anzulegen. – Doch zog es ihn fort nach dem fernen Arabien, wohin sich der große spanische Magier Carabaneros, der von Geburt ein Maure war, zurückgezogen, um dort den Zauberspruch zu erlernen, den er vergessen:

Trau, treue Trine – –

Ach, wenn diese süßen Traumgestalten nur nicht so häufig zerrissen worden wären durch die prosaische Wirklichkeit, durch das schallende Zuschlagen irgend einer Thür in dem großen Gebäude, durch den Anblick und das Gekreisch eines alten Weibes, die einem herabgewehten Stück Wäsche in den Hof nachstürzte, und durch das Klatschen von Schnee und Regen, welchen die

Gewalt des Windes zuweilen gegen die lockeren Fensterscheiben der Schreibstube peitschte. Und dazu kam noch ein eigenthümliches Sausen und Rauschen im Kopfe des Träumers selbst, das er vordem nie empfunden, bei dessen Getöne eine plötzliche Hitze über sein Gesicht flog! – Dann seufzte er tief auf und ließ seinen Kopf ganz auf das Pult niedersinken.

ACHTZEHNTE KAPITEL. EUGENIE.

Neben vielen Annehmlichkeiten, welche das Haus des Barons von Breda bot und die es dem Geschmacke und dem bei den vielen Reisen des Erbauers Gesehenen verdankte, hatte es auch einen Wintergarten, der bei der schlechten Jahreszeit ein wahres Kleinod genannt werden konnte. Dieser Wintergarten, bestehend aus einem sehr großen Glashause, befand sich seitwärts von dem Portal gegen Südost gelegen, stieß gegen das Haus zu an den kleinen Speisesaal und stand auf der anderen Seite mit den Gewächshäusern in Verbindung. Es war ein längliches Viereck, dessen vier Seiten durch rankende Gewächse und Pflanzen in Kübeln, sowie in den freien Grund gesetzt, vollständig verdeckt waren, welche nun grüne Laubwände bildeten, von denen einige bis an die gewölbte Decke emporstrebten, während andere ihre Zweige weit herabhängen ließen und so eigene reizende Wölbungen bildeten. Die vier Ecken waren durch Blumengruppen abgerundet, zwischen denen man freundlich aus dem Grün hervorleuchtende weiße Marmorfiguren sah. Die Decke des Glashauses hatte so einfach als

sinnreich eine hellblaue Färbung erhalten, wodurch man selbst bei trübem und Regenwetter den klaren Himmel zu sehen glaubte. Von dieser Decke herab hingen drei Kronleuchter, äußerst geschmackvoll aus Holzstämmen gebildet, welche in einer unten befindlichen Schale Epheu trugen, deren Ranken sich um die Arme des Kronleuchters bis hoch hinauf zur Decke spannten.

Vom Eßzimmer des Hauses ging man auf vier Stufen in den Wintergarten hinab, weßhalb man, oben auf der Thürschwelle stehend, das ganze schöne Glashaus mit einem Blick übersehen konnte. Auf der ersten Langseite befand sich ein Springbrunnen, der sein Wasser zuweilen hoch hinauf unter die immergrünen Zweige fremdartiger Sträucher und Bäume sandte, von denen alsdann die einzelnen Tropfen lange nachplätschernd wieder in das Bassin hinabfielen. Gewöhnlich standen die weiten Flügelthüren, welche in das Speisezimmer führten, offen, und dann empfand man auch in diesem Gemach die angenehme gleichförmige Wärme des Gewächshauses, sowie den würzigen Duft der Pflanzen und Blumen.

An demselben Nachmittage, von dem wir vorhin dem geneigten Leser dieser wahrhaften Geschichte berichtet, standen die Flügelthüren zum Eßzimmer ebenfalls offen, und es wird uns erlaubt sein, einen Blick hinein zu werfen.

Es war dies ein einfaches und elegantes Gemach, Decke und Wände mit einer Täfelung von Eichenholz bedeckt, die vier Ecken mit Blumengruppen garuirt, aus deren jeder eine prachtvolle Bronze-Statuette hervor sah.

Von gleichem Metall war der Kronleuchter, der von der Mitte der Decke herabhing; er war wie aus fremdem, starkblättrigem Schilfe geformt, dessen Blätter, in der Mitte ein Büschel bildend, unten nach vielen Seiten aus einander gingen, dann wieder in die Höhe stiegen und Wasserlilienkelche zeigten, welche die Wachslichter trugen. Der Boden war mit einem Teppich von Wachstuch bedeckt, darauf sah man in der Mitte unter dem Eßtisch von hellem Eichenholz eine dicke persönliche Vorlage mit den unbestimmten, dunklen und doch so eleganten Dessins. An der Wand, den Flügelthüren des Gemaches gegenüber, befand sich ein Kamin von jenem bekannten bronzefarbenen, mit feinen Adern durchzogenen italienischen Marmor, und über demselben ein kolossaler Spiegel, der bis zur Decke reichte, – das Einzige, was in dieses Zimmer als Speisesaal nicht recht zu passen schien. Und doch that sich Baron Breda auf die Anbringung dieses Spiegels, und nicht mit Unrecht, etwas zu Gute; denn in ihm zeigte sich durch die geöffneten Thüren das Bild des Wintergartens so täuschend, daß man mitten im Grünen zu sitzen glaubte, um so mehr, als das Gemach nur von oben erhellt, nirgend einen Blick auf die im Winter abgestorbene Landschaft, auf Schnee, oder Regen, erlaubte.

In beiden Räumen, im Wintergarten, sowie im Eßzimmer, herrschte momentan eine tiefe Stille, deren Einförmigkeit, man könnte fast sagen, noch vermehrt wurde durch das gleichmäßige Plätschern des Springbrunnens; zuweilen nur vernahm man das leise Zwitschern eines

Sperlings, von denen sich ein paar unbefugterweise eingeschlichen hatten und es sich nun hier sehr wohl sein ließen, während ihre Kameraden draußen oft jämmerlich hungerten und froren.

Doch wurde jetzt die Stille, die schon längere Zeit im Glashause geherrscht, dadurch sehr auffallend unterbrochen, daß man an dem dem Speisesaal entgegengesetzten Ende mit einem Male eine menschliche Stimme vernahm, welche die Melodie des lieben Augustin gemüthlich und ohne Uebereilung vor sich hinpiff, was unter den fremdartigen Bäumen und bei dem Plätschern des Brunnens gewissermaßen sehr komisch klang; auch schallte es bedeutend in dem hohen Raume, was aber dem Pfeifer zu gefallen schien; denn nachdem er die bekannte Melodie einmal durchgepiffen, fing er sie wieder von vorn an und hätte das möglicherweise, ohne zu Ende zu kommen, Gott weiß, wie lange fortsetzen können.

Mittlerweile hatte sich auch die Thür geöffnet, welche aus dem Hause in das Speisezimmer führte, und der kleine Jockey war eingetreten, auf dem Arme Tischzeug und Servietten tragend, die er auf einen Nebentisch legte und darauf den runden Eßtisch, der in der Mitte stand, sammt Teppichunterlage nicht ohne einige Mühe dem Kamin näherte, in welchem ein lustiges Feuer loderte. Dann schloß er den großen Eichenschrank auf, der sich in einer Ecke befand, deckte die Servietten über den Tisch und stellte zwei vollständige Couverts auf. Er that das alles mit wichtiger, ja, man könnte sagen, finsterer Miene, wobei er, so

oft er bei dem Spiegel vorüber kam, was sehr häufig geschah, einen forschenden Blick hinein warf. Doch mochten ihn diese Forschungen nicht vollkommen zufrieden stellen, denn seine Miene verfinsterte sich immer mehr; auch gab er sich gewaltige Mühe, seine Figur etwas größer erscheinen zu lassen, zu welchem Zweck er sich fast die Hüften ausrenkte.

Jetzt hatte er den Tisch gedeckt und nahm einen kleinen silbernen Präsentirteller, der ebenfalls auf dem Schranke stand, setzte ein Glas darauf, rollte einen Stuhl vor den Kamin und stellte sich auf diesen, so daß er wenigstens drei Viertel seiner kleinen Figur in dem Spiegel sehen konnte. Hierauf bemühte er sich, den Teller mit dem Glase mit einer graziösen Attitude zu halten, als wollte er das letztere Jemand präsentieren. Er machte zu diesem Zwecke mehrere Versuche, die er aber selbst alle als nicht gelungen zu betrachten schien. Jetzt nahm er den Teller auf die rechte Seite, bog sich scharf vorn über, wobei er aber den Kopf hoch erhoben trug, und seine Mienen einen gewissen unbeugsamen Stolz, aber sehr mangelhaft, auszudrücken suchten; dann nahm er Teller und Glas auf die linke Seite, auf die des Herzens, gab seinem Körper, namentlich Brust und Schultern, eine herausfordernde Stellung, während er jedoch den Kopf demüthig senkte, als wolle er ausdrücken: stolz kann ich sein, wo es mir nothwendig erscheint; aber vor dir beuge ich mein Haupt in tiefer Unterwürfigkeit. Auch auf der Kehrseite betrachtete er sich, indem er den Rücken gegen den Spiegel wandte und Hals und Kopf fast krampfhaft

verdrehte. Alle diese Stellungen aber hatten etwas außerordentlich Komisches; man sah, wie es dem kleinen Manne darum zu thun war, eine würdevolle, auffallende Haltung anzunehmen, was ihm doch durchaus nicht gelingen wollte. Da er sich nebenbei ganz allein glaubte, so ließ er sich vollkommen gehen und nahm eine Position wohl drei- bis viermal hinter einander an, bis sie ihm als gelungen erschien. Alsdann bewegten sich seine Lippen, und er bot irgend einem unsichtbaren Gaste auf die zierlichste Weise das leeren Glas.

Dieser Moment aber war so drollig und so zum Lachen herausfordernd, daß es dem geneigten Leser gewiß nicht ungerechtfertigt erscheint, wenn sich in der That plötzlich ein lautes Gelächter vernehmen ließ, von dem der höchlichst überraschte Jockey im ersten Augenblicke durchaus nicht wußte, woher es kam. Es war in der That, als hätten die Wände des Gemachs oder eine der Bronzefiguren in den Ecken ihre Lustigkeit nicht mehr länger zurückhalten können.

Friedrich sprang erschrocken von dem Stuhle herab, wobei er übrigens mit einer außerordentlichen Gewandtheit das Glas balancirte, welches auf den Boden niederzufallen drohte; dann wandte er sich schnell nach der Thür, die ins Haus führte, und da er diese fest verschlossen fand, trat er auf die Schwelle des Wintergartens, wo er auch alsbald den Urheber des lauten Gelächters entdeckte.

Der Gärtner Andreas stand auf dem Kübel, in welchem eine riesenhafte Sparmannia wuchs, durch deren Blätter

und Zweige gedeckt, er selbst unbemerkt alles hatte sehen können, was sich in dem Eßzimmer begeben. Als der kleine Mann den Späher jetzt gewahr wurde, ging sein Schrecken in heftigen Zorn über; er stampfte mit dem Fuße auf den Boden und rief aus: »Mit Euren ewigen schlechten Witzen und verfluchten Spähereien. Ich hätte vom Stuhle fallen und den Hals brechen können, wenigstens das Glas da.«

»Das will ich dir zugeben, Friedrich,« entgegnete lachend der Gärtner, indem er näher trat. »Aber komm her, stell' du dich auf den Kübel und laß mich einmal da vor dem Spiegel deine Faxen machen, da wollen wir sehen, ob du nicht noch viel toller lachen mußt.«

»Ich habe aber keine Faxen gemacht,« versetzte verdrießlich der Jockey, »und wenn ich auch wirklich auf dem Kübel gestanden hätte, so würde ich doch zu diskret sein, um anderer Leute Thun und Lassen zu belauschen.«

Der Gärtner klappte ruhig sein Messer zu, mit dem er ein paar gelbe Zweige der Sparmannia abgeschnitten, dann sagte er kopfnickend: »Höre, Friedrich, du bist ein ganz verfluchtes Bürschlein; du weißt schon, was du thust und treibst, und wenn du vor dem Spiegel stehst und irgend eine schöne Stellung annimmst, so braucht man dir wahrhaftig nicht zu sagen, warum du das thust. – O du Pfiffikus!«

Der kleine Groom warf sich in die Brust, und obgleich er sich noch immer bemühte, finster auszuschaun, so flog doch ein leises Lächeln über seine Züge.

»Aber Scherz bei Seite!« fuhr der Gärtner fort, indem er näher trat und sich an die Thüreinfassung des Eßzimmers lehnte. »Du hast es in der That recht brav gemacht, und wenn auch klein von Gestalt, so bist du doch von einer Zierlichkeit, die Jedem in die Augen fallen muß. – Apropos!« sprach er nach einer Pause, während welcher er wohl bemerkte, daß der kleine Jockey einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen, »hast du denn einen Streit mit der Nanette gehabt?«

»Wie so? – Was solls?« fragte der Andere barsch. »Was geht mich die Nanette an!«

»Der Teufel auch, wie du sprichst!« erwiderte der Gärtner mit einer affektirten Verwunderung »Da klang es doch vor acht Tagen ganz anders.«

»Was soll mir die Nanette?« entgegnete stolz der Reitknecht; »das ist ein hoffärtiges, naseweises Ding, eine unnütze Person, die nicht gewußt hat, wie hoch sie sich im Werthe anschlagen soll, die sich einbildet, auf einen Reitknecht herabsehen zu können. Wir sind vollkommen fertig mit ihr.«

»Du handelst rasch, Friedrich,« versetzte Andreas scheinbar mit großem Ernste. »Du läßt dir von den Weibsleuten nichts bieten, und das gefällt mir. Es ist eine schöne Sache, wenn man mit denen das umgekehrte Spiel treiben kann. Zuerst hat sie dich links liegen lassen, und das ging dir sehr zu Gemüthe; jetzt vergiltst du ihr Gleiches mit Gleichem, und sie ist total unglücklich. – Ja, total unglücklich,« wiederholte er in bestimmtem Tone.

»Wie gesagt, du bist ein verfluchter Kerl. Aber was geht's mich an!«

Damit wandte er sich, um in das Gewächshaus zurückzukehren, und sprach dabei ganz gleichgültig: »Ja, was geht's mich an! Wer mich nicht fragt, dem brauche ich auch nicht zu rathen; und wer allein laufen kann, der soll's versuchen; die Nase hoch, vor sich einen tiefen Abgrund, den er natürlicherweise nicht sieht, bis er hinein-geplumpt ist, und dann erst wird er schreien: Andreas, hilf mir! – Ja, prosit die Mahlzeit! Da singe ich, wie es in dem alten Liede heißt

Mutter, es hilft kein Thee mir mehr,
Juha, Thee mir mehr!«

Nach diesen Worten trat der Gärtner auf die Treppe hinaus, die in das Gewächshaus führte, und begann wieder sein Lied vom lieben Augustin zu pfeifen.

Der kleine Jockey zuckte unmuthig mit den Achseln, indem er sagte: »Ich habe Augen, um zu sehen, was mir vor der Nase liegt.«

Obgleich er aber anfänglich ein entschlossenes Gesicht machte, ließ er doch, als sei ihm ein betrübter Gedanke gekommen, mit einem Male die Unterlippe herabhängen, kratzte sich am Kopfe und trat ebenfalls in den Wintergarten, nachdem er vorher den silbernen Teller und das Glas auf den Tisch gestellt.

Andreas stand wieder auf dem Kübel der Sparmannia und suchte so eifrig nach welken Blättern, pfiß auch so hartnäckig seine Melodie vor sich hin, daß er unmöglich

bemerken konnte, wie Friedrich sich auf den Rand eben dieses Kübels setzte; ebenso begreiflich war es, daß der Jockey etwas sagte, was der Andere gar nicht zu hören schien.

»Ihr wollt ein guter Freund sein,« rief endlich der kleine Mann ärgerlich; »ist das Freundschaft, wenn man Einem so einen böartigen Brocken hinwirft, woran er erstickten könnte, und dann davon läuft und Einen stehen läßt?«

»Habe ich dir einen solchen Brocken vorgeworfen?« fragte verwundert der Gärtner. »Habe ich dir was Verdrießliches gesagt? Nicht daß ich wüßte!«

»Doch, doch! Ihr spracht von einem Abgrunde zu meinen Füßen, dem ich zuschreite, in den ich stürzen müsse. Eigentlich,« fuhr er in hochmüthigem Tone fort, »verstehe ich das wahrhaftig nicht; – aber,« sprach er nach einer Pause und nachdem er heftig geschluckt, »wenn ich einen Freund hätte, dem etwas vor den Füßen läge, worüber er fallen müßte, so würde ich ihm sagen: Da, nimm dich in Acht, geh bei Seite!«

»Und das soll ich dir wohl auch sagen?« erwiderte der Gärtner mit scharfem Tone. »Damit der hochmüthige Herr Friedrich sich so – in die Brust wirft, mit dem Kopfe wackelt und mir zur Antwort gibt: Ich habe gute Augen, um zu sehen, was vor meiner Nase liegt.«

Dabei ahmte er die Stellung und Geberden des kleinen Reitknechts außerordentlich getreu nach, was um so komischer aussah, da er dies auf dem Rande des Pflanzenkübels that.

»Also von Abgründen soll ich mit dir reden?« fuhr er nach einigen Augenblicken achselzuckend fort. »Was weiß ich, ob du in deinen hohen Ideen nicht Lust hast, nur so ein bischen am Abhange spazieren zu gehen, oder ob du Muth besitzest, hinab zu springen, um zu Grunde zu gehen oder da unten etwas Köstliches zu finden!«

»Muth habe ich schon,« sagte der kleine Groom, indem er sich in die Brust warf. »Aber vor allen Dingen laßt mich hören, was ihr mit dem Abgrunde meint.«

Statt aber bei diesen Worten den Gärtner anzuschauen, blickte er auf eines der wolligen Blätter der Sparmannia, das er verlegen zwischen den Fingern zerrieb.

Ueber die Züge des Anderen flog ein triumphirendes Lächeln; doch nur eine Sekunde lang, dann nahm er eine erzürnte Miene an und sprach, indem er nicht nur die Worte, sondern auch den Ton der Stimme seines Gegenübers nachäffte:

»Aber vor allen Dingen laß mich hören, was hast du mit dem Kammerdiener Francois zu munkeln, den du zuweilen in der Stadt triffst und mit dem du gestern Abend hinter den Gewächshäusern eine halbe Stunde lang parlrtest? – Bist du nicht ein leichtsinniger Kerl, von dem man glauben könnte, er sei hier oben vernagelt?« fuhr er in gewöhnlichem Tone fort, wobei er mit der Handfläche an seine eigene Stirn schlug. »Das muß der Herr Baron erfahren, und du sitztest vor der Thür, ehe man Eins, Zwei, Drei zählen kann.«

»Ich hätte den François gesprochen?« rief Friedrich mit erkünsteltem Erstaunen, »den Kammerdiener vom Gute

draußen, von dem ich weiß, daß er der ganzen Herrschaft und mit vollem Rechte verhaßt ist?»

»Von dem du weißt, daß er der ganzen Herrschaft und mit Recht verhaßt ist,« wiederholte der Gärtner in sehr nachdrücklichem Tone, »den hast du gestern Abend hinter den Gewächshäusern gesprochen!«

»Da wollte ich doch schwören auf alles, was Ihr wollt!« rief der kleine Jockey eifrig. »Nein, so was müßt Ihr mir nicht nachsagen!« Dabei nahm er eine gekränkte Miene an.

»O, Bürschlein Bürschlein!« versetzte Andreas, indem er mit dem Zeigefinger der linken Hand – in der rechten hielt er das Messer – vor dem Gesichte des Andern hin und her fuhr. »Du willst da schwören und zwinkerst doch mit den Augen, wenn ich dich fest ansehe? Wenn ich nun einen Zeugen nennen wollte, der dich gestern mit dem François sprechen sah? Wenn ich mit diesem Zeugen vor den Herrn Baron hinträte und ihm sagte: So und so, gnädiger Herr, wahr ist es, Sie können mir glauben; der Friedrich, der kleine Halunke, conspiratirt mit dem François gegen die Herrschaft. He, Sohn, was dann? Da kannst du auch hingehen und Bierwirthschafts-Kellner werden, wie dein Bruder im Reibstein in der Burggasse.«

Während der Gärtner so sprach, hatte der Groom finster vor sich hingeblickt, alsdann preßte er die Lippen auf einander, und eine seltene Entschlossenheit zeigte sich auf seinen Zügen; auch glänzten seine Augen wie die einer erzürnten Katze, als er zur Antwort gab: »So, Ihr habt einen Zeugen, der mich gesehen? Nun, dann

ist mir's gleichviel, ob Ihr mich heute oder morgen beim Herrn angebt; denn wenn Ihr es nicht thut, so thut es der Andere, der, wie Ihr sagt, mich gesehen. Aber in dem Falle werde ich freiwillig nicht das Geringste sagen, so unschuldig es auch sein mag, nicht das Geringste.« – Er machte eine heroische Handbewegung.

»Du bist und bleibst ein Kindskopf,« sagte der Andere jetzt auf einmal mit einem gutmüthigen Lächeln. – Er klopfte die Gartenerde am Rande des Kübels von seinem Messer und fuhr alsdann fort: »Und doch bist du ein schlimmer Geselle; denn wenn du glaubst, ich sei im Stande, dich von einem Andern belauschen zu lassen, so wärest du in der That fähig, es mir so zu machen. – Also, daß du mit dem François gesprochen, gibst du zu?«

»Wie kann ich das zugeben, da es nicht wahr ist!« rief der Reitknecht. »Allerdings sprach ich gestern Abend mit Jemand hinter den Gewächshäusern, aber das war der Jäger Klaus.«

»Kann dieser verdorbene Bursche lügen!«

»Ich schwöre einen feierlichen Eid, daß ich den Jäger Klaus gestern Abend hinter den Gewächshäusern gesprochen,« sagte Friedrich, indem er die rechte Hand feierlich empor hob.

»Auch gesprochen, du Spitzbube!« versetzte der Gärtner. »Jetzt gib Acht, Kerlchen, ich will dir sagen, wie die Sache sich begeben, und da wollen wir sehen, ob der Andreas zu viel oder zu wenig weiß. – Du standest gestern Abend, als es dunkel war, hinter dem Camelienhaus und sprachst mit François; da hörtest ihr Schritte, der François

retirte sich um die Ecke, und du, ein durchtriebener Geselle, wie du bist, pfiffst ruhig: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage! – He, weiß ich Alles?« – Dabei blinzelte er mit dem rechten Auge pfiffig gegen Friedrich. – »Und du thatest, als wenn du nach den Ställen gehen wolltest.«

»Das Letztere ist vollkommen wahr; ich habe gepfiffen und bin auch nach den Ställen gegangen.«

»Unterwegs trafst du Klaus?«

»Ja, ich traf Klaus, das heißt, ich traf ihn nicht, sondern als ich sah, daß er mich vermeiden wollte, da sagte ich ihm: guten Abend, wie geht's? und ging meiner Wege.«

»Und tratest zu dem sauberen François hinter das Camelienhaus?«

Der Reitknecht zog ein spitzes Maul und zuckte mit den Achseln, ohne Antwort zu geben.

Andreas klappte sein Messer zu, dann sprach er ruhig: »Ich will dir was sagen, Sohn, wenn du in das Loch hinein purzeln willst, auf welches du zuduselst, so kann es mir schon recht sein, obgleich es mir leid thut, denn bei all deinem Leichtsinn hast du ein paar gute Seiten. Du mußt nun auch gar nicht glauben, daß ich wissen will, was du mit dem François verhandelt – Gott soll mich bewahren! dafür ist mir meine Stelle zu lieb. Aber wenn du einen guten Rath annehmen willst, so sagst du mir zu deinem eigenen Besten, wer mit Klaus sprach, nachdem er bei dir vorübergegangen war – du weißt es, du hast ihn beobachtet.«

Der kleine Jockey versuchte es, ein schmerzliches Gesicht zu ziehen, aber er brachte es nur zu einer Grimasse, wie sie vielleicht ein Affe zeigen wird, den man in den Schwanz kneipt. Dabei patschte er mit der Hand auf sein Herz und sagte mit affektirter Rührung: »Das hat mich erschüttert.«

»Ja, ich habe beim Nachtessen gesehen, daß es dich erschüttert hat. Hast du doch geseufzt, daß Alle aufmerksam wurden, und daß selbst die Nanette gefragt, ob du vielleicht ein Herzleiden hättest?«

»Ich hatte auch gestern ein Herzleiden,« entgegnete Friedrich mit einem tiefen Seufzer und melancholischem Tone. »Seht Ihr, Andreas,« fuhr er redseliger fort, »es thut weh, wenn man so bittere Erfahrungen machen muß. Aber ich halte es für eine wahre Wohlthat, mich gegen einen Freund aussprechen zu können. Und Ihr seid doch mein Freund, nicht wahr, und schwört mir unverbrüchliches Stillschweigen?«

Jetzt hatte der schlaue Gärtner den kleinen Jockey auf dem Punkte, auf dem er ihn haben wollte. Seine Worte begannen zu fließen, wie das Wasser aus einer geöffneten Schleuse, und es brauchte jetzt nur noch eines Gegen-drucks, um es im Augenblicke darauf stärker hervorquellen zu machen. Deßhalb sprach auch Andreas mit gleichgültiger Miene, indem er Anstalten machte, von dem Kübel herabzusteigen. »Du weißt, ich schwöre nicht gern, und es ist auch nie meine Art gewesen, mich in anderer Leute Geheimnisse einzudrängen. Wenn Jemand kein

Vertrauen zu mir hat, so soll er es bleiben lassen, dann brauche ich ihm auch keinen guten Rath zu geben.«

»Ihr wißt aber wohl, daß ich Vertrauen zu Euch habe, und ich hätte schon mit Euch gesprochen, aber da macht Ihr immer über jede Kleinigkeit einen Spektakel, wenn auch so gut wie gar nichts dahinter ist.«

»Na, na!« entgegnete der Gärtner, »davon später! Ich sage dir, die Sache ist ernst genug.«

»Ja, es hat mich auch überrascht und schmerzlich berührt,« erwiderte der Jockey, nachdem er heftig geschluckt. »Was hat der Jäger Klaus überhaupt hier bei uns in Nacht und Nebel zu schaffen? Und was hat – – das gnädige Fräulein mit ihm im Geheimen zu verkehren?«

»Das gnädige Fräulein?« rief ungläubig lachend der Gärtner. »Höre, armer Bursche, du siehst das gnädige Fräulein überall. – Das gnädige Fräulein – ah bah! Wo hast du denn deine Augen gehabt?«

Er zuckte aufs Auffallendste mit seinen Achseln und stieg alsdann gemüthlich vom Kübel herab.

Durch diesen Widerspruch augenscheinlich gereizt, versetzte Friedrich in sehr bestimmtem Tone: »Meine Augen hatte ich bei mir, und die sehen sehr gut; auch mögt Ihr die Achseln zucken, wie Ihr wollt, und ein ungläubiges Maul ziehen, so ist doch wahr, was ich sage. Das gnädige Fräulein war es, die aus dem Hause kam, gerade so, als habe sie mit Klaus die Zeit abgeredet gehabt. Und dann sprachen die Beiden mit einander wohl zehn Minuten lang.«

Andreas schüttelte mit dem Kopfe, dann sagte er im Tone des Unglaubens, wobei er aber aus den Augenwinkeln einen lauern den Blick auf Friedrich warf: »Was soll das gnädige Fräulein mit dem alten Jäger Klaus zu schaffen haben? Narrenspossen!«

»Das will – das würde ich Euch sagen,« verbesserte sich plötzlich der Jockey, »wenn ich es nämlich wüßte.«

Bei diesen Worten betrachtete er aufmerksam das Blatt der Sparmannia, welches er zwischen die Finger genommen hatte.

Der Gärtner steckte die Hände in die Seitentaschen seiner Jacke und entgegnete: »Nun ja, angenommen, du hättest richtig gesehen – es wäre wirklich das gnädige Fräulein gewesen, welches mit dem alten Jäger sprach, was wird die ganze Geschichte sein? – Er ging von dem Gute nach der Stadt und nahm einen Auftrag von der Frau Mutter des gnädigen Fräuleins mit.«

Friedrich schüttelte pffiffig lächelnd den Kopf und erwiderte nach einer kleinen Pause: »So ist es nicht; es muß etwas ganz Anderes gewesen sein.«

»Das hat dir François gesagt?« fragte rasch der Gärtner, worauf der Andere sich scheu umsah und dann hastig mit dem Kopfe nickte.

»Ei, ei! – hm, hm!« machte Andreas, während er die Arme über einander schlug und zu Boden blickte. »Das ist eine verwickelte Sache, die überlegt sein will. Wenn du wirklich Zutrauen zu mir hast – und ich rathe dir als Freund, welches zu haben – so wollen wir heute Abend nach dem Diner der Herrschaft darüber weiter sprechen.

– Jetzt ist nimmer Zeit dazu,« fuhr er eilig fort, indem er aufhorchte. »Hörst du, dort kommen die Pferde.«

In der That vernahm man in diesem Augenblick noch von der Straße draußen den leichten Galoppschlag anspengender Pferde. Der Gärtner Andreas verlor sich im Hintergrunde des Gewächshauses, und Friedrich, der Jockey, verschwand durch die Eingangsthür auf der linken Seite, die ins Freie führte.

Kurze Zeit darauf erschien der Baron Breda an der Seite Eugeniens am Eingangsthore des eleganten Hauses. Beide kamen von einem Spazierritte zurück, und als die Pferde auf dem weichen Sandboden nur im Schritte gehend daher kamen, bog sich der Baron im Sattel gewandt zu der schönen Reiterin hinüber und ordnete etwas an den Zügeln ihres Pferdes, die sich verwirrt hatten, worauf er ihr dieselben mit einem freundlichen Blicke in die Hand gab. Der große Lord strebte so stark nach dem Stalle, daß ihm der kleine Braune, den Eugenie ritt, im Schritt nicht folgen konnte, weshalb sie ihn lachend mit der Reitpeitsche berührte, worauf er mit einer eleganten Lancade zu gleicher Zeit an der Thür des Glashauses hielt. Und das gewährte bei dem festen Sitze des schönen Mädchens einen reizenden Anblick.

Baron Breda schwang sich leicht aus dem Sattel und hob alsdann auch Eugenie von ihrem Pferde herab. Friedrich ergriff die Zügel der beiden Thiere und führte sie mit einem beinahe finsternen Seitenblicke auf die junge Dame nach dem Stalle.

Der Gärtner Andreas aber hatte sich an der Eingangsthür zum Glashause eingefunden und öffnete dieselbe, um die Beiden einzulassen.

Eugenie ging voraus, und als sie so leicht und graziös zwischen den grünen Pflanzen dahin wandelte, konnte man wohl kaum eine reizendere Erscheinung sehen. Das schwarze, knapp anliegende Reitkleid zeigte die schlanken und doch so vollen Formen ihres Körpers. Und wie sie die Schleppe desselben so natürlich und hübsch mit der linken Hand trug! Dabei schien sie durchaus nicht von dem Ritte ermüdet zu sein; denn – sie blieb bald hier, bald da stehen, strich leicht mit den Fingern über das Blatt einer fremden Pflanze oder beugte sich nieder auf den noch offenen Kelch irgend einer Blume.

»Du mußt aber gestehen, Onkel George,« sagte sie alsdann, indem sie stehen blieb und sich gegen den Baron umwandte, »daß ich deinem Reitunterrichte keine Schande mache. Auch fatiguirt es mich von Tag zu Tag weniger, ein paar Stunden zu Pferde zu sein, nur fühle ich mich echauffirt, ach, recht echauffirt! Und da thut die kühle Temperatur hier in dem Gewächshause so außerordentlich wohl.«

»Ja, wir sind ein wenig scharf geritten,« entgegnete der Baron, indem er mit inniger Freundlichkeit auf das zart geröthete Gesicht des jungen Mädchens blickte, dessen Augen förmlich leuchteten. »Aber geh in deine Zimmer, Kind,« fuhr er besorgt fort, als er sah, daß Eugenie keine Miene machte, das Glashaus zu verlassen. – »Nein, nein,« setzte er eifrig hinzu, indem er bemerkte, daß sie ihren

Hut abnehmen wollte, »das darfst du jetzt nicht thun; dazu ist es doch zu kühl hier, du wirst dich jedenfalls erkälten.«

Dabei hatte sie aber schon mit großer Behendigkeit den kleinen, grauen Filzhut herabgenommen und bewegte ihn schelmisch lächelnd gegen ihren kopfschüttelnden Begleiter, dem es jedoch nicht gelingen wollte, eine ernste Miene anzunehmen, wie einen Fächer vor dem Gesichte auf und ab, so daß Schneeflocken und Wassertropfen, die sich am Rande angesammelt hatten, auf ihr dickes schwarzes Haar flogen, sich dort einen Moment wie glänzende Punkte anhängten und den schönen Kopf des jungen Mädchens wie eine frisch blühende, dunkelglühende, mit Thaupern besäete Rosenknospe erscheinen ließen.

Der Baron schaute eine Sekunde nachsinnend in die kindlich lächelnden Augen des Mädchens, dann fuhr er mit der Hand leicht über ihr feuchtes Haar und sagte, indem er eine ernste Miene anzunehmen suchte: »Du bist ein schrecklicher Wildfang, Eugenie, und man muß sich obendrein in Acht nehmen, dir etwas zu verbieten; denn statt daß du einem guten Rathe Folge leistest, begehst du noch etwas Anderes dazu. Ich warne dich vor Erkältung, und du spritzest dir Wasser und Schnee auf die erhitzte Stirn. Ja, ja, wer kann dich bändigen! Die Tante ist zu nachsichtig und ich – sehe leider den dritten Theil deiner kleinen Unarten nicht.«

Eugenie hatte bei diesen Worten aufmerksam mit den großen Augen das Gesicht ihres Onkels betrachtet, und

wenn sie etwas auf demselben entdeckt hätte, was wie Verdruß oder Kummer ausgesehen, so würde sie das gewiß tief betrübt haben; da sie aber bemerkte, daß die Strafpredigt durchaus nicht ernstlich gemeint war, so machte sie einen tiefen schelmischen Knix und sprang davon, indem sie zurückrief: »O, Onkel George, ich muß machen, daß ich dir aus den Augen komme; denn sonst zankst du in Einem fort mit mir, und das über lauter Sachen, die ich von dir und bei dir gelernt.«

Dahin flog sie die paar Stufen hinan zum Eßzimmer und hätte fast den Gärtner Andreas umgeworfen, der wieder hinter den dichten Zweigen der Sparmannia zu thun hatte, und verschwand darauf hinter der Flügelthür.

Der Baron schritt ihr kopfschüttelnd nach, und als er sie so durch die Gesträuche dahin schlüpfen sah, war ihm das junge Mädchen obgleich sie erst vor Kurzem in sein Haus gekommen, doch gerade hier in demselben durchaus keine fremdartige Erscheinung; es war ihm, als sei sie von Anfang an da gewesen, und als gehöre sie so zum Ganzen, daß dieses nicht ohne sie bestehen könnte. Freilich lächelte er selbst über seine Phantasieen, wenn er dachte: Wozu wäre das Glashaus nöthig, wenn Eugenie nicht hier Morgens spazieren ginge, dort auf jener Bank ihre Bücher lesen würde und dem Gärtner Andreas oft halbe Stunden lang Gelegenheit gäbe, seine Kenntnisse und seine Gelehrsamkeit zu zeigen, indem sie ihn über

die Namen aller erdenklichen Pflanzen und Blumen examinirte, diese aber oft besser wußte, als er? – Wozu hätte ich meine Reitpferde, als daß ich mit Eugenien spazieren ritte? wozu meine Loge im Theater, als daß sich das junge, schöne Mädchen dort in die Ecke schmiegt? leider für viele müßige junge Herren ein Schauspiel im Schauspiel.

So dachte Baron Breda, als er langsam durch den Wintergarten und den Eßsalon nach seinem Zimmer schritt. Gewissermaßen aber hatte er ein Recht, so zu denken; denn erst seit das junge lebhaftes Mädchen im Hause war, wurden die ebengenannten Gegenstände in ihrem vollen Umfange gewürdigt und benutzt. War doch früher die Breda'sche Loge im Opernhaufe in ihrer Leere zu einem Sprichworte geworden; schienen doch der Wintergarten und die weitläufigen Gewächshäuser nur eben dazu eingerichtet zu sein, daß Andreas etwas zu thun habe; wurde doch der reizende Eßsalon nur höchst selten bei kleinen Dinern, welche der Hausherr seinen Freunden zur Winterzeit gab, benutzt; und wenn auch der Baron, ehe Eugenie im Hause war, viel zu Pferde auswärts war, so vermehrte dies doch noch beträchtlich die Leere und Stille des Hauses; denn wenn er alsdann zurückkam, so stieg er drüben bei den Ställen ab und bemühte sich alsdann, so leise wie möglich die Treppen hinauf nach seinen Zimmern oder denen seiner Frau zu gehen. Ja, es war, als hätten sich früher Herrschaft und Dienerschaft gescheut, in dem Hause das geringste Geräusch zu machen; letztere sprach nur flüsternd zusammen, und die erstere gab

auch höchst selten einen lauten Ton von sich. Nicht einmal beim Diner wurde von Herrn und Frau von Breda viel gesprochen, was eigentlich begreiflich ist, denn ein Diner zu Zwei ist nur in Ausnahmefällen amusant und wird gewöhnlich von der Langenweile selbst bedient. Früher, als der kleine Jockey noch zuweilen lustig gelaunt war, hatte er einmal dem Gärtner und der Nanette versichert, jedesmal, wenn er ins Eßzimmer trete, kneife er sich draußen in seine langen Ohren, damit es ihm nicht einmal passire, daß er beim Serviren irgend eines Gerichtes einschlafe und umfallend seinen eigenen Kopf auf der Schüssel präsentire.

Bei alle dem aber kann man nicht sagen, daß Frau von Breda, in deren Wesen man wohl die Stille und Einförmigkeit des Hauses suchen darf, dabei eine langweilige, verdrießliche oder gar unbedeutende Frau gewesen wäre. Im Gegentheil, bei einem regen, bildsamen Geiste hatte sie eine vortreffliche Erziehung genossen, redete und schrieb verschiedene Sprachen mit großer Fertigkeit und beschäftigte sich außerordentlich viel, vielleicht etwas zu viel, mit Kunst und Literatur; sie las fast den ganzen Tag, ohne daß sie es liebte, sich über das Gelesene auszusprechen, woher es auch wohl kam, daß sie sich gern in sich selbst zurückzog, ein Bedürfniß nach Ruhe und Stille hatte, in welcher sie von dem aufmerksamen Gatten nicht gestört wurde, und so eine Atmosphäre, die zuweilen fast an Langweiligkeit grenzte, über das ganze Haus verbreitete.

Schon in einem früheren Kapitel haben wir mit wenigen Worten der Verheirathung des Barons von Breda mit seiner Frau gedacht; letztere mußte es als ältere Schwester mit Kummer und Besorgniß erleben, daß ihre jüngere Schwester, die Mutter Eugeniens, ein Leben führte, das mit der Zeit nur ein schlimmes Ende zur Folge haben konnte. Obgleich Beide ein großes Vermögen besaßen, so hatte doch die Baronin Henriette mit dem ihrigen auf die tollste Art gewirthschaftet, worin sie von ihrem alten schwachen Manne, wenn nicht unterstützt, doch auch nicht gehindert wurde, indem der Baron nur Sinn für seine verschiedenen Sammlungen hatte, mit denen er sich aufs eifrigste und als Kenner beschäftigte, während er sich bei dieser Beschäftigung für den Gang des Hauswesens weder interessirte, noch darum bekümmerte. Bitten und Ermahnungen der älteren Schwester waren gänzlich fruchtlos geblieben, und obgleich diese wohl einsah, daß sie ein Leben wie das ihrer Schwester selbst mit den größten Aufopferungen ihrerseits, nicht zu erhalten vermöge, so ließ sie sich doch bewegen, immer und immer wieder, selbst mit großen Summen, auszuhelfen, was am Ende auch ihren Ruin hätte mit herbeiführen müssen. Da hatte sie sich ein Herz genommen, um ihren jetzigen Mann, den Baron Breda, der als äußerst zuverlässig in Geschäftssachen bekannt, sowie um seines festen Charakters willen mit Recht berühmt war, um Rath zu fragen. Der wilde George, welchen Namen ihm seine Kameraden vom Regiment gegeben, verdiente diese Benennung nur, wenn er im Sattel saß; denn da war ihm

kein Wagestück zu groß, kein Unternehmen zu tollkühn, das er nicht mit ausgeführt hätte, wenn es ihm von Anderen proponirt wurde oder wenn er selbst in seinen vielen Freistunden darauf verfiel.

Die Baronin kannte den Offizier schon von ihrem elterlichen Hause her, wo ihn ihr Vater gern gesehen und protegirt hatte. Auch hatte George beständig eine gewisse Zuneigung – man konnte sie eine brüderliche nennen – für die beiden Schwestern bewahrt; ja, er allein hatte das Recht, der Baronin Henriette von Braachen zuweilen ihre Thorheiten vorhalten und seine Ermahnungen mit der Frage schließen zu dürfen, wohin das verschwenderische und ausschweifende Leben denn eigentlich führen solle? Wenn sie auch ihrem Prediger in der Wüste, wie sie ihn nannte, Anfangs lachend zuhörte und seine Angriffe geistreich und gewandt parirte, so war er doch im Stande, sie ernst zu stimmen, ja, ihr Thränen zu entlocken, sie auch vielleicht zu guten Vorsätzen zu ermuntern, die aber leider in der nächsten Stunde darauf schon alle wieder vergessen waren. – »Ja, es ist ein Unglück,« pflegte sie dann, wohl zu sagen, »daß guter Rath oft zu spät kommt und daß man Geschehenes nicht ungeschehen machen kann. Sie hätte ich heirathen sollen, lieber George, dann wäre wahrscheinlich Alles, Alles anders gekommen.«

»Das wäre vielleicht möglich,« hatte er dann trocken zur Antwort gegeben; »entweder hätte sich Ihr Leben anders gestaltet, oder wir wären Beide unglücklich geworden.«

»Das Letztere erscheint mir glaubwürdiger,« erwiderte sie dann mit einer unbegreiflichen Offenherzigkeit, und wenn sie darauf in tiefes Nachsinnen versunken war, so hatte er seinen Hut genommen und sich empfohlen.

Auch die ältere Schwester, deren ruhigen und ernsten Charakter Herr von Breda wohl erkannt, sah er häufig bei Besuchen, die er ihr machte, oder in Gesellschaften und auf Bällen, die sie mit einer alten Tante besuchte. Bei solchen Veranlassungen war er immer freundlich, theilnehmend, ja, auch aufopfernd für sie gewesen; er liebte es, sich in Gesellschaften mit dem, wenn auch ältern, aber geistreichen Mädchen stundenlang zu unterhalten, und auf Bällen war er hergebrachtermaßen für gewisse Touren lange Zeit ihr Tänzer gewesen. Schon viele und mitunter dem Aeußeren nach auch vortheilhafte Parteen hatten sich für die reiche Dame gefunden; doch mußten ihr diese nicht annehmbar erschienen sein, da keine zu Stande gekommen war.

Auch bei diesen delikatzen Angelegenheiten fragte sie George häufig um seinen Rath, den er ihr auch in seiner kurzen und treffenden Weise bereitwillig gab, – eine offene Unbefangenheit, die uns zu der Annahme berechtigt, daß damals weder die Baronin, noch Herr George von Breda auch nur im Entferntesten an eine Verbindung zwischen ihnen selbst gedacht.

Da geschah es, was wir schon oben angedeutet, daß sie ihm eines Tages die Lage ihrer Schwester genau aus einander setzte und nicht unterließ, ihm dabei zu sagen, wie sie voraussichtlich wohl in den Fall kommen könne,

ihre eigene Existenz wenn auch nicht zu opfern, doch sehr zu schmälern um ihrer Schwester zu helfen.

George von Breda hatte ihr darauf alles wiederholt, was er ihr selbst sowohl als ihrer Schwester schon häufig gesagt, und hatte es schließlich für rathsam gefunden, einen Geschäftsmann aufzusuchen, dem sie die Verwaltung ihres Vermögens unter gewissen Bedingungen übertrüge, wobei sie sich freilich verbindlich machen müsse, in Betreff ihrer Schwester nichts gegen den Rath dieses Sachwalters zu unternehmen, der mit den Eigenschaften, die er eigentlich haben müsse, wohl sehr schwer zu finden sein dürfte.

Diese Unterredung hatte ein paar Stunden gedauert, und als der Baron darauf das Haus verlassen und sein Pferd bestiegen, war er im langsamsten Schritte durch die Straßen der Stadt bis in seine Wohnung geritten – ein Ereigniß, welches bei den ihm begegnenden Kameraden, die er obendrein aufs flüchtigste grüßte, gewaltiges Kopfschütteln hervorgebracht hatte.

Dieses Kopfschütteln aber vergrößerte sich, wurde zur Verwunderung, ja, zum größten Erstaunen aller, welche den wilden George gekannt, als derselbe in den nächsten Tagen bei seinen zahlreichen Bekannten Verlobungskarten herumschickte und darauf seinen Freunden und allen ihm näher Stehenden in sehr trockenen Worten sagte, er wisse wohl, daß die Verbindung, die er einzugehen im Begriffe stehe, verschiedenartigen Deutungen unterliegen werde, er bäte aber, sich im Ausdrucke dieser Deutungen außerordentlich zu menagiren; denn wenn er

sich auch in diesem Falle vorgenommen habe, auch ferner ein zuverlässiger und treuer Kamerad zu bleiben, so sei er doch bekannt genug, daß man im anderen Falle von ihm glauben könne, er werde auch nicht das geringste unangenehme oder anzügliche Wort, welches er in dieser Angelegenheit erfahren würde, ruhig oder geduldig hinnehmen.

War es nun, daß man den wilden George fürchtete, oder stand er so hoch in der Achtung seiner Bekannten – und wir glauben das Letztere – daß man die Motive zu seiner allerdings etwas überraschenden Verbindung ehren und anerkennen zu müssen glaubte – genug, die Sache war abgemacht, und als Baron George von Breda sich kurze Zeit darauf verheirathete, war es gerade, als habe Jedermann schon lange vorher um diese Verbindung gewußt und sei vollkommen damit einverstanden.

Daß sie in jeder Hinsicht gelungen schien, glauben wir auch unsererseits berechtigt zu sein, dem geneigten Leser zu sagen. Der Baron übernahm das Vermögen seiner Frau, brachte alles, was unter der schwächeren Hand derselben nicht gehörig verwaltet worden war, in gute Ordnung, setzte sich auch ein- für allemal mit seiner Schwägerin aus einander, und das zwar auf so großmüthige Art, daß diese ihm aus Grund ihrer Seele dankte, und das Einzige, was er nun reich geworden, wenn man will, für sich that, war der Bau des reizenden Hauses vor den Thoren der Stadt, dessen Pläne er schon lange vorher mit Liebe und Umsicht angefertigt hatte. –

Nachdem Eugenie und der Baron das Glashaus verlassen hatten, und Beide in den oberen Stock hinaufgestiegen waren, herrschte hier unten wieder dieselbe Stille, wie wir sie zu Anfang dieses Kapitels erwähnt. Der kleine Jockey assistirte der Abreibung der beiden Pferde in dem Stalle, und Andreas, der sich aus dem Wintergarten nach dem großen Gewächshause zurückgezogen, saß hier auf den Stufen einer Blumenstallage, sein Vesperbrod verzehrend, und war dabei in tiefes Nachdenken versunken.

Was doch ein Mensch vor dem anderen in dieser Welt voll Ungerechtigkeiten für ein merkwürdiges Glück hat! dachte er. Da kommt das junge Mädchen, das draußen auf dem alten, halbverfallenen Landhause kaum etwas zu beißen hatte, hieher, und da ist es doch gerade, als sei eine Prinzessin eingezogen. Ja, so ein schönes Gesicht, das kann doch Alles durchsetzen, daß wir alle sammt und sonders hierhin und dorthin springen müssen, wenn die nur mit den Augen zwinkert, ist leider Gottes begreiflich; denn ein Diener ist nun einmal ein Diener und muß sich nach den Launen seiner Herrschaft fügen; daß aber diese Herrschaft, d. h. die gnädige Frau, murmelte er ingrimmig, während er sein Messer bis ans Heft in das Brod stieß, alles thut, was man der Anderen nur an den Augen absehen kann, das ist doch unbegreiflich und noch gar nie dagewesen. Hat denn die keine Augen im Kopf, um zu sehen, wie er mit dem Kinde – so nennt er sie freilich – umgeht? Eugenie hier und Eugenie da! – Eugenie, du wirst dich erkälten, da fühle nur, deine Stirn ist ganz heiß – hahaha! ja prosit die Mahlzeit – erkälten! Nun, das wird

mit der Zeit eine gefährliche Erkältung geben, dafür ist mir gar nicht bange. – Aber weil sie alles Recht im Hause hat, fuhr er giftiger fort, deßhalb nimmt sie sich auch heraus und bekümmert sich um meine Angelegenheiten. Daß sie was von der Gärtnerei versteht, daran ist leider Gottes ihr verrückter Papa draußen schuld. Aber wer ihr das Recht gibt, in meine Pflanzenkästen und in mein Inventar zu schauen, das möcht' ich wissen. Der Baron gibt doch auch auf die Sachen hier Achtung, das muß man ihm lassen, aber was geht's die da an, wenn ich manchmal irre? Es kann schon Fälle geben, wo Zwei und Zwei Sechs ist; was versteht so Eine davon! – Na! passe du mir nur auf, ich will dir Gleiches mit Gleichem vergelten, und Zinsen sollst du obendrein kriegen.

Damit war Brod und Selbstgespräch zu Ende, und Andreas hätte wahrscheinlich wieder den lieben Augustin vorgenommen, wenn er sich nicht selbst in den Zorn hinein gedacht hätte, was auch daran zu erkennen war, daß er ein prachtvolles Geranium, das er im Aufstehen von der Stelage herabgeworfen, so mit dem Fuße von sich stieß, statt es aufzuheben, daß der Blumenscherben in unzählige Stücke zerbrach, die weit umher flogen.

Dabei war es für ihn unangenehm, daß das junge Mädchen, dessen er soeben in seinen Betrachtungen so lieblich gedacht, zufälligerweise in diesem Augenblicke in das Gewächshaus trat. Bei jeder anderen ähnlichen Veranlassung würde sie sich wahrscheinlich achselzuckend entfernt haben, aber dieser so muthwillig zerbrochene Blumentopf, die umherliegenden Scherben brachten mit

einem Male eine so trübe Erinnerung in ihr hervor, daß sich ihr Gesicht mit glühender Röthe übergießt, die gleich darauf einer tiefen Blässe Platz machte; ja, sie zuckte ordentlich zusammen und konnte sich nicht enthalten, auszurufen: »Ah, Andreas, das ist nicht schön von Ihnen! Warum zerbrechen Sie so muthwillig den Blumenstock? Das thut mir weh; ich kann das nicht sehen.«

Der Gärtner blickte in die Höhe, ohne gerade ein bedeutendes Erschrecken auf seinem Gesichte sehen zu lassen; vielmehr warf er spöttisch den Mund auf, war aber doch klug genug, seine Worte mit dieser Geberde nicht in Einklang zu bringen, sondern sagte: »Ja, das ist so ein Unglück, wie es Einem wohl passiren kann. Habe ich doch den Topf nur etwas bei Seite setzen wollen, und da ist er mir zu meinen Füßen zerbrochen. Nun, der Blume hat es nichts geschadet, die wollen wir gleich wieder einsetzen.«

Eugenie zog sich zurück, ohne ein Wort weiter zu verlieren, und Andreas, der das Geranium aufgehoben hatte und so that, als betrachte er aufmerksam die Schäden, die dasselbe allenfalls genommen haben könnte, blickte über die Blätter weg dem jungen Mädchen nach, indem er vor sich hinhinmurmelte:

»Gelt, hättest am Ende gern nach einem Stocke gesehen, kannst nicht leiden, wenn man Scherben zerbricht. Das mag wohl sein, mein Schatz, aber wir hier sind kein François, und was du zu Hause gethan, wirst du hier, hoffe ich, unterlassen.«

Hätte Eugenie nur eine Ahnung von den Gedanken des Gärtners gehabt, daß er sie hasse, er, gegen den sie, wie gegen Alle im Hause, freundlich und höflich war, ja, hätte sie nur den hundertsten Theil erfahren von den giftigen Reden, die im Bedientenzimmer, in Küche, Stall und Gewächshaus über sie zu Tage kamen, wer weiß, ob sie nicht im selben Augenblicke heimgekehrt wäre in das verfallene Landhaus ihrer Eltern, wo freilich kein Glanz und keine Pracht sie umgab, wo sie aber allen, die dort lebten, wie ein fleckenloses himmlisches Bild erschien, wo sie friedlich abgeschieden von der Welt gelebt, umgeben von tiefer Ruhe und dem heiligen Frieden der großen Wälder.

Zuweilen zuckte wohl etwas Aehnliches durch ihr Herz, und dann konnte sie lange, lange droben am Fenster stehen und hinüber schauen nach der breiten Landstraße, die dort über den Hügel weg lief und dann zu dem Thale hinabsank, wo links der Waldweg mündete, der zu den Ihrigen führte. Den verfolgte sie alsdann in Gedanken und kam an das zertrümmerte Thor, unter welchem der breite Weg anfang, wo die alten Steinfiguren waren. Wie eilte sie dahin mit geflügelten Schritten! Wie schlug ihr Herz höher, als sie nun das alte Landhaus wieder erblickte, als sie in die Arme ihrer Mutter sank und sanft schluchzend sagte: Da bin ich wieder! Sie wußte wahrhaftig nicht, woher ihr oft diese eigenthümlichen Gedanken kamen. Aber nachdem sie gesehen, daß sich Alles im Hause noch an seiner alten Stelle befand, als sie auch den Vater umarmt und begrüßt, der sie herzlich

willkommen hieß, obgleich er seine Augen nur flüchtig von dem kleinen römischen Krüge erhob, den ein Bauer beim Graben der neuen Straße gefunden, – als das alles von ihr geschehen war, da eilte sie um das Haus herum in den Wald hinein, bis zur Wohnung des Jägers Klaus, und wenn sie in ihren Gedanken dort angekommen war und von der Höhe, wo damals das Pferd mit dem Reiter verschwunden, hinabblickte, dann fuhr sie lächelnd mit der Hand über die Augen, und ihre Träume flatterten aus einander. War es doch kalt und winterlich draußen, lag doch der Schnee auf der Bank vor der Hütte, wo sie so gern gesessen; war doch der Wald entlaubt, so daß man weit, weit hinein schauen konnte, und ob man gleich auf eine der Hauptstraßen sah, erblickte man doch Niemand, Niemand!

Ja, so träumte das junge Mädchen zuweilen und hatte eine fast unbezwingbare Sehnsucht nach ihrer Freiheit, nach ihrem Walde, jetzt, wo es dort kalt und kahl war, wo sich die nackten Aeste fröstelnd vor dem strengen Winter beugten; wo der Boden naß und schlüpfrig war, wo Schneeflocken und Regentropfen durch die Luft sausten. Was sollte das geben, wenn nun der Frühling wieder kam, wenn Bäume und Sträucher anfangen, sich mit dem unaussprechlich schönen Flaum zu beziehen, der anfänglich grau erscheint, dann ins Violette übergeht und endlich nach einem warmen, duftenden Regen einen grünen Schimmer annimmt! Ach, daran mochte sie nicht denken, – und wenn sie doch daran dachte, so preßte sie ihre Hand seufzend auf das Herz. – –

Tante Breda saß bereits im Eßsalon, als Eugenie eintrat; sie hatte sich neben dem Kamin niedergelassen und nickte dem jungen Mädchen freundlich zu, ohne den düsteren Blick zu bemerken, der aus den Augen Eugeniens schoß und den diese vergeblich in einen heiteren umzuwandeln versuchte.

»Ihr seid heute nicht lange ausgeblieben,« sagte die Baronin gutmüthig. »Nun, ich kann es mir denken: Schnee und Regen haben euch heimgetrieben; ich könnte das nicht ertragen; aber für dich, mein Kind, ist es sehr gesund. Du, von jeher an die frische Luft gewöhnt, immer draußen unter den freien Bäumen des Waldes, du müßtest dir ja in den umschlossenen Räumen des Wintergartens wie ein gefangenes Vögelein vorkommen. – Ja, ja,« fuhr sie nach einer Pause fort, während sie sich in ihren Sessel zurücklehnte und den Kopf in die Hand stützte, »so sind die Charaktere verschieden. Ich kann dich versichern, meine gute Eugenie, daß mir oft eben dieser umschlossene Wintergarten wie die weite, weite Welt vorkommt, daß mich seine Räume fast erschrecken und daß ich gern wieder zurückkehre in meine Zimmer.«

»Das ist wahr, liebe Tante,« erwiderte das Mädchen, »Sie sind gern allein bei sich, so gern, daß ich es oft nicht begreife. Sie hatten Recht, wenn Sie vorhin sagten, daß ich das Freie, Uneingeschränkte liebe; war ich doch schon von Kindheit an Ihr kleiner Wildfang, wie Sie mich so gern nannten.«

Sie hatte sich dem Stuhle der Baronin genähert, ihre Hand auf die Lehne gelegt, und als sie sah, daß die Tante

aufwärts blickte, beugte sie sich so tief herab, bis sie mit ihren Lippen die Stirn der älteren Dame berührte.

»Ja, ja,« sprach diese, indem sie mit den Fingern leicht über das dichte Haar Eugeniens fuhr, »du warst von jeher mein lieber Wildfang und bist es auch geblieben, und ich habe dich so recht, recht lieb, dich mit deinem klaren, guten Gemüthe. Dein Herz muß in der Freiheit unter grünen Bäumen und Blüthen schlagen. Ist es doch selbst eine Knospe, die gewiß Herrliches verbirgt und die sich hoffentlich in all' ihrer Pracht unter sanften, angenehmen Schlägen entfalten wird.

Frau von Breda hatte dies so leise gesprochen, daß Eugenie es kaum verstand; doch bemerkte sie wohl an dem innigen Blick, den die Baronin auf ihrem Gesichte ruhen ließ, wie gut sie es mit ihr meine.

»Da setze dich zu mir her, du kleines Kind!« sagte Tante Breda, wobei sie auf ein Tabouret zeigte, das neben ihrem Fauteuil stand. »Gleich werden wir unser Diner bekommen, und ich kann mir denken, daß du eben sowohl müde wie hungrig bist. Auf euren Ritten wird dich Onkel George nicht schonen; ich kann mir das wohl denken, denn ich kenne ihn. Aber er läßt sich schon ein Wort von dir gefallen, und du mußt dich ja nicht geniren, ihm Halt! zuzurufen, wenn er es gar zu eilig hat.«

»O, ich komme schon nach, liebe Tante,« versetzte Eugenie lächelnd; »er hat mir ja ein gutes, sicheres Pferd gegeben; auch reitet Ihr Wildfang gern etwas rasch dahin, und diese Spazierritte machen mir in der That viel

Vergnügen, namentlich da ich doch wohl gewiß sein darf, daß es Ihnen angenehm ist.«

»Hast du daran gezweifelt?« fragte Frau von Breda und ließ ihr offenes, ehrliches Auge auf dem Gesichte des jungen Mädchens ruhen.

»Ja, ich habe mir wohl schon gedacht, dies und die andere viele Unruhe, die ich, aber gewiß, ohne es zu wollen, im Hause hervorbringe, könnte Ihnen doch zuweilen lästig werden. Ja, meine gute, gute Tante,« setzte sie schmeichelnd hinzu, »oft habe ich schon gewünscht, mein Charakter wäre so still, so ruhig, so lebenswürdig wie der Ihrige. Das müßte auch Ihnen angenehmer sein, nicht wahr, Tante Breda? Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich bin noch so jung, um mich ändern zu können, und will mir alle Mühe geben, dies zu thun. Gewiß, Ihnen zu lieb, meine gute Tante.«

»Daran thätest du sehr unrecht,« entgegnete die Baronin, »gewiß, sehr unrecht, und erzeigtest mir keinen Gefallen damit. Glaube mir, liebe Eugenie, ich habe mich lange nach meinem lieben Wildfang gesehnt und deine Mutter beneidet, daß sie ein so lebensfrisches Herz, wie das deinige, um sich hat, so ehrlich leuchtende Augen. Und doch braucht sie dich nicht so nothwendig, da sie immer noch mit tausend Fäden an der äußern Welt festhängt, da sie selbst lebhaft und unruhig ist und vielleicht viel eher ein sanftes und stilles Gemüth zu schätzen wüßte. Mir bist du aber mit deinem duftigen, heiteren Wesen eine Vermittlerin mit der äußern Welt, von der ich mich ja gänzlich zurückgezogen habe. Wenn du zu mir

eintrittst und mir von der lärmenden Stadt erzählst, von der schneebedeckten Landstraße oder von irgend einer neuen Oper, die ich doch nie erfasse, wenn ich auch zuweilen gezwungen bin, sie mit anzuhören, so ist es mir gerade; als kehrten meine eigenen Gedanken, die in Feld und Wald, in der Stadt und in der Gesellschaft zerstreut waren, erst wieder zu mir zurück. Gewiß, Eugenie, ein Gemüth, wie das deinige hat unserem Hause gefehlt, hat mir gefehlt und Onkel George, und wenn du jetzt auf einmal nicht mehr da wärest, so würde mir die Stille und Ruhe unseres Hauses, die ich sonst so gern hatte, recht drückend erscheinen.«

Das Mädchen hatte ihre Hände über einander gelegt und blickte nachdenkend in die spielenden Flammen des Kamins.

»Wenn ich lange gelesen,« fuhr die Tante fort, – »und ich lese gern, wie du weißt,« setzte sie lächelnd hinzu; – »so ist es mir, wenn ich deine Stimme höre, oft zu Muth wie dem Reisenden in meinen Büchern, der aus dem Sande der Wüste hinweg plötzlich in eine grüne, frische Oase kommt; da lausche ich gern, wenn du sprichst oder lachst oder singst, und kann mir oft dabei ein ganzes und gewöhnlich sehr glückliches Leben träumen, das ich mit allen seinen Abstufungen durchmache, und wobei ein gutes, liebes Geschöpf, wie du bist, die Hauptrolle spielt.«

Sie hatte bei diesen Worten ihre Rechte ausgestreckt und drückte innig die Hand Eugeniens, welche ihr diese mit einer leidenschaftlichen Bewegung entgegenstreckte.

In diesem Augenblicke trat Onkel George in das Zimmer, er hatte eine sorgfältige Toilette gemacht, und statt im Reitanzuge erschien er jetzt mit einem schwarzen Fracke bekleidet.

»Ei,« sagte er, freundlich lachend, »da sitzt ihr noch am Kamin und plaudert vor dem unberührten Tische, während ich denke, euer Diner sei schon vorüber. Haben wir denn noch so früh?« Er zog seine Uhr hervor. »Richtig, erst Fünf, und doch bei dem bedeckten Himmel hier kaum dämmerig. Ich habe droben schon Lichter gebraucht. Ja, das macht mein Glashaus; ich kann dir nicht sagen, Julie, wie stolz ich auf diese Erfindung bin.«

Bei diesen Worten hatte er einen Stuhl vor den Kamin gerollt und sich zwischen seine Frau und Eugenie gesetzt.

»Das ist doch hier ein trauliches Plätzchen,« fuhr er nach einer kleinen Pause fort, »so recht zum Plaudern geschaffen. Es thut mir wirklich leid, daß ich nicht bei euch bleiben kann; heute gerade, wo es draußen tobt und stürmt, fühlt man sich so behaglich bei der knisternden Flamme. Fast jeden Tag diese Einladungen!«

»Aber, Onkel George,« sagte das Mädchen, »du hast doch in der letzten Zeit nicht viele Einladungen gehabt.«

»Ich?« fragte er mit einem Tone der Verwunderung. »O, da sieh nur droben auf meinem Schreibtische nach, da liegt es ganz voll davon.«

»Aber du bist in der letzten Zeit gar nicht aus gewesen. Was machst du denn mit den vielen Einladungen?«

»Ja, man kann nicht überall hingehen; ich refusire eben, was zu refusiren ist, und hätte es gerne heute Abend auch so gemacht.«

»Aber es war gut,« bemerkte die Baronin, »daß du dem armen Grafen Helfenberg nicht abgeschrieben hast. Ich weiß, er hat dich gern und bat dich schon mehrere Male.«

»Ja, er hat mich gern,« entgegnete Onkel George fast unmuthig, »und ich mag ihn auch gut leiden; aber du kannst dir denken, Julie, daß es mir gerade nicht angenehm ist, ihn in größerer Gesellschaft zu sehen. So am Tage *tête à tête* bin ich gern bei ihm und verplaudere dort auch manche Stunde. Wenn ich aber sehen muß, wie er sich anstrengt, den angenehmen Wirth zu machen – und es geht doch gar nicht mehr, – das thut mir in der Seele weh.«

»Du solltest ihn bitten, häufiger herzukommen,« versetzte gutmüthig die Baronin; »dein vielgerühmter Wintergarten müßte eine wahre Erholung für ihn sein.«

»Ich habe ihm das schon oft angeboten,« erwiderte der Hausherr, »wie du dir das wohl denken kannst; aber er mag nicht. Du weißt überhaupt, wie sorgfältig er sich von den Damen, die er früher gekannt, zurückzieht.«

»Ja, ja, ich weiß es,« sagte die Baronin, und setzte mit einem leichten Seufzer hinzu: »Der arme Graf!«

Eugenie hatte diesem Gespräche, das für sie ohne Interesse war, nur mit halbem Ohre zugelauscht. Sie blickte

auf die brennenden Holzblöcke und sah da allerlei seltsame Gestalten, denen ihre Phantasie Formen verlieh. Während sie aber so sinnend schaute, verfinsterte sich unwillkürlich ihr Auge, und man sah, daß etwas Trauriges ihr Herz bewege. Was es war, wußte sie selbst nicht, doch hing es wieder mit ihren Träumereien zusammen, die sie bewegten, wenn sie auf die Landstraße hinausblickte; es war ordentlich ein feuriger Wald, den die aufknisternden Funken bildeten, und mitten in demselben lag etwas wie eine kleine Hütte, das anfänglich im Widerscheine des Feuers so schön erglänzte, dann aber auch von dem gefräßigen Elemente verzehrt wurde.

Onkel George legte seine Hand leicht auf den Arm des Mädchens und sprach: »Warum bist du so ernst, Eugenie? Du bist nicht heiter, ist dir etwas Unangenehmes begegnet?«

Sie fuhr aus ihren Träumereien empor und lächelte, als sie erwiderte: »Mir gewiß nicht; ich blicke nur so in die Flamme und hatte da meine eigenen Gedanken.«

»Mache dir nur keine betrübten, mein Kind,« sagte der Baron, indem er leicht mit der Hand über ihr Haar strich; »die kommen früh genug und von selbst. Du blickst noch in diesem Leben aufwärts, und wer aufwärts blicken kann, in dessen Augen strahlt der Himmel wieder, und so muß er heiter sein.«

»O, daß ich meistens sehr heiter bin, Onkel George, das Zeugniß mußt du mir geben; vielleicht viel zu heiter, wie ich auch vorhin der Tante schon sagte. Ja gewiß, ich

fürchte mich oft, meine lustige Laune herauszulassen, indem ich mir denke, das müßte euch mit der Zeit etwas zu viel werden.«

»Wie kann man auch nur solche Gedanken haben!« bemerkte der Baron. »O, Kind, fange nicht an zu träumen; ich versichere dich, dein munteres, heiteres Wesen ist ordentlich wohlthuend in diesen sonst so stillen Räumen. Nicht wahr, Julie?«

»Das Gleiche habe ich ihr vorhin auch gesagt,« versetzte die Baronin, »und ihr dabei versichert, wie lieb mir ein heiteres Temperament sei, ja, ihr gesagt, daß gerade der Contrast zwischen der Stille unseres Hauses und ihrem Wesen so höchst angenehm ist. Es wäre ja zu arg, mein liebes Kind, wenn du hier herum schleichen wolltest, dich scheuen vor einem lauten Tone. Das soll nicht geschehen; nein, nein, ich bin im Gegentheil überzeugt, daß du dazu bestimmt bist, ein rechtes Leben in dieses ruhige Haus zu bringen. Onkel George wird wieder mehr zu seinen Bekannten gehen, als er in der letzten Zeit gethan; wir werden Einladungen machen, um andere Menschen zu sehen und und so mit der Welt in nähere Berührung zu kommen.«

»Aber doch nicht meinetwegen?« fragte lachend das junge Mädchen. »Ei, liebe Tante, meinetwegen sollte Onkel George auch nur im Geringsten seine bisherige Lebensweise ändern, Leute sehen, die er nicht sehen mag, oder ausgehen, wenn er gern zu Hause bleiben möchte? O, das ist nur Ihr Scherz.«

»Nein, mein Kind, es ist etwas mehr als Scherz; ich sprach neulich schon mit dem Baron darüber. Ein junges Mädchen, wie du muß in die Welt, muß Leute sehen und muß auch gesehen werden.«

»Aber das war ja früher bei mir gar nicht der Fall,« sagte Eugenie mit einem Tone der Verwunderung. »Draußen habe ich ja Niemand gesehen, und wie oft ich in die Stadt herein kam, das wissen Sie am besten, meine liebe Tante.«

»Ganz richtig,« erwiderte diese, »aber eben, daß du ein wenig in die Welt hineinschauen sollst, dies ist ja einer der Hauptgründe, weshalb meine Schwester endlich zugab, daß du zu uns kommen dürftest. – Nicht wahr, George, es ist so?«

Der Baron hatte seine Ellbogen auf die Knie gestützt und blickte vornüber gebeugt in die verglimmenden Kohlen; diese aber warfen immer noch einen Schein, stark genug, um sein Gesicht so scharf zu beleuchten, daß ein aufmerksamer Beobachter in seinen Zügen etwas hätte entdecken können, was anzeigte, daß die Worte seiner Frau nicht vollkommen nach seinem Sinne waren. Sein Blick war beinahe finster, auch nagte er an der Unterlippe und wiegte zuweilen den Oberkörper wie mißbilligend hin und her. Vielleicht waren es aber auch Gedanken anderer Art, die ihn beschäftigten; denn als sich die Baronin, wie wir so eben erwähnt, fragend an ihn wandte, blickte er wie überrascht in die Höhe, zuckte die Achseln und sagte mit einem Tone, der freundlicher war, als seine Miene vorhin vermuthen ließ: »Ja, allerdings, Eugenie,

es wird wohl die Intention deiner Mutter sein, dich nach und nach in die Welt einzuführen. Auch ich halte das – natürlich sobald es mit der gehörigen Umsicht geschieht – für ein junges Mädchen gar nicht unnothwendig.«

»Aber die Welt, Onkel George! was soll mir die Welt? Ich habe mich nie um die Welt bekümmert, noch sie um mich. Was will ich auch in der Welt? Die Gesellschaften, wo schon so viele unnöthige Zuschauer sind, noch um einen dergleichen vermehren, mich zwingen, vergnügt zu sein, wenn ich es nun einmal gerade nicht bin, oder umgekehrt ernst erscheinen, wo ich gern lachen möchte und lustig sein –!«

»Spricht das Kind nicht wie sein Buch?« meinte lachend die Baronin. »Aber aus jedem Worte höre ich meine Schwester, wenn sie sich am Morgen nach einer langweiligen Gesellschaft matt und müde wieder des vorangegangenen Abends erinnert.«

»Und doch hat deine Schwester Weltkenntniß,« sagte kopfnickend der Baron.

»Ja, ich weiß wohl,« erwiderte heiter die Frau des Hauses, »daß dieses einer der wenigen Punkte ist, wo du mit Henriette vollkommen harmonirst. Aber zu dem vollkommenen Ueberdruß alles dessen, was ihr die Vergnügungen der Gesellschaft nennt, zu dieser Harmonie seid ihr auf zwei ganz entgegengesetzten Wegen gelangt. Henriette, welche zu viel in der Welt war, und du, weil du von jeher zu wenig Geschmack daran fandest, um dir Mühe zu geben, ihre pikanten und amusanten Seiten aufzusuchen.«

»Nun, ich muß gestehen,« sagte ebenfalls lächelnd der Baron, »daß ich von dir, der in vielen Dingen so vortrefflichen Lehrmeisterin, erfahren möchte, was du zum Beispiel Pikantes an einem der gewöhnlichen Raouts findest, wo man oft in kleinen Lokalen zusammengedrängt mit dem Hut in der Hand, im Schweißse seines Angesichtes stehen muß, nur um da gewesen zu sein?«

»Allerdings,« fiel rasch die Baronin ein, »wenn der Zweck deines Besuches nur der ist, da gewesen zu sein, so hast du vollkommen Recht; aber wenn dir ein Raout eine Art gesellschaftlicher Börse ist, wo du mit deinen Bekannten Dieses oder Jenes abmachen kannst, wo du am leichtesten neue Bekanntschaften anknüpfst, wo du doch Gott sei Dank,« unterbrach sie sich, »da kommt unser kleines Diner. Wie bin ich dankbar für diese Unterbrechung! Ich will da gegen dich ein Terrain vertheidigen, das ich selbst nicht einmal genau kenne und kennen will, und für das ich deßhalb matt plaidire, wie der Advokat für den Verbrecher, von dessen Schuld er überzeugt ist.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, die ins Wohnhaus führte, und der Kammerdiener des Barons erschien mit der Suppe, welche er auf ein Nebentischchen setzte, dann die Teller der zwei Couverts auffüllte und hierauf der Baronin meldete, daß servirt sei. Ihm war ein Bedienter mit einer Carcellampe gefolgt, die derselbe auf den Eßtisch stellte und sich hierauf nach den Glasthüren des Gewächshauses wandte, um diese zu schließen und die dunkeln Portieren davor zusammen zu ziehen.

Das kleine Gemach hatte bei der Beleuchtung eher gewonnen als verloren; es erschien so elegant, warm und heimlich, daß man sich mit einem wahren Behagen zu Tische setzen konnte, was denn auch Frau von Breda und Eugenie thaten. Der Baron zog abermals seine Uhr hervor, und da er noch eine starke Viertelstunde Zeit zu haben behauptete, so rollte er einen der kleinen Sessel herbei, um, wie er sagte, theilnahmlos zu assistiren.

Der Bediente hatte sich ins Vorzimmer zurückgezogen, und der Kammerdiener schritt schweigend und mit unhörbaren Tritten von dem kleinen Buffet zum Eßtische, um Teller zu wechseln oder zu serviren, oder von dort nach der Thür des Nebenzimmers, um eine neue Speise in Empfang zu nehmen. Das ging aber alles still, gleichförmig und dadurch wohlthuend wie ein Uhrwerk vor sich.

»Ueber das Kapitel von vorhin,« nahm die Baronin nach einer längeren Pause das Wort, »muß ich nochmals einen Kampf mit dir eröffnen, aber nur dann, wenn ich einen tüchtigen Sekundanten in meiner Nähe habe, etwa den Herrn von Tondern oder den Baron Fremont, kurz, einen von denen, die mich mit gewichtigen Gründen unterstützen können.«

»Aber wozu das alles?« fragte verwundert der Baron.

»Einfach, um Eugenie und auch dir zu beweisen, daß es für ein junges Mädchen unumgänglich nothwendig ist, in die Welt zu gehen.«

»Da wirst du freilich an Tondern und Fremont die vortrefflichsten Sekundanten haben,« sagte der Hausherr,

wobei er den Mund spöttisch aufwarf. »Ja, die Beiden werden uns freilich beweisen, daß eine Soiree ein Vergnügen ist, ein Raout eine Nothwendigkeit, und ein Ball das Köstlichste, was es auf der Welt gibt.«

»Nun, was das Letztere anbelangt, lieber George, so getrau' ich mir, das am Ende ohne alle Hülfe zu beweisen. Ich bin überzeugt, darin bei Eugenien eine ganz gelehrige Schülerin zu finden.«

Der Baron zerbröckelte ein Stück Brod zwischen den Fingern und machte kleine Kugeln daraus, die er vor sich aufhäufte. Wenn er auch gerade nicht verdrießlich ausah, so können wir doch unmöglich behaupten, daß er heiter auf das Tischtuch nieder blickte.

Eugenie warf einen schnellen Blick zu ihm hinüber, und ein leichtes Erstaunen zeigte sich dann auf ihren Zügen, als sie sah, daß Onkel George die Augenbrauen zusammen zog. Sie wandte sich an die Baronin und sagte in heiterem Tone: »Darf ich mir erlauben, liebe Tante, Ihnen das erste Mal und wohl auch das letzte Mal ein klein wenig zu widersprechen? Ich glaube nicht,« setzte sie kopfschüttelnd hinzu, »daß ich in Ballangelegenheiten eine gelehrige Schülerin werde; das hat Mama schon oft gesagt, und wenn sie behauptet, es gehe mir das Talent zu dergleichen Vergnügungen ab, so glaube ich wahrhaftig, daß sie Recht hat.«

»Aber du tanzest doch recht gut,« sagte Frau v. Breda.

»Ich tanze wohl Dies oder Das,« entgegnete das Mädchen, »aber es macht mir kein Vergnügen.«

Es war ein eigenthümlicher Blick, den Onkel George in diesem Moment nach dem Mädchen hinsandte. Man hätte glauben sollen, er athme dabei tiefer auf als gewöhnlich; doch warf er gleich darauf seinen Kugelhaufen wie gleichgültig durch einander und meinte: »Ich versichere dich, Julie, das sind Geschmackssachen; man muß nie Jemanden zu einem Vergnügen zwingen wollen, denn der Zwang zerstört jedes Vergnügen.«

»Aller Anfang ist schwer,« sprach freundlich lächelnd die Baronin, »und ich kann dich dagegen versichern, daß ich in früheren Zeiten bei vielen meiner jüngeren Bekannten dieselben Ideen fand, bis sich einmal ein gewisses Interesse in die Sache mischte.«

Bei dem Worte ›Interesse‹ zuckte der Baron wie mißbilligend mit den Achseln, und Eugenie blickte ihre Tante so fragend an, daß er es für zweckmäßig hielt, statt ihrer zu antworten. Er sagte daher mit einem sehr väterlichen Tone und mit emporgezogenen Augenbrauen: »Im Grunde hat deine Tante nicht ganz Unrecht, liebe Eugenie, ein junges Mädchen muß hier und da in die Welt; es muß seine Erfahrungen machen und sehen, wie es draußen zugeht. Du kannst wohl glauben, daß auch ich gewiß daran gedacht und auch schon einige passende Häuser ausgesucht habe, wo Julie so gut sein wird, dich in den nächsten Tagen vorzustellen. Da ist die Generalin B.,« fuhr er gegen seine Frau gewandt fort, die ihn aufmerksam anblickte, »da ist Frau R., die eine Tochter fast in deinem Alter hat; da sind die beiden Fräulein C., deren Umgang zugleich angenehm und lehrreich für Eugenie sein wird,

denn sie lieben es beide, eine englische oder französische Conversation zu führen. Willst du dann nächstens einmal auf einen Ball gehen« – wandte er sich an das junge Mädchen scheinbar mit großer Unbefangenheit, doch mochte er auch ein leichtes Zwinkern in den Augenwinkeln seiner Frau bemerkt haben – »so führen wir dich in diesen Tagen zum E.'schen Gesandten oder machen dich auch sonstwo bekannt, wo es euch genehm ist.«

Es lag aber ein härterer Ton in der Stimme des Barons, als man sonst bei ihm gewohnt war, den die Baronin nicht zu hören schien, der aber in dem so tief fühlenden Herzen Eugeniens seltsam wiederklang, weshalb sie sich bemühte, so heiter lachend, als ihr möglich war, zu sagen: »Onkel George, du sprichst da von Sachen, die ganz unnöthig sind, und wenn die Tante fortfährt, mich in die Welt treiben zu wollen, so muß ich wahrhaftig glauben, ich mache ihr doch zu viel Lärm hier im Hause, und sie suche dafür eine Ableitung nach außen. – Aber nein, nein!« setzte sie rasch und liebevoll hinzu, als sie bemerkte, wie Frau von Breda ernsthaft den Kopf schüttelte, »das glaube ich ja auch nicht. Es war ja nur Scherz, wie alles Scherz war; nicht wahr, Onkel George? Ich bin ja so glücklich hier, wonach sollte ich mich sehnen? Nach fremden Menschen, die ich gar nicht kenne? – Gewiß nicht, Tante. – Wenn ich aufrichtig reden soll,« sprach sie nach einer kleinen Pause, während ihre Augen einen eigenthümlichen Glanz annahmen, – »ja, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so will ich nur sagen, daß ich sehr, sehr gern hier bin und daß, wenn dies einmal nicht

mehr sein kann und wird, meine einzige Sehnsucht ist, alsdann draußen unser Landhaus wieder zu sehen und meinen lieben, weiten, stillen Wald.«

Es war für alle drei eine vielleicht nicht unangenehme Unterbrechung, als in diesem Augenblicke der Kammerdiener das Dessert aufsetzte und, nachdem dies geschehen, dem Hausherrn mit leisen Worten meldete, es sei in wenigen Minuten sechs Uhr und der Wagen vorgefahren.

»So müssen wir denn an unser Geschäft gehen,« sagte der Baron, wobei er wieder seine gleichmüthige, heitere Miene angenommen hatte. Aber es ist hier so behaglich bei euch, daß ich mich fast scheue, in die trübe Nacht hinaus zu fahren. »Es regnet wohl noch?« fragte er den Kammerdiener.

»Es regnet und schneit durch einander, stürmt auch ein bisschen,« antwortete dieser.

»Ich bitte, den Grafen Helfenberg herzlich von mir zu grüßen, lieber George,« sprach die Baronin, »und sei so gut, ihm zu sagen, wie sehr es uns freuen würde, wenn er hier und da herausfahren wollte. Er kann ja stundenlang ganz ungenirt sich im Wintergarten aufhalten, und wenn er Gesellschaft wünscht, so mache ich mir und gewiß auch Eugenie sich ein Vergnügen daraus, ihn so lange zu unterhalten, als er will. Er ist ein armer Kranker,« wandte sie sich an das Mädchen, worauf diese entgegnete: »Papa hat davon erzählt.«

»A revoir denn!« sagte der Baron, nachdem er seine Frau auf die Stirn geküßt und Eugenien eine Hand gereicht. »Aber *à revoir* kann ich eigentlich zu dir nicht sagen,« wandte er sich an letztere, »denn ich werde bei Helfenberg ein paar lustige Bekannte finden, die es lieben, die Nacht zum Tage zu machen, und das ist mir unbequem geworden. Siehst du, Julie, auch deßhalb schon bliebe ich lieber hier bei euch. Gute Nacht denn, Eugenie!« Damit fuhr er abermals leicht mit den Fingern über ihr dunkles Haar, nickte der Baronin zu und verließ das Zimmer.

»So!« sprach Frau von Breda, »jetzt wollen wir auch unsere kleine Soiree beginnen; ich habe das Buch von gestern mit herunter gebracht, und wenn du mir aufmerksam zuhören willst, so führe ich dich abermals nach Indien an den Ganges, den heiligen Strom, wo es duftet und leuchtet, und wo die Lotosblume blüht – »sich ängstigend vor der Sonne Pracht,« wie der Dichter sagt.«

Eugenie nickte mit dem Kopfe, dann horchte sie mit einem Male aufmerksam, und als man von draußen das dumpfe Rollen eines Wagens vernahm, sagte sie: »Onkel George fährt soeben fort.«

NEUNZEHNTE KAPITEL. VOR FÜNF ZEUGEN.

Onkel George hatte sich still in die Ecke seines Coupé's gedrückt, und während er in die wirklich stürmische Nacht hinausfuhr, blieben seine Gedanken in dem kleinen behaglichen Kabinette, das er so eben verlassen;

doch mochten diese Gedanken, mit denen er dort verweilte, gerade nicht von der heitersten Art sein, denn während er die Arme über einander schlug, zogen sich seine Augenbrauen ernst, fast finster zusammen. Es ist ein eigenthümliches Vergnügen, dachte er, ein junges Mädchen zwingen zu wollen, in die Welt zu gehen, wenn es einmal keine Lust dazu hat. Man lasse doch Jedem seinen Willen! Ich halte es obendrein für ein großes Glück, daß Eugenie nichts von dem wilden Sinne ihrer Mutter geerbt hat. Ah, das gäbe mir eine schöne Wirthschaft! Da müßte ich am Ende anfangen, wo ich vor vielen Jahren aufgehört, woran ich schon damals kein Vergnügen gefunden und was mir jetzt wahrhaft unerträglich wäre: neue Bekanntschaften machen, mein Haus öffnen, am Ende gar die Herren von Tondern, Fremont und Consorten bei mir aus- und eingehen und sie, protegirt von meiner Frau, sich um Eugenie bemühen sehen. Ich muß gestehen, das könnte mir conveniren! Aber in dem Punkte sind die Weiber alle gleich. Und dann die Bälle! Was braucht man Jemand zu Bällen zu forciren, der einmal den Sinn dafür nicht hat! Und diese verfänglichen Reden an ein harmloses Mädchen, wie Eugenie ist, von Lust an Bällen und dergleichen, wenn man einmal ein Interesse für etwas gefaßt hätte! Bah! – Aber es ist und bleibt wahr: Auch die Beste und Vernünftigste kann das Zusammenbringenwollen nun einmal nicht lassen. Natürlich, wenn sich eine gute Partie für Eugenie zeigte – aber eine sehr gute Partie, eine außerordentlich gute Partie – so wäre ich der Erste, der das zu protegiren suchen würde. Aber

auf Bällen finden sich dergleichen gute Parteen nicht, und was ein junges Mädchen da von Interessantem findet, darum drehe ich keine Hand herum: das sind nur so trügerische Momente, hervorgebracht durch den Blick eines schönen Auges, die gewöhnlich verwehen, und verschwinden beim Erwachen am nächsten Morgen. – Dann finde ich auch, philosophirte er weiter, daß bei einer Stellung wie der Eugeniens, bei einem so sehr schönen Mädchen, es besser ist, man erregt nicht zu viel Aufsehen mit ihr. Wer sie kennen lernen will und wessen Recht hierzu ich anerkennen mag, der kann dies ja in meinem Hause thun. Warum das gute Kind den Blicken Aller aussetzen, wenn sie strahlend auf den Ball träte! Und strahlend würde sie auf den Ball treten, dessen bin ich gewiß, strahlend im frischen Glanze ihrer Schönheit und Jugend, wie keine Andere. Ah! sehr! sehr!

Während er dies dachte, hatte der Baron unwillkürlich die Augen geschlossen, und Eugenie schwebte ihm vor, einfach weiß gekleidet, das dichte, dunkle Haar kunstlos und doch wieder so graziös um den Kopf geschlungen, nur mit einem frischen Blüthenzweige geziert, so daß Alles an dem herrlichen Mädchen zusammenpaßte; die Blüthenknospen eben aufgebrochen, Alles duftig und frisch. Ja, es war ihm, als perlten in ihrem Haare wieder glänzende Wassertropfen wie heute Mittag nach dem Reiten – glückliche Wassertropfen, die sich bei ihr verflüchtigen – sterben durften. – Ah! –

Da zerriß das dumpfe Rollen der Räder des Wagens, der in einen gewölbten Thorweg einlenkte und dann

plötzlich hielt, seine Träume. – Beinahe im gleichen Augenblick wurde der Schlag geöffnet, und der Baron Breda sprang auf die Treppe, die in den ersten Stock des Palastes Helfenberg führte und heute Abend von keinem der vielen Gitter gesperrt war.

Ja, selbst der strenge Hüter dieses Durchganges hielt sich in bescheidener Entfernung an der Thür seiner Loge, angethan mit dem schweren goldbordirten Pelzrocke, dem unförmlich breiten Bandeliere mit dem Wappen des Hauses und dem Degen, der offenbar für dieses Bandelier viel zu leicht war. Der Portier nahm den Stock mit dem großen silbernen Knopfe wie grüßend auf die Seite, als der Baron vorbeischnitt und in die Zimmer hinaufging.

Hier war Alles glänzend erleuchtet, die stolze Wölbung des Treppenhauses mit den Deckengemälden, die steinernen Ritter in den Nischen, das Vestibül droben, über welches man an die Empfangs- und Wohnzimmer gelangte.

Auch diese waren jetzt am Abend in reicher Beleuchtung viel behaglicher und wohnlicher anzuschauen als heute Mittag, wo das ohnehin trübe Licht des Regentages sich nur mühsam zwischen den herabgelassenen Vorhängen eindrängen mußte.

Baron von Breda schritt durch die ihm wohlbekanntesten Räume bis zu dem kabinette des Grafen, dessen Thür ihm der Kammerdiener mit einer leichten Verbeugung öffnete. Es war dasselbe, in welchem unser edler Freund, Don Larioz, empfangen worden war. Dort am Fenster stand der Schreibtisch; hier neben uns an der Wand sehen wir das Portrait des Mannes im grauen Jagdrocke, dessen

Gesicht bis zu den Schultern wie unabsichtlich von der rothseidenen Schärpe bedeckt ist, die unten zusammengeschlungen den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht trägt. Alles war wie vor ein paar Stunden, nur der Bewohner dieses Zimmers fehlte, was aber George von Breda, der mit den Lokalitäten des Hauses und den Gewohnheiten des Hausherrn genau bekannt war, durchaus nicht befremdete; vielmehr schritt er auf die Thür rechts vom Eingange zu, öffnete dieselbe und trat mit einem lauten ›Guten Abend!‹ in einen kleinen Salon, wo sich vier Herren um das Kaminfeuer gruppirt befanden. Rechts in der Ecke saß der Hausherr auf einem sehr niedrigen Fauteuil, den Stock mit der weißen Krücke neben sich; er beantwortete den Gruß des Barons mit einem freundlichen Zuruf, wobei er ihm mit der Hand herzlich entgegenwinkte und alsdann sagte: »Ich hatte wahrhaftig halb und halb schon befürchtet, George, du würdest nicht kommen.«

»Und weißhalb das?« fragte Baron von Breda. »Ich bin doch gewiß nicht im Rückstand.« Er wies nach der Uhr über dem Kamin, deren kleiner Zeiger noch auf der Ziffer Sechs stand, während der große freilich schon um ein paar Minuten weiter gerückt war.

»Nein, nein!« erwiderte der Graf, »du bist pünktlich wie immer. Das habe ich auch gesagt, – wenn du überhaupt kommst. Aber Tondern da behauptet, du seiest in den letzten Zeiten gar nicht mehr aus deinen vier Pfählen zu bringen gewesen. Etwas ist schon daran; denn mich hast du seit Kurzem gräulich vernachlässigt, und du weißt, ich schmachte nach deiner Gesellschaft.«

»Ja, er macht sich rar, dieser gute George,« sagte ein junger, hübscher Mann mit großem dunklem Schnurr- und Knebelbart, der, sehr sorgfältig und elegant angezogen, nachlässig an dem Kamingesimse lehnte.

»So, das findest du, Tondern?« versetzte George von Breda, wobei seine Mundwinkel lächelnd zuckten. »Nun, wenn das wirklich deine Ansicht ist, so schlage ich dir gleich eine Wette vor.«

»Und die wäre?«

»Daß Fremont dort ganz dieselbe Ansicht hat. Will einer von euch dagegen wetten?«

Der Graf lachte laut auf; denn er hatte ebenso gut wie George von Breda bemerkt, daß Fremont, der in einem Fauteuil vor dem Kamin ruhte, schon den Mund geöffnet hatte, um, wie das bei ihm und seinem Freunde Tondern zur Gewohnheit geworden war, des Andern Ansicht augenblicklich zu seiner eigenen zu machen.

Baron Fremont, obgleich noch ein junger Mann im Anfang der Dreißig, war wohlbeleibt, blond und hatte ein außerordentlich freundliches und stets lächelndes Gesicht, von welchem – dem Lächeln nämlich – seine Freunde behaupteten, er habe sich das angewöhnt, um seine in der That prachtvollen weißen Zähne zu zeigen. Auch jetzt that er das im vollsten Umfange, als er lachend erwiderte: »Wilder George, du verleugnest nie, daß du früher ein furchtbarer Fechter warst. Du parirst, ehe dein Gegner noch seinen Schlag zu führen vermag.«

»Ja, ja,« rief lustig der Graf, »und er parirt so vortrefflich, daß der erwartete Schlag nun gar nicht mehr geführt werden darf, ohne sich ridicul zu machen.«

»Es ist das gerade wie mit den beiden ewig vorgetragenen Räthseln einer allerhöchsten Person, von welchen ein witziger Kopf das eine mit der Auflösung des anderen beantwortete,« sprach Legationsrath von S., eine kleine, sehr dünne Persönlichkeit mit auffallend fahlem blondem Haar und einer Unruhe und Beweglichkeit, die ihn, selbst wenn andere Leute still saßen, zu unaufhörlichem Auf- und Abgehen antrieb. Herr von Tondern hatte einmal von ihm ausgesagt, der Legationsrath hege bei der immensen Triebkraft, die er bei sich voraussetzte, Andere aber vollkommen bezweifelten, die Befürchtung, auf irgend einer Stelle, wo er sich zu lange aufhalte, anzuwurzeln, und deßhalb laufe er beständig hin und her.

»Was du vorhin gemeint,« sprach Baron Fremont nach einer Pause, »ist nicht ohne; aber ich bedaure in der That, daß George's gute Parade alle Bemerkungen über das, was Tondern gesagt, abschnitt, und ich möchte den Sieger um die Barmherzigkeit bitten, mir doch zu erlauben, über dieses Thema noch ein wenig fortzufahren.

»Ueber das Kapitel des Rarmachens,« ergänzte Tondern kopfnickend, worauf Graf Helfenberg, welcher sah, daß George von Breda mit den Achseln zuckte, erwiderte: »Nein, nein, das ist jetzt vorbei; überhaupt haben wir heute Abend keine Ursache, unserem guten Breda Vorwürfe zu machen; er hat den weitesten Weg und ist bei dem schauerlichen Wetter pünktlich erschienen.«

»Na, schauerliches Wetter, was will das sagen!« entgegnete Tondern, wobei er den Kopf hin- und herwiegte; »er steigt vom Perron seines Hauses in sein Coupé, gibt sich die Mühe, dem Kutscher deinen Namen zu sagen, und ist da.«

Der Legationsrath war auf seinem hastigen Spaziergange durchs Zimmer einen Augenblick in der Nähe des Kamins stehen geblieben, schaute den Sprecher an und sagte zu ihm: »Du gibst dir bei deinen Ausfällen immer Blößen, lieber Tondern; wenn George nicht eine so harmlose Natur wäre, so würde er, deine Bemerkung beantwortend, dich fragen: Und machst du es mit deinem Kutscher nicht gerade so?«

Nachdem er dies gesprochen, wandte er sich um und schwebte wieder nach der andern Ecke des Zimmers.

Tondern hätte gern eine scharfe Bemerkung entgegnet, doch fürchtete er, daß sämmtliche Anwesende gegen ihn Partei nehmen würden. Wir brauchen dem geneigten Leser eigentlich kaum noch zu sagen, daß es, Tondern, in Bezug auf die Bemerkung des Legationsraths, aus einem sehr einfachen Grunde nicht möglich gewesen wäre, *seinem* Kutscher einen Befehl zu geben, obgleich er gern so that und dafür, wie auch wegen seiner scharfen Zunge, von den Freunden oft stark mitgenommen wurde.

»Laßt das gut sein, mit euren Wortklaubereien,« bemerkte der Hausherr; »wir sind alle pünktlich, wenn es gilt, irgendwo zu erscheinen, wo wir gern hingehen. »Oder, wenn wir zu Hause nicht gar so sehr gefesselt

sind,« konnte Herr von Tondern nicht unterlassen zu sagen, wobei er einen Blick auf George von Breda warf, den dieser aber nicht zu bemerken schien.

Auf der andern Seite, als der, zu welcher die Gäste hereingekommen waren, öffnete sich langsam die Thür, der Kammerdiener des Grafen erschien und meldete, daß servirt sei. George von Breda trat an den Fauteuil des Hausherrn, reichte ihm seinen Arm und hob ihn so leicht von dem Sessel empor.

»Wie sich die Zeiten ändern!« sagte Helfenberg lachend; »jetzt werde ich in meinem eigenen Hause von einem Gaste noch als Dame zu Tische geführt. Ja, wer weiß, was uns die nächsten Tage bringen!« setzte er mit einem leichten Aufflug von Traurigkeit hinzu. – »Doch benutzen wir die Zeit, so lange uns das rosige Licht noch scheint!« Dies sprach er mit einem Lächeln, aber es war schmerzlich anzusehen, um so mehr, da der arme Graf dabei einen tänzelnden Schritt annehmen wollte, der ihm aber durchaus nicht gelang.

Alle gingen ins Eßzimmer und nahmen dort an dem reichbesetzten kleinen Tische ihre Plätze ein, mit alleiniger Ausnahme des Legationsrathes, der nicht unterlassen konnte, wie um den silbernen Tafelaufsatz genau zu betrachten, einmal schnell um den Tisch herum zu schreiten, ehe er sich seinem Stuhle näherte.

»Das ist ein harter Moment für ihn,« lachte Baron Fremont. »Jetzt muß er still sitzen, und da könnte ihm das Entsetzliche geschehen, auf dem Stuhle festzuwachsen. Was würdest du in dem Falle thun, alter Freund?«

Der Sprecher zeigte in diesem Augenblicke in süßer Erwartung des guten Diners von seinen schönen Zähnen so viel, als ihm möglich war, und sah seinen kleinen Nachbar dabei an. Ehe dieser aber auf die Frage antworten konnte, meinte Herr von Tondern: »Du hast unserem Legationsrath Unrecht gethan; er war ganz bei seinem Departement und ging, wie diese Herren es so gern zu machen pflegen, als Katze um den heißen Brei herum.«

»Fehlgeschossen! fehlgeschossen!« lachte der kleine Mann gutmüthig; »ich war in diesem Augenblick in Indien, wo man um den Tisch herum schreitet, ehe man sich niederläßt. Es ist das wie das Gettatore der Neapolitaner gegen das böse Auge, eine Zauberformel gegen böse Zungen. – Aber die Suppe ist vortrefflich.«

Damit fing das Diner an und nahm, einige Häkeleien und spitzige Bemerkungen des Herrn von Tondern abgerechnet, die Baron Fremont immer aufs freundschaftlichste belachte, seinen ungestörten und vortrefflichen Fortgang, ja, einen so vortrefflichen Fortgang, daß selbst Tondern gegen das Dessert hin wahrhaft versöhnlich wurde, und Fremont, in seinen Stuhl zurückgelehnt, mit einer fast rührenden Melancholie an die Decke emporschaute, wobei er seufzend sagte: »Daß doch alles Schöne so vergänglich ist!«

Graf Helfenberg hatte das Diner vorübergehen lassen, ohne Vieles von den servirten Schüsseln zu genießen; auch trank er nur hier und da ein paar Tropfen Wein mit Wasser. Gegen das Ende hatte er den Kopf in die Hand gestützt und war in tiefes Nachdenken versunken,

wobei er vor sich hin starrte und nur zuweilen als höflicher Wirth bei irgend einer lustigen Bemerkung ein trübes Lächeln zeigte, dem man jedoch wohl ansah, daß es gänzlich ohne Zusammenhang mit dem Tischgespräche war. Als aber Baron Fremont die eben erwähnten Worte sprach, worin er das Vergängliche alles Schönen beklagte, erhob sich der Hausherr mühsam von seinem Stuhle, ließ sich von dem Kammerdiener ein gefülltes Champagnerglas reichen und sagte, indem er die Rechte auf den Tisch stützte: »Ich möchte zu euch, meine lieben, guten und erprobten Freunde, ein paar Worte sprechen; da ich aber, wie euch allen bekannt ist, kein Redner bin, so wurde es mir schwer, zu beginnen, und ich danke daher Fremont, daß er mir, ohne es zu wollen, den Eingang meiner Rede soufflirte. – Ja, Alles ist vergänglich auf dieser Erde, das Schöne wie das Häßliche, das Große wie das Geringe! Eine dieser vier Eigenschaften dürfte auch ich wohl besitzen, und daß ich obendrein ein Recht habe, von meiner Vergänglichkeit ganz besonders zu sprechen, wird mir Keiner von euch abstreiten wollen.«

»Aber, Helfenberg,« rief Herr von Tondern, »welch melancholischer Trinkspruch! Was lauert dahinter?«

Fremont schüttelte mit dem Kopfe, und Baron von Breda, der augenscheinlich den trüben Ideen seines Tischnachbars und Freundes folgte, blickte düster schweigend vor sich nieder. »Wenn mein Trinkspruch, wie Sie es nennen, melancholisch anfing,« fuhr der Graf fort, »so war es wahrhaftig nicht meine Absicht. Ist es denn traurig, daß das alles vergeht? Ich kann das von mir nicht

sagen, denn wie ich lebe – eigentlich wie ich vegetire – muß ich schon gestehen, daß ich mir aus dem Aufhören dieses Zustandes in der That nichts mache; und da ich, vielleicht nach vielen Schmerzen, dahin gelangt bin, mir dieses Aufhören fast zu wünschen, so ist es mir auch möglich, darüber mit aller Ruhe zu denken und zu sprechen.«

»Wozu das, Helfenberg?« fragte George von Breda mit weicher Stimme, indem er seine Hand auf die des Freundes legte; »warum in unseren heiteren Kreis eine so traurige Stimmung rufen? Denn daß deine Rede uns traurig stimmen muß, wirst du bei uns, die wir dich so herzlich lieben, voraussetzen.«

»Das soll sie aber nicht!« rief der Hausherr, indem er sein Glas erhob, »und wenn ihr meinen Trinkspruch auf die Vergänglichkeit nicht annehmen wollt, so will ich denn zuerst mein Glas leeren auf das Glück des frischesten und herrlichsten Lebens, welches ich kenne.«

»Und welches ist das?« fragte Fremont, ehe er seinen Kelch an die Lippen setzte.

»Gleichviel,« erwiderte der Graf, »irgend eines, das Jeder sich nach seinem Belieben denken mag.«

Nach diesen Worten preßte er die Lippen fest zusammen und stieß mit seinem Glase so heftig an das des Barons von Breda, der ihm zunächst saß, daß es mit einem schneidenden Klange zersprang.

Während der Kammerdiener eilig die Trümmer entfernte und einen neuen Krystall herbei brachte, tranken die vier Freunde schweigend ihre Kelche leer, und

der Hausherr sprach fast jubelnd: »So ist es recht! nach diesem Trinkspruche durfte das Glas zu nichts Anderem mehr dienen.« Dann setzte er mit angenommener Lustigkeit noch hinzu: »Nachdem ich euch nun bewiesen, daß ich weit entfernt von aller Traurigkeit bin, laßt mich auch mit ein paar Worten meine Rede von vorhin zu Ende bringen. Es gibt Dinge, die man sich nun einmal vorgenommen hat, mit einer gewissen Feierlichkeit zu begehen. Man weiht also ein Haus ein, daß man sich erbaut, man verläßt ebenso ein anderes, in welchem man nicht mehr lange zu wohnen gedenkt, nicht ohne eine solche Weihe. – Und zu einer solchen Feierlichkeit habe ich euch, meine Freunde, eingeladen. Wenn ihr aber nun nach meiner großen Rede etwas Bedeutendes erwartet, so habt ihr euch vollkommen getäuscht; ja, ich fürchte fast, es wird euch das so unbedeutend erscheinen, daß Tondern es nicht unterlassen wird, eine witzige Bemerkung darüber zu machen, und wenn er das thut, so soll es mir zur Erhaltung eures und meines Humors lieb sein. – Mit einfachen Worten denn: ich habe mein Testament gemacht und bitte euch freundlich, dasselbe als Zeugen unterschreiben zu wollen.«

Den Baron Breda durchschauerte es leicht, als sein Nachbar so sprach und sich darauf ermüdet und bleicher als vordem auf seinen Stuhl niederließ.

Fremont schloß seinen Mund, als habe er plötzlich etwas Unangenehmes auf seiner Zunge gespürt; der Legationsrath war aufgestanden und ging, die Hände auf dem

Rücken, mit großen Schritten auf und ab, und selbst Tondern schien sich zu einem Lächeln zwingen zu müssen, als er, mit seinem Glase spielend, sagte: »Sie sollen sich gewissermaßen in mir nicht geirrt haben, lieber Freund. Gute Witze machen ist nicht gerade meine Sache, wie ihr alle wißt; aber ich kann Ihnen *à propos* Ihrer Rede etwas nicht verhehlen, was ich verbürgen kann; ich habe nämlich einen Mann gekannt, der ebenfalls sehr frühzeitig sein Testament gemacht und sechszig Jahre später an Altersschwäche gestorben ist. – Möge es Ihnen gerade so ergehen!«

»Ja, ja,« bemerkte Baron Fremont, der sich wieder gefaßt hatte, »diesen Fall kenne ich und kann ihn bezeugen; die Erben kamen schlecht dabei weg; und von dem, was sie erhalten sollten, hätte man die Buchstaben auf ihren Grabsteinen neu vergolden können. – Aber wie dem auch sei, daß Sie uns bedenken werden, davon bin ich fest überzeugt. Möge es uns aber auch so ergehen wie Jenen! Das spricht meine Freundschaft für Sie.«

»Amen!« sagte eine Stimme im Hintergrunde des Zimmers, und als sich alle umwandten, bemerkten sie den Legationsrath, der mit gesenktem Haupte von einer Ecke zur anderen schritt.

Graf Helfenberg hob mit einer Verbeugung gegen George von Breda und Herrn von Tondern die Tafel auf, worauf sich Alle in den Salon zurück begaben, um Kaffee und Liqueur zu nehmen, sowie die unvermeidliche Cigarre, die wir nun einmal dem geneigten Leser in Ausnahmefällen nicht erlassen können, da wir, wie hier zum

Beispiel, gegen die Wahrheit eines Garçons-Diners aufs Gröblichste verstoßen würden, wenn wir verschweigen wollten, daß der größte Genuß nach demselben in dem behaglichen Rauchen einer echten Havannah besteht.

Mittlerweile war es sieben Uhr geworden, und da der Rechtsconsulent Doktor Plager in allen geschäftlichen Obliegenheiten von einer musterhaften Pünktlichkeit war, so erschien wenige Minuten, nachdem die Uhr die angegebene Stunde geschlagen, der Kammerdiener und meldete seinem Herrn, der eben genannte Geschäftsmann sei ins anstoßende Kabinet getreten.

»Ich komme gleich,« gab Graf Helfenberg zur Antwort, wobei er sich, auf seinen Stock gestützt, erhob. »Thut mir den Gefallen,« wandte er sich an die Freunde, »und laßt euch nicht stören. Ich werde eben ins Nebenzimmer gerufen, um die Vorbereitungen zu jenem Akte zu treffen, zu welchem ich euch als Zeugen erbeten. – Erbeten,« setzte er lächelnd hinzu, »ist der technische Ausdruck für diese Art von Einladung, und ich thue das kund und füge es hiermit zu wissen, damit ihr seht, daß ich mich auch um Geschäftssachen bekümmere.«

Damit verschwand er in seinem Kabinette.

Die Zurückbleibenden saßen mit Ausnahme des Legationsrathes stillschweigend um den Kamin, mehr oder minder mit ernstern Gedanken beschäftigt. Baron Breda, der wohl am besten den körperlichen Zustand des Freundes zu kennen schien, fühlte sich von der ganzen Sache

aufs Schmerzlicheste berührt; er sah wohl ein, daß dieses Testamentmachen mehr als eine gewöhnliche Formalität war, und es wurde ihm nicht schwer, sich in die Lage des unglücklichen Freundes zu versetzen und die Seelenleiden mit zu empfinden, die wahrscheinlich vorangegangen waren, ehe dieser Entschluß bei ihm gereift und zur Ausführung gekommen. Herr von Tondern und Baron Fremont sprachen ihre Gedanken über dasselbe Thema gegen einander aus, hatten es aber von einer andern Seite aufgefaßt.

»Wie kommt es eigentlich,« sagte Fremont, »daß der Graf überhaupt testiren will? Sind denn nicht die großen Güter der Familie, die er als ältester und einziger Sohn seines Vaters antrat, Lehen und Fideikommiss?«

»Das ist der größte Theil der Güter allerdings,« entgegnete der Gefragte. »Wenn wir Beide aber,« setzte er leiser hinzu, »meinetwegen mit noch ein paar Anderen, das zu theilen hätten, was dem Grafen an Gütern und Vermögen als freies Eigenthum und nicht zu Lehen, oder als Fideicommiß gehört, so würden wir zufrieden sein. Das sind die großartigen Vermögen der Großmutter und der Mutter unseres Freundes, sowie die Ersparnisse namentlich des Vaters.«

»Wie die Glücksgüter doch so ungleich vertheilt sind!« sprach Fremont mit einem tiefen Seufzer. – »Ich bin gerade nicht unzufrieden mit dem, was ich habe, aber ein bißchen mehr schadet immer nichts. Es muß doch ein eigenes Gefühl sein, so eine große Herrschaft sein nennen zu können.«

»Von einem solchen Gefühl habe ich gar keine Idee,« meinte Herr von Tondern trocken; »mit Herrschaften und Ländereien gebe ich mich auch nicht gern ab, mir wäre ein tüchtiges Quantum baaren Geldes viel lieber.«

»Nein, nein, das kann ich nicht sagen,« entgegnete der Andere, wobei er sich in den kleinen Fauteuil zurücklehnte und dem blauen Dampfe nachsah, den er gerade emporsteigen ließ. »Ah, ein eigener Herd, und ein Schornstein mit dem Rauche des Küchenfeuers, das dein Diner kocht, ist schon eine wundervolle Idee!«

»Natürlich aber muß dieser Herd,« vernahm man des Legationsrathes feine Stimme, der wie ein Schatten hinter den Stühlen auf und ab strich, »am Ende zu einer Enfilade von circa zwanzig Zimmern gehören, von deren Fenstern man mit dem besten Fernrohr die umliegenden Felder und Wälder nicht übersehen kann.«

Fremont nickte mit dem Kopfe und versetzte, ohne sich nach dem Sprecher umzuschauen: »Ganz meine Ansicht, und ich wüßte von den Gütern unseres guten Freundes gerade eines, das alle diese eben angegebenen vortrefflichen Eigenschaften besitzt. Es ist dies Schloß Stromberg, – ah, eine deliçiöse Besizung! – Apropos!« wandte er sich an George von Breda, der sich mit keiner Sylbe in dieses Gespräch mischte, »du mußt ja Stromberg genau kennen. Stößt es nicht an die Besizungen deines Schwagers, des Herrn von Braachen?«

»Es stößt daran,« entgegnete der Gefragte.

»Nicht wahr, es ist wunderschön?«

»Das Schloß liegt prachtvoll, und die Besitzungen sind ausgedehnt und vortrefflich erhalten.«

»Ist es Fideicommiß oder Leben?«

»Nein, es wurde vom Vater unseres Freundes erworben und durch viele Ankäufe arrondirt. Er hatte es zum Wittwensitze für die leider so früh verstorbene Gräfin Helfenberg bestimmt.«

»Da hast du, was dir paßt,« sagte Tondern, indem er sich lang ausstreckte. »Wer weiß, ob nicht drinnen in diesem Augenblicke dein Glück entschieden wird! Nun, ich gratulire dir zum Voraus und kenne keinen Neid; ich gönne dir die Herrschaft und bin mit circa fünfzigtausend Thalern zufrieden. Weniger kann er doch nicht für seine Freunde thun.«

»Ihr seid doch in der That entsetzlich ruchlose Menschen,« nahm Baron Breda das Wort, wobei die Stimme sehr ernsthaft klang, wenn auch auf seinen Zügen ein leichtes Lächeln erschien. »Ich möchte eigentlich wissen, was im Stande wäre, euch einmal in eine ernste Stimmung zu versetzen.«

»Dieses Mal muß ich für die Beiden, obgleich ungerne, Partei nehmen,« sprach der vorbeischwirrende Legationsrath; »wenn ich auch überhaupt nicht in Abrede stellen will, daß es in vielen Beziehungen ruchlose Menschen sind – sie sind selbst davon überzeugt – so muß ich doch zu ihrer Rechtfertigung sagen, daß diese Erbgelüste in der meisten Menschen Herzen existiren. Ich habe meine Eltern gewiß außerordentlich geliebt, aber ich erinnere

mich noch ganz genau, daß ich mit einem jüngeren Bruder häufig Gemälde und Mobilien in Gedanken vertheilt habe, wie wir dachten, daß sie uns später einmal zufallen sollten.«

»Damals waret ihr Kinder und unzurechnungsfähig,« warf George von Breda leicht hin.

»Ja, freilich waren sie Kinder,« lachte Herr von Tondern, »aber um jenes Prädikat heim zu geben, in der That ruchlose Kinder, und jetzt begreife ich erst recht, warum du immer umherirrst wie der ewige Jude. Wahrhaftig, ich sehe klar und nehme meine Rede in Beziehung auf das Anwurzeln zurück – es ist dein böses Gewissen, das dich beständig ruhelos umher treibt.«

»Ich glaube, daß Tondern diesmal Recht hat,« meinte auch Baron Fremont nach einer kleinen Pause, in der man nur ein heiseres Lachen des Legationsrathes gehört; »wenigstens kann ich dir versichern, daß dieses nachtschmetterlingsartige Umherflattern für deine Nebenmenschen, die gezwungen sind, ihm zuzuschauen, etwas sehr Nervenangreifendes hat. – Aber genug davon, ich sehe unserem Freunde George an, daß ihn unsere Reden gewaltig ennuyiren. – Was Anderes denn! Du hast ja früher,« wandte er sich an Tondern, »bedeutend in der Rechtspflege herumgepfuscht und wirst wohl so viel davon behalten haben, um uns sagen zu können, was es mit so einem Testamente für eine Bewandtniß hat.«

»Das ist im Grunde sehr einfach,« versetzte der Gefragte. »Der Erblasser erklärt vor Gericht, vor einem Notar, Rechtsconsulenten oder sonstigen beeidigten Schreiber,

er habe im Sinne, über sein Vermögen letztwillig zu verfügen, dasselbe an Den oder Den zu hinterlassen; darauf unterschreibt er, die Zeugen und der Beamte ebenfalls, man drückt sein Siegel bei, und somit ist die Sache abgemacht, und das Aktenstück wird bei Gericht deponirt.«

»Auf diese Art erfahren die Zeugen also,« forschte Fremont weiter, »über welches Vermögen verfügt wird und zu wessen Gunsten? Das kann zuweilen für die Betreffenden nicht uninteressant sein.«

»Es gibt fünf Formen von Testamenten,« fuhr Herr von Tondern mit wichtiger Miene fort, dem es angenehm schien, von seinen übrig gebliebenen Kenntnissen etwas Weniges zeigen zu können; »fünf Formen, die sich aber, um deine Bemerkung von so eben zu beantworten, eigentlich in drei Abtheilungen bringen lassen, – erstens und zweitens in die mündliche und schriftliche Form, bei welcher die Zeugen allerdings erfahren, was und wie testirt wird; drittens aber in die mystische, wo das Testament von dem Notar entweder selbst geschrieben oder beglaubigt wird, vom Erblasser unterschrieben, von eben demselben couvertirt und fest versiegelt, worauf dann die Zeugen nichts zu thun haben, als außen hin ihre respectiven Namen zu setzen.«

»Die mystische Form gefällt mir nicht,« entgegnete Baron Fremont, indem er die Oberlippe aufwarf und sich durch das Haar fuhr. »Da muß man Sachen unterschreiben, von denen man keine Kenntniß genommen hat. Ich finde das nicht angenehm und auch meiner Ansicht nach rechtlich unbegründet.«

»Und es hat doch seine großen Vortheile für den Erblasser, ja, sogar für den Erben,« vernahm man aus dem Hintergrunde des Salons die Stimme des Legationsrathes. »Stell' dir zum Beispiel vor, Fremont, es wäre da ein reicher Mann, der vermachte unserem Tondern – um nur einen Namen zu nennen – wir wollen sagen, die fünfzigtausend Thaler, die er sich vorhin gewünscht; das weiß Tondern und lebt darauf hin, als wenn er die fünfzigtausend Thaler schon im Sack hätte; er glaubt ja, er werde sie einstens bekommen. Darauf geht es aber, wie unser verehrter Freund vorhin sagte: der Erblasser stirbt nämlich erst circa sechzig Jahre nach Abfassung des Testaments an Altersschwäche. Was dann? Da hätte sich der arme Tondern eine vergebliche Hoffnung gemacht und wahrscheinlich ein noch schlechteres Ende genommen, als ihm so schon bevorsteht.«

»Du bist unzurechnungsfähig,« versetzte mürrisch der, von dem eben die Rede war. »Deßhalb lasse ich dir auch deine Bemerkungen hingehen. Wenn du übrigens künftig wieder perorirst, so über deine Beispiele an einem Andern und nicht an mir.«

Baron von Breda war aufgestanden und hatte sich ans Fenster begeben, wo er in die immer noch stürmische Nacht hinausschaute. Hier und da war das Gewölk zerissen und, ließ einen bleichen Strahl des Mondes durchschimmern, phantastische Wolkenformen zeigend.

Jetzt öffnete sich die Thür des Kabinettes, und Graf Helfenberg kam von dort zurück, gefolgt von einem Herrn in schwarzem Frack, wobei derselbe eine steife

weiße Halsbinde trug, welche das im gegenwärtigen Augenblicke sehr ernste und feierliche Gesicht einrahmte. Es war Herr Doktor Plager, der sich, die Feierlichkeit des Momentes und die vornehme Gesellschaft, in die er eintrat, vollkommen würdigend, nach einem sehr tiefen Bückling den vier Herren vorstellen ließ und sich dann nach einigem Zögern auf einen Stuhl setzte; und als er sich nun endlich niedergelassen, berührte er mit dem Rücken nicht die Lehne desselben, sondern saß mit dem starr emporgekämmten Haar gerade und aufrecht da – eine fast unheimliche Erscheinung, ein würdiger Träger oder selbst Repräsentant des wichtigen und ernstesten Papiers, welches er in der Hand hatte.

»Die Herren, sämmtlich meine genauen Bekannten,« wandte sich Graf Helfenberg an den Rechtsconsulenten, »sind bereits von dem Dienste unterrichtet, den ich sie bat, mir zu leisten. Wie Sie sehen, sind es aber nur vier, und der Form des Gesetzes nach brauchen wir fünf Zeugen. Es ist mir recht fatal, daß Ihr Schreiber nicht mitgekommen ist.«

»Auch ich bedaure das unendlich,« entgegnete Herr Doktor Plager, wobei er sein Kinn in die weiße Halsbinde vergrub. »Herr Larioz wird untröstlich sein; aber er fand sich wirklich so unwohl, vollkommen fieberhaft, daß ich es für gewissenlos gehalten hätte, ihn in die kalte Nachtluft hinaus zu nöthigen.«

»Es thut mir doppelt leid, daß Don Larioz nicht gekommen ist,« sagte der Graf lächelnd und indem er fortfahrend sich an George von Breda wandte; »du hättest

eine ganz interessante Bekanntschaft gemacht; ein spanischer Edelmann, der, Gott weiß, durch welche Schicksale, Schreiber bei meinem sehr ehrenwerthen Rechtsfreunde geworden.«

»Ein echter Spanier?« fragte Herr von Tondern.

Der Rechtsconsulent nickte ehrerbietig mit dem Kopfe, wobei er sich freundlich zu lächeln bemühte.

»Ein echter Spanier,« wiederholte der Graf, »unternehmend wie ein Andalusier und dabei stolz wie ein Castilianer. Ich weiß selbst nicht, warum, aber obgleich ich ihn Vormittags nur eine Stunde gesprochen, habe ich eine fast unbegreifliche Neigung zu ihm gefaßt.«

Bei diesen Worten warf er dem Rechtsconsulenten einen eigenthümlichen Blick zu, den dieser dadurch beantwortete, daß er sich leicht vornüberbeugte, die Augenlider herabfallen ließ und das wichtige Papier ein klein wenig gegen seine Brust erhob.

»Was nun den fünften Zeugen anbelangt,« fuhr der Graf nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, »so habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt, als irgend einen Unbekannten zu pressen. Zufälliger Weise ist mein zweiter Kutscher krank und erhält gewöhnlich um diese Zeit« – er warf einen Blick auf die Uhr – »den Besuch des Arztes meiner Dienerschaft. Ein wackerer Mann, der Arzt nämlich, den ich schon lange selbst consultirt hätte, wenn ich es überhaupt noch der Mühe werth oder von irgend einem Nutzen hielte, über mich selbst zu sprechen.«

In diesem Augenblicke vernahm man im Kabinette, dessen Thür vorhin nicht geschlossen worden war, eine ziemlich laute Stimme, welche sagte: »Das kann ich Ihnen versichern, mein lieber Herr Kammerdiener – und Sie mögen meinen Worten glauben, wenn es Ihnen gut dünkt – der verschlimmerte Zustand unseres Patienten dahinten gestern Abend kam einzig und allein daher, daß er etwas gefressen – Sie werden mir im vorliegenden Falle erlauben, diesen Ausdruck zu gebrauchen – was er nicht hätte fressen sollen; ja, ich kann wahrhaftig es nicht anders nennen, denn das Factum steht fest: er hat sich den Magen überladen, item ist kränker geworden, und es hat etwas Kräftiges gebraucht, ihn wieder so weit zu bringen, wie wir ihn schon vor ein paar Tagen hatten. – Das habe ich Ihnen zur Vorsicht gesagt, mein lieber Herr Kammerdiener; denn Sie werden einsehen, daß Jemand da sein muß, der über dergleichen Patienten eine strenge Aufsicht führt. – So, jetzt bin ich mit der Geschichte fertig und bitte, Seiner Erlaucht zu melden, daß ich ganz zu seinen Diensten stehe.«

Nachdem die Stimme im Kabinette sich also hatte vernehmen lassen, erschien der Kammerdiener an der Thür des Salons und wollte die ihm aufgetragene Meldung machen, doch ließ ihn der Graf nicht zu Worte kommen, sondern rief ihm entgegen: »Wir wissen schon! Bitten Sie den Herrn Doktor, er möge gefälligst zu uns eintreten.« Dies geschah denn auch augenblicklich, und unser

Bekannter, Doktor Flecker, trat auch hier gerade so unbefangen und ungenirt ein, wie er dies bei dem Schneidermeister Schwörer oder der Frau Brenner gethan; ja, als er einige Schritte gegen die Gesellschaft gemacht und flüchtig mit dem Kopfe genickt, nahm er seinen Hut unter den linken Arm, zog mit der Rechten sein Taschentuch hervor und putzte mit demselben die Gläser seiner Brille, die von der Wärme in den Zimmern wiederholt angelaufen waren; dann setzte er dieselbe wieder ruhig auf seine Nase und erwiderte nun erst den freundlichen Gruß des Grafen mit einem etwas tieferen Kopfnicken, eine Bewegung, die er hierauf auch gegen die übrigen Herren machte, nachdem der Graf seinen und deren Namen genannt. Etwas erstaunte der Doktor, als er den Rechtsconsulenten in weißer Halsbinde erblickte; doch klopfte er ihm zur Begrüßung freundlich auf die Achseln und ließ sich dann bequem auf einen Lehnstuhl nieder, den der Kammerdiener hinter ihn gerollt.

»Es freut mich sehr, daß Sie meiner Bitte Folge gegeben,« sagte Graf Helfenberg zu dem Arzte. »Aber Sie werden sich wundern, lieber Herr Doktor, trotzdem im Augenblicke hier Niemand zu finden, der Ihnen die Hand zum Pulsfühlen entgegenstreckt. Bei mir verlohnt sich das nicht mehr der Mühe, und die Anderen sind kerngesund.«

»Aeußerlich ja,« murmelte der Legationsrath, der in der Diagonale des Zimmers eine Bahn wie ein Komet beschrieb. »Aeußerlich wohl, aber viel krankhafte Seelenzustände.«

Wofür ihm Tondern, hinter dessen Stuhle er das letzte Wort aussprach und stark betonte, einen geringschätzenden Blick zuwarf.

Der Armenarzt hatte sich mit einer sehr schnellen Neigung des Kopfes gegen den Grafen verbeugt und sagte dann launig: »Ich habe mir das denken können; jedes Geschöpf auf dieser Erde hat seinen bestimmten Rahm; der Vogel lebt in der Luft, der Fisch im Wasser, der Wurm in der Erde, der Armenarzt in dem vierten Stockwerk der Häuser oder in den Bedientenkammern. Und deßhalb sollte man, um in meinem Gleichniß fortzufahren, eigentlich ängstlich sein, das angewiesene Terrain zu verlassen; denn wenn Fisch und Vogel aus dem Wasser und der Luft in den ersten Stock einer menschlichen Wohnung gebracht werden, so geschieht das in der Regel nicht, um ihnen einen vergnügten Augenblick zu machen, sondern um sie aufzuspeisen. Sie werden mir zugeben, daß ich mich fast im gleichen Falle befinde, wogegen ich Ihnen aber bestens versichern will, daß ich ohne Furcht und mit großer Bereitwilligkeit erschienen bin. Eure Erlaucht haben über mich zu befehlen.«

»Der Doktor wird gewiß nicht erschrecken,« sprach Herr von Tondern mit einer gewissen protegirenden Miene, die er anderen Ständen gegenüber gern anzunehmen pflegte, »wenn er hört, um was es sich handelt. Wie Mancher glaubt, und wohl mit größerem Rechte, sein Testament machen zu müssen, wenn er den Arzt nahen sieht! Das geht meistens Hand in Hand.«

»Ja, es geht oftmals Hand in Hand, Herr von Tondern,« bemerkte achselzuckend der Doktor, »und obendrein erbt dabei ein gewissenhafter Arzt noch etwas, was ihm nicht mehr genommen werden kann – das Bewußtsein, seine Pflicht, gethan zu haben. Das kann man nicht von jedem anderen Erben sagen.«

Graf Helfenberg schien nicht auf dieses Gespräch geachtet zu haben; er hatte die Augen mit der Hand bedeckt, und als er dieselbe jetzt wieder herabsinken ließ, sagte er: »So wollen wir an unser Geschäft gehen. – Ich glaube, ich muß das Wort nehmen?« wandte er sich mit einer höflichen Verbeugung an den Rechtsconsulenten.

Dieser nickte würdevoll mit dem Kopfe und erhob sich darauf von seinem Stuhle, um sich hinter denselben zu stellen, wobei er das verhängnißvolle Papier vor sich hielt. Herr von Tondern zog die Augenbrauen etwas finster zusammen und flüsterte seinem Nachbar zu: »Den Worten des Grafen nach haben wir ein mystisches Testament zu erwarten.«

»Das wäre fatal!« entgegnete Baron Fremont, wobei er diesmal, da sich sein Gesicht unwillkürlich verlängerte, die untere Reihe seiner Zähne sehen ließ.

Graf Helfenberg war ebenfalls von seinem Stuhle aufgestanden und sprach: »Nachdem ich mich entschlossen, meinen letzten Willen aufzusetzen, habe ich denselben eigenhändig niedergeschrieben, diese meine Schrift von dem hier gegenwärtigen vereidigten Rechtsconsulenten, Herrn Doktor Plager, beglaubigen lassen, dann dieses Testament couvertirt und versiegelt und erkläre nun, daß

man es als meinen letzten Willen betrachten und vollstrecken solle. Auch wünsche ich, daß es bei dem hiesigen Stadtgerichte deponirt werde, wo es dann nach meinem Tode zu finden sein wird.«

Bei diesen Worten war der Rechtsconsulent mit einem ernstern, fast traurigen Gesichte tief in seine Halsbinde hinabgetaucht, wodurch er vielleicht pantomimisch ein Untergehen in wehmüthigem Schmerze anzeigen wollte. Dann aber ließ er sein ganzes Gesicht wieder sehen, machte den Anwesenden eine tiefe Verbeugung und sagte: »Seine Erlaucht, der Herr Graf von Helfenberg, haben also nach seinem freien Willen testirt und haben sein Testament darauf vor meinen Augen verschlossen und versiegelt, und ich erlaube mir nun, die hochverehrten Herren, die als Zeugen anwesend sind, zu bitten, auf dieses Couvert ihre Namen und Insiegel beisetzen zu wollen.«

»Es ist so, wie ich dir gesagt,« flüsterte Tondern abermals dem Baron Fremont zu, indem er sich bückte, als wolle er etwas aufheben, was ihm entfallen. »Es ist eigentlich verflucht das! Ich bin überzeugt, Helfenberg hat an uns gedacht; aber es wäre von großem Vortheil, mit seinem Ehrenworte versichern zu können, man habe dort einmal seine zehn- oder zwanzigtausend Thaler zu erwarten.«

Der Andere nickte kaum bemerkbar mit dem Kopfe, worauf er sich erhob, um an den Tisch zu treten und das Document mit seinem Namen zu versehen, zu welchem Ende ihm Baron Breda die Feder reichte.

Dann unterschrieb auch Herr von Tondern, hierauf der Legationsrath und zuletzt Doktor Flecker.

Als das wichtige Document somit in der vorgeschriebenen Form hergestellt war, nahm George von Breda es in die Hand, überreichte es dem Grafen, wobei er mit seiner tiefen Stimme, die aber in diesem Augenblicke etwas weicher klang, als gewöhnlich, sagte: »Wir haben das getreulich erfüllt, wozu du uns gebeten. Wenn ich mir aber hiermit erlaube, dieses Papier in deine Hände zu legen, so will ich dabei einen Wunsch aussprechen, dem gewiß alle, die hier versammelt sind, von Herzen beipflichten werden; das ist nämlich der Wunsch, daß du dich veranlaßt sehen mögest, dieses Papier in einigen Jahren vor uns wieder zu eröffnen und vor unseren Augen zu zerreißen. Wenn dieser Wunsch in Erfüllung geht, mein lieber Hugo, so soll dieser Moment für mich und gewiß für Alle einer der schönsten unseres Lebens sein.«

Die Stimme des Barons zitterte fast, als er die letzten Worte sprach, und zu gleicher Zeit schlang er seinen Arm um den Hals des Freundes und drückte ihn fest und innig an sich, wobei der Contrast dieser beiden Gestalten schmerzlich anzusehen war.

»Für deinen guten Wunsch danke ich dir,« erwiderte der Graf nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit trübem Lächeln. »Daß er aber nicht in Erfüllung gehen kann und wird, davon ist Niemand mehr überzeugt, als ich selbst, und wenn ihr meine Worte bestätigt haben wollt, so fragt dort unsern guten Doktor, der mich schon öfter forschend und mitleidig betrachtet hat. Und

wo ein Arzt mitleidig schaut,« setzte er mit erzwungener Lustigkeit hinzu, »da ist für den Patienten nicht viel zu hoffen. – Wozu auch diese Hoffnungen, deren ich mich gänzlich entwöhnt habe! – Glaubt nicht,« fuhr er weicher fort, »daß ich vor euch den starken Geist spielen will, glaubt auch nicht, daß es übergroßer Leichtsinn ist, der mich das Kostbarste, was der Mensch besitzt, anscheinend gleichgültig dahin schwinden sehen läßt. Ich will euch nicht sprechen von den furchtbaren Kämpfen, die ich durchgemacht; aber glaubt meinen Worten, ich habe sie durchgemacht – Sie liegen nun vollends hinter mir,« fügte er nach einer Pause bei und hob das Testament in die Höhe. »Jetzt will ich heiter in die Zukunft blicken.«

Die Freunde nahten sich der Reihe nach dem Fauteuil des Kranken und drückten ihm schweigend die Hand; auch der Legationsrath flatterte herbei, beugte sich auf den Grafen nieder, und als er ihn dann leicht auf die Stirn geküßt, eilte er mit raschen Schritten wieder nach einer dunkeln Ecke des Zimmers.

»Amen! Amen!« sagte der Armenarzt so leise, daß Niemand es verstand, als vielleicht der Rechtsconsulent, der dicht an seiner Seite war. In der That hatte der Doktor den kranken jungen Mann lange forschend und auch mitleidig betrachtet, was George von Breda ebenfalls nicht entgangen war, weßhalb dieser sein glänzendes Auge fragend auf den Arzt richtete, der, diese Frage verstehend, leicht mit den Achseln zuckte.

Eine allgemeine Unterhaltung wollte übrigens nach dem eben vollzogenen Akte nicht mehr so recht in Gang

kommen; auch lehnte der Graf sich ziemlich theilnahmslos, wie ermüdet, in seinen Fauteuil, weßhalb die Anwesenden sich anschickten, den Salon zu verlassen. Dabei war es bemerkenswerth, daß sich Herr von Tondern und Baron Fremont dem Rechtsconsulenten anschlossen und Fremont sich sogar anbot, ihn in seinem Wagen nach Hause zu führen, was denn auch Doktor Plager nach einiger Weigerung annahm.

Als der Armenarzt sich von dem Grafen verabschiedete, sagte der letztere: »Es stürmt und regnet draußen, lieber Doktor. Darf ich Sie nach Hause oder sonst wo hin bringen lassen?«

»Ich bin das schlechte Wetter gewohnt, Erlaucht,« erwiderte der Arzt jedoch, »und führe deßhalb meine nothwendige Equipage, Regenschirm, Ueberschuhe und Paletot, beständig bei mir; auch würde es meine armen Patienten erschrecken, wenn ich so auf einmal im Wagen bei ihnen vorführe. Deßhalb danke ich herzlich für das freundliche Anerbieten.«

»Aber ich sehe Sie nicht zum – letzten Mal, lieber Doktor? Sie kommen ja häufig ins Haus. Lassen Sie sich doch hin und wieder bei mir sehen. Ach! ich habe manche höchst langweilige Stunden! Doch vergesse ich,« setzte er lächelnd hinzu, während er gegen den Scheidenden die Hand empor hob, »daß anderer Leute Zeit kostbarer ist, als die meinige – Und doch wieder nicht,« murmelte er in sich hinein, und biß darauf die Zähne fest auf einander.

Auch der Legationsrath war nach Hause gegangen und Niemand mehr bei dem Kranken zurückgeblieben als George von Breda, der am Kamin lehnte und mit dem Stiefel gegen ein verglimmtes Stück Holz stieß.

»Es ist lieb von dir, daß du noch einen Augenblick bleibst,« sagte der Graf nach einem längeren Stillschweigen. »Aber opfere mir nicht zuviel von deiner Zeit; bei mir ist es still und einsam, bei dir zu Hause ungleich behaglicher. »Apropos,« fuhr er rasch fort, ehe der Andere etwas entgegenen konnte, »wie gefällt sich deine Nichte in eurem Hause?«

»Du kennst sie?« fragte der Baron gleichgültig.

»Ich habe sie einmal flüchtig gesehen – ein sehr schönes Mädchen.«

»Und ein gutes Kind. Ihr frischer, heiterer Sinn belebt mein Haus auf die angenehmste Art.«

»Das kann ich mir denken, du Glücklicher!« entgegnete der Graf, während er den Kopf tiefer auf die Brust hinab senkte. »So eine frische Stimme thut wohl, ein so herzliches, liebes Lachen. O, das könnte auch ich brauchen hier in meinem öden Steinhaufen.«

George von Breda blickte theilnehmend und aufs innigste mitfühlend auf den armen Freund, dessen Gesicht er nicht sehen konnte. Ja, es mußte öde und still in dem gewaltigen Palaste sein, und diese Oede um so schrecklicher und fühlbarer, da sie gewiß häufig, ach, sehr häufig von furchtbaren und finsternen Gedanken und Phantasieen bevölkert war! War es ihm doch in seinem mitfühlenden Herzen zu Muthe, als sähe er sie auf den dunklen

Ecken des Salons furienartig heran schweben und auf die Brust des armen Kranken niederfallen. – Es war das ein schreckliches Geschick, so jung, so reich, mit allen Ansprüchen an das Leben und mit allen Mitteln, diesen Ansprüchen zu genügen, da zu liegen elend, schwach, zusammengesunken, vor sich das verhängnißvolle Document mit den fünf Siegeln.

Es war, als ob den Grafen selbst im gleichen Augenblicke dieselben furchtbaren Gedanken quälten: denn er fuhr mit einem tiefen, schneidenden Seufzer in die Höhe, preßte die Hand vor die Stirn und sagte, während er mühsam athmete: »Ja, diese Oede und Stille bringt mich noch zur Verzweiflung. Wie ich oft nach menschlichen Stimmen schmachte, nach fröhlichem Lachen, davon hast du keinen Begriff. Und dieses Regenwetter! Dieses melancholische Klatschen der Tropfen an die Scheiben regt mir die Nerven fürchterlich auf. – – Ach, nur noch einen Frühling möchte ich erleben!« sprach er alsdann mit gefalteten Händen und unendlich weichem Tone der Stimme, »ach, nur noch einen letzten Frühling mit seinem frischen Grün, mit Gräsern und Kräutern, mit Blüten und Blumenduft! Nur noch einen einzigen – einen einzigen! Daß ich meinen geliebten Wald wieder sähe, ja meinen geliebten Wald, und im Grün und Sonnenglanz sie – ja sie, deren Namen ich nie nennen darf, meinen einzigen Trost, denn sie umschwebt mich lächelnd, eine himmlische Fee.«

Diesen Worten hörte der Baron tief erschüttert zu. Schon einige Mal hatte Hugo von Helfenberg so gesprochen und auf ein Wesen angespielt, das er unsäglich lieben mußte und wodurch seine Leiden noch qualvoller, ja oft wahrhaft entsetzlich wurden. Einen Namen oder eine nähere Bezeichnung hatte er dem Freunde nie mitgeteilt, und begreiflicher Weise war dieser zu diskret, um danach zu forschen, um so mehr, da der Kranke es zu lieben schien, wenn man dergleichen Aeußerungen, die sich zuweilen unwillkürlich seinem Herzen entran- gen, für Phantasieen und Träumereien nahm. Deßhalb antwortete ihm auch George von Breda: »Du solltest dich von deinen Bekannten nicht so zurück ziehen. Geh' doch mehr in die Häuser, wo man dich so gern sieht und wo man sich ein Vergnügen daraus machen wird, dich zu unterhalten. Ich muß dir beistimmen, dein zurückgezogenes Leben hier in dem großen Palaste muß in der That oft unerträglich sein. Noch heute Abend sprach auch meine Frau darüber, ja, ich kann dir versichern, aufs lieb- reichste und freundlichste; sie bat mich, dir zu sagen, es würde ihr das größte Vergnügen machen, wenn du unser Haus vollkommen als das deinige ansehen wolltest. Und daß du mir den größten Gefallen damit thätest, brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Wir alle wissen, wie sehr du das Grün der Bäume und milde Luft liebst. Nun gut, gerade das kannst du bei mir haben; laß dich jeden Tag zu mir hinaus fahren, geh in meinen Wintergarten, ruhe dort aus, spaziere umher, lies, rauch' deine Cigarre, mit

einem Wort: thue, was du willst. Bist du es alsdann müde, allein zu sein, so werde ich dich unterhalten; willst du eine Partie Whist machen, so ist meine Frau da oder auch Eugenie; und darauf kannst du dich verlassen, Beiden wird es das größte Vergnügen machen, dir auch sonst die Zeit zu vertreiben.«

Der Graf hatte die Hände auf seinen Knien gefaltet, als der Andere so sprach, und um seine feinen bleichen Lippen spielte momentan ein freundliches Lächeln; aber nur wenige Sekunden, dann war es, als schüttle ein Frost seinen ganzen Körper, er wischte mit der Rechten heftig über die Stirn, wie um einen Gedanken zu verjagen, und sagte alsdann im Tone tiefen Leidens: »Du malst mir da ein Leben aus, guter George, das mich glücklich machen könnte, wenn es ausführbar wäre, das mich aber so zur Verzweiflung treiben könnte. – O, sprich nicht mehr davon, du weißt, ich will mich vor den Menschen nicht mehr sehen lassen. Selbst das ehrlichste Mitleid thut mir wehe, ja, am wehesten gerade, weil es ehrlich ist. Ich will nicht in der Erinnerung derjenigen, die ich hochschätze, die ich verehere, als die Gestalt fortleben, die ich heute bin, nein, nein! Sondern wenn man später von Graf Hugo Helfenberg spricht, so soll man sich mein Bild bewahren, wie es noch vor wenig Jahren war. – Es ist das, wenn du willst, eine Eitelkeit, vielleicht verwerflich, weil sie über das Grab hinausreicht, aber – am Rande desselben am Ende auch verzeihlich.« – –

Es trat eine Pause ein, die wohl für Beide ziemlich peinlich war. Die Uhr spielte ihren gleichförmigen Takt,

und dabei dachte der Graf, der ihr aufmerksam zuhörte und das Geräusch, welches sie machte, mit dem Schläge seines Herzens in Einklang zu bringen versuchte: Das elende Ding wird forticken, unverdrossen und thätig, wenn sich hier in meiner Brust schon längst nichts mehr rührt, wenn fremde Menschen in diesen Sälen auf und ab gehen und gleichgültig, ohne an den früheren Besitzer zu denken, dasselbe Zifferblatt betrachten, auf welchem jetzt meine Augen ruhen.

Zwischen hinein jagte zuweilen der Wind sausend den Regen an die Fensterscheiben, und wenn das geschah, so blickte George von Breda fast erschrocken, fast schauernd auf die zusammengesunkene Gestalt seines Freundes und betrachtete mit scheuem Blick all' den Comfort rings umher, den ganzen behaglichen Salon, das strahlende Licht der Lampen, das freundliche Flackern des Kaminfeuers, und dachte dabei an die Zukunft – an die nahe feuchte Erde draußen.

»Doch wozu diese trüben Gedanken und Träumereien!« rief der Graf endlich, indem er sich empor raffte; »warum sich die eilenden Tage und Stunden selbst verbittern! Für dein freundliches Anerbieten, lieber George, bin ich dir wahrhaftig dankbar, und meine Gründe, warum ich es in dem Umfange, wie du es wünschest, nicht annehmen kann, werden dir gewiß einleuchten. Ja, ich will dir einen kleinen Beweis geben,« setzte er lächelnd hinzu, »welche Anhänglichkeit ich an dein Haus habe. Ich bin zu aufgeregt, um jetzt in Stunden schlafen zu können; eine kleine Zerstreung wird mir wohl thun. Gib

mir einen Platz in deinem Wagen; ich fahre mit dir nach Hause, wir promeniren eine halbe Stunde in deinem Wintergarten – o, das wird mir gut thun, und ich werde darauf vortrefflich schlafen. – Ja, sieh mich nur erstaunt an, es ist mein vollkommener Ernst, vorausgesetzt, daß wir deine Damen nicht beunruhigen und stören.«

Auf dem Gesichte des Barons hatte sich bei diesem Vorschlage wirklich etwas wie Verwunderung gezeigt. Und nicht ohne Grund; es war fast zehn Uhr und das kalte stürmische Wetter draußen sonderbar gewählt zum Spazierenfahren. Da er aber sah, wie sich der Kranke ziemlich lebhaft erhob, ihm zunickte und darauf sprach:

»Ja, es ist mein vollkommener Ernst;« und wie sich alsdann seine Züge etwas verdüsterten, als er den forschenden Blick des Freundes sah, so reichte ihm dieser eifrig die Hand dar und beeilte sich, ihm zu sagen: »Du wirst wohl glauben, Hugo, daß, wenn ich nicht augenblicklich meine Freude über deinen Entschluß kund gab, der Grund davon nur in der späten Stunde und in dem Wetter liegt, das draußen herrscht.«

»Das Wetter macht mir nichts,« entgegnete der Andere; »aber was die Stunde anbelangt, so könnte es für dich zu spät sein, oder müßte ich vielleicht befürchten, deine Damen zu belästigen?«

»Gewiß Keines von Beiden, Hugo; meine Frau wird sich schon zurückgezogen haben.«

»Was ich als bestimmt voraussetzte,« fiel der Graf ein.

Der Baron nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: »Und diesen Abend habe ich ganz dir gewidmet, und je länger ich in deiner Gesellschaft bin, um so lieber ist es mir. Gehen wir also, wenn es dir recht ist.«

»Ja, ja, gehen wir,« wiederholte eifrig der Kranke, wobei er an der Klingelschnur zog und so seinen Kammerdiener herbei rief. Er trieb ihn an, ihm eilig einen warmen Paletot zu geben, nahm selbst von einem Nebentischchen Handschuhe und Hut, kurz, war von einer so aufgeregten Geschäftigkeit, daß ihn der Baron kopfschüttelnd mit den Augen verfolgte.

»Soll ich mir einen Wagen zu dir hinaus bestellen?« fragte der Kranke, »oder bringt mich dein Kutscher nach Hause?«

»Wie du willst, aber ich denke, du bedienst dich auch zum Zurückfahren meines Coupé's. Ich begleite dich.«

»Gut, wenn es dir recht ist, das heißt, was dein Coupé anbelangt. Ich danke herzlich für Alles.«

Damit verließen die Beiden das Zimmer, der Graf auf seinen Stock gestützt, aber lebhafter und aufrechter gehend, als er den ganzen Abend gethan, so daß ihm der Kammerdiener erstaunt folgte, verwundert sowohl über diese Lebhaftigkeit, wie auch über die Idee, so spät am Abend und bei dem Wetter noch auszufahren.

ZWANZIGSTES KAPITEL. EIN LICHTSTRAHL.

Bei dem Portier drunten hätte das Erscheinen des kranken Herrn aus denselben Gründen fast einen Schrei der

Ueberraschung hervorgerufen. Der einzige Trost des alten Mannes war, daß er den Grafen in der Gesellschaft des Barons von Breda sah. »Bei dem ist er aufgehoben, wie in Abrahams Schooß,« sagte er nachher zu den Bedienten, als diese in der Portierloge über dieses Ereigniß ihre Meinungen austauschten.

Unterdessen rollte der Wagen in die Nacht hinaus, erreichte nach kurzer Zeit das Haus vor der Stadt, fuhr in den Hof, und auf den Befehl des Barons hielt der Kutscher dicht vor dem überdeckten Eingange des Wintergartens. Das mußte im Haupthause der wartende Bediente gehört haben, denn statt daß sich dort die Thür öffnete, sah man den Lichterschein im Vestibül verschwinden, dann im Vorzimmer des Eßsalons erscheinen und bald darauf hinter den hohen Fenstern des Wintergartens glänzen.

Es war Friedrich, der Jockey, der nun hastig die Glasthüren aufriß und mit gerechter Verwunderung zuschautete, wie sein Herr dem kranken Grafen Helfenberg aus dem Wagen half und ihn sorgsam in das Vestibül geleitete.

»Ist meine Frau noch im Eßsalon?« fragte der Hausherr, worauf der Jockey entgegnete, daß sich die gnädige Baronin mit Fräulein Eugenien schon vor einer halben Stunde zurückgezogen hätte.

»Gut. Wenn Andreas noch bei der Hand ist, so soll er hier einige der Gaslichter anzünden; wir müssen doch auf unserem nächtlichen Spaziergange etwas sehen.« Damit wandte sich George von Breda an seinen Freund:

»Und jetzt erlaube, daß ich dich an einen kleinen deli-
ciösen Platz führe, wo du, wie in einer Laube sitzend,
das ganze Glashaus vor dir hast.«

Hierauf schritten Beide nach dem Speisezimmer am
entgegengesetzten Ende des Wintergartens und ließen
sich dort auf ein paar tiefe, bequeme Gartenstühle nie-
der.

»Es muß schön hier sein,« sagte der Graf nach einer
Pause, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan. »Ah!
wie mir die angenehme Temperatur und der Duft der
Pflanzen so wohl thut! Dazu das freundliche Plätschern
des Springbrunnens! Du hast eine glückliche Idee gehabt,
den Wintergarten so zu sagen in dein Haus hinein zu bau-
en. Daran wird bei ähnlichen Anlagen so wenig gedacht.
Was nützen mir zum Beispiel meine großen Glashäuser
auf Stromberg? O, hätte ich mir doch schon früher etwas
Aehnliches an mein Haus in der Stadt bauen lassen! –
Jetzt ist es zu spät.«

»Sprich nicht so, mein lieber Hugo!« versetzte freund-
lich der Andere. »Wer kann in dem Falle sagen, es ist früh
oder spät? Glaube mir, deine finsternen Gedanken können
dir nur schaden. Wirf sie mit Gewalt weg, laß dir mor-
gen früh deinen Baumeister kommen; so ein Gebäude
von Glas und Eisen ist bald aufgeführt.«

»Meinst du?« fragte der Kranke in lebhafterem Tone.

»Ich weiß das genau; und das Entsehensehen an sich
wird dich schon zerstreuen.«

»Vor einer halben Stunde noch hätte ich über einen
solchen Vorschlag die Achseln gezuckt,« entgegnete der

Graf, »aber ich weiß nicht, woher es kommt, wenn ich die grünen Blätter um mich sehe und die milde Luft atme, auch das Wasser rauschen höre, so ist mir gerade, als sei ich noch einmal durch den Winter gekommen und habe alsdann noch einen langen Frühling und Sommer vor mir.«

»Den Glauben halte fest,« versetzte George von Breda, indem er seine Hand sanft auf den Arm des Freundes legte. »Gewiß, lieber Hugo, Hoffnung nährt und erhält.«

»Ja, du hast Recht,« rief der Kranke aus, doch zitterte seine Stimme mit einem Male wieder schmerzlich. »Hoffnung erhält und nährt, aber Hoffnungslosigkeit fällt gewaltsam über uns her und drückt uns ohne Rettung zu Boden. – Und ich habe keine Hoffnung – keine – keine – keine! – –«

»– Sieh, wie sich das so freundlich macht, wenn plötzlich die Lichter aufflammen! Nicht wahr, es ist so angenehm und gibt uns ein Gefühl, als wenn der Raum um uns her plötzlich in die Breite und Höhe wüchse.«

»O, es ist schön – sehr schön.«

»Und das zitternde Licht zwischen den Laubmassen, hier von unten bestrahlt, auch die Umrisse des feinsten Blattes deutlich zeigend, dort durchsichtig im saftigsten Grün.«

»Ja, es ist alles das wunderbar schön.«

»Sieh jetzt auch den Strahl des Springbrunnens; wie es im Widerschein glänzt und flimmert! Man sieht hier und da die einzelnen Tropfen wie an einem Frühlingstage den Thau auf den Gräsern.«

»O, so schön, so wunderbar schön! Aber für mich ist es Täuschung. Der Frühling ist noch fern, ich werde ihn nicht mehr sehen – keine – keine Hoffnung!«

Da vernahmen die Beiden mit einem Male am anderen Ende des Wintergartes eine weiche, liebe Stimme, laut, klangvoll und deutlich sprechend: »Bist du da, Onkel George? Tante droben hat das Licht im Wintergarten erblickt und sagte mir, ich solle nachsehen. – Bist du da?«

Bei dem Ton dieser Stimme war der Graf aufs höchste erregt empor gefahren; er faßte den Arm des Freundes, und dieser fühlte, wie seine Hand zitterte.

»Bist du es, Onkel George?« fragte jetzt die Stimme zum dritten Male, und im gleichen Augenblicke sah man Eugenie auf der Höhe der Treppe des Eßzimmers erscheinen.

Dort flammten rechts und links vom Eingange zwei blendende Lichter und zeigten das junge, schöne Mädchen prächtig eingerahmt von den grünen Sträuchern im blendenden Glanze, und sie erschien in ihrem hellen einfachen Kleide, das dicke Haar so kunstlos um den edlen Kopf geschlungen, denen, die sie dort oben so plötzlich hervorschweben sahen, wie eine übernatürliche Erscheinung.

»Allerdings bin ich es, mein Kind!« rief der Baron und setzte hinzu, als ihm der Graf eilig etwas zuflüsterte: »Ich danke dir für deine Bemühung, liebe Eugenie. Sage der Tante, ich werde gleich kommen.«

»Du hast ja die Lichter anzünden lassen, Onkel George,« fuhr das Mädchen mit freundlich klingendem Tone

fort. »Das sieht prächtig aus. Ich habe es nur ein einziges Mal und flüchtig gesehen.«

»Sie wird herunter kommen!« sprach leise der Graf mit bebender Stimme. »Thu' mir die Liebe und geh' ihr entgegen; führe sie fort, ich kann und will mich nicht sehen lassen.«

»Gut, ich werde ihr sagen, daß Du da bist.«

»Daß ich –?« fuhr der Andere auf; »ja, ja,« sprach er gleich darauf, wie sich besinnend. »Sage ihr, wenn du willst, Graf Helfenberg sei da, ein scheuer Mensch, den es unglücklich mache, jemand Unbekanntes zu sehen.«

Als hierauf der Baron vorschritt, erhob sich der Kranke langsam von seinem Stuhle und trat hinter einen der Bäume, durch deren Zweige er die ganze Gestalt Eugeniens sehen konnte; er drückte die Stirn an den Stamm, seine Augen starrten nach der lieblichen Erscheinung hin, während sich seine Lippen in wildem Schmerz auf einander preßten.

Dort stand sie und reichte seinem Freunde so herzlich die Hand, dann sagte ihr dieser leise ein paar Worte, worauf sie den Kopf ein wenig wandte und mit den großen dunklen Augen ein paar Sekunden lang in den Wintergarten hinabschaute. Dabei flog etwas wie Wehmuth über ihre Züge; sie bewegte die Lippen, und wenn sein Ohr auch begreiflicherweise nicht einen Ton ihrer Worte verstand, so war es ihm als klängen sie in seinem Herzen wieder und als fühle er, daß sie sagte: »Das thut mir recht weh, o, das ist sehr unglücklich!« – Wie sie so

schön war, so wunderbar schön! Es durchzuckte den Grafen ein entsetzlicher Schmerz, als er auf sie hinstarrend nun sah, wie sie sich langsam wandte, um wegzugehen, und gleich darauf bebte es wieder wie ein unnennbares Glück in seiner Brust, als sie noch einmal das glänzende Auge nach der Richtung wandte, wo er stand.

O, warum durfte er nicht hervorstürzen, warum nicht ihren Namen rufen, tausendmal ihren geliebten Namen rufen: Eugenie! Eugenie! warum sie nicht zurückhalten, sie um die Seligkeit einer kurzen Unterredung bitten? – Warum durfte er das nicht? – O das fühlte er wohl, um nicht in ihrem Herzen das mitleidige Interesse zu zerreißen, welches das junge schöne, blühende Mädchen einst empfunden, als er sie gesehen vor der Hütte im Walde, er, der Neffe des Jägers. War doch die Theilnahme, das Mitleid, welches damals aus ihren Augen leuchtete, fast das Einzige, was ihn schmerzlich und doch wieder so süß an dieses Leben fesselte. Sah er ihn doch beständig vor sich, ihren feuchten, glänzenden Blick, als er es gewagt, ihre Hand zu berühren, ihre warme süße Hand; ja, als er sich sogar unterstanden, ihre Finger leicht und flüchtig zu küssen. O Seligkeit jenes Augenblickes, o tiefer Schmerz des gegenwärtigen! – Es war ihm, als zöge sie ihn gewaltsam nach, wie sie nun da droben verschwand; er warf die Hände wie flehend vor, um sie zurückzuhalten, oder mit dem glühenden Wunsche, ihr folgen zu dürfen, nicht körperlich, so elend wie er war, nein, alles Leid, allen Schmerz, sein Leben hinter sich lassend, ihr nahe bleiben, sie umschweben zu dürfen, ein seliger Geist.

Aber so freundlich und wohlwollend tritt der Tod nicht leicht zu einem Sterblichen; aufs tiefste erschüttert, zusammenbrechend, sank der arme Kranke wohl auf die Bank nieder, vor welcher er stand, aber sein Bewußtsein blieb ihm, das Bewußtsein seines Elends, seines Unglücks, seiner Hoffnungslosigkeit. Er preßte die Hände vor das Gesicht und war glücklich über die erleichternden Thränen, die aus seinen Augen stürzten.

Als George von Breda zurückkehrte, fand er den Freund schwach und willenlos wie ein Kind. Wohl richtete er sich auf, doch bat er den Baron, ihn noch einige Augenblicke ruhig sitzen zu lassen, da ihn eine plötzliche Schwäche übermannt.

»Du wirst mein Begehren, dich hieher zu begleiten, thöricht finden,« sagte er nach einer Pause mit matter Stimme, »und ich habe mir ein wenig zu viel zugemuthet; anderentheils aber hat es mir wohl gethan. Es war vorher eine Aufregung in mir, eine Unruhe, die ich nicht meistern konnte, die mich die ganze Nacht gequält hätte. Gott sei Dank! die ist etwas gewichen, und wenn ich mich auch abgespannt fühle, so bin ich doch ruhiger, angenehm ermüdet. Aber du, mein lieber George, wirst dich für ähnliche Besuche bedanken. Nun, das wird ja nicht häufig vorkommen.«

»Sprich nicht so, Hugo,« fiel ihm der Baron ins Wort »Du kennst mich doch wohl genugsam, um zu wissen, daß ich ein paar Nachtstunden gern aufbleibe, und besonders, wenn ein Zweck damit verbunden ist wie heute. Laß die Grübeleien, erinnere dich lieber an frühere

Zeiten, wo wir manch ehrliches Theil des Schlafes geopfert, ohne etwas davon zu haben, als anderen Tages einen schweren Kopf und einen leeren Geldbeutel.«

»Das war damals, als wir spielten.«

»Ja, als wir verspielten,« erwiderte George von Breda lachend, »und du immer gewannest.«

»Ich hatte im Spiel ein seltenes Glück,« sagte träumerisch der Graf, »habe aber auch die Wahrheit des Sprüchworts empfunden: Glück im Spiel, Unglück in der Liebe.«

»Das ist ein Kapitel, worüber du noch nie gesprochen.«

»Und auch nie sprechen werde. Es liegt in meinen Papieren, und meine Erben brechen es auf,« recitirte der Kranke mit so leiser Stimme, daß der Andere seine Worte kaum verstand. »Aber jetzt genug des grausamen Spiels,« fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen heiterer fort, »des grausamen Spiels nämlich, dir deine Nachtruhe zu stehlen. Warum ich dich noch plagen will, ist, einen Gang mit mir durch den Wintergarten nach deinem so oft gerühmten Eßsalon zu machen; ich muß mir das ansehen, denn es ist fast lächerlich von mir, es auszusprechen, und doch wahr: dein Rath, in meinem Hause an der Stadt einen ähnlichen Wintergarten zu bauen, hat mir wirklich gefallen. Es gäbe mir wenigstens eine Unterhaltung, wenn auch nur für kurze Zeit. Deßhalb laß mich dieses Appartement sehen, bis wo es in dein Haus mündet.«

Damit schritten die Beiden langsam durch das Glashaus dahin.

»Du hast die Pläne selbst gemacht?« fragte der Graf.

»Ich habe sie entworfen und durch einen Architekten ausführen lassen.«

»Den Mann kannst du mir recommandiren; wenn es dir genehm ist, kann er mir die genaue Zeichnung des Wintergartens, des Eßsalons, ja, wenn du nichts dawider hast, deines ganzen Hauses machen und mir die einzelnen Theile selbst erklären. Mich interessirt das. Ist dir's recht?«

»So recht, daß ich mich herzlich darüber freue, Hugo; ja, es macht mich ganz glücklich, daß du wieder einmal an so etwas denkst und nicht immer von anderen Dingen sprichst.«

»Ich versichere dich, meine Leidenschaft ist das Bauen,« setzte er lachend hinzu, »und wenn du bei dir anfängst, so werde ich deinen Bauaufseher machen. Ich bringe bei dir neue Dinge an, an welche ich hier leider zu spät gedacht. Hast du wirklich Lust, zu bauen?«

»Es könnte wohl sein, daß ich etwas bauen will,« entgegnete der Graf mit einem sonderbaren Tone der Stimme. Fast schämte er sich, gegen den Freund falsch zu sein, denn er dachte in Wirklichkeit nicht im Entferntesten daran. Ihm war es nur darum zu thun, einen Plan des Wintergartens und des Hauses zu erhalten, um die Stellen zu suchen, wo *sie* sich aufhielt, wo *sie* wandelte, wo *sie* ihre Tage zubrachte.

Sie befanden sich jetzt auf der kleinen Terrasse, die ins Eßzimmer führte, wo Eugenie gestanden. Genau auf denselben Platz trat der Graf ebenfalls und blickte in das

Glashaus zurück, wie sie vor wenigen Minuten gethan. O, ihm war so wohl, so selig in diesem Augenblicke! Es war ihm, als sei die Atmosphäre wunderbar verwandelt, als umwehe ihn ein eigenthümlicher geistiger Hauch, und deßhalb ging er fast behend in den kleinen Eßsalon.

»Hier speist ihr jeden Tag?« fragte er mit leiser Stimme.

»Fast jeden Tag, und nachher bleibt meine Frau und Eugenie dort am Kamine sitzen.«

»So auch heute Abend?« fragte hastig der Kranke. »Man sieht es, dort stehen noch die beiden kleinen Fauteuils. – Und hat deine Frau nicht gelesen?« setzte er mit einem fast lauernden Blicke hinzu. »Ja, es muß so sein, auf dem Gesimse des Kamins ist die Lampe stehen geblieben.«

»Ja doch, sie wird gelesen haben,« erwiderte unbefangenen George von Breda. »Dort hat sie ihren Platz. Eugenie sitzt ihr gegenüber.«

»Den Kamin muß mir der Architekt nicht vergessen,« sprach der Graf scheinbar sehr ruhig. »Es muß sich vortrefflich daran sitzen.«

Bei diesen Worten ließ er sich mit einer Aengstlichkeit, als begehe er etwas Schlimmes, auf den kleinen Fauteuil nieder, in welchem das junge Mädchen gesessen. Er blickte beinahe furchtsam auf seinen Freund hin, als halte er es für möglich, dieser könne seine Absicht merken; doch hatte der Baron, gewiß ohne dergleichen zu denken, die Lampe von dem Kamin genommen und setzte sie auf den Tisch.

»Auch die Zeichnung eines solchen Fauteuils bitte ich mir aus,« fuhr Graf Helfenberg nach einer Pause fort; »ich habe wahrhaftig nichts so Bequemes. O, wie es sich angenehm darin sitzt!«

Und in der That durchströmte ihn ein angenehmes, wonniges Gefühl; er fuhr mit der Hand über die Lehne hinab; er legte sie alsdann auf das Kamingesims; ja, er berührte nach der Reihe alle Gegenstände, die er von seinem Sitze aus erreichen konnte, den blanken Feuerschirm, der sich hin und her rücken ließ, die zierliche Schaufel und Zange, endlich den Teppich zu seinen Füßen, um sich zu überzeugen – so sagte er – ob derselbe sehr dick und weich sei – dann stand er seufzend auf.

»An diesen Eßsalon,« sprach der Hausherr, indem er die andere Thüre öffnete, »stößt noch ein kleines Kabinet, welches alsdann ins Haupthaus führt.

»Das ist ein hübsches Kabinet,« antwortete der Graf und dabei trat er hinein bis zur anderen Thür, deren Drücker er leicht mit seinen Fingern berührte. »Und nun ist es gut,« sprach er darauf, »mache deiner Frau mein Compliment und sage ihr, ich lasse um Entschuldigung bitten, sie so spät am Abend gestört zu haben; aber ohne Versprechen, daß ich es nicht noch einmal so mache. Der Wintergarten sei deliciös, und ich hoffe, ihn noch einmal in aller Einsamkeit besuchen zu dürfen. Dann vergiß du mir die Zeichnungen nicht.«

»Daran soll es nicht fehlen, und du wirst sie sehr schnell erhalten,« versetzte George von Breda, indem er den Grafen freundschaftlich unter den Arm faßte und

durch das Eßzimmer nach dem Ausgange des Wintergartens geleitete. »Auch wiederhole ich dringend meine Einladung, mein Haus als das deinige anzusehen. Komm, wann du willst, und du wirst sehen, daß wir deinen Wunsch, allein sein zu wollen, respectiren.«

»Ich danke dir herzlich,« antwortete der Kranke, und dabei reichte er dem Freunde beide Hände; »du hast mir einen angenehmen Abend gemacht. Gute Nacht, mein lieber George!«

»Warum gute Nacht? Ich begleite dich bis in deine Wohnung.«

»Welche Idee! Wozu das? – Auf keinen Fall! Dein Kutscher wird mich sicher nach Haus bringen. – Herzlichen Gruß den Deinigen und gute Nacht!«

Damit stieg er in das Coach, und ehe der kleine Friedrich, der dienstefrig am Schlage stand, diesen schließen konnte, rief er nochmals hinaus: »Aber vergiß mir die Pläne nicht.«

»Gewiß nicht.«

»Gute Nacht!«

Damit rollte der Wagen von dannen, und Graf Helfenberg befand sich für kurze Zeit in einer angenehmen, behaglichen Stimmung. Doch verflogen die lieblich gaukelnden Bilder, welche ihn beim Anblick der freundlich grünen Bäume des kleinen Eßsalons mit seinen traulichen Plätzen umschwebt, wie ein plötzlich zerrissener Traum, als nun die kalte, unheimliche Nacht ihn wieder umgab. Am Himmel wurden die fliehenden Wolken von heftigem Winde gejagt, und die nackten Aeste der Bäume

beugten sich vor dessen rauher Hand. Im zweifelhaften Mondlichte erblickte der einsam Fahrende dort den Weg, der über die Höhe führte nach jenen stillen Thälern, wo er für kurze Zeit so glücklich gewesen war und wieder so entsetzlich elend; nur einen Augenblick sah er die hellere Straße, dann wurde sie bei einer raschen Wendung des Wagens seinem Gesichtskreise entrissen, – ja, hinweggerissen, wie auch alles, was er liebte, was ihn so unendlich glücklich gemacht hätte, hinweggerissen wurde von seinem schmerzerfüllten Herzen. Selbst die Wolken über ihm flohen rückwärts, keine schien freundlich mit ihm ziehen zu wollen; ja, die welken Blätter am Boden, Regen und Schnee mochten nicht einmal mit ihm gemeinsame Sache machen: sie, die auch vergänglich waren wie er, sie jagten dorthin, wo er her kam, sein Pfad schien ihnen zu kurz, zu traurig. – Und warum mußte es so sein? Warum konnte er, so jung noch, nicht mehr freudig in das Leben hinein sehen, das ihm des Schönen, des Herrlichen so viel hätte bieten können? Warum stand er in den Jahren, wo man sich freuen und immer inniger fühlen soll, schon am Ende seiner Tage? Warum? – warum? Und dieses warum? fragte er sich oft, und bei jeder neuen Frage schloß er jetzt, wo er allein war, krampfhafter seine Hände, biß er sich die Lippen blutig. – Warum? – warum? Für die Erde, die jetzt kalt, schwarz und finster um mich liegt, ist diese Sturmnacht, diese winterliche Erstarrung nur ein vorübergehender schwerer Traum, warum nicht auch für mich? Gräser und Blumen, die jetzt der starre Tod umfassen hält, werden aufleben zu einem frischen

Dasein wie früher, warum ich nicht? Sie werden noch mit Liebe angeschaut werden, noch lange, lange Jahre von leuchtenden, liebenden Menschaugen, warum ich nicht? Warum? – warum?

Damit biß er aufs Neue die Zähne zusammen, und wie leuchtende Blitze fuhr das, was er vor kurzer Zeit gesehen, die glänzend bestrahlten Blätter des Wintergartens, einen zierlichen Rahmen bildend, in welchem ihre wunderbare Gestalt erschien, an seiner Seele vorüber, und wie es nicht mehr geschehen seit längerer Zeit, so erfaßte jetzt auf einmal wieder grimmige Verzweiflung sein Herz; er bäumte sich auf und stöhnte: Nein, ich will nicht! – ich will nicht!

Da war es gut für den Unglücklichen, daß in diesem Augenblicke der Wagen aus schnellem Laufe mit einem plötzlichen Rucke hielt und so gewaltsam seine finsternen Träumereien zerriß. Zu abgespannt und gleichgültig, um nach der Ursache des Haltens zu blicken, drückte er sich fest in die Ecke des Coupé's, und doch konnte er sein Ohr, wie er wohl gewünscht, nicht verschließen, und vernahm deshalb die Stimme des Kutschers, der scheltend sagte: »Das lief noch einmal gut ab, aber wer heißt Euch auch wie toll und blind in meine Pferde hineinlaufen?«

Darauf antwortete eine andere Stimme: »Sie werden mir zugeben, lieber Freund, daß man bei der finsternen Nacht gerade nicht blind zu sein braucht, des andern Prädikats gar nicht zu gedenken, um mit einem so polizeiwidrig rasch fahrenden Wagen, der nicht einmal Laternen hat, auf höchst unangenehme Art zusammen zu

gerathen. Statt zu schimpfen, hätten Sie besser gethan, sich zu entschuldigen; item, merken Sie sich das für ein ander Mal.«

Der Graf horchte auf, als er diese Stimme vernahm, die ihm bekannt vorkam; er blickte hinaus. Schon setzte sich der Wagen in Bewegung, da erkannte er die kleine Gestalt des Armenarztes, der an der Straße stand und heftig mit seinem Regenschirm gesticulirte.

Warum mußte gerade dieser die Ursache sein, daß der Graf seinen finsternen Gedanken entrissen wurde? Warum mußte ihm der Arzt gerade jetzt in den Weg treten, als er verzweifelnd nirgend mehr Hülfe und Rettung sah? Oft erscheint, wenn wir in dunkler Nacht gehen, dicht vor unseren Augen etwas wie ein zuckendes Licht – es ist nicht das Leuchten eines Blitzes, es ist nicht der Strahl eines Sternes, aber es zerreißt auf Momente die trostlose Finsterniß, es ist im Stande, unsere Gedanken zu wenden. So war es dem Grafen, als er plötzlich die kleine Gestalt des Arztes der Armen, seines Arztes vor sich sah; gehörte er doch auch zu denen, die in dessen Pflege waren; war er doch ärmer als alle die Armen.

Ein Zug an der Schnur, die von dem Arme des Kutschers in das Coupé hinein ging, machte die Pferde augenblicklich wieder halten; Graf Helfenberg öffnete den Schlag und rief den Namen des Doktors, welcher alsbald näher trat und erstaunt ausrief: »Aber ums Himmels willen, Euer Erlaucht, bei diesem Wetter auf der Straße? Sie werden mir erlauben, daß mich das fast noch mehr

wundern muß als vorhin der Ueberfahrungs-Versuch Ihres Kutschers.«

»Und Sie, bester Doktor, was machen Sie so spät hier?«

»Was ich so spät hier mache? O, gnädiger Herr, den Glücklichen und den Aerzten schlägt keine Stunde.«

»Erklären Sie mir das deutlicher. Aber, wenn ich bitten darf, in meinem Wagen – ich fahre Sie nach Hause.«

»Meinetwegen denn; ich folge Ihrem Befehl. Aber ehe ich einsteige, werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß bei diesem Nachhauseführen doch nur die Wohnung Euer Erlaucht gemeint sein kann.«

»Nein, nein, die Ihrige, lieber Doktor,« sagte hastig der Graf. »Aber kommen Sie in den Wagen.« – Der kleine Arzt war immer noch auf dem Tritte des Wagens stehen geblieben.

»Euer Erlaucht werden mir verzeihen, wenn ich in dem Punkte eigensinnig bin wie ein altes Maulthier. *Aut Caesar, aut nihil*, das heißt nach Ihrer Wohnung fahren oder gar nicht.«

»Ich sehe wohl, mit Ihnen ist nicht zu spaßen. So kommen Sie denn herein. Wenn Sie aber vorher die Gefälligkeit hätten, dem Kutscher zuzurufen, er solle nach Hause fahren, so wäre ich sehr dankbar dafür.«

Also that Doktor Flecker, dann schüttelte er seinen Regenschirm ab und trat in das Coupé, welches im raschen Laufe der Pferde davon fuhr.

Gleich darauf erreichten sie das Pflaster, wo das Rollen auf den Steinen die Couversation sehr beschwerlich

gemacht hätte, weßhalb eine solche unterblieb. Wenige Zeit nachher kamen sie auch vor das Palais des Grafen, der Wagen hielt unter dem Thorbogen, und augenblicklich wurde der Schlag geöffnet, worauf der Doktor zum großen Erstaunen der Dienerschaft dem Coupé entsprang. Sorgfältig half er dem Grafen aussteigen und geleitete ihn bis an die Haustreppe. Hier wollte er sich empfehlen, doch sagte ihm der Kranke: »Wenn Sie nicht gar zu sehr pressirt wären, mein lieber Doktor – eine Frau, die Sie sehnlich erwarten könnte, haben Sie, glaube ich, nicht – so würde ich es als eine Gunst ansehen, wenn Sie noch eine halbe Stunde bei mir eintreten wollten. Es wäre ein gutes Werk, mit mir noch ein wenig zu plaudern, das wäre Recept und Arznei, die Sie einem armen Kranken, wie ich bin, nicht vorenthalten dürfen.«

»Und woraus ich mir ein Vergnügen mache,« entgegnete heiter der Doktor. »Wenn Eure Erlaucht mir also erlauben, so steigen wir hinauf. Die Luft auf der Treppe ist ein bischen kühl.«

Damit faßte er den Grafen unter dem Arm, und Beide stiegen langsam an den Ritterfiguren, die bei den flackernden Lichtern, welche die Lakaien trugen, fast freundlich aussahen, vorüber, die Treppe hinauf.

Der alte Portier drunten blickte seinem Herrn und dessen Begleiter einen Augenblick voll Theilnahme nach, dann patschte er Einem von der Dienerschaft, der bei ihm stehen geblieben war, mit der dicken, fleischigen Hand

auf die Brust und sagte: »Wenn ich je einmal König werden sollte, der kleine Doktor müßte mein Leibarzt werden. Was der Mann mit den einfachsten Hausmitteln auszurichten versteht, davon habt Ihr gar keine Idee.«

Dieses Lob des alten Pförtners gründete sich darauf, daß ihm der Doktor bei allerlei Magenbeschwerden, die er häufig hatte, bald diesen, bald jenen Liqueur verordnete, oder ihn bei Indigestionen mehrere Tage lang auf Kamillenthee und sonst nichts gesetzt hatte. – Hausmittel in der That, die denn auch immer eine vortreffliche Wirkung geäußert.

Der Graf war schon längst oben in den Zimmern verschwunden, als ihm der Portier immer noch nachblickte, immer noch kopfnickend, in tiefes Nachsinnen versunken, und dann, ehe er in seine Loge zurücktrat, seufzend bemerkte: »Ja, Hausmittel! Hausmittel! die hätten dem armen Herrn auch besser gethan als all die Kuren, mit denen sie ihn schon gequält haben. Wie schon gesagt, ich König und der kleine Doktor da mein Leibarzt.«

Oben in dem uns bekannten Kabinette angekommen, ließ sich Graf Helfenberg, von dem Exceß, den er begangen, doch einigermaßen ermüdet, in seinen Lehnstuhl am Kamine nieder, nachdem der Kammerdiener für den Doktor einen anderen herbeigerollt.

»Sie sind Raucher?«

»Zu Haus ein Anhänger der langen Pfeife.«

»Nehmen aber auch ausnahmsweise eine Cigarre?«

»Mit Vergnügen.«

»Und was glauben Sie, bester Doktor,« fuhr der Hausherr lächelnd fort, »zu einem Tropfen sehr guten Punsch? Das könnte nach der Fahrt in der kalten Nacht wohl nichts schaden.«

»Ich glaube nicht, daß wir damit ein Unrecht beginnen,« meinte lachend Doktor Flecker.

Der Kammerdiener entfernte sich, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten.

»Und erlauben Sie mir auch ein Glas?« fragte der Hausherr.

»Immerhin, das wird Eurer Erlaucht nicht den geringsten Schaden thun.«

»Schaden *mehr* thun, wollten Sie sagen,« erwiderte der Andere und betonte das ›mehr‹ sehr scharf. »So seid ihr Aerzte. Zuerst quält ihr uns mit Arzneien und Enthaltbarkeit, um am Ende der Sache ihren Lauf zu lassen, wie Gott will.«

»So war es in der That nicht gemeint,« versetzte der Armenarzt. »Ich halte einen guten Punsch für ein sehr unschuldiges Getränk.«

»Sei es darum,« sprach Graf Helfenberg, indem er sich in seinem Fauteuil ausstreckte. »Wir wollen einmal einen kleinen Exceß begehen auf ihre Verantwortung. Die Cigarre habe ich mir schon zugelegt, und da Sie es erlauben, also auch ein paar Tropfen Punsch.«

Dieser wurde auch im nächsten Augenblicke von dem Kammerdiener in einer kleinen Krystallbowle gebracht. Derselbe füllte auf den Wink des Grafen zwei Gläser und verließ eben so schweigend wie vorhin das Zimmer.

»Wo kommen Sie denn so spät her, bester Doktor,« fragte der Hausherr nach einer Pause, »bei diesem entsetzlich schlechten Wetter?«

»Natürlich von einem Kranken, Erlaucht.«

»Aber da draußen wohnt ja Niemand mehr.«

»O ja, in den kleinen Häusern an der Chaussee viele arme Leute.«

»Richtig, arme Leute.«

»Meine Patienten.«

Der Graf sah mit einem Blick der Theilnahme auf den kleinen Doktor, der behaglich aus seinem Punschglase schlürfte. Sein Rock war überaus einfach, auch nicht nach neuem Schnitt und das wirklich abscheuliche Wetter hatte seine Stiefel und den unteren Theil seiner Beinkleider ziemlich stark mitgenommen.

»Ich hatte da einen sehr schönen, interessanten Fall,« sagte der Doktor, wobei er in die glühenden Kohlen des Kamins blickte. »Ein schwerer Fall, der mich recht freut.«

»So! ein schwerer Fall kann den Arzt recht freuen?«

»Das will ich meinen, je nachdem der Ausgang ist. – Daß wir Aerzte,« fuhr der Doktor fort, »sehr häufig im Dunkeln umher tappen, ist eine alte Geschichte, und sehr wahr das Gleichniß mit dem Stock und dem Topf; auch wird gar zu häufig der Topf getroffen. Um so freudiger ist es dann aber für Jemand, der seine Wissenschaft wirklich von Herzen liebt, wenn ihm auf einmal im Finstern selbst

der unbedeutendste Lichtstrahl erscheint, wenn man ein-
sieht, man war auf falschem Wege, und biegt nun plötz-
lich mit aller Sicherheit endlich in die richtige Straße
ein.«

Der Graf hatte den Kopf auf die Hand gestützt und
lauschte aufmerksam. »So geben Sie zu,« sagte er nach
einem kleinen Stillschweigen, »daß ihr Aerzte euch öfters
irrt?«

»Davon ist Niemand besser überzeugt, als ein denken-
der Arzt selbst,« erwiderte eifrig der Andere.

»Und doch habe ich noch nie gehört,« sprach der Graf,
»daß ein Arzt selbst beim schwierigsten Falle in Verlegen-
heit gekommen wäre, augenblicklich zu sagen: Dies oder
Das ist die Krankheit des Patienten.«

»Es gibt allerdings Bevorzugte unserer Kunst, die, ich
möchte sagen, von der Natur mit einem glücklichen
Scharfblick begabt sind, um sogleich die Diagnose einer
Krankheit stellen zu können.«

»Die sich aber auch irren können und dann wieder um
so weniger geneigt sind, den falschen Schritt, den sie viel-
leicht gethan, anzuerkennen. O, ich kenne das!« bemerk-
te der Graf.

Hierauf versank er wieder in tiefes Nachdenken, doch
schien dasselbe unangenehmer Art zu sein; sein Kopf glitt
von der Handfläche herab, und die Finger gruben sich in
sein Haar.

Doktor Flecker blickte mitleidig zu ihm hinüber und
hatte offenbar eigenthümliche Gedanken, als er in dem
prächtigen Kabinet umherschaute, all diesen Reichthum,

all diesen Luxus sah und dazu die lzusammengebrochene Gestalt des jungen Mannes vor sich.

Dieser richtete sich nach einiger Zeit hastig in die Höhe, warf einen festen, durchdringenden Blick auf den Arzt und fragte ihn mit scharfem und bestimmtem Tone: »Und was *mir* fehlt, darüber scheint bei allen Aerzten kein Zweifel zu herrschen, und Ihre Ansicht vereinigt sich mit denen der Uebrigen. – – Bitte, lieber Doktor, gehen Sie mit eine Antwort,« fuhr er nach einer Pause fort, als der Arzt achselzuckend schwieg.

»Ich hatte, wie Eure Erlaucht am besten wissen, noch nie Gelegenheit, Ihren Zustand genauer zu untersuchen. Wenn ich mir ein Urtheil nach dem bloßen Augenschein erlauben dürfte, so stimmt es allerdings mit dem überein, was ich von Ihrem Zustande gehört.«

»Daß ich –? Bitte, ohne Umschweife!«

»Daß sich bei Eurer Erlaucht Symptome eines Rückenmarkleidens zeigen.«

»Symptome!« lachte bitter der Kranke. »Davon kann nicht mehr die Rede sein, sondern von einer ausgebildeten Krankheit unter den gefährlichsten Anzeichen. – Oder den besten,« setzte er finster hinzu, »wenn ich endliche Erlösung für ein Glück halte.«

Er drückte seine rechte Hand fest auf die Stirn, dann fuhr er fort: »Ja, so ist es; so haben mir eine Menge Ihrer Collegen gesagt, und darauf hin habe ich Kuren durchmachen müssen, die oft schlimmer waren, als meine Leiden selbst. Nehmen wir also an: es ist, wie auch Sie sagen. Und ich bin jetzt selbst so davon überzeugt,

daß ich seit langer Zeit mit Niemanden mehr darüber sprach. Doch ich weiß nicht, wie es kommt, bester Doktor – bin ich heute Abend durch einige Zufälligkeiten erregter, empfänglicher, als sonst? – Genug, ich habe ein solches Vertrauen zu Ihnen gefaßt, daß ich – nicht an eine Rettung glaubend,« sprach er, bitter lächelnd – »aber einen Trost darin finde, gerade mit Ihnen ein paar Worte über meinen Zustand zu reden.«

»Was mir vom höchsten Interesse ist!« entgegnete Doktor Flecker, wobei er sich vornüberbeugte und seine Brillengläser scharf auf den Kranken richtete.

»Es ist vielleicht kindisch von mir,« meinte Graf Helfenberg mit einer leicht vibrirenden Stimme; »aber bitte, wiederholen Sie mir nochmals, daß auch Aerzte sich irren können!«

»Recht gern und mit bestem Gewissen!« versetzte lachend der Doktor. »Es irren sich nicht nur Armenärzte und Armendoktoren, die das Recept für sechs Kreuzer schreiben, sondern auch Geheime Obermedicinal- und Sanitätsräthe, Generalstabs-, Hof- und Leibärzte, und wie alle die vornehmen Chargen heißen mögen, die der liebe Gott zur Beglückung des leidenden Menschengeschlechts in diese liebe Welt gesetzt.«

»Gut denn. Wenn ich eine Indigestion habe,« fuhr der Graf fort, »so habe ich vielleicht zu stark dinirt; einen Kattarrh, ein schlimmes Fieber oder dergleichen, so habe ich mir das durch eine Erkältung zugezogen. Welche Ursache liegt nun meinem Leiden zu Grunde? Ich weiß, was Sie mir als Arzt entgegnen werden und was mir schon

unzählige Mal entgegnet worden ist. Nachdem ich lange in die betreffenden Aerzte gedrungen, sprach man achselzuckend und bedauernd von einer wild verlebten Jugend, von meinen Reisen in Italien, meinem Aufenthalte in Paris, und was alles sonst noch. Nun kann ich Ihnen aber mein heiliges Ehrenwort geben – was ich bis jetzt nicht der Mühe werth gehalten,« setzte der Kranke stolz hinzu, »und woraus Sie sehen können, lieber Doktor, wie sehr ich Sie schätze und achte – daß ich weniger wild gelebt, als Tausende meiner Bekannten; daß meine Reisen in Frankreich und Italien von keinen Extravaganzen begleitet waren. Ja, ich will Ihnen gestehen, was ich nie einem Menschen gestand, daß ich eben diese letzten Reisen, von welchen man meine Leiden herschreiben will, mit dem geliebten Bilde eines Mädchens in meinem Herzen machte, das mir als Schutzgeist diente und mich von Vielem, Vielem zurückhielt. Was ich Ihnen eben sagte,« fuhr der Graf mit feierlicher Stimme fort, indem er die Hand erhob, »ist die strengste Wahrheit, und wenn Sie mich in einer schweren Stunde wieder darum befragen würden, so könnte ich mit dem besten Gewissen nicht anders sprechen. Glauben Sie also meinen Worten?«

»Ich glaube fest daran!« entgegnete der Armenarzt mit weichem Tone.

»Das vorhin Angegebene kann also nicht die Ursache meiner Leiden sein; noch weniger aber sind sie ererbt; denn auch Sie werden vielleicht wissen, daß sich mein

Vater und mein Großvater derselben vortrefflichen Gesundheit erfreuten, wie ich selber bis zu jenem Augenblicke, wo ich die Anfänge meines Leidens fühlte.«

»Und dieses Augenblickes erinnern Sie sich deutlich?«

»Als wenn es heute wäre! Es traf da Einiges zusammen, was mich auch sonst ihn nicht leicht vergessen ließe.«

Der Doktor hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört.

»Darf ich Eure Erlaucht,« sagte er alsdann, »nur eine Mittheilung aus jener Zeit bitten? Wenn Ihnen das nämlich thunlich erscheint,« setzte er, wie seine Forderung entschuldigend hinzu.

»Warum nicht! Es ist mir sogar eine Erleichterung,« erwiderte Graf Helfenberg. »Es war zu Rom während des Carnevals; wir hatten alles mitgemacht, was ein Fremder in dieser tollen Zeit mitzumachen pflegt: wir befuhren den Corso, wir besuchten Theater und Bälle, wir amüsirten uns bis gegen Morgen, während wir die Hälfte des Tages verschliefen.«

»Der Herr Graf sagten: *wir*; dürfte ich fragen, wen Sie unter dem *Wir* verstehen?«

»Ja so, das habe ich vergessen. Ich traf in Florenz einen Russen meines Alters, der mir ausnahmsweise sympathisch war, ja, zu dem ich mich so hingezogen fühlte und er zu mir, daß wir in kurzer Zeit unzertrennlich waren, in eine Wohnung zogen und alle Excursionen zusammen machten. Es war ein nobler Charakter und wissenschaftlich weit gebildeter, als ich, was am Ende nicht viel sagen will; aber er hatte in der That enorme Kenntnisse, hatte

schon mehrere Jahre in Italien zugebracht, und sprach die Landessprache mit einer wunderbaren Fertigkeit, fast ohne fremden Accent. Wir sahen einander ähnlich, ja, man hatte uns schon für Brüder gehalten. Seine Kenntniß des Landes und der Sprache halfen ihm bei manchen seiner tollen Abenteuer. Ja, er führte zuweilen ein tolles Leben,« sprach der Kranke nach einer Pause seufzend; »bei ihm würde mich Alles nicht wundern, und er ist frisch und gesund. – Aber weiter.

»Eines Tages während des Carnevals war ich unwohl und blieb zu Hause; er fuhr allein auf den Corso, speiste mit mir und ging allein auf den Ball, von wo er endlich spät in der Nacht nach Hause kam und es nicht unterlassen konnte, mich zu wecken, um mir eine der köstlichsten Geschichten zu erzählen, so sagte er, die ihm jemals passirt. Ehe ich auf den Corso ging, erzählte er, schlenderte ich zu meinem Schneider, um mir einen Maskenanzug für den Abend zu besorgen; ich sah da einen einfachen, aber sehr eigenthümlichen Domino, und ich weiß nicht, wie mir die Idee kam, einen solchen für den Abend haben zu wollen. Der Schneider machte wegen der Kürze der Zeit und auch sonst noch wegen etwas, das ich damals nicht begriff, Schwierigkeiten, aber mit Gold kann man Vieles durchsetzen. So versprach er mir denn den gleichen Domino, hielt auch sein Wort, und ehe ich auf den Ball fuhr, warf ich bei ihm den bestellten Anzug über meine Kleider. Der Ball war voll Masken und des bekannten tollen Gewühls. Ich fand wenig Bekannte und amüsirte mich Anfangs. Endlich aber werde ich von einem

schwarzen weiblichen Domino auffallend intrigiert; derselbe hatte eine stahlblaue Atlaßmaske vor dem Gesichte, aus dem ein paar glänzender Augen hervorstrahlte. Eine gute Weile glitten wir bei einander vorüber, uns bald hier, bald da im Saale treffend und einige Worte wechselnd. Das dauerte vielleicht eine halbe Stunde, worauf die Unbekannte verschwunden war. Kurz darauf aber vernahm ich ihre Stimme wieder, doch hatte sie jetzt einen rosa Domino und eine weiße Maske. Man hat nun meine Spur verloren, sagte sie. Hast du deinen Wagen drunten? – Was sollte ich antworten? Ohne mich aber viel zu besinnen, entgegnete ich, allerdings sei der Wagen drunten. – So laß ihn dicht an der Treppe vorfahren, antwortete sie, ich folge im Augenblicke. Da hatte ich den Anfang des schönsten Abenteuers, und ich beschloß, Gebrauch davon zu machen, berichtete mein leichtsinniger Russe weiter. Ich ließ meinen Wagen vorfahren, der rosa Domino folgte, wie er gesagt, wir stiegen ein. Wohin? fragte ich. Das wird doch dein Kutscher wissen, entgegnete sie, nur fort, fort! wir dürfen hier nicht halten. Ich gab François ein Zeichen, und der Wagen rollte davon. Wohin? war mir vorderhand gleichgültig, daß aber mein Kutscher stille, dunkle Straßen aufsuchen würde, dafür kannte ich ihn. So fuhren wir also in der Finsterniß fort, ich sehr gespannt auf die Entwicklung dieser Geschichte. Der Anfang dieser Entwicklung ließ auch nicht lange auf sich warten; sie drängte sich an meine Brust, indem sie sagte: Den ganzen Tag habe ich vergebens nach dir gesehen, du böser Mensch; warum kamst du nicht? – Da man in Rom

zur Zeit des Carnevals bei ähnlichen Veranlassungen nirgendwo anders hinkommen kann, als auf den Corso, so antwortete ich kecklich, ich sei mehrere Stunden dort gewesen, was auch keine Lüge war. – Aber unter unserem Balcone habe ich dich nicht gesehen, forschte sie weiter. Mußte ich mich denn nicht in Acht nehmen? erwiderte ich, das römische Leben kennend; er ging ja gar nicht von deiner Seite. – Ach, das ist wahr! seufzte sie; leider ging er nicht von meiner Seite, auch heute Abend nicht, und wenn mir nicht Cecce geholfen hätte – sie spaziert mit meinem schwarzen Domino und meiner blauen Maske statt meiner oben im Saale – so wäre es mir auch jetzt nicht einmal möglich gewesen, dich einen kleinen süßen Augenblick zu sehen.

»So erzählte mein Russe,« fuhr der Graf fort, und als er so erzählt, lächelte er vergnügt in sich hinein, ehe er weiter sprach: Ja, sie hatte Recht, wir sahen uns einen kleinen süßen Augenblick, bei welchem ich vor Entzücken und auch wieder vor Angst zitterte wie nie in meinem Leben. Anfänglich hatte ich geglaubt, es sei auf eine Prelerei abgesehen und ich habe es mit einer listigen Person zu thun. Aber das war sie nicht, und wenn auch keine Rose ohne Dornen, so war sie doch eine frische Rose. – Wir kamen glücklich auf den Ball zurück, und somit wäre das Abenteuer in allen Theilen glänzend ausgefallen, wenn ich so klug gewesen wäre, mich darauf nach Hause zu begeben. Ich blieb aber noch da, und als ich nach ein paar Stunden verschwinden wollte, traf ich bei einer Ausgangsthür Nase an Nase mit jenem Domino zusammen,

dessen Copie ich war. Da ich mich im Unrecht wußte, so blieb ich erwartend stehen, doch ließ mich der Andere unangeredet vorüber, nur sah ich aus seiner schwarzen Maske ein paar blitzende Augen auf mich gerichtet. So langsam wie möglich stieg ich die Treppen hinab, um ihm Zeit zu lassen, mir zu folgen, was er übrigens nicht that, und erreichte unangefochten meinen Wagen, setzte mich hinein und fuhr nach Hause.

»Das erzählte er mir,« fuhr der Graf nach einer Pause fort, »und auch ich war leichtsinnig genug, über das köstliche Abenteuer, wie er es nannte, mit ihm zu lachen. – Es sollte aber seine ernstesten Folgen haben.

»Das kann ich mir denken,« sagte kopfnickend der Armenarzt, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört.

»Schon den andern Abend,« sprach der Graf weiter, »als wir vom Monte Pincio über die spanische Treppe hinab stiegen – es dunkelte bereits – drängte sich ein Kerl an uns und stieß plötzlich mit dem Messer nach mir. Mein Freund aber hatte die verdächtige Bewegung bemerkt, und von einem tüchtigen Faustschlage getroffen, rollte der Bandit die Stufen hinab. Aehnliches wiederholte sich indessen in den nächsten Tagen, und dabei war es merkwürdig und nicht gerade angenehm für mich, daß meistens mir die Attentate galten. Ich muß gestehen, daß mein Russe darüber in Verzweiflung war und, als diese Anfälle gar nicht mehr aufhören wollten, zur

Abreise rieth. Wir trafen denn auch alsbald dazu unsere Anstalten; doch ehe wir uns in den Reisewagen setzten, erkrankte mein Freund plötzlich anscheinend mit gefährlichen Symptomen, so daß er zurückbleiben mußte. Natürlich wollte ich ihn nicht verlassen, doch beschwor er mich, nach Neapel vorauszugehen, wobei er die Hoffnung aussprach, mir bald nachfolgen zu können. Dagegen stellte ich ihm vor, wie es mir für seine Pflege besser erscheine, wenn ich in der Nähe bleibe. – Umsonst! er versicherte mir, die Angst wegen neuer Anfälle würde ihn nicht zur Ruhe kommen lassen und immer kränker machen. Einmal aus dem Kirchenstaate hinaus würden diese Geschichten schon aufhören. Was ihn selbst anbelange, so müsse er jedenfalls einige Zeit zu Hause bleiben, könne sich also vollkommen schützen, und dann scheinen auch unsere unsichtbaren Feinde der festen Meinung zu sein, ich sei der Uebelthäter. – Interessirt es Sie auch, Doktor, was ich Ihnen erzähle?« unterbrach sich der Hausherr und nahm ein paar Tropfen von seinem Punsche.

»Ob es mich interessirt!« erwiderte der Armenarzt. »Ich bin sehr begierig auf den Verlauf und Schluß.«

Und wirklich hatte er auch die Stellung Jemandes angenommen, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhört. Schon eine lange Zeit saß er vornübergebeugt und hielt sein Punschglas in der Hand, und die vortreffliche Cigarre war ihm längst ausgegangen, ohne daß er es zu bemerken schien.

»Bitte, Erlaucht,« sagte er, »lassen Sie mich nicht zu lange auf das Ende warten.«

»Wir sind bald am Ende,« entgegnete der Graf. »Ich verließ Rom und meinen Freund mit schwerem Herzen, nachdem ich noch für ihn gethan, was ich gekonnt. So ließ ich unter Anderem meinen deutschen Kammerdiener bei ihm zurück, und behalf mich mit einem Italiener, der sich mir herrenlos bei meiner Abreise vorstellte und der ein vortrefflicher Bedienter war.«

»Ah!« machte der Doktor, und dieses ›Ah!‹ klang halb wie ein Seufzer, halb wie ein Ausruf der Ueberraschung.

»In Albano,« fuhr der Kranke fort, »blieb ich fast acht Tage, immer hoffend, der Zustand meines Reise-Gesellschafters würde sich vielleicht bessern und ihm erlauben, mir zu folgen. – Vergebens. – Aber hier in Albano war es, bester Doktor,« sagte der Graf mit einem düsteren Blicke auf sein Gegenüber, »wo sich die ersten Anfänge meines Leidens zeigten.«

»Da schon? Ja, es ist möglich,« entgegnete der Arzt mit ganz leiser Stimme.

»Ich spürte eines Morgens eine leichte, aber vorübergehende Schwäche in meinen Gliedern; es flimmerte mir wie ein Nebel vor den Augen, auch hatte ich Brustbeklemmungen. Das ging aber vorüber und ich dachte nicht weiter daran. Erst als ich einige Zeit in Neapel war – mein Freund war vierzehn Tage nach meiner Abreise wieder hergestellt und eingetroffen – stellten sich abermals dieselben Erscheinungen ein und blieben mir von da an,« setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, »beständige und

treue Begleiter. Ich zog die berühmtesten Aerzte zu Rathe, man zuckte die Achseln, man rieth mir, Italien zu verlassen, deutsche Bäder zu gebrauchen. Doch sah ich wohl an den Mienen Ihrer italienischen und französischen Collegen, von welcher Art sie mein Leiden hielten und welche Ursachen man demselben unterlegte.«

»Und jener italienische Bediente,« forschte der Doktor mit einer wahren Aengstlichkeit, »den Sie in Rom annahmen? Blieb er lange bei Ihnen? Wann und wo verließ er Sie?«

»Er verließ mich in Neapel, wenige Zeit nachher, nachdem der Russe mit meinem Kammerdiener dort eingetroffen war. Er ging nach Rom zurück, wohin ihn Familien-Angelegenheiten riefen.«

»Er ging nach Rom zurück,« wiederholte der Doktor mit dem gewöhnlichen Tone seiner Stimme, dann setzte er hinzu, aber so leise, daß der Kranke seine Worte nicht verstehen konnte: »Nachdem sein Werk vollendet; – ein Lichtstrahl! ein Lichtstrahl!«

Doch blickte er in die Höhe, und man hätte sehen müssen, wie seltsam seine Augen glänzten, wenn die blaue Brille nicht gewesen wäre.

»Daß es mir bei deutschen Aerzten und in deutschen Bädern nicht besser ging,« sagte der Graf nach einer Pause, »haben Sie gehört und sehen es mir wohl auch an. Ich las es auch in den Mienen berühmter Leute Ihres Faches, daß ich ein verlorener Mann sei.«

»Und sprachen Sie bei diesen Consultationen,« fragte Doktor Flecker, nie von dem Vorfalle in Rom, wie Sie mir ihn erzählten? Thaten Sie das nie?«

»Wohl that ich es, und erinnere mich dabei wohl einer sarkastischen Aeußerung, die mir in die Seele schnitt. Es fragte mich einer Ihrer Collegen, ob ich selbst recht viele solcher Abenteuer bestanden, wie ich da von meinem russischen Reisegesellschafter erzählt. Was sollte ich darauf erwidern? Ich zuckte die Achseln und schwieg.«

Das Benehmen des Armenarztes hatte sich gegen das Ende der Erzählung auf eine merkwürdige Art verändert; so unbeweglich er vorhin da gesessen, Punschglas und Cigarre in der Hand, so beweglich war er jetzt mit einem Male geworden; dabei schien er sehr zerstreut, denn er setzte das Punschglas in die Asche des Kaminfeuers, während er die Cigarre auf das Kamingesimse legte. Dann rückte er hin und her, wie Jemand, dem es unbehaglich ist, still sitzen bleiben zu müssen, und der gern auf und ab laufen möchte, um irgend etwas, das ihn auf der Seele drückt, Luft zu machen. Auch gesticulirte er sonderbar mit Armen und Händen, fuhr jetzt mit der einen Hand durch sein Haar und nahm mit der anderen die Brille ab, um deren Gläser zu wiederholten Malen mit seinem Rockzipfel zu putzen. Wenn er aber für Momente so ohne Augengläser da saß, so hätte der Graf bemerken können, wie der Blick des Doktors jetzt außerordentlich heiter, dann wieder tief betrübt schien, und dazu paßte auch

vollkommen die Stellung seiner Mundwinkel, nach welcher man hätte glauben sollen, er wolle jetzt laut auflachen und gleich darauf in ein betrübtes Weinen ausbrechen.

»Für das, was Sie mir mitgeteilt, Herr Graf,« sprach er nach einem längeren Stillschweigen, »sage ich Ihnen meinen besten Dank. Wenn ich Ihnen bemerke, daß ich viel daraus gelernt, so werden Sie mir hoffentlich glauben. Dabei kann ich Ihnen allerdings nicht verschweigen, daß ich mich gewiß nicht für gescheidter halte, als unzählige meiner Collegen; aber Sie werden mir zugeben, daß es im Menschenleben Augenblicke gibt, wo man – wie soll ich in der Geschwindigkeit sagen? – empfänglicher ist, aufgeweckter, erleuchteter – erleuchteter, das ist das Wort! wo einem plötzlich auf Momente die Nebel schwinden, die der liebe Gott so weise über Vieles in seiner Schöpfung gebreitet, wo man einen Blick thut in der Wesen Inneres, vor dem man zurückschrickt aus Freude und Entzücken. – – Aber nein, nein!« unterbrach er sich selber, indem er aufsprang und sich, mit den Händen heftig gesticulirend, dicht vor den Grafen stellte; »ich muß das ruhiger sagen. Sie werden am Ende glauben, Herr Graf, der allerdings vortreffliche Punsch habe mich exaltirt; und doch, wenn Sie sich in meiner Lage befänden, müßten Sie mir zugeben, daß ich nicht anders sprechen kann, als ich spreche; ja, Sie müßten mir verzeihen, wenn ich hier vor ihren Augen einen Luftsprung machte. A–a–a–h!«

Damit schnappte er nach Luft und faßte sich dann mit seinen beiden Händen an dem eigenen Rockkragen, wie um sich selbst ein wenig zurecht zu schütteln.

Der Kranke hatte mit nicht geringem Erstaunen diesen seltsamen Worten des Doktors zugehört. Daß etwas Besonderes dahinter stecken müsse, und vielleicht für ihn etwas sehr Gutes, ja, unendlich Glückliches, begriff er wohl und richtete sich deshalb hastig aus seiner gebückten Stellung auf, den Doktor erwartungsvoll und fragend ansehend.

»Ich muß mir selbst eingestehen,« fuhr dieser fort, wobei er sich vor die Stirn schlug, »daß ich ein alter, unzurechnungsfähiger Narr bin und mich betrage wie ein Kind. Aber,« setzte er mit vor Rührung zitternder Stimme hinzu, indem er seine Rechte auf die Schulter des Grafen legte, »Sie werden mir zugeben müssen, daß es wohl verzeihlich ist, wenn jemand, der in tiefer Finsterniß gewandelt, auf einmal aufschreit, da er einen Lichtstrahl sieht.«

»Einen Lichtstrahl? O, einen Lichtstrahl?«

»Ich sollte nicht so sprechen,« sagte der Doktor mit etwas weniger Lebhaftigkeit, aber einem Tone der Stimme, der ihm vor Rührung fast umschlug. »Und ich will auch mein Maul halten, Ihnen keine Hoffnungen zu machen, die sich vielleicht doch nicht erfüllen könnten.«

»Aber ich bitte, sprechen Sie!« erwiderte hastig der Kranke. »Was liegt am Ende an einer Hoffnung mehr oder weniger? Mir sind schon so viele verschwunden, daß ich mich bald daran gewöhnt habe. – Ist es doch immer eine

Hoffnung, die vielleicht für Tage, ja, Wochen aushält und die wenigstens das Gute hat, mir momentan eine kleine Freude zu machen. – Sie glauben,« forschte er nach einer Pause, während welcher ihn der Armenarzt kopfnickend betrachtet, weiter, »mein Leiden sei anderer Art, als man mir bis jetzt gesagt?«

»Ich glaube so,« sprach der Andere feierlich.

»Sie glauben an eine Ursache, die – wie soll ich mich ausdrücken? – in ihren Wirkungen minder gefährlich wäre?«

»Minder gefährlich? – Das kann nur Gott wissen. Aber ich glaube an eine Ursache, der wir vielleicht im Stande sind, mit unseren Heilmitteln erfolgreich entgegen zu wirken.«

»Erfolgreich, Doktor!« rief der Kranke, während sein Körper zusammenzuckte. »O, seien Sie nicht grausam! zeigen Sie einem Verdurstenden nicht einen Strahl klaren, frischen Wassers, den er aber zu erreichen nicht mehr die Kraft hat!«

»Ich habe gesagt: *vielleicht* erfolgreich,« entgegnete der Arzt ruhig, beinahe kalt. »Aber wenn ich weiter sprechen soll, so müssen Sie mich mit Ruhe anhören.«

»Ich werde mich dazu zwingen,« erwiderte der Graf mit leiser, bebender Stimme. »Welche Ursache, glauben Sie, liegt meinem Leiden zu Grunde?«

»Ehe ich das sage,« fuhr der Doktor mit einer fast quälenden Ruhe fort, »erlauben Sie mir eine Frage. Sie hatten auf ihrer italienischen Reise Unglück beim Reiten?

Sie stürzten, Ihr Pferd fiel auf Sie? War das vor oder nach jener römischen Geschichte?«

»Es war einige Monate später. Jener Unfall war nicht so bedeutend, wie man ihn gemacht. Aber weiter! weiter! Was ist die Ursache meiner Leiden?«

– »Gift!« sprach der Doktor, das schreckliche Wort nur schwach betonend. »Ja, Gift, wahrscheinlich Arsenik, Ihnen während längerer Zeit in ganz unbedeutenden Dosen beigebracht.«

»Gift!« wiederholte der Kranke, aber er sagte das mit keinem Tone des Schreckens, er sagte es mit einem Ausdrucke wie Jemand, dem eine schwere Last von der Seele fällt. – »Gift! Ist mir doch dieser Gedanke selbst schon zuweilen wie ein Blitz erschienen. – Und wenn dem so wäre, Doktor? Ist alsdann – doch wozu« – fuhr er leidenschaftlich fort – »auch einem Lichtstrahl, den wir schimmern sehen, zu vermuthen, nun werde in die finstere, ewige Nacht, die mich umgibt, plötzlich eine hell glänzende Sonne hereinbrechen? Warum sind wir so leichtgläubig in unseren Hoffnungen und Wünschen? Nicht wahr, Doktor, das ist kindisch? Und ich will auch ganz, ganz ruhig sei.«

Damit faltete er die Hände und senkte seinen Kopf tief auf die Brust herab.

»Einen Lichtstrahl haben wir,« versetzte gerührt der Armenarzt, »und die Hoffnung ist uns nicht unversehrt. Wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken, so soll es sich in

nächster Zeit zeigen, ob wir eine Morgenröthe zu erwarten haben, und wenn uns diese erscheint, ist ja auch die Sonne nicht mehr fern.«

»O, mein Gott! mein Gott!« rief der Kranke erregt.

»Sie haben selbst gesagt, Sie wollten ganz ruhig sein und darum muß ich Sie bitten. Sie haben sich so männlich gezeigt in Ihrer Hoffnungslosigkeit; bezwingen Sie sich auch jetzt, geben Sie nicht zu vielen Hoffnungen Raum, sprechen wir von Ihnen wie von einem Dritten. – Ja, ich will darauf schwören, daß meine Ansicht die richtige ist; jener Italiener, den Sie von Rom mitnahmen, hat Ihnen täglich etwas von dem tückischen Gifte beigebracht, zu wenig, um Sie zu tödten, genug, um Ihren inneren Organismus, wenn auch nicht zu zerstören, doch zu lähmen.«

»Und?« fragte Graf Helfenberg mit einem bezeichnenden flehenden Blicke.

Der Armenarzt richtete statt aller Antwort seine Augen nach oben. Gleich darauf drückte er aber fester die Brille an das Gesicht und sagte: »Wie lange war jener Italiener bei Ihnen?«

»Vielleicht vier Wochen. Und je mehr ich nachdenke, um so mehr glaube ich, daß Sie Recht haben. Er überreichte mir mein Frühstück; auch servierte er häufig mein Diner, welches ich zu Hause nahm.«

»Das ist für heute genug,« versetzte Doktor Flecker nach einer Pause. »Suchen Sie jetzt Ruhe zu finden, so gut als es Ihnen möglich ist. Nehmen Sie ein Brausepulver; regen Sie sich nicht weiter auf – aber ich begreife

wohl, das Letztere ist ein Rath, den zu befolgen Ihnen nicht wohl möglich ist. Nun gut, bringen Sie die Nacht hin, wie Sie können, morgen sprechen wir weiter.«

»Und Sie wollen mich verlassen?« fragte ängstlich der Kranke. »O, bleiben Sie, Doktor! Ich werde Ihnen sogleich ein Zimmer hier in meiner Wohnung einrichten lassen. Nein, nein, Sie dürfen nicht fort.«

»Ich muß,« entgegnete achselzuckend der Arzt. »Was sollten meine armen Kranken denken, wenn man mich heute Nacht rufen ließe und ich käme nicht? Denken Sie, – Jemand ohne Trost und Hülfe lassen!«

»Ja, Jemand ohne Trost und Hülfe zu lassen, ist schrecklich. – Aber morgen, nicht wahr, Doktor, morgen in aller Frühe? Doch warten Sie, bis man einen Wagen für Sie anspannt.«

Der Armenarzt schüttelte lachend den Kopf.

»Morgen in aller Frühe komme ich zu Fuß wieder,« sagte er, »wie ich jetzt zu Fuß nach Hause gehe. *Meine* Patienten würden sich fürchten, wenn sie mich im Wagen sähen. Aber jetzt Ruhe, so viel Ihnen möglich ist. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.«

Damit ging er zur Thür hinaus, dem Grafen eifrig winkend, zurückzubleiben, der sich erhob und ihn begleiten wollte, und der nun aufrecht mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl sitzen blieb. In seinem Kopfe jagten sich Gedanken, Wünsche, Hoffnungen; doch kämpfte er die letzteren gewaltsam nieder, und was er seinen Phantasieen erlaubte, war, daß er dachte, wie einem Schiffbrüchigen zu Muthe sein müsse, der allein, allein

an das Wrack seines Fahrzeugs geklammert, umtost von der grollenden See, plötzlich an dem finster umzogenen Horizonte ein weißes Segel sähe. Das dachte er schauernd und wünschte sich ein solcher Schiffbrüchiger zu sein.

Unterdessen hüpfte der Doktor mehr, als er ging, durch die einsam liegenden Straßen seiner Wohnung zu, wobei er zuweilen ziemlich laut allerlei verdächtige Worte vor sich hin sprach, als: »Gift! ja wohl, Gift! vergiftet muß er sein. O, wenn das wäre und Doktor Flecker es entdeckt hätte! Brrr! das wäre eine wundervolle Geschichte. Ich hätte alsdann das Recht, dem gesammten Collegium zu sagen: ›Sie werden mir zugeben, verehrteste Herren, es ist eigentlich sonderbar, daß von den Aerzten Seiner Erlaucht bis jetzt keiner darauf gekommen ist, Niemand als ich, Doktor Flecker, der Armenarzt.«

Dann rieb er sich die Hände und versank so in Gedanken, daß er auf dem ihm sonst so wohl bekannten öden Hofe seiner Wohnung stolperte, ehe er die Hausthür erreichte. Statt aber, als er diese geöffnet und wieder geschlossen, über die weiten hallenden Treppen sogleich seinem Zimmer zuzugehen, schlich er an die Wohnung seines Freundes Larioz und drückte dort leise die Thür auf.

Im Zimmer brannte ein trübes Nachtlicht, es stand auf dem Boden neben dem großen Stuhle, in welchem Gottschalk saß, der eingenickt war, aber jetzt beim Aufgehen der Thür empor fuhr.

Auf den Fußspitzen schleichend, trat der Doktor näher und sagte flüsternd: »Gelt, ich habe dich warten lassen, Kleiner? Aber ich hatte draußen so viel zu thun, item, konnte nicht früher kommen. – Was macht unser Freund?«

»Jetzt schläft er ruhig,« antwortete der kleine Schreiber. »Vor einer Stunde klagte er über Kopfschmerzen, über Frost und Hitze.«

»Sprach er etwas?«

»Ja, über Sachen, die ich nicht verstand, von einem maurischen Zauberer, Cabanzeros, glaube ich; auch suchte er immer einen Vers zu finden, dessen Anfang er häufig sagte: ›Traue, treue Trina –‹«

»Da hat er phantasirt.«

»Ja, er hat phantasirt, auch vom Dolche Rubens, namentlich aber von einer schönen Spanierin; das kam am häufigsten vor, und dann sah er mich mit seinen großen Augen an und fragte mich wiederholt: Ist sie nicht schön? worauf ich natürlicher Weise keine Antwort geben konnte.«

»Begreiflich, begreiflich!« erwiderte rasch der Andere. Dann näherte er sich behutsam dem Bette und sagte alsdann zurückkommend: »Es hat nichts zu bedeuten, er schläft ganz ruhig, krieche du nur auch in dein Nest.«

»Aber wenn er aufwacht und aufs Neue anfängt, zu phantasiren, und mich so dringend fragt, wie vorhin, ob sie nicht schön sei?«

»Dann gib ihm zur Antwort,« sprach der Doktor, »ich sei da gewesen und hätte gesagt, Dulcinea sei das schönste Wesen auf Erden.« Damit zog er sich kopfnickend zur Thür hinaus.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL. ALTE BEKANNTE.

Es kann uns, liebenswürdige Leserin, imgleichen theurer und geneigter Leser, in diesem Leben öfters passiren, daß wir gute Bekannte, wenn auch nicht völlig vergessen, so doch in gewissen Zeitläuften einigermaßen vernachlässigen. Dieses Mal spreche ich nicht von uns beiden, sondern meine einen Bekannten in vorliegender, sehr wahrhaftiger Geschichte, dem ich schon lange einen Besuch zgedacht, ohne diesen Vorsatz mit dem besten Willen ausführen zu können. Es ist aber kein Besuch, der uns über Marmortreppen, über dicke Teppiche zu Doppelthüren führt, die sich wie von selbst leise öffnen und schließen; auch fahren wir nicht im sanft rollenden Coupé, sondern bedienen uns unserer Füße, und das zwar an einem kalten Wintertage, wo die Höhen rings um die Stadt wie in einen weißen Pelzmantel eingehüllt sind, wo die Häuser keine Dächer zu haben scheinen, diese wenigstens in ihrer Farbe sich kaum merklich von der Luft unterscheiden, so daß man oft mit Erstaunen zu sehen glaubt, wie Schornsteine und Dachläden ohne allen Zusammenhang mit der Erde am Himmel schweben.

In dem Hause, das wir besuchen wollen, steigen wir eine wackelige Treppe hinauf, aber ich hoffe, daß der Leser sie wieder erkennt, diese Treppe. Wie so Vieles in dieser

armen Welt, das im Laufe der Zeit alt und unscheinbar geworden, war auch sie einstens schön gewesen – die Treppe nämlich, und heute, wo der weiße Schnee draußen das Licht durch das weit aufstehende Thor in den Hausgang hinein reflektirt, sieht man hier deutlicher die wirklich prachtvollen Holzkonstruktionen, daneben aber auch um so genauer die Verwahrlosung, in der sich Alles befindet.

Die Treppenstufen knarren und ächzen heute wieder wie damals, als wir zuerst hier waren; wir lassen den ersten und zweiten Stock hinter uns und kommen in den dritten, wo wir in ein geräumiges Zimmer treten, das uns seine weißen Kalkwände zeigt, den Ofen, in dem aber heute ein Feuer brennt, den Kanarienvogel, der in seinem Käfig vergnügt auf und ab hüpf, in der Fenster-nische; an der Wand das Portrait des jungen, eleganten Mannes, umgeben von Hirschfängern, Rehgeweihen und Gewehren. Dort ist auch die Kiste mit den Rehfellen, welche Sophistelle vertritt und auf welcher jener Mann in Hemdärmeln sitzt, der die zu den Fellen gehörigen Rehe einstens erlegt und nun im Begriff ist, sich seiner schweren Jagdstiefel zu entledigen. Auf dem Boden stehn ein paar Pantoffeln, in welche er nun die Füße mit den wollenen Strümpfen steckt, während er behaglich mit der Zunge schnalzend sagt: »Das habe ich lange entbehrt; das thut Einem wohl, wenn man sich so wieder einmal recht warm machen kann. Es ist da draußen im Walde recht schön, aber man kriegt's auch satt, namentlich wenn man

nicht darauf halten kann, wie man will, und stundenlang herumschleichen muß, um das Wild zu verhören.«

Vor dem Jäger, Herrn Brenner, der also sprach, stand der kleine Franz, den Hirschfänger des Vaters auf der Schulter und dessen Jagdhut auf dem Kopfe, der aber so tief über ihn herabhing, daß er fast die Achseln berührte.

»Und hast du viele Bären geschossen?« fragte der Kleine. »Du hast gesagt, du wollest mir von einem den Pelz mitbringen, darin könne ich, wenn es kalt sei, spazieren gehen.«

»Habe ich des wirklich gesagt?« versetzte lachend und wie erstaunt der Jäger. »Nun, dann hätte ich es auch gewiß gethan. Aber da fällt mir gerade ein, daß die Bären dieses Jahr schlecht gerathen sind. Doch habe ich ein Eichhorn für dich in der Jagdtasche, das soll dir die Mutter ausstopfen lassen.«

»Ein Eichhorn?« fragte der Knabe eifrig, wobei er den Hut aus den Augen empor hob; »wo ist mein Eichhorn?«

»Gleich, gleich, Palmarum. Weißt du, wie die Großmutter sagt? Geduld ist der Seelen Speise, aber schlimm für den, der sie essen muß. Du wirst mir erlauben, daß ich vorher meinen Jagdrock ausziehe und die Suppe esse, die Mama mir gekocht hat. Ich versichere dich, das Eichhorn, läuft nicht mehr davon.«

»Darf ich es ihm vielleicht geben?« fragte Frau Brenner mit sanfter Stimme. »Du weißt, wie die Kinder sind; es dauert ohnedies noch ein paar Minuten, bis die Suppe gut ist.«

»Meinetwegen,« entgegnete der Jäger. »Ah, wie freue ich mich, wieder hier zu sein! Es war draußen unheimlich und kalt.« – Dabei dehnte er sich, streckte die Hände in die Höhe und fuhr dann mit den Fingern an den Schläfen herab, bis zu seinem vollen Bart, in dem er sich kratzte.

An dem Tische saß eine Frau, die eben erst angekommen war: sie hatte noch ein dickes wollenes Tuch um die Schultern und gestrickte Handschuhe an den Händen; bis jetzt hatte sie noch kein Wort gesprochen, auch schien sich Herr Brenner nicht sonderlich um sie zu kümmern; doch fragte sie jetzt: »Also war die Jagd nicht schön?«

»Was schön!« antwortete brummig der Jäger. »Eine Jagd ist immer schön, wo es was zu schießen gibt.«

»Daran fehlt's aber in dem Revier des Herrn Barons nicht,« fuhr die Frau fort. »Das hat mir der Herr Klaus erzählt, der sich jeden Winter einen warmen Jagdrock bei uns machen läßt; er sagt, die Jagd des Herrn Baron von Breda sei wunderschön und in Ordnung wie keine.«

Herr Brenner hatte mit finsterer Miene nach der Frau hinüber geblinzelt, während er das Rehfell streichelte, auf dem er saß. Da ihm aber das, was er so eben gehört, begreiflicherweise keinen Anlaß zum Aerger gab, so zog er die Augenbrauen in die Höhe und sprach mit gefälligerem Tone und die Achseln zuckend: »Wenn der Klaus das sagt, muß es wahr sein. Und er hat Recht, unser Revier ist in Ordnung wie wenige. Alles rund bei einander, ein famoser Wildstand. Und doch diesmal eine schlechte Jagd. Nicht wahr, das versteht Ihr nicht, Frau? Und es ist doch wahr.«

»Nein, das verstehe ich auch nicht; aber ich wäre dankbar, wenn Ihr mir das erklären wolltet.«

»Eigentlich geht's Euch gar nichts an,« versetzte kurzweg der Jäger; »da ich mich aber ungeheuer behaglich fühle und auch sehe, daß Palmarum trotz seines Eichhorns – gelt, das ist ein schöner Kerl?« unterbrach er sich, »und man sieht gar keinen Ausschuß – Maul und Nase aufsperrt, um mich zu hören, so will ich Euch denn sagen, warum die Jagd gut und doch schlecht war.«

Die gute Frau Brenner hatte nach der Suppe gesehen, die noch nicht fertig war, und sich dann neben ihren Mann gesetzt, wobei sie die Hände in den Schooß legte und mit leuchtenden Blicken den kleinen Franz betrachtete, der das Eichhörnchen in seinen Armen hielt, als wollte er es erwärmen und wieder zum Leben zurückbringen. Doch ließ das schon starre Thierchen den Kopf auf die Seite hängen, hatte die vier Füße steif gestreckt und zeigte die nadelspitzen, langen weißen Zähnen.

»Im Herbst ist die Zeit,« sprach Herr Brenner, »auf die sich ein tüchtiger Jäger immer freut. Da sind wir denn auch jedes Jahr hinaus gezogen, der Herr Baron, ein paar seiner guten Freunde, dann der Kammerdiener, welcher sich die Ohren zuhält, wenn ein Gewehr knallt, und das Murmelthier, der Jockey, der über Alles ein großes Maul hat und von der Jagd nicht so viel versteht als des Pfarrers Katze, denn die weiß doch Mäuse zu fangen, er aber nicht, was ihm zukommt: Maulschellen für seine ungewaschenen Reden. – Doch das gehört nicht daher. – Das

waren mir jedes Jahr vergnügte Tage; die Jagd war brillant, der Herr gut gelaunt, seine Freunde lustig; in der Frühe ging es hinaus, bei einem so frischen Morgen in den schönen Wald, der Eine hierhin, der Andere dahin, und da wurde gepirscht, daß es ein Vergnügen war. Wer das nicht kennt und mitgemacht hat, der hat noch gar nichts in der Welt genossen. Wie Einem das Herz schlägt, wenn Alles ringsum so feierlich still ist, und auf einmal röhrt es aus dem Dickicht heraus, daß Berg und Thal ein fröhliches Echo geben! Jetzt vorwärts, so leise wie möglich.« Herr Brenner that dabei, obgleich er nicht von der Kiste wegkam, als schleiche er durch den Wald, wobei er seine Füße mit den Pantoffeln, langsam auf die Spitzen tretend, bewegte. »Da haben wir endlich vor uns eine kleine Waldwiese, die fällt sachte ab, einem kleinen Thale zu, wo ein schäumendes Wasser vorbeirauscht. Auf der Wiese steht das Rudel, und jetzt, droben aus dem Gebüsch hervor, schreitet er, der Hirsch, hebt den Kopf und röhrt wieder. Und wie er röhrt, schwillt ihm der Hals an, daß es eine Freude ist, und der Hauch schlägt ihm ordentlich blau aus dem Maule heraus. Während er aber so röhrt, schleicht man näher und immer näher hin, nimmt die Büchse schußfertig – –« Herr Brenner erhob den rechten Arm mit dem ausgestreckten Zeigefinger an das Auge – »und auf einmal – prrdautz! da liegt er, aufs Blatt getroffen.«

»Prrdautz!« machte auch Franz, wobei er das Eichhorn auf den Boden fallen ließ.

»Nein, nein, das ist kein Vergnügen,« sagte die sanfte Frau Brenner, »so ein armes Thier, das an gar nichts denkt, nieder zu schießen.«

Der Jäger zuckte mit den Achseln und wiegte sich wohlgefällig auf der Kiste hin und her. »Wer das freilich nicht mitgemacht hat,« sagte er nach einer Pause, »der versteht's auch nicht. – Aber,« setzte er beinahe ärgerlich hinzu, »wenn man sich das ganze Jahr darauf gefreut hat, und es wird nun nichts daraus, da kann man wohl ein Recht haben, verdrießlich zu werden.«

»Nicht wahr, der Herr Baron sind dieses Mal gar nicht hinausgegangen?« fragte Frau Brenner.

»Nicht einen Schritt, und kein Mensch hat's begriffen. Zuerst dachte ich: nun, er wird schon kommen, und als er immer nicht kam, als der Verwalter draußen mit dem Kopfe schüttelte und mir sagte: Paß auf, Jonas, diesmal ist's nicht mit dem Jagen, da dachte ich: so soll doch gleich ein Kreuzdonnerwetter dreinschlagen; und ging zum Schullehrer und ließ ihn einen Bericht über die Jagd machen, der Jemand den Mund wässerig machen mußte, der in seinem Leben auch nur ein einziges Mal eine Flinte losgebrannt. – Half aber alles nicht. Freilich bekam ich eine Antwort, aber darin stand: ich sollte vorderhand da bleiben, dies oder jenes Stück schießen und herein schicken, der Herr würde sich vielleicht noch entschließen. – Ja, er entschloß sich auch, aber zum Zuhausebleiben. Hatte ich doch einen ungeraden Vierzehnder für ihn, der sich mir nur immer so vor die Nase hinstellte.

Den sollte der Herr schießen – Ah! ich könnte fuchsteufelswild werden!« Damit kratzte sich Herr Brenner hinter dem rechten Ohr. »Ich mochte ihn nicht niederlegen, und wer weiß nun, welcher Bauernlummel seinen ersten Jagdversuch an dem edlen Thiere macht!«

»Aber der Herr war freundlich mit dir, als du heute Morgens zurück kamst?« fragte Frau Brenner schüchtern.

»Sehr freundlich, wie immer,« entgegnete ihr Mann. »Nur weiß der Teufel, ich fand ihn nicht so ganz bei der Sache wie sonst; ich sprach ihm von allen Revieren, ich zählte ihm die Hirsche und Rehe vor, die sich hier und dort befanden; er sagte zuweilen wohl: so, so! – ei, ei! aber er war zerstreut, nicht so recht bei der Sache. – Das kann ich euch versichern,« fuhr der Jäger nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, »der Herr Baron kennt in den Bergen da droben alle Pfade und Schleichwege, wie seine Tasche. – Nun gut; daß er aber mit seinen Gedanken anderswo war, das merkte ich oft an seinen sonderbaren Fragen; er verwechselte oft Wege und Reviere. – Was hat das zu bedeuten? – Was kann das sein, Frau? He! sage mir deine Ansicht.«

Frau Brenner konnte sich nicht enthalten, bei dieser Frage einen Blick auf die andere Frau zu werfen, die aber, wie ganz gleichgültig, die Augen niedergeschlagen hatte und an den langen Fransen ihres wollenen Umschlagtuchs zupfte.

»Was wird das sein?« entgegnete Madame Brenner dann nach einer Pause. »Jeder Mensch kann einmal zerstreut sein oder andere Gedanken haben; das ist dir und mir schon passirt.«

Der Jäger nahm seinen großen Schnauzbart zwischen die Lippen, hob die rechte Hand empor und fuhr mit dem Zeigefinger hin und her, als wollte er damit eine Verneinung ausdrücken. Dann blies er das dichte Haar seines Bartes von sich und sagte: »Paperlapap! wenn ein so eifriger Jäger wie der Herr zerstreute Antworten gibt, während er über seine eigene Jagd spricht, das hat schon was zu bedeuten. Ist er vielleicht unwohl gewesen?«

»Ich habe nichts davon gehört,« versetzte Frau Brenner.

»Ja, es gibt da was,« meinte der Jäger mit finsterem Blicke. »Ich war einen Augenblick im Stalle und sprach mit dem Reitknecht.«

»Mit dem Friedrich?« fragte aufmerksam die Frau.

»Ach was! mit der Kröte rede ich nie, mit dem Jakob sprach ich. Und der, als ich ihn fragte, ob denn Niemand wisse, warum der Herr Baron nicht zur Jagd hinaus gekommen sei, machte ein so einfältiges Gesicht, daß ich daraus abmerkte, er wisse mehr, als er sagen wolle. Anfänglich dachte ich mir: weiß der Teufel, vielleicht hat der Herr was gegen dich, und da ich Gewehre mitgebracht hatte, so ging ich in sein Schlafzimmer und stellte sie dort auf, als er gerade drin war.«

»Nun, und er war gegen dich wie immer?«

»Wie immer, sehr freundlich; und da der Herr Baron der Mann nicht ist, um mit etwas hinter dem Berge zu halten, wenn er sprechen möchte, so ging ich ganz zufrieden davon.«

»Und er sagte dir nichts?«

»Doch, gleichgültige Dinge; er fragte um das Waldrevier, das sich dort drüben bei dem Landgut befindet, wo der Herr Schwager des gnädigen Herrn wohnt. Da wollte er von mir wissen, ob ich glaube, daß die Forste dort gut im Stande seien; vielleicht will oder muß er es kaufen, denn die da drüben werden doch mit der Zeit auswirthschaften.«

»Es ist ein Unglück um so eine Herrschaft,« sagte nachdenklich Madame Brenner. »Aber sprich nicht so laut, die Großmutter hört dergleichen nicht gern, und sie hört sehr gut, wie du weißt.« – Dabei blickte sie nach der Thür des Nebenzimmers, die nur angelehnt war.

»Ist denn,« fragte die andere Frau, »der Herr Schwager des gnädigen Herrn, von dem Ihr so eben sprecht, der Vater von dem jungen Fräulein, das jetzt in eurem Hause ist, Herr Brenner?«

»Von Fräulein Eugenie? Ja wohl, das ist der Vater. Eine scharmante, liebe junge Dame,« sprach der Jäger nach einer Pause mit außerordentlicher Freundlichkeit. »Ich hatte sie lange nicht gesehen, doch erkannte sie mich gleich wieder. »Ei, sieh doch! das ist ja der Jäger Jonas,« sagte sie, und erinnerte mich daran, wie ich ihr einmal eine kleine Flinte geladen, mit der sie draußen Vögel schoß. Ich sage Euch,« meinte Herr Brenner darauf, »es ist gut,

daß die junge Dame im Hause ist; das gibt doch ein bißchen Abwechselung, ein bißchen Leben. War es doch oft da so still wie in einem Kloster.«

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, und die älteste Tochter des Jägers, Margarethe, kam herein und trug die Schüssel mit der dampfenden Suppe für den Vater.

»Siehe da, Indica!« sagte dieser lachend. »Hast du mir das gebraut? Nun, da wird's gut sein. Du kennst meinen Geschmack und bist ein braves Mädchen. Wie geht dir's, Indica?«

»Mir geht es gut, Vater,« erwiderte diese; und wenn man ihre fröhlich leuchtenden Augen sah, sowie den offenen, ehrlichen, ungetrübten Ausdruck eines heiteren Gemüthes, der auf ihren schönen Zügen lag, so konnte man wohl glauben, daß sie die Wahrheit sage.

»Aber nenn' Margarethe doch nicht Indica!« sprach bitternd Frau Brenner, indem sie ihrem Manne den Suppennapf darreichte, der ihn auf die Kniee stellte und nach dem Brode langte, das ihm das junge Mädchen mit einem Messer brachte. »Wenn du zu den Buben Oculi oder Palmarum sagst, so ist das meinetwegen komisch, und man lacht darüber; aber Indica klingt so eigenthümlich – Indica; ich weiß nicht, so jüdisch, und das mag ich nicht. So was bleibt an einem Mädchen hängen, und wenn du es immer wiederholst, so sagen es zuletzt andere Leute auch.«

Herr Brenner, der offenbar gut gelaunt war, denn die Suppe roch außerordentlich appetitlich, schnitt große

Stücke Brod hinein, rührte sie mit dem Löffel zwischen die Brühe und erwiderte alsdann: »Wollen's überlegen, wenn es dir so großen Kummer macht. Aber ich habe einmal ein Gelübde gethan, wenn ich vier Kinder hätte, sie Indica, Lätare, Oculi und Palmarum zu nennen. Wenn der Herr Pfarrer nicht so eigensinnig gewesen wäre, so hätte man sie auch so getauft.

»Das hätte noch gefehlt!« klagte die Frau.

»Sprich dich nur aus,« sagte der Jäger, »ich habe jetzt einen guten Moment und kann schon was ertragen.« – Damit führte er einen gewaltigen Löffel voll Suppe zum Munde und aß mit großem Behagen.

»Ich will nichts mehr darüber verlieren,« sprach sanft Frau Brenner. »Du wirst doch mit der Zeit gescheidter werden. Vielleicht gewöhne ich mich auch daran,« setzte sie seufzend hinzu. »Aber wenn du wirklich gut gelaunt bist,« fuhr sie mit bittender Stimme fort, »so hör' die Frau einen Augenblick an, sie möchte gern mit dir sprechen.«

»So, die Frau Schwörer!« entgegnete kopfnickend der Jäger. »Ich habe sie ganz gut gekannt, that aber nicht dergleichen, denn es ist schon eine gute Weile her, daß wir uns nicht gesehen, und damals kamen wir auf nicht angenehme Art aus einander.«

»Ach ja,« sagte die Frau des Schneiders, »es war recht traurig und thut mir heute noch sehr weh.«

»Da wir nun einmal bei dem Kapitel sind,« sprach Herr Brenner, indem er mit beiden Backen kaute und seine Frau ansah, »was macht denn der Ocu –? Gottschalk will ich sagen, um dir einen Gefallen zu thun. Ist sein neuer

Herr zufriedener mit ihm als der brave Meister Schwörer? Treibt er einfach sein Schreiberhandwerk, wie es sich gehört, oder muß er auch dort Betstunde mithalten und Heuchelei treiben? – Pfui, Teufel!«

Dabei that er, als sei etwas Unrechtes in der Suppe gewesen, und spuckte heftig auf die Seite.

»Wie ich höre, geht es sehr gut mit Gottschalk.«

»So, also der Doktor da, der Advokat, ist mit ihm zufrieden? Nun, Ränke und Schwänke wird er genug da lernen, das fehlt sich nichts, hat aber auch nichts zu sagen; denn der Gottschalk ist ein kluger Kerl, der wird schon wissen, was er zu thun hat. Daß er das Schreiberhandwerk lernt, hat auch seine guten Seiten, denn die Feder regiert die Welt, und wer auf dem Papier dem Andern ein X für ein U vormachen kann, der hat's halt gewonnen. – Mit dem andern Handwerk ist's überhaupt nichts mehr.«

»Ja wohl, ja wohl,« sprach Madame Schwörer mit einem Blick an die Zimmerdecke.

Der Jäger sah sie einen Augenblick lachend an, dann sagte er: »Wenn Ihr auch zu meiner Rede ja wohl, ja wohl sagt, so sind doch unsere Meinungen himmelweit verschieden. Ihr meint, das Handwerk tauge nichts mehr.«

»Und das ist wahr,« entgegnete die Frau des Schneidermeisters.

»Seht Ihr,« versetzte Herr Brenner, »und ich sage gerade anders. Das Handwerk ist so gut, wie es ehemals war, aber die Handwerker taugen nichts. Natürlicher Weise gibt's Ausnahmen, aber im Allgemeinen ist es eben so,

wie ich sagte. Da hört man klagen über Mangel an Arbeit, über schlechten Verdienst, und wenn ihr was haben wollt, so kriegt ihr es nicht. Früher hieß es: ihr bekommt euren Rock Samstag Abends um fünf Uhr, und Samstag Abends um fünf Uhr stand der Lehrling da und hatte ihn fertig auf dem Arm. Jetzt aber – o weh! o weh! da müßt ihr wochenlang laufen, ja, müßt euch aufs Bitten legen, bis so eine verfluchte Schneiderseele – das ist im Allgemeinen gesagt, Frau Schwörer – sich herbeiläßt, euch für euer schweres Geld etwas zu machen. Früher nahm ein Meister nie mehr Arbeit an, als er liefern konnte; aber heute läßt er die ganze Kundschaft warten, um seinem Nachbar etwas aus den Zähnen zu reißen. Weiß der Teufel! Unser eins muß doch auch seinen Dienst thun und hat oft gewaltig viel auf dem Buckel, das kann ich Euch versichern; wo wollte es aber hinaus, wenn ich meinem Herrn sagte: ich habe das und das heute nicht machen können, ich werde es morgen thun!«

So wie wir das hier niederschreiben, hatte Herr Brenner seinem Zorne freilich nicht Luft gemacht, sondern er that das in großen Zwischenpausen, in denen er sich Zeit genug nahm, seine Suppe behaglich zu verzehren. Die beiden Frauen hörten ihm anscheinend sehr aufmerksam zu, wobei Madame Schwörer zuweilen tief aufseufzte.

Margarethe hatte an dem Käfig des Kanarienvogels geputzt und nun eine kurze Pfeife des Vaters von der Wand genommen, die sie ihm mit einem angezündeten Schwefelhölze brachte, und der kleine Franz ließ das Eichhorn auf dem Boden marschiren, so gut es eben gehen wollte.

Der Jäger hatte mit großem Appetit gegessen und that nun ein paar tiefe Züge aus der Pfeife, welche ihm seine Tochter gegeben hatte.

»Frau Schwörer wollte dir also sagen« – sprach seine Frau mit bittender Stimme.

Herr Brenner machte eine abwehrende Handbewegung und versetzte: »Gleich, gleich; wir kommen schon daran. Vorher aber möchte ich noch wissen, wie es dem Gottschalk eigentlich geht und ob er sich bei dem langen Schreiber wohl befindet?«

»Da geht es ihm recht gut, Gott sei Dank!« entgegnete Frau Brenner. »Der Herr Larioz mag ihn sehr wohl leiden, hält strenge Aufsicht über ihn und gibt sich auch die Mühe, ihn noch in seinen Freistunden über allerhand Nützlichliches zu unterrichten.«

»Und den Mann,« wandte sich der Jäger an die Frau des Schneiders, nachdem er eine tüchtige Ranchwolke aus seinem Munde gequalmt, »habt Ihr so mir nichts, dir nichts für den Teufel gehalten! O je, o je! Und er hatte doch nichts gethan, als den armen Gottschalk von der Straße aufgelesen, wo Ihr ihn in Regen und Kälte stehen ließet. Meint Ihr, Frau Schwörer, das hätte ich vergessen?«

Auf den Zügen der Frau des Jägers malte sich eine gewisse Aengstlichkeit, denn sie fürchtete nicht mit Unrecht, Herr Brenner möchte heftig werden. Auch legte sie ihm ihre kleine Hand auf den Arm und sagte, nicht ohne Beziehung, zu Margarethe: »Denk mir an den Herrn Larioz und vergiß nicht, die Suppe zu kochen, wie dir der

Herr Doktor Flecker aufgetragen: etwas Gerstenschleim ohne alles Gewürz.«

»Ich werde es gewiß nicht vergessen,« antwortete das junge Mädchen. »Sie steht schon beim Feuer.«

»Was ist das für eine Suppe?« fragte Herr Brenner.

»Für eben den Herrn Larioz, der seit acht Tagen krank ist.«

»Ei, das thut mir leid. Da muß ich ihn dieser Tage besuchen. Und was fehlt ihm?«

»O, nichts Gefährliches, ein leichtes Fieber. So sagte der Herr Flecker, der mich auch gebeten hat, Suppe für ihn zu kochen.«

»Das versteht sich,« sprach der Jäger.

»Die Suppe bringen wir hin,« mischte sich das Bübchen ins Gespräch, »Margarethe und ich. Und ich darf zuweilen droben spielen und bekomme einen Bogen Papier, und Gottschalk macht mir Schiffe und Federhüte daraus.«

»So? – Nun, das ist recht. Das wollen wir morgen selbst einmal mit ansehen. Aber jetzt« – damit wandte er sich an die Frau des Schneidermeisters – »was will denn Madame Schwörer eigentlich?«

Diese hatte die Hände gefaltet und sprach gar nicht so resolut, wie man es bei ihr zu Hause gewohnt war; auch ließ sie den Kopf etwas auf die Seite hängen und seufzte mehr, als es gerade nothwendig war. »Ach,« sagte sie nach einer Pause, »Herr Brenner, es geht uns recht schlecht.«

Sie fuhr bei diesen Worten mit dem Zipfel ihres wollenen Halstuches an die Augen.

»Nur nicht geflennt, Frau!« sprach der Jäger, »das kann ich um Alles in der Welt nicht ertragen. Daß es nicht besonders gut bei euch geht, das habe ich gehört, und war dies auch nach jener Geschichte nicht anders möglich. Eure damaligen Freunde, die Betbrüder und Heuchler, sind bei Euch übel weggekommen und haben euch im Stich gelassen, nachdem sie euch geholfen, die Kundschaft des Meisters gründlich zu ruiniren. Kam doch lange kein ordentlicher Mensch mehr in die Werkstatt, und nicht mit Unrecht, Frau Schwörer, das kann ich Euch versichern. Denkt dagegen nach, wie es vor Jahren war, das Handtieren auf den Schneidertischen! Es war eine Freude, zu euch zu kommen.«

»Ach Gott, ja, das war eine schöne Zeit!« seufzte die Frau.

»Damals ging der Meister, wie alle ehrliche Menschen, ins Wirthshaus, trank auch zu Haus seinen Schoppen, wenn es nothwendig war, knuffte die Lehrlinge, wo es hin gehörte, und auf ein paar Schock Donnerwetter kam es ihm dazumal nicht an. Er hatte aber auch verfluchtes Volk in der Werkstatt, Kerls, die am Sonntag aussahen wie Cavaliere, und alsdann versoffen, was sie die Woche verdient hatten. Wenn damals in irgend einer Kneipe die Polizei ein Nest junger Schneidergesellen ausnahm, da war die Hälfte von euch dabei, das könnt Ihr nicht läugnen.«

»Das ist wahr, aber dafür haben sie auch zu Haus gearbeitet, daß es eine Freude war.«

»Ob sie gearbeitet haben! ich will's meinen,« sagte der Jäger bedächtig, indem er die Asche in seiner Pfeife zusammen stieß. – »Nun gut, auf einmal fährt die Bombe ins Haus, oder, wenn Ihr wollt, Euer Mann kriegt den Rappel, fromm zu werden. Ich merkte das Ding gleich, denn ich kam dazumal oft hin; mir fehlten alsbald vier der tollsten Kerls in der Werkstatt, wahre Banditen, die aber einen Rock zusammen fegten, daß es eine Freude war. Ich sage, Euch, meine Livree saß damals, daß der Oberst den gnädigen Herrn fragte: Wo, Teufel! lassen Sie für Ihren Jäger arbeiten?«

»Das muß wahr sein,« sprach Madame Schwörer mit Entschiedenheit, indem sie sich an die Frau des Jägers wandte, »etwas Schöneres und Vortrefflicheres als den Herrn Brenner konnte man nicht sehen.«

»Also eines Tages,« fuhr dieser geschmeichelt fort, »es war vor Ostern – fehlen mir die Banditen in der Werkstatt, und statt ihrer sehe ich so plathhaarige Eulengesichter, die mich mit geducktem Kopf nur so von unten anschlielen.« Es war sehr komisch, wie der Jäger die Physiognomien der neuen Gesellen des Meisters Schwörer nachzuahmen versuchte. »Doch genug,« fuhr er nach einer Pause fort, »Ihr wißt das besser als ich, wie das Heil bei euch einzog und die gute Kundschaft wegblieb.«

»Das sei Gott geklagt!« nahm die Frau das Wort. »Was habe ich dazumal ausstehen müssen! Der Schwörer hatte an einem Samstag-Abend einen Schoppen über den Durst getrunken, und als er nach Hause ging, wurde ihm etwas unwohl, und da fiel er leibhaftig in die Krallen des

Teufels, denn auf der Straße unterstützte ihn der Bäckermeister Fischer.«

»Aha, der!« meinte der Jäger, »der immer zu leichtes Brod bäckt. Eine Canaille, die heute kein Brod mehr abgibt, wenn sie riecht, daß morgen um ein paar Pfennige aufgeschlagen wird. Aber fromm, sehr fromm!«

»Leider, leider!« fuhr die Frau fort. »Und der hat meinem Manne den Kopf verrückt, hat ihm gesagt, das sei eine letzte Mahnung, und wenn jetzt nicht die Gnade bei ihm zum Durchbruch käme, dann sei sein letztes Brod gebacken.«

»Ja, ja, wir wissen das,« sprach der Jäger; »aber laßt die vergangenen Zeiten vergangen sein und mich mit kurzen Worten hören, was Ihr von mir wollt.«

»Das kann ich ja mit kurzen Worten nicht sagen. Es geht uns eben schlecht; die Werkstatt ist und bleibt leer, und was zu thun ist, das kann mein Mann ganz gut mit einem Lehrjungen besorgen.«

»Und wie ist er jetzt gelaunt, der gute Meister Schwörer? Hat er sich seines ganzen Heiles begeben und will fortan arbeiten wie andere Christenmenschen, oder gibt es noch immer Betstunden und Traktätchen?«

»Eigentlich noch schlimmer als das, er weiß nicht, was er will. Hat unser braver Pfarrer auf meine Bitten zu dem Manne doch so eindringlich gesprochen, daß es einen Stein hätte erweichen können, und ihm gesagt, die Kopfhängerei, wie er sie getrieben, das Laufen in die Betstunden, statt seinen Geschäften nachzugehen, sei nicht der rechte Weg gewesen. Hat er ihm doch gesagt, er solle

seinen Kopf frisch aufheben, heiter sein, guten Muth haben und sich nicht immer für einen großen Sünder und schlechten Kerl halten; Sünden habe freilich Jedermann, aber wer seine Geschäfte tüchtig und fleißig besorge, seinen Leuten ein gutes Beispiel gebe, seine Kunden ehrlich behandle, der brauche sich nicht für verloren zu halten, wenn er auch keine Betstunden besuche, wenn er auch nicht mit gesenktem Haupt einherschleiche, wenn er auch zuweilen in's Wirthshaus gehe, und wenn ihm auch in der Hitze bei der Arbeit so ein kräftiges Wort entfahre, – Ihr versteht mich schon?«

»Ganz genau, der Pfarrer hat vollkommen Recht; ich für meine Person hätte ihm das nicht besser sagen können. Und hat er das nicht eingesehen?«

»O, er hat's schon eingesehen, aber er hat nicht den Muth, wieder ein anderes Leben anzufangen. Sehen Sie, Herr Brenner – und darin besteht eben meine Bitte an Sie – wenn ich nur Jemand hätte, der ihn wieder auf den rechten Weg brächte.«

Der Jäger nahm einen Augenblick seine Pfeife bei Seite, kraute sich in dem vollen Barte und meinte, komisch mit den Augen blinzelnd: »Curios! Ich soll den Meister also auf den rechten Weg bringen? Nun, das ließe sich vielleicht machen. Was meinst du, Jeannette, tauge ich dazu? Ließe sich das machen?«

»Ich meine,« entgegnete Frau Brenner, »wenn der Eine was dazu und der Andere was davon thäte, so könnte es euch beiden nichts schaden; du könntest mit dem Meister Schwörer Sonntag Vormittags in die Kirche gehen und er

Abends mit dir ins Wirthshaus. So wäre es recht, scheint mir.«

»Ach ja, so wäre es recht,« sagte Madame Schwörer.

»Wenn nur Sonntag Vormittags mein Dienst nicht wäre!« sprach der Jäger einiger Maßen verdrießlich, »der Herr Baron ist eigen und –«

»Ich weiß, daß der Herr Baron es sehr gern sieht,« fiel ihm seine Frau ins Wort, »wenn seine Dienerschaft in die Kirche geht. Denk doch nur an Gottschalk; er hat schon ein paar Mal gefragt, warum du denn nie mit ihm gehst.«

Der Jäger blies eine dicke Tabakswolke von sich, und wer ihn genauer anschaute, bemerkte wohl, daß er nach Margarethen hinüber schielte, die mit ihren leuchtenden Augen den Vater fest ansah, und dabei mit der rechten Hand durch die blonden Locken des kleinen Bruders fuhr. Ob sie den Blick ihres Vaters verstand? Wahrscheinlich, denn sie näherte sich ihm und sagte mit ihrer angenehmen Stimme, welche sanft wie die der Mutter war und doch wieder kräftig klang wie die seinige: »Ja, Vater, das könntest du wohl thun; es würde mich recht, recht sehr freuen.«

Herr Brenner schien sich nicht ganz behaglich zu fühlen, er rückte auf dem Rehfell hin und her, zog seinen Hemdkragen etwas in die Höhe und versuchte es, finster auszuschaun, was ihm aber nicht recht gelingen wollte.

»Ich glaube, ihr habt was mit mir vor,« sprach er alsdann. Ach, laßt mich! Wenn ich dem Meister Schwörer helfen soll, so will ich es recht gern thun; ich will ihm

sagen in welches Wirthshaus ich Abends gehe; dort kann er mich treffen, und damit Basta.«

Dieses Basta betonte er so stark, daß die arme Frau Brenner eingeschüchtert still schwieg. Nicht so aber Madame Schwörer.

»Sie sind ein braver Mann, Herr Brenner,« sagte diese, »und wenn Sie es thun wollen, so thun Sie es auch ganz. Wollen Sie meinem armen Zacharias helfen, obgleich er es nicht um Sie verdient hat, so werden Sie es recht thun. Gehen Sie Morgens mit ihm in die Kirche und er geht Abends mit Ihnen in das Wirthshaus. Gottes Lohn dafür, und wie will ich Ihnen dankbar sein!«

»Der Vater thut's,« sprach Margarethe in bestimmtem Tone, wobei sie diesen fest ansah. »Ich bin überzeugt, er thut's.«

Herr Brenner suchte bei diesem Drängen eine Veranlassung, ein paar heftige Worte sagen zu können, und rief deßhalb: »Aber, beim Henker! es ist ja gerade, als wenn ich ein Heide wäre. Ich gehe auch zu Zeiten in meine Kirche, das kann Niemand läugnen. Und wenn euch allen damit ein so großer Dienst geschieht, so kann ich einen solchen Gang auch mal mit Meister Schwörer probiren, vorausgesetzt, daß es mein Dienst erlaubt. – Aber jetzt laßt mich zufrieden, jetzt habe ich genug der Quälereien. Ich sage Euch, Frau Schwörer, Ihr könnt Euch etwas darauf einbilden, daß Ihr mich breit geschlagen.«

Damit stand er auf, fuhr seiner Tochter Margarethe, die so lieb und freundlich lachte, mit der Hand über das Gesicht, pätschelte den kleinen Buben auf den Kopf und

ging dann in eine Ecke des Zimmers, wo er sein Gewehr aufnahm, beide Hahnen aufzog und die Batterie betrachtete.

Frau Schwörer hob ihre Hände empor, nickte der Frau Brenner zu, als wollte sie ihr bestens danken, und darauf machte sie gegen dieselbe eine fragende Geberde.

Die Andere nickte mit dem Kopfe und zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: Versuch's!

»Ich freue mich recht sehr,« sagte darauf Madame Schwörer, »wenn ich das zu Hause meinem Manne erzählen kann. Ihr sollt sehen, nun wird Alles gut. Wenn der brave Herr Brenner einmal A gesagt hat, so sagt er auch B.«

»Ja, und so fort durchs ganze Alphabet bis zum Z,« brummte der Jäger, der jedes Wort gehört zu haben schien.

»Davon bin ich überzeugt,« fuhr die Frau fort, »daß meinem Manne jetzt geholfen wird. Herr Brenner spricht dann eines Tages mit dem gnädigen Herrn Baron und sagt ihm: Wissen Sie, Herr Baron, da ist der Schwörer, der hat schlechte Livreen gemacht.«

»Das ist nicht zu läugnen,« meinte der Jäger.

»Hat sich aber nun gebessert; ich sehe ihn zuweilen im Wirthshaus. Herr Baron sollten es mit dem Manne noch einmal versuchen.«

»Und dann?« fragte unwirsch Herr Brenner, wobei er die Hahnen seines Gewehres knacken ließ.

»Dann wird der Herr Baron sagen: Gebt dem Meister Schwörer etwas zu arbeiten; und das wird eine Arbeit geben, wie sie noch gar nicht dagewesen.«

»Ihr zählt noch über das Z hinaus, Frau,« erwiderte der Jäger; »laßt gut sein, dazu müssen wir erst sehen, wie sich der Meister im Wirthshause ausnimmt.«

Da er aber lachte, während er das sprach, so unterstand sich Madame Schwörer, ebenfalls zu lachen, indem sie lustig ausrief: »Und Sie in der Kirche! Wenn ich das nur nicht versäume!«

Herr Brenner that, als habe er diese Rede nicht gehört, und um die Fortsetzung derselben zu verhindern, setzte er das Gewehr auf den Boden und ließ den eisernen Ladstock mehrere Mal in beide Läufe fallen.

Das Bübchen hatte sein todtes Eichhorn in der Zimmercke zunächst der Thür auf die Hinterbeine gestellt, wo es eine sehr traurige Figur machte. Auf einmal wandte Franz den Kopf herum und sagte: »Margarethe, ich glaube, es klopft Jemand an die Thür.«

Das junge Mädchen ging, nachzusehen, und nachdem sie geöffnet, sagte sie: »Ach, Herr Friedrich!« und ließ den, der so eben geklopft, ins Zimmer treten.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DER NEFFE DES JÄGERS.

Herr Brenner hatte den Ladstock des Gewehres noch nicht an seinen gehörigen Platz zurückgebracht, und als

er den Eintretenden erblickte, hielt er wie überrascht inne, so daß er eine Sekunde lang den Arm mit dem Ladstock hoch erhoben hielt. Eigentlich lag gar nichts Auffallendes in der Erscheinung des Mannes, der nun ins Zimmer trat, freundlich mit dem Kopfe nickte und dann fragte, ob Madame Wendel vielleicht zu sprechen sei. Er trug einen einfachen Jagdrock, einen grauen Hut, in der rechten Hand einen Stock, auf welchen er sich im Gehen zu stützen schien. Obgleich seine Figur nur mittelgroß war, auch starke Formen zeigte, so schien er doch von Krankheit etwas gebeugt, sowie auch die Züge des anziehenden Gesichtes eine Spur tiefen Leidens zeigten.

Nach den Worten, die der Fremde gesprochen, hatte Herr Brenner den Ladstock eilig an seinen Ort gebracht, und seine Stirne zog sich zusammen, als denke er über etwas nach. Dabei wunderte sich seine Frau, die ihn anschaute, daß er nach seinem Rocke langte, der neben dem Kanarienvogel am Fenster hing, und Miene machte, ihn anzuziehen.

Der eben Eingetretene schien indessen hiervon keine Notiz zu nehmen, wiederholte seine Frage nach Madame Wendel, und als Frau Brenner hierauf bejahend nach der Thür des Nebenzimmers zeigte, ging er nach einer flüchtigen Verbeugung dorthin, klopfte an und verschwand nach einem lauten Herein! in dem Zimmer der Frau Großmutter.

Herr Brenner blickte ihm aufmerksam nach, dann fuhr er mehrere Mal mit der Hand über das Gesicht, wie man es zu machen pflegt, wenn man sich auf etwas besinnen

will, schüttelte alsdann mit dem Kopfe und sagte, indem er sich an Margarethe wandte: »Wer ist denn das?«

Gänzlich unbefangen und mit ihrem gewöhnlichen offenen Blick entgegnete das junge Mädchen: »Wer es eigentlich ist, wissen wir nicht; weder die Mutter, noch ich haben je mehr mit ihm gesprochen, als du eben gehört.«

»Aber wie kommt er ins Haus?« forschte der Vater weiter.

»Durch den Jäger Klaus, Vater,« erwiderte Margarethe.

Herr Brenner runzelte etwas Weniges die Stirn und warf den Kopf unmuthig auf die eine Seite. »Was hat denn Klaus eigentlich wieder hier zu schaffen? Wir sind doch keine so besonderen Freunde, daß er Veranlassung hätte, meine Wohnung mit seinem Besuch zu beehren.«

»Er kommt auch nicht zu uns,« sagte das Mädchen mit leiserer Stimme. »Du weißt aber doch genau, Vater, daß er die Großmutter recht gut kennt und daß Großmutter was auf ihn hält.«

»Ja, ja, das ist so eine alte Freundschaft von damals, als noch Beide zusammen hinten auf dem Wagen gesessen. Das hat lange Jahre hindurch gehalten.«

»Klaus ist der Einzige, der die Mutter häufig besucht, mischte sich Frau Brenner in das Gespräch und setzte mit einiger Schüchternheit hinzu: »Wie Margarethe sagt, so ist es, die Mutter kann den alten Jäger wohl leiden und sagt, es sei ein recht braver Mann.«

»Nu, nu,« machte Herr Brenner, indem er etwas befangen nach der Thür des Nebenzimmers blickte; »wenn das die Großmutter sagt, so habe ich nichts dagegen, es kann

auch meinetwegen wahr sein. Aber was ist denn der Andere eigentlich? »

»Ich glaube, der Neffe des Jägers,« erwiderte Margarethe.

»So, der Neffe des Jägers? Habe doch nie gewußt, daß der Klaus auf der ganzen weiten Welt etwas Angehöriges besäße, als einen alten Schweißhund, der aber vortrefflich ist. – So, sein Neffe? –« Und wieder fuhr er mit der Hand über das Gesicht, strich den vollen Bart nach dem Kinn hinauf und sagte, nachdem er ein paar Sekunden an die Decke geblickt: »Mein Auge ist gut, und mein Gedächtniß trügt mich selten; das Gesicht und die Figur habe ich schon gesehen; nur genirt mich der Jagdrock und der graue Hut. Na, wenn's die Großmutter angeht, da kann mir's vorderhand recht sein. – Komm, Palmarum, du kannst mit in den Keller gehen, wir wollen den Hunden was zu fressen bringen und nachsehen, wie viel sie verlernt haben.«

Hierauf zog er seinen Rock an, setzte eine grüne Mütze auf und ging nach der Thür. Ehe er aber das Zimmer verließ, sprach er noch lachend zu Madame Schwörer. »Also es bleibt dabei, ich will den Schneidermeister in die Dressur nehmen; wenn der nicht in längstens vierzehn Tagen die Fährte nach dem Wirthshause wieder gefunden hat, so will ich mein Leben lang dazu verdammt sein, Sperlinge zu schießen.«

»Gott sei Dank, daß er gut gelaunt war!« sagte Madame Schwörer; »nun habe ich wieder Hoffnung. Denkt

ein bischen an mich, Frau; ich will's Euch wahrhaftig all mein Leben lang nicht vergessen.«

»An uns soll es nicht fehlen,« meinte die Frau des Jägers; »aber was er einmal verspricht, das pflegt er auch zu halten. Ihr könnt versichert sein, er holt am Sonntag früh Euren Mann zur Kirche ab, und dafür habe ich alle Ursache, Euch dankbar zu sein.«

Nach noch einigen für die Weiber außerordentlich nothwendigen, für uns aber sehr unwesentlichen Redensarten verließ Madame Schwörer das Zimmer und wurde von Margarethen bis zur Treppe begleitet. Frau Brenner setzte sich in ihre Fensternische, und wenn sie auch an die eben stattgefundene Unterredung dachte, so blickte sie doch oft nach der Thür des Nebenzimmers und versank dabei in tiefes Nachsinnen; weßhalb wußte sie eigentlich selbst nicht.

Der Neffe des Jägers war unterdessen in das Zimmer der Großmutter getreten, hatte die Thür fest hinter sich zugemacht und ging dann nach dem Sessel der alten Frau, der er freundlich die Hand reichte. Als sie dieselbe nahm, machte sie eine tiefe Neigung mit dem Kopfe und sagte einigermaßen verlegen: »Euer Erlaucht sind zu gnädig: ich weiß nicht, wie ich dazu komme, so freundlich von Ihnen behandelt zu werden.«

»Das ist sehr einfach,« antwortete der Neffe des Jägers, »ich mache es Ihnen gerade so, wie Sie mir es machen. Sie haben mich freundlich aufgenommen, und dafür kann ich doch, weiß Gott im Himmel! nicht weniger

thun, als daß ich Ihnen mit solchen Kleinigkeiten zeige, wie sehr es mich freut, wenn ich Sie zuweilen sehe.«

Er hatte bei diesen Worten einen Stuhl genommen und sich neben die Frau Großmutter gesetzt.

Diese sagte mit einem feinen Lächeln: »Es ist aber eigentlich recht lange her und viel, daß sich der Herr Graf Helfenberg der damals so lustigen Katharine, die fleißig mit ihm gespielt, wieder erinnert.«

»Ja, es ist lange her!« seufzte der junge Mann.

»Es war der Anfang meiner traurigen Tage,« fuhr die Großmutter fort, und dabei blickte sie mit ihrem leuchtenden Auge vor sich hin, als wollte sie Jahr um Jahr in Gedanken auf die Seite schieben, als wollte sie die Mauern des kleinen Zimmers, das sie nun so lange nicht mehr verlassen, durchbrechen, um aus dem Winter ihres Lebens und der Gegenwart nach dem Sommer ihres Daseins zurückzukehren, wo aber die Blüthe ihres Lebens schon vorüber war, und nach den grünen Waldplätzen, wo sie damals schon nichts mehr thun konnte, als mit dem kleinen Sohne des alten Grafen Helfenberg zu spielen, wenn er, wie häufig geschah, mit seinem Vater zum Besuche zu ihrer ehemaligen Herrschaft kam.

»Ja, die Zeiten haben sich recht geändert,« versetzte der junge Mann, indem er seine Hand auf den Arm der Großmutter legte; »und wir Beide sind auch nicht so geworden, wie wir es gedacht.«

»Was mich anbelangt,« sagte die Frau nach einem schmerzlichen Nachdenken, »so wußte ich schon mein Schicksal, und Euer Erlaucht werden sich wohl erinnern,

wie Sie damals, ein heiterer Knabe, oft über mich gelacht, daß ich Sie nicht einmal mehr einholen konnte, wenn Sie mir rückwärts davon liefen.«

»Ich erinnere mich,« sprach finster der Neffe des Jägers, »und bei Gott, ich habe sehr zur Unzeit gelacht; denn mir würde es heute nicht besser gehen, als Ihnen damals.«

Die Großmutter warf einen raschen Blick auf die zusammengesunkene Gestalt des jungen Mannes. Doch zwang sie sich zu einem Lächeln, während sie antwortete: »O, Herr Graf, das hat bei Ihnen gute Wege; das ist ein vorübergehendes Leiden, und ich möchte mit Ihnen wetten, wenn man mich einmal dort hinaus trägt, von wo man nicht wiederkehrt, so könnten Sie mich frisch und munter begleiten, wenn es anders möglich wäre, daß Sie mir diese Ehre anthäten.«

Der junge Mann war bei diesen Worten zusammengesuckt, aber nicht über die Reden der Großmutter, sondern über den dumpfen Ton der Kirchenglocke, die man nun mit einem Male in der Entfernung langsam und feierlich anschlagen hörte. Er that einen tiefen Athemzug, hob die Hand empor und sprach, während er sich zu einem Lächeln zwang: »Ueber das, was Sie eben sagten, möchte ich Ihnen, wenn das möglich wäre, eine Wette anbieten.«

»Und die wäre?«

»Daß Sie eines Morgens dieselbe Glocke, die dort tönt, wieder anschlagen hören, und daß man Ihnen dann auf Ihre Frage sagen wird: Es ist für den Grafen Helfenberg,

– nur ein Wunder, daß es so lange gedauert hat! – – –
Doch weg mit diesen Bildern, die mich häufig zur Unzeit
geniren! Ich habe schon lange versucht, mir das abzuge-
wöhnen, und es gelingt mir auch in letzter Zeit besser.
Räume ich doch diesen finsternen Phantasieen Rechte ge-
nug ein, wenn ich ihnen gestatte, über mich herzufallen,
sobald ich allein bin. – O, helfen Sie mir sie verjagen;
erzählen Sie mir etwas aus der damaligen Zeit!«

»Wenn ich nur etwas wüßte,« sagte die Großmutter,
»was Sie aus jener Zeit interessiren könnte!«

»Alles, wenn Sie es mir auf Ihre lebendige Art erzäh-
len.«

Die alte Frau sann einen Moment nach, dann blickte
sie wieder mit ihren klaren Augen vor sich hin, und
ein leichtes Lächeln spielte um ihre Züge. »Wie unsere
Spielplätze von damals wohl aussehen mögen!« sprach
sie darauf. »Es ist nun so gar lange her, daß ich nicht
mehr auf Stromberg war; da wird sich viel verändert ha-
ben.«

»An Stromberg selbst mit seinen Gütern und Parken
nicht viel,« entgegnete der junge Mann. »Mein Vater, als
er es vor langen Jahren von Ihrer ehemaligen Herrschaft
gekauft, änderte gar wenig und unterhielt alles das, was
er übernahm, hauptsächlich aus Pietät gegen die frühe-
re Besitzerin, bei der er manche angenehme Stunde ver-
brachte.«

»Ja, der Herr Graf Helfenberg war gern dort, sehr
gern,« meinte nachsinnend die Großmutter. »Gab er doch
für Stromberg, so viel ich mich erinnere, neben einer

großen Kaufsumme noch die reizende Besetzung wohin sich die Gräfin Eller mit ihren beiden Töchtern später zurückzog.«

»Dieser beiden Töchter erinnere ich mich auch noch, jedoch ziemlich unbestimmt,« sagte der Neffe des Jägers anscheinend mit sehr gleichgültigem Tone, doch warf er einen forschenden, fast lauernden Blick auf die alte Frau. »Ich war damals in der Pension, selten zu Hause, und wenn mich mein Vater zuweilen zur Gräfin Eller mitnahm, so war es mir am liebsten, wenn ich mit einem kleinen Gewehr in den Gebüschchen herumstreichen konnte.«

»Ja, ja, diese beiden kleinen Gräfinnen, ich sehe sie wohl noch vor mir, als wenn es gestern wäre. Als ich den Dienst verließ, waren sie freilich noch sehr jung, die eine neun, die andere sieben Jahre ungefähr, so glaube ich. Ich heirathete dazumal, kam aber freilich darauf noch Jahre lang häufig ins Haus, bis mich endlich mein Leiden an die Stube fesselte.«

»Mir kamen sie gänzlich aus dem Gesichtskreise,« sprach der junge Mann, »nur so viel erfuhr ich, daß beide sehr früh geheirathet.«

Als er das sagte, hatte er den Kopf auf den Arm gestützt und schaute unbefangen vor sich nieder, so daß er auch nicht den eigenthümlichen Blick der alten Frau bei merkte, mit dem sie ihn ein paar Sekunden lang forschend betrachtete.

»Es waren zwei ganz verschiedene Naturen,« fuhr die Großmutter nach einer Pause fort; »die Aeltere, von Jugend auf ein stilles, ruhiges Kind, beschäftigte sich viel mit ihren Büchern, lernte fleißig, war der Stolz ihrer Lehrer und, ich kann es wohl sagen, der Liebling der Mutter. Die Jüngere war blendend schön, aber schon als Kind ein Wildfang, wie man sich nur denken konnte. Mit vollem Rechte sagten wir oft, es sei ein Bube an ihr verloren gegangen; Reiten und selbst Fahren war ihre Leidenschaft, und für sie war die alte Gräfin nicht streng genug. So wuchsen Beide heran, und die Jüngere hat ihrer armen Mutter manche schwere Stunde gemacht.«

»Aber ihr Charakter war gut, wie ich gehört?« fragte der junge Mann.

»Wankelmüthig,« entgegnete die Großmutter; »jetzt, ihre Fehler einsehend, konnte sie bei den Vorwürfen der Mutter stundenlang weinen, aufs heiligste Besserung geloben, um morgen wieder wilder anzufangen, als sie heute geendigt. So hat sie auch leider fortgemacht, und es ziemt mir nicht, über Sachen zu sprechen, die Euer Erlaucht vielleicht besser wissen als ich selbst.«

»In Wahrheit habe ich mich nie besonders darum gekümmert,« versetzte Graf Helfenberg. »Sie heirathete einen älteren Mann.«

»Den Herrn Baron von Braachen.«

»Ganz richtig. Und so viel erinnere ich mich wohl, daß man viel über diese Heirath gesprochen. – Sie hat eine einzige Tochter, die sehr schön ist; ich habe sie ein oder zwei Mal gesehen.«

Bei diesen Worten traf derselbe forschende Blick der alten Frau abermals das Gesicht des jungen Mannes, der aber auch jetzt wieder, wie früher, anscheinend gänzlich unbefangen und gleichgültig vor sich niederschaute.

»Ja, eine einzige Tochter,« sprach nach einer längeren Pause seufzend die Großmutter. »Als sie geboren wurde, hielt ich es für meine Schuldigkeit, dem Kinde meiner ehemaligen Herrschaft, der ich heute noch zu tiefsten Danke verpflichtet bin, schriftlich in aller Ehrfurcht meinen Glückwunsch zu Füßen zu legen. Die Frau Baronin von Braachen nahm meine Theilnahme so freundlich auf, daß sie ihrer Kammerfrau erlaubte, mit dem kleinen Mädchen hieher in meine bescheidene Wohnung zu kommen. Es hat mich das denn auch außerordentlich gefreut, und es machte mir auch später das größte Vergnügen, wenn ich Gutes und Liebes von der kleinen Eugenie erfuhr.«

»Also Sie erfuhren doch von Zeit zu Zeit, wie es derselben ging?« fragte der Graf nach einem tiefen Athemzuge.

»Allerdings, und die genauesten Nachrichten durch meinen Schwiegersohn, der, wie Euer Erlaucht wissen, Jäger bei dem Herrn Baron von Breda ist und mit seinem Herrn häufig nach dem Gute des Herrn von Braachen kam.«

»Sehen Sie,« sagte der junge Mann nach einem längeren Stillschweigen. »Wie hübsch Sie mir das alles erzählen! Das hat mich so zerstreut, ich möchte sagen: erfreut, daß ich mich viel wohler fühle, und deßhalb komme ich

auch so gern zu Ihnen. – Die Tochter der Frau von Braachen ist jetzt hier in der Stadt bei ihrem Onkel, Baron Breda. – – Gleicht sie ihrer Mutter?«

»Man sagt, sie sei sehr schön. Und das wird sie wohl von der Gräfin Henriette haben. Sonst soll sie derselben nicht ähnlich sehen, sondern ein liebenswürdiges, folgsames und sehr gutes Kind sein.«

»Ja, ja,« meinte nachdenkend der Graf.

»Mein Schwiegersohn erzählt gern von ihr,« fuhr die alte Frau fort, »und in seiner Art mit einer wahren Begeisterung. Doch hätte das nicht viel zu bedeuten,« setzte sie lächelnd hinzu, »da sie, wie gesagt, sehr schön sein soll und freundlich gegen die Dienerschaft. Aber auch die Kammerfrau der Baronin von Braachen besucht mich hier und da, und daß die nur Liebes und Lobenswerthes von dem jungen Mädchen zu erzählen weiß, ist mir ein viel gültigeres Zeugniß. Es würde mich in der That freuen, sie noch einmal zu sehen, aber das geht nicht an.«

Während das die Großmutter sagte, blickte der junge Mann sie mit einer wahren Spannung an, auch wollte er hastig etwas erwidern, doch schien er sich eines Andern zu besinnen und sagte nach einer Pause in ganz gleichgültigem Tone: »Warum soll das nicht angehen? Ich bin überzeugt, wenn Fräulein Eugenie nach dem, wie sie schildert, nur eine Ahnung davon hätte, daß sie Ihnen, der ehemaligen treuen Dienerin ihrer Großmutter, Vergnügen mit ihrem Besuche machen könne, sie würde augenblicklich kommen. Vielleicht ginge es ihr wie mir,« setzte er lächelnd hinzu, »daß auch sie sich gern von der

damaligen Zeit erzählen ließe, von Stromberg und der Gräfin Eller.«

Die Großmutter schüttelte mit dem Kopfe und blickte vor sich nieder, worauf sie sprach: »Wenn das ganz von selbst käme, so muß ich sagen, es würde mich außerordentlich glücklich machen, Fräulein Eugenie zu sehen. Aber eine junge Dame wie sie, schön, gefeiert, der Welt lebend, wird sich viel um eine alte Dienerin ihrer Großmutter bekümmern! – Doch Sie, Herr Graf, sehen sie wohl öfter?« fragte die Frau rasch, wobei sie ihr Gesicht dem jungen Manne ganz zuwandte.

»Ich?« antwortete einigermaßen verlegen der angebliche Neffe des Jägers, »ich? – nein, ich sehe sie nicht häufig. Einige Mal hatte ich wohl das Glück, in ihrer Nähe zu sein, doch bin ich fest überzeugt, ja, ich möchte darauf schwören, daß sie mich, den Grafen Helfenberg, durchaus nicht kennt. – Sie fragen mich,« sagte er nach einer Pause, während welcher er sichtbar über etwas nachgedacht, »weil Sie aus meinen Fragen zu entnehmen scheinen, als interessire ich mich für das junge Mädchen, und darin haben Sie nicht ganz Unrecht. Doch ist es nicht ein Interesse, welches ich, Graf Helfenberg, an Fräulein Eugenie von Braachen nehme. Ja, ich habe sie ein paar Mal gesehen, auch gesprochen, und das auf ganz eigenthümliche Art.«

Er lächelte still, fast traurig in sich hinein, während ihn die Großmutter mit ihren leuchtenden Blicken scharf fixirte.

»Das war da draußen im Walde,« sprach er mit leiser Stimme, während er wie träumend vor sich hinblickte, »im vergangenen Sommer. Ich fühlte mich damals kränker als jetzt und fuhr zu dem alten Klaus, der seine Jagdhütte in einem kleinen, reizenden Waldthale hat. Mir that das Grün und der Duft der Bäume so wohl. – Da erschien auch einmal Fräulein Eugenie; sie hatte einen Spaziergang gemacht und den alten Klaus aufgesucht, wie sie häufig zu thun pflegte.«

»Und war erstaunt,« fragte die alte Frau, indem sie sehr langsam sprach, »dort Seine Erlaucht, den Herrn Grafen Helfenberg zu finden?«

»Sie war wohl erstaunt, jemand Fremdes dort zu finden, aber sie machte nicht die Bekanntschaft des Grafen Helfenberg; ich hatte die Idee, das zu sein, was ich auch hier bei Ihnen bin: der Neffe des Jägers.«

Der Blick der alten Frau verdüsterte sich, und sie sprach zu sich selber: »Er hat viel von seinem Vater.«

»Da hatte ich freilich einen anderen Beweggrund als hier,« fuhr der junge Mann fort. »Sie wissen, daß ich Sie gern wieder einmal gesehen und gesprochen hätte. Soll Graf Helfenberg kommen, der ja nie aus seinem Hause geht,« setzte er finster hinzu, »und den Leuten unnöthiges Gerede geben?«

»Das sehe ich ein, aber warum dort im Walde?«

»O, das ist noch viel klarer,« lachte bitter der Graf. »Sollte Graf Helfenberg, von dem Fräulein Eugenie vielleicht gehört, er sei ein lustiger, wilder Mensch, ein toller Reiter und Jäger, nun auf einmal vor ihr erscheinen,

schwach, elend, krüppelhaft, wie er es wirklich ist? – Nein, ich schämte mich vor meinem Namen. Das ist ja auch der Grund,« sagte er, nachdem er einen Moment die Lippen fest zusammen gebissen, »warum ich mich vor der ganzen Welt verborgen in meinem Hause hatte. Mag man sprechen über mich, was man will, mag man meinen Zustand noch schlimmer schildern, als er ist – ich, wie ich war, mag nicht vor den Leuten erscheinen, wie ich bin.«

Bei diesen Worten war er aufgestanden und an das kleine Fenster getreten, wo er die Stirn an die kalten Scheiben legte und tief und schmerzlich aufseufzte.

Die Großmutter blickte ihm nach, schüttelte leise mit dem Kopfe und bedeckte ihr Auge leicht mit der Hand. Es war ein paar Sekunden lang so still in dem Zimmer, daß man deutlich eine Stimme vernahm, die auf dem Gange sprach und in fröhlichem Tone sagte: »Aber Indica – Margarethe das muß ich mir ausbitten, daß nicht die Idee von Gewürz in die Suppe kommt; reiner Gerstenschleim, höchstens mit ein bischen Salz. Sie werden mir zugeben, daß ich das als Arzt am besten wissen muß, item, eine ganz gewöhnliche Krankensuppe.«

Beim Klange dieser Stimme hatte sich Graf Helfenberg rasch von dem Fenster abgewandt, nahm seinen Hut und sprach, indem er der alten Frau die Hand reichte: »Ich muß jetzt gehen; wenn ich wieder komme – und ich darf doch wieder kommen, nicht wahr? – so sprechen wir nur heitere Sachen.«

Damit eilte er, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Thür hinaus. Er hatte den Hut tief in die Augen gedrückt

und wollte gerade zum Wohnzimmer hinaus, auf den Gang, als ihm dort an der Thür der Armenarzt, Doktor Flecker, begegnete, der fast gegen ihn angeprallt wäre.

»Bitte um Entschuldigung,« sagte höflich, aber nicht ohne Ironie der Doktor; »für uns beide ist die Thür zu schmal. Wenn Sie mir erlauben, warte ich so lange, bis Sie draußen sind.«

Darauf brauchte er nicht lange zu warten, denn der Andere schritt mit ziemlicher Schnelligkeit auf seinen Stock gestützt der Treppe zu, nachdem er leicht mit dem Kopfe genickt.

»Wer ist denn das?« wandte sich der Arzt fragend an Margarethe, nachdem Jener verschwunden war.

»Das ist der Neffe des Jägers Klaus.«

Worauf der Doktor kopfnickend erwiderte: »So, so, das ist der Neffe des Jägers. Hm, hm!«

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DON QUIXOTE UND TIGER.

Die sonst so starke Natur des Herrn Larioz war von den ausschweifenden Festlichkeiten, die bei seiner Aufnahme in den Bund zum Dolche Rubens statt gefunden, etwas zu stark mitgenommen worden, was sich, wie Doktor Flecker sagte, durch ein heftiges, wenngleich für den Patienten glücklicherweise nicht gefährliches, Katarrhfieber äußerte. Dem stechenden Kopfschmerz nach, sowie einigen Anwandlungen von Uebelkeit, die den Kranken in der ersten Nacht, sowie auch den folgenden Tag bedeutend geplagt, hatte der Armenarzt etwas Gefährlicheres

vermuthet und oft länger neben dem Bette des Schreibers gesessen, das Kinn auf den Elfenbeinknopf des Stockes gestützt und ihn durch die Brillengläser fester betrachtend, als er sonst wohl zu thun pflegte. Denn er mochte ihn leiden, den langen Mann; sprach doch aus allem, was er that, so viel natürlicher Verstand, so viel Herzensgüte, so viel Wohlwollen für alle Menschen, daß man darüber die Eigenheiten und oft seltsamen Ansichten des edlen Spaniers wohl vergessen konnte. Dabei beurtheilte ihn der Doktor ganz richtig, indem er fühlte, daß man es hier mit einem Menschen voll glühender, ja, vielleicht ausschweifender Phantasie zu thun habe, mit einem Gemüthe voll Poesie, welche in ihm schon als Kind durch seine eigenthümliche und abenteuerliche Umgebung geweckt worden war und die seine jetzige, mehr als prosaische Stellung wohl auf Momente zu fesseln im Stande war, aber so wenig unterdrücken konnte, daß sie, den zufälligsten Ausweg benutzend, ihn oft in ganz excentrische Bahnen hinein riß.

Herr Larioz hatte dabei einen unüberwindlichen Abscheu vor aller Falschheit, vor aller Hinterlist. Wie es Jemand möglich sei, seinen Nebenmenschen zu hintergehen, zu betrügen, davon hatte er keine Idee; und da ihm in dergleichen Fällen der Hehler ebenso schlecht wie der Stehler vorkam, so hielt er es für das verdienstvollste Werk, ja, für die Schuldigkeit eines Jeden, unnachsichtlich dem Betrogenen die Augen zu öffnen, wobei er dann aber schon oft in den Fall gekommen war, sich in Dinge zu mischen, die ihn durchaus nichts angingen, und für

welche Einmischung er nicht selten den größten Undank erntete, was ihn aber nicht abschreckte, ein anderes Mal wieder gerade so zu verfahren.

Daß er selbst dabei von einer musterhaften Redlichkeit und Treue war, brauchen wir wohl nicht zu sagen – Eigenschaften, die ihm den Doktor Flecker zum Freunde gemacht hatten, und die auch sein Prinzipal, Herr Rechtsconsulent Plager, bedingungsweise an ihm hochschätzte. Wir sagen: bedingungsweise; denn bei den Geschäften des Advokaten, in die auch Herr Larioz mehr oder minder eingeweiht war, kamen zuweilen Dinge vor, die mit des Letzteren Gesinnungsart nicht immer harmonirten, und die hier und da wohl zu unangenehmen Erörterungen zwischen dem Rechtsconsulenten und seinem Gehülfen Veranlassung gegeben hatten. Doktor Plager, der natürlicherweise ganz anders fühlte, konnte es nicht begreifen, wie man sich weigern könne, für eine gut zahlende Partei einen schlechten Prozeß zu übernehmen, und hatte in solchen Fällen die größte Mühe, seinen Schreiber davon abzuhalten, daß er den Parteien erklärte: Laßt das Prozessiren sein, seid gescheidt und spart euer Geld. Und das war doch schon einige Mal zur Verzweiflung des Advokaten vorgekommen, wobei es mitunter in der Schreibstube Scenen gab, die schon öfter beinahe zur Trennung der beiden geführt hätten. Gewöhnlich aber lenkte Doktor Plager wieder ein, da es ihm doch darum zu thun war, einen zuverlässigen Mann, wie Larioz, zu behalten.

Daß dieser seinerseits durch die drückenden Verhältnisse, in denen er sich befand, ein halbwegs begütigendes Wort seines Prinzipals bereitwillig entgegen nehmen mußte, stimmte ihn begreiflicherweise nicht milder gegen das hinterlistige und trugvolle Treiben eines leider so großen Theiles der Menschheit und veranlaßte ihn dann noch mehr, sich außerhalb seines Geschäftes um Sachen zu bekümmern, die ihn durchaus nichts angingen. Wie oft hatte er sich bei solchen Veranlassungen auf der Straße oder an öffentlichen Orten einer, wie er glaubte, unschuldigen und unterdrückten Partei angenommen, zum Beispiel im Wirthshause eines vielleicht nachlässigen Kellners, der von einem erzürnten Gaste mit Schimpfreden bedient wurde, und war vom Letzteren dafür nicht glimpflicher behandelt worden; auf dem Exercirplatze eines geknufften Rekruten, wo es ihm beinahe noch schlechter ergangen wäre als dem militärischen Zöglinge selbst; auf der öffentlichen Promenade, wo er den Dienstmägden wie ein langes Gespenst erschien, das sie mit eindringlichen Worten an ihre Pflichten erinnerte und ihnen bewies, wie unverantwortlich es sei, leichtsinnigerweise zusammen zu sprechen, und die ihnen anvertrauten Sprößlinge während der Zeit der Gefahr auszusetzen, unter die Räder der vorüberrollenden Wagen zu kommen! Er konnte es nun einmal nicht lassen, so zu handeln, und wenn er alsdann von den ungeziemendsten Ausdrücken begleitet, am Ende das Feld räumen mußte, so that er das ingrimmig, mit dem heißen Wunsche nach

einem guten Pferde, einer tüchtigen Klinge, sowie für andere Fälle nach einer tüchtigen Karbatsche, um damit zur Besserung der Menschheit beizutragen, den Schuldigen zu bestrafen, dem Leidenden Schutz zu gewähren. In solchen Augenblicken konnte er sich vollkommen in die Gefühle und die Lage seines großen Landsmannes von der Mancha hinein denken und begriff es ganz gut, welches Glück, welche Seligkeit jener sinnreiche Junker darin fand, als irrender Ritter umherzuziehen, die Starken niederzuwerfen, den Schwachen beizustehen.

Auf Befehl des Doktors hatte Don Larioz schon seit sechs Tagen das Zimmer gehütet; doch war ihm erlaubt worden, sein Bett zu verlassen, und so saß er denn in dem uns wohl bekannten Lehnstuhle vor dem Ofen, angethan mit der Jacke von grauem Baumwollensammt, ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf gedreht, über seine Füße einen alten Pelz gebreitet, den wir aus dem Anfang unserer Geschichte zu kennen das Vergnügen haben. Der lange Mann hatte einen kleinen Spiegel in der Hand und strich mit einer Bürste seine kurz geschnittenen Haare in die Höhe, und als das bestens geschehen, legte er Bürste und Spiegel neben sich auf einen Stuhl und drehte seinen gekräuselten Schnurrbart in die Höhe, wobei er häufig einen Blick auf das Bild warf, welches an der Wand über dem Kamine hing.

Es war um die Mittagsstunde und der Tiger im Begriff, ein weißes Tuch über den alten Tisch zu legen und die spärliche Mittagsmahlzeit aufzustellen, welche die alte Magd in einem Korbe gebracht hatte, und die während

der Krankheit des Schreibers von dem Tiger und dem kleinen Gottschalk zu gleichen Theilen verzehrt wurde; zu gleichen Theilen können wir eigentlich nicht sagen, denn der Tiger, welcher sich an dem großen Appetit des Knaben erfreute, schob diesem die besten Bissen hin und begnügte sich mit einem kleinen Theil der Gerichte und dem übrig gebliebenen Brode, vermittelt dessen die Magd obendrein die Schüsseln und Teller so rein abputzte, daß von Gemüse oder Sauce auch nicht eine Spur übrig blieb. Obgleich die Schreibstube schon geschlossen war und der Rechtsconsulent dem Knaben gern erlaubte, manche sonst der Arbeit gewidmete Stunden bei dem Kranken zuzubringen, so war Gottschalk doch noch nicht erschienen, was den langen Schreiber endlich zu der Bemerkung veranlaßte, die er gegen den Tiger aussprach: der Kleine bleibe heute ungewöhnlich! lange aus.

»Ja, es hat schon zwölf Uhr geschlagen,« antwortete die alte Magd. »Aber es ist auch ziemlich weit von hier bis zum Hause, wo die Eltern des Kleinen wohnen. Und dann ist vielleicht auch die Suppe noch nicht fertig gewesen. Wissen Sie, Herr Larioz, das muß sehr umständlich und genau gekocht werden für so einen Kranken.«

»Ja, für so einen Kranke.« murmelte der Schreiber. Dann setzte er lauter hinzu: »Ich möchte wohl, der Doktor dispensirte mich von den ewigen Krankensuppen; ich hätte Lust zu was Festerem. – Was habt Ihr heute?«

»Ach, du lieber Gott!« entgegnete der Tiger fast erschrocken, »etwas sehr Unverdauliches: Klöße mit Wurst. Wenn der Herr Larioz sich erlaubte, davon was zu essen,

ich glaube, der Herr Doktor Flecker brächte mich um. Ja, er brächte mich wahrhaftig um.« – Damit war sie an das Fenster gelaufen und sagte mit sehr freudigem Tone der Stimme: »Sehen Sie, da kommen sie schon; sie sind schon zum Hofthore herein.«

»So, *sie* kommen?«

»Ja, Gottschalk mit seiner Schwester. Was das für ein gutes und liebes Geschöpf ist! Und wie sorgsam sie die Suppe trägt! Ein so braves Mädchen gibts nicht wieder; den ganzen Tag arbeitet sie und besorgt noch die Küche und Alles – So! jetzt will ich ihnen das Handtuch geben und den Löffel.«

Sie trippelte bei diesen Worten hinter einen hölzernen Verschlag, holte die beiden eben genannten Sachen vor, reichte das Handtuch Herrn Larioz, der es auf seine Kniee breitete und legte den Löffel neben ihn.

In diesem Augenblicke traten Gottschalk und Margarethe in das Zimmer; letztere trug einen kleinen Suppennapf und schien etwas befangen, als sich Don Larioz gegen sie umwandte und ihr freundlich mit dem Kopfe zunickte.

»Gerstenschleim, famos!« sagte lustig der Knabe, und seiner Schwester des Geschirr ab und trug es zu dem Kranken hin. »Ohne alles Gewürz, wie es Doktor Flecker befohlen; von Margarethen selbst gekocht, und die versteht's.«

»Daß deine gute Schwester das versteht, habe ich schon lange mit großem Danke empfunden,« entgegnete würdevoll Don Larioz. »Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?« wandte er sich an das junge Mädchen, die schüchtern näher getreten war und sich nach einer Handbewegung des langen Mannes auf den Stuhl niederließ, von dem Gottschalk in aller Eile Haarbürste und Spiegel entfernte. Den Löffel hatte Herr Larioz in die Hand genommen. Er versuchte die Sappe, und daß er sie vortrefflich fand, zeigte ein freundliches Lächeln, welches um seine Mundwinkel spielte, sowie ein dankbarer Blick, den er auf Margarethe warf.

Obgleich diese schon öfter zur gleichen Stunde mit ihrem Bruder hier im Gemache gewesen war, so betrachtete sie dasselbe doch immer wieder mit neuer Verwunderung, denn es sah hier so ganz anders aus als in den Zimmern, wo sie bis jetzt schon gewesen. Wie es ihrem Bruder am ersten Abend hier geschehen war, so beschäftigte auch sie vor Allem das ernste Bild über dem Kamin, das Don Larioz zu gleichen schien und doch wieder so viel Fremdartiges hatte; und wenn sie von demselben ihre Blicke auf diesen selbst niedergleiten ließ, so kam ihr oft die Idee, wenn der da oben aus seinem Rahmen herabstiege, so würde er wohl nicht seltsamer erscheinen als Herr Larioz selbst in seinem eigenthümlichen Anzuge, mit seinem so ganz fremdartigen Gesichte. Ferner beschäftigten sie die einfachen hölzernen Stühle, der lange Stoßdegen in der Ecke und heute besonders eine kleine

Laute, welche der Schreiber vor einigen Tagen hervorge sucht und mit neuen Saiten versehen hatte.

Unterdessen hatte sich Gottschalk dem Tische genähert, wo der Tiger auf die Klöße und die Wurst zeigte und dann pantomimisch zu verstehen gab, Herr Larioz hätte selbst Appetit darauf bekommen, doch habe sie ihn schlauer Weise auf seine Krankensuppe verwiesen. Dabei sahen die ernsthaften Geberden, welche die alte Person machte, so komisch aus, daß Gottschalk sich auf die Lippen beißen mußte, um nicht laut hinaus zu lachen. Ein Kichern aber konnte er nicht unterdrücken, und als hierauf sowohl Don Larioz als Margarethe nach ihm hinblickten, sagte er, um nicht nach dem Grunde seiner Lustigkeit gefragt zu werden: »Heute, Margarethe, heute mußt du mit uns essen; der Herr Larioz wird's erlauben, und wir thun es nun einmal nicht anders.«

Ueber die Züge des langen Mannes fuhr ein leichtes Lächeln, als er entgegnete: »Bei San Jago! mir scheint, unser Mittagessen stammt von den Broden ab, wovon eine geringe Anzahl ausgiebig war zur Speisung von viertausend Menschen. Ja, das muß so sein, es liegt ein besonderer Segen darauf. Da speist die alte Frau und Gottschalk mit großem Appetit, und nun wollen sie das Fräulein da auch noch einladen.«

»Nur des Späßes halber,« meinte Gottschalk; »du kriegst nicht viel, Schwester, aber du mußt einmal sehen, wie vortrefflich wir leben. Komm, ich bitte dich.«

Margarethe zögerte, doch sagte Herr Larioz: »So thun Sie ihm den Gefallen; das ist ein kleiner, eigensinniger Mensch, und Ihren Appetit werden Sie sich bei dem Schmause keinesfalls verderben.«

Das junge Mädchen erhob sich von ihrem Stuhle und ging nach dem gedeckten Tische, wohin der Tiger eilfertig einen dritten Teller und einen dritten Löffel holte. »Was hast du denn für Ideen?« sagte Margarethe zu Gottschalk so leise, daß es der Kranke nicht hören konnte; »du kannst doch nie Ruhe geben! Was werde ich denn mit euch essen?«

»Nur versuchen sollst du,« lachte ihr Bruder; »von essen oder satt essen ist freilich keine Rede; du sollst der Mutter sagen, daß wir hier auch gut gekocht bekommen.«

Margarethe setzte sich kopfschüttelnd nieder, ließ sich eine Gabel in die Hand nöthigen und einen von den Klößen auf den Teller legen. Dann aß sie, konnte aber dabei nicht unterlassen, zuweilen nach Herrn Larioz zu blicken, der mit seiner Krankensuppe fertig war, den Topf neben sich auf den Stuhl gestellt hatte und mit zusammengelegten Händen nach den Dreien hinüber schaute. Er vertiefte sich dabei in Träumereien über das, was er an jenem Tage auf dem Burgplatze erlebt. Wenn er das schöne, edle Profil des jungen Mädchens dort am Tische sah, besonders aber, wenn sie ihm auf einen Moment die großen, glänzenden Augen zuwandte, so kam es ihm vor, als habe sie eine Aehnlichkeit mit jener unvergleichlichen Schönheit, die er in dem Atelier der Gebrüder Breiberg

zu sehen so glücklich und wieder so unglücklich gewesen war. Gleich darauf aber mußte er über einen solchen Vergleich lächeln, denn er sah alsdann ein, daß das Aeußere der Beiden himmelweit verschieden war. Die Spanierin – denn das war sie, die er neulich gesehen – hatte fast blauschwarzes Haar, ihr Auge war größer und glänzender, doch hatte, wie er sich erinnerte, ihr Blick etwas Starres; dagegen war der Teint für eine Südländerin fast zu weiß und durchsichtig gewesen, die Röthe ihrer Wangen beinahe zu scharf abgegränzt. Doch Alles wurde wieder gemildert durch die Lieblichkeit der feingeschnittenen kleinen frischen Mundes. Und wenn er dabei an die weißen Zähne dachte, so mußte er sich gestehen, nie in Wirklichkeit, nie auf Bildern, nie im Traume etwas Reizenderes gesehen zu haben. Dort das junge Mädchen war auch schön, ihr Wuchs untadelhaft und elegant; aber wenn er sie betrachtete, so empfand er nur ein sanftes Wohlbehagen, eine Zuneigung, welche ihm entstanden zu sein schien aus dem lieblichen Glanz ihres Auges, aus ihrem offenen, ehrlichen Blicke, der Zeugniß ablegte für ihre Herzensgüte und Reinheit.

Der Anblick der Anderen aber hatte ihn wie mit dämonischer Gewalt gefaßt, es war ihm, als sei er plötzlich einer leuchtenden Flamme zu nahe gekommen, als sei von derselben sein Herz versengt worden. Er dachte an die Spanierin mit einem glühenden Verlangen, das er bisher nicht gekannt und dessen er sich fast schämte. Unmöglich war es ihm, sich des leicht geöffneten Mundes mit den blendenden Zähnen zu erinnern, ohne sich

dabei einen innigen Kuß auf diese frischen Lippen vorzustellen. Das glühende Auge konnte er nimmer vergessen, es hatte ihn freilich etwas starr angeblickt, aber welchen Ausdruck mußten diese Sterne annehmen, wenn sie zum Beispiel bezeichnen wollten: O, Larioz, ich liebe dich mit der ganzen Gluth, die ja nur im glücklichen Spanien zu finden ist! – Diese Augen hatten ihm in den ersten Nächten seines Unwohlseins viel zu schaffen gemacht; denn wenn sie ihm euch anfänglich in der That wie die Sterne an einem glänzenden Nachthimmel erschienen, so hatte doch die Macht des Fiebers diesen Nachthimmel nach und nach getrübt und wenn er so lange und unaufhörlich hingeschaut, so sah er vor sich nichts als eine nebelhafte Finsterniß, als zwei glühende Punkte, die ihn anstierten und die ihn, sich zuletzt ungeheuerlich vervielfältigend, voller Schrecken erwachen ließen.

»Jetzt aber keinen Bissen mehr!« sagte Margarethe mit ihrer sanften und doch so wohlklingenden Stimme.

Und es war dem Spanier angenehm, daß der Ton derselben jene Phantasieen verjagte, in die er in der Erinnerung an sein Fieber wieder zu verfallen Gefahr lief.

»Du hast gut reden,« fuhr das Mädchen lachend fort, als ihr Bruder sie zurückhalten wollte. »Meinst du, ich hätte zu Haus nichts zu thun? Herr Larioz wird mir Recht geben und es nicht übel deuten, wenn ich mich entferne.«

»Gewiß nicht, mein Kind,« antwortete freundlich mit dem Kopfe nickend der Spanier. »Und mein herzlicher Dank begleitet Sie. Hoffentlich habe ich auch in den nächsten Tagen nicht mehr nöthig, Ihre Güte in Anspruch

zu nehmen. Denke mir doch, Doktor Flecker werde mich aus seiner Kur entlassen.«

Der Tiger schüttelte mit dem Kopfe, als Don Larioz so sprach, und bemächtigte sich hastig des letzten der Klöße, der sich in der Schüssel befand, nicht ohne ihn vorher mit einem wehmüthigen Blicke betrachtet zu haben, während Gottschalk seine Schwester, die dem langen Manne zum Abschied freundlich die Hand gereicht, bis an die Treppe begleitete.

Als er zurückkehrte, setzte er sich wieder an den Tisch und theilte mit der alten Magd aufs gewissenhafteste die übrig gebliebene Brühe, die Beide, Jedes mit dem letzten Stücke Brod bewaffnet, aufs eifrigste vertilgten. Während der Tiger mit beiden Backen kaute, sagte er mit einem Male zu dem Knaben, aber mit so leiser Stimme, daß Herr Larioz nichts davon hörte: »Gottschalk, gestern Abend habe ich es wieder gesehen.«

»Dummes Zeug!« entgegnete dieser. »Was werdet Ihr gesehen haben? Ihr seht überhaupt nicht gut.«

»O laß das gut sein; was ich sehen will, das sehe ich doch. Und ich habe es gestern Abend wieder gesehen. Ich sage es noch ein Mal: da ist etwas Unrichtiges dahinter.«

»Ihr meint am Ende, es könnten Diebe sein?«

»Was Diebe! Haben sie denn je etwas da unten gestohlen?«

»Nun, was soll es denn sonst sein?«

»Geister sind es, Gespenster!«

Bei dieser Aeüßerung des Tigers lachte der Knabe so laut auf, daß sich die alte Magd veranlaßt sah, ihn mit der

Hand an die Schulter zu stoßen, um ihn zum Schweigen zu bringen, aus Furcht, Herr Larioz möchte aufmerksam werden. Auch hatte dieser das Lachen gehört und fragte: »Nun, was gibt's denn auf einmal?«

Der Knabe wußte nicht recht, sollte er die geheimen Beobachtungen des Tigers, welche dieser ihm mitgeteilt, seinem Vorgesetzten Preis geben, oder sollte er die alte Magd veranlassen, das selbst zu thun. Er hielt letzteres für rätlicher und war dabei boshaft genug, zu sagen: »Das muß Sie eigentlich laut erzählen, es könnte am Ende doch etwas Wahres daran sein und der Herr Larioz sich veranlaßt finden, der Sache nachzugehen.«

»Und was gibt es denn nun,« fragte dieser. »Nun laßt hören.«

Halb und halb war der Tiger froh, daß er jetzt mit der Sprache heraus mußte; was er sagen wollte, hatte ihn schon lange auf dem Herzen gedrückt; nur wußte die alte Magd, daß Herr Larioz durchaus nicht abergläubisch war und gar nichts von Hexen, Geistern und Gespenstern hielt. Deßhalb sagte sie auch: »Der Gottschalk ist halt ein Bub, und wenn man ihm das Geringste erzählt, so macht er eine große Geschichte daraus.«

»Und was habt Ihr ihm denn erzählt?« fragte ernst Herr Larioz. »Es scheint schwer aus Euch heraus zu gehen.«

»Ja, ich habe ihm nur gesagt,« entgegnete der Tiger, während er anfang, seine Schürze in kleine Falten zu legen – »und daß es wahr ist, darauf können Sie sich verlassen – es ist mir jetzt nämlich einige Mal Abends passiert, daß ich von hier aus nach Hause gegangen bin.«

»Das passiert Ihr wohl jeden Abend?«

»Ja, das passiert mir alle Abend. Wenn ich also nach Hause gegangen bin, so habe ich zuweilen gesehen, das heißt nur in den letzten Tagen, so lange Herr Larioz krank sind, daß in der Schreibstube drunten ein Licht war.«

»Nun, was weiter?«

Die Magd schluckte heftig, denn ihre Erzählung, da sie in ihrer Phantasie Geister und Gespenster hinein verwob, erschien ihr natürlicher Weise weit graulicher, als jedem Andern.

»Die grünen Vorhänge waren herabgelassen und doch sah ich das Licht durchschimmern.«

»Ist das ein Ereigniß?« meinte Herr Larioz. »Da wird Herr Doktor Plager noch in seinem Zimmer gearbeitet haben.«

»Nein, nein, das hat Herr Doktor Plager nicht gethan,« sagte eifrig die alte Person und setzte pffiffig lächelnd hinzu: »Wir sind auch nicht so dumm.«

»Wie wir aussehen,« flüsterte Gottschalk.

»Als ich das Licht zum ersten Mal schimmern sah, ging ich zur Hausthür hinein, nach dem Zimmer des Herrn. Das war aber geschlossen, und ich erinnerte mich auch

wohl, ihn eine halbe Stunde vorher weggehen gesehen zu haben.«

»Das hätte Sie mir gleich sagen sollen,« versetzte Herr Larioz ernst.

»Ja, du mein Gott, das konnte ich ja nicht! Herr Larioz waren ja krank, und der Herr Doktor Flecker hatte befohlen, Sie nicht zu stören.«

»Und du hast auch darum gewußt?« fragte der Schreiber den Knaben.

»Mir hat es der Tiger erzählt, wie Ihnen so eben, aber ich glaube, er hat nicht recht gesehen. Was soll das gewesen sein? Ich dachte freilich Anfangs an Spitzbuben, aber als ich den andern Morgen auf das Bureau kam, da war Alles wie Tags vorher, nichts in Unordnung, nichts fehlte. Und da hätte ich denn beinahe die Ansicht der alten Frau getheilt,« setzte er schelmisch lachend hinzu.

»Welche Ansicht?«

»Es seien Geister oder Gespenster gewesen.«

»Mit eurem dummen Zeuge!« entgegnete streng Don Larioz. »Ich hätte euch wahrhaftig für klüger gehalten.«

»Ach, du mein Gott, Herr Larioz,« sprach schüchtern die Frau, »es ist das hier ein uraltes Haus, in dem schon so viele Menschen gestorben sind und allerhand passirt ist. Da könnte doch –«

»Halt Sie Ihr Maul, Frau; so etwas mag ich nicht hören,« antwortete der Spanier. »Sprech Sie vernünftiges Zeug. Und das Licht hat Sie jeden Abend gesehen?«

»So lange Herr Larioz zu Bett lag, jeden Abend, zwischen sechs und acht Uhr.«

»Und hat Sie nie etwas gehört? Sie ist doch gewiß näher geschlichen, um zu lauschen.«

»Ein einziges Mal nur,« versetzte der Tiger, indem er die Hände aufhob, »und dann gewiß nicht mehr.«

»Und da hörte Sie etwas in der Schreibstube?«

»Ja, es war mir, als flüsterte dort etwas zusammen und lachte auch.«

»Nun, da sieht Sie also, Frau,« sagte Herr Larioz nach einigem Nachdenken mit großer Ruhe, »daß es keine Gespenster gewesen sind. Gespenster sind, so viel ich weiß, vollkommen stumm und geben nie einen Laut von sich.«

»O nein, Herr Larioz,« sprach fast ängstlich die alte Person, »das weiß ich besser; ich weiß eine Geschichte von einem flüsternden Gespenst, von einem lachenden Teufel und von einem schmatzenden Todten. Gewiß, die weiß ich ganz genau.«

Gottschalk machte ein etwas langes Gesicht, als er die drei fürchterlichen Titel hörte; doch nahm er sich vor, den Tiger bei nächster Veranlassung zu ersuchen, ihm diese schreckliche Geschichte mitzutheilen.

Herr Larioz zuckte mit den Achseln und erwiderte einiger Maßen verdrießlich: »Meinetwegen, es soll schmatzende Gespenster geben.«

»Schmatzende Todte, Herr Larioz,« sagte demüthig die alte Frau.

»Auch das; aber ich kann Sie versichern, man hat noch nie etwas davon gehört, daß sich Gespenster in der Schreibstube eines Advolaten herum treiben. Dergleichen Wesen können den Papiergeruch nicht vertragen.

Verlass' Sie sich darauf, das muß etwas Anderes gewesen sein, und wir wollen schon dahinter kommen. Hat Sie das Licht auch gestern Abend gesehen?«

»Gewiß, auch gestern Abend.«

»Nun, so geb' Sie Achtung, ob es heute Abend wieder kommt. Sage Sie aber keinem Menschen vorher etwas davon; auch dem Herrn Doktor Plager nicht, und wenn Sie es wieder sieht, so komme Sie zu mir herauf und geb' Sie mir Nachricht. Hat Sie mich verstanden?«

»Gewiß, Herr Larioz, es soll nicht fehlen.«

»Gut, und auch du, Gottschalk, sprichst mit Niemand darüber, das bitte ich mir aus.«

»O, ich werde mich hüten,« sagte pfiﬃg lachend der schlaue Knabe, halb gegen die Magd gewandt; »Herr Larioz wird schon wissen, mit Euren Gespenstern umzugehen.«

»Ja, ja, das wollen wir schon unternehmen,« sprach wichtig der lange Schreiber. »Aber jetzt geh du auf deine Arbeit, und die Frau soll den Tisch abräumen.«

Beide thaten so, wie ihnen befohlen, und eine Viertelstunde darauf war der Spanier allein in seinem Zimmer.

Er erhob sich von seinem Stuhle, streckte und dehnte sich behaglich, warf etwas Holz in den Ofen und schritt dann händereibend in dem Gemach auf und ab. »Wenn die Frau nicht falsch gesehen hat,« sprach er zu sich selber, »so bin ich doch begierig, was es dort mit dem Lichte für eine Bewandtniß hat. Vielleicht ist es der Herr Rechtsconsulent selber, der absichtlich sehen läßt, daß er das Bureau verläßt, um dann wieder zurückzukehren und

heimlicher Weise noch etwas zu arbeiten. Aber Herr Doktor Pleger pflegt nicht zu flüstern und noch weniger zu lachen.«

Unter diesen Gedanken war Don Larioz in die Ecke des Zimmers getreten, wo sein langer Stoßdegen lehnte, eine echte alte Toledoklinge, den er jetzt, in Gedanken versunken, unter den Arm nahm und so seinen Spaziergang fortsetzte. Doch hatte er das Zimmer noch nicht zwei Mal durchmessen und kehrte gerade der Stubentür den Rücken, als er in seinen Phantasieen durch ein lautes Lachen unterbrochen wurde, das ihn unangenehm berührt haben würde, wenn er die Stimme nicht augenblicklich als die des Armenarztes erkannt hätte.

»Das muß ich sagen,« rief derselbe, »unser edler andalusischer Freund, kaum aus dem Krankenbett wieder aufgestanden, scheint irgend einen Kampf bestehen zu wollen, vielleicht ein Gefecht mit Windmühlen oder Riesen. Aber Sie werden mir zugeben, Verehrtester, daß ich eigentlich hätte gefragt werden sollen, ehe man in seinem Zimmer so extravagante Bewegungen macht. Ei! ei! Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihnen diese Bewegungen nicht mißgönne, aber ruhig, alter Freund! So etwas Hin- und Herschlendern im Zimmer, das könnten wir uns am Ende schon gefallen lassen, aber nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Sie da auf und ab rennen sehe, den Degen unter dem Arm, den Kopf erhitzt von Gott weiß welchen kriegerischen Phantasieen, das kann mir durchaus nicht angenehm sein. Also in den Stuhl gesetzt! Lassen Sie Ihren Puls fühlen.«

Der Schreiber stellte den Stoßdegen in die Ecke, nickte dem Doktor zu und entgegnete: »Wieder viel Lärmen um nichts!« ließ sich aber doch folgsam auf seinen Sessel nieder und streckte dem Armenarzt die dürre Hand entgegen.

Herr Doktor Flecker war im Schlafrock und führte wie gewöhnlich, wenn er zu Hause war, die lange Pfeife. Er griff behutsam an den Puls des Patienten und schien mit seinen Beobachtungen zufrieden zu sein. Auch das Aussehen der Zunge befriedigte ihn, worauf er sich einen Stuhl neben den Sessel des Herrn Larioz zog, sich darauf niederließ und dann durch ein paar tüchtige Züge seine Pfeife wieder in Brand brachte.

Der Spanier schnüffelte nach dem Dampfe und machte dabei ein so wohlgefälliges Gesicht, daß Herr Doktor Flecker sagte: »Mir scheint, Sie hätten nicht übel Lust, das auch einmal wieder zu versuchen. Geniren Sie sich gar nicht und stecken Sie eine Papiercigarre an, wenn es Ihnen nicht zuwider ist.«

»Ich habe mich darauf gefreut,« sagte Don Larioz freundlich; »Sie kennen aber meine Folgsamkeit, und ich hätte um Alles in der Welt ohne Ihre Bewilligung nicht geraucht. Da Sie aber nichts dawider haben, so will ich mit einer wahren Wollust die ersten Züge thun.«

So geschah es denn auch. Der Spanier drehte seine Papiercigarre sehr umständlich, ja, mit einer gewissen Feierlichkeit, zündete sie langsam an, und als er sich nun

in den Sessel zurücklehnte, einen langen Zug in sich hineinsog und dann die Augen schloß, spielte ein außergewöhnliches Behagen auf seinem sonst so ernstern Gesichte.

Der Doktor schaute ihm lächelnd zu, und es dauerte wohl ein paar Minuten, ehe derselbe sagte: »Sie werden mir zugeben, Freund Larioz, daß ich nicht neugierig bin, das heißt nicht neugieriger, als es die Pflicht eines Arztes ist. Aber jetzt sagen Sie mir einmal, auf welche Art sind Sie in den verfluchten Zustand gekommen, worin ich Sie vor einigen Tagen fand? Wissen Sie wohl, Herr, daß wir sehr nahe an einem Nervenfieber herumgestreift sind?«

»Ja, ich war recht krank,« sprach ernst der lange Schreiber, »das habe ich wohl gefühlt, weiß auch die Ursache und will sie nicht vorenthalten. Ich gerieth da zufällig in eine Gesellschaft lustiger Brüder, die mich leider zum Trinken nöthigten, und wo ich denn unbegreiflicher Weise mehr als seit langen Jahren that, ja, mehr, als ich eigentlich ertragen konnte.«

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

»Obendrein passirte es mir noch,« fuhr Herr Larioz fort, »daß ich mich sehr erkältete. Wie das kam, weiß ich nicht genau anzugeben.«

»Ja, ja, die Wirkung zeigte sich gehörig. Ich wiederhole Ihnen, wir sind nicht ein Haar breit an einer sehr schlimmen Krankheit vorbeigerutscht.«

»Gott sei Dank, daß sie uns nicht erwischte!« entgegnete lächelnd der Spanier. »Doch kann ich Ihnen versichern, bester Doktor, daß es ein unnennbar angenehmes

Gefühl ist, sich, wenn man mehrere Tage im Bette zugebracht, wieder einmal so recht ausstrecken zu können – Ah!«

Damit hatte Herr Larioz die Füße auf den vor ihm stehenden Stuhl gelegt, streckte sich weit in den Lehnstuhl zurück und ließ den Dampf seiner Cigarre kräuselnd in die Höhe steigen. Den bläulichen Ringen blickte er nach, und die Frage des Doktors vorhin nach den Erlebnissen jenes Tages hatte ihm so recht wieder den Burgplatz mit allem, was er dort erlebt, vor die Seele gebracht. Wenn er auch während seiner Krankheit keinen Augenblick versäumt hatte, des schönen und unglücklichen Mädchens zu gedenken, die ihn interessirt wie nie ein weibliches Wesen, so war doch das Unwohlsein schuld daran, daß er wie im Traum, wie in einer Betäubung ihrer gedachte, nicht mit der vollen Kraft seines ziemlich scharfen Verstandes. Jetzt aber verschwanden die Schleier, die seinen Geist gefangen hielten, und nach und nach tauchte alles, was er gehört und gesehen, wieder so klar, in so scharfen Umrissen vor seinem Geiste auf, wie man ferne Berge, durch einen wohlthätigen Regen von ihrem Dunste befreit, nach einem schweren Gewitter zu sehen pflegt. Dabei aber hütete er sich wohl, den Doktor, den er als großen Spötter kannte, von seinen Erlebnissen geradezu in Kenntniß zu setzen, traute sich aber Feinheit genug zu, ihn um Einiges fragen zu können, ohne daß dieser die Absicht merke, warum dies geschehe. Wenn er auch weit entfernt war, zu glauben, daß der Spruch

des großen maurischen Weisen zur Errettung jenes unglücklichen Mädchens beitragen könnte – denn wie wir bereits wissen, hielt er durchaus nichts auf Gespenster, Phantome oder Zauberer – so hatte er sich doch schon unsägliche Mühe gegeben, diesen Spruch wieder in sein Gedächtniß zurückzurufen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte; auch hatte er wohl dabei gedacht: vielleicht ist es eine Formel, woran die wunderbar schöne Dame ihren Erretter zu erkennen im Stande ist. Denn daß sie mit dieser Rettung irgendwie zusammen hängen müsse, daran zweifelte er eben so wenig, als daß die Bruderschaft zum Dolche Rubens bereit sein würde, ihm bei der Errettung der Unglücklichen beizustehen.

Der Doktor hatte ruhig seine Pfeife geraucht und warf auch zuweilen einen schlaunen, lächelnden Blick auf den Spanier, in dessen Gesichtszügen er wohl las, daß etwas für denselben Wichtiges seine Seele bewege.

»Ich habe,« sagte Don Larioz nach einer Pause, »mich neulich wieder einmal mit altspanischer, eigentlich maurischer Literatur beschäftigt und suche schon lange den Namen eines Weisen, von dem viel vortreffliche Sprüche im Munde des Volkes leben; aber ich suche ihn vergeblich.«

»Der Teufel mag auch diese maurischen Namen behalten,« versetzte lachend der Arzt; »namentlich für uns Deutsche ist das sehr schwer. Das muß euch Spaniern schon leichter werden; das klingt Ben Hamet, Ben Homet oder Ben Humet, Triangeli oder Sperangeli, was

weiß ich? Meine Kenntniß eurer so schönen Sprache beschränkt sich leider nur auf ein paar Worte, die ich oben drein von Ihnen habe, vortrefflicher Don, zum Beispiel Caracho, was, glaube ich, nichts sehr Schönes bedeutet.«

»Man sagt das allerdings nicht häufig in guter Gesellschaft,« bemerkte der Schreiber.

»*Olla potrida*,« fuhr der Doktor lustig fort, »und vor allen Dingen, was ich früher am häufigsten von Ihnen gehört: Carbanzos.«

»Ah, Carbanzos!« wiederholte der Spanier, und seine Augen leuchteten.

»Ihr Leibgericht, das Wort erweckt Ihnen wohl angenehme Erinnerungen? Ich glaube dicke Erbsen und Speck. Sie strahlen ordentlich.«

»Nicht wegen der dicken Erbsen mit Speck,« entgegnete Don Larioz feierlich, indem er sich aufrichtete; »aber warten Sie einmal. Wie kann man so ein Wort vergessen. Carbanzos, richtig! Carabanzos – Carabanzeros. Das ist es! Seht, Doktor, wie der Zufall spielt, Carabanzeros ist der Name des maurischen Weisen, der mir gänzlich entfallen war.«

»Den Teufel auch!« erwiderte der Doktor und sah seinen Freund mißtrauisch an; »das muß ein sehr unbekannter Weiser sein, euer Carabanzeros. Ich habe mein Lebtag nichts von ihm gehört.«

»Ja, ja,« sagte nachsinnend der Spanier, »ein sonderbarer Weiser. Es existiren eigenthümliche Sprüche von ihm,

die sich, namentlich in eure etwas hart klingende Sprache übersetzt, seltsam genug, man könnte sagen: holperig, ausnehmen. Glauben Sie wohl, Doktor,« damit wandte er sich sehr ernst an den Nebensitzenden, »daß es von dem maurischen Weisen Carabanzeros einen Spruch gibt, der anfängt:

Trau, treue Trine –«

»Nein,« versetzte der Armenarzt laut lachend, »das glaube ich nicht.«

»Und doch gibt es einen solchen,« fuhr Don Larioz mit unverwüstlicher Ruhe und ohne eine Miene zum Lächeln zu verziehen fort: »Trau, treue Trine – so beginnt der arabische Spruch, in Deutsch übersetzt, aber ich weiß nicht, wie er weiter heißt, und das beunruhigt mich einigermaßen.«

Der Doktor glaubte nicht anders als sein Gegenüber wolle sich einen Spaß mit ihm machen; da er aber sah, daß dessen Gesichtszüge vollkommen ernst blieben, ja, seine Augen düster sinnend auf ihm ruhten, so kamen ihm ganz absonderliche Gedanken, und er vergaß es ein paar Sekunden lang, die Pfeifenspitze in seinen weit geöffneten Mund zu stecken.

»Trau, treue Trine« – wiederholte der Spanier, indem er schwärmerisch an die Decke emporblickte, »so fängt der Spruch an, und ich gäbe was darum, wenn ich die Fortsetzung wüßte. Daß der Name Trine eine freie Uebersetzung ist, glaube ich überzeugt sein zu dürfen, und

vielleicht liegt es auch in diesem nicht ganz wohlklingenden Name, daß der Anfang des Spruches uns etwas hart vorkommt. Nehmen wir zum Beispiel an, es hieße: Trau, treue Fatme, oder: Trau, treue Mirza, so würden Sie nicht läugnen können, Doktor, daß das dann äußerst angenehm wäre.«

»Ja, dem Ohre wäre es allerdings angenehm,« sagte der Doktor kopfschüttelnd, wobei er es nicht unterlassen konnte, leicht den Arm des Schreibers zu fassen und nach dessen Puls zu fühlen. Dieser hatte sich gänzlich wieder einmal in seine Träumereien und Phantasieen versenkt, und während er scheinbar in nebelgraue Fernen vor sich hinausstarre, sagte er: »Das vierte Wort war etwas von Trug: trugvoll oder dergleichen. Aber ebenso überzeugt, wie ich bin, daß ich den ganzen Spruch mit dem ungeheuersten Nachdenken nicht so auf einmal wieder in mein Gedächtniß zurückrufen kann, ebenso bestimmt weiß ich, daß er mit plötzlich einmal entfallen wird. Das hoffe ich.«

»Wenn es Ihnen Freude macht, so will ich mich auch etwas darum bemühen. Also der große maurische Weise Carabanzeros –«

»Halt ihn gethan, diesen Ausspruch. Und er fängt an: Trau, treue Trine.«

»Gut, ich werde das nicht vergessen,« erwiderte der Armenarzt; dann setzte er lauernd hinzu: »Und das haben Sie neulich erfahren an dem Tage, ehe Sie unwohl wurden?«

»So ist es; in einem Hause auf dem Burgplatze.«

»Auf dem Burgplatze?« fragte der Doktor, indem er seine Brille fester an die Augen drückte und auf den Boden blickend eine kleine Weile nachsann. »Auf dem Burgplatze? Hm, hm? Ah, das ist da unten, ich weiß schon, es wohnen dort viele Künstler, Maler, Bildhauer, Kupferstecher und dergleichen Volk. So! da hinein sind Sie gerathen? Nun, da werden Sie natürlicher Weise viel Gescheidtes erfahren haben.«

Der lange Schreiber legte die Hände über einander, nickte bedächtig mit dem Kopfe und erwiderte: »Das habe ich auch; ich kann Ihnen versichern, Doktor, daß dort Leute wohnen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben; ich sage Ihnen, hingebende Charaktere, mit denen man die Welt erobern könnte, Bursche voll Gefühl für die Leiden ihrer Nebenmenschen und zum Helfen bereit, wo es nur angeht. Wenn es mir möglich ist, so werde ich Sie später dort einmal einführen.«

»Also eine geschlossene Gesellschaft?« fragte der Doktor, wobei er sehr bedenklich aussah.

»Ja, wenn Sie wollen, es ist so etwas,« versetzte Herr Larioz; »eine Verbrüderung, ein Bund zum Schutz und Trutz, sowie zum Frommen aller edlen Menschen, etwas wie gewisse Ritterorden der früheren Zeit.«

»O weh, o weh!« sprach der Armenarzt halb laut vor sich hin. »Der scheint mir in gute Hände gerathen zu sein. Das fehlte noch, daß ihn Spaßvögel an dieser seiner so außerordentlich schwachen Seite anfassen. Es wäre wahrhaftig Schade um dieses gute und edle Gemüth.« – Dann setzte er laut hinzu: »Ja, ja, das kann schon was

Rechtes sein; man muß sich die Sache in der Nähe ansehen. – Also eine Verbrüderung? – Und darf man deren Namen wissen?«

Herr Larioz wandte seinem Freunde mit großem Ernste das lange und nach seinem Unwohlsein außerordentlich schmale Gesicht zu, legte den Finger auf den Mund und sagte: »Unmöglich, der Name darf nur von und vor Eingeweihten genannt werden. Aber ich versichere Ihnen, Doktor, ich werde Alles daran setzen, Ihnen in diese vortreffliche Gesellschaft Eintritt zu verschaffen und dann werden Sie selbst sehen.«

»Ja, ich werde sehen!« seufzte der Armenarzt, und setzte murmelnd hinzu: »Vorderhand habe ich genug gehört. Thun Sie mir aber den einzigen Gefallen und strengen Sie Ihr Gehirn nicht so an, um den Spruch des großen maurischen Weisen Carabatoxos wieder zu finden; ein Reconvalescent, wie Sie sind, muß sich Ruhe gönnen, körperlich und geistig. – Nun, leben Sie wohl, ich sehe auf den Abend nochmals nach Ihnen.«

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL. NADELSTICHE.

Ehe der Doktor das Zimmer noch verlassen konnte, kam Gottschalk eilfertig hereingelaufen und meldete fast athemlos, der Herr Rechtsconsulent Plager steige eben die Treppe herauf, um dem Herrn Larioz einen Besuch zu machen. Das geschah heute zum ersten Mal, doch war es nicht Mangel an Theilnahme, was den Prinzipal bisher vom Bette seines Gehülfen fern gehalten, vielmehr

wirkte hierin der strenge Befehl der Frau Doktorin, eigentlich der der Schwiegermutter, nur durch den Mund ihrer Tochter kund gethan, welche von Schleim- und Nervenfieber und allen möglichen Arten von ansteckenden Krankheiten faselte und versicherte, das Haus augenblicklich verlassen zu wollen, sobald sie erführe, daß der Rechtsconsulent vor völliger Besserung auch nur einen Schritt in das Zimmer des Herrn Larioz gethan. Ach, der gute Doktor Plager wußte, daß das mit dem Davongehen nur eine leere Drohung war, und er hatte schon einmal den kannibalischen Gedanken gehabt, in ein Leintuch seines Schreibers gewickelt, im Zimmer erscheinen zu wollen und zu sprechen: Seht, das habe ich gethan, um meine werthe Schwiegermutter los zu werden.« – Aber es wäre vergeblich gewesen. – Am allertollsten hatte sich Clementine Weibel gegen einen Besuch bei dem Schreiber ausgesprochen und hatte ihren Schwager beschworen, die Sache nicht leicht zu nehmen. »Wenigstens vierzehn Tage lang,« hatte sie gesagt, »dürfte mir Herr Larioz, selbst nach vollständiger Besserung, nicht das Zimmer verlassen und noch weniger ins Bureau kommen.« Darin hatten Mutter und Schwester, wie in allen Dingen, dem gefühlvollen Mädchen beigestimmt, das noch hinzusetzte: »Wie mir unser Arzt gesagt, sind Rückfälle leicht möglich und am allergefährlichsten.«

»Ja, Rückfälle sind entsetzlich,« hatte der Rechtsconsulent mit tiefem Seufzer zu sich selbst gesprochen. Und

daß er nach alle dem seinen Gehülfen dennoch vor Ablauf der ihm als Frist gestellten vierzehn Tage besuchte, sollten wir fast als Beweis seiner hochherzigen Gesinnung anführen.

Der Doktor verschwand aus dem Krankenzimmer mit einer freundlichen Handbewegung, und der Rechtsconsulent Plager trat herein.

Als sich die Beiden vor der Thür begegneten, fragte der Rechtsconsulent: »Keine Gefahr mehr, bester Doktor?«

Worauf dieser entgegnete: »Nicht die geringste.«

Herr Larioz erhob sich begreiflicherweise von seinem Stuhle, um dem Chef einige Schritte entgegen zu gehen. Doch schritt dieser mit wohlwollender Miene auf ihn zu, und obgleich der Schreiber den Rechtsconsulenten in seinen Lehnstuhl nöthigen wollte, so ließ sich doch derselbe durchaus nicht dazu bewegen. Ihm schwebte dabei das Bild seiner guten Schwiegermutter vor Augen, und er dachte: Was würde sie sagen, wenn sie zufällig erfahren sollte – und bei Gott ist Alles möglich – daß ich nicht nur gegen ihren Befehl den Kranken besucht, sondern sogar in dessen durchwärmtem Stuhle Platz genommen?

Dabei dürfen wir dem geneigten Leser mit einiger Beschämung nicht verschweigen, daß Gottschalk unten an der Treppe aufgestellt worden war, um im Falle irgend ein zudringlicher Client erscheinen sollte, den Prinzipal im Augenblicke benachrichtigen zu können.

Wenn auch auf der Stirn desselben Wohlwollen für den Kranken, den er mit seinem Besuche beehrte, zu lesen war, so schien sich Herr Doktor Plager doch anderntheils

wie so oft in einer etwas gedrückten Stimmung zu befinden; man sah das an nicht zu mißkennenden Symptomen; er seufzte zuweilen still in sich hinein, spitzte auch häufig den Mund, während er die Augenbrauen finster zusammenzog, und versenkte nicht selten sein Kinn erschreckend tief in die Halsbinde.

»Freue mich recht sehr,« sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen, »daß ich erfahre, Sie befinden sich wieder auf dem Wege der Besserung. Aber Schonung, Schonung! Ein Reconvalescent muß sich sehr in Acht nehmen, daß er keinen Rückfall erleidet; Rückfälle sind sehr gefährlich.« – Dabei seufzte er abermals und fuhr dann fort: »Es hat auch gar keine Eile, daß Sie in den nächsten Tagen wieder aufs Bureau kommen; wir haben eine stille Zeit, es ist nicht besonders viel zu thun.«

Herr Larioz dankte für die freundlichen Gesinnungen, sowie besonders für die Ehre des Besuchs, und versetzte: Gottschalk habe ihn davon in Kenntniß gesetzt, wie häufig sich der Herr Doktor nach seinem Befinden erkundigt.

»Das ist meine Schuldigkeit,« entgegnete dieser; »ich wünschte nur mehr für Sie thun zu können; – Apropos; jetzt bei der Genesung wird sich auch der Appetit wieder einstellen; ich werde mit meiner Frau darüber sprechen, daß sie Ihnen zuweilen eine angenehme Speise kocht und hersendet.«

Er fürchtete sehr, der arme Rechtsconsulent, der Schreiber, möchte dieses Anerbieten annehmen; doch dankte ihm dieser bestens dafür, indem er sagte, er habe

sich einmal in die Hand des Doktors gegeben, und dieser besorge ihm alles, was für seinen Zustand erträglich und nothwendig. Der Suppenspenden von Gottschalks Schwester erwähnte er absichtlich nicht.

»Und wie steht's mit der übrigen Pflege?« forschte der Prinzipal, indem er sich im Zimmer umschaute. »Nun, die alte Frau scheint ihre Sachen gut zu besorgen; es ist recht wohnlich bei Ihnen, wenn auch kein Luxus und Ueberfluß an Möbeln, doch Alles ordentlich und reinlich. Dafür schwärme ich.«

Er seufzte bei diesen Worten abermals.

»Was die Bedienung der alten Frau anbelangt, so kann ich darüber durchaus nicht klagen,« sprach Herr Larioz; »überhaupt besorgt sie meine Junggesellen-Wirthschaft so gut, wie ich es nur verlangen kann. Auch bei diesem leichten Unwohlsein habe ich wohl nichts zu klagen gehabt. Wie es freilich bei einer längeren Krankheit gehen würde, das weiß ich nicht. In einem solchen Falle, sollte ich denken, müßte ein lediger Mensch doch Manches entbehren.«

»Mit einer tüchtigen Bedienung gewiß nicht, Herr Larioz,« versetzte eifrig der Rechtsconsulent. »Ich kann Sie versichern, man ist da in manchen Fällen besser versehen, als mit einer ganzen Haushaltung, die um einen herumschwirrt. Ich habe alles das erlebt; ich bin in Krankheiten von meinem Bedienten gepflegt worden und später von meiner Frau und Schwiegermutter. Glauben Sie mir, ich gebe in vielen, sehr vielen Beziehungen einem guten Bedienten den Vorzug.«

Dabei tauchte er erschrecklich tief in die Halsbinde hinab, und seine Augen waren kaum sichtbar vor den zusammengezogenen Brauen; auch spielte etwas Melancholie um seine Nasenflügel.

»Aber die sorgsame Pflege einer weiblichen Hand,« sagte fast schwärmerisch der lange Schreiber, »muß doch unendlich wohlthuend wirken auf unser Gemüth und die Heilung befördern.«

»O ja, die sorgsame Pflege einer weiblichen Hand, wenn sie von Sanftmuth und Nachgiebigkeit geleitet wird,« antwortete der Rechtsconsulent. »Wissen Sie auch, mein lieber Herr Larioz, was bei Krankheiten eines der besten Heilmittel ist? – Gemüthsruhe. O, was die wohlthätig auf uns einwirkt, davon haben Sie gar keine Idee. Aber es gibt,« setzte er seufzend hinzu, »gewisse weibliche Hände, unter denen einmal gar keine Gemüthsruhe gedeihen kann. Ein weiblicher Diensthote, ein Bedienter läßt Ihnen Ihren stillen Frieden und ist bei Pünktlichkeit, die ich verlange, wie eine Uhr, wie eine Maschine, was auch wieder für das erregte Gemüth eines Kranken von außerordentlich wohlthuender Wirkung ist.«

»Aber im anderen Falle,« meinte Herr Larioz, »kann auch ein nachlässiger Bedienter von großem Uebel sein.«

»Einen nachlässigen Bedienten,« rief der Doktor, während seine Finger zuckten und etwas wie Wildheit aus seinen Augen hervorbrach, »den schicke ich fort, augenblicklich fort, und schicke zehn nach einander fort, bis ich einen einzigen guten finde. Können Sie auch zehn nachlässige Frauen fortschicken, bis Sie am Ende eine finden,

die sie sorgsam verpflegt? – O nein,« setzte er wehmüthig lächelnd, fast abgespannt hinzu, »das können Sie nicht, selbst nicht eine Schwiegermutter, die sich bemüht, Ihre Tage durch süße Pflege zu verlängern. – Oh! oh!«

Er tauchte wieder so gewaltig unter, daß seine Ohren auf den nicht hohen Vaternördern ruhten, worauf er fortfuhr:

»Sie sehen mich zweifelhaft lächelnd an, und doch ist es so, wie ich Ihnen sage. Ein guter Bedienter stellt Ihre Medizin vor das Fenster, den Löffel in kaltes Wasser, und er würde glauben, eine wahre Sünde zu begehen, wenn er Ihnen den Trank nicht auf die Sekunde hin alle zwei Stunden darreichte. Dazu hat eine Frau oft keine Zeit; Gott! zehn Minuten früher oder später, das kann Ihnen unmöglich was schaden. – Es würde Ihnen vielleicht auch nichts schaden, Herr Larioz, aber der Tierger, den Sie mit jeder Sekunde schlucken, wenn der Zeiger über die Stunde hinausrückt, wenn der Perpendikel wie hohnlachend sagt: sie kommt – nicht – sie kommt – nicht, warte nur – warte nur – 's ist Alles Eins – 's ist Alles Eins! – Nehmen wir einen anderen Fall. Der Arzt verordnet Ihnen Apfel-Compot; wissen Sie, fein zu Brei verkocht, sehr kühlend und angenehm. Sie sollen davon haben, Mittags und Abends; dazu genügt bei einem guten Bedienten der einfache Befehl, in mancher Haushaltung nicht der zwei-, drei- und vierfache; Mittags konnten Sie unmöglich Apfel-Compot haben, es waren keine Aepfel im Hause. Ich frage Sie, ob Sie sich nicht ärgern, daß Sie schwarz werden? Nun Abends. Endlich kommt

das ersehnte Gericht, aber die Aepfel sind nicht zu Brei verkocht, sondern schwimmen als ungenießbare Brocken in einer sauersüßen Brühe. – Wie Gott will; statt des guten Apfel-Compotes haben Sie einen tüchtigen Aerger im Leibe, und der hat vielleicht auch seine Wirkung gethan. Hoffen wir auf morgen, da soll es gewiß nicht fehlen. Der Mittag kommt, mit ihm die Schüssel; es ist ein breiartiger Compot darin, sieht auch nicht so übel aus, Sie versuchen es – es sind Birnen, gekochte Birnen, scheußliche Birnen, und wer kann Ihnen übel nehmen, daß Sie den Löffel etwas gewaltsam von sich werfen?«

Hier schwieg der Rechtsconsulent einen Augenblick, um tief Athem zu holen; dann legte er die Hand auf den Arm seines Schreibers und sagte wehmüthig: »Hat Ihnen das ein Bedienter gethan – es kann auch bei einem solchen vorkommen, ich will es nicht läugnen, – so wird er sich am Kopfe kratzen und wird tausendmal um Verzeihung bitten; er wird einsehen, daß er gefehlt hat, und dabei schmilzt Ihr Aerger, und Sie sagen: So mach es morgen anders. – Manche Frau aber, Herr –« das schrie der Rechtsconsulent lauter, als gerade nothwendig war, »wird nicht um Entschuldigung bitten, oder zugeben, daß sie sich geirrt hat, namentlich wenn sie eine Schwiegermutter zur Seite hat. Ja, Herr, sie wird pikirt sein, sie wird die Achseln zucken, sie wird mit einem Blick auf die Andere pantomimisch ausdrücken: Kann man dem Ungeheuer von Mann etwas recht machen? Bin ich nicht ein armes, geschlagenes, unglückliches Weib? – O, Herr Larioz, man hat in solchen Augenblicken oftmals die Geduld eines

Engels, hoffend, einen Sturm, der hereinbrechen muß, zu beschwichtigen. Umsonst, je mehr Sie nachgeben, je mehr sind Sie im Unrecht. Halten Sie es für möglich, daß eine Frau in einem solchen Augenblicke zu der anderen, die neben ihr steht, gewendet, sagen kann: Du bist mein Zeuge, daß ihm gestern Abends das Apfel-Compot auch nicht recht war. – Als wenn Brocken mit Brühe Apfel-Compot wäre! – Jetzt bringe ich ihm die vortrefflichsten Birnen; ich weiß nicht, wie ich's anders machen soll.

»Sehen Sie, Herr Larioz, da verläßt Sie alle Vernunft, Sie springen auf, Sie toben und schreien vielleicht mehr, als Sie hätten thun sollen, und wenn Sie nachher todesmüde in Ihren Stuhl oder in Ihr Bett zurückfallen, da hören Sie vielleicht von fern her die Stimme der Schwiegermutter, welche spricht: So sind sie alle; man muß sich nur nichts daraus machen, und nebenbei bin ich fest überzeugt, daß Compot von Birnen viel gesunder ist als von Aepfeln. – Oh! oh! oh! oh!«

Bei den letzten Worten war der Rechtsconsulent aufgesprungen, hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, so daß seine Finger zwischen den Rockschoßen hervorschauten und lief eilig im Zimmer auf und ab.

Herr Larioz blickte ihm nach, und da er die aufgeregte Gemüthsstimmung sah, in welcher sich sein Prinzipal befand, so wußte er nicht, was er sagen sollte. Als er aber endlich etwas sprach, war es vielleicht die mindest gute Bemerkung, die er machen konnte. Er meinte nämlich: »Da sollte ich mich ja vielleicht glücklich schätzen, bis jetzt noch zu keiner Frau gekommen zu sein.«

Auf das hin blieb Herr Plager, mit einem förmlichen Rucke seinen Spaziergang unterbrechend, vor Larioz stehen, streckte wie beschwörend die Hand aus und versetzte: »Wissen Sie was Paulus sagt: Heirathen ist gut, nicht heirathen aber besser. Wozu wollen Sie heirathen? Um zu Hause mit Frau und Kindern ein behaglich friedliches und vergnügtes Leben zu führen. Wenn Ihnen das aber nicht gelingt, wenn jeder Schritt, den Sie zu Hause thun, jedes Wort, das Sie sprechen, von Zank und Widerwärtigkeiten begleitet ist, da wäre es doch wahrhaftig besser, Sie hätten nach Paulus gehandelt. Sie werden mir einwenden, als lediger Mensch habe ich auch Aerger und Unangenehmes in meinem Geschäft oder mit meinem Bedienten. – Richtig, aber nach den Geschäftsstunden können Sie alles Unangenehme hinter der verschlossenen Thüre lassen; und dann, einem Bedienten, der Sie ärgert, sagen Sie die Wahrheit und zeigen ihm, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Dann haben Sie wenigstens für den Augenblick Ruhe. – Kommt dann die Nacht, die süße, heilige Nacht,« fuhr er mit weicher, schwärmerischer Stimme fort, wobei er seine Hände faltete und an die Zimmerdecke blickte, »so legen Sie sich in Ihr stilles Bett, lesen ihre Zeitung und schlafen, trotz Widerwärtigkeiten im Geschäfte, trotz nachlässiger und unverschämter Bedienten. Aber, Herr –« dabei zitterte seine Stimme – »eine böse Frau läßt Sie nicht einschlafen. O, Sie können mich nicht verstehen. Sie wissen nicht, was

eine Gardinen-Predigt ist. Sie halten das für eine Phantasia, für eine Chimäre, von boshaften Schriftstellern erfunden. Nein, Herr, das ist Wirklichkeit, schreckliche Wirklichkeit, rasende Wirklichkeit! – Gott der Herr hat jedem Geschöpfe seine Nachtruhe gegeben; der Kanarienvogel steckt seinen Kopf unbelästigt unter die Flügel, Storch und Gans ziehen ihr Bein an sich und schlafen in Frieden, eben so der Hund in seinem Stalle, der Wurm im Boden, der Goldkäfer in der Rose; jeder Creatur ist nächtliche Ruhe vergönnt, nur einem armen Ehemann nicht; er allein weiß, was eine Gardinen-Predigt zu bedeuten hat. – Und ich sage Ihnen, mein lieber Herr Larioz, dann nicht entfliehen zu können, ist der schrecklichste aller Schrecken auf Erden. – Wäre ich ein Richter geworden, und hätte ich eine Frau zu verurtheilen, so wäre meine erste Frage: Predigt sie Gardinen oder nicht? – Ja, sie hält Gardinen-Predigten. – Wohlan denn, sie ist zu Allem fähig.«

Herr Larioz hatte bei der außerordentlich langen und heftigen Rede seines Chefs nichts Besseres zu thun gewußt, als sehr bemerkbar den Kopf zu schütteln, auch die Achseln zu zucken und jetzt beim Schlusse zu sagen: »Das ist erstaunlich, gewiß ganz erstaunlich. Obgleich ich auch schon Einiges vom Ehestand gehört, so habe ich ihn doch nie so scharf von der Seite der Gardinen-Predigten her auffassen sehen. Es muß außerordentlich viel Wahres in Ihren Bemerkungen sein, geehrtester Herr Doktor.«

»Viel Wahrheit?« fragte dieser mit einem Blick des Zweifels auf seinen Untergebenen, wobei sein Kopf aus

seiner Halsbinde hervortauchte. »Ich sage Ihnen, meine Bemerkungen sind vollgesogen von Wahrheit, sie sind ganz Wahrheit. O, glauben Sie mir, ich habe genugsam schauernd das selbst erlebt, wovon ich Ihnen sprach.«

Er ließ sich auf seinen Stuhl nieder, wie erschöpft in Erinnerung an entsetzliche Dinge, die er erlebt.

»Und das ist eine Krankheit,« fuhr Herr Doktor Plager nach einer Pause fort, »die nicht zu heilen ist, die sich steigert und immer steigert durch alle Stadien der menschlichen Redekunst hindurch bis zu einem Paroxysmus, bis zum Ausbruch völligen Wahnsinns, der im Stande ist, Sie anzustecken, so daß Sie sich unter der Last der Beschuldigungen, die man auf Sie wälzt, erstaunt selbst betrachten, ob Sie denn wirklich das moralische Ungeheuer sind, als das Sie Ihre bessere Hälfte Nacht um Nacht kennzeichnet.«

»Das sind freilich vortreffliche und höchst nützliche Lehren, und man sollte sie allen heirathslustigen Männern der ganzen Welt mittheilen,« meinte der lange Schreiber. »Es gäbe das eine neue Clausel in einem Ehevertrag: Keine Gardinen-Predigten.«

»O ja,« seufzte der Rechtsconsulent aus tiefster Brust, wobei sein Kopf herabsank wie die Blume einer geknickten Lilie. Keine Gardinen-Predigten mehr! Wenn ich dafür ein Mittel wüßte! Wer das mit Wahrheit anpreisen könnte, wie man zum Beispiel liest: Keine Hühneraugen mehr! oder: Fort mit Cravaten! ich sage Ihnen, der Mann müßte in einem Jahre Millionär sein.«

Als Herr Larioz die wirklich zerknirschte Miene seines Prinzipals sah, dehnte er sich behaglich im Lehnstuhl aus, betrachtete die kahlen Wände seines Zimmers, seine einfachen Möbel, die Medicin, im Glase vor dem Fenster stehend, den silbernen Löffel dabei im kalten Wasser, den Verschlag, wo sein Bett war und wo nächtlich die Stille und der Friede des Paradieses herrschte, wenn er nicht zufälliger Weise schnarchte. Das Alles schaute er an und drehte darauf freundlich lächelnd seinen Schnurrbart in die Höhe, erhob auch frisch seine Nase, während die des Doktor Plager schlaff herabhing, ja, während der ganze Mann mit dem Zweige einer Trauerweide zu vergleichen war.

Doch schien nicht die Ruhe in ihm zu sein, welche wir bei diesem melancholischen Baume voraussetzen, oder fuhr ein neuer Wind schmerzlicher Erinnerung durch seine Blätter? Denn nachdem er ein paar Mal tief aufgefuzt, strich er seine Haare in die Höhe, schlug die Arme über einander und sagte mit höhnischem Lächeln: »Und wenn Sie denn doch jemals die Absicht haben, sich zu vermählen, so heirathen Sie um Gottes willen in keine Familie, deren Mitglieder, wohlverstanden ihren Worten nach, wahrer Engel sind; es gibt solche Familien, die weder Fehler haben – von Lastern ist gar keine Rede – noch auch nur eine Ungeschicklichkeit begehen, und die alles Unglück, alle Widerwärtigkeiten, die sie betreffen – und

darunter gehört der Mann in erster Linie – gänzlich unverschuldet tragen, wie das Lamm Gottes der Welt Sünden. – Ich, Herr Larioz, ich habe es so getroffen; meine Schwiegermutter, meine Frau, meine Schwägerinnen gehören zu einer gegenseitigen Tugend-Versicherung; es gibt keine edle That, keine Güte und Liebe, deren nicht Eines das Andere für fähig hät, indem er mich dabei stets als den grimmigen Sünder betrachtet, der immer Unheil schwitzt, das der liebe Gott nur in seiner Huld und Gnade für jene reinen Engel nicht zum Ausbruch kommen läßt. Sie kennen meine Frau Schwiegermutter; an ihrer himmlischen Güte, ihrer Sanftmuth, ihrer Unparteilichkeit zu zweifeln, wäre ein Hauptverbrechen. Sie kennen auch Madame. Es gibt keine Tugend, welche dieses von mir unterdrückte unglückliche Weib nicht besitzt. Sie kennen auch meine Schwägerin, Clementine Weibel, einen Engel der Unschuld, ein fleckenloses Wesen. Und zwischen dieser lichten Familie muß ich, dessen Fehler und Untugenden mir jeden Tag vorgeworfen werden, mir am Ende selbst wie ein wahres Ungethüm erscheinen. Ja, ich fühle es, Herr Larioz, bei so viel Tugend, bei einem solchen Unterschied der Charaktere, könnte man am Ende wirklich ein schlechter Kerl werden.«

Der Rechtsconsulent legte die Hände auf die Kniee und ließ den Kopf abermals tief herabsinken. Wohl hatte Herr Larioz dergleichen Anwandlungen auch früher schon an seinem Prinzipal bemerkt, doch meistens nach einer der

heftigen Familienscenen, an denen im Plager'schen Hause kein Mangel war. Auch heute oder gestern mußte etwas dergleichen vorgefallen sein, doch war der Schreiber viel zu diskret, seinen Prinzipal darum zu befragen, auch wußte er wohl, daß, wenn derselbe einmal anfang sich Luft zu machen, er nicht mehr viel auf dem Herzen behielt.

Herr Larioz hatte sich auch nicht getäuscht, und nachdem sein Chef ein paar Minuten lang ruhig und nachdenkend gesessen, schien er sich zu ermannen, fuhr abermals durch das Haar, zog seinen Hemdkragen in die Höhe und spitzte den Mund, worauf er sagte: »Es war gestern Freitag, wie Sie wissen. An solchen Tagen gehört es zum Tone, eine kleine Spazierfahrt zu machen, welche jetzt, im Winter, in dem Glas-Salon des öffentlichen Gartens endigt, wo neben langweiliger Musik sehr schlechter Kaffee bei unendlichem Tabaksdampf genossen wird, wo man sieht und sich sehen läßt. Es ist noch ein Glück, daß an solchen Tagen die Frau Schwiegermutter es vorzieht, mit irgend einer guten Freundin zu Hause in stiller Beschaulichkeit einen weit besseren Kaffee zu genießen. Da aber keine Rose ohne Dornen ist,« lachte er giftig, »so erfahre ich schon beim Frühstück, welch ungeheures Opfer Mama mir bringt, daß sie von der Partie zu Hause bleibt, wie man es aber noch nie genug gewürdigt hat, was man alles für mich und mein Haus thut, kurz, wie ich auch in diesem Punkte wieder das gewöhnliche verabscheuungswürdige Ungeheuer bin. Glücklicher Weise aber lief an dem Morgen das alles von mir ab, wie der Regen vom

Fell des Hundes; auch besänftigte man sich rascher, als ich gedacht, da ich meine liebe Schwägerin Clementine eingeladen, mit uns zu fahren, mit uns Kaffee zu trinken, mit uns zu sehen und sich sehen zu lassen. – Sie werden sich,« fuhr Herr Plager nach einer Pause fort, »einer unvergeßlichen Soiree bei mir vor einiger Zeit erinnern.«

»O ja,« erwiderte Herr Larioz mit eigenthümlichem Augenzwinkern; »derselben Soiree, wo jener polnische Punsch gebraut wurde, den ich auf so seltsame Art zu kosten bekam.«

»Ja, jener Soiree,« sagte der Rechtsconsulent etwas kleinlaut, »wo Sie die unschuldige Ursache waren, daß endlich die Verlobung meiner Schwägerin Clementine mit jenem vortrefflichen Herrn Schilder der Gesellschaft proclamirt werden konnte, worunter sich einige Damen befanden, die den andern Tag Sorge dafür trugen, daß das freudige Ereigniß in der ganzen Stadt bekannt wurde. – Und man kann sagen, es war ein freudiges Ereigniß für mich und mein Haus. Wie sich Herr Schilder später dabei befinden wird,« setzte er achselzuckend hinzu, »das ist seine Sache. Aber für ein Mädchen, wie Clementine Weibel, mit wenigem Vermögen, ist der junge Schilder eine Partie, wie man sie nur wünschen kann. Glauben Sie aber, Herr, daß das diese Familie einsieht? daß man mir dankbar wäre, weil ich dazu kräftig das meinige beigetragen? – Im Gegentheile, Clementine sieht sich als ein Opfer an; ich habe beim Arrangement dieser Partie Gott weiß welche Nebenansichten gehabt; sie ist ein Werk meines

Eigennutzes; ich habe das arme junge Mädchen schändlich verkauft. Ja, sehen Sie, darüber sollte man eigentlich den Verstand verlieren; aber ich verlor den meinigen nicht,« sagte er lächelnd, »ich schmiedete das heiße Eisen mit tüchtigen Schlägen, ich veranlaßte meinen Schwager Banquier, dem jungen Manne bereitwillig sein Haus zu öffnen, und wenn ich wirklich vollkommen ehrlich sein will, so habe ich, Ihnen im Vertrauen gestanden, allerdings bei dieser Heirath meine Nebenansichten. Wäre es nicht möglich,« fuhr er händereibend fort, »daß meine gute Schwiegermutter, welcher der Aufenthalt in meinem Hause so äußerst unangenehm ist, es nicht einmal bei ihrer jüngeren Tochter probirte? –

»Doch das wird die Zukunft lehren; bleiben wir beim gestrigen Tage. Sie können sich denken, daß ich Herrn Schilder in Kenntniß setzte, wohin wir unsere Fahrt richten würden, und daß ich das den Meinigen auch nicht vorenthielt, natürlich aber erst, als wir im Wagen saßen. Ich versichere, es war anfänglich, als wenn Clementine mit einem Kübel Eiswasser begossen worden wäre; sie biß die Lippen auf einander, sah ihre Schwester achselzuckend an, summte einige Takte eines mir unbekanntes Liedes und begann ihre kleine Scene mit mir: ›Jetzt hätte ich gerade Lust, auszusteigen und direkt nach Hause zu gehen.‹ Wie gewöhnlich gab ein Wort das andere, und wenn wir nicht glücklicher Weise rasselnd auf dem Pflaster gefahren wären, so würde der Kutscher allerlei erbauliche Sachen zu hören bekommen haben, Dabei kennen Sie meine Geistesgegenwart. Wenn ich den beiden

auch tüchtig meine Meinung sagte – ein Glück war es dabei, daß die Schwiegermutter zu Hause geblieben, – so that ich das doch wegen der Vorübergehenden äußerlich auf die freundlichste und liebevollste Art von der Welt. Wissen Sie, lieber Herr Larioz, man gewöhnt sich an dergleichen, und da auch meine Frau und Fräulein Clementine gute Miene zum bösen Spiel machten, so erschienen wir den Begegnenden, während wir uns die bittersten Dinge sagten, doch wie eine Familie, die voll Liebe und Eintracht einem harmlosen Vergnügen entgegenfährt. Es ist das sehr traurig, aber ich kann es nicht ändern.«

»Wir kommen also an, wir nehmen einen Tisch, wir trinken Kaffee. Der Friede ist so weit wieder hergestellt, daß meine Frau wenigstens mit mir spricht, wobei sie aber statt meiner irgend ein Fenster oder auch vielleicht die große Baßgeige anblickt. Fräulein Clementine horcht anscheinend aufmerksam auf die Musik, späht aber dabei im ganzen Saale umher und weiß auch durch allerlei künstliche Manöver, indem sie sich mit den Kindern beschäftigt, oder ihr Taschentuch fallen läßt, das zu bemerken, was hinter ihrem Rücken vorgeht. Ich bin so glücklich, alles das zu sehen, thue aber nicht dergleichen, fühle jedoch wohl, daß die Luft noch rein ist.

»Sie sehen mich einiger Maßen erstaunt an; aha! ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß Herr Czrabowski, der sogenannte polnische Graf, weit davon entfernt ist, seit jener für ihn so unangenehmen Punschgeschichte meine gute Schwägerin in Ruhe zu lassen. Das heißt, wenn sie ihm

keine Veranlassung gäbe, würde er schon längst aufgehört haben, ihr Aufmerksamkeiten zu erweisen, von denen er dann wüßte, daß sie durchaus zu keinem Resultate führen können. Mir hat die Sache schon Kummer genug gemacht; glauben Sie mir, dieser Mensch ist ein ganz verwehrlostes Subjekt. Aber können Sie sich denken, daß ich, wenn ich in Betreff seiner nur die geringste wohlge-meinte Warnung ergehen lasse, die Lunte auf Pulverfaß lege? O, ich habe darüber schon schreckliche Auftritte erlebt!«

Dabei seufzte er wieder einmal, blickte an die Zimmerdecke empor und fuhr alsdann fort: »Wie gesagt, anfänglich war die Luft rein; bald aber bemerkte ich, daß die Blicke Clementinens nicht mehr im Saale umherschweiften, sondern sich nach einer gewissen Stelle richteten. Diese Stelle aber befand sich hinter meinem Rücken, so daß ich, ohne Aufsehen zu erregen, nicht sehen konnte, was sich da begab. Aber ich wußte es ganz genau; fing doch das mir wohl bekannte Spiel an. Clementine lächelte sanft in sich hinein, fuhr mit ihrem Schnupftuch an den Mund, roch an einem Blumen-Bouquet viel länger, als nothwendig war, und wenn sie den Kopf wenden mußte, um mit ihrer Schwester zu sprechen, so blieben doch ihre Augen wie festgebannt an jener gewissen Stelle haften.

»Endlich fand ich Veranlassung, mich herum zu drehen. Richtig! vielleicht zwanzig Schritte hinter mir an einer Säule lehnte der edle Graf Czrabowski mit einer unbeschreiblich schmachtenden Attitude; er hatte einen

Fuß über den anderen gelegt, hielt die rechte Hand aufs Herz und strich sich mit den Fingern der Linken seinen dünnen Schnurrbart. Als ich mich aber umwandte, drehte er mir plötzlich den Rücken zu.«

»Und was sollte alles das heißen?« fragte Herr Larioz mit größter Unschuld.

Der Rechtsconsulent blickte ihn einigermaßen erstaunt an, dann lächelte er und sagte: »Ja, ja, wie sollten Sie das auch wissen! Sie besuchen weder Theater noch Bälle, noch öffentliche Gärten, haben also auch kein Interesse daran, alles die faden Geschichten zu beobachten, mit denen sich dort ein großer Theil junger unschuldiger Mädchen und nichtsthuender Elegants amusirt. Wären Sie aber verheirathet oder hätten eine Tochter oder dergleichen zu bewachen, so würden Sie diese Zeichensprache wie das Alphabet kennen lernen. Ich kenne sie durch alle Nuancen und habe leider eine solche genaue Kenntniß erlangt, daß ich aus einem Lächeln, aus der Art, wie das Schnupftuch an den Mund geführt wird, mit Gewißheit sagen kann, ob es nur ein vorübergehendes Spiel, ob es eine Neigung, ob es eine Liebschaft ist, – im letzten Falle sogar, in welches Stadium diese Liebschaft bereits getreten.«

»Zu meinem Schrecken sah ich nun, mit diesem unheilvollen Wissen ausgerüstet, daß das Lächeln Clementinens, daß die Art, wie sie ihre Blicke hinüber warf, wie sie die Augen niederschlug, schon eine ziemlich weit vorgeschrittene Liebschaft anzeigten. Ich sah das und schwieg vorderhand. Später kam auch Herr Schilder, setzte sich

mit dem Rechte, das er als Verlobter hatte, neben Clementine und sprach wie immer verständig und angenehm. Daß er vielleicht seine Worte nicht so zu setzen weiß wie jener Andere, daran habe ich nie gezweifelt; aber, du lieber Gott! man sollte doch denken, ein ruhiges und vernünftiges Gespräch müßte so einem Mädchen besser gefallen, als die überschwänglichen Redensarten voll sogenannter Poesie und beständig gespickt mit Anspielungen über dieses oder jenes Zusammentreffen, diesen oder jenen Blick, den man genossen. Meine Frau war so verständig, Herrn Schilder freundlich zu empfangen, auch Clementine nicht so frostig, als ich erwartet, und deßhalb schien Herr Schilder mit der Aufnahme recht zufrieden. Es ist das wirklich ein genügsamer junger Mann; aber so arglos und unbefangen er auch das Leben nimmt, so entging es ihm doch nicht, daß Clementine einigermaßen zerstreut war; ja, er mußte bemerkt haben, daß sie häufig neben ihm vorbei sah; und dann kam jenes fatale, gefährliche Lächeln zum Vorschein.

»Wir fuhren zurück,« erzählte Herr Doktor Plager nach einem tiefen Athemzuge weiter, »und als wir zu Hause angekommen waren, sprach man von dem verlebten Nachmittag, ein Wort gab das andere, und ich hatte, wenn Sie wollen, die Unklugheit, Clementine vor dem sogenannten polnischen Grafen zu warnen, indem ich ihr lächelnd meine Bemerkungen mittheilte. Aber, du lieber Gott, welche Scene hatte ich mir bereitet! Clementine brach ohne alle vernünftigen Gründe in ein lautes Weinen aus, meine Frau zuckte die Achseln mit jenem

nur mir verständlichen unbeschreiblichen Kopfnicken, die Schwiegermutter affektirte einen Augenblick eine völlige Erstarrung, worauf sie ihre Nase erhob und triumphirend sagte: »Das ist die alte Geschichte! Der Mann in seinem Haß gegen uns ist nicht im Stande uns nur das kleinste, harmloseste Vergnügen zu gönnen.« – Ob ich etwas darauf entgegnete, weiß ich nicht genau, ich glaube aber fast, daß ich mich zu ein paar pikanten Worten hinreißen ließ, worauf denn Clementine etwas furienhaft auf mich losstürzte, mit einer Leidenschaft, wie ich sie nie gesehen, und mit einer Zungengeläufigkeit, vor der ich förmlich erschrak, die exorbitantesten Dinge sagte, unter Anderem, ich hasse sie und ihre ganze Familie, ich suche jedes Mitglied derselben zu unterdrücken und ihm zu schaden, wo es mir möglich sei; ich fände eine Freude daran, dergleichen Dinge, wie die von dem polnischen Grafen, den Gott verdammen möge, zu erfinden, um ihr einen schlechten Namen zu machen, um Sachen unter das Publikum zu bringen, von denen ihre reine Seele durchaus nichts wisse, ja, vor denen sie förmlich zurückschaudere.

»Ich sage Ihnen, Herr Larioz, der Moment war einigermaßen unangenehm für mich. Sie hätten diese Tugend sehen sollen, neben Mutter und Schwester stehend, sich mit lautem Aufschrei an mich wendend, dann wieder mit ersterbendem Hauch jeden Augenblick bereit, ohnmächtig in die Arme meiner guten Schwiegermutter zu fallen, dabei Unschuld, ganz Unschuld, vollkommene Unschuld,

jeder Zoll eine Unschuld; und ich daneben ein Ungeheuer, das diesen fleckenlosen Engel über etwas anklagte, von dem selbiger Engel schon damals bei der Soiree die vollgültigsten Beweise gegeben.

»Daß ich auch nichts weniger als ruhig blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen; ich hätte jeden Anderen in diesem Feuer sehen mögen: Clementine mich wie eine wilde Flamme umspielend, Madame sich mit wenigen, aber höchst scharfen Bemerkungen immer mehr steigernd, und die gute Schwiegermutter mit jedem Worte, das sie sprach, einen Tropfen siedenden Oels auf mich träufelnd.

»Endlich entsprang ich. Der Teufel ist gemacht, es so auf die Länge auszuhalten. O, Herr Larioz, wäre ich nur damals statt Ihrer oder des guten Schilder in die Küche getreten, wo der polnische Punsch gebraut wurde, es wäre wahrlich besser! –« Aber wer weiß!« setzte er nach einer Pause achselzuckend hinzu; »ich sage Ihnen, diese drei Frauenzimmer sind im Stande, Sie glauben zu machen, die Sonne sei schwarz und ein Rhinoceros sehe einem Kanarienvogel vollkommen ähnlich. Oh! oh!

»Aber ich mußte hieher kommen, ich mußte mich erleichtern; ich glaube, Zorn und Wnth hätten mir langsam die Kehle zugeschnürt, hätten mich zu einem stillen Manne gemacht; und den Gefallen kann ich ihnen unmöglich jetzt schon thun. – Du lieber Gott!« setzte er melancholisch hinzu, »diesen ihren Lebenszweck werden sie doch endlich erreichen; aber jetzt hielt ich es wirklich noch für zu früh. Ach, glauben Sie mir, ich fühle wohl, daß man von Eisen sein müßte, um alles das zu ertragen; ich

kann Ihnen versichern, mich beherrschen oft ganz traurige Phantasieen, und manchmal, wenn ich so allein sitze und schreibe, ertappe ich mich mit Schrecken beim Summen alter Kirchenlieder, z. B. Im Grab ist Ruh, oder: Das Grab ist tief und stille.«

Bei diesen Worten ließ der Rechtsconsulent den Kopf wieder tief auf die Brust herabsinken und faltete dabei die Hände, so daß er ein gar klägliches Bild der Zerknirschung bot.

Der lange Spanier betrachtete Herrn Plager mit wirklicher Theilnahme, denn er hatte oft die Leiden mit angesehen, die derselbe zu erdulden hatte. War er doch selbst schon, wie der geneigte Leser weiß, in Mitleidenschaft gezogen worden; an seinem schwarzen Frack waren längere Zeit die Spuren davon sichtbar gewesen, – Spuren, die, dem später gemachten Vertrag zum Hohne, Babette doch nicht vertilgt hatte. Er hielt es deshalb Hauch für seine Pflicht, dem Prinzipal einigen Trost zuzusprechen, und sagte ihm daher:

»Ei, ei, Herr Doktor, Sie wollen anfangen, den Muth zu verlieren, und wer das thut, gibt sich schon halb verloren. Daß die Verhältnisse dorten wohl eigener Art sind, das wird niemand läugnen, der sie kennt; aber wenn man es am wenigsten erwartet, tritt oft eine Aenderung ein.«

»O ja,« seufzte Doktor Plager; »im Grab ist Ruh'.«

»Ach was! daran denken wir nicht. Lassen Sie vor der Hand die Sachen laufen, wie sie wollen; bekümmern Sie sich nicht mehr um den polnischen Grafen. Fräulein Clementine ist alt genug, um zu wissen, was sie thut, und

glauben Sie mir, was sie möglicher Weise thun könnte, wird sie vor Ihnen wohl versteckt halten.«

»Leider, leider! Und doch gäbe ich eine Million, den beiden Anderen beweisen zu können, wie Recht ich habe.«

»Da Sie mich einmal in Ihr Vertrauen zogen,« fuhr Don Larioz fort, »so kann ich mir wohl erlauben, Ihnen einen Rath zu geben. Poussiren Sie die Sache mit dem Herrn Schilder; auch ich glaube, daß im Fall einer Verheirathung Fräulein Clementinens die verehrte Madame Weibel vielleicht in der That vorziehen würde, es einmal bei ihrer jüngeren Tochter zu probiren.«

»O, wenn dem so wäre!« seufzte der Rechtsconsulent mit aufgehobenen Händen.

»Bei alle dem,« sprach der Schreiber mit einem Tone der Mißbilligung, welche dem Prinzipal gegenüber freilich etwas schüchtern durchklang, »sind Sie doch am Ende der Herr in Ihrem Hause, und wenn ich eine Schwiegermutter besäße, die mir das Leben so sauer machte so —«

»O, daran habe ich auch schon gedacht,« versetzte der Andere, indem er sich schüchtern umsah. »Aber, lieber Herr Larioz, es ist nicht Jedermann Lust und Muth gegeben, den Kampf mit dem Drachen zu beginnen. Ich weiß wohl, Sie haben ein eigenes Naturel darin; bis jetzt zwar ist es Ihnen eine Lust, gegen widerwärtige Verhältnisse anzukämpfen. Und doch,« setzte er betrübt hinzu, »mußten auch Sie sich damals vor dem Punschglase zu einem hastigen Rückzuge bequemen.«

»Das allerdings,« sagte Herr Larioz, indem er die Augenbrauen hoch emporzog und seinen Schnurrbart drehte. »Aber ich hatte damals nicht das Recht, als Kämpfer aufzutreten, sonst –«

»O, sie kommt vielleicht noch, diese Zeit,« meinte kleinlaut der Rechtsconsulent, »wo ich Sie bitten werde, handelnd aufzutreten, und wo Sie bei mir den Anfang machen können, Ihre Lieblings-Theorie, den Unterdrückten beizustehen, in Ausführung zubringen. – Was wir aber hier gesprochen,« fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er sich scheu umgesehen, »bleibt natürlicher Weise unter uns. Sie können mir glauben, man darf vorderhand nicht einmal wissen, daß ich hier bei Ihnen war. O, ich finde mich recht gedrückt, recht in Ketten und Banden.«

Damit hatte Herr Plager sich erhoben, ermahnte den Schreiber nochmals, sich recht zu pflegen und ja nicht zu früh in das Bureau zu gehen, und ihm es vor allen Dingen sagen zu lassen, wann er sich wieder zur Arbeit einstellen wolle. So verließ er das Zimmer in ziemlich gebeugter Haltung; ehe er aber die Treppe hinabstieg, blickte er vorsichtig in dem Gange umher, ob dort nicht vielleicht ein unbequemer Lauscher sichtbar wäre.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DER RITTER UND SEIN Knappe.

Don Larioz blieb allein in dem Zimmer, nachdem er begreiflicherweise seinen Chef bis zur Thür begleitet. Auch begab er sich, als dieser verschwunden war, nicht wieder

zu seinem Lehnstuhl zurück, sondern schritt, in Gedanken versunken, im Gemache auf und nieder. Wenn auch diese Gedanken anfänglich bei dem verweilten, was Herr Doktor Plager mit ihm besprochen, so fand er doch im Nachsinnen darüber baldigst Abschweifungen in andere Phantasieen. Wohl bedauerte er seinen Chef, konnte ihm aber nicht in allem, was derselbe gesagt, unbedingt Recht geben. Daß mancher Ehestand mit Unannehmlichkeiten der verschiedensten Art verknüpft ist, daran war eben so wenig zu zweifeln, als daß es weibliche Wesen genug gebe, die einem Manne das Leben schon sauer machen können. Aber es konnte doch unmöglich der größte Theil so sein; es mußten sich doch auch Charaktere unter ihnen finden, die, mit Liebe, Sanftmuth, Herzlichkeit und Güte angethan, alsdann unfehlbar das Glück eines Menschen zu begründen im Stande sein würden. Den kleinen scharfen Augen der Madame Weibel war allerdings nicht viel Gutes zuzutrauen, ebenso wenig denen der Rechtsconsulentin, die, von unbestimmtem Ausdruck, in allen möglichen Farben schillerten. »Ja, auf das Auge muß man gehen,« sprach der Spanier zu sich; »in den Augen liegt das Herz.« Und als er dabei an ein paar schwarze, wirklich schöne Augen dachte, fühlte er, wie sich sein Herz sanft erwärmte und wie es heftiger schlug, als einen Moment vorher. – Diese Augen konnten nicht trügen; die Blicke in ihrer glänzenden Klarheit waren wie das durchsichtige Wasser eines tiefen, wunderbaren Sees: sie ließen den Grund desselben vollkommen überblicken; man sah

deutlich, daß da unten weder Klippen noch Untiefen waren. – Trau treue Trine –!

Herr Larioz machte zwei Schritte gegen einen kleinen Tisch, auf dem ein Kästchen stand; doch nur zwei Schritte, dann wandte er seinen Fuß wieder nach der entgegengesetzten Seite des Gemachs, wobei er seufzend dachte: Warum den Pfeil noch tiefer in dieses arme Herz drücken? Und dennoch blieb er nicht lange in der eben angegebenen Richtung; schon die nächste Minute brachte ihn dem Tische und dem Kästchen näher. »Warum auch nicht?« sprach er zu sich selber. »Verleihe ich dir doch in meiner Phantasie noch tausend andere Reize, die sie in der Wirklichkeit vielleicht nicht besitzt, und die auch das Bild nicht zeigt. Betrachten wie er darum getrost; die kalte Malerei wird wie eine Abkühlung auf meine heißen Thränen wirken.«

Bei diesen Worten stand er auch schon an dem Kästchen, öffnete den Deckel desselben und nahm das Bild heraus, welches er von den Gebrüdern Breiberg gekauft. – Ja, sie war schön, schöner als das schönste Weib auf Erden. Und was war dieses Bild immerhin gegen sie selbst, wie sie in seinem Gedächtnisse brannte! Es war so wenig Zeit zwischen jenem seligen Augenblicke verstrichen, als er sie zum ersten Male gesehen, und doch kam ihm dieses glänzende Auge so bekannt vor. Hatte er ein ähnliches früher in Spanien erschaut? Hier im kalten Deutschland konnten doch unmöglich Blicke zu finden sein, die

der Gluth dieser ähnlich waren. Und doch, was ihm heute früh schon aufgefallen war, daran dachte er jetzt wieder und mußte sagen, daß er sich nicht getäuscht. Margarethe hatte etwas von diesem Blicke, ja, Margarethe, Gottschalk's Schwester. Er bedauerte fast, vorhin das Bild nicht angeschaut zu haben, als das junge Mädchen noch im Zimmer war; er ließ die Hand mit dem Portrait sinken und sah eine Minute in die Höhe, ja, er bedeckte nachdenkend die Augen mit seiner Rechten; doch so viel er auch nachsann, er mußte sich gestehen, daß hier eine Aehnlichkeit obwalte.

Da klopfte es leise und bescheiden an die Stubenthür.

Herr Larioz, mit dem Portrait in der Hand, fuhr zusammen, als habe er etwas Unrechtes begangen, und beeilte sich auch, das Bild wieder einzuschließen, ehe er Herein! rief.

Es klopfte abermals und wieder mit gleicher Schüchternheit.

Der lange Schreiber stützte seine Hand auf den Tisch, hob den Kopf empor und nahm, aus welchem Grunde, war ihm selbst nicht recht klar, eine imposante Haltung an, ehe er sein Herein! ertönen ließ.

Die Thür öffnete sich mit großer Schüchternheit, weßhalb es eine Zeit lang dauerte, ehe der Eintretende völlig sichtbar wurde. Dies war eine kleine, schwächliche Figur mit Beinen, die um so waghalsiger erschienen, als sie mit eng anliegenden Hosen von einem auffallend carrirten Stoffe in grau und grüner Farbe bekleidet waren. Den Oberkörper bis eine Handbreit über das Knie bedeckte

ein Radmäntelchen von dunklem Stoff, welches die kleine Figur auf eine leichte Art übergeworfen hatte, so daß man sah, der Besitzer dieses Radmäntelchens sehe mehr auf malerische Formen, als auf Schutz gegen die Kälte. Dazu trug er einen grauen Filzhut in der rechten Hand und hielt sein Spazierstöckchen, den Knopf im Obergewand verborgen, so daß es wie eine Degenscheide aussah.

Schon an der Thür machte er eine tiefe Verbeugung und näherte sich erst, als der Spanier freundlich seinen Kopf neigte und ihn mit lauter Stimme ersuchte, näher zu treten. Wie er aber näher trat, geschah dies in so eigentümlich hüpfender oder schwebender Bewegung, daß sich Don Larioz wohl erinnerte, diese Gestalt schon gesehen zu haben. Auch das Gesicht kam ihm bekannt vor, der Mund mit dem freundlich süßen Lächeln, die struppigen Haare emporstehend wie die Stacheln eines Igels.

»Euer Gnaden kennen mich vielleicht nicht mehr,« sagte die kleine Gestalt, als sie ziemlich nahe gekommen war und noch eine tiefe Verbeugung vor dem ernst aussehenden langen Manne gemacht hatte.

Wir können hierbei nicht umhin, zu bemerken, daß der Fremde im Radmäntelchen vielleicht eine Hand höher war, als der freilich überaus lange Stoßdegen des Spaniers, dessen Knopf diesem bis gegen die Mitte der Brust reichte.

Da Herr Larioz sich im ersten Augenblicke vergeblich zu erinnern versuchte, wo er den kleinen, schwächtigen

Mann schon gesehen, so erwiderte er, daß er sich allerdings nicht recht besinnen könne, wen er die Ehre habe vor sich zu sehen.

»Du lieber Gott! das ist ja so begreiflich,« sprach der Andere mit Wärme. »Euer Gnaden, so außerordentlich beschäftigt, so wichtig beschäftigt und gewiß häufig so poetisch beschäftigt, werden sich wahrhaftig nicht damit befassen können, sich eines so unbedeutenden Menschen, wie ich bin, zu erinnern.«

Damit legte der kleine Mann seine Finger, in welchen er Hut und Stock hielt, zierlich zusammen, neigte sich vornüber, senkte den Kopf etwas nach der linken Seite und lispelte, während er auf die freundlichste Art den Mund spitzte: »Windspiel, Euer Gnaden; ja, es ist Windspiel, der Kellner aus dem Reibstein, der sich die Ehre gibt, Euer Gnaden mit seiner geringen Gegenwart zu belästigen.«

Ja, ja, es war der kleine tänzelnde Kellner. Jetzt erinnerte sich Larioz vollkommen desselben, welcher ihn in der Stube empfangen und später bis an die Thür geleitet hatte. Ihm trat lebendig wieder der ganze Nachmittag vor die Seele, er meinte die tiefe Stimme des Kupferstechers zu vernehmen, er sah wieder vor sich den feuchten Verschlag, wo er seine Proben bestanden, die nothwendig waren zur Aufnahme in den Bund zum Dolche Rubens. Ja, es war ihm deutlich, als hörte er jenen Unsichtbaren wieder sprechen, und durch alles das hindurch klang ihm der Anfang jenes räthselhaften Spruches: Trau, treue

Trine – ohne daß er aber auch jetzt im Stande gewesen wäre, zu fragen, worauf die treue Trine eigentlich trauen soll. Hatten sich die Züge des Herrn Larioz bei diesem Nachdenken vielleicht finster zusammengezogen, der leichtfüßige Kellner tänzelte einen Schritt zurück und sagte erschrocken: »Ja, ich fühle, es ist von mir unbescheiden, in die Gemächer Euer Gnaden zu dringen. Tausendmal bitte ich um Verzeihung; ich will mich schleunig zurückziehen. O, ich war doch so glücklich, zu sehen, wo Euer Gnaden wohnen.«

Der lange Schreiber war bei diesen Worten aus seinen Träumereien erwacht, und der Schluß der Rede des kleinen Kellners veranlaßte ihn, nachdem er Windspiel freundlich ersucht, zu bleiben, zu der Frage, woher er denn eigentlich seine Wohnung erfahren?

Bei dieser Frage machte der Andere ein Gesicht, als nehme er sie für Scherz; dann antwortete er: »Euer Gnaden nannten Ihren Namen und bezeichneten auch Ihre Wohnung selbst in dem schönen Augenblicke, als Sie um den Tisch schritten, um mit jedem der Künstlerschaft ein Glas zu trinken. Ich,« setzte er mit Stolz hinzu, »war dabei dicht hinter Euer Gnaden und hatte das Glück, Ihnen die leeren Gläser abzunehmen und die gefüllten dafür zu behändigen.«

»Was sie häufiger thaten, als nothwendig war,« sagte Larioz lächelnd. »Doch lassen wir das; sagen Sie mir lieber, was verschafft mir die Freude Ihres Besuchs?«

»Ja, wenn ich das nur mit kurzen Worten ausdrücken könnte!« entgegnete Windspiel in Ekstase. »O, es ist nicht

das erste Mal, Euer Gnaden, daß ich es wagte, hier vorzudringen, daß ich ängstlich die Treppe heraufschlich, daß ich – ich gestehe es – mit Herzklopfen zu dieser Thür gelangte, daß ich schon den Finger gekrümmt hatte, um anzuklopfen, und doch wieder schüchtern zurückwich, ein Mal aus freiem Antrieb, ein anderes Mal, weil gerade eine alte Frau aus dem Gemache kam, die mir sagte, Euer Gnaden seien krank und schlafen.«

Dies alles hatte der kleine Kellner mit außerordentlicher Geschwindigkeit, ja, wie man zu sagen pflegt, in Einem Athem gesprochen, weßhalb er einige Mal heftig schlucken mußte, um fortfahren zu können: »Ach, Herr von Larioz, Herr Don Larioz, verzeihen Sie mir meine Zudringlichkeit, denn ich bin ja nur ein armer unbedeutender Kellner; kann ich doch für meine Verwegenheit bloß das zur Entschuldigung anführen, daß es mich gedrängt hatte, den Mann – verzeihen Sie den trivialen Ausdruck – wieder zu sehen, der von sich sagen kann:

Weit von hier das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland.

»Sehen Sie, Herr Don Larioz, ich habe den Tag über ein sehr anstrengendes Geschäft; die Künstler, die sich bei uns versammeln, treiben mich oft gewaltig umher; ich muß vom Keller in die Küche, aus der Küche in das allgemeine Schenkzimmer, von da wieder in den Club der Künstler, und kann das, um gehörig herum zu kommen, nur in schnellen Sätzen thun, weßhalb man mir auch den Namen Windspiel zugelegt. Ich bin den ganzen Tag eine

sehr prosaische, höchst nüchterne Person, aber Abends, Herr Don Larioz, geht es mir, wie soll ich sagen? wie der Eule, die den ganzen Tag geschlafen, nein, sagen wir mit Ihrer gütigen Erlaubniß, wie dem Schmetterling, der von einer Ecke in die andere gekrochen und mit dem Eintritt der stillen Nacht seine bunten Schwingen entfaltet.«

Hierbei hatte der kleine Kellner mit beiden Armen sein Radmäntelchen etwas aus einander gelüpfert, als wollte er auffliegen, was, verbunden mit der Begeisterung, in welcher er seine Reden vorbrachte, einen nicht ungünstigen Eindruck auf den langen Schreiber machte, weßhalb dieser ihn wohlwollend anblickte und freundlich ersuchte, Hut, Stock und Mantel abzulegen und sich zu setzen.

Nach mehreren Complimenten und nachdem er sich nicht um eine Million früher gesetzt, als bis sich Herr Larioz in seinen Lehnstuhl niedergelassen, kam endlich auch Windspiel zum Sitzen und fuhr nach einem auffordernden »Also!« des langen Mannes fort, indem er einen schwärmerischen Blick an die Decke warf: »Abends, Herr Don Larioz, Abends, wenn die Nacht eintritt mit ihrem dunklen Schleier, dann zieht es auch mich aufwärts, geistig und körperlich zu reden. Ist das Schenckzimmer einmal verschlossen, hat sich der letzte duseelige Gast entfernt, so darf auch ich aufwärts steigen, in eine kleine Stube, hoch, hoch über dem Treiben der Menschheit, unter dem Dach gelegen, etwas klein und eng zwar, aber mit einer entzückenden Aussicht. Und da ich diese Aussicht meistens nur beim Mondschein genießen kann – denn nur Abends bin ich für

ihre Schönheit empfänglich, Morgens, Herr Don Larioz, kommt mir dagegen das Leben mit seiner Schenkstube und seinem Bier gar zu nüchtern und prosaisch vor – so finde ich alles, was ich sehe, poetisch und schön in den weißschimmersilbernsanftglänzendenmelancholischdasherzergreifendentraurigstimmenden Strahlen der keuschen Luna. Erscheinen doch, so gesehen, selbst die alten Schornsteine, die Blitzableiter und Wetterfahnen wie verklärt. Blicke ich doch über die Stadt hinweg, bei den Kirchthürmen vorüber, wo im Glanze eben desselben Mondenschimmers die schwarzen Tannenwälder nicken.«

Wenn auch Herr Larioz fand, daß Windspiel etwas confus sprach, so lag doch für ihn in seinen Reden, namentlich aber in dem aufwärts gerichteten Auge, ein gewisses Etwas, das ihn nachsichtig machte für den allenfallsigen Unsinn, der in den Worten des Kellners mit unterlief. Auch hatte er seine eigenen Gedanken, als Windspiel von seiner Dachkammer erzählte, und fragte deßhalb nicht ohne Grund: »Von dem Fenster Ihres Zimmers sehen Sie also auch in die Nachbarschaft?«

»O, ich sehe sehr in die Nachbarschaft,« entgegnete kopfnickend der Kellner; »und das ist es ja gerade, Herr Don Larioz, was mich am meisten hieher trieb und mich veranlaßte, Ihnen von Ihrer kostbaren Zeit zu stehlen. O, Euer Gnaden,« fuhr er nach einer Pause fort, nachdem er die Hände bewundernd zusammengeschlagen, »als Sie damals sagten, Sie seien ein Spanier, ein wirklicher und echter Spanier, da ging es in mir auf – wie – wie – nun

ich kann eigentlich nicht sagen, wie – aber es ging in mir auf, das fühlte ich an meines Herzens lauterem Schlägen. Auch – verzeihen Sie mir, ich will Ihnen wahrhaftig keine Schmeicheleien sagen – Ihr ganzes Wesen, mit dem Sie eintraten, wie Sie Ihren Stock hielten, der Bart – Don Alonso's –«

»Wessen Bart?« fragte der lange Schreiber.

»Verzeihen Sie meinen Ausdruck,« fuhr Windspiel fort, »ich dachte an ein Bild, welches ich bei mir draußen gesehen, Don Alonso vor dem Fenster seiner Laura Mandoline spielend, – ein schönes Bild, wo der ritterliche Kopf des jungen Spaniers auch mit einem solchen Barte geziert ist. – Also was wollte ich doch sagen? Ja, richtig, als ich Sie, Herr Don Larioz, so vor mir sah, da faßte mich eine grenzenlose Verehrung, und ich wäre schon vom ersten Augenblicke an für Sie durch das Feuer gelaufen.«

Ogleich sich der lange Schreiber durch diese echte Zuneigung – denn daß sie echt war, bezeugte die unverkennbare Begeisterung, mit welcher der Kellner sprach, sowie das Leuchten seiner Blicke – geschmeichelt fühlte, so suchte er doch das Feuer des jungen Mannes zu dämpfen, indem er ihn bat, ruhiger zu sein und nicht Sachen zu sagen, die er in der Art, wie sie vorgetragen würden, doch wohl füglich nicht für Ernst nehmen könnte.

Windspiel legte die Hand aufs Herz, ließ sein Köpfchen wie betrübt sinken und hob dabei die Augen etwas forcirt in die Höhe, die er dann mit einem schmelzenden Ausdruck auf dem Spanier ruhen ließ. Das war seine ganze Entgegnung, welche ihre Wirkung auf Larioz

nicht verfehlte. Dann seufzte der Kellner tief auf und fuhr fort: »Als aber Euer Gnaden sprachen von da drüben, von den Gebrüdern Breiberg und jener jungen Dame – verzeihen Sie mir, Herr Don Larioz, daß ich diesen delikaten Punkt berühre, aber es muß sein, wenn sich auch mein Herz dagegen sträubt – da sah ich gleich die ganze Lage jenes unglücklichen Geschöpfes ein, denn diese Gebrüder Breiberg sind zu Allem fähig; es kommt ihnen auf eine körperliche Mißhandlung nicht an, sogar bei denjenigen, die sich um unterdrückte weibliche Wesen in ihrem Hause bekümmern,« setzte Windspiel nach einer Pause wie mit sich selbst redend hinzu; »und obgleich ich das wußte,« sagte er mit lauter Stimme, »so beschloß ich doch, Alles anzuwenden, um jenem furchtbaren Geheimnisse auf die Spur zu kommen, – ja, Herr Don Larioz, einem furchtbaren Geheimnisse, wie sie später hören werden, einem verbrecherischen Geheimnisse, welches auch schon daraus hervorgeht, daß die Gebrüder Breiberg jenes unglückliche Mädchen vor aller Welt so verborgen zu halten wissen, daß Niemand im Hause und in der Nachbarschaft überhaupt auch nur eine Idee von ihrer Existenz hat.«

»Also doch!« rief der Spanier. »O, ich las damals schon etwas Kummervolles, etwas tief Unglückliches in dem einigermaßen starren Blicke der wunderschönen Dame. Ich hatte mich also nicht geirrt! Doch fahren Sie fort, geehrtester Herr. Wenn die Nachrichten, die Sie mir geben, auch mein Herz betrüben, so interessiren sie mich

doch wieder in hohem Grade. – So viel ich mich erinnere, wohnen Sie in nächster Nachbarschaft der Gebrüder Breiberg.«

»Das Hintergebäude, auf dessen lustiger Zinne meine Dachkammer liegt,« fuhr Windspiel fort, »stößt fast an jenes Haus und ist so gelegen, daß ich von dort in die Fenster des Breiberg'schen Ateliers sehen kann.«

»Und da erblickten Sie –?«

»Mehrere Tage sah ich gar nichts, denn jene Fenster sind von unten auf verstellt, um, wie die Künstler sich ausdrücken, das Licht zu spannen. Wenn ich aber so betrachtend in meinem Zimmer war, so hörte ich zuweilen –«

»Sie hörten also –?« fragte begierig Don Larioz, als der Andere wie nachsinnend einen Augenblick schwieg.

»Ich hörte zuweilen,« sprach Windspiel weiter, »Mandolinenklänge, – traurige, melancholische Klänge.«

»Wie man sie an den Ufern des Guadalquivir vernimmt,« meinte nachdenkend der Spanier, »oder unter den blühenden Orangen des herrlichen Granada.«

»O mein Gott, ja,« wiederholte schwärmerisch der Kellner, »wie man sie am Ufer des Guadalquivir vernehmen mag oder unter den blühenden Granaten herrlicher Lorbeergebüsch.«

»Und Sie hörten dabei, nicht den süßen Gesang einer weiblichen Stimme?«

»Zuweilen war es mir so, doch dann hörte ich deutlicher polternde, harte Worte des groben Jean Baptist, und darauf war plötzlich Alles still.«

»Dieser Barbar!« rief entrüstet Don Larioz. »Sogar die kleine Freude, sich an den süßen Klängen der Heimath zu ergötzen, gönnt er diesem unglücklichen Wesen nicht! Doch fahren Sie fort. Was Sie mir sagen, interessirt mich in hohem Grade. – Und Sie sahen sie nie?«

»O ja, ich sah sie,« sprach Windspiel mit einem tiefen Seufzer. »Es war am Samstag-Nachmittag,« fuhr er mit finsterem Stirnrunzeln fort, »als ich von unten entdeckte, daß die Fenster des Ateliers der Gebrüder Breiberg nicht nur von ihrer Verhüllung befreit waren, sondern weit offen standen. Einen günstigeren Moment gab es nicht für mich. Ich eilte in meine Dachkammer und sah dort, wenn ich mich stark hinaus beugte, daß drüben in den Zimmern geputzt wurde. Jean Baptist handhabte selbst den Flederwisch, womit er Möbel und Bilder abstaubte, und ich hörte ihn fluchen und sagen: Was man nicht selbst thut, das ist doch nur halb geschehen; all dies faule Weibsbildergezeug taugt doch nichts; sie sind nicht werth, daß sie das Leben haben. Fort! eilt euch! – So polterte er immer zu, und zuweilen sah ich ihn erboßt seinen Flederwisch aufheben und dann ins Innere des Zimmers eilen.«

»Ich will aber doch nicht hoffen,« fuhr Don Larioz mit tiefster Entrüstung auf, »daß Sie den aufgehobenen Flederwisch und das Zurückkeilen ins Zimmer mit jenem zarten Wesen in Verbindung bringen wollen! O, eine solche Abscheulichkeit wäre doch sogar bei einem Breiberg nicht möglich!«

»Die sind zu Allem fähig,« fuhr Windspiel fort, indem er sich durch den Schmerz des Spaniers sichtlich gesteigert fühlte. »Und ich bin noch nicht zu Ende,« sagte er mit dumpfer Stimme. »Ob dieser Unmensch zuschlug – nein, ich habe es nicht gesehen, aber daß er schlug, hörte ich.«

»Ich möchte lieber weiter nichts vernehmen,« sprach der lange Schreiber in tiefem Schmerze. »Ja,« setzte er heftig hinzu, »wenn ich alsdann aus der Ecke dort meinen Stoßdegen nehmen dürfte –«

»Gott, einen Stoßdegen!« sagte Windspiel mit bewegter Stimme.

»Hineilen, um dieses Ungeheuer zur Rechenschaft zu ziehen! Aber so bin ich hier rath- und thatlos und vermag nichts zu thun, als mir das heilige Versprechen zu wiederholen, daß jede Mißhandlung, welche diesem wunderbaren Geschöpfe angethan wurde, furchtbar gerächt werden soll. Das schwöre ich bei meinem Namen, der einen guten Klang hat in Spanien. – Doch jetzt lassen Sie mich Alles hören.«

Windspiel schüttelte sich. War es das Entsetzen vor dem feierlichen Schwur, den Larioz gethan, oder die Erinnerung an das, was er gesehen? Doch gehorsam der Weisung, die er erhalten, sagte er kopfnickend: »Das Schimpfen und das Schlagen – ja, den Tönen nach muß ich das vermuthen – dauerte eine Zeit lang fort, dann bemerkte ich, daß Clemens Breiberg, der schleichende, boshafte Clemens – er ist der Schlimmste von Beiden – bei dem

Fenster vorüber kam, sie, jenes unglückliche Mädchen, gewaltsam nach sich schleppend.«

»Das sahen Sie?« rief Don Larioz mit blitzenden Augen. »O, entsetzlich!«

»Ja, er schleppte sie in die andere Ecke des Zimmers, und sie folgte ihm mit herabhängendem Kopfe, wie aufgelöst vor Schmerz, ein armes, wehrloses Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit. – So sah ich ihn bei beiden Fenstern vorüber kommen, und daß ich aufs angestrengteste lauschte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Deßhalb hörte ich denn auch noch einen schweren Fall, wie wenn Jemand eine Last auf den Boden wirft, und dann vernahm ich die teuflische, höhnende Stimme von Clemens Breiberg, welcher sagte: Jetzt wird die auch für heute genug haben; worauf Jean Baptist hinzusetzte – o, ich vermag das Wort kaum zu wiederholen – aber er setzte hinzu: Genug wird sie freilich haben; die hast du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft.«

Dies sprach Windspiel mit leiser, schüchterner Stimme und erhob darauf mit bittendem Gesichtsausdruck seine Hände flehend zu dem Spanier, als wollte er damit den Ausbruch wilden Zornes, der nun folgen mußte, beschwichtigen. Doch hatte sich Larioz männlich gefaßt; das einzige Zeichen der Erregung, welches man an ihm bemerkte, war, daß er seine Lippen fest auf einander biß und seine Finger sich wie krampfhaft öffneten und wieder schlossen. Ja, er erhob sich ziemlich ruhig von seinem Sitze und schritt mehrmals, die Hände auf dem Rücken,

in dem Gemache auf und ab, wobei er nur den Kopf bedeutend tiefer sinken ließ, als man das je an ihm gesehen.

Der Kellner folgte ihm aufmerksam mit den Blicken, und so oft der lange Spanier in die Nähe des Stoßdegens kam, glaubte Windspiel, jetzt müsse seine künstliche Ruhe schwinden, er werde auf die Waffe zueilen, sie schwingen, und vielleicht San Jago! rufend, davonstürzen.

Glücklicher Weise aber geschah nichts von alle dem. Wohl seufzte Don Larioz einige Mal tief auf, schluckte auch wiederholt und heftig, wenn er an dem Tische vorüber kam, auf dem das kleine Kästchen stand, aber er schien seine Partie genommen zu haben und von Sekunde zu Sekunde ruhiger geworden zu sein. Jetzt fuhr er sich mit der Hand über seine Augen, legte die Rechte auf die Schulter des Kellners und sagte mit sanfter Stimme: »Sie haben mir ein Gefühl bewiesen, eine Theilnahme bezeugt, wofür ich Ihnen unendlich dankbar bin und das ich Ihnen nie vergessen werde. Ich habe niedergekämpft, was mir freilich im ersten Augenblicke das Herz zu zersprengen drohte; ich bin ruhig geworden, sehr ruhig; und deßhalb können Sie ohne Scheu mir das Wort wiederholen, welches jener Unmensch, jener Jean Baptist Breiberg, zuletzt aussprach. Sagte er nicht: Die hast du heute *wieder* einmal tüchtig ausgeklopft? – Wieder – woraus ich entnehmen muß, daß dieses Ausklopfen schon häufig vorkam.«

Windspiel bezeichnete durch ein melancholisches Lächeln, daß er der gleichen Ansicht sei.

»O Schmach, einer Spanierin angethan!« fuhr Don Larioz fort; »Entehrung der spanischen Tracht, die das unglückliche Wesen trug! Auch einem Fremden kann es nicht entgangen sein, daß ihre Tracht vollkommen spanisch war. Ist es nicht so, werther Herr?«

Der Kellner schüttelte wehmüthig sein Haupt und entgegnete: »Ich sah nicht viel von jener entzückenden spanischen Tracht, die man auf den Bildern unserer Maler so häufig erblickt; mir schien – ich spreche es schauernd aus – jenes unglückliche Mädchen eigentlich mit gar keiner Tracht bekleidet gewesen zu sein.«

Der lange Schreiber fuhr bei diesen Worten zurück, und seine Augen funkelten seltsam.

»Sie wollen doch mit Ihren Worten nicht ausdrücken,« sagte er, einigemal stockend, »daß jene Dame unbekleidet gewesen sei?«

»Das nicht so ganz,« erwiderte Windspiel, indem er die Augen zu Boden schlug; »aber wenn ich nicht sehr irre, bestand ihre ganze Kleidung aus einem grauen unscheinbaren Zeuge, und waren die weißen Arme, sowie der blendende Hals unbedeckt.«

Herr Larioz nahm seinen Spaziergang durch das Zimmer heftiger wieder auf als vorher und wehrte dabei mit den Händen von sich ab, als wollte er sagen: »Genug, genug des grausamen Spiels!« Er wurde auch wieder ruhiger, nachdem er einigemal auf und ab geschritten war, und versank endlich in tiefes Nachsinnen, aus dem er

plötzlich erwachte und mit einem trüben Lächeln sagte: »Glauben Sie mir, Herr, ich fürchte, man hat den Gebrüdern Breiberg die Theilnahme verrathen, die ich, der Spanier, an jener unglücklichen Andalusierin genommen. Ja, ja, es kann nicht anders sein; deßhalb nahmen sie ihr die wundersam kleidsame Tracht, deßhalb hüllten sie sie in ein härenes Gewand, deßhalb – o mein Gott! deßhalb sprach Jean Baptist Breiberg jenes verruchte Wort – nachdem er so Scheußliches begangen. – Ja, Herr, ich sehe es jetzt schauernd ein, ich selbst bin vielleicht die unschuldige Ursache von der Pein des armen Mädchens, von der entsetzlichen Behandlung, die ihr zu Theil geworden. – Glauben Sie mir, die beiden Breiberg werden das unschuldige Geschöpf noch in Ketten und Banden legen, damit es mir unmöglich werde, zu ihrer Befreiung in jenes geheimnißvolle Haus zu dringen. – Und doch werde ich eindringen, siegreich eindringen trotz aller Schrecken, die mir dort entgegen treten können! O, wenn ich jenes Tages gedenke, da ich dort die finsternen Treppen empor stieg, so begreife ich es jetzt vollkommen, warum mich ein beklemmendes Gefühl überschlich, das ich mir damals nicht klar machen konnte, als ich alles das sah, was man sonst in keinem rechten Hause antrifft: die an sich wackelige Treppe, mit der kleinen Lichtöffnung, wie das Fenster eines Kerkers, was mir Anfangs fast romantisch erschien; daneben in düsteren Winkeln seltsame Geräthschaften, Kisten und leere Fässer auf einander gethürmt – letztere vielleicht mit Nägeln versehen, wie als furchtbares Marterwerkzeug dienend,« sprach er

finster vor sich hinblickend; »dann Ritterhelme mit zerzausten Federn, nicht zu vergessen die rothen Hosen eines Scharfrichters, – alles, alles das, was mir ahnungsvoll und warnend entgegen trat. Doch mögen mir Schrecken erscheinen, welche da wollen, ich werde nicht vor ihnen zurückweichen. – Wie schon gesagt,« sprach er, indem er dem Kellner seine Rechte darbot, welche dieser ehrerbietig ergriff, »Ihnen danke ich aufs herzlichste für die Theilnahme, die Sie mir bewiesen, und wenn Sie auch nichts für mich thun können, so werden Sie doch unverbrüchliches Stillschweigen bewahren über das, was Sie mir mitgetheilt.«

»Und doch werde ich mehr für Sie thun,« rief Windspiel mit Begeisterung aufspringend, »wenn Sie die Hand eines armen schwachen Wesens, wie ich bin, nicht zurückstoßen. O Gott, wie wäre ich glücklich, wenn ich Ihnen dienen könnte! Warum ist jene gewaltige Zeit vorüber, wo tapfere Ritter auszogen, um Drachen zu bekämpfen und holde Jungfrauen mit Waffengewalt aus den Händen blutdürstiger Ungeheuer, wie zum Beispiel dieser Gebrüder Breiberg, zu befreien? Warum ist es mir nicht vergönnt, einem tapferen Ritter zu folgen, ihm Helm und Schild zu tragen, im heißen Kampf an seiner Seite zu stehen, wenn er Sieger ist, ihm den Panzer zu lüften und zu lauschen den Erzählungen seiner reichen Thaten; fällt er aber verwundet, was ja auch vorkommen kann, ihn zu pflegen, ihm die Zeit mit Erzählungen aus

der Heimath zu verkürzen, ihm bekannte Lieder zu singen, zur Mandoline oder auch zur Guitarre, welches Instrument ich leidenschaftlich verehere; – warum sind sie vorüber, jene wunderschönen, glorreichen Zeiten?«

»So ganz vorüber, wie Sie denken, sind diese Zeiten doch nicht, mein junger Freund,« sagte gerührt Don Larioz. »Was freilich den Panzer betrifft und den Helm, sowie auch Schwert und Lanze, so sind diese Embleme der tapferen Kämpen allerdings für die unterdrückte Unschuld nicht mehr anzuwenden. Aber diese unterdrückte Unschuld existirt immer noch und wartet nur des starken Armes. Leider können wir nicht mehr hoch zu Roß den gefährlichen Drachen niederwerfen, aber darum ist doch dieser Drache noch ebenso vorhanden wie damals, freilich nicht mit langem Schwanze und großen Flügeln und mit dampfendem Rachen und Augen, deren giftiger Glanz das Herz des Tapferen erzittern macht; er hat sich verwandelt und schleicht behutsam. Und ebenso all die Laster und bösen Gewalten, gegen welche damals der Rittersmann mit geschlossenem Visir anritt, wuchern heute noch als ebenso wildes und verderbliches Unkraut, die gute Saat erstickend wie damals. Ueberall, wohin wir blicken, macht sich die niederträchtigste Heuchelei breit, Verstellung, Bosheit, Verleumdung, Habsucht und Eigennutz, und das sind gefährlichere Feinde als damals der stark gepanzerte Riese, der Menschenblut liebte, und der Jungfrauen raubende Ritter vom schwarzen Schloß. Denn sie schleichen verborgen umher, sie stellen sich nicht Mann gegen Mann, sie überfallen uns unsichtbar

und führen aus dem Dunkeln, und ehe wir uns dessen versehen, einen tödtlichen Stoß. – Gegen sie zu kämpfen, ist heute ebenso ersprießlich und ehrenhaft, wie es damals ruhmvoll war, mit Schild und Lanze den Feind niederzuwerfen.«

Nachdem der Spanier so gesprochen, legte er seine Hand auf die Schulter des kleinen Kellners und sagte mit weicher Stimme: »Aber dieser Kampf, mein lieber Freund, ist ein sehr undankbares Geschäft. Zu gewinnen ist sehr wenig Gutes dabei und der Turnierpreis häufig, daß man über uns lacht, daß man hinterlistiger Weise unsere Kleider mit unangenehmen Flüssigkeiten tränkt, der Püffe, Stöße und zerkratzten Nasen gar nicht zu gedenken. Es gehört schon ein besonderes Gemüth dazu, diesen Preis für würdig zu finden, und ihm zu Lieb sich um Sachen zu bekümmern, die, wie die Menschen geringschätzend sagen, Einen durchaus nichts angehen. Und doch –«

»Ja und doch!« rief Windspiel schwärmerisch, »kommen doch gewiß in diesem finsternen Kampfe auch lichte, schöne Augenblicke, die Erkenntlichkeit einer edeln Seele, der Dank aus holdem Munde! Und dann das Gefühl der Poesie, das uns selbst dann belohnt, wenn wir, für das Gute ringend, niedergeworfen oder sogar auf schmachvolle Art beträufelt werden!«

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DAS
GEHEIMNISSVOLLE LICHT.

Unter diesen Gesprächen war der Nachmittag verschwunden, und der hereinbrechende Abend warf seine dunklen Schatten in das Gemach. Gottschalk hatte Erlaubniß erhalten, nach beendigten Kanzleistunden zu seinen Eltern zu gehen, und Windspiel, der einen freien Nachmittag hatte, war entzückt, daß ihm der Spanier erlaubte, noch etwas länger in seiner Gesellschaft zu bleiben. Mit gierigem Blicke betrachtete er die für ihn so edle Einfachheit des Zimmers, beschaute mit Ehrfurcht das Portrait über dem Kamin, und schwelgte im Anblick der Mandoline und des langen Stoßdegens. Hatte er es doch der freundlichen Einladung des Schreibers gemäß gewagt, das musikalische Instrument in die Hand zu nehmen und versucht, ein paar Accorde zu greifen. Da aber die Stimmung der spanischen Laute anders war als die der deutschen Guitarre, so brachte er nur einige verworrene Töne zu Wege, was aber Don Larioz nicht zu beachten schien, da er nachdenkend durch das Zimmer schritt und sich zuweilen ans Fenster stellte, wo er alsdann sah, wie hier und da in der Nachbarschaft die Lichter angezündet wurden.

Da wurde die Thür des Gemaches langsam geöffnet, und man vernahm die Stimme des Tigers, welche den Namen des Schreibers rief. Die alte Frau wäre wohl in das Zimmer gekommen, doch wußte sie, daß Besuch da

war, und ersuchte deshalb Don Larioz, einen Augenblick auf den Gang hinaus zu kommen.

Draußen sagte sie: »Jetzt können Sie sich selbst überzeugen, ob ich Unrecht hatte, wenn ich sagte, daß sich drunten in der Schreibstube, nachdem Alles verschlossen ist und nachdem ich genau weiß, daß Niemand mehr da sein kann, doch ein Licht befindet.«

»Und wo ist das Licht?« fragte der Schreiber.

»Mir scheint, im Zimmer des Herrn Doktors. Da sind aber innerhalb hölzerne Läden, weshalb man dort auf der Straße nichts durchschimmern sieht; wenn man sich aber drüben in den Hof stellt, so sieht man an den Fenstern Ihrer Schreibstube, obgleich die grauen Rouleaux herabgelassen sind, doch einen unbedeutenden Schimmer, der aus dem Nebenzimmer herauskommt.«

Larioz schüttelte den Kopf und meinte: »So wird es der Herr Doktor selbst sein, der dort noch arbeitet.«

»Das ist nicht möglich,« sprach die alte Frau mit bestimmtem Tone. »Der Herr Doktor war heute Nachmittags nur einen Augenblick auf seinem Bureau, und als er nach Hause ging, sagte er mir: ›Ich komme nicht wieder,‹ und ich mußte ihm einige Papiere, die auf seinem Tische lagen, nach der Wohnung tragen. Wissen Sie, Herr Larioz, ich beeilte mich nicht damit, denn ich wollte sehen, ob er später zu Hause sei. Als ich nun dorthin kam und meine Papiere, wie ich allemal thue, wenn ich was zu bringen habe, auf den Schreibtisch legte, da sah ich, daß der Herr Doktor nicht da waren.«

»Nun also, so wird er selbst in seinem Bureau sein.«

Die alte Frau schüttelte pfiffig lächelnd mit dem Kopf; dann sagte sie: »Nein, Herr Larioz, er ist nicht drunten, denn die Schlüssel zu der Schreibstube hingen zu Hause an seinem Schreibtische. Wiedergekommen ist er auch nicht, denn Fräulein Clementine, die bei den Kindern saß, sagte mir, der Herr käme heute Abend nicht mehr, er sei in seine Gesellschaft gegangen. Fräulein Clementine war recht freundlich, sie fragte auch nach Ihnen, ob Sie noch krank seien, und darauf antwortete ich, ja, noch recht sehr, Sie würden noch mehrere Tage das Bett hüten müssen.«

»Gut, und als Ihr zurückkamt,« fragte der Schreiber, »sah Ihr drunten Licht?«

»So deutlich, daß ich darauf schwören könnte.«

Larioz dachte einen Augenblick nach; dann sprach er: »Ich will also selbst hinabgehen und nachsehen. Aber das sage ich Ihr: wenn Sie mir Flausen gemacht hat, und es nichts ist, als vielleicht der Widerschein der Straßenlaterne auf dem Fenster oder sonst so etwas, dann ist es das letzte Mal gewesen, daß ich Ihr überhaupt etwas glaube.«

»Darüber bin ich ganz ruhig,« erwiderte der Tiger; »aber,« setzte er ängstlich hinzu, »Sie werden es doch nicht ganz allein riskieren wollen, Gott weiß welchen Spitzbuben in die Hände zu fallen, wenn nicht vielleicht noch etwas weit Schlimmeres da unten ist.« Das Letztere sagte sie mit ganz leiser Stimme.

Der Schreiber gab hierauf begreiflicher Weise keine Antwort; doch sprach er nach einer Pause, mehr zu sich

selbst, als zu der alten Frau redend: »Freilich habe ich den Schlüssel zu beiden Zimmern; aber wenn ich eines von ihnen öffne, so gibt das ein Geräusch, und wenn wirklich Jemand in unrechter Absicht im Zimmer ist, so hat er Zeit genug, nach der Straße oder dem Hofe zu entwischen.«

»Daran habe ich auch gedacht,« versetzte die Frau, »und wenn mir Herr Larioz erlauben wollen, meine Meinung zu sagen, so dünkte ich, daß Sie den kleinen Verschlag öffneten, welcher sich hinter beiden Zimmern befindet und wo unser Brennholz liegt – Sie haben ja den Schlüssel dazu. – Da ist neben dem alten Kasten die Tapetenthür, welche ohne alles Geräusch aufgeht.«

Dieser Vorschlag des Tigers war nicht zu verwerfen, und Herr Larioz beschloß, demgemäß zu handeln. Er schickte die alte Frau mit dem Befehle hinweg, auf die Straße zu gehen und dort Thür und Fenster im Auge zu behalten; dann ging er ins Zimmer zurück, wo der kleine Kellner noch immer damit beschäftigt war, melancholische Töne aus der Mandoline hervorzulocken, welche Musik er aber augenblicklich einstellte, als der Spanier zur Thür herein kam und ein Licht anzündete. Auch schien ihm dies ein Zeichen zu sein, daß es Zeit für ihn sei, sich nach Hause zu verfügen, weßhalb er Mantel und Hut nahm und sich mit zierlichen Worten verabschieden wollte. Nicht unangenehm überrascht war er aber, als ihn der Andere ersuchte, noch einen Augenblick zu bleiben, ja, als er ihn um eine kleine Dienstleistung bat.

Herr Larioz ging hierauf hinter seinen Bretterverschlag, und als er zurückkam, hatte er ein paar Stiefel angezogen, sowie den Mantel umgenommen und den Hut aufgesetzt.

Erstaunt sah der Kellner, daß sich der Kranke bei dem naßkalten Wetter zum Ausgehen anschickte; doch wuchs sein Erstaunen noch, als derselbe nach der Ecke ging, wo der lange Stoßdegen lehnte und diesen zu sich nahm.

»Sie haben gewünscht,« sprach der Schreiber, wobei er sanft lächelte, »mir als Knappe oder Schildträger zu dienen, und ich will Sie schneller beim Wort nehmen, als Sie sich wohl gedacht. Es wird sich freilich um keinen Kampf handeln, auch nicht um ernstliche Gefahr, und wenn dem auch so wäre, so will ich Ihren Worten von vorhin trauen, daß Sie Muth genug haben, auch davor nicht zurückzuschrecken.«

Der kleine Kellner legte statt aller Antwort die Hand auf das Herz, und nachdem er alsdann bewundernd den langen Stoßdegen betrachtet, fragte er schüchtern, ob er sich zu dem beabsichtigten Unternehmen auch vielleicht mit einer Waffe versehen solle.

»Das ist eigentlich unnöthig,« meinte Herr Larioz; »doch da ich aus Erfahrung weiß, daß das Vertrauen zu sich selber wächst, wenn man etwas zur Vertheidigung in der Hand führt, so finde ich es nicht unangemessen, wenn auch Sie Ihren Arm bewaffnen; an einem anderen Degen oder dergleichen fehlt es nun freilich, doch nehmen Sie dort am Ofen das stark gekrümmte Schüreisen; es ist wenigstens etwas, und wenn Sie es vorkommenden

Falles bei dem nächtlichen Dunkel draußen gegen einen Feind schwingen, so wird dieser glauben, Sie führten irgend eine furchtbare Waffe.«

Damit gingen beide fort, und als sie langsam die Treppen hinabstiegen, erzählte der Schreiber seinem Begleiter von dem Lichte, das schon seit einigen Abenden drunten in der Schreibstube gesehen werde, und daß er entschlossen sei, der Ursache vorsichtig nachzuspüren.

Unten angekommen, führte er den Kellner auf den öden Hof, den wir bereits kennen, und ertheilte ihm seine Instruktion, die beiden Fenster der Schreibstube im Auge zu behalten, und, wenn sich dort etwas Verdächtiges beuge, seiner Einsicht und den Umständen gemäß zu handeln.

Wir müssen eingestehen, daß Windspiel durch das Vertrauen, welches ihm der tapfere Spanier bewies, einen der glücklichsten Momente seines Lebens hatte. Obgleich der Hof sehr dunkel war, so gewöhnten sich doch seine Augen sehr bald hieran, so daß er den Schutthaufen entdeckte, auf den er sich begab, um so das Terrain herum besser im Auge zu haben, und auch weil er gehört hatte, daß man von einer Anhöhe herab mit viel mehr Gewalt über einen Feind, der sich unten befinde, herzufallen im Stande sei. O, wenn doch ein solcher Feind kommen wollte! dachte Windspiel, da er sich von einem gewaltigen Muthe beseelt fühlte, aber ein Feind, der einen ernstlichen Kampf aufnähme! Welches Glück, wenn ich mich dabei vor den Augen eines Mannes auszeichnen könnte, der von Geburt ein Spanier ist, der den schönen Namen

Don Larioz führt und der mit Stoßdegen und Mandoline umgeht, als wenn das die allergewöhnlichsten Dinge wären! Erwärmt von diesen Phantasieen, fühlte er nicht, daß der Regen sanft herabrieselte und daß seine Füße in den nassen Schutt und Kehrriecht sogleich ein paar Zoll einsanken.

Dem Befehle des Schreibers gemäß hatte sich der Tiger von der andern Seite auf die Straße begeben, es aber dabei für klug gehalten, eine befreundete, sehr handfeste Waschfrau aus dem Hinterhause zu sich zu berufen, welche beide Weiber nun abwechselnd Thür und Fenster im Auge behielten, und dann auch wohl auf Augenblicke nach der Nebenseite des Hauses gingen, wo ein weit überhängendes Dach einigen Schutz gegen den Regen gewährte.

Während nun so die Vorposten ausgestellt waren, schritt Don Larioz, wie es auch nicht anders seinem Heldenmuth geziemte, allein und ohne Furcht und Tadel, dem verborgenen Feinde auf den Leib. Daß er hierbei die Thür des Verschlags aufs geräuschloseste öffnete und dann auf den Fußspitzen näher schlich, geschah nur in der Absicht, um die muthmaßlichen Räuber desto sicherer zu überraschen. Dabei blieb er aber von Zeit zu Zeit stehen und lauschte. Wenn er auch anfänglich gedacht, die ganze Geschichte beruhe auf einem Irrthume der alten Frau, so hatte er doch nur wenige Schritte in dem kleinen Gange gemacht, als er ein Geflüster von Stimmen zu vernehmen glaubte.

Behutsam trat er näher, erreichte die dünne Tapetentür, welche in die Stube des Rechtsconsulenten führte, und nachdem er einen Augenblick gelauscht, hörte er, daß er sich nicht, geirrt. Ja, es wurde in dem Zimmer gesprochen, zwei Stimmen sprachen mit einander, eine männliche und eine weibliche Stimme; und die letztere erkannte er, daran war kein Zweifel.

Er richtete sich aufs höchste überrascht auf, und es war ein Glück, daß er sich dabei zeitig des langen Degens erinnerte und ihn in die Höhe nahm, sonst hätte er ihn mit verrätherischem Geräusch auf den Boden niedergestoßen. Auch die männliche Stimme glaubte er schon gehört zu haben, doch konnte er sich nicht gleich erinnern, wo; sie sprach mit einem etwas fremden Accent, und gerade dieser Accent war ihm schon einmal ins Ohr geklungen. – Konnte das möglich sein? Und doch war es nicht anders. Ihm trat mit einem Male jene unvergeßliche Soiree beim Rechtsconsulenten lebhaft vor die Seele, und als er dabei der Personen gedachte, die dort anwesend waren, da wußte er klar, daß hier kein Irrthum möglich war und daß die Stimme, welche so eben sprach, dem Grafen Czrabowski angehörte.

»O, mei–ne theure Clementine,« redete derselbe, »alle Welt sagt es, und ich fühle es bei dem Schmerz, der dieses Herz zerreißt, so oft ich Sie sehe,« ohne mich Ihnen nähern zu dürfen, daß es wahr ist, ich werde Sie bald verlieren. – Kann ich dieses Gefühl denken? O, ich kann es mir nicht denken, wie es auch unmöglich ist, daß wir es uns ausmalen können, wie es einmal sein wird, wenn dieses

arme Herz nicht mehr schlägt, wenn die Nacht des Todes uns umfängt – o, mei–ne theure Clementine! – Muß ich doch zwei Mal sterben, nein, hundert Mal, tausend Mal. Denn jeder Gedanke, Sie, mein himmlisches Mädchen, zu verlieren, ist tausendfacher Tod.«

Dem langen Schreiber rieselte es beim Anhören dieser Worte kalt über den Rücken herab, und gleich darauf fühlte er sich wieder außergewöhnlich warm, als er nämlich Clementine antworten hörte: »O, wie stürmisch Sie sind, bester Graf! so etwas habe ich noch nie erlebt. Nein – nein. Ich glaube, daß Sie mich lieben, ja, ich habe ja Beweise davon; aber diese Leidenschaftlichkeit erschreckt mich.«

»O, wie kann Sie meine Liebe erschrecken!« antwortete die andere Stimme. »Kennen Sie sie doch, diese meine ungeheure Liebe; hatte sie doch meine Seele ergriffen, das erste Mal, als ich so himmlisch beglückt war, Sie sehen zu dürfen. Und soll sie jetzt schwächer werden, bei dem mir drohenden Verluste, den ich gewiß nicht überleben kann?«

Darauf vernahm Herr Larioz einen tiefen Seufzer, und dann fuhr die Stimme des polnischen Grafen also fort: »Aber Sie sind kalt, mei–ne Clementine, o, kalt wie Eis! – Und grausam, o grausam! Sie fühlen nicht meine Leiden, meinen tiefen Schmerz. O könnte ich hier zu Ihren Füßen sterben!«

Ei, dachte Herr Larioz, der Phantasie genug besaß, um die Worte, die er hörte, mit der Situation drinnen in Einklang zu bringen, das muß eine interessante Position

sein; es wäre doch vielleicht an der Zeit, die Thür zu öffnen. Er wollte dies schon mit einem einzigen Druck auf die Thürklinke bewerkstelligen, doch hoffte er auf eine gelegene Pause; auch schien es ihm ungalant, gerade die Rede Clementinens zu unterbrechen, welche nun sprach: »Sie nennen mich grausam, o Stanislaus? Sie nennen mich kalt, und wenn ich Eins von Beiden wäre, – würde ich thun, was ich für Sie gethan?«

»O, Verzeihung der Raserei meiner Liebe!« sagte die andere Stimme, aber sie klang etwas dumpfer als vorher.

»Wie viel wage ich,« fuhr Clementine fort, »da ich hieher komme, um Sie zu sehen! Und daß ich gekommen – heute nicht zum ersten Mal – ist das nicht ein Beweis, wie gut ich Ihnen bin? – Daß ich es möglich machte, Sie zu sehen, – verdiene ich deßhalb, daß Sie mich grausam nennen und – – kalt – – O, wäre ich – – Beides – wäre ich grausam – und kalt – kalt – mein Stanislaus! – –«

Dies dünkte dem Herrn Larioz ein passender Moment, um die Thüre zu öffnen, doch wußte er selbst nicht, welches Gefühl ihn abhielt, dies so plötzlich zu thun, als er sich anfänglich vorgenommen: er ließ die Hand zögernd auf den Griff des Schlosses fallen, und so brauchte er zwei Sekunden, bis die Tapetenthür dem Drucke nachgab.

Er trat in das Zimmer, nicht ohne daß er von einem durchdringenden Schrei einer weiblichen Stimme empfangen wurde; auch hörte er ein Geräusch, wie wenn ein Stuhl zur Erde fällt und Jemand hastig emporspringt. Vorderhand mußte er sich auch mit dem, was er hörte,

begnügen, denn obgleich er beim Oeffnen der Thür einen Lichtstrahl gesehen hatte, so war doch dieser augenblicklich verschwunden, und tiefe Dunkelheit herrschte rings umher, die nur in der Nähe der Fenster durch die zwei herzförmigen Oeffnungen unterbrochen wurde, die in den Läden angebracht waren.

Der lange Schreiber, der das Terrain genau kannte und oft in der Finsterniß hin und her gegangen war, machte ein paar Schritte gegen das Nebenzimmer, sein Bureau, dessen Thür offen stand und wo es nicht ganz so stockfinster war, da dort die abgenutzten Vorhänge und schlechten Rouleaux eine Idee vom Schimmer der Gaslaternen eindringen ließen. Er begab sich nicht ohne Absicht dorthin, um nämlich zu verhindern, daß der, dem die männliche Stimme angehörte, dort hinaus einen Fluchtversuch anstelle. Herr Larioz hatte sehr viel kaltes Blut und war auf Alles vorbereitet.

Nachdem vielleicht eine halbe Minute seit seinem Eintritt vergangen war, sagte er mit großer Ruhe: »Hier in diesen Zimmern, die meiner Obhut anvertraut sind, geht Ungebührliches vor; es ist etwas hier nicht in Richtigkeit. – Vorhin ein Schrei, sowie das Umfallen eines Stuhles zeigt mir an, daß Personen da sind, die durchaus nicht hieher gehören. Wer es aber auch sein mag, ich bin entschlossen, es mit Jedem aufzunehmen. Haltet euch ruhig; bei dem ersten Geräusch, das ich vernehme, schieße ich meine Pistolen aufs Gerathewohl ins Zimmer hinein ab, und darauf wird schon die Wache erscheinen, um mir

behülflich zu sein beim Festnehmen von Räubern und Dieben.«

Ein unterdrückter Ausruf der weiblichen Stimme war die ganze Antwort, die erfolgte, worauf der Schreiber fortfuhr: »So wollen wir denn Licht machen, um die Sache gehörig zu beleuchten.«

»Halt!« rief nun die männliche Stimme, aber ohne männlichen Ton in derselben, vielmehr zitterte sie ein wenig; »das scheint mir durchaus nicht nothwendig zu sein. Wir sind weder Räuber noch Diebe, sondern Personen – die – vielleicht nicht so ganz Unrecht haben, sich hier zu befinden.«

»Von solchen Personen kenne ich nur eine einzige,« entgegnete kaltblütig Herr Larioz, indem er sein Feuerzeug, das er sorgsamerweise droben zu sich gesteckt, hervorzog; »nur eine einzige, das ist nämlich mein Prinzipal, der Rechtsconsulent Doktor Plager. Doch hat Ihre Stimme mit seiner nicht die geringste Aehnlichkeit; deßhalb –«

Damit zündete er das Streichhölzchen an, und nachdem der Spanier, ohne aufzublicken, den Schwefel hatte abbrennen lassen, schritt er auf das Bureau des Rechtsconsulenten zu, um das dort befindliche Licht, das soeben erst ausgeblasen worden war, wieder anzuzünden. Darauf lehnte er sich an den Schreibtisch, stützte die Hand auf den langen Stoßdegen und warf einen langen Blick auf die Beiden, wobei ihn ein ganz seltsames Gefühl überschlich.

Es waren in der That der edle polnische Graf Czrabowski und Clementine Weibel, die Schwägerin seines Chefs,

diese Unschuld, diese fleckenlose Jungfräulichkeit. Ihm kam in der Erinnerung an das Gespräch, welches er heute Nachmittag mit seinem Chef geführt, der Gedanke: Wenn Doktor Plager jetzt plötzlich zur Thür hereinschauen könnte! Es wäre für die Beteiligten sehr hart, eine gar zu schauerliche Nemesis gewesen.

Die junge Dame stand neben dem Sopha, vor ihr befand sich der umgeworfene Stuhl; sie hatte sich abgewandt und schien ihr Gesicht in beide Hände zu verbergen. Ein paar Schritte von ihr entfernt befand sich der polnische Graf, der es vergeblich versuchte, eine gleichgültige oder sogar herausfordernde Miene anzunehmen; er schluckte einige Mal heftig, kaute an den Nägeln seiner rechten Hand und warf einen schüchternen Blick auf Clementine, die leise zu schluchzen schien.

»Also Räuber oder Diebe sind es nicht,« sprgch Don Larioz nach einer sehr langen Pause. »Doch kann ich nicht verschweigen, daß ich solche lieber hier gefunden hätte, daß ich dem Anblick, der sich mir jetzt darbietet, einen Kampf auf Tod und Leben unbedingt vorgezogen haben würde. O, Fräulein Clementine, das sind ja ganz entsetzliche Geschichten!«

Statt zu antworten oder sich umzuschauen, wehrte diese mit einer Hand von sich, als wenn sie sagen wollte: Still, nur still!

Der Graf Czrabowski, nachdem er lange genug an seinen Nägeln gekaut, fuhr durch sein spärliches Haar, drehte auch gelinde an seinem Schnurrbarte und sagte mit fast herausfordernder Stimme: »Nun ja, es ist wahr, wir

sind hier, daran läßt sich nichts ändern. Was soll nun weiter geschehen? Ich hoffe nicht, daß Sie beabsichtigen, aus dieser delikaten Sache einen Skandal zu machen. Was mich anbelangt, für meine Person könnte mir das sehr gleichgültig sein; aber diese junge Dame würde furchtbar darunter leiden – Sie sind Spanier, wie ich weiß, also glaube ich überzeugt zu sein, daß Sie wissen, was hier zu thun ist.«

»O, ich weiß das ganz genau,« versetzte ernst Herr Larioz, und hoffe auch die Gesetze der Galanterie und Ritterlichkeit nicht nur vollkommen kennen gelernt zu haben, sondern auch auszuüben.«

»Wenn das wirklich der Fall wäre,« erwiderte der Andere, der sicher glaubte, die Ehrfurcht vor den Verwandten seines Prinzipals werde den Schreiber schon veranlassen, gelinde Saiten aufzuziehen, »so sollte ich denken, daß, nachdem Sie sich überzeugt, Sie haben es nicht mit Räubern und Dieben zu thun, Sie Ihre Pflicht gethan hätten und Ihr Zartgefühl Sie veranlaßte, sich zurückzuziehen. Ich glaube nicht, daß man sich in Spanien gewaltsam in die Verhältnisse zweier jungen Leute drängt.«

Don Larioz lächelte, als er den Herrn von Czrabowski so reden hörte. Doch entgegnete er mit derselben Ruhe wie früher: »Nachdem die Verhältnisse dieser jungen Leute sind, mischt man sich allerdings hinein.«

»Und mit welchem Rechte?« fragte der Graf, der sich, durch einen Seitenblick des jungen Mädchens, den der Schreiber nicht bemerkte, ermuthigt fühlte.

»Vorderhand mit dem Rechte desjenigen,« sagte der Spanier, »dem in Abwesenheit des Prinzipals diese Zimmer anvertraut sind. – Allerdings,« fuhr er nach einer Pause fort, »mischt man sich in Spanien höchst selten in die Verhältnisse zweier Liebenden, und ich würde das auch hier nicht thun, wenn diese Verhältnisse nicht so ganz eigenthümlicher Art wären. Träfe ich Sie an einem Orte, wo ich selbst das Recht habe, mich aufzuhalten, wie zum Beispiel hier, Gott weiß, durch welches Ungefähr mit einer Dame Ihres Standes, so würde ich vielleicht die Achseln zucken und Ihnen das Feld räumen. Aber im vorliegenden Fall steht die Partie anders; Sie, ein sogenannter polnischer Graf, haben sich herabgelassen, mit jenem bis jetzt für sehr anständig gehaltenen jungen Mädchen bürgerlicher Abkunft ein Verhältniß einzugehen, das, wie die Sachen jetzt stehen, einen mehr als zweideutigen Anstrich bekommt.«

»Herr –!«

»O, lassen Sie mich ausreden! – *Sie* sehen das ganz gut ein, die junge Dame *will* das nicht einsehen, aber ich, Herr Graf, empfinde die ganze Schmach, die Sie dem ehrlichen Hause meines Chefs anthun, da Sie seine Verwandte mit Ihrer Neigung beehren.«

»O, Herr Larioz!« rief Clementine, ohne dabei umzuschauen.

»Die ganze Schmach,« fuhr der Spanier unerbittlich fort. »Oder wie nennen Sie das vielleicht, wenn Sie ein junges Mädchen mit Ihrer Leidenschaft verfolgen, einer Leidenschaft, die nicht für Sie –« damit streckte er seinen

langen Arm aus und berührte mit dem Zeigefinger fast die Brust des Anderen, der vor dieser Bewegung einen halben Schritt zurückwich – »wohl aber für Jene von den entehrendsten und unglücklichsten Folgen sein muß? Sie nennen sich Graf Czrabowski; ob Sie ein Edelmann sind, mag Gott wissen; ich zweifle daran.«

»Herr –!«

»Für jedes meiner Worte werde ich Ihnen später Rede stehen,« sagte Don Larioz mit einer in der That eleganten und ritterlichen Verbeugung. »Sie haben eine, wie man es nennt, gewählte Toilette, Sie führen den fremd klingenden und deßhalb für Manche interessanten Namen Czrabowski, Sie sprechen mit einem fremden Accent, und das sind leider schon sehr viele Hilfsmittel, um einem Mädchen, das keine Warnung annehmen will, den Kopf zu verrücken, einem Mädchen, das obendrein, wie Sie ganz genau wissen, einen sehr braven Verlobten hat.«

Während der Schreiber des Advokaten also sprach, versuchte der edle Graf mehrmals, ihn zu unterbrechen. Doch hob Herr Larioz jedes Mal die Hand mit einer so gebieterischen Geberde empor, daß der Andere verstummte und dann, um dieses Verstummen zu motiviren, mit den Achseln zuckte und verächtlich die Lippen aufwarf, als wollte er sagen: Laßt ihn reden; ich höre nur Worte, die für mich keinen Sinn haben.

Für Clementine schienen sie aber doch verständlich zu sein; denn sie sank langsam in die Ecke des Sopha's und drückte ihr Gesicht in die Kissen desselben.

»Wie das übrigens möglich ist, ist mir für meine Person unbegreiflich,« fuhr der Spanier fort, »kommt aber leider nur zu häufig vor. Was ist freilich ein junger braver Mann wie der Fabrikant Schilder mit seinem einfachen Gesichte, seinen gelbblonden Haaren, seinem bartlosen Kinn, gegen die Vorzüge Ihres Kopfes! – gegen die äußeren Vorzüge desselben, unterstützt von gewählten Redensarten, von einer hochpoetischen Anschauungsweise des Lebens, zu der sich ein Geschäftsmann und Fabrikant ja unmöglich aufschwingen kann! Er hat nur ein einfaches bürgerliches Ja, ja! und Nein, nein! Sie dagegen geben Ihr gräfliches Ehrenwort. Er sagt vielleicht recht trocken und prosaisch zu einem jungen Mädchen! Ich bin dir gut, ich liebe dich; Sie aber sprechen wohl: Unendlich, wie der Himmel über uns, ist meine Leidenschaft zu dir; ebensowenig, wie du die Sterne zählen kannst, ebensowenig auch meine Gedanken, die getränkt von meiner heißen Liebe, dich täglich und stündlich umschweben. – Dergleichen Unsinn sprechen Sie vielleicht, und Jene denkt: Ach, wie das schön und romantisch ist! ja, das ist die wahre Liebe, die sich in so wunderbar schönen Bildern bewegt. Und was ist Ihre wahre Liebe? – daß Sie diese junge Dame zu einem Schritte verleiten, wie der gegenwärtige, bei dem sie das erfüllt, weißwegen Sie die ganze Bekanntschaft angefangen. – Dann,« setzte er hinzu, während er finster die Augenbrauen zusammenzog, »haben Sie gethan, was Sie nicht lassen konnten, und Sie gehen lachend weiter, bis Sie wieder eine ähnliche Liebenschaft finden, wieder ein schwärmerisches Gemüth, das

Sie unwiderstehlich und göttlich findet, weil Sie der Graf Czrabowski sind, weil Sie mit fremdem Accent sprechen, Ihr Augenglas vortrefflich zu tragen verstehen, untadelhafte Handschuhe zeigen, und weil sie im Geruch der Abenteuerlichkeit stehen, die leider einer gewissen Classe von Mädchen so außerordentlich wohl gefällt. – So! wenn Sie jetzt meine Worte widerlegen wollen, so werde ich Ihnen ein aufmerksames Ohr leihen, und ich bin überzeugt, Fräulein Clementine ebenfalls.«

Der polnische Graf hatte seine Hand unter dem Rocke verborgen, trat mit dem Absatz des rechten Fußes wiederholt und heftig auf und sagte mit hoch erhabener Nase: »Es lohnt sich wohl der Mühe, Ihre höchst gemeinen Reden mit anständigen Worten zu erwidern! Sie bedienen sich des Rechtes, welches Ihnen der Zufall über mich gegeben, indem Sie Dinge sagen, die das Herz dieses armen Mädchens zerreißen müssen.«

»Und zerreißen werden,« setzte Don Larioz mit großer Kaltblütigkeit hinzu, »wenn Sie sich nicht die Mühe der Widerlegung geben wollen.«

»O, wie bin ich unglücklich!« rief Clementine und setzte hinzu, indem sie sich gegen den Grafen wandte: »Ja, mein Herz ist zerrissen über jene Reden; ich brauche ein Wort des Trostes, ohne Widerlegung.«

»Doch nicht hier vor diesem Menschen?« sagte zögernd Herr von Czrabowski. »Soll ich die heiligen Versicherungen, die ich Ihnen in feierlicher Stunde gab, vor diesem da wiederholen und so die süßesten und edelsten Gefühle des Herzens profaniren?«

»Nein, Sie werden meine Reden nicht widerlegen,« sprach kalt der lange Schreiber, »weil Sie fühlen, daß ich Recht habe, weil Ihnen eine Widerlegung unmöglich ist.«

»Unmöglich?« rief der Graf aus, indem er eine etwas theatralische Stellung annahm, »unmöglich? Clementine, Sie wissen, was ich Ihnen gelobt, und ich werde meine Versprechungen halten in ganz kurzer Zeit. Nur so lange haben Sie Vertrauen zu mir, wie Sie es bis jetzt gehabt, o mein göttliches Mädchen!« – Bei diesen Worten genirte er sich durchaus nicht, sondern näherte sich zum größten Erstaunen für Larioz mit einem raschen Schritte der jungen Dame und legte seinen Arm um ihre Taille, wobei diese sehr sanft widerstrebte. »Eine Widerlegung ist unter meiner Würde; ich könnte sie leicht mit den eigenen Worten dieses Herrn geben. Habe ich wirklich Vorrechte, weil ich der Graf Czrabowski bin, weil ich einen fremdartigen Accent spreche – von den anderen etwas lächerlichen Eigenschaften gar nicht zu reden? – Im Eigenthel, gerade deßhalb mißtraut man mir; ja, man mißtraut mir mit großem Unrecht; jener Monsieur Schilder darf die Hand dieser jungen herrlichen Dame verlangen; man ist entzückt darüber, man findet das ganz in der Ordnung; aber wenn ich, der Graf Czrabowski, sage: Geliebte Clementine, willst du mein Weib sein? so wagt man es, die Achseln zu zucken, von Verrath zu sprechen. Aber man soll nicht über einen Verrath meines Herzens sprechen,« setzte er affektirt und sich augenscheinlich in eine Heftigkeit hineinredend fort; »man soll nicht die Achseln zucken über die künftige Gräfin Czrabowski.«

Das Letzte sprach er mit sehr hoch erhobener Nase und glaubte damit seinen großen Eindruck auf den Anderen hervorgebracht zu haben. Doch war dieses nur bei Clementinen der Fall, und der Spanier schüttelte mit einem recht schmerzlichen Lächeln den Kopf, als er hörte, wie jene sagte: »O mein Stanislaus! ich habe nie an Ihrer Liebe und Treue gezweifelt.«

Dabei wußte aber Larioz für den Augenblick nicht, was er machen sollte, als Clementine nach diesen Worten gänzlich unbekümmert um ihn in die Arme des polnischen Grafen sank.

Dieser aber half ihm, indem er das Mädchen sanft aufrichtete und zu ihr sprach:

»Ja, vertraue mir. Aber jetzt vor allen Dingen Fassung; man muß herzlosen Menschen kein derartiges Schauspiel geben.« Dann wandte er sich zu dem Schreiber und sagte mit erhobener Stimme: »Sie haben nun, hoffe ich, gesehen, daß hier nichts Unrechtes vorgeht, und können es mir überlassen, der jungen Dame einigen Trost zuzusprechen und sie nach Hause zu geleiten.«

Auf das hin lächelte der Spanier sarkastisch und versetzte nach einigem Besinnen: »Wenn ich auch Ihren billigen Wunsch recht gern erfüllen wollte, so wäre es mir doch ohne ausdrücklichen Befehl meines Prinzipals, des Herrn Doktor Plager, nicht möglich, Sie noch länger in diesen Zimmern zu lassen, wo der Schein der Lichter in so ungewohnter Stunde in der Nachbarschaft Aufsehen erregen könnte, in einer Nachbarschaft, die viel böse

Zungen hat, welche es vielleicht wagen könnten, herzloser Weise den Ruf der künftigen Gräfin Czrabowski anzutasten, wenn Sie mit Ihnen zu gleicher Zeit das Haus verließ. – Ich muß deßhalb schon dringend bitten,« setzte er mit fester Stimme hinzu, während er seinen Schritt gegen das Sopha machte, »daß Sie, Herr Graf, das Haus nun recht bald allein verlassen.«

»Ja, ja,« sagte Clementine, »es ist besser so; man muß sich hier so sehr vor den Leuten in Acht nehmen; ist doch Niemand vor Verleumdungen sicher.«

»Ehe Sie aber gehen,« fuhr Herr Larioz fort, »wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie mir Ihre Wohnung bezeichnen wollten. Ich habe« – dieß sprach er außerordentlich fest und langsam – »im Anfang meiner Rede vorhin einige Worte fallen lassen, die ich für nothwendig halte, Ihnen näher zu erklären.«

»Meine Wohnung gehört nicht zur Sache,« antwortete der Graf mit einem leichten verlegenen Seitenblick auf Clementine. »Ich werde Sie schon zu finden wissen, und bitte, mir das, was nothwendig ist, allein zu überlassen.«

Don Larioz verbeugte sich, worauf der Graf seinen Hut nahm, dem jungen Mädchen mit ausbrechender Zärtlichkeit die Hände küßte und dann dem langen Schreiber folgte, der durch die Tapetenthür in den Verschlag ging und dann behutsam die Hausthür öffnete, um Jenen hinaus zu lassen, wobei er sorgfältig umherspähte, ob sich kein Neugieriger oder Unbefugter draußen sehen lasse. Doch war hier glücklicher Weise Alles still, öde und leer; denn der Tiger und die handfeste Wäscherin befanden

sich in diesem Augenblicke an der Nebenseite unter dem Vordache.

Ehe der Graf Czrabowski das Zimmer verließ, rief er noch einmal mit tiefem Gefühl, »O, meine Clementine!« und stürmte alsdann zum Hause hinaus, ohne Don Larioz eines weitem Blickes oder Wortes zu würdigen.

Clementine aber hatte noch einmal dem geliebten Flüchtlinge die Arme nachgestreckt, wobei sie ausrief: »O, mein Stanislaus! – wann werde ich dich wieder sehen?«

Als sie das gethan, warf sie sich auf das Sopha und fing als ein kluges Mädchen an, sogleich über ihre Lage nachzudenken. Wie sollte sie im nächsten Augenblicke den Schreiber ihres Schweigens behindern? Sollte sie ihm stolz, vornehm entgegentreten, ihn fühlen lassen, wie höchst unschicklich es eigentlich gewesen, die künftige Gräfin Czrabowski in einem Rendezvous zu überraschen? Sollte sie mit gekränkter Miene durchblicken lassen, man wisse zu Hause eigentlich ganz genau um dieses Verhältniß, wobei sie dann aber hinzuzusetzen dachte: dem Rechtsconsulenten, als mit zu wenig Gefühl begabt, sei allein diese Sache verborgen und müsse es auch bleiben, oder der Zorn ihrer Schwester und ihrer Mutter, der Madame Weibel, würde fürchterlich auf das Haupt des unbedeutenden Schreibers niederfallen; sollte sie mit einem Worte die Trotzige und Gekränkte spielen, oder die Bittende, die sich wandte an den ihr wohlbekanntem Edelmuth des Herrn Larioz?

Nach schneller Ueberlegung wählte sie das Letztere und nahm demgemäß ihre Haltung. Sie hatte sich in einer vortheilhaften Lage in die Sophaecke geworfen und hielt ihr Taschentuch vor die Augen, nahm es auch nicht weg, nachdem Herr Larioz schon in das Zimmer getreten war, versenkte sich vielmehr aufs tiefste hinein und affektirte eine völlige Zerknirschung.

Der Spanier schritt nach dem Pulte des Rechtsconsulenten hin und sagte nach einer Pause: »Wenn es Ihnen jetzt gefällig wäre, Fräulein Clementine, so würde ich Sie zur Thür, die nach dem Hofe geht, hinausführen.«

»Ich danke Ihnen sehr,« sprach sie unter dem Sacktu-
che hervor.

»Es kann das keinen Verdacht erregen,« fuhr er fort; »denn ich setze den Fall, es hätte Jemand den Herrn Grafen Czrabowski das Haus verlassen sehen, so wird diese Person Sie doch nicht erblicken, da das Hofthor nach einer ganz anderen Straße führt.«

»Und wenn man auch Verdacht schöpfte,« sagte das junge Mädchen mit leisem Schluchzen, »kann es mir doch einerlei sein, ob die Welt einen Tag früher oder später erfährt, was hier vorgefallen.«

»Ich meine, die Welt braucht es eigentlich gar nicht zu erfahren,« entgegnete der Spanier.

»Aber sie wird es erfahren; o, ich bin fest davon überzeugt, es macht Ihnen, Herr Larioz, das größte Vergnügen, ein armes Mädchen, wie ich bin, um ihren guten Ruf zu bringen.«

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen zu diesem Glauben schon Veranlassung gegeben. Es könnte Ihnen ja nur schaden, wenn ich wirklich der Welt Ihre Sache erzählte; aber schaden will ich Ihnen gewiß nicht, Sie höchstens für Andere unschädlich machen.«

»Wie verstehe ich das?« fragte ängstlich Clementine, indem sie sich halb aufrichtete, den Kopf auf der Hand ruhen ließ und mit ihren glänzenden Augen emporblickte.

»Das ist ganz einfach zu verstehen,« entgegnete Herr Larioz. »Glauben Sie mir, mein Fräulein, es fällt mir nicht ein, die Welt, wie Sie sich vorhin ausdrückten, von diesem Vorfall in Kenntniß zu setzen, nicht einmal Ihren Herrn Schwager, was am Ende meine Schuldigkeit wäre; nur halte ich es für meine dringende Pflicht, den Herrn Schilder, der ein Ehrenmann ist und sich immer freundlich und gut gegen mich benommen, vor der künftigen Gräfin Czrabowski zu warnen.«

»O, das werden Sie gerade nicht thun, Herr Larioz!« rief Clementine ängstlich. »Nein, so entsetzlich werden sie nicht gegen mich handeln, mich so gänzlich zu Grunde richten in der Meinung des Herrn Schilder.«

Sie hatte diese Worte wohl erregt gesprochen, aber doch mit sanfter, schmeichelnder Stimme. Dabei war sie vom Sopha aufgesprungen und hatte ihre Hand auf den Arm des Schreibers gelegt, der unter dem warmen Drucke derselben erstaunt stehen blieb.

»Was kann Ihnen noch an der Meinung Ihres früheren Verlobten liegen?« sagte Larioz nach einem kleinen Stillschweigen. »Die Sache liegt ganz klar vor uns: Sie werfen das von sich, was Ihnen Herr Schilder zu bieten vermag, Sie greifen nach der glänzenden Existenz, die Ihnen der Herr Graf Czrabowski versprochen; aber dabei ist nicht mehr als billig, daß man ehrlich zu Werke geht, und deßhalb halte ich es für meine Pflicht, dem Herrn Schilder so schonend wie möglich zu sagen, wie die Sache steht.«

»O nein, Herr Larioz, Sie werden das nicht thun. Sie werden barmherzig gegen mich sein. Ich glaube, daß Stanislaus die besten Absichten hat; ja, ich bin das von seinem edlen Charakter überzeugt; aber so viel ich von ihm erfahren, muß er die Beendigung eines großen Prozesses, der sich um eine bedeutende Erbschaft handelt, erst abwarten, ehe er seiner Neigung folgen und mir seine Hand reichen kann.«

»Ah! ich verstehe,« sagte verächtlich der Schreiber, »und bis dieser Prozeß gewonnen ist – er kann ja auch verloren gehen – wird der gute Schilder nicht aus dem Netz entlassen, in das er sich muthwillig gestürzt. – Aber sagen Sie mir ums Himmel willen, Fräulein Clementine, glauben Sie denn wirklich an diese Erbschaft und an diesen Prozeß?«

»O ja, ich glaube fest daran,« entgegnete das Mädchen; doch war der Ton ihrer Stimme nicht so, wie er hätte sein sollen, wenn man einen unbedingten Glauben ausspricht. »Aber wozu diese Fragen?« fuhr sie dringender fort. »Seien Sie edel gegen mich, Herr Larioz.« – Damit drängte sie

sich näher an ihn. – »Geben Sie mir Ihr Wort, mich nicht zu verrathen.«

Der Schreiber schüttelte mit dem Kopfe und blickte mit einem eigenen Gefühl auf das Mädchen nieder, das sich von Angst aufgelöst in seine Arme werfen zu wollen schien; ja, sie ließ ihre Stirn einen Moment auf seiner Schulter ruhen, dann hob sie den Kopf hastig in die Höhe und sah ihn mit ihren dunkeln Augen so flehend an, daß der Spanier ein Herz von Stein hätte haben müssen, um ihr zu widerstehen. Er wußte nicht, warum, aber er rief sich in diesem Augenblicke das Bild jener unglücklichen jungen Dame, die einen so großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, mir voller Kraft ins Gedächtniß zurück; es war ihm fast ängstlich zu Muth, als Clementine so gewaltsam in ihn drang, und er fühlte wohl, daß er ihren Bitten baldigst nachgeben müsse.

»Gut denn,« sprach er nach einer Pause, »ich werde Ihrem Wunsche willfahren, ich werde gegen keinen Menschen von der Scene des heutigen Abends sprechen, doch nur unter der Bedingung, daß sich der Graf Czrabowski innerhalb dreier Tage gegen Ihre Mutter erklärt und Herr Schilder auf diese Art erfährt, daß er von Ihnen nichts zu hoffen hat. Es wird Ihnen ein Leichtes sein, den Grafen dazu zu bewegen, und das zu thun, sind Sie sich selbst schuldig.«

Ob nun Clementine in der That glaubte, den Grafen dazu bewegen zu können, bei ihrer Mutter um ihre Hand anzuhalten, oder ob sie vorderhand mit der Bewilligung eines dreitägigen Stillschweigens zufrieden war, wissen

wir nicht genau anzugeben – genug, sie heuchelte eine große Dankbarkeit, sie vergoß ein paar Thränen und sagte mit schimmernden Augen: »Sie haben mir Ihr Wort gegeben, und darauf baue ich fest. Dabei versichern Sie mir aber auch, durch sonst kein Mittel veranlassen zu wollen, daß vor der bestimmten Zeit etwas bekannt werde von dem, was heute Abend hier geschehen? O, Herr Larioz, wie würde ich Ihnen dankbar dafür sein!«

»Ich wüßte nicht,« versetzte der Schreiber, »auf welche Art von dem heutigen Abend etwas bekannt werden sollte, wenn Sie nicht selbst darüber sprechen.« – Daß der Tiger um das Haus herum schlich, davon hatte er keine Ahnung, daß aber der Kellner, der sich auf dem Schutthaufen postirt hatte, nichts von dem Manne gesehen haben konnte, war selbstredend, da dieser das Haus auf der anderen Seite verlassen.

Clementine athmete sichtbar erleichtert auf, dann sagte sie: »Ich hatte gefürchtet, Sie würden das Haus mit Spähern umgeben haben, mit Jenen, die Ihnen etwas davon verrathen, daß ich so unklug war, den Bitten des Grafen nachzugeben und hieher zu kommen. Denn verrathen wurde ich,« setzte sie mit einem leichten Blitz ihrer Augen hinzu. – »Doch was ist das?« rief sie erschrocken aus, indem sie sich hastig einen Schritt zurückzog und horchte.

Auch Herr Larioz fuhr erstaunt empor, denn man vernahm draußen vom Hofe her einen seltsamen Lärmen. Ein paar Weiberstimmen kreischten: »Ah, wir haben ihn!

wir haben ihn!« Darauf klirrte im Nebenzimmer eine Fensterscheibe, und man vernahm das heisere Organ des Tigers, welcher schrie: »Kommen Sie geschwind, Herr Larioz, wir haben ihn!«

Die flammende Röthe auf dem Gesichte des jungen Mädchens war mit einem Male einer tiefen Blässe gewichen; die Lippen, welche sie so schmachtend geöffnet hatte, daß man ihre frischen Zähne sah, preßte sie nun fest auf einander, und aus ihren, in der That schönen Augen brach ein böser Blick hervor, der etwas von dem des Basilisken an sich hatte, oder auch von dem ihrer würdigen Mutter, wenn diese einmal durch äußere Verhältnisse gezwungen wurde, eine Widerrede gegen ihren Schwiegersohn zu verschlucken.

»Also das ist Ihr Versprechen?« sagte sie mit leiser, aber doch sehr hörbarer Stimme, wobei sich ihre Brust mühsam hob. »Während Sie mir Ihr Wort gaben, mich nicht zu verrathen, bin ich es schon, und während Sie bedauernd darüber sprechen, was die Welt sagen könnte, daß man mich hier gefunden, treffen Sie alle Anstalten, um meinen Ruf für ewige Zeiten zu vernichten! – Pfui Teufel!«

Daß bei diesem, sehr sprudelnd hervorgebrachten Redefluß, welcher von der jungen Dame mit Pantomimen begleitet wurde, in denen Larioz eine beinahe erschreckende Familien-Aehnlichkeit erkannte, derselbe ganz erstarrt dastand, jetzt in Verwunderung Clementine ansah, dann aufs höchste erstaunt nach dem Fenster

horchte, wo man die Stimme des Tigers vernahm, freilich etwas undeutlich, denn das alte Weib hatte sich bereits heiser geschrien, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; es war dem Schreiber durchaus nicht eingefallen, Wachen oder Späher aufzustellen, und was den Kellner anbelangt, dessen er sich jetzt wieder erinnerte, so hatte dieser den bestimmten Befehl erhalten, vorderhand nur zu beobachten, und wenn man dessen dürftiges Wesen mit den nicht unansehnlichen Körperformen des Grafen Czrabowski verglich, so konnte man überzeugt sein, daß Jener beim größten Heldenmuthes es nicht wagen würde, diesen fest zu halten, welcher ja noch obendrein in ganz entgegengesetzter Richtung das Haus verlassen hatte; dazu die Weiberstimmen, die er vernahm – die des Tigers erkannte er augenblicklich – wie gesagt, er wußte nicht, was das alles zu bedeuten hatte, und dieser Ausdruck der Ueberraschung, ja, der Unschuld, war so auf seinem Gesichte ausgeprägt, daß ihn jede andere Person, als gerade dieses sehr aufgeregte junge Mädchen, für völlig ohne Theilnahme an dem Lärmen draußen gehalten hätte. Er versuchte einige entschuldigende Worte gegen Clementine, doch ließ ihn diese nicht zur Rede kommen, sondern sagte, nachdem sie ihn mit einem gewissen verächtlichen Blicke, mit welchem junge Damen sich aus manchen Verlegenheiten trefflich zu retten wissen, von oben bis unten angesehen;

»Schweigen Sie, halten Sie mich nicht für dumm und leichtgläubig; meinen Sie ja nicht, daß ich so leicht zu fangen. O, jetzt erkenne ich dieses ganze scheußliche

Spiel, das mein theurer Schwager angezettelt hat« – dabei machte sie einen nicht sehr graciösen Knix – und das dieser edle Spanier, der sich von den Mägden Don Larioz nennen läßt, mit der ganzen Großmuth seiner Nation unterstützt.« Dabei knixte sie zum zweiten Male. »Aber helfen soll euch dieses Spiel nichts, das schwöre ich euch. Und wenn Sie mir etwas Uebles nachsagen wollen, so sehen Sie sich vor; wir wollen doch sehen, ob Sie im Stande sind, zu beweisen, daß ich oder sonst Jemand da gewesen.«

Damit riß sie ihren Hut und Shawl an sich, setzte den ersteren in der Hast etwas schief auf und stürzte nach dem Ausgange gegen die Straße, zu welchem sie die Schlüssel ihres Schwagers in der Tasche hatte, um von dort schleunigst das Feld zu räumen.

Herr Larioz hätte sie wohl zurück halten können, aber er dachte nicht im Entferntesten daran; er blickte ihr achselzuckend nach, sah, wie sie zur Stubenthür hinaus stürmte, welche sie weit aufstehen ließ, hörte, wie sie die wenigen Schritte bis an die Hausthür machte, und dachte bei sich:

Es ist am Ende besser; so durch ihr Benehmen entbindet sie dich deines Wortes, und du kannst, ohne Alles zu sagen, dem braven Herrn Schilder einen Wink geben, der ihn vorsichtig macht, ohne das Mädchen gerade zu compromittiren. – Er blieb noch einen Augenblick auf der Stelle stehen, wo er sich befand, um sich zu überzeugen, daß die Hausthür wieder geschlossen würde; doch hörte man nicht einmal, daß sie geöffnet wurde, obgleich

Clementine sie schon gewiß seit einer halben Minute erreicht haben mußte. – Er lauschte, – was war das? – Er irrte sich nicht, er vernahm, daß an diese Hausthür leise angeklopft wurde; – ja, da war keine Täuschung möglich – jetzt auch an den Fensterladen, als wenn Jemand Einlaß begehre, und dabei wurden die Schläge, wenn auch leise, doch so entschieden geführt, als wenn der da draußen ein Recht habe, Einlaß zu begehren.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL. KAMPF UND NIEDERLAGE.

Um dem geneigten Leser die plötzlich eingetretene, höchst peinliche Situation pflichtschuldigst zu erklären, müssen wir in unserer Geschichte um eine Viertelstunde zurückgehen, und zwar bis zu dem Augenblicke, wo Windspiel sich auf dem Schutthaufen aufgestellt hatte in der festen Absicht, sich würdig zu zeigen des Vertrauens, das der edle Don Larioz in ihn gesetzt, möge auch kommen, was da wolle. Das Schüreisen hatte er in der rechten Hand und trug es auf der Schulter; mit der linken hielt er den Stock ungefähr so, wie ein tapferer Rittersmann auf Vorposten sein Schwert zu handhaben pflegt. Einige Zeit hindurch aber kam gar nichts, was seinen Muth auf die Probe gestellt hätte; nur zuweilen fuhr ein Windstoß durch das offene Thor des Hofes und jagte ihm dann und wann einen Regenschauer ins Gesicht, dessen Kälte eigentlich nicht dazu gemacht war, seinen Muth zu vermehren.

Die Augen hatte er fest auf die beiden Fenster der Schreibstube gerichtet, er sah, daß sich dort herabgelassene Rouleaux befanden, durch welche er, freilich sehr undeutlich, einen Lichtschimmer bemerkte. Es dauerte aber nicht lange, so erlosch derselbe, wie dem Leser bereits bekannt. Nach einiger Zeit erschien dieser Schimmer jedoch wieder, und dann war es dem Wachestehenden, als vernehme er, daß im Zimmer gesprochen werde. Alles das gab ihm indeß keine Veranlassung, seinen Posten zu verlassen, und so scharf er auch umher spähte, er sah in dem ganzen Hofe eine Zeit lang durchaus nichts Verdächtiges. Uebrigens war es so dunkel, daß er seine Sehwerkzeuge scharf anstrengen mußte, um die Umrisse der Hintergebäude sowie die Form des Hauses vor ihm zu erkennen. Jetzt blickte er aber schärfer nach der Ecke desselben, ja, er beugte sich erwartungsvoll etwas vornüber, denn es war ihm gerade, als sähe er eine Gestalt dort herum schleichen. Richtig, er hatte sich nicht geirrt, etwas schlich an dem Hause dahin, langsam und spähend – eine menschliche Gestalt.

Wir wollen nicht verschweigen, daß dem tapferen Windspiel das Herz einigermaßen schneller schlug. Das geschah aber natürlicherweise nicht aus Angst, sondern nur weil er sich selbst sagte, daß der entscheidende Augenblick komme, wo es sich zeigen müsse, ob er des in ihn gesetzten erhebenden Vertrauens würdig sei oder nicht.

Die Gestalt schob sich so dicht an dem Hause hin, daß man sie kaum noch sah und daß sie dann erst wieder

recht sichtbar wurde, als sie vor die matt erleuchteten Fenster trat. Da blieb sie stehen, da beugte sie den Kopf herab, da schien sie etwas vorzunehmen.

Nun hatte Windspiel oft von Dieben gelesen, die bei ihren Einbrüchen mit einem scharfen Diamant die Fensterscheiben zu zerschneiden pflegten, dann durch die gemachte Oeffnung den Riegel des Fensters zurückschieben und so ihren Einbruch bewerkstelligten. »Verwegene Gesellen, die so handeln,« sprach der Kellner zu sich selber, »kräftige Leute, die meistens noch mit gefährlichen Mordinstrumenten bewaffnet sind.« – Doch gleichviel; mochte auch die Gefahr, in die er sich stürzte, noch so groß sein, er beschloß, langsam vorzugehen, was er denn auch that. Seinen Stock ließ er oben auf dem Schutthaufen in den weichen Boden eingedrückt; das stark gekrümmte Feuereisen schien ihm eine bessere Waffe zu sein, und indem er es mit aller Kraft umfaßte, setzte er seinen Weg wirklich immer muthiger fort.

Die Gestalt unten war so beschäftigt, daß sie die Annäherung Windspiels durchaus nicht bemerkte, sogar als dieser nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war, wo dann der Kellner seinerseits mit Erstaunen sah, daß der vermeintliche Dieb Weiberkleider trug. Glücklicher Weise erinnerte er sich aber, daß kühne Räuber bei ihren nächtlichen Angriffen sich nicht nur die Gesichter zu schwärzen pflegten, sondern sich auch oft, um gänzlich unkenntlich zu bleiben, der Weibertracht bedienten. Deßhalb beschloß er, zum Angriff zu schreiten, und that dies nach einem tiefen Athemzuge, indem er den Arm

mit dem Feuereisen weit von sich abstreckte, um mit der gekrümmten Spitze des letzteren den Nacken des Räubers zu fassen und ihn auf diese Art rückwärts zu Boden zu ziehen. So geschah es denn auch, und es gelang ihm vortrefflich. Mit einem tüchtigen Rucke brachte er den einbrechenden Dieb auf den Boden nieder und warf sich dann über ihn hin, um ihn durch Festhalten der Hände von dem Gebrauch seiner Mordwerkzeuge abzuhalten.

Anfänglich schien der fürchterliche Räuber überrascht zu sein, dann aber schrie er: »Ach, Herr Jesus, helft, helft!« und zu gleicher Zeit fühlte Windspiel etwas wie scharfe Nägel in seinem Gesichte.

Leider hatte der tapfere junge Mensch nicht daran gedacht, daß Räuber bei ihren Einbrüchen selten allein zu sein pflegen, sonst wäre er vorsichtiger zu Werke gegangen und nicht unterlegen, wie wir leider der Wahrheit gemäß berichten müssen. Denn im nächsten Augenblick fühlte er seine Arme von zwei so kräftigen Fäusten erfaßt, daß er sich trotz seines Ringens nicht loszumachen im Stande war; er mußte einem entsetzlichen Räuber, wenn nicht vielleicht einem erbarmungslosen Mörder in die Hände gefallen sein. Wie mit eisernen Klammern fühlte er sich zusammengefaßt und mit wahrer Riesenkraft in die Höhe gehoben, ja, förmlich in die Höhe gehoben wie ein schwaches Kind, wodurch es dem am Boden liegenden Diebe in Weiberkleidern möglich war, aufzustehen, der nun zu seiner großen Verwunderung an zu schreien fing. »Wir haben ihn, wir haben ihn!« und der darauf, wie wir bereits wissen, so stark an die Fenster

schlug, daß eine Scheibe zerbrach, wobei er fortwährend mit heiserer Stimme rief: »Kommen Sie, kommen Sie, »wir haben ihn! – Kommen Sie geschwind, Herr Larioz!«

Da wir uns in unserer wahrhaften Geschichte immer der größten Gewissenhaftigkeit befleißigen und es verschmähen, durch unglaubliche Ueberraschungen auf unwürdige Art das Interesse des Lesers zu steigern, dagegen aber pflichtschuldigst erzählen müssen, wie sich eine Sache wirklich begeben, so erlauben wir uns, durch ein paar erklärende Worte zu sagen, woher fast im gleichen Augenblicke, als das eben Erzählte im Hofe geschah, mit sehr sicheren Schlägen an Thür und Fensterläden der Schreibstube des Herrn Doktor Plager geklopft wurde. Wir wollen damit beweisen, daß diese an sich etwas auffallende Thatsache durchaus nicht erfunden wurde, um unsere Geschichte pikant zu machen, sondern daß wir, wie schon oben bemerkt, nur das einfach berichten, was sich begeben und was sich, wie nun einmal der Lauf der Welt ist, stündlich wieder begeben kann.

Die Rechtsconsulentin war mit ihrer Mutter, der Madame Weibel, bei einer Kaffeegesellschaft gewesen und schritt von dort, nachdem die Dunkelheit längst eingebrochen war, ihrem Hause zu. Das ist eine Begebenheit, die durchaus nichts Außergewöhnliches hat, ebensowenig, wie das, was bei anderen Kaffeegesellschaften schon häufig genug vorgekommen, daß der abwesenden Ehemänner in allerlei Empfindungen, selten in Liebe und Güte gedacht wurde. Es ist eigen, daß sich bei solchen

Zusammenkünften die Theilnehmerinnen so oft als unglückliche Opfer ihrer ehelichen Verhältnisse ansehen; es muß in der That etwas sehr Aufregendes in dem Genusse des Kaffee's liegen, wobei dann Eine der Anderen selten mit einem soliden Troste unter die Arme greift, sondern vielmehr durch viel Achselzucken, Augenbrauen in die Höhe ziehen und Seufzen all das Schlimme, was sie erfahren, vollkommen als richtig anerkennt. Darin liegt freilich auch eine Art von Trost, daß Keine was Besseres besitzt als die Andere, und daß sich am Schlusse die ganze Conversation zu einem Seufzerkranze verschlingt, in dem wie die Dornen und Disteln die Worte eingeflochten sind: »Sie sind alle so – Keiner ist – nein, Keiner – es ist doch eine wahre Landplage – ich weiß nicht, warum alle Mädchen so aufs Heirathen versessen sind!«

Von einem eigenthümlichen Einflusse des Kaffee's auf die Nerven der Thiere lesen wir schon bei alten Schriftstellern, wo Schafe, Ziegen und Böcke nach dem Genusse der fremden Bohne vor Vergnügen anfangen zu springen und zu tanzen. Diese Kraft muß sich nun in der Länge der Zeit dahin modificirt haben, daß sich die Nerven-erregung, nachdem man eine feste Kaffee-Gesellschaft überstanden, nur selten in vergnüglichen Sprüngen und Tänzen äußert, sich dagegen jetzt häufiger in geistigen Sprüngen zeigt, in einer gewissen Gereiztheit, einem blinden Glauben an das, was man Nachtheiliges über seinen Nebenmenschen hört, und einer fast unglaublichen, krankhaften und unglückseligen Sucht, längst vergessene Sachen wieder hervorzurufen und frisch aufzuwärmen.

Letzteres war sehr bei der Rechtsconsulentin, namentlich aber bei deren würdigen Mutter der Fall. Es brauchte sich nur in einer Kaffeegesellschaft eine theilnehmende Freundin etwas umständlich nach dem Befinden des Rechtsconsulenten zu erkundigen oder vielleicht, wenn auch noch so entfernt, des kleinen Gottschalk und jener seltsamen Geschichte zu erwähnen, durch welche er auf das Bureau gekommen, so hob Madame Weibel ihre Nase in die Höhe und lauschte so aufmerksam, daß sie auch Sachen vernahm, die gar nicht einmal gesprochen wurden. Dabei schwebte dieser respectablen Dame und ihrer Tochter das vom Hause entfernte Bureau des Rechtsconsulenten als ein Ort vor, wo schlimme Unthaten zu geschehen pflegen, da er nicht unter ihrer beständigen Controle stand, und der nothwendiger Weise der Schauplatz verbrecherischer und höchst entsetzlicher Thaten sein müsse. Wir sind überzeugt, Madame Weibel hätte sich gar nicht gewundert, wenn man ihr eines Tages erzählt von Jammergeschrei, das man dort vernommen, sowie von schuldlosen Jungfrauen, die dorthin verlockt worden seien und dann nie mehr zum Vorschein gekommen. Sie hatte die Ansicht, das könne gar nicht anders sein, und wenn je zu Hause die Rede auf dieses Thema kam und der Rechtsconsulent sehr entschieden und allen Ernstes seine Meinung dagegen aussprach, so besaß die Madame Weibel statt aller Antwort einen so eigenen Blick und ein so ungläubiges, verächtliches Lächeln, daß

ihr Schwiegersohn demselben selbst in den ruhigsten Augenblicken nur ein sehr indignirtes Achselzucken entgegenzusetzen wußte.

Durch dergleichen Aeüßerungen indeß stand das Bureau auch wie ein schwarzer Punkt vor der Seele der Rechtsconsulentin, und wenn sie in außergewöhnlichen Stunden von einem Besuche nach Hause ging, namentlich in der Begleitung ihrer Mutter, so scheuten die beiden Damen einen ziemlichen Umweg nicht, um an den verschlossenen Fenstern dieser Mörderhöhle einen Augenblick zu lauschen und endlich einmal eine Bestätigung ihrer schauerlichen Ahnungen zu finden.

Mit welcher Wirkung dies auch am heutigen Abend geschah, als Beide im Begriff waren, von ihrer Kaffeegesellschaft nach Hause zurückzukehren, brauchen wir nach alle dem eigentlich nicht ausführlicher zu beschreiben. Das scharfe Auge der Madame Weibel hatte schon von Weitem einen Lichtschimmer entdeckt, worauf sie triumphirend, ihre Tochter aber mit klopfendem Herzen, näher schritt. Wie ward ihnen nun aber, als sie drinnen Stimmen hörten, von denen es ja genug war, daß sie unterscheiden konnten, es sei eine männliche und eine weibliche Stimme! Dieses Ungeheuer von einem Manne!

Wenn sich auch die Rechtsconsulentin schon längst einen vollen Beweis gewünscht hätte, so knickten ihr doch jetzt, Angesichts dieser vollendeten Untreue, beinahe die Kniee ein, und sie erschrack aufs höchste, als nun Madame Weibel, die nicht mehr an sich halten konnte, den Heuchler zu entlarven, mit fester Hand zuerst an

die Thür, dann an die Fensterläden schlug; auch flüster-te die Tochter, es sei das sehr unklug gewesen, wogegen die Mutter sagte: in einer solchen Sache sei sie gegen alle Halbheit, man müsse wissen, mit wem es dieser schlechte Mann zu thun habe.

So standen die Sachen; im Hofe versicherte der Tiger mit lauter Stimme, daß man ihn habe; an die Fensterläden, die auf die Straße führten, wurde immer heftiger geklopft. Clementine, die gerade den Schlüssel in das Schloß stecken wollte, fuhr entsetzt vor diesem Klopfen zurück und stürzte im nächsten Augenblicke, zitternd vor Wuth und Aufregung, in das Zimmer hinein, wo sich Don Larioz befand. Ihr an sich schon etwas dunkler Teint erschien fast gelblich, die Augen flammten, die krampfhaft geschlossenen Lippen ließen kaum die Worte: »O, Sie Ungeheuer!« durch, und mit den Fingern machte die junge Dame dicht vor der Nase des Spaniers allerlei verdächtige, zuckende Bewegungen, so daß Larioz unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

In diesem höchst kritischen Momente mußte etwas geschehen; der Lärm im Hofe war so toll, daß er nothwendig die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft erregen mußte. Herr Larioz, der jetzt wohl begriff, daß der Tiger ebenfalls das Haus umspäht habe, konnte nicht anders denken, als daß der Herr Graf Czrabowski um das Gebäude herum geschlichen und dort, so unglaublich dies auch schien, von dem tapferen Windspiel festgehalten worden sei. Um also dem lauten Skandal ein Ende zu machen, eilte er in das dunkle Nebenzimmer, von dort auf den Gang,

der zum Hofe führte, und gebot dem Tiger, das Maul zu halten und in die Schreibstube zu kommen. In der Dunkelheit entdeckte er nichts als drei undeutliche Gestalten, von denen die eine, der polnische Graf, sich noch immer heftig sträubte. Auch polterten die Drei ziemlich lebhaft ins Zimmer herein, während der Schreiber in das Bureau seines Herrn eilte, um Clementine durch einen Blick zu befragen, was wegen der Klopfenden draußen geschehen solle.

Die Eile war jedoch vergebens, und auch eine wirkliche Frage umsonst. Das junge Mädchen hatte seine Hände vor das Gesicht gedrückt und ließ kein Wort vernehmen; um so deutlicher aber hörte der Spanier eine andere Stimme, die draußen vor dem Laden sprach: »Machen Sie augenblicklich auf, es hilft Alles nichts! Wir haben die Person hinein gehen sehen! Keine Zögerung, und wenn ich klopfen sollte, bis der Nachtwächter kommt!«

Herr Larioz kannte diese Stimme und wußte auch genau, daß die Besitzerin derselben sich nichts daraus machen würde, die halbe Stadt in Aufruhr zu bringen, um ihrer Rache genug zu thun; deßhalb nahm er seinen eigenen Schlüssel, ging an die Hausthür und öffnete.

Wie ein Schwärmer fuhr Madame Weibel durch den Hausgang in das Zimmer. Langsam, aber doch mit entschiedenem Wesen folgte ihre Tochter. Clementine saß in der Ecke des Sopha's, den Kopf noch immer in die Hände gedrückt, theils geduldig erwartend, wie sich Alles entwirren werde, theils nachdenkend, welche Ausrede in diesem Fall am besten zu gebrauchen sein möchte.

Die Schwiegermutter hatte beide Arme in die Seiten gestemmt und den Kopf in den Nacken geworfen, mit welcher Attitude ihr eleganter Hut und Shawl nicht vollkommen harmonirte. Da saß die Verbrecherin, an welche sie ihre Worte wandte, während ihre Blicke an der geöffneten Thür des Ganges hafteten, um den ungleich größeren Verbrecher, sowie er eintreten würde, niederzuschmettern.

»Da ist also das saubere Weibsbild,« schrie sie, »das sich erfrecht, nächtlicher Weile in Häuser einzudringen, das sich nicht schämt, mit Menschen zu verkehren, deren Aeußeres eher vor der Sünde zurückschrecken sollte als dazu anzureizen! Doch dieser Person kann man es nicht so übel nehmen.« – Man hörte, wie sich der Schreiber, nachdem er die Thür wieder verschlossen, langsam näherte. – »Sie thut, was sie nun einmal nicht lassen kann; macht sie doch keine Ansprüche vor der Welt und will nicht mehr scheinen, als sie wirklich ist – ein gemeines Weibsbild! – Aber er – er, – den unsere Familie – die Familie Weibel –«

»Mama!« kreischte Clementine in diesem Augenblicke auf und schnellte vom Sopha in die Höhe, wobei sie sich selbst ihren schönen Hut fast rückwärts vom Kopfe riß. »Mama, um des Himmels willen! ich bin's ja, und es ist wahrhaftig nicht so schlimm, wie du glaubst.«

Wenn in diesem Augenblicke eine Stimme vom Himmel erschollen wäre, die gerufen hätte: »Laßt mir meinen Plager in Frieden, es ist das eine edle Seele!« so hätte Madame Weibel nicht in größeres Entsetzen gerathen, nicht

fürchterlicher enttäuscht und überrascht werden können als jetzt, da sie die Stimme ihrer eigenen Tochter vernahm. Doch mochte sie vielleicht diese Erscheinung für eine Zauberei halten, von dem bösen Geiste, der unfehlbar dem Rechtsconsulenten dienstbar sein mußte, hervorgebracht; oder war es die Begierde, nicht früh genug den Schuldigen unter die Zunge kriegen zu können, – genug, sie wehrte Clementine mit der Hand von sich ab und blickte mit einem Ausdruck wahrer teuflischer Freude nach der Thür, die auf den Hausgang führte, wo nun der lange Schreiber erschien.

»Und wo – wo – wo ist der Andere? Der Andere, ja der Andere?« rief Madame Weibel, wobei sie zwischen jedem Worte auf eine wahrhaft beängstigende Art nach Luft schnappte.

Dieses auffallende nach Luft schnappen beunruhigte Clementine so sehr, daß sie ihre Mutter bei der Schulter ergriff und dann sogleich begann, dieselbe so kräftig als möglich hin und her zu schütteln. Dabei schrie sie ihr weinend und wiederholt in die Ohren:

»Welcher Andere denn, Mama? Was willst du denn von einem Anderen? O Gott, es ist ja aber gar kein Anderer da!«

»Kein Anderer da?« antwortete Madame Weibel endlich mit matter Stimme und stierte dabei auf eine bedenkliche Art um sich. »Kein Anderer? Wo ist denn mein Schwiegersohn, Doktor Plager?«

Bei der Nennung dieses Namens schaute Larioz hinter sich in den Hausgang, denn nach dem stieren Auge

der alten Dame zu urtheilen, welches sich suchend bei ihm vorbei in die Dunkelheit bohrte, glaubte er nicht anders, als der Rechtsconsulent sei dort auch auf eine unbegreifliche Art erschienen. Dem war aber nicht so, und als das endlich die Neuangekommenen inne wurden und fühlten, daß das am meisten herbei gewünschte Opfer ihrer Rache vorderhand nicht zu haben sei, da sank die Schwiegermutter in die uns bekannte Sopha-Ecke, schlug die Hände zusammen und rief aus: »Das hat mich über alle Maßen angegriffen!«

Am ruhigsten benahm sich die Rechtsconsulentin; ja, wir müssen als Freunde von jedem häuslichen Frieden mit Freuden gestehen, daß sich im Gegensatze zu ihrer Mutter ihre finsternen Mienen aufklärten, als sie den nicht fand, welchen diese Mutter hier zu finden gehofft hatte. Wir können es nicht verschweigen, daß sie unter einem tiefen Athemzuge: »Gott sei Dank!« sagte, aber so leise, daß es Niemand verstehen konnte, und sich darauf mit großer Verwunderung und einem fragenden Blick an ihre Schwester Clementine wandte, wobei sie die Hände zusammenschlug.

Der lange Schreiber beschloß, nach Verlauf der Umstände zu handeln, und begab sich deßhalb mit leisen Schritten an die Thür des dunkeln Nebenzimmers, wo sich, seiner Meinung nach, der polnische Graf Czrabowski befand, fest gepackt von Tiger und Windspiel. Da lehnte er sich an den Thürpfosten und harrte in majestätischer Ruhe der Dinge, die da kommen sollten.

Ein paar Sekunden lang herrschte jetzt tiefe Stille in beiden Schreibstuben, aber es war jene schwüle Stille, jene unheimliche Ruhe, die wir häufig vor Ausbruch eines großen Gewitters bemerken. Es dauerte auch nicht lange, so fing es an unter den zusammengezogenen Augenbrauen der Madame Weibel zu blitzen, und ihre Stimme klang wie ein ferner Donner, als sie sich gegen ihre Tochter Clementine wandte und sprach: »Aber sage mir, was soll die ganze Geschichte bedeuten? Kommt man denn in dem Hause nie zu seinem bischen Frieden? Gott im Himmel! hätte ich doch Alles eher erwartet, als dich hier zu finden!«

»Ach, Mama,« weinte das junge unschuldige Mädchen, das seinen Schlachtplan entworfen hatte, »weiß ich doch eigentlich selbst kaum, wie ich hieher gekommen bin; daß ihr nun aber erschienen seid, o, das macht mich ganz glücklich, und ich bin froh, nun endlich mit euch Beiden wieder von hier weggehen zu können.«

»Weggehen zu können?« fragte Madame Weibel und richtete mit einer gewissen Majestät ihre grauen Augen auf Herrn Larioz, der an der Thür stand und diesen Blick mit einem sehr gemüthlichen Lächeln aushielt. »Weggehen zu können?« wiederholte sie; »ich hoffe doch nicht, daß Jemand den Versuch gemacht hat, dich mit Gewalt zurückzuhalten! Sprich, mein Kind, wie kamst du hieher?«

Ehe aber dieses Kind sprechen konnte, hob die Mama ihren Zeigefinger in die Höhe und sagte, indem sie sich an die Rechtsconsulentin wandte: »Wir sind im Bureau

deines Herrn Gemahls, Emilie; dort steht sein würdiger Helfershelfer, der Herr Sekretär Don Larioz; die Brut des Jägers wird auch nicht ferne sein, eben so wenig wie die alte Vettel, die alle möglichen Commissionen besorgt. Ich sage dir, das ist eine tief angelegte Geschichte, und ich bin fest überzeugt, man hat Clementine zu irgend einem Zwecke durch allerlei Mittel hierher gelockt.«

»Vielleicht, um sie zu compromittiren,« meinte die Rechtsconsulentin. »Es ist wahr, Plager kann Clementine nie in Ruhe lassen und hat immer etwas an ihrem Betragen auszusetzen.«

»Um sie zu compromittiren,« sprach mit großer Entschiedenheit Madame Weibel. Dann sagte sie zu ihrer jüngeren Tochter: »Nun, wie ist die Geschichte, mein Kind? – Erzähle uns alles genau und ohne Scheu.«

»Ach, Mama,« erwiderte seufzend das junge Mädchen, »das hat mich so angegriffen, daß ich den Zusammenhang nicht recht werde finden können. Doch so war es –« Darauf hustete sie ein paar Mal sehr laut, gerade als wollte sie zum Grafen Czrabowski im Nebenzimmer sagen: Gib Achtung, damit unsere Aussagen nöthigenfalls übereinstimmen. Dann fuhr sie fort: »Ich war bei euch, Mama, und ging fort, um nach Hause zurückzukehren, – weißt du, es war schon dunkel – und wie ich auf die breite Straße komme, bemerke ich, daß mir Jemand folgt.«

»So! es folgte dir Jemand?« meinte die Mutter.

»Ja, Mama, es folgte mir Jemand.«

»Vielleicht Herr Schilder?« fragte die Rechtsconsulentin ungezwungen.

»Herr Schilder?« that erstaunt das junge Mädchen. »Ach Gott, ja, das dachte ich im ersten Augenblicke auch; kurz, es folgte mir Jemand, weißhalb ich mich sehr ängstigte. Ich hatte schon vor, wieder nach eurem Hause zurückzukehren, doch da wäre ich ja gerade meinem Verfolger in die Hände gelaufen. Deßhalb ging ich rasch vorwärts, und als ich in die Nähe des Bureau's kam, war ich recht froh, daß ich Licht durch den Fensterladen schimmern sah.«

»Erlauben Sie!« konnte sich hier der Schreiber nicht enthalten, ihr in die Rede zu fallen.

Doch warf ihm Madame Weibel einen so entschlossenen Blick zu, und seine eigenen Worte: »Erlauben Sie!« welche sie ihm zur Antwort gab, wurden so determinirt ausgesprochen, daß der Spanier beschloß, fürs Erste noch den Verlauf der Erzählung abzuwarten.

»Ja, es schimmerte Licht durch den Laden,« fuhr das junge Mädchen einigermaßen zögernd fort; doch da sie nicht mehr zurück konnte, schritt sie muthig auf dem Pfade der Lüge dahin. »Da ich nun dachte, der Schwager sei noch auf seinem Bureau, so klopfte ich heftig an den Laden, worauf derselbe sogleich geöffnet wurde; als ich aber eintrat, sah ich, daß meines Herrn Schwagers Schreiber – der edle Herr Larioz allein in der Schreibstube war.«

Abermals erhob Madame Weibel ihren Zeigefinger und sprach zu ihrer älteren Tochter: »Du wirst nicht vergessen, Emilie, daß der Schreiber deines Mannes, obgleich er sich krank gestellt, hier im Bureau war, allein und zu

ganz ungewöhnlicher Stunde. – Reden Sie nicht mit uns,« wandte sie sich an den Spanier, der sich, auf Clementinens Worte, von neuem aufrichtete und die Lippen zu einer Antwort öffnete: »Sie haben sich bei Ihrem Prinzipal zu verantworten; wir wollen nichts von Ihnen wissen, nicht das Geringste. Verstehen Sie mich?«

Obgleich die Schwiegermutter versucht hatte, den Angeredeten mit Blick und Wort niederzuschmettern, so gelang ihr das doch in diesem Falle nur sehr unvollkommen: Herr Larioz trat vielmehr einen Schritt näher und sagte, indem er sich an die alte Dame wandte: »Nachdem Fräulein Weibel die Sache nach ihrer Auffassung dargestellt, werde ich mich durch kein Geschrei abhalten lassen, die Geschichte zu erzählen, wie sie wahr ist.«

»Also wollen Sie sich unterstehen,« rief die Schwiegermutter in überlautem Tone, »meine Tochter einer Lüge zu beschuldigen? Sie – Subjekt!«

»Höre ihn nicht an, Mama!« kreischte das junge Mädchen; »höre *den* Menschen nicht an!« wiederholte sie, indem sie sich, aufgeregt durch Angst und Zorn, mit einer drohenden Bewegung gegen den langen Mann warf. »Das ist eine tief angelegte Geschichte, wie du vorhin sagtest, ein schändliches Complot. Denke nur, der da hat das ganze Haus, uns alle mit Spionen umgeben, um unsere Schritte zu verrathen, um etwas Schlimmes über uns auszusagen zu können. Und was er nun sieht und nicht sieht, das rapportirt er treulich seinem Herrn.«

»Solch ein Intriguenspiel,« sagte Madame Weibel mit Würde, indem sie sich an die Rechtsconsulentin wandte, »sieht deinem Manne ähnlich.«

»Ach, Mama, ja!« gab Clementine jetzt statt ihrer älteren Schwester sanft weinend zur Antwort. »Intriguen, nichts als Intriguen! Man will nun einmal mit Gewalt etwas auf mich bringen, und da sind ihnen alle Mittel recht. Wie ich euch gesagt, so ist es Wahrheit; gewiß so und nicht anders; darauf könnte ich schwören.«

»So würden Sie also schwören, mein Fräulein,« sagte Don Larioz mit einer großen Ruhe, welche für jeden Unbefangenen hätte vortheilhaft abstechen müssen gegen die Aufregung der Anderen; »so wollen Sie also schwören, daß Sie nicht schon hier im Zimmer waren, als ich herein trat, daß ich Sie nicht überraschte im Zwiegespräch mit einem – Manne?«

»Mit einem Manne?« schrie das junge unschuldige Mädchen, und man sah an der Art, wie sie krampfhaft ihre Hände emporwarf, daß schon dieser Gedanke allein im Stande war, sie außer sich zu bringen. »Ich mit einem Manne? – Haben wir nicht Recht, Emilie,« wandte sie sich schluchzend an ihre ältere Schwester, »daß dies ein niederträchtiges Complot ist?«

Madame Weibel hatte sich mit großer Indignation erhoben und schlug mit der Faust so heftig auf das Schreibpult, daß Dintenfaß, Lineal und Siegellack erschreckt in die Höhe hüpfen.

»Schweigen Sie!« rief sie Larioz entgegen; »mein Schwiegersohn soll morgen mit Ihnen reden, und ich hoffe, zum allerletzten Male; er wird wissen, wie er sich gegen einen Schreiber zu benehmen hat, der bei Nacht und Nebel die Bureaux aufschließt, um Gott weiß zu welchem Zwecke in den Akten umherzustöbern. Und Sie wollen nun die größten Infamien, die ausgesuchtesten Schändlichkeiten auf dieses unschuldige Mädchen aussagen, um Ihre eigenen sträflichen Handlungen zu verbergen? – Pfui Teufel! wir hatten Sie für sehr schlecht gehalten, aber doch nicht für so niederträchtig.«

Herr Larioz hatte bisher noch immer unbeweglich seinen Platz in der Mitte des Zimmers behauptet und nur bei den letzten schmachvollen Worten seine Hand auf den langen Stoßdegen gelegt. Er fühlte, daß seine Finger zu zucken begannen, auch färbte sich sein bleiches Gesicht mit einer dunklen Röthe; all das Ungeheure, was man ihm ins Gesicht gesagt, mußte in dem sonst so ruhigen Manne einen furchtbaren Sturm hervorbringen; doch gelang es ihm, sich zu bezwingen; ja, er war in den ersten Sekunden wieder so weit Herr seiner selbst, daß er, wenn auch mit zuckenden Lippen, lächeln, dann eine Verbeugung machen konnte und, freilich mit bebender Stimme sagte: »So bin ich denn gezwungen, Zeugen für mich reden zu lassen, und wir wollen sehen, ob Fräulein Weibel es wagt, auch vor diesen ihre Aussage von vorhin zu wiederholen.«

Wohl erschrak das junge Mädchen, doch faßte sie sich im nächsten Augenblick wieder und sprach: »Siehst du wohl, Mama, er hat Zeugen, das sind seine Spione.«

»Und wir wollen sie nicht sehen, diese Spione!« schrie Madame Weibel im höchsten Zorne. »Emilie, du bist die Hausfrau, du hast hier zu befehlen; jage das Gesindel zur Thür hinaus.«

Doch es war zu spät. Auf einen Wink des langen Schreibers hatten sich die Drei aus dem Nebenzimmer genähert, und ohne rückwärts zu blicken, sagte Don Larioz gegen Clementine: »So soll denn das Fräulein Angesichts dieses Herrn wiederholen, daß ich sie nicht in einem sehr zärtlichen Zwiegespräch mit demselben hier im Zimmer überrascht. – Sie haben mich zu diesem Verfahren gezwungen,« setzte er hinzu, »messen Sie sich die Folgen selber bei.«

So standen die Sachen, als die Drei an der Thür erschienen, worauf Clementine einen furchtbaren Schrei ausstieß und, den Anfang einer Ohnmacht affektierend, in die Arme ihrer Mutter stürzte, gleich darauf aber wieder emporschnellte und, fast jubelnd hinaus schrie: »O Mama, rette mich, hilf deinem Kinde! mit diesem Menschen da soll ich ein Rendezvous gehabt haben!«

Danach schloß sie sehr eilig die Augen und fiel mit steifen Gliedern wie eine hölzerne Puppe, in die geöffneten Arme ihrer Mutter.

Der Schrei, den Clementine ausgestoßen, war in der That so außerordentlich gewesen, daß sich Don Larioz veranlaßt sah, nach der Gruppe, die jetzt im Scheine des

Lichtes war, umzuschauen, worauf er nahe daran war, ebenfalls einen Schrei der Ueberraschung auszustoßen. War doch da keine Spur von dem polnischen Grafen Czrabowski zu erblicken; zwei alte Weiber drängten sich vor; die eine war der Tiger, die andere die früher erwähnte handfeste Wäscherin aus der Nachbarschaft, und zwischen ihnen befand sich Windspiel in allerdings sehr trübseliger Gestalt, seine carrirten Beinkleider sowie sein Radmäntelchen, an dem ein abgerissener Fetzen tief herabhäng, trugen Spuren der verschiedenen Erdarten, die sich draußen im Hofe befanden; den Hut hatte er verloren, sein straffes Haar, das, wie wir uns erinnern werden, immer in die Höhe stand, sah jetzt wirklich aus, als habe es sich bei dieser entsetzlichen Scene vor Schrecken emporgerichtet, und sein bleiches Gesicht war mit ein paar blutigen Schrammen geziert.

»Gerechter Gott!« rief Madame Weibel, »in welche Gesellschaft sind wir gerathen? Emilie, das ist der Anhang deines Mannes; fühlst du jetzt, arme Seele, warum man dir in der ganzen Stadt mit so wenig Achtung begegnet? – O nein, es kann nicht anders sein! – Wenn du dir das bieten lässest, wer soll dich da noch achten?«

Jetzt erwachte Clementine aus ihrer scheinbaren Ohnmacht, und da sie nach derselben die Abgespannte und Ermattete spielen mußte, so wandte sie sich mit flüsternder Stimme an ihre Schwester und sagte zu ihr: »Ich kann nicht mehr, das hat mich vernichtet; auch würde mich jedes Wort reuen, das ich noch mit jenem Menschen sprechen müßte. Frage du ihn,« setzte sie weinend hinzu, »ob

er es vor Gott verantworten kann, mich zu beschuldigen, ich habe mit jenem Subjekte –« dabei zuckte ihr Körper wie schauernd zusammen, als habe ich mit jenem Subjekte, das ich in meinem Leben nie gesehen – o, ich kann nicht endigen! –«

Sie schloß mit einem herzbrechenden Seufzer die Augen und fiel aufs neue zurück.

Nun fühlte sich Herr Larioz in der That etwas unbehaglich bei der unerwarteten Wendung, welche die Dinge genommen; er wußte, daß er es mit drei Damen zu thun hatte, von denen selbst bei den vollgültigsten Beweisen keine vor der andern etwas Schlimmes geglaubt hätte. Wenn er ihnen wirklich mit gleichem Maße hätte heimzahlen und, eine Lüge mit der andern vergeltend, behaupten wollen, Windspiel sei jener Mann gewesen, so sah doch der arme Kellner in diesem Augenblicke gar zu trübselig aus, als daß diese Beschuldigung den geringsten Glauben hätte verdienen können. Auch hatte der Spanier nie gelogen und würde es am allerwenigsten hier gethan haben. So bitter schwer es ihm also auch wurde, hier die Wahrheit zu gestehen, so konnte er doch nicht anders, obgleich er die Folgen wohl voraussah, und er sagte deßhalb achselzuckend: »Ich muß gestehen, ich habe mich geirrt, dies ist allerdings nicht der Mann, den ich hier im Zimmer getroffen. Trotz ihrer wiederholten Ohnmacht hörte Clementine ganz genau was Larioz sagte und antwortete mit matter Stimme und sehr kluger

Weise: »O, gieb nur Achtung, Mama, nun wird er behaupten, es sei ein anderer gewesen, den ich hier gesehen. O, ich unglückliches Mädchen!«

»Das wird er nicht behaupten,« sprach Madame Weibel mit einer erschrecklichen Entschiedenheit, indem sie, die Nase hoch erhoben, mit dem Ausdruck eines Racheengels auf die Gruppe an der Thür zutrat. »Glaubt nicht, meine Kinder, daß ich mich vor diesem Dinge da,« sie meinte den Stoßdegen; »oder vor der langen Gestalt jenes Menschen fürchte. – In der That eine saubere Gesellschaft!« fuhr sie fort nachdem sie die beiden Weiber und das klägliche Windspiel gemustert. »Sie kenne ich wohl,« wandte sie sich an den Tiger, »aber Sie soll in diesem Hause Ihr letztes Brod gegessen haben; dann kann Sie Ihre liederlichen Commissionen künftig ausrichten, wo man Ihrer Dienste bedarf, Sie Vettel, Sie! Was die Andere anbelangt, so kenne ich das schmierige Weibsbild nicht, sie wird aber auch zum Anhange deines Mannes gehören.«

Die beiden Weiber hatten den armen Kellner losgelassen, und während die handfeste Wäscherin vor den harten Worten, die sie vernahm, zurückfuhr, und darauf mit ihren Fäusten zu zucken begann, faßte der Tiger die Waffe des tapferen Lauerpostens, das Schüreisen, welches sie Windspiel abgenommen, etwas fester in die Hand, wobei die alte Frau aber kläglich zu weinen anfang.

»Was Ihn betrifft,« fuhr die Schwiegermutter in gesteigerter Wuth fort, indem sie wie zu Anfang dieser Scene abermals die beiden Fäuste auf ihren Hüften ruhen ließ,

»so halte ich es für überflüssig, Ihm alles das zu wiederholen, was ich schon einmal gesagt. Glaube Er aber nicht, erbärmlicher Mensch, daß eine Frau meines Gewichtes und meiner Stellung im Leben ungestraft Dinge anhört, wie Er sich erlaubt zu sagen. Was mein Schwiegersohn morgen mit Ihm beginnt, ist mir so weit gleichgültig, als es mir einerlei sein kann, ob er Ihn einfach zum Teufel jagt oder den Gerichten übergibt. Was mich aber anbelangt, so vergesse Er den heutigen Abend nicht und nehme Er das – und theile es mit dem Lump da und den beiden liederlichen Weibsbildern.«

Es thut uns außerordentlich weh, erzählen zu müssen, worin das Geschenk bestand, welches die Schwiegermutter dem Herrn Larioz verehrte als Erinnerung an den heutigen Abend.

Ehe dieser nämlich zurücktretend oder abwehrend den Arm aufheben konnte, hatte die alte Dame in überraschender Geschwindigkeit ihre rechte Hand erhoben, und auf der Wange des langen Schreibers brannte eine Mauschelle, ähnlich jener aus der Fabel, von der es heißt, daß sie in Ewigkeit nicht verkauft sei.

Don Larioz stand entsetzt bei diesem furchtbaren Attentate, er erhob, aufs Aeüßerste getrieben, den Arm, doch wandte sich Madame Weibel, welche diese Bewegung gesehen, mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit und fuhr zurück, ehe die Hand ihres Todfeindes sie erreichen konnte. Aber ihrem Schicksal entging sie deßhalb doch nicht. Die handfeste Wäscherin, welche das

liederliche Weibsbild nicht verschmerzen konnte, streckte ihren langen Arm vor, erfaßte von hinten den Hut der Madame Weibel, und da diese unaufhaltsam davon stürzte, jene sich aber mit ihren Fingern in Band, Seide und Blumen festkrallte, so rissen die schwachen Bänder der mißhandelten Kopfbedeckung, und der Hut selbst blieb als Siegestrophäe in den Händen der Wäscherin zurück; freilich nur einen Augenblick, denn im nächsten flog er ins Zimmer hinein, leider aber ungeschickterweise gegen das Licht auf dem Schreibpult, das dadurch umgeworfen wurde und im Niederfallen erlosch.

Der Spanier hatte den Griff der Wäscherin nicht hindern können, so gerne er das auch gethan hätte, wie wir zu seiner Ehre eingestehen müssen. In diesem entscheidenden Augenblicke aber, wo die Finsterniß zu allerlei dunklen Thaten veranlassen konnte, hielt er gewaltsam seine Hülfsstruppen zusammen und vernahm dabei zu seiner größten Befriedigung, daß sich eilige Schritte in den Gang verloren, daß draußen die Hausthür geöffnet wurde und wenige Augenblicke darauf wieder schallend ins Schloß zurückfiel.

Nach dem, was geschehen, vor den Anwesenden ein Licht anzuzünden, war ihm nicht möglich; er bat dieselben deßhalb, das Lokal so geräuschlos als möglich zu verlassen, und war dabei edelmüthig genug, den zusammengebrochenen Kellner mit einigen hochherzigen Worten wieder aufzurichten. Der aufs höchste alterirte Tiger schluchzte in Einem fort, und das Schüreisen klapperte

in seiner Hand; die handfeste Waschfrau dagegen versicherte, ihr zittere noch immer vor Wuth Leib und Seele; so etwas habe sie, so alt sie sei, noch nicht erlebt und von Leuten, welche ihre Nasen so hoch trügen, auch nimmer geglaubt.

Trotz dieser Emotion verließen aber die Drei mit möglichster Stille die Schreibstube, und die Weiber halfen sogar den Hut des armen Windspiel suchen, der unter eine Dachtraufe gerollt war und von Regenwasser überlief.

Larioz aber sammelte sich einen Augenblick, dann zündete er abermals das Licht an, betrachtete mit einem traurigen Gefühl den Schauplatz entsetzlicher Thaten, die heute Abend hier geschehen, hob den zerknitterten Hut der Madame Weibel auf, der noch am Boden lag, legte ihn schweigend neben sich auf das Schreibepult, nahm Papier und Dinte und fing emsig an zu schreiben, wobei er von Zeit zu Zeit seine brennende Wange befühlte.

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL. EINE MAPPE VOLLER PLÄNE.

In den hübschen und eleganten Schreibsalon des Grafen Helfenberg haben wir den geneigten Leser bereits an einem trüben Regentage eingeführt, ihm denselben dann auch wieder Abends bei Beleuchtung und dadurch in viel behaglicherem Lichte gezeigt, und um nun eine Steigerung zu haben, die man so nothwendig bei einer längeren Geschichte braucht, begeben wir uns jetzt nach eben diesem Salon, und zwar an einem klaren, prachtvollen Wintermorgen. Nach dem Palaste des Grafen könnten wir

im Schlitten fahren, denn es ist seit einigen Tagen eine gute Bahn vorhanden; ziehen wir einen Wagen vor, so hören wir, wie die Räder bei jedem Umschwunge knirschen und jene eigenthümliche Melodie hervorbringen, die Aehnlichkeit mit der hat, wenn man mit dem nassen Finger auf dem scharf geschliffenen Rand eines Glases hin und her fährt. Gehen wir aber zu Fuß, so werden wir uns beeilen, denn es weht ein ziemlich scharfer Nordostwind, und wenn wir über die bläulichen Schatten dahinschreiten, welche die Häuser auf den Schnee werfen, so empfinden wir die Macht des Winters und erfreuen uns an unserem guten Paletot oder Pelze.

Das Letztere that auch der wohlbeleibte Portier im gräflichen Hause; seine Livree war so dick mit Pelz besetzt, daß ein Nordpolfahrer daran sein Vergnügen hätte haben können, und wenn auch schon im gewöhnlichen Leben die Figur dieses ehrlichen Dieners etwas unbeholfen aussah, so hatte sie jetzt alle menschlichen Formen verloren, und der Portier stellte nun eine blau und schwarze Kugel vor, oben mit einem rothen Knopfe, unten mit zwei Stützen versehen, die aber gegen die ganze Masse so dünn und zerbrechlich erschienen, daß sie der dritten Stütze, des Stabes nämlich, unbedingt nicht entbehren konnten.

Der dicke Portier hatte übrigens im Winter seine schlimmste Zeit; er litt etwas an Engbrüstigkeit, und wenn er lange in seiner kleinen, geheizten Loge sein mußte, so verursachte ihm das ein Gefühl, wie wenn ein Fisch sich auf trockenem Sande befindet; ebenso wie ein

solcher, pflegte er dann auch nach Luft zu schnappen. Deßhalb hielt er sich bei trockener Kälte am liebsten unter dem Thorbogen oder in dem vom Schnee reingefegten Hofe auf, und da es ihm hier an Unterhaltung gebrach, veranlaßte er auch gern Andere aus der Dienerschaft, ihm hier und da Gesellschaft zu leisten, die aber, weniger beleibt und bepelzt, das warme Zimmer vorzogen. Auch Besuche, an welche der Portier es wagen durfte, ein Wort zu richten, hielt er nicht selten auf der Treppe fest und that dies namentlich am heutigen Morgen, eben sowohl aus der angeführten Ursache als auch aus einer anderen, für ihn noch viel wichtigeren.

Doktor Flecker hatte nämlich eben die Zimmer droben verlassen und sprang mit raschen Tritten, wie er es zu thun gewohnt war, gesticulirend und mit sich selbst redend, die Treppen hinab, um unten von dem dicken Portier augenblicklich angehalten zu werden. Dieses Anhalten bestand indessen nur in einer ehrerbietigen Verbeugung, wobei der alte Mann seinen Hut abnahm und den Doktor mit bittender Geberde ansah.

Dieser war aber augenblicklich in Gedanken vertieft und mit einer Idee beschäftigt, die er sich nicht wollte entschlüpfen lassen, weßhalb er den Thürhüter von sich abwehrte, indem er den rechten Arm ausstreckte und mit den Fingern den dicken Pelzbesatz von dessen Ueberrock faßte.

So blieben die Beiden ein paar Sekunden lang neben einander stehen, der Doktor aufwärts blickend und dann mit einem Male sagend: »Ja, ja, es wird und muß gehen;

ich kann mich nicht getäuscht haben; nur langsam, langsam, höchst langsam!«

Nach diesen Worten hatte er seine Gedanken verabschiedet und schüttelte nun den Portier ein klein wenig, indem er sprach:

»Nun, was ist's, Meister Jonathan? Haben wir abermals Indigestionen oder uns vielleicht bei dem Wetter erkältet? In beiden Fällen brauche ich Ihnen nicht zu raten; Sie wissen, wie ich für die betreffenden Hausmittel schwärme.«

»Ach ja, Herr Doktor, ich schwärme auch dafür, aber –«

»Kamillenthee, Abends so heiß Sie ihn trinken können, dann warm zugedeckt und tüchtig geschwitzt. Haben wir uns aber leicht den Magen verdorben, dann unsere bekannte Medicin: ein kleines Gläschen Booncamp of Maagbitter.«

»Danke recht sehr, Herr Doktor; ich werde diese kostbaren Mittel all mein Lebtag nicht vergessen, aber –«

»So, etwas Anderes?« rief der Armenarzt. »Nun denn geschwind heraus damit, ich habe noch einen weiten Weg zu machen.«

Statt aber zu antworten, winkte der alte Portier so auffallend nach dem ersten Stock hinauf, daß der Doktor unwillkürlich die Treppe hinanblickte, wo aber nichts zu sehen war als die alten Ritter, die ebenso unbeweglich standen wie immer, heute aber um Vieles freundlicher aussahen, da ein scharfer Sonnenstrahl zu dem Fenster oben hereindrang und einen goldenen Glanzstreifen auf die grauen Steinfiguren warf:

»Aha, ich verstehe,« sagte der Doktor, nachdem Meister Jonathan seine Mimik wiederholt. »Wir sind ein wenig neugierig und möchten erfahren, wie es droben aussieht. Nun ist mir das aber sehr schwer zu sagen, denn Sie werden mir zugeben, daß es höchst gefährlich ist, über das gute Gelingen eines Unternehmens zu reden, wenn dieses Gelingen noch sehr zweifelhaft ist.«

»Aber nicht unmöglich?« fragte mit einer bittenden Geberde der alte Mann. »Sehen Sie, Herr Doktor,« fuhr er fort, indem er die Hände unterhalb des dicken silbernen Knopfes seines Amtsstabes faltete, »seit Sie im Hause sind, habe ich die größten Hoffnungen. Früher hatte ich nämlich gar keine, und da mag man sagen, was man will, ich kenne unseren Herrn und kann Sie versichern, Herr Doktor, er ist in der kurzen Zeit schon um ein Gewisses besser geworden. Sie greifen das Ding aber auch so an, wie ich mir gedacht habe, so müsse es angegriffen werden. O, Hausmittel sind etwas Köstliches! Ich habe einen wahren Abscheu gegen die Apotheke.«

»Ich auch, ich auch, Meister Jonathan!« sagte eilig der Arzt, indem er fortzukommen suchte, was ihm aber nicht so leicht gelang, denn der Portier in seinem Pelzrocke füllte die ganze Glasthür aus und fuhr, ohne zu weichen, fort: »Ich habe es Allen gesagt: Gebt Achtung, wie der Herr Doktor Flecker ins Haus kommt, geht die Sache anders. Hausmittel, habe ich gesagt, gebt nur Achtung, Hausmittel! Und das ist ja auch alles, was Sie dem armen gnädigen Herrn verordnen, Bäder und Wassertrinken und viel Bewegung, und auf das Letztere halte ich

namentlich viel. Aber, nicht wahr,« fragte er abermals recht dringend bittend, »es geht schon etwas besser?«

Der Armenarzt sah wohl, daß ihn der Pelzkoloß nicht eher frei ließ, als bis derselbe eine Antwort erpreßt. Deßhalb faßte er ihn mit beiden Händen lachend am Kragen und sagte, indem er den Versuch machte, ihn auf die Seite zu rücken: »Nun ja denn, Meister Jonathan, wir sind nicht unzufrieden, und ein Anderer würde schon sagen, es gehe besser.«

Dieser Ausspruch wirkte wie ein Zauberwort, der alte Portier gab mit einer tiefen Verbeugung die Thür frei, und der Doktor sprang behende davon.

Meister Jonathan setzte seinen Hut würdevoll auf den Kopf, nahm den Stock an die Seite und schritt, nachdem er die Glasthür hinter sich zugezogen, auf den Hof, wo man die Remise geöffnet sah und eine Menge der verschiedensten Equipagen so weit vorgezogen waren, daß man bequem um sie herum gehen konnte. Am Ende dieses Hofes lagen die Stallungen, und auch hier standen die Thüren offen, und man bemerkte sämtliche Wagen- und Reitpferde in ihren glänzenden Geschirren, sowie unter dem eleganten Sattelzeug, daneben Stallleute, welche im Begriffe waren, die Thiere ihres Glanzes zu entkleiden, während die Reitknechte und Vorreiter in großer Livree mit zufriedenen Mienen damit beschäftigt waren, sich derselben wieder zu entledigen.

An der Eingangsthür zum Stalle stand der Bereiter des Grafen in *gran focchi*, ein Wachtmeister von der ehemaligen Schwadron des Herrn von Breda, und nickte dem würdevoll heranschreitenden Portier freundlich zu.

»Die Stallparade,« sagte der Letztere, »muß ja außerordentlich gut ausgefallen sein; Seine Erlaucht summten ein Lied vor sich hin, als Sie die Treppen wieder hinaufstiegen.«

»Und daran haben Sie hoffentlich nie gezweifelt?« sagte der Bereiter, ein Mann von kraftvollem Körperbau und sehr energischem Gesichtsausdruck. »Aber, unter uns gesagt, mir war diese Stallparade an sich lieber als jene Paraden, die ich noch mitzumachen das Glück hatte. Es ist doch ein Zeichen,« setzte er flüsternd hinzu, »daß der gnädige Herr wieder anfängt, sich für etwas zu interessieren. – Ich, Meister Jonathan,« fuhr er nach einer Pause fort, während der Portier bedächtig, aber zufrieden mit dem Kopfe nickte, »fand nebenbei, daß Seine Erlaucht schon ganz andere Bewegungen macht, als noch vor vierzehn Tagen. Hat er mich doch um meine Meinung gefragt; ob, wenn er vielleicht nächstens einmal ausreiten wolle, der große Rappe nicht noch zu heftig für ihn sei. – Du lieber Gott! wie Einem das leid thut, Meister Jonathan, wenn ein Herr so spricht! – Zu heftig! Wenn man da an früher denkt! da war ihm nie einer heftig genug.«

»Das kann alles wieder kommen,« sagte der Portier wichtig und mit so entschiedenem und lautem Tone, daß es die Leute im Stalle ebenfalls verstehen mußten. Er

liebte es, seine Aussprüche hören zu lassen. – »Der gnädige Herr ist in den rechten Händen; ich sage Ihnen, Doktor Flecker ist ein Mann, von dem die Stadt leider noch nicht weiß, was sie an ihm hat. Davon wirst du auch zu erzählen wissen?« wandte er sich an einen der Kutscher, der an der Thür erschien und nun grinsend an seinen Hut langte, als er angedet wurde. »Du lagst komisch in der Brühe, und er hat dich doch so bald wieder herausgerissen.«

»Ja, man hört viel Gutes von ihm,« meinte der Bereiter; »wenn ich in den Fall käme, so würde ich auch nach ihm schicken.«

»Und was das Schönste an der Sache ist,« fuhr der Portier fort, wobei er den vergeblichen Versuch machte, seine Hände auf dem Rücken auf bequeme Art zu vereinigen, »er wendet fast nur Hausmittel an. Und über ein Hausmittel geht nichts. Nicht wahr, Kleiner?« rief er einem der Vorreiter zu, der eben einen Sattel von einem der Pferde herunter genommen hatte; »dich haben wir kurirt mit sechs Flaschen Magnesiawasser und vier Tagen Hungern. – Das that ich selbst,« sagte er und kniff dabei sein linkes Auge gegen den Bereiter zu. »Hausmittel, habe ich zu Doktor Flecker zuweilen im Vertrauen gesagt, ein Hausmittel ist das Einzige, was allenfalls dem gnädigen Herrn noch helfen könnte. Und sehen Sie, er wendet jetzt Hausmittel an.«

Da Meister Jonathan unbestritten das Factotum des Hauses und als wohlwollender Mann bekannt war, so versammelte sich gern die ganze Dienerschaft um ihn,

einestheils um seinen weisen Worten zu lauschen, dann aber auch wieder, weil man wußte, daß er zahlreiche Zuhörer, liebte, wenn er sprach. Und so dauerte es auch jetzt nicht lange, als ein Kutscher und ein Reitknecht nach dem andern erschien, auch die kleinen Vorreiter sich schüchtern nahten und sich endlich auch ein paar Lakaien vom Hause her zu der Gruppe hinstahlen.

Es war das ein recht bunter glänzender Haufe, all die Livreen in lebhaften Farben, die Silberstickerei vom Glanze der Sonne übergossen, die am tiefblauen wolkenlosen Himmel stand, und in der Mitte die etwas unförmliche Gestalt des Meister Jonathan im Pelze, sich gravitätisch hin und her wendend und seine Bemerkungen Preis gebend, die von den Andern hier und da lebhaft erwidert, meistens aber kopfnickend gutgeheißen wurden. Das Ganze hatte Aehnlichkeit mit einer Schaar Hühner: Kutscher, Reitknechte, Vorreiter und Lakaien in ihren bunten, glänzenden Livreen stellten das Geflügel dar, Meister Jonathan hatte das würdevolle Ansehen eines wohlgenährten, federreichen Haushahns.

Wir wollen hier die Schaar verlassen und uns, wie wir Eingangs dieses Kapitels versprochen, nach dem Schreibzimmer des Grafen begeben. Die Vorhänge des einzigen großen Fensters waren weit auseinander gezogen und ließen so viel Licht herein, daß der kleinste Gegenstand im entferntesten Winkel des großen Gemaches jede Verzierung aufs deutlichste zeigte. Das Fenster selbst gewährte einen freien Blick über Häuser und Gärten hinweg in die weite schneebedeckte Landschaft hinaus, nach

den fernen Bergen hin, deren jetzt entlaubte Waldungen auf dem weißen, leuchtenden Grunde wie fein hingeworfene Schatten erschienen in bläulicher und röthlicher Färbung.

Ein wohlthuendes Gefühl verursachte gegenüber dem Anblicke der Schneelandschaft der hohe Kamin mit den großen lodernden Holzblöcken, die eine behagliche Wärme ausströmten. Im Uebrigen war in dem Zimmer nichts verändert; die rothseidene Schärpe bedeckte noch immer das Portrait an der Wand und hielt unten in dem verschlungenen Knoten nach wie vor den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht.

Graf Helfenberg saß an seinem Schreibtische, der mit der schmalen Seite fast an das große Fenster stieß, und hatte eine große Mappe vor sich, deren Blätter er eines nach dem anderen mit vielem Interesse betrachtete. Vielleicht erinnert sich der geneigte Leser, daß der Graf gegen seinen Freund, den Baron von Breda, den Wunsch äußerte, die Pläne und Umrisse von dessen Hause, namentlich vom Wintergarten mit den daran stoßenden Gemächern, zu besitzen. Um nun diesen Wunsch des Kranken so schnell als möglich zu erfüllen, hatte ihm der Baron seine eigenen Pläne überschickt, was dem Grafen um so lieber war, da er auf verschiedenen Blättern Bemerkungen von der Hand seines Freundes eingeschrieben fand, die ihn aufs höchste entzückten. So war in dem Plane des Wintergartens nicht nur die Stelle für den Frühstücks-Tisch bezeichnet, sondern auch an demselben der Name Eugeniens bemerkt. Obgleich George

von Breda als fast übertrieben ordnungsliebend und bestimmt in seinen Anordnungen bekannt war, so mußte doch der Graf lächeln, als er sah, daß der Baron seine Genauigkeit so weit getrieben hatte, sogar den Namen der neuen Hausgenossin hinzuschreiben. Und nicht nur am Frühstücks-Tische fand er denselben, auch am Kamin des kleinen Eßsalons, dann im Stalle, wo das Pferd stand, welches das junge Mädchen gewöhnlich ritt. – Ihn machte die eigentlich pedantische Genauigkeit des Freundes glücklich, und er las den Namen des geliebten Mädchens wohl hundertmal. – Wahrhaftig, da stand er auch, kaum leserlich – man hatte versucht, ihn zu verwischen – im Plane der Remise; aber der Graf mit seinem scharfen Auge erkannte ihn augenblicklich. – Der kleine Phaeton, den Eugenie so gern hat – was konnte das für ein Phaeton sein? Am Ende der, dachte der Graf, den Breda nach dem Muster des meinigen hat bauen lassen. Das wäre wunderbar und hübsch. –

Er blickte bei diesem Gedanken zum Fenster hinaus, auf den Hof hinab wo die Hühnerschaar noch immer um den wackeren Haushahn versammelt war; doch begann sich eben die Gruppe zu lösen, da der Bereiter seine Stallleute in ihre Remisen commandirte. – Der kleine Phaeton wurde in diesem Moment hervorgezogen, um ihn dann wieder genau an seine alte Stelle zu bringen. – Und der Herr dieses kleinen Phaetons lächelte vergnügt in sich hinein, als er nun plötzlich den eleganten Wagen sah, nur für zwei Personen berechnet; er fühlte sein Herz heftiger schlagen, er nahm das für eine glückliche Vorbedeutung

und preßte eine Sekunde lang selig träumend beide Hände vor das Gesicht.

Dann blätterte er weiter in den Plänen. Es überschlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, als er nun mit den Augen, in Gedanken aber wie in Wirklichkeit, den ersten Stock jenes Hauses betrat, und als er auch hier wieder den Namen Eugeniens fand, ihr Wohnzimmer, ihr Schlafzimmer. Wie war er glücklich, als er gleich darauf diese beiden Piecen in hübschen Aquarellen vollkommen ausgeführt sah, mit dem ganzen Ameublement versehen, das Wohnzimmer einfach, aber zierlich, mit einem einzigen großen Fenster, an demselben einen kleinen Schreibtisch, davor ein eleganter Fauteuil; zum Ueberflusse bemerkte man neben demselben mit fast undeutlichen Bleistiftstrichen abermals den Namen Eugeniens. Ja, das war gewiß ihr Lieblingsplatz; dort saß sie wahrscheinlich Stunden lang, las, schrieb oder blickte in die Gegend hinaus.

Der Graf nahm das Bild dieses Zimmers, indem er es unzählige Mal betrachtete, so fest in seine Seele auf, daß er es in allen seinen Einzelheiten aufs Deutlichste vor sich sah, wenn er sich nun mit geschlossenen Augen in seinen Stuhl zurücklehnte. Doch ließ es ihn nicht lange in dieser Stellung; er beugte sich wiederholt über das Blatt und versank bei diesem Anblicke in süße Träumereien. War es ihm doch, als träte er eben in dieses Gemach mit leisem, behutsamem Schritte, man hörte ihn nicht kommen auf dem dicken Teppich, der den Boden bedeckte. Und das wollte er gerade. Dort stand der kleine Fauteuil, aber er war nicht mehr leer, wie hier auf dem Blatte, sie selbst

ruhte darin, sie, deren Bild seine ganze Seele erfüllte, sie, die er überall sah. O, er kannte die Formen dieser wunderbaren Gestalt wohl, ihr ganzes liebliches und elegantes Wesen, auch wenn er das Gesicht nicht sah, das sie niederblickend mit der Hand bedeckt hielt! – – Leise, leise näherte er sich, – und wie er sich so in Gedanken näherte, durchschauerte es ihn süß und geheimnißvoll. Jetzt war er ihr ganz nahe, er beugte sich nieder, er berührte mit seinen Lippen ihr weiches, kühles, duftiges Haar, und als sie nun emporschrack, verwandelte sich ihr Erschrecken, sowie sie ihn erkannte, in laut jubelnde Freude – – Mein Hugo! – – O, meine Eugenie!«

Er dachte das so lebhaft, daß die Unruhe, welche ihn dabei befiel, ihm nicht erlaubte, sitzen zu bleiben; so rasch wie möglich erhob er sich und machte einen Gang durchs Zimmer, wobei er denn auch fortfuhr, seinen Träumereien nachzuhängen; doch umdrängten sie ihn nicht mehr so gewaltig, wie einen Augenblick vorher beim Anblick des kleinen Heiligthums, wo das Mädchen schaffte und waltete, das er um so unendlicher und glühender liebte, da er diese Liebe ja vor aller Welt, namentlich vor sich selber, verbergen mußte.

Als die Gluth seiner Gedanken ihren Culminationspunkt erreicht hatte, wurden diese, wie schon bemerkt, ruhiger; er trat ans Fenster, blickte in die schneebedeckte Landschaft hinaus und suchte die ihm wohlbekannte Linie am Horizont, hinter welcher das Thal mit der Hütte des Jägers lag. Da hinaus schickte er mit Hand und Mund

unzählige Grüße und dachte an den kommenden Frühling und meinte darauf mit einem unaussprechlichen Gefühl im Herzen, das ihm fast den Athem benahm, es sei am Ende doch noch nicht Alles für ihn vorbei auf dieser Welt, er dürfe wohl noch wieder hoffen.

Hoffen, ja hoffen! Wie dieses einzige Wort der Phantasie Thür und Thor öffnet, wie es eine traurige Gegenwart verklärt und uns die Zukunft mit süßen Farben malt! Wie es unser Herz schneller schlagen macht, wie es Bilder vor unser inneres Auge führt, wunderbar wechselnd, die in ihrer Reihenfolge immer schöner werden, bis wir zuletzt nichts mehr sehen mögen, nichts mehr hören wollen, nur noch fühlen den süßen Hauch eines geliebten Wesens, das Schlagen eines liebenden Herzens, und dann langsam und selig untergehen in einem Meer von Wonne unter einem langen, langen Kusse. Ja, hoffen, hoffen!

So dachte Graf Helfenberg, und er mußte sich wiederholt gewaltsam losreißen, um nicht in Phantasien zu versinken, die ihm ja vorderhand noch keinen haltbaren Grund boten, und wo sich seine Träume alle in schwebende Luftgestalten verwandelten, die ihn, wenn er sie erfassen wollte, höhnisch anstarrten und davon flatterten. Aber hoffen, doch noch hoffen! – Er fuhr mit der Hand über die Augen, wie um die duftigen Gebilde, die ihm zu mächtig wurden, gewaltsam zu zerreißen; dann schritt er durch das Zimmer nach dem Kamine, setzte sich dort nieder und wandte einen glimmenden Block, dessen innere Seite verkohlt war, herum, so daß unzählbare Feuerfunken umherstoben. »Hoffen, ja, hoffen!« murmelte er vor

sich hin. Aber auch die sprühenden Funken dienten ihm nur dazu, das Bild des lieben Mädchens zu umgeben; sie erschienen ihm wie ein lustiges Freudenfeuer nach seinem glücklichsten Tage.

Als er darauf wieder an seinen Schreibtisch zurücktrat, abermals den Plan betrachtete und leicht mit dem Finger von der Thür des Zimmers nach jenem Stuhle hinfuhr, da sagte er seufzend: Was doch dieser George in aller und jeder Beziehung für ein glücklicher Mensch ist! Das selige Vergnügen, von dem ich soeben träumte, zu ihr ins Zimmer treten, sich ihr nähern zu dürfen, ihren Namen zu nennen, alles das, was ich mir mit so viel Seligkeit ausmalte, kann er sich häufig des Tages erlauben, – vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Kusses auf ihr süßes Haar, setzte er lächelnd hinzu. An so was denkt dieser gute George auch gar nicht; aber glücklich ist er, glücklich über alle Beschreibung. Darf er sich ihr doch nahen, wann er will, sie aufs Pferd heben, ihre Hand berühren, wenn er die Zügel ordnet, ihr gegenüber sitzen zu allen Tageszeiten, ohne Aufsehen in ihr großes, dunkles, seelenvolles Auge blicken – o, schwelgen würde ich bei dem Anblick! – Kann er doch fast stündlich ihre milde und doch so hellklingende Stimme hören! Bedeckt doch ein Dach ihn und sie! – Ja, er ist glücklich.

Dabei rang sich ein tiefer Seufzer aus der Brust des Kranken los.

Und doch nicht so glücklich, als ich mir denke, sprach er nach einer Pause zu sich selber; wo meine Hand zittern

würde, wenn ich ihren Arm, ihre Finger berühren dürfte, da hat er wahrscheinlich nicht die geringste Emotion. Wohl hat er das schöne Mädchen gern – das Gegentheil wäre ja auch nicht möglich – aber es ist ein anderes Gefühl als das, welches mich durchbebt. Und auch darin zeigt sich wieder einmal das Bild des wilden George. Er darf in der Nähe dieses wunderbaren Geschöpfes sein, er darf sie sehen, ihre Unterhaltung genießen, das sind lauter Lichtseiten. – Bei ihm fehlen alle Schatten, setzte er hinzu, nachdem er einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken. Ja, er ist gleichgültig, kalt und deßhalb so glücklich. Wenn ich mit meiner rasenden Leidenschaft für das Mädchen an seiner Stelle wäre, wenn ich gleichgültig und förmlich mit ihr sprechen müßte, wo ich vielleicht kaum im Stande wäre, Worte der glühendsten Liebe, die mir auf den Lippen säßen, zurück zu halten, wenn ich mit ruhigem, freundlichem Lächeln ihre Hand ergreifen sollte, wo es mich drängte, zu ihren Füßen niederzufallen, ihre Kniee zu umfassen und mit tausend wahnsinnigen Küssen jeden ihrer Finger zu bedecken, – ah, das wäre die Hölle auf Erden! Es ist doch besser so.

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL. GUTE FREUNDE.

In diesem Augenblicke fuhr der Graf aus seinen Träumereien auf, da er ein leises Ränsporn neben sich vernahm, und sah seinen Kammerdiener, der mit gedämpfter Stimme fragte, ob Seine Erlaucht für Baron Fremont und Herrn von Tondern zu Hause sei?

Der Graf dachte einen Moment nach, dann sagte er laut: »Ich habe gerade nichts Dringendes vor.« Leise setzte er hinzu: Das Geschwätz der Beiden wird mich zerstreuen; obendrein hat mir Doktor Flecker verboten, mich zu anhaltend und zu innig mit irgend einem Gegenstande zu beschäftigen. Ich war nahe daran, sein Gebot tüchtig zu überschreiten. – »Die beiden Herren sind mir willkommen,« sprach er hierauf zu seinem Kammerdiener, der alsbald verschwand.

Graf Helfenberg hatte eben noch Zeit, die Mappe mit den Plänen zuzuwerfen, als auch schon die beiden Gemeldeten in das Zimmer traten, Herr von Tondern langsam, scheinbar gelangweilt und mit seinem gewöhnlichen mißmuthigen Blicke, Baron Fremont dagegen heiter und lustig wie immer, über Alles sich freuend, sei es ein wirklich interessanter Gegenstand oder sei es ein ihm unbekanntes Spiel, von ein paar Gassenjungen an irgend einer Straßenecke aufgeführt.

Herr von Tondern reichte dem Grafen nachlässig die rechte Hand, während er mit der linken einen Fauteuil zum Kaminfeuer schob und sich darauf gähnend in denselben fallen ließ.

»Wie geht es, Graf?« fragte er alsdann. »Wie ich mit großem Vergnügen höre, außerordentlich gut,« setzte er, seine eigene Frage beantwortend, hinzu und machte es sich vor dem lodernden Feuer so bequem wie möglich.

»Tondern sagt,« erwiderte der Kranke lachend, »er habe mit Vergnügen gehört, es gehe mir besser, und macht

dabei ein Gesicht, als bedaure er diese Nachricht aufrichtig, der vortreffliche Freund!«

»Nein, nein,« sprach Baron Fremont eifrig, »da thun Sie ihm Unrecht. Er kann nur die Kälte nicht ertragen, der gute Tondern, und da findet er sich jedes Mal unbehaglich.«

»Daran ist schon etwas Wahres,« entgegnete der, über welchen gesprochen wurde, beinahe mürrisch. »Wie so manches Andere greift die Kälte meine Nerven an; ich leide innerlich. Was das aber heißt, davon hat Fremont freilich keine Idee, denn bei ihm spiegelt sich Alles auf der Oberfläche ab. Ja, ja, Freund, das kannst du nicht läugnen, die Hitze im Sommer verursacht dir eine krankhafte, erschreckende Blässe und die Kälte im Winter eine allerliebste blaurothe Nase.«

»Dieser Tondern ist köstlich!« rief Fremont mit einem Tone des Schreckens, wobei er einen raschen Blick in den Spiegel warf. »Ich hätte eine blaurothe Nase? das könnte mich in der That derangiren!«

Wenn auch Herr von Tondern übertrieb, so zeigte doch allerdings die Nase seines Freundes eine leichte röthliche Schattirung, was demselben sehr unangenehm war, denn er hielt viel auf sein Aeußeres, namentlich auf seinen hellen Teint und seine weißen Zähne.

»Uebrigens ist es gar kein Wunder,« sagte der Graf, »wenn man bei dem Wetter eine rothe Nase hat. Sie werden aber sehen, Herr von Tondern, wie bald das bei dem angenehmen Kaminfeuer verschwindet. – Sie finden es doch behaglich warm hier?«

»Es wird ihm zu heiß sein,« entgegnete statt des Gefragten lachend Baron Fremont, der vor Begierde brannete, die blaurothe Nase heim zu geben. »Er pflegt bei sich nur sparsam einzuheizen.«

Worauf der Andere erwiderte: »Darin hast du allerdings Recht; wer so viel natürliche Wärme besitzt, wie ich, dem wird ein heißes Zimmer lästig. Alte Leute, überhaupt entnervte Personen müssen schon ein paar Grad mehr für sich haben; ich brauche das nicht. Hier ist es mir aber bis jetzt nach der Kälte draußen noch recht angenehm.«

Dabei hob er den Arm auf und langte aus einem Kistchen, das auf dem Kamine stand, eine Cigarre, die er mit großer Umständlichkeit abschnitt, anzündete und sich alsdann vor dem lodernden Kaminfeuer wieder behaglich ausstreckte.

Auch der Graf hatte sich niedergelassen, und Baron Fremont auf eine Handbewegung ebenfalls eine Cigarre genommen, welche er anzündete, es dann aber, wie er sagte, vorzog, noch eine Zeit lang im Zimmer auf und ab zu spazieren.

»Aber in der That,« nahm Herr von Tondern nach einer Pause das Wort, »Sie haben wirklich eine bessere Miene, als noch vor Kurzem, bester Graf.« – Er versuchte dabei, einige Wärme in den Ausdruck seiner Stimme zu legen. – »Ist es wahr, – man sagt, Sie hätten sich einer neuen Kur unterworfen, und zwar bei jenem Arzte, den wir neulich Abend das Vergnügen hatten, hier zu sehen? – Ich habe nie daran gezweifelt, daß Ihr Leiden nur vorübergehend

und daß bei Ihrer kräftigen Constitution die Krankheit, wenn wirklich eine vorhanden wäre, am Ende doch unterliegen müßte.«

»Ja, das hat er immer gesagt,« bekräftigte Fremont, der vor dem Portrait stand und den vergeblichen Versuch machte, unter der rothseidenen Schärpe auf das durch dieselbe verdeckte Gesicht einen Blick zu werfen. »Und ich muß mich seiner Meinung ausnahmsweise anschließen,« fuhr er fort, »und habe auch vorgestern zu Breda gesagt, daß ich Ihr ganzes Wesen vollkommen und sehr vortheilhaft verändert finde.«

»Dieser Doktor – wie heißt er doch?« – warf Tondern nachlässig ein, »muß ein ausgezeichnete Arzt sein; ich werde mir seine Adresse in Fremont's Interesse merken. Der liebe Freund kränkelt zuweilen.«

»Mach keine so schlechten Späße!« entgegnete der Baron; »du kannst wirklich unausstehlich sein. Nebenbei gesagt, gewöhnst du dir das nicht angenehme Air eines großen Herrn an, der Fragen stellt und die Beantwortung gar nicht abwartet.«

»Eine Frage, wie sie der gute Tondern gestellt,« sagte Graf Helfenberg, »und zwar an einen ewigen Kranken gerichtet, wie ich es nun leider einmal bin, bedingt auch eigentlich keine Antwort und ist wohl nichts mehr und nichts weniger, als der Ausdruck eines tiefen Mitgeföhls.« – Dies sprach er mit einem feinen, sarkastischen Lächeln. – »Was übrigens meinen Zustand anbelangt,« fuhr er darauf fort, »so muß ich gestehen, ich befinde mich nicht schlechter; ich könnte sogar sagen: etwas besser; doch

kenne ich meine Krankheit zu genau, um zu glauben, der Frühling kehre wieder, wenn ich nach langer Winternacht eine kleine, ärmliche Blüthe aufsprossen sehe.«

»Das ist sehr schön gesagt,« versicherte Fremont. Und er meinte das in der That ehrlich. Der Baron hatte ein leicht bewegliches Gemüth, und da er eine Zeit lang den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht betrachtet, so fühlte er sich weich gestimmt.

»Doktor Flecker,« fuhr der Graf fort, »sucht meinen Zustand durch die einfachsten Mittel von der Welt zu lindern; er räth mir Bewegung an, läßt mich baden, und will vor allen Dingen, daß ich einen guten Humor behalten solle.«

»Da müssen Sie Tondern verbieten, daß er Sie gar zu häufig besucht,« rief lachend der Baron, näher kommend, während er seinem Freunde auf die Schulter klopfte zum Beweise, daß er sich einen freundlichen Scherz erlaube. »Tondern,« fuhr er darauf fort, indem er unter dem Klopfen auf die Schulter einen bezeichnenden Druck anzubringen wußte, der natürlicher Weise dem Grafen entgegen mußte, »ist wirklich in der letzten Zeit von einem so unangenehmen Humor, daß ich, der das Glück seiner genauen Bekanntschaft genießt, sehr viel darunter zu leiden habe. – Das kannst du nicht läugnen.«

Tondern zuckte statt aller Antwort mit den Achseln, zog die Augenbrauen hoch empor und blies den Dampf seiner Cigarre so stark aus dem zugespitzten Munde, daß es war, als habe er dabei einen leichten Seufzer unterdrücken wollen.

»Er hat demnach etwas Unangenehmes gehabt?« fragte der Graf theilnehmend. »Ihr wißt beide, wenn ich irgendwo nützlich sein kann, so stehe ich mit Person und Einfluß zu Diensten.«

»Fremont übertreibt, wie gewöhnlich,« erwiderte Tondern ärgerlich; »ich hatte wohl eine kleine verdrießliche Geschichte, aber es ist nicht der Mühe werth, so ein Aufheben davon zu machen.«

»Es droht ihm ein Prozeß,« warf Fremont leicht hin, wieder ins Zimmer hineinschreitend.

»Nicht so ganz,« sagte Herr von Tondern, indem er sich gegen den Freund umwandte. »Wenn du etwas sagen willst, so sage es auch richtig. – Ich drohe mit einem Prozesse.«

»Nun ja, du drohst mit einem Prozesse,« versetzte der Baron begütigend; »das ist in diesem Falle am Ende gleich viel; der Prozeß wird da sein, und da wir einmal davon sprechen, so kannst du den Grafen um seinen Rath bitten.«

»Das wird Tondern wohl nicht nöthig haben,« sprach lachend Graf Helfenberg, »denn wie er uns oft versichert, ist er selber ein Rechtsgelehrter.«

»Da haben Sie vollkommen Recht.« entgegnete Jener. »Aber er« – damit nickte er gegen den Baron hin – »kann sich nun einmal nicht daran gewöhnen, sich recht auszudrücken. Allerdings möchte ich Sie etwas fragen, bester Graf, aber Gott soll mich bewahren, Ihnen etwas von einer langweiligen Prozeßgeschichte vorzuerzählen. Da nun aber Fremont einmal diesen Punkt berührt hat, so

werden Sie wohl so freundlich sein, mir zu sagen, ob Sie mit Ihrem ständigen Rechtsfreunde, dem Herrn Doktor Plager, vollkommen zufrieden sind.«

»Demselben,« erläuterte Fremont. »Der neulich hier – verzeihen Sie mir, bester Graf – den wahrhaftig ganz unnöthigen Akt vorgenommen.«

Dabei grinste er so freundlich und wohlwollend, daß man seine sämmtlichen Zähne sah, und machte mit der Hand eine leichte, ein wenig verächtliche Bewegung.

»Was den Doktor Plager anbelangt,« sprach ernst Graf Helfenberg, »so kann ich ihn als Rechtsbeistand mit bestem Gewissen außerordentlich empfehlen; er kennt das Recht und alle Gesetzbücher nebst Commentaren aufs Genaueste; er versteht einen Fall richtig aufzufassen und scharfsinnig durchzuführen; er ist dabei gewissenhaft und fleißig, versäumt keine Termine, und was seine Rechnungen anbelangt, so ist er keiner von denen, der die Gebühren für eine Unterredung aufschreibt, wenn sie auf der Straße zu ihm gesagt haben: Guten Tag, wie geht's? – Kurz, er ist in seiner Art ein vortrefflicher Mann.«

»Das ist eine vortreffliche Empfehlung,« meinte der Baron, und nachdem Herr von Tondern zustimmend mit dem Kopfe genickt, sagte er: »Wäre es nach alle dem unbescheiden von mir, bester Graf, wenn ich Sie um zwei freundliche Zeilen ersuchte, worin Sie mich dem Doktor Plager als einen Bekannten empfehlen würden, für den –«

»Sie ihn bäten, etwas Außerordentliches zu thun?« ergänzte Baron Fremont, welche Ergänzung übrigens sein

Freund mit einem finsternen Blicke belohnte und sich dann mürrisch wieder dem Feuer zuwandte.

»Mit dem größten Vergnügen will ich Ihren kleinen Wunsch erfüllen,« versetzte der Graf, »und wenn es Ihnen recht ist, besorge ich das sogleich. Ich kann in der That den Doktor Plager aufs Beste empfehlen.«

Damit erhob er sich von seinem Stuhle und setzte sich an den Schreibtisch, wo er ein paar Worte schrieb.

»Und wenn der vortreffliche Graf dich dem Rechtsconsulenten eben so sehr empfiehlt,« lachte Baron Fremont, indem er sich an Tondern wandte, »so könnte euch beiden geholfen werden.«

Zu gleicher Zeit warf er einen eigenthümlichen Blick auf seinen Freund, worauf ein kurzes Lächeln über dessen mißvergnügte Züge flog.

»So, da haben Sie das Gewünschte,« sagte Graf Helfenberg nach einer Pause, während welcher er geschrieben, das Papier in ein Couvert gesteckt, dieses zugesiegelt und die Aufschrift gemacht.

Fremont eilte ihm eingegen, nahm das Billet aus seiner Hand und reichte es Tondern dar, der es mit einem mäßigen Danke in die Brusttasche seines Rockes steckte.

Der Hausherr ließ sich wieder auf seinem Platze am Kamine nieder, während Fremont, jetzt sanft die Hände reibend, wieder anfang, in dem Gemache auf und ab zu spazieren und bald Dieses, bald Jenes zu betrachten. Jetzt trat er auns Fenster und äußerte sich entzückt über die weite, prachtvolle Schneelandschaft; dann warf er

einen Blick auf den Schreibtisch und sprach aufs Natürlichste seine Verwunderung aus über die kleinen eleganten Sachen, mit denen derselbe bedeckt war. Alles war aber auch hier in der That bemerkenswerth: Schreibzeug, Lineale, Papierhalter, Briefbeschwerer, Siegellackträger, Oblatenschalen, Petschafte, Falzbeine, kurz, alle die nöthigen und unnöthigen Kleinigkeiten, wie sie auch heißen mögen, waren lauter Kunstwerke, bestehend aus eingelegtem, kostbarem Holz, aus Bronze, Silber, Gold, edlen Steinen und dergleichen.

»Apropos!« rief jetzt mit einem Male der Baron, »neulich sagte mir Frau von Breda, Sie wären im Begriff, Ihrem Palais hier einen Wintergarten anzufügen. Es ist wohl so, lieber Graf? denn an der Aufschrift dieser Mappe sehe ich, daß Sie sich mit den Plänen des Breda'schen Hauses befassen.«

Obgleich nun Graf Helfenberg wohl wußte, daß Baron Fremont, der, wie er von sich selbst sagte, diskret bis zum Exceß war, die Mappe nicht aufschlagen würde, was ihm bei seinen Gefühlen als eine Profanation erschienen wäre, so war es ihm doch schon unlieb – weißhalb, wußte er selbst nicht recht – daß dieser auch nur gesehen, er habe die Pläne des besagten Hauses bei sich. Da es nun aber einmal geschehen war, so sagte er in gleichgültigem Tone. »Es war eine Idee von mir, die ich neulich gegen George äußerte, und worauf er so freundlich war, mir jene Mappe zu schicken. Das sind Gedanken, wie sie einem Kranken wohl in langweiligen Stunden kommen können,

bei denen er aber im gleichen Augenblicke einsieht, daß sie sich schwerlich realisiren lassen.«

»Das wüßte ich doch nicht,« entgegnete der Andere; »Sie haben Platz genug in Ihrem großen Garten, und in Ihrer glücklichen Lage brauchen Sie Ihrem Baumeister nur den Befehl zur Erbauung eines solchen Wintergartens zugehen zu lassen.«

»In meiner glücklichen Lage allerdings,« versetzte der Graf mit einem ironischen Lächeln. »Ach! mein lieber Fremont, in meiner glücklichen Lage sind solche Bauwerke zu hoch und zu weit für mich; ich werde in den nächsten Jahren weniger Raum brauchen. Glauben Sie mir, ich kenne meine Lage genau.«

Nach diesen Worten hatte der finstere Geist, der so oft seine Flügel um den Kranken schwang, ihn wieder unsanft berührt, und er saß da, zusammengesunken in seinem Stuhl, düster vor sich hinstarrend.

Herr von Tondern warf einen forschenden Blick auf den Grafen, worauf er seinen Freund flüchtig von der Seite ansah.

Dieser näherte sich dem Grafen, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte: »O, nicht diesen Ton! Wenn derselbe bei Ihnen anklingen will, so müssen Sie ihn mit aller Gewalt verjagen. Sie sagten ja vorhin selbst, der Arzt habe unter seinen Heilmitteln einen guten Humor oben angestellt. Der Teufel auch, Verehrtester! den muß man fest halten; ja, wer über alles, was uns morgen, übermorgen, übers Jahr, über zehn Jahre treffen kann, finster und argwöhnisch grübelt, der wird seines Lebens nicht froh.

Was ist jeder Mensch für eine schwache Maschine! Ich erkälte mich einfach auf der Straße; ich kann morgen die Schwindsucht am Halse haben; ich glitsche auf der glatten Treppe aus und bin vielleicht eine Stunde nachher ein stiller Mann.«

»Oder du issest dir eine schwere Indigestion,« meinte Herr von Tondern, »was häufig genug vorkommt, und bekommst den schönsten Schlagfluß, wozu du überhaupt geneigt bist.«

»Ja, auch das,« fuhr der Baron fort, doch war er auf die Bemerkung seines Freundes etwas kleinlaut geworden. – »Ich versichere Sie, bester Graf,« meinte er, nachdem er an das Fenster gegangen und einen Blick hinaus geworfen. Dort hinten wäre ein wunderbarer Platz für einen Wintergarten; ich würde mich wahrhaftig freuen, wenn Sie die Idee ausführten – für Sie eine große Ressource und für Ihre Bekannten, die Sie häufig genug besuchen würden, von einer ungeheuren Annehmlichkeit. Nicht wahr, Tondern?«

Dieser hatte seine Füße auf die Kaminstange gesetzt und schaute ein paar Augenblicke in das spielende Kaminfeuer, ehe er kopfknickend zur Antwort gab: »Ohne einen Vergleich anstellen zu wollen, habe ich für meine Person das Gleiche gedacht, was Fremont eben aussprach, als damals George von Breda Haus und Garten baute. Es ist nicht viel davon in Erfüllung gegangen; wir haben uns verdammt wenig da getroffen. Das müßt Ihr selbst zugeben.«

Der Kranke hatte sich gern aus seiner finsternen Laune heraus reißen lassen und schien mit einem leisen Athemzuge alle seine drückenden Sorgen verjagt zu haben. »Es ist wahr,« gab er auf die Frage des Herrn von Tondern zur Antwort, »George hat nicht so den zuvorkommenden Wirth seines Hauses gemacht, wie wir alle erwartet. Aber wer kann ihm das übel nehmen, einem jungen Ehemanne, der anfänglich an der Gesellschaft seiner Frau vollkommen genug hatte und dieselbe jeder andern vorzog!«

»Na, na!« machte Herr von Tondern; indem er die Augenbrauen emporzog und leicht mit dem Kopfe schüttelte, »so arg mag's doch auch nicht gewesen sein.«

»Und der sich mit der Zeit daran gewöhnte,« fuhr der Hausherr fort, »für sich zu sein, was überhaupt seiner Neigung von jeher zugesagt.«

Baron Fremont, war hinter den Stuhl des Sprechenden getreten und sagte, mehr zu sich selber als zu den Andern:

»Es ist doch Schade, man könnte da schöne Feste feiern. Ein superbies Haus! Aber zu groß für das kinderlose Paar.«

»Ja, es war zu groß,« sprach Herr von Tondern, indem er einen starken Ausdruck auf das ›war‹ legte, »aber jetzt ist es vollkommen ausgefüllt.«

»Wie so?« fragte der Baron.

Auch der Graf blickte aufmerksam in die Höhe. »Nun, wie so? Das bedarf doch eigentlich gar keiner Frage. Hat Breda nicht eine Nichte seiner Frau zu sich genommen? Und so eine junge Dame, standesgemäß lebend,

füllt vollkommen die leerstehenden Apartements aus. – Dieser George ist ein speculativer Kopf,« setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu, während er durch eine Handbewegung die Asche einer Cigarre ins Feuer warf. »Er hat keine Kinder zu erwarten, – nun gut! er findet sich aufs vortrefflichste darein und um doch nicht allein zu sein, verziert er sein Haus mit dem liebenswürdigsten jungen Mädchen, mit einer Pflgetochter, schön, fein, gebildet, die ihm in allen Beziehungen ebenso viel, wenn nicht noch mehr Ressourcen bietet, als jede wirkliche Tochter.«

In diesen Worten lag an und für sich nichts Befängliches; doch mochte es der Ton sein, mit welchem Herr von Tondern sie aussprach, genug, Graf Helfenberg fühlte sich wieder unangenehm davon berührt und hätte gern das Gespräch geändert.

»O, es ist höchst angenehm für ihn,« sagte nun Baron Fremont, den Faden desselben aufnehmend; »es war bis jetzt ein äußerst langweiliges Haus, das Breda'sche, etwas frostig, allen Humor unterdrückend – sie fast den ganzen Tag lesend und nur zum Sprechen geneigt, wenn man auf ihre wissenschaftlichen Thema einging; er in seinen Papieren arbeitend und seine Rechnungen besorgend, wenn er nämlich zu Hause war. Und das gehörte zu den Ausnahmen. Vor ein paar Tagen dinirte ich da, vortrefflich, wie man es bei George gewohnt ist, aber das Diner war vortrefflich in jeder Beziehung und wahrhaftig

nur durch jenes reizende junge Mädchen; die Unterhaltung animirt, George sprudelnd von Humor und Liebenswürdigkeit und Eugenie hinreißend in ihren einfachen, aber geistvollen Antworten.«

»Und die Baronin?« fragte Herr von Tondern, ohne den Blick vom Kaminfeuer zu erheben.

»Selbst die Baronin war anders als früher. Daß sie sich viel in die Unterhaltung gemischt hätte, könnte ich gerade nicht sagen, doch freute sie sich sichtbar über unsern lebhaften Wortwechsel; sie schaute lächelnd zu und blickte mit stillem Wohlgefallen auf George und das junge Mädchen, wahrhaftig gerade so, als sei sie eine dritte unbetheiligte Person, die sich –«

»An dem Glücke eines jungen Paares erfreute –« endigte Herr von Tondern die Rede des Anderen, worauf Baron Fremont erstaunt bemerkte: »Das habe ich allerdings sagen wollen; wie wußtest du das?«

»O, die Harmonie Ihrer Gefühle ist bekannt,« sprach der Hausherr nicht ohne Schärfe und Bitterkeit, denn ihn hatte die Aeüßerung Tondersns tief verletzt.

»Da haben Sie allerdings Recht, bester Graf,« fuhr hastig der Baron fort; »aber Tondern war gar nicht bei dem Diner und konnte nicht wissen, was dort vorging.«

»Tondern weiß manches, was er nicht mit eigenen Augen gesehen,« sagte dieser lächelnd, »und was das Fräulein von Braachen anbelangt, so habe ich mich stets für das schöne und liebenswürdige Mädchen interessirt.«

»Das habe ich allerdings schon bemerkt,« versetzte Fremont, »und wenn ich verschiedene Aeüßerungen, die

du in ähnlicher Richtung gethan, zusammenfasse, so könnte man wahrhaftig glauben, daß –«

»Ich auf den Baron eifersüchtig wäre? Wer weiß!«

»Ah, Tondern!« nahm Graf Helfenberg das Wort, wobei er heftiger sprach, als er gewollt, sich aber, dies selbst bemerkend zu einem Lächeln, zwang, »so dürfen wir über unsere Freunde nicht reden.«

»Aber bester Graf,« erwiderte Herr von Tondern scheinbar erstaunt, »ich habe doch nichts gesagt! Meine eben gesagten Worte könnte ich vor der ganzen Welt wiederholen, selbst vor George von Breda.«

»Doch nicht so ganz,« meinte Fremont; »wenn man sagt, man sei auf Jemand eifersüchtig, so muß man doch auch Gründe haben und diese Eifersucht motiviren können.«

»Das Ganze ist vielleicht nur ein Scherz von Tondern,« bemerkte der Hausherr mit leiser Stimme.

»Nehmen wir es als Scherz,« sagte Herr von Tondern. »Aber wenn ich mich ernstlich für Fräulein Eugenie interessirte, so könnte ich vielleicht doch manches finden, was mir gerade nicht besonders angenehm wäre.«

Der Graf wollte etwas entgegenen, doch fürchtete er, seine Bewegung zu verrathen, und schaute deßhalb mit einem fragenden, beinahe auffordernden Blick auf Fremont.

Dieser verstand den Blick und erwiderte ihn mit einem Augenzwinkern, als wollte er damit ausdrücken: Lassen wir Tondern einmal seine Weisheit auskramen:

»Auf deine Gründe wäre ich begierig; du wirst mir zu-
geben müssen, daß George von Breda die junge Dame
gerade so behandelte, als wenn sie seine Tochter wäre.«

»Zugestanden,« antwortete Tondern, »aber daß sie
nicht seine Tochter ist, darin liegt der große Unterschied.
Er reitet mit ihr allein, er fährt mit ihr in dem kleinen
Phaeton spazieren.«

Ja, in dem kleinen Phaeton, dachte seufzend Graf Hel-
fenberg, den sie so sehr liebt!

»Und wenn er mit ihr reitet und fährt, hängt sein Auge
mit einem Interesse an ihr, das wir an dem wilden George
gar nicht gewohnt waren. In allen Dingen ist er mit dem
jungen und sehr schönen Mädchen *aux petits seins*, und
alles das hätte neben jeder anderen Frau vielleicht nicht
das Geringste zu bedeuten, aber nehmen wir Frau von
Breda mit ihrer mehr als gewöhnlichen Ruhe, mit ihrer
Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit –«

»Halten Sie, Tondern!« rief Graf Helfenberg, der in der
That nicht mehr hören wollte.

Doch – wollte der Sprecher den Ernst dieses Ausru-
fes nicht verstehen, oder verstand er ihn wirklich nicht,
genug, er fuhr mit einer gefälligen Handbewegung fort:
»Waren wir doch alle bei der Vermählung unseres ge-
meinschaftlichen Freundes, des Herrn von Breda, über-
zeugt, daß nie eine größere Convenienz-Heirath ge-
schlossen wurde als diese. Da war doch wahrhaftig von
einer gegenseitigen Zuneigung nicht die Rede; sie be-
trachtete ihren Mann als einen vortrefflichen Verwalter
und Rechnungsbeamten, und er sie als eine brave und

verehrungswürdige Frau, die ihm zu einer höchst angenehmen und mehr als sorgenfreien Existenz verholfen. Und das ist ein sehr zusagendes Verhältniß, welches vor allen Dingen die Eifersucht ausschließt.«

Mochte der Baron Fremont bei diesen Worten seines Freundes vollkommen richtig in den finstern Blicken des Hausherrn gelesen haben, der die Lippen zusammenbiß und unruhig hin und her rückte, oder mochte er sich denken, der Graf nehme die Worte des Herrn von Tondern nur aus Freundschaft für den Baron übel, und wir glauben das Letztere annehmen zu dürfen – er versuchte, der Unterredung eine minder ernste Wendung zu geben.

»Wie ich Sie vorhin versichert, bester Graf,« rief er aus, »so hat Tondern heute seinen schlimmen Tag, und Sie haben jetzt zur Genüge gesehen, daß meine Behauptung vollkommen richtig war. Ich versichere Sie, wenn böse Laune über ihn kommt, so ist seine Zunge so scharf, wie die eines alten keifsüchtigen Weibes, und wir hören dann von ihm Dinge, die er selbst nicht glaubt. – Ja, ja, Tondern, es ist so,« fuhr er eifriger fort, als er sah, daß dieser etwas erwidern wollte. »Gib das dieses Mal zu, liebe Seele, du hast ja auch sonst deine guten Eigenschaften und pflegst selbst zu sagen: wo viel Licht ist, findet man auch Schatten. – Aber, Teufel!« unterbrach er sich, vielleicht nicht ohne Absicht, um das Gespräch von vorhin gänzlich zu Ende zu bringen, indem er einen Blick auf die Uhr warf, die auf dem Kamingesims stand, schon eilf Uhr vorüber! Da müssen wir gehen, Tondern; du weißt, wir haben um die Stunde ein Rendezvous. Wenn ich sage,

wir haben ein Rendezvous,« sprach er etwas geckenhaft lachend zum Hausherrn, »so ist das ganz ungefährlich.«

Graf Helfenberg hatte sich so rasch als möglich erhoben und sagte mit ziemlich gleichgültigem Tone: »Das bedaure ich unendlich; ich hatte schon gehofft, Sie würden bei mir frühstücken. Vielleicht das nächste Mal?«

»Das nächste Mal gewiß, bester Graf,« antwortete Baron Fremont, indem er nach seinem Hut langte; »man frühstückt bei Ihnen deliciös wie nirgends. – Komm, Tondern!«

Dieser hatte ebenfalls einen Blick auf die Uhr geworfen und sich dann sehr langsam erhoben, wobei er sagte: »Es ist das hier eine vortreffliche Feuerecke, und es thut mir in der That leid, sie verlassen zu müssen.«

»Dieser Tondern ist doch ein mürrischer, grober Kerl, wenn er seinen schlimmen Tag hat,« lachte der Baron. »Von unserer Unterhaltung spricht er gar nicht. Graf Helfenberg wird froh sein, deinen Rücken zu sehen. – Nun, er wird sich bessern.«

Bei diesen Worten zeigte er freundlich grinsend mehrmals seine Zähne und reichte dann zum Abschied dem Hausherrn die Hand.

Auch Tondern ergriff die Rechte des Grafen, welcher sie ihm beinahe widerstrebend ließ, dann sagte er: »Ich bin in der That heute ungenießbar und bitte deßhalb um Verzeihung; wie Fremont sagt, will ich mich bessern und hoffe in den nächsten Tagen, wenn wir wieder zusammen sind, zur Unterhaltung angenehmer beitragen zu

können. – Adieu, Graf Helfenberg. Ich wünsche von Herzen einen guten Tag und die besten Fortschritte in der Besserung.«

Damit gingen die Beiden hinaus, und als Graf Helfenberg allein in seinem Zimmer war und hörte, wie die Schritte der sich Entfernenden verklangen, stampfte er heftig auf den Boden und rief aus: »Wie kann ich so thöricht sein und mir das Geschwätz eines solchen Narren zu Herzen nehmen! – Und doch hat mich's tief ergriffen. – Es ist die Stelle, wo ich am sterblichsten bin,« sagte er nach einer Pause, nachdem er düster nachsinnend eine Weile in die Gluth des Kaminfeuers gestarrt. O, das wäre entsetzlicher als Alles, entsetzlicher als meine Leiden, entsetzlicher, als wenn ich selbst dem geliebten Mädchen mich nicht mehr nähern dürfte! – Doch nein, nein, Tonderns böse Zunge ist ebenso bekannt, als daß George von jeher ein Weiberfeind war, ein so ruhiger Mensch, ein so fester Charakter. – Ja, fest, wiederholte er träumerisch, und unnachgiebig, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hat, wenn etwas sein Herz bewegt. – Aber er kennt keine Bewegungen des Herzens, vielleicht aber auch erkennen wir die seinigen nicht. »Ah, fort, fort mit diesen Gedanken! Bin ich doch, weiß Gott im Himmel, auch ohne dieselben elend genug.«

Er ging, indem er dies Letztere halblaut aussprach, hastig auf den Schreibtisch zu und warf die Mappe mit den Plänen auf. – Da steht Eugenie, dachte er alsdann, und hier wieder, und dort steht der geliebte Name abermals; das könnte seltsam erscheinen und ist doch bei George

wieder so natürlich. Hat er doch von jeher die Wuth gehabt, Alles zu bezeichnen und zu numeriren; es sollte mich gar nicht wundern, wenn er auf die betreffenden Stühle und Bänke ihren Namen einschrieb. Er ist ein Pedant, und ein Pedant kennt selten die wahren Gefühle der Liebe! – So dachte der Graf und schlug dann abermals das Blatt auf, auf welchem das Zimmer des jungen Mädchens dargestellt war: Er betrachtete es mit einem tiefen Seufzer, und wieder fuhr er mit dem Finger auf dem Bildchen von der Thür bis zu jenem Fauteuil hin, und dachte dabei vielleicht dasselbe, was wir früher angedeutet. Und doch war's nicht ganz so. Der heitere Ausdruck auf seinem Gesichte war nicht mehr wie vor einer Stunde zu sehen; er biß die Lippen krampfhaft zusammen, und seine Finger zuckten, als er zwischen den Zähnen murmelte: Und er hat ein Recht, dort einzutreten, so oft er will, und wenn er dort einträte und leise näher ginge zu ihr, sich über sie herabbeugte und seine Lippen auf ihr süßes, duftiges Haar drückte wenn er das thäte, und wenn sie darauf leicht zusammen führe und den Kopf herumwendend ausriefe: »Ah, George!« und er vielleicht antwortete: »Meine Eugenie!« – – dann – verflucht! verflucht! Dann wäre jener Arzt, der mir gesagt, er könne mir vielleicht helfen, mein Mörder, und er würde mich zu einem Leben erretten, das qualvoller wäre als jeder Tod. – Verfluchte Gedanken! – –

»Was soll's?«

Dieser Ausruf galt dem Kammerdiener, der abermals herein getreten war und nun meldete, der Jäger Klaus sei draußen und wünsche Seine Erlaucht zu sprechen.

Eine hastige Handbewegung des Grafen, sowie ein Nicken mit dem Kopfe gab den Befehl, den Gemeldeten augenblicklich eintreten zu lassen.

Klaus erschien in seinem grauen Jägerrocke; er hatte den Hut in der Hand und blieb mit einer demüthigen Verbeugung an der Thür stehen.

Der Graf warf die Mappe zu und eilte, so schnell er konnte, dem treuen Diener entgegen, den er bei der Hand ergriff und hastig gegen das Fenster zog.

»Was ist's, Klaus?« fragte er dann, »was hast du mir zu sagen?«

Dabei schaute er aber den Jäger nicht an, sondern seine Blicke schweiften durch das Fenster auf die weite Landschaft, nach den fernen Bergen hin, wo er jene Stelle suchte, die ihm so bekannt und lieb war.

»Ich habe das gnädige Fräulein wieder gesprochen,« sagte Klaus, »und habe ihr auch gesagt, mein Neffe, der Jäger, frage mich oft nach ihr.«

»Gut, gut! Und das nahm sie freundlich auf?«

»Freundlich wie ein Engel, Erlaucht,« antwortete Klaus; »sie erkundigte sich nach Ihrem Befinden und sagte alsdann, es solle sie recht freuen, wenn sie im Frühjahr wieder in die Berge komme und Sie dort besser und heiterer sehe, als im vorigen Jahre.«

»Weiter, weiter!« drängte der Graf.

»Darin sagte ich ihr auch, mein Neffe, obgleich er nicht ausgehen solle, habe das doch gewagt und sie vor ein paar Tagen zu Pferde reitend gesehen.«

»Gut! Und das nahm sie nicht übel auf?«

»O Gott, nein, Erlaucht! sie lächelte und gab mir zur Antwort: Hätte ich das gewußt, so würde ich nach deinem Neffen gesehen habe.«

Graf Helfenberg sah sehr bleich aus, preßte die Hand auf das Herz, und seine Lippen zuckten.

»Und das Andere?« fragte er alsdann; »das Wichtigere?«

»Habe ich bestens besorgt,« erwiderte der Jäger Klaus. »Das gnädige Fräulein erinnerten sich, von der Kammerfrau der hochseligen Frau Baronin gehört zu haben. O, sie hat, ein so gutes Herz, Erlaucht; sie hat mir versprochen, zu überlegen, ob es ihr möglich sei, einen Besuch dort zu machen.«

»Und wenn das geschähe, Klaus,« rief der Graf hocherfreut, »glaubst du, ich könnte mich dort sehen lassen?«

»Ich glaube, es würde gehen,« meinte der Diener: »der Schwiegersohn jener Frau ist ein Bekannter von mir, obendrein der Jäger des Herrn Barons von Breda; da hat es nichts Auffallendes, wenn sich dort zuweilen einmal ein anderer Förster sehen läßt.«

»Vortrefflich,« entgegnete der Graf. »Ah! ich erinnere mich, das ist der Brenner; ich kenne ihn ja genau. Er wird mich wohl nicht mehr erkennen; habe ich mich doch sehr verändert,« setzte er traurig hinzu, »seit er mich nicht

mehr gesehen. Doch ist das für unseren Plan um so besser. – Vor allen Dingen aber laß nicht nach und suche genau zu erfahren, wann sie den Besuch machen wird. Du weißt, Klaus, wie viel mir daran liegt, und du weißt auch, wie dankbar ich dir sein werde.«

Der Jäger senkte den Kopf tief herab und machte eine so frohe Miene, daß man aus derselben wohl las, wie die Zufriedenheit seines guten Herrn schon an sich sein schönster Lohn war. Dann fragte er, ob Seine Erlaucht sonst noch etwas zu befehlen hätten, worauf der Graf, der gern allein mit seinen Gedanken sein wollte, ihm die Hand reichte und ihn freundlich entließ.

– – Und wenn alles das vergeblich wäre! sprach der Kranke zu sich selber, als er wieder allein war; wenn ich – nicht dieser Tondern – ein Recht hätte, eifersüchtig zu sein! wenn George wirklich in jenes Zimmer träte, – wenn er wirklich – – doch nein, nein! – Hoffen, ja, hoffen!

DREISSIGSTES KAPITEL. GESPRÄCH ZWISCHEN GUTEN FREUNDEN.

Wir wissen aus dem vorigen Kapitel, daß Baron Fremont und Herr von Tondern mit einander die Wohnung des Grafen Helfenberg verlassen hatten. Ohne zu sprechen, stiegen sie die breite Treppe hinab und wurden drunten von Meister Jonathan, der, was seine Verbeugungen und sonstigen Ehrfurchtsbezeugungen anbelangte, außerordentliche Nuancen zu machen verstand, mit

einem ziemlich steifen Bückling entlassen. Der alte Thürhüter senkte den Kopf nur wenig und ließ ihn, nachdem ihm die Beiden kaum den Rücken zugewandt hatten, förmlich wieder in die Höhe schnellen, worauf er ihnen mit hoch erhobener Nase und finsterem Stirnrunzeln nachblickte.

Der Baron hingte sich an den Arm des Anderen, und erst als sie eine Strecke Wegs von dem Hause des Grafen entfernt waren, brachte er ihn mit einem gelinden Ruck zum Stehen und sagte: »Aber jetzt laß doch einmal hören, Tondern, weißhalb muß dich denn der Teufel plagen, daß du da Anspielungen auf George Breda machst, die Keiner geduldig hinnehmen würde und am allerwenigsten er, wenn sie ihm zu Ohren kämen! Ist das deine gepriesene Klugheit, oder glaubst du, Helfenberg fühle sich vielleicht aus Liebe zu dir verpflichtet, über die ganze Unterredung reinen Mund zu halten und nicht bei der nächsten Entrevue mit Breda etwas davon fallen zu lassen?«

»Ehe ich dir antworte,« versetzte Tondern, indem er den Baron fortzog, »laß uns weiter gehen. – Du meinst also, ich habe zu viel gesagt?« fuhr er fort, nachdem sie einige Schritte gemacht. »Und am Ende denkst du wohl, es sei mir gegangen wie einer ganz gewöhnlichen Plaudertasche, die in den Tag hineinplappert, ohne zu wissen, was sie eigentlich schwatzt?«

Fremont sah seinen Freund einen Augenblick zweifelhaft von der Seite an; dann sagte er: »Du hättest also absichtlich über Fräulein von Braachen so gesprochen?«

»Daß ich des Barons also erwähnte, geschah allerdings, wenn du willst, mit Absicht. Du hast nun einmal, um mich eines gelinden Ausdrucks zu bedienen, ein weiches, nachgiebiges Gemüth. Wer vor dir die Nase recht hoch hebt, der bringt dich unwillkürlich dazu, deinen Rücken tief zu krümmen.«

»Ah, das möchte ich sehen!«

»Es würde kein erquicklicher Anblick für dich sein,« fuhr Tondern mit großer Ruhe fort; »aber glaube mir, es ist so. Am Ende kannst du dich auch eher bücken als ich, du bist nun einmal Baron, rangirst also neben Breda und auch nicht zu tief unter Helfenberg. Ich aber, ein einfacher Adeliger, der so schon zuweilen beinahe nur geduldet wird, ich muß mich hoch halten, damit Andere mich nicht herunterdrücken, muß meine Zähne zeigen, damit ich nicht von Andern gebissen werde, muß fest auftreten, daß man bei einem Stoße, den man mir zu geben beabsichtigt, auf eine kräftige Vergeltung rechnen kann. Nebenbei – unter uns gesagt – habe ich diesen hochmüthigen Breda nie gemocht; er hatte eine Manier, die Leute von sich abzuhalten, die mir unerträglich ist. Ich hasse ihn.«

»Höre, Tondern,« sagte Fremont leicht lächelnd, aber mit ernstem Tone, »du bist in der That eifersüchtig auf ihn.

»Und wenn dem so ist, so wiederhole ich dir hier unter uns, daß ich fest überzeugt wäre, alle Ursache dazu zu haben.«

»Ah, du spaßest! Breda, dieser ruhige Mensch!«

»Stille Wasser sind tief.«

»Der niemals mit den Weibern etwas zu thun hatte.«

»Was nicht ausschließt, daß er heute noch anfangen kann.«

»Breda, der so kalt ist.«

»Ja, in seinem äußeren Wesen kalt, abgemessen, berechnend. Hast du aber nie gesehen, wie sein Auge aufflammt, wenn er von etwas spricht oder etwas betrachtet, was ihn interessirt?«

»Ja, ich glaube das noch neulich bemerkt zu haben.«

»Bei deinem Diner im Breda'schen Hause?«

»Ja, ja, jetzt fallen mir solche Kleinigkeiten ein. Er rückte ihr selbst den Stuhl zurecht, und als sie dankend umschaute, bemerkte ich in der That einen eigenthümlichen Blick in seinen Augen.«

Bei diesen Worten blieb Tondern mit einem Male stehen, schaute seinem Freunde fest ins Gesicht, wobei er langsam den Kopf auf und ab wiegte, und sagte:

»Nun sieh, Fremont, was du für ein Kerl bist! So eben willst du mich zerreißen, daß ich es gewagt, etwas Compromittirendes über die schöne Eugenie zu sagen, und gleich darauf, da ich dir mit leichter Mühe auf die Bahn helfe, findest du selbst, ich könnte vielleicht Recht haben. Du bist entsetzlich wankelmüthig, und auf deine Gesinnungen kann man sich niemals verlassen.«

»Nun, von meinen Gesinnungen meine ich, hättest du Proben genug,« sprach der Andere ärgerlich, indem er vorwärts ging und so seinen Freund veranlaßte, ihm zu folgen; »aber daß deine Grillen oft unausstehlich sind,

das wirst du mir hoffentlich glauben. Du bist wie ein Chamäleon, man weiß in diesem Augenblicke nicht, welche Farbe du im nächsten zeigen wirst.«

»O, es ist oft sehr angenehm,« lachte Tondern, »die Flagge zu wechseln und so die Leute irre zu führen. Und welches ist denn *deine* richtige Flagge, in Bezug auf diese eben berührte Angelegenheit? Bist du neugierig oder interessirt?«

»Beides, wenn du willst,« versetzte der Baron; »Fräulein von Braachen ist eine außergewöhnliche junge Dame, für die man sich schon interessiren kann. Du glaubst freilich nicht an reine und edle Gesinnungen und bist deßhalb auch nicht im Stande, den seelenvollen und wunderbaren Blick dieses herrlichen Mädchens zu verstehen.«

»Kennst du ihre Mutter?«

»Seltsame Frage! Du weißt wohl, daß ich sie kenne.«

»Nun denn, Eugenie ist ihre Tochter.«

»Hol' dich der Teufel! – Tondern, es ist gefährlich, mit dir umzugehen; ich versichere dich, man kann in deiner Gesellschaft alle seine Moral verlieren, wenn man nicht feste Grundsätze hat. – Doch hier sind wir an unserem Café, und wie die Uhr sagt, früh genug.«

»Scherz bei Seite!« bemerkte Tondern, indem er seinen Freund, der ins Kaffeehaus treten wollte, am Arme zurückhielt, »ich denke in Wirklichkeit durchaus nichts Schlimmes von Fräulein Eugenie von Braachen; weißt du aber, was mir bei ihrem Anblick schon oft eingefallen ist?«

»Nun, was Gutes sicherlich nicht.«

»Für das junge Mädchen allerdings nicht viel Gutes, aber für dich – du könntest keine passendere Frau finden als die schöne Eugenie.«

»Dummheiten!«

»Ein Mädchen mit so reinen und edlen Gesinnungen!« sagte Herr von Tondern, indem er wie unabsichtlich die Worte des Andern von vorhin wiederholte. »Ein so wunderbares Geschöpf mit dem seelenvollsten Blick, den man nur finden kann! Und trotz alledem und alledem vortrefflich erzogen. Ich bin überzeugt, die Baronin Fremont müßte überall, wo sie hinkäme, das größte Aufsehen erregen.«

»Was du in deiner Spottlust sagst,« entgegnete ziemlich ernst der Baron, »hat oft, ohne daß du es weißt, Seiten, die zu erwägen sind. Eugenie ist allerdings in jeder Beziehung ein vortreffliches Mädchen, und wenn es einmal eine Baronin Fremont geben sollte, so wüßte ich in der That dazu keine passendere Persönlichkeit.«

»Ein prachtvolles Paar!« lachte Tondern ironisch.

»Nun ja, es hat so den Anschein; aber –«

»Ah! ich verstehe dein Aber; du brauchst eine Erbin.«

»Du weißt das am besten, lieber Tondern,« antwortete Fremont mit einem Anflug von Schärfe in seiner Stimme. Der Andere zuckte lachend die Achseln und schritt voran in das Kaffeehaus.

Es war das ein elegantes, großartiges Etablissement, wo sich Keiner um den Andern bekümmerte, wo man

einen Fremden nicht beachtete und wo sogar genaue Bekannte, die nicht mit einander zu sprechen hatten, sich kaum mit einer leichten Handbewegung grüßten. Tondern, der es zuweilen so machte, schritt durch mehrere Zimmer, bis er an ein kleines, entlegenes Gemach kam, wo sich Niemand befand. Während er und Fremont so durch die Räume des Café gingen, schauten Beide, ohne dabei Aufsehen zu erregen, nach allen Seiten, als suchten sie etwas, was auch in der That der Fall war; denn als sie in dem entlegenen Gemach angekommen waren, sagte Tondern, indem er sich auf einen Stuhl niederließ: »Er ist noch nicht da.«

»Es fehlen auch noch zehn Minuten an der bestimmten Zeit,« entgegnete Baron Fremont, der ebenfalls einen Sitz nahm und Chocolate bei dem eintretenden Kellner bestellte.

Tondern ließ sich ein Glas Absinth geben und zog eine Cigarre des Grafen Helfenberg aus der Tasche, von denen er einige aus dem Kistchen vom Kamine genommen und eingesteckt hatte. Er bot auch seinem Freunde eine, der kopfschüttelnd dankte, dann aber seinen Arm auf den Tisch stützte, den Kopf darauf legte und nachdenkend die ersten Takte eines Liedes vor sich hin pfiff, ehe er sprach:

»Und du glaubst in der That, daß Helfenberg uns in seinem Testamente bedacht hat?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Es sähe ihm allerdings ähnlich; er hat ein gutes Herz, er kann uns wohl leiden, und was kann es ihm, ohne nahe Anverwandte, bei seinem unermesslichen Reichthum verschlagen, wenn er Jedem von uns seine vierzig- bis fünfzigtausend Thaler hinterläßt?«

Er versank abermals in Nachdenken, während Tondern ruhig fort rauchte und dem blauen Dampfe nachblickte, der langsam in das Nebenzimmer zog, um sich dort mit einer dicken Rauchschiene zu vereinigen. Erst nach einer Pause fragte Fremont den Andern plötzlich: »Und glaubst du wirklich, daß der Graf sehr krank ist?«

»Daran ist nicht zu zweifeln,« gab Herr von Tondern zur Antwort, »und wenn es auch nicht schnell mit ihm geht, wie er selbst in finsternen Augenblicken zu denken scheint, so ist doch seine Krankheit unheilbar.«

»Ein Rückenmarksleiden?«

»Natürlich. Was mich übrigens anbelangt, so speculire ich wahrhaftig nicht auf seinen Tod; mir wäre es genug, zu wissen, ob er mich bedacht hat; denn darauf hin ließe sich gerade durch den Rechtsconsulenten, der das Testament verfaßt, vielleicht eine Anleihe negociiren, die ich sehr nothwendig gebrauche.«

»Das ist kein schlechter Plan. Und deßhalb ließest du dir ein Empfehlungsschreiben des Grafen selbst an seinen Rechts-Beistand geben?«

Herr von Tondern zog einen zweiten Stuhl heran, auf den er die Füße legte, dann nickte er mit dem Kopfe.

»Ich hatte schon geglaubt,« fuhr der Andere fort, »du wollest, unterstützt von deiner unwiderstehlichen Ueberredungskunst, von dem guten Rechtsconsulenten den ganzen Inhalt des mystischen Testaments erfahren.«

»So viel habe ich noch nie auf meine Ueberredungskunst gebaut,« entgegnete Tondern kopfschüttelnd, »was aber nicht heißen soll, als habe ich diese Angelegenheit, die vielleicht wichtig sein könnte, aus den Augen gelassen; nur war es nothwendig, daß ich mich dazu der Hand eines Dritten bediente.«

»Und dieser Dritte?« fragte Fremont erstaunt.

»Ist es, den wir erwarten.«

»Czrabowski?« rief der Baron, und in seiner Stimme klang etwas wie der Ton unangenehmer Ueberraschung. »Ich weiß nicht, ob du gut thust,« setzte er nach einer Pause hinzu, »dich mit ihm so weit einzulassen; ich habe zu diesem Herumtreiber sehr wenig Vertrauen.«

»Ich gar keins,« bemerkte kaltblütig der Andere. »Aber ich glaube dir vor einiger Zeit gesagt zu haben, daß ich diesen Czrabowski fest habe wie der Fischer den Fisch an der Angel; er zappelt in seinem Wasser, so lange ich mag, und wenn er mich einmal durch sein Betragen dazu auffordert, die Schnur anzuziehen, so lasse ich ihn zu Tode zappeln.«

»Aber ehe er sich zu Tode zappelt, kann er auf diese Art schöne Dinge über dich aussagen, am Ende auch über mich, und das wäre mir sehr unangenehm!«

»Du wirst mir doch wohl glauben, lieber Fremont,« entgegnete Tondern einigermaßen ungeduldig, »daß ich

keine glühende Kohle mit der Hand anfasse. Was ich mit diesem Czrabowski abmache, geschieht alles mündlich, ohne Gegenwart von Zeugen; da soll er nachher sagen, was er will. So oft mich auch dieser Mensch veranlassen wollte, einen seiner Briefe schriftlich zu beantworten, so habe ich mich doch wohlweislich davor gehütet. Es könnte mich schon kompromittiren, wenn er nur ein einziges Mal, selbst unter den unverfänglichsten Zeilen, meine Unterschrift vorweisen könnte.«

Der Baron nahm einen Schluck von seiner Chocolate, nickte mit dem Kopfe und fragte nach einigem Besinnen: »Und wer ist dieser Czrabowski eigentlich?«

»Vor allen Dingen ein großer Lump,« sagte Herr von Tondern in sehr gleichgültigem Tone. »Wie du weißt, nennt er sich Czrabowski – wahrscheinlich, um sich unter dem Klang dieses Namens für einen unglücklichen vertriebenen Polen ausgeben zu können. Eben so gut kann er aber auch Simpelmaier heißen und Gott weiß in welchem Nest in der Nachbarschaft zu Hause sein. Ein abgeriebener Kerl ist er auf alle Fälle: er war auf den hohen Schulen von Paris und London, spricht beide Sprachen nicht schlecht, und wenn er zufällig gut bei Toilette ist, so kannst du ihn, ohne dich bloßzustellen, in eine ganz gute Gesellschaft, zu einem Diner mitbringen, selbst wenn höchst anständige Damen dabei sind.«

»Und sein Graf?«

»Bah! so ein Graf besteht aus vier Buchstaben, und den in ein falsches oder echtes Legitimations-Papier eintragen zu lassen, kostet wenig Zeit und Dinte.«

»Aber wie kommst du darauf, ihn bei dieser Testaments-Geschichte benutzen zu wollen? Ich halte doch den Doktor Plager für viel zu gescheidt, als daß er so einem Kerl die geringsten Confidenzen machte.

»Deine Meinung unterschreibe ich,« antwortete lächelnd Herr von Tondern, »und hätte sich Czrabowski angeboten, vorausgesetzt, daß ich so dumm gewesen wäre, ihn aufzufordern, er wollte sich an den Rechtsconsulenten wenden, so würde ich ihm unter die Nase gelacht haben. Aber, lieber Fremont, du wirst dich erinnern, daß man auch auf Umwegen zum Ziele gelangen kann.«

»Ah, ich verstehe. Hat Herr Doktor Plager vielleicht eine hübsche Frau?« fragte der Baron mit unverkennbarem Interesse.

»Ich glaube, sie ist nicht übel,« entgegnete der Andere. »Aber nebenbei besitzt er eine Schwägerin, die für den Grafentitel, für die hohe Stirn des Czrabowski, für seine Toilette und für den fremden Accent, den er meisterhaft nachzuahmen versteht, sehr empfänglich sein soll. – Na, diesen Accent hast du auch schon gehört; er hat eine gewisse zischende Aussprache und ein Anstoßen mit der Zunge, das für manche Weiber unwiderstehlich ist.«

»Und diese Schwägerin des Doktor Plager ist hübsch?«

»Nicht übel, ein junges, frisches Mädchen. – Hui!« wandte er sich mit komischem Lächeln an seinen Freund, indem er ihm das volle Gesicht zuwandte, »du hättest am Ende die Rolle des Czrabowski selbst übernommen? Ja, lieber Fremont, man kann in der Welt nicht Alles haben; zu solchen Geschichten fehlt uns Beiden das Zeug.«

»Ah, was das anbetrifft,« antwortete Baron Fremont, indem er sich in einem der großen Spiegel betrachtete, mit denen die Wände des Gemaches verziert waren, so sollte ich meinen, du oder ich könnten es doch in der That mit einem ganzen Dutzend Czrabowski's aufnehmen.«

»In unserer Sphäre natürlicher Weise, oder auch dort, wenn du dich in dem Hause hättest vorstellen lassen und deine kleine Cour gemacht, freilich nicht ohne von vorn herein solide Absichten durchblicken zu lassen.«

»Nun, das kann man ja im Nothfalle thun.«

»Ja, aber man compromittirt sich dabei. Wäre es dir zum Beispiel gleichgültig, wenn man in der Gesellschaft erzählte: Haben Sie denn schon die große Neuigkeit gehört, Baron Fremont heirathet nächstens, und wen glauben Sie wohl? – Die Schwägerin eines talentvollen Rechtsconsulenten, des Doktor Plager.«

»Ja, von so etwas spricht man auch nur mit Erwählten unter vier Augen; das behält man für sich.«

»Du wohl; aber das Mädchen im Gegentheile hat alles Interesse, die Sache so öffentlich als möglich zu machen. Und sie muß sie öffentlich machen, um dich entweder zum Heirathen zu zwingen, oder ihren Ruf vor der Welt zu bewahren.«

»Das leuchtet mir ein,« versetzte lachend der Baron. »Aber da mir das Terrain am hiesigen Platze für solche Experimente versperrt sein muß, so werde ich nächstens einmal nach einer anderen Stadt gehen, um dort Gastrollen zu geben.«

»Es läßt sich das hören, und ich sage dir, du wirst unglaubliche Resultate erzielen. Es gibt unter diesen anständigen Bürgermädchen welche, die von einer Leichtgläubigkeit sind, daß sogar unser einem die Haare zu Berg steigen könnten. Aber, wie gesagt, du mußt dich nicht geniren, mit der größten Oeffentlichkeit zu manövriren. Es läßt sich ein Baron Fremont vorstellen – wie im vorliegenden Falle ein Graf Czrabowski – du trittst sehr frei auf, du umgibst dich und deine Verhältnisse mit einem interessanten Dunkel.«

»Das sich aber der Vater des betreffenden Mädchens augenblicklich alle Mühe geben wird, aufzuklären; er wird Erkundigungen einziehen und wird bald erfahren, was hinter diesem Grafen Czrabowski eigentlich steckt.«

»In dem Falle hättest du schlecht manövrirt; der Vater muß vorderhand gänzlich aus dem Spiele bleiben; du wendest dich an die Mutter, an eine ältere Schwester oder so etwas; aber vor allen Dingen lasse bei diesen so bald als möglich durchblicken, daß du die solidesten Absichten habest, daß du heirathen wollest.«

»Man wird mir nicht glauben.«

»In dem Punkte habe ich erschreckende Beispiele; es ist das eine ganz eigene Geschichte. Bewirb dich als Nachbarssohn, dessen Herkunft bekannt ist, und dessen Ahnen – wenn man das so nennen kann – sich hinter dem Pfluge oder in eine niedrige Handwerksstätte verlaufen, um die Hand der Tochter eines Mannes, der dem Honoratiorenstande angehört, der betitelt ist, der mit Stolz auf die Rangklasse blickt, welche ihn zu besitzen das Glück

hat, so wird dich die weibliche Sippschaft mit nicht geringem Naserümpfen empfangen, namentlich wenn du schüchtern auftrittst und dein Einkommen darlegst, das gesichert, aber bescheiden ist, und wenn du obendrein weder Rang noch Titel aufzuweisen hast. Falle aber als Fremder mit der Thür in's Haus, zuversichtlich, dreist, zum Beispiel als Graf Czrabowski, und du wirst sehen, wie du aufgenommen wirst. Mutter und Schwester werden für dich von einem Glauben beseelt sein, der wie auf Felsen fundirt ist. Wie gesagt, ich spreche aus Erfahrung und habe Mütter gekannt, die es für nicht unwahrscheinlich hielten, daß der Herzog A. oder Prinz E., der an ihrer Tochter Wohlgefallen fand, sie wohl heirathen könnte. Es seien ja Vorgänge da, und was bei Ida geschehen, sei auch bei Elise nicht unmöglich.«

»Aber das Ende vom Liede?« meinte Baron Fremont.
»Jede Sache hat doch einen endlichen Ausgang!«

»Das Ende vom Liede,« erwiderte Herr von Tondern, nachdem er mit großem Wohlgefallen eine gewaltige Dampf Wolke aus der unvergleichlichen Cigarre des Grafen Helfenberg gezogen und von sich geblasen, »ist zuweilen ein bischen tragisch; aber mag es für das Mädchen noch so unangenehm auslaufen, ihr guter Name bleibt in gewisser Beziehung vor den Augen der Welt bewahrt; nur der Graf Czrabowski – wir wollen den Namen wie eine Größe in der Mathematik beibehalten – verschwindet und hat sich natürlicher Weise unverantwortlich schlecht benommen. Das Mädchen trifft ja nicht die

geringste Schuld; hat er doch versprochen, sie zu heirathen, hat er sich doch mit ihr öffentlich gezeigt, denn das gehört vor allen Dingen dazu, um der Sache den passenden Mantel umzuhängen. Daß er, nachdem allerlei geschehen, wortbrüchig geworden und verschwunden, das ist ja für sie keine Schande, sondern nur ein Unglück. Im Grunde ist ein solches Mädchen auch wirklich zu bedauern; es hat warmes Blut, es handelt in der Leidenschaft, wogegen oft eine Gans von einer Mutter nicht das Geringste zu ihrer Rechtfertigung anzugeben weiß. Doch da kommt das lebendige Beispiel meiner Theorie.«

Statt bei diesen Worten dem im andern Zimmer Erscheinenden entgegen zu blicken, wandte sich der Sprecher gleichgültig auf die Seite und stieß die Asche von seiner Cigarre ab, während Baron Fremont sich auffallend lange mit seiner Chocoladetasse aufhielt; ja, er nahm den Löffel zu Hülfe, um das, was von der braunen Masse am Boden saß, nicht zu verlieren, und nachdem dies geschehen, trank er einen guten Schluck Wasser, worauf er sein Battisttuch hervorzog und den Schnurrbart sauber abwischte.

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL. GRAF CZRABOWSKI.

Während dessen hatte der eben Angekommene Zeit genug gehabt, in das Zimmer zu treten, wo er eine ziemlich devote Verbeugung machte, an den Tisch trat und sich mit den Händen auf die Lehne eines leer stehenden Stuhles stützte, statt sich darauf zu setzen.

Herr von Tondern nahm die Cigarre aus dem Munde, stützte den Arm auf den Tisch und zeigte mit der Cigarre auf den eben Angekommenen, während er mit langsamer Stimme zu Baron Fremont sagte: »Da ist Herr von Czrabowski; du wirst dich seiner wohl noch erinnern.«

Fremont nickte steif mit dem Kopfe, während der Pole seine respektvolle Verbeugung von vorhin wiederholte.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?« sprach Tondern, wobei er ein lautes Gähnen schlecht zu unterdrücken suchte.

Der Graf Czrabowski setzte sich, doch dauerte es eine Zeit lang, ehe die Unterhaltung auch nur einigermaßen wieder in Gang kommen wollte. Auf den Ruf des neu Hinzugekommenen brachte der Kellner ein Glas Zuckerwasser, worauf Ersterer ein Cigarren-Etui aus der Tasche zog, welches sehr frisch und neu war und auf der einen Seite eine Stickerei von weißen und blauen Perlen zeigte.

Herr von Tondern schielte lächelnd darauf hin, zeigte mit dem Ende seiner Cigarre auf die Stickerei und sagte, indem er Fremont aufmerksam machte: »Da kannst du sehen, welche Eroberungen Herr von Czrabowski seit der kurzen Zeit seines Hierseins gemacht. Du lieber Himmel! Es ist schon lange her, daß wir keine frischen Stickereien mehr gehabt haben.«

»Ich habe nie viel darauf gehalten,« sprach Fremont mit wegwerfendem Tone.

»O doch,« meinte Tondern; und auf den scharfen Zügen seines immer etwas malitiös aussehenden Gesichtes zeigte sich ein beinahe schwärmerisches Lächeln. »Es gab

eine Zeit, wo ich eine gestickte Briefftasche für mein höchstes Gut auf Erden ansah.«

»Damals mußt du sehr jung gewesen sein.«

»Ja, ich war leidlich jung und sie außerordentlich schön, aber schrecklich leichtsinnig. Das brachte uns endlich auch aus einander.«

»Armer Tondern!«

»Lieber Freund,« erwiderte wichtig der Andere, »solche Liaisons verstehst du nicht; ich sage dir in den heimlichen Wegen, die man dabei zu machen hat, liegt etwas ungeheuer Reizendes. Da frag' den Herrn von Czrabowski. – Apropos,« wandte er sich mit einem Male an diesen, »man kann Ihnen ja gratuliren? – Sie wollen das kleine Mädchen wirklich heirathen? – Nehmen Sie mir nicht übel, da bedaure ich sie.«

»Mich?«

»Nein, nein!« lachte Tondern, »das Mädchen.«

»Das ist kein Compliment für mich,« meinte der Graf etwas geckenhaft, wobei er sein wenig Haar auf dem Kopfe zusammen zu bringen sich bemühte.

»Das soll auch gar kein Compliment für Sie sein,« entgegnete Herr von Tondern, der den gewinnenden Ton in seiner Stimme plötzlich fallen ließ und mit jener boshafte Schärfe sprach, die sogar ein gutes Wort von ihm verletzend machen konnte.

Fremont blickte neugierig in die Höhe.

»Wahrhaftig, werther Herr,« fuhr Tondern fort, »ich halte es eigentlich für eine Gewissenssache, den vielleicht braven Vater dieses unerfahrenen Mädchens nicht gewarnt zu haben, oder dies nicht heute noch zu thun.«

Der Graf Czrabowski war freundlich genug, das so eben Gesprochene für einen harmlosen Scherz zu nehmen, obgleich es in einem ganz anderen Tone gesagt war. Daher erwiderte er: »Verzeihen Sie, aber die junge Dame hat gar keinen Vater mehr.«

»Aber eine Gans von einer Mutter wird sie haben,« fuhr Tondern fort, »eine gewissenlose Person, die es charmant findet, daß ein Graf – Sie nennen sich ja Graf? – ihrer Tochter den Hof macht und sich herabläßt, dieselbe um guten Namen und sonst noch allerlei zu bringen.«

Baron Fremont hörte mit großem Erstaunen diesen Reden zu; er richtete den Kopf in die Höhe und sagte mit einem verlegenen Lächeln: »Tondern ist heute sehr spaßig aufgelegt; er hat so seine Momente.«

»O ja, wir haben unsere Momente; nicht wahr, Herr – Graf?« wandte sich Tondern mit einem spöttischen Lachen an Czrabowski, »wo wir einander gar nichts übel nehmen; wir kennen uns.«

Diese Worte waren von einem so scharfen Blicke begleitet, daß der Graf seine Augen auf das Wasserglas niedersenkte, daraus trank und alsdann versetzte: »O freilich, Herr von Tondern, wir kennen uns.«

»Gut, und da wir uns also kennen, so möchte ich jetzt wissen, werthester Herr, wie weit wir in unseren Angelegenheiten gekommen sind. – Verzeih', Fremont,« wandte

er sich an diesen, »wir haben da ein Geschäft, und es wird dich wohl nicht geniren, wenn wir darüber in deiner Gegenwart verhandeln.«

Der Graf warf einen mißtrauischem fragenden Blick auf den Sprecher, welchen der Baron bemerkte und sogleich sagte: »Wenn ich dich und diesen Herrn genire, so ist es besser, ich gehe in das Lesezimmer und komme später wieder, wenn ihr fertig seid.«

Tondern fuhr mit der Hand an das Kinn, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man über etwas nachdenkt, dann meinte er nach einer Pause: »Ja, es ist besser, Fremont, laß uns einen Augenblick allein, aber vor allen Dingen bleibe in der Nähe; ich brauche dich nachher nothwendig.«

»Schön,« versetzte der Baron, worauf er sich langsam erhob und das Zimmer verließ, nachdem er gegen den Grafen leicht mit dem Kopfe genickt.

Dieser machte es sich bequemer, als Fremont das Zimmer verlassen; er schlug ein Bein über das andere, piff eine Melodie vor sich hin und nahm die Miene eines Mannes an, der vollkommen Zeit hat, zu erwarten, was der Andere ihn fragen wird, und der nebenbei durch kein Zeichen der Ungeduld zu verrathen geneigt ist, daß ihm an jener Frage etwas gelegen ist.

Tondern übersah die veränderte Haltung des Grafen Czrabowski durchaus nicht, doch that er langsam einen Zug aus der Cigarre und sagte nach einem längeren Stillschweigen: »Also in unserer Angelegenheit haben Sie etwas gethan?«

»Sehr viel sogar, und habe auch reussirt.«

»Den Teufel auch!« rief Tondern sich vergessend, da aus diesem Ruf viel Interesse und Ueberraschung zu hören war. »Wenn Ihnen aber Ihr Resultat viel Mühe gemacht hat, so thut mir das in der That leid, denn das Ganze ist eigentlich nicht viel mehr oder weniger als eine Grille von mir gewesen.«

Ueber die Züge des Polen fuhr ein unbeschreiblich schlaues Lächeln; aber es war ein gemüthliches Lächeln, wogegen Herr von Tondern gehofft hatte, auf dem Gesichte des Anderen etwas getäuschte Erwartung zu lesen.

»Ich habe es eigentlich auch als Grille aufgenommen,« sprach der edle Graf; »aufrichtig gestanden, machte es mir anfänglich Spaß, meine Geschicklichkeit zu erproben; die ich übrigens in dieser Angelegenheit nur gering anschlagen darf, denn es wurde mir eigentlich sehr leicht gemacht; Glück und Zufall haben mich begünstigt.«

»Da bin ich in der That neugierig,« entgegnete Herr von Tondern, indem er sich in den Stuhl zurücklehnte, »lassen Sie mich hören.«

»Das sollte ich eigentlich nicht thun,« sprach der Graf unbefangen; »denn wenn die Sache nur eine Grille von Ihnen war, so ist es wohl thöricht von mir, Ihnen etwas mitzuthellen, was für Sie interesselos ist, für mich aber von großem Interesse werden kann.«

Obgleich Herr von Tondern vor Begierde brannte, den Andern sprechen zu hören, so war er doch so vollkommen Meister seiner selbst, daß er nicht durch die geringste Miene oder durch ein unbedeutendes Zeichen verrieth, wie gespannt er auf die Mittheilung des Grafen war.

»Das steht natürlicherweise in Ihrem Belieben. Wenn Sie – sich aber – erinnern, –« er sprach diese Worte sehr langsam, während er sich mit fester Hand ein neues Glas Absinthwasser präparirte, »so habe ich Sie auf die Idee gebracht. Sie handelten eigentlich in meinem Auftrag, und deßhalb könnte ich wenigstens verlangen, daß Sie mir sagen, ob und wie Sie reussirt.«

»Es liegt auch durchaus nicht in meiner Absicht, Ihnen das vorzuenthalten,« versetzte der Graf. »Es verursacht mir sogar einiges Vergnügen, Ihnen die Geschichte mittheilen zu können, und wenn wir bis zum fraglichen Punkte gekommen sind, so können Sie mir ja immer noch sagen, wie weit die Sache für Sie Interesse hat.«

»Natürlich, darin haben Sie vollkommen Recht,« sprach Herr von Tondern mit dem wohlwollendsten Lächeln, obgleich er innerlich dachte: Dieser Schuft, dieser miserable, ist im Begriff, mir die schönsten Daumenschrauben anzusetzen!

Zu gleicher Zeit dachte der würdige Graf, indem er auf die harmloseste Art sein Zuckerwasser trank: Warte nur, diese affektirte Gleichgültigkeit sollst du mir theuer und klingend bezahlen!

»Sie wissen,« wandte er sich alsdann zu seinem Gegenüber, »daß ich die Bekanntschaft einer jungen Dame machte.«

»Ich weiß das, der Schwägerin des Herrn Rechtsconsulenten Plager. Darauf hin beauftragte ich Sie.«

»Richtig, darauf hin beauftragten Sie mich,« entgegnete der Andere mit großer Kaltblütigkeit und Ruhe. »Eigentlich war es gar nicht meine Absicht, mich an das junge Mädchen zu machen, vielmehr debutirte ich hier, indem ich an die verheirathete Schwester jener Dame – sie hat einen Banquier zum Manne – einen Empfehlungsbrief abgab.«

»Einen echten Empfehlungsbrief?«

»Sehr echt und von guter Hand. Aber es war da nichts zu machen; die Frau ist eine harmlose, prosaische Person und er ein engherziger Geldsack, so daß ich bei dieser Bekanntschaft nichts erreichte, als beim Rechtsconsulenten vorgestellt zu werden, wo ich von den Damen freundlich aufgenommen wurde und alsbald auch die Einladung zu einem Thee erhielt.«

Bei diesen letzten Worten lächelte der Graf so auffallend in sich hinein, daß Herr von Tondern nothwendig fragen mußte: »Und bei dieser Soiree eroberten Sie im Sturm das Herz der jungen Dame?«

»Das vielleicht nicht,« antwortete der Andere, »aber ich fand Gelegenheit, ihr Unterricht zu ertheilen, auf welche Art man einen polnischen Punsch braut.«

»So? – Weiter! weiter!«

»Wir wurden darauf näher bekannt, und es war vielleicht ein Glück für meine Angelegenheit, daß ich dem Rechtsconsulenten mißbeliebig wurde –«

»Und daß die Weiber des Hauses Sie deßhalb auf alle mögliche Art protegirten! Wir kennen das.«

»Es war in der That so, und einige Zeit nachher gaben Sie mir Ihren Wunsch in Betreff der Testaments-Angelegenheit zu erkennen.«

»Das that ich; aber ich hoffte, Sie hätten es verstanden, sich mit dem Rechtsconsulenten selbst gut zu stellen und so als Fremder, der bei der Sache ganz ohne Interesse ist, etwas über das Testament des Grafen Helfenberg zu erfahren.«

»Das konnten Sie in Wahrheit kaum denken,« sagte der Graf mit einem fast mitleidigen Lächeln, »Jemand, der so die Menschen kennt, wie Sie. In dem Falle, wenn nämlich der Rechtsconsulent so leichtsinnig gewesen wäre, mir Confidencen zu machen, wäre es ja mühelos und ohne alle Gefahr gegangen; während, wie ich die Sache angriff, ich so zu sagen doch viel riskiren mußte, um – Ihnen gefällig zu sein. – Das junge Mädchen war so freundlich, mir nach einiger Zeit ein Rendezvous zu bewilligen.«

»Leichtsinnige Weiber!« brummte Herr von Tondern zwischen den Zähnen, wobei er mit einer Art von Eifersucht das schon ziemlich verlebte Gesicht des Polen flüchtig betrachtete.

»Dieses Rendezvous,« fuhr dieser mit großer Ruhe fort, fand anfänglich in der Dämmerung auf der Promenade statt. Da wir uns aber beide nach einem Obdach sehnten,

so fanden wir eines, und zwar in der Schreibstube des Herrn Rechtsconsulenten.«

»Das war sehr gut!« konnte sich Herr von Tondern nicht enthalten laut auszurufen.

Der Pole trank etwas Zuckerwasser, dann fuhr er, unbekümmert um jenen Ausruf, fort, während um seinen Mund ein sehr wohlgefälliges Lächeln spielte: »Womit wir unser Rendezvous ausfüllten, ist Ihnen wohl nicht interessant zu vernehmen. Genug, ich wandte meine Zeit in jeder Beziehung so richtig an, daß ich bald wußte, wo der Rechtsconsulent eine Mappe verwahrte, welche die Aufschrift trug. Wichtige Papiere. – Sie werden mir glauben, Herr von Tondern,« fuhr der Graf nach einer Pause mit einem geckenhaften Lachen fort, »daß es das kleine Mädchen ungeheuer komisch fand, als ich mich unter Tändeln und Scherzen außerordentlich neugierig stellte auf die furchtbaren Geheimnisse in den wichtigen Papieren eines Rechtsconsulenten. Man ist erfindungsreich, und ich schwor mich, auf jeden Fall diese Papiere zu durchstöbern, um den vermeintlichen Heirathscontract des jungen Mädchens mit einem Manne aus der Stadt zu finden, von dem es hieß, er sei mit ihr verlobt, und welchen Contract ich, von Eifersucht gestachelt, um jeden Preis finden wollte.«

»Und statt dessen fanden Sie –?«

»Mit kurzen Andeutungen den Entwurf zum Testamente des Grafen Helfenberg.«

»Den Teufel auch!« rief Herr von Tondern, dessen affektirte Gleichgültigkeit mehr und mehr schwand. »Und dieser Entwurf –«

»Wurde mir nicht schwer, mir anzueignen.«

»Im Original?«

»Im Original – den Entwurf von der Hand des Rechtsconsulenten.«

»Und sie haben ihn?«

»Hier in meiner Brusttasche, Herr von Tondern.«

»Oh, oh!« machte dieser, indem er sich über den Tisch beugte, »das ist allerdings ein gutes Geschäft.«

»Das kann es vielleicht für uns beide werden,« erwiderte in gemessenem Tone Graf Czrabowski, »im Falle es, wie Sie vorhin so freundlich waren zu bemerken, nicht bloß eine Grille von Ihnen war, den Inhalt wissen zu wollen. Wenn dies aber der Fall ist, so betrachten wir die Sache als abgemacht. Dieses Papier hier« – damit tippte er mit zwei Fingern auf seine Brusttasche – »ist mir wichtig genug, um es für mich zu behalten, vielleicht selbst zu verwenden, vielleicht es auch irgend Jemand zu überlassen, der mir nicht nur seine Erkenntlichkeit dafür bezeugt, sondern noch obendrein sehr dankbar ist.«

»Na, thun Sie nur nicht so verdammt spröde, Czrabowski,« gab Tondern mit einem cordialen Tone zur Antwort. »Für wie viel einem Andern dieses Papier wichtig ist, für so viel schätze ich es auch.«

»Sie werden eine Grille nicht theuer bezahlen wollen!«

»Und Sie können einen Spaß nicht vergessen, den man gemacht. Wie schon gesagt, was die Sache einem Andern

werth ist, ist sie mir auch – vorausgesetzt, daß Ihre Forderung meine Mittel nicht übersteigt.«

»O, Herr Baron von Fremont hat Vermögen und wird sich gern mit Ihnen associiren.«

»Fremont ist geizig,« antwortete Herr von Tondern; »und dann weiß ich auch nicht,« fuhr er mit gierigem Blicke fort, »ob der Inhalt des Testaments den Herrn von Fremont interessiren kann.«

»Er wird ihn interessiren,« entgegnete der Graf Czrabsowski in bestimmtem Tone, wobei er schlau lächelte.

»Nun, dann lassen Sie Ihre Forderung hören!«

»Wenn ich es Ihnen sage, werden Sie mir zugeben, daß ich zu bescheiden bin. Fassen wir unsere Bedingungen kurz: ich übergebe Ihnen den Entwurf von dem Testament des Grafen Helfenberg, verfaßt von der Hand seines Rechtsbeistandes, des Herrn Doktor Plager, ein Papier, auf dessen Rand noch bemerkt steht: Genau so vollzogen im Palaste des Grafen, am 10. December Abends 7 Uhr.«

»Datum und Stunde ist richtig,« sprach Herr von Tondern zu sich selber.

»Zeugen waren,« fuhr der Andere fort, indem er jedesmal die Personen, wie er sie nannte, mit einer Bewegung der zwei ersten Finger seiner rechten Hand bezeichnete: »Baron George von Breda – Baron Fremont – Herr von Tondern – Doktor Flecker – Rechtsconsulent Doktor Plager.«

»Richtig, richtig,« murmelte der aufmerksame Zuhörer.

»Dieses Papier,« sprach der Graf unbefangen und in größter Ruhe weiter, »gebe ich zu jedem beliebigen Gebrauch in Ihre Hände und erhalte dafür tausend Thaler.«

»Teufel auch! tausend Thaler! Damit wäre allerdings eine Grille theuer bezahlt!«

»Tausend Thaler,« wiederholte der Pole unerschütterlich, »und –«

»Was? Noch ein Und?«

»Und Sie sorgen mir dafür, durch Ihre wichtigen Connexionen, daß meine Legitimations-Papiere, die vor einiger Zeit abgelaufen sind, durch meine Gesandtschaft ohne viel Nachfragen nach mir verlängert werden.«

»Das ist ja rein unmöglich!« rief Herr von Tondern, nachdem er einen Augenblick nachgedacht.

»Bei Ihren Connexionen?« versetzte der Graf lächelnd.

»Zum Henker, das Geld meine ich! Wo sollen wir tausend Thaler auftreiben? Meinen Sie, wir führen die tausend Thaler nur so in der Tasche mit uns herum?«

»Das nicht; ich bin zufrieden mit einem Wechsel in dem Betrage, den mir Herr Baron von Fremont auf seinen Banquier gibt.«

»Oder ich?« fragte listig der Andere.

»So werth mir Ihre Unterschrift zu jeder andern Zeit ist, Herr von Tondern, so muß ich bei vorliegendem Geschäft auf der des Herrn von Fremont bestehen.«

»Hol' Sie der Teufel! Ich werde Fremont herein winken.«

Der Baron hatte sich nämlich im anstoßenden Lesezimmer so gesetzt, daß er die Beiden im Auge behielt,

indem er von Zeit zu Zeit über das Journal hinweg, in welchem er eifrig zu lesen schien, einen Blick hinüber warf.

»Dann noch Eins,« sagte Herr von Tondern, »nehmen Sie mir nicht übel, aber man kennt sich genugsam, um in alle Wege sicher zu gehen. Gesetzt den Fall, Fremont entschlösse sich zu einem Wechsel, wie Sie ihn bezeichnet, wer bürgt uns dafür, daß das Papier, welches Sie uns dafür übergeben, echt ist?«

»Dieses Wort könnte mich beleidigen; doch will ich es Ihnen nicht übel nehmen,« antwortete der Graf. »Nebenbei, daß Sie aus den angegebenen Notizen: Datum, Stunde und Zeugen – schon an der Echtheit nicht zweifeln sollten, wird es Ihnen leicht sein, sich einen Brief des Herrn Doktor Plager zu verschaffen und damit die Handschrift zu vergleichen.«

»Mittlerweile haben Sie Ihre tausend Thaler und gehen, wohin es Ihnen beliebt.«

»Sie vergessen, daß ich Ihrer Hülfe bedarf, um meinen Paß in Richtigkeit zu bringen, und Herr Baron von Fremont könnte ja auch den Wechsel acht Tage nach Sicht stellen.«

Herr von Tondern dachte einen Augenblick nach, dann sagte er, während er einen lauernden Blick auf den Andern warf:

»Mit einem Wechsel, acht Tage nach Sicht, bezeigen Sie uns wieder so viel Vertrauen, daß das gerade im Stande wäre, uns auf den Glauben zu bringen, als habe es mit dem Papier nicht ganz seine Richtigkeit. Baron Fremont

könnte ja am Tage vor Verfall seinem Banquier den Befehl geben, den besagten Wechsel nicht zu honoriren.«

Der Graf Czrabowski zuckte die Achseln und erwiderte:

»Darüber habe ich keine Besorgniß, und auch Sie sollten keine haben; ich habe es mit zwei Cavalieren zu thun, und was meine Sicherheit gegen Sie betrifft, so würde ich bei Nichtbezahlung des Wechsels seine Erlaucht den Herrn Grafen, Helfenberg ganz einfach von dem Hergange dieser Angelegenheit in Kenntniß setzen.«

»Sie sind gut gesattelt,« versetzte Herr von Tondern mit einem finstern Blicke.

»Was wollen Sie in dieser schlimmen Welt? Man hilft sich durch, so gut man kann.«

»Verlieren wir also keine Zeit,« fuhr Herr von Tondern fort, nachdem er dem Baron Fremont einen Wink gegeben, der sich alsbald hinter seinem Journal erhob und langsam in das Kabinet zurückschlenderte. – »Lassen Sie uns einen Augenblick allein, ich will mit meinem Freunde sprechen, und wenn er gesonnen ist, für eine – Sache, die uns am Ende nicht viel nützen kann, so viel Geld auszugeben, so könnten wir den Handel als geschlossen betrachten.«

»Und meine Papiere bei der Gesandtschaft?« fragte der Graf.

»Ja, den Teufel auch! was ist da zu thun? Wir können uns doch nicht bei der Gesandtschaft für Sie verbürgen!«

»Mit leichter Mühe,« entgegnete der Pole mit einem außerordentlich freundlichen Lächeln. »Es bedarf ja nicht

mehr als ein paar Zeilen von Ihnen, unterstützt von einigen Worten des Herrn Baron von Fremont, und die Sache ist abgemacht.«

»Ich will sehen, was zu thun ist, lassen Sie uns nun zehn Minuten allein.«

Graf Czrabowski verließ das Zimmer und Baron Fremont trat dafür ein.

Der Letztere setzte sich auf den Stuhl, den er vor einer Viertelstunde verlassen, stützte den Ellbogen auf den Tisch und fragte mit leiser Stimme: »Nun, wie sieht's mit der Angelegenheit?«

Herr von Tondern warf einen Blick ins Nebenzimmer und nachdem er sich überzeugt, daß Graf Czrabowski im äußersten Winkel desselben saß und eifrig seine Zeitung zu lesen schien, antwortete er: »Dieser Schuft hat das Concept zum Testament des Grafen Helfenberg richtig in Händen.«

»Der Tausend auch? Wo hat er's?«

»Bei sich in der Tasche, wie er sagt.«

»Und der Inhalt dieses Testaments?«

»Na, den wird er mir doch nicht auf die Nase binden, ohne sich gehörig dafür bezahlen zu lassen.«

»So, so!« gab Fremont zur Antwort, wobei er die Nägel seiner rechten Hand beschaute und seine Unterlippe etwas herabhängen ließ.

Tondern, der die Aenderung in der Physiognomie seines Freundes wohl bemerkte, sagte: »So viel er mich aber den Inhalt errathen ließ, muß derselbe sowohl für dich als für mich von großem Interesse sein.«

»Für mich wohl weniger,« versetzte der Baron mit angenommener Gleichgültigkeit. »Was nützen mir im besten Falle einige zehntausend Thaler mehr? Ich bin ja so: ich habe zu leben.«

»Du bist wohlhabend,« antwortete Herr von Tondern, wobei er das Du scharf betonte, »und deßhalb bin ich überzeugt, es wird dir auf eine Summe nicht ankommen, um jenes Papier zu erlangen, das deinem Freunde wahrscheinlich nicht nur für Zeit Lebens helfen kann, sondern ihn auch zu größter Erkenntlichkeit für dich verpflichten wird. Mit Einem Worte, Czrabowski verlangt für das Papier tausend Thaler, und zwar in einer Anweisung von dir auf deinen Banquier.«

Der Sprecher kannte seinen Freund genugsam, um zu wissen, daß es bei dessen schwankender und nachgiebiger Gemüthsart am besten sei, ihn mit einem Male *au fait* zu setzen, was er denn auch that, indem er die eben gesagten Worte langsam und mit großer Entschiedenheit aussprach.

Baron Fremont hatte aber gute Lust, vor Schrecken von seinem Stuhle herunter zu fallen; wenigstens that er so, worauf er sehr kleinlaut zur Antwort gab: »Eintausend Thaler – das ist ja ein ganzes Vermögen!«

»Eintausend Thaler!« wiederholte der Andere mit Bestimmtheit. »Darunter thut er's nun einmal nicht. Ich habe mir Mühe genug gegeben, die Forderung dieses Kerls herabzustimmen.«

»Er will uns betrügen, dieser Czrabowski!« rief der Baron in komischer Angst. »Ich habe dir immer gesagt, daß das ein ungeheurer Lump ist.«

»Woran ich durchaus nicht zweifle,« antwortete Tondern mit großer Kaltblütigkeit. »Aber dieses Mal ist von keinem Betrug die Rede; ich habe mich durch seine Aeußerungen überzeugt, daß das Aktenstück in der That der Entwurf des Testaments von der Hand des Rechtsconsulenten sein muß. Auch weiß Czrabowski genau, daß der Inhalt desselben für uns und vielleicht auch für sonst Jemand, was weiß ich? von großer Wichtigkeit ist; denn als ich ihn herabstimmen wollte, meinte er ruhig: er kenne den Werth des Papiere vollkommen, und wenn wir nicht Lust hätten, es an uns zu bringen, so werde es ihm durchaus nicht schwer werden, eine andere Person zu dem Kauf zu bewegen.«

»Aber tausend Thaler!« versetzte der Baron, indem er seine weißen fleischigen Hände auf dem Tische über einander legte. »Tausend Thaler, die ich obendrein wohl allein zahlen muß! Denn du wirst nicht viel dazu geben können,« setzte er mit einem melancholischen Blick auf seinen Freund hinzu.

»Nicht einen Liard,« sprach dieser mit großer Ruhe; »ich bin im gegenwärtigen Augenblicke schlecht bei Kasse. – Du mußt eben,« fuhr er nach einer Pause fort, »die fünfhundert Thaler, die auf meinen Theil fallen, als eine Anleihe für kurze Zeit betrachten; denn da ich fest überzeugt bin, der gute Graf hat uns in seinem Testamente nicht schlecht bedacht, so brauche ich mich nur zu dem

Rechtsconsulenten hin zu begeben, um durch seine Vermittlung einige lumpige tausend Thaler mit leichter Mühe aufzutreiben.«

»Und in dem Falle erhalte ich meine fünfhundert Thaler doch wohl nicht zurück?« fragte Baron Fremont im Tone des Zweifels.

»Dann erhältst du sie augenblicklich wieder, auf Ehrenwort. – Aber entschieße dich.«

»Nun, so laß denn diesen Kerl in Gottes Namen herein kommen,« erwiderte der Baron mit einem tiefen Seufzer. »Aber ansehen mag ich ihn nicht, das kannst du nicht von mir verlangen. Ich hasse den Kerl.«

»Es wird ihn sehr unglücklich machen,« lachte Tondern, »wenn er keinen einzigen Blick der Liebe von dir erhält. Aber Czrabowski wird sich mit seinen tausend Thalern zu trösten wissen. – Hm, hm!«

Er hustete so laut, daß nicht nur der Pole, sondern auch ein paar Kellner im Nebenzimmer aufmerksam wurden, die aber Tondern durch eine Bewegung mit der Hand zurückscheuchte. Darauf drehte er seinen Schnurrbart und sagte zu dem Eintredenden in nachlässigem Tone, wobei er ihn wie gelangweilt anschaute: »Wir haben uns in die betreffende Sache so weit eingelassen, daß wir denn auch noch den letzten Schritt thun wollen, und daß sich der Baron Fremont entschlossen hat, Ihnen die gewünschte Anweisung auf seinen Banquier zu geben. Aber ich kann Sie versichern, es ist verdammt viel Geld.«

Dieses Mal nahm der Graf einen Stuhl und ließ sich nieder, ohne eine Einladung abzuwarten, wobei er entgegnete: »Ich wäre in der That untröstlich, wenn Sie glauben sollten, einen schlechten Kauf gemacht zu haben, und wäre immer noch bereit, von dem ganzen Geschäfte zurückzutreten.«

Baron Fremont that, wie er vorhin gesagt, und schenkte dem Polen keinen Blick, ja, er wandte ihm zur Hälfte den Rücken zu, zuckte aber jetzt auffallend mit den Achseln, worauf Herr von Tondern sagte: »Die Sache ist abgemacht, sprechen wir also nicht weiter darüber. Fremont, du wirst so gut sein, die Anweisung zu schreiben.«

Ein Kellner brachte auf Verlangen Dinte, Feder und etwas Papier, und der Baron ging an einen Nebentisch, um die Schrift aufzusetzen, während Graf Czrabowski langsam seinen Rock aufknöpfte und aus der Seitentasche eine große stark gebrauchte Briefftasche zog, die er vor sich auf den Tisch legte und beide Hände darüber faltete, eine Bewegung, welche Herr von Tondern nicht zu sehen schien, da er in diesem Augenblicke den Rest seines Absinths austrank.

»Hier ist die Anweisung,« sagte Fremont, indem er seinem Freunde einen schmalen Streifen Papier hinreichte, wovon dieser ablas: »Acht Tage nach heute zahlen Sie an die Ordre des Herrn Grafen Czrabowski –«

Der Pole nickte zufrieden mit dem Kopfe.

»Die Summe von tausend Thalern und stellen mir solche auf Rechnung. Baron Fremont.«

Dieses Papier schob der Leser seinem Nachbar hin, dessen Hände sich aber immer noch nicht von der Brieftasche erheben wollten. Doch blickte er sehr freundlich in die Höhe und sagte: »Und das Andere, Herr von Tondern? Waren Sie so freundlich, das Andere mit dem Herrn Baron von Fremont zu besprechen?«

»Was für ein Anderes?« fragte der Letztere mit einem sehr unangenehmen Tone der Stimme. »Ich denke, mit dem Papier da wäre es wahrhaftig genug. Du hast mir doch von nichts Anderem gesagt, Tondern.«

»Nun ja,« antwortete dieser, »Czrabowski hat allerdings eine zweite Bedingung gestellt; er wünscht ein Wort von mir und dir an die –sche Gesandtschaft, damit sein Paß in Ordnung gebracht werde.«

»Um mich baldigst von hier entfernen zu können,« fügte der würdige Graf mit starker Betonung hinzu.

Fremont warf den Kopf mißmuthig von einer Seite auf die andere, hatte aber ein Augenblinzeln seines Freundes verstanden und versetzte deßhalb: »Meinetwegen auch das noch. Wenn du meinst, Tondern, so soll es uns auf ein Wort nicht ankommen.«

»Aber ein freundliches, Herr Baron,« bat der Andere demüthigst. »Es wäre doch auf jeden Fall höchst unangenehm, wenn man meiner Abreise Hindernisse in den Weg legen würde. Nebenbei würde ich es dankbarlichst für eine große Gefälligkeit ansehen, wenn Herr Baron von Fremont die Güte hätte, seinem Banquier, welchem Sie doch die Anweisung anzeigen werden, ein paar angenehme Worte in Betreff meiner zu sagen.«

»Das ist nicht bedungen!« rief Tondern kopfschüttelnd.

»Das ist allerdings nicht bedungen,« sagte der Pole, indem er seinen Nachbarn fest ansah, und setzte mit sehr bestimmtem Tone hinzu: »Aber ich erlaube mir, es jetzt noch zu bedingen. Ich bilde mir ein, wir, beide Parteien, sind noch am Unterhandeln und könnten allenfalls zurücktreten, wenn es uns nicht beliebte.«

Herr von Tondern, der, wie nicht zu leugnen, auf den Abschluß der Unterhandlungen sehr erpicht war, warf seinem Freunde abermals einen Blick zu, wobei er sprach: »Nun denn auch das noch! Du wirst auch das noch thun, Fremont, nicht wahr?«

»Meineetwegen, um dir einen Gefallen zu erzeigen.«

»Ich habe also das Wort der beiden Herren darauf?« versetzte Graf Czrabowski mit langsamem Tone, indem er sowohl Baron Fremont, als den Herrn von Tondern scharf ansah.

Ersterer nickte mit dem Kopfe und der Andere antwortete: »Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,« worauf er gierig nach der Briefftasche blickte, die der Pole nun langsam öffnete, daraus ein zusammengefaltetes Papier hervorzog und es dem Herrn von Tondern mit der einen Hand übergab, während er mit der andern nach der Anweisung langte.

»Noch einen Augenblick,« meinte der Letztere, indem er den Wechsel mit den Fingern festhielt. »Ich will, ohne die Schrift zu lesen, nur eben sehen, ob die Randbemerkungen, – die Sie mir vorhin mittheilten, von derselben Hand sind, wie das übrige Concept.«

Graf Czrabowski nickte mit dem Kopfe und versetzte lächelnd: »Ich habe nichts dagegen.«

Herr von Tondern schlug hastig das Papier auseinander, warf einen prüfenden Blick hinein und sagte dann, indem er es verdeckt auf den Tisch legte: »So weit wäre die Sache in Ordnung, die Randbemerkungen sind von derselben Hand. Wir können unsere Verhandlungen abschließen.«

Er zog seinen Finger von dem Wechsel zurück, den der Pole nun an sich nahm, durchlas und dann in seine Brieftasche steckte, die er hierauf sorgfältig in der Brusttasche verbarg. Auch erhob er sich, nachdem dies geschehen, und sprach mit einer anmuthigen Verbeugung gegen beide Herren: »Sie werden meine Gegenwart jetzt nicht mehr verlangen, und erlaube ich mir deßhalb, Ihnen einen guten Tag zu wünschen und mich zurückzuziehen.«

Baron Fremont hatte dem Tisch und den Beiden den Rücken zugewandt und machte sich an dem Fenster zu schaffen, während sein Freund dem Grafen sagte: »Ich halte es wohl für überflüssig, Ihnen das strengste Stillschweigen anzupfehlen, denn ein Sprechen über diese Angelegenheit könnte nur für Sie von üblen Folgen sein.«

Graf Czrabowski machte eine abermalige Verbeugung, wobei über seine Züge ein eigenthümliches Lächeln flog, welches ebenso gut heißen konnte: er habe vollkommen

verstanden, als auch: es würde für die andere Partei vielleicht ebenso wenig angenehm sein, wenn der eben geschlossene Kauf in der Welt und der Gesellschaft bekannt würde.

Darauf verließ der Pole das Zimmer, man sah ihn durch die Glasthür des Café verschwinden und gleich darauf bei den Fenstern des kleinen Gemachs vorüberreiten. Baron Fremont hatte sich rasch dem Tische wieder genähert, ließ sich in ziemlicher Aufregung auf einen Stuhl nieder und blickte seinen Freund an, der die Hand auf das Blatt Papier gelegt hatte und ihm diesen Blick sonderbar lächelnd zurück gab, worauf er mit leiser Stimme sagte: »Lesen wir hier, oder nehmen wir das Papier mit nach Hause?«

»Lesen wir hier, lesen wir hier!« gab Fremont dringend zur Antwort. »Den Teufel auch! Warum soll man sich martern? Ist es was Gutes, was das Papier enthält, so erfahren wir es nicht zu früh; ist es was Schlimmes, so wissen wir doch gleich, daß wir doppelt betrogen sind.«

»Emotion!« sagte Herr von Tondern nach einem tiefen Athemzuge; »ich versichere dich, es ist mir gerade so, als hätte ich meine letzten hundert Gulden auf eine Karte gesetzt. – *Rien ne va plus.*«

»Zieh ab, zieh ab!« rief Baron Fremont in komischer Angst.

Und Herr von Tondern nahm das Papier in die Höhe und fing an mit etwas beklommener Stimme zu lesen, wobei er auch häufiger, als er sonst wohl zu thun pflegte, den Athem in langen Zügen an sich zog. Seine Stimme

aber wurde in kurzer Zeit deutlicher und reiner, ja, sie nahm einen freudigen Klang an, und sein Auge leuchtete zufrieden, als er unter den zahlreichen Legaten sich und Fremont jeden mit einer bedeutenden Summe erwähnt fand.

Letzterer hatte den Kopf auf die Hand gestützt, und als er nun den Vorleser unterbrach, indem er sagte: »Er ist doch ein guter Mensch, dieser Graf Helfenberg!« verriethen diese Worte eine Rührung, die auch Tondern affektirte, indem er leicht seufzte und mit dem Lesen inne hielt, während er mit der einen Hand über die Augen fuhr.

Als er aber gleich darauf wieder seinen Blick auf das Papier wandte, malte sich ein solches Erstaunen auf seinem Gesichte, daß der Baron unwillkürlich näher rückte und ein ängstliches: »Nun, nun?« hören ließ.

Tondern las: »Mein Gut Stromberg, wie es im Güterbuch der Gemeinde Stromberg, Seite 24–26 beschrieben ist, mit allen darauf ruhenden Rechten bestimme ich –«

Der Vorleser machte eine Pause, wobei er seinen Freund lächelnd ansah, der nun in wirklicher und großer Aufregung die Hände über einander legte und fast athemlos ausrief: »Tondern, mache um Gottes willen keine schlechten Spässe! – Lies weiter, lies weiter – oder nein, nein! lies nicht weiter – laß mich selbst hineinschauen.«

Und er bog sich hastig über den Tisch hinüber, faßte das Papier mit zitternder Hand, indem er wirklich selbst hineinschaute.

»Bestimme ich,« las Tondern trotzdem, »dem Fräulein Eugenie von Braachen als Beweis, wie sehr ich ihr zugehan, wie sehr ich sie geliebt.«

Der Baron fiel in seinen Stuhl zurück und ließ seine Hände schlaff am Körper herabhängen.

Tondern betrachtete die Stelle zwei, drei Mal, dann schlug er mit der linken Hand heftig auf das Papier und sagte triumphirend: »Jetzt wirst du zugeben, daß dieses Ding da mit tausend Thalern nicht zu theuer bezahlt ist.«

»Wache ich oder träume ich?« rief der Baron, indem er die Hände emporhob; »Graf Helfenberg liebt Fräulein von Braachen und vermacht ihr dieses prächtige Gut Stromberg! – Aber warum heirathet er sie denn nicht lieber?«

Herr von Tondern zuckte mit den Achseln und sprach in wegwerfendem Tone: »Wie kann man aber auch solche Fragen stellen? Wenn man sein Testament macht, denkt man nicht ans Heirathen.«

»Wahr, sehr wahr,« antwortete der Baron und stützte dabei den Kopf abermals in die Hand, worauf er in tiefes Nachsinnen versank.

Tondern las das Papier wiederholt durch, dann blickte er in die Höhe, während er die Augenbrauen zusammenzog und den Schnurrbart langsam aufwärts drehte.

Fremont fuhr aus seinen Träumereien am ersten wieder auf und sagte alsdann: »Diese junge Dame ist jetzt die reichste Erbin im Lande.«

»Das Gleiche dachte ich eben.«

»Eine vortreffliche Partie. Was meinst du, Tondern?«

»Was ich meine,« entgegnete dieser, nachdem er einen Blick in die vorderen Räume des Kaffeehauses geworfen, »läßt sich nicht gut hier an diesem Orte besprechen. Ich denke, wir gehen nach Hause.«

»Ja, gehen wir nach Hause, du dinirst bei mir?«

»Auf alle Fälle, und nach dem Diner –«

»Betrachten wir aufmerksam diese Angelegenheit.«

»Um zu sehen,« unterbrach ihn Tondern mit einem sehr freundlichen Lächeln, »wie wir unsere tausend Thaler mit wucherischen Zinsen zurückerhalten können.«

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL. IM REIBSTEIN.

Wenn uns das Gemach in der Kneipe zum Reibstein auf dem Burgplatze, wo wir das Vergnügen hatten, die Verbrüderung zum Dolche Rubens kennen zu lernen, an jenem regnerischen Tage düster, geheimnißvoll und sehr befähigt erschien, um einem so außerordentlichen Bunde als Versammlungssaal zu dienen, so ist doch nicht zu läugnen, daß dieses Zimmer auch bei klarem Wetter und heiterem Sonnenschein keinen freundlichen Eindruck machte, vielmehr etwas Ernstes, fast Unheimliches enthielt, namentlich wenn es still dalag und seine Wände nicht wiederhallten vom Lärm lustiger Gesellen.

Andernteils war das Gemach aber auch wieder bei dem jetzigen kalten Winter weiter draußen, angenehm durchwärmt von dem großen braunen Kachelofen, kein gar so unfreundlicher Aufenthalt, und selbst Jemand, der

allein hier gesessen hätte, würde sich bei einigem Interesse für Schnitzwerk und Malerei oder bei nur einigermaßen poetischem Sinn eine Zeit lang haben amüsiren können. Die Hände der Künstler, welche hier zusammen kamen, hatten Wände und Decke aufs mannigfaltigste geschmückt, und wenn auch nicht Alles, was man hier sah, echt war, so hatte es doch täuschend den Anschein davon, und man hätte zum Beispiel darauf schwören wollen, daß jenes riesenhafte sechszehneindige Hirschgeweih in der That einmal den Kopf eines dieser edlen Thiere in tiefer Waldesnacht geschmückt habe; daß ferner der Gobelin an der einen Wand eine wirklich prachtvoll erhaltene Weberei mit bunten phantastischen Figuren sei; daß der eiserne Helm an jenem Pfeiler, nebst Schild und Handschuhen wirklich einmal von einem biderben Ritter geführt worden sei, und daß die Glasmalereien im Fenster in früheren Zeiten Mönchsgesang und Orgelton gehört.

Und doch war alles das nur Täuschung. Das Hirschgeweih war aus gebrannter Erde fabricirt, Schild, Helm und Handschuhe aus Steinpappe; die Gobelins bestanden aus Sackleinwand, worauf die Maler mit kundiger Hand allerlei Figuren aufs täuschendste gemalt, und die alten Kirchenscheiben hatten sie ebenfalls aus buntem, ölgetränktem Papier, welches sie mit Ornamenten versehen hatten, hergestellt; selbst die Verzierungen an der Decke und die scheinbar kunstreichen holzgeschnitzten Galerien oberhalb der Thür waren Täuschungen, wie so Vieles in dieser trostlosen Welt.

Aber trotzdem nahm sich das Gemach wohnlich aus und hatte, wir müssen es wiederholen, einen fast poetischen Anstrich; man saß gern darin, sowohl bei einer lustigen Gesellschaft, als selbst im Zwiegespräch oder sogar allein, wenn man sich veranlaßt sah, ein wenig zu träumen oder seinen Gedanken Audienz zu geben, welche von den dunklen Holzwänden so gut bei einander gehalten wurden, und durch die bunten Gläser viel schwerer ins Freie flatterten, als dies bei gewöhnlichen nüchternen weißen Fensterscheiben der Fall gewesen wäre.

Durch eben diese bunten Gläser drangen heute Nachmittag die Strahlen der Sonne und spiegelten eine farbige Zeichnung auf den Boden, während sie auch dazu beitrugen, dem düsteren Zimmer selbst einen freundlicheren Anstrich zu geben. In der Nähe des großen Fensters – es bestand eigentlich aus vier kleinen Fenstern, die, wie man das bei alten Häusern findet, nur durch ein Kreuz, aus altem Eichenholze von einander getrennt waren – stand eine Bank, auf deren einem Ende der Kupferstecher Wurzel, und zwar rittlings saß, während vor ihm ein großes Henkelglas voll Bier stand.

Unser alter Bekannter mit dem rothen, gutmüthigen Gesichte, kolossalem Bartwerke und den kleinen lebhaften Augen hatte ein Stückchen Holz in der Hand, an welchem er mit dem Federmesser herum schnitzelte und diese Arbeit nur unterbrach, wenn er aus dem Glase trank, was häufig genug vorkam und sich darauf langsam und häufig den Bart wischte, oder wenn er beide Fäuste in die Seite stemmte, eine Stellung, die er beinahe immer

annahm, wenn sein Gegenüber etwas sagte, was seine besondere Aufmerksamkeit erregte.

Dieses Gegenüber aber war Niemand anders als Windspiel, der Kellner, in den gleichen engen carrirten Höschen, in denen wir ihn neulich gesehen, heute aber ohne Radmantel und Hut, nur in rund geschnittener Jacke, wie er sie, seinem Berufe nachhüpfend, zu tragen pflegte.

Windspiel stand vor einem Tische, auf dem sich eine Menge Gläser befanden, die er sich bemühte, mit einer einst weiß gewesenen Serviette zu putzen. Doch betrieb er dieses Geschäft nur mechanisch, und wenn er auch gerade mit dem Kupferstecher nicht sprach, das heißt auf dessen Fragen Antwort gab, so bewegte er doch die Lippen, als rede er mit sich selber, strich zuweilen seufzend sein struppiges Haar, schüttelte mit dem Kopfe oder zog nachdenkend die Augenbrauen so hoch in die Höhe, daß dies ordentlich komisch anzusehen war.

Der Kupferstecher hatte gerade getrunken und sich mit dem Aermelaufschlag den Mund abgewischt, als er seine Holzschnitzerei für den Augenblick ruhen ließ, und mit seiner tiefen dröhnenden Stimme zu dem Kellner sprach:

»Wie ich dir schon oft gesagt, Windspiel, so halte ich es für das größte Unglück, das dir widerfahren konnte, daß du einen Menschen kennen gelernt, der mit oder ohne Absicht – das kann ich vorderhand nicht beurtheilen – dein bischen ohnehin schon verbranntes Gehirn zusammenrappelt. Oder hast du dir das Aufschneiden angewöhnt und willst mir eine Geschichte aufbinden, von der du selbst überzeugt bist, daß ich sie nicht glaube?«

»O, Herr Wurzel,« entgegnete der dünne Kellner und schüttelte dabei langsam den Kopf, »es ist da nichts von Zusammenrappeln meines verbrannten Gehirns, noch weniger von Aufbinden zu reden; was ich Ihnen sagte, ist die reine Wahrheit.«

»So hat man dich zum Besten gehabt.«

»O nein, es war nichts von zum Besten haben dabei, es war Ernst – blutiger Ernst.«

Bei diesen Worten fuhr er mit der Hand über seine Nase, wo die verdächtigen röthlichen Spuren immer noch deutlich sichtbar waren.

Der Kupferstecher hatte ein paar Schnitte an seinem Holz gethan, dann meinte er: »Das ist ja eine ganze Räuber- und Mordgeschichte, Windspiel.«

»O ja,« entgegnete der Kellner, »es hat sich stark von Räufern gehandelt und noch obendrein von Räufern der gefährlichsten Art; sie hatten sich als Weiber verkleidet, und ihrer vier griffen mich an und packten mich.«

»Nun, daß man dich geschopfbeutelt hat wie der Hund den Bettelsack, daran zweifle ich nicht im Geringsten. Aber um was hat es sich eigentlich gehandelt?«

»O, um sehr viel, Herr Wurzel; zuerst um Einbruch, wobei es den Kerlen, die mich gefaßt, auf ein bischen Mord gewiß nicht angekommen wäre; dann um die Entführung einer jungen schönen Dame, die aber der tapfere Don Larioz mit seinem Degen befreite – ich kann Sie versichern, das war sehr schön – und alsdann ihren trauernden Verwandten zurückgab.«

»Und der Entführer kam auch vor?«

»Ob er vorkam!«

»Ebenfalls in Weiberkleidern?« fragte lachend der Kupferstecher.

»O, ich sehe, Sie glauben mir nicht und wollen mich nur zum Besten halten,« sagte Windspiel gekränkt. »Aber ich kann Sie versichern, die Erinnerung an jenen Abend kann mir doch kein Mensch nehmen; obgleich er etwas unglücklich für mich ausfiel, war er doch voll Poesie, und ich denke immer daran.«

»Ja, so sehr,« entgegnete der Andere, »daß du dein Geschäft grausam vernachlässigst und nicht einmal siehst, wie ich hier seit einer Viertelstunde bei trockenem Glase sitze.«

Diesem Fehler war bald abgeholfen; der Kellner warf die Serviette über seine Schulter und brachte im nächsten Augenblicke ein gefülltes Glas, woraus der Kupferstecher einen guten Zug that, den Deckel schallend zufallen ließ und das Gefäß wieder vor sich auf die Bank setzte.

»Ich fürchte,« sagte er nach einer Pause, »wir haben mit unseren Geschichten neulich deinen Freund und Gönner abgeschreckt, er wird so bald nicht wieder hieher zurückkehren, und das ist eigentlich schade, denn es ist amusant, ein Original, wie er ist, öfter zu sehen.«

Windspiel hatte das Glas, welches er gerade in der Hand hielt, sauber geputzt und hielt es zur Probe gegen das Licht, wobei er mit seiner Arbeit zufrieden zu sein schien; wenigstens lächelte er vergnügt in sich hinein, doch konnte dieses Lächeln auch seinen Worten gelten.

»Ich glaube nicht,« erwiderte er nämlich, »daß die Geschichte neulich hier den Don Larioz abgeschreckt hat; es ist das eine höchst eigenthümliche Persönlichkeit, die das Geheimnißvolle liebt, und er sucht wahrscheinlich mehr dahinter, als wirklich zu finden ist.«

»Nimm dich in Acht, Windspiel,« bemerkte lachend der Kupferstecher, »du sprichst da sehr geringschätzend von unserer anonymen Gesellschaft, welche sich in der That glücklich schätzt, den Herrn Larioz unter die Ihrigen aufgenommen zu haben. Aber Scherz bei Seite! Da du nun einmal der Vertraute dieses edlen Spaniers bist, so wirst du mir vielleicht mittheilen können, was er denn eigentlich damals hat sagen wollen mit seiner Erzählung von der schönen Spanierin, die er drüben bei den Breibergs gesehen haben will. Ich habe mir alle Mühe gegeben und mich auf Erkundigungen gelegt, und kann dich versichern, Windspiel, daß die drüben kein anderes Modell haben, als die wir auch kennen: die Katharine und den Stöpsel.«

»Modell, ja, das glaube ich wohl,« antwortete der Kellner, indem er die Achseln zuckte und eine etwas geringschätzende Miene annahm. »Es handelt sich hier um kein Modell; ich sage Ihnen, Herr Wurzel, es ist so, wie der Herr Don Larioz gesagt.« Er näherte sich dem Kupferstecher und setzte flüsternd hinzu: »Die halten da drüben was verborgen.«

Herr Wurzel ließ seine Arbeit ruhen, stützte die Fäuste auf die Hüften, und sagte, indem er die kleinen Augen so stark zudrückte, daß man sie kaum noch zwischen den

buschigen Brauen hervorblitzen sah: »Was sollen die da drüben versteckt haben? Ich glaube, du bist nicht recht bei Trost!«

Windspiel machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er den Andern bitten, leise zu sprechen, dann schaute er sich schüchtern in dem leeren Gemache um und erwiderte: »Ich habe sie ja selbst gesehen.«

»Den Teufel auch! Was hast du gesehen?« fragte lachend der Kupferstecher, wobei er aber doch einen aufmerksamen Blick auf das ernste Gesicht des Kellners warf, der jetzt dicht zu ihm herangeschlichen war und hastig und mit ganz leiser Stimme sagte:

»Gesehen habe ich das schöne Mädchen drüben bei Breibergs. Wer es ist, kann ich freilich nicht sagen, aber – sie gehen schlimm mit ihr um, Herr Wurzel, das dürfen Sie mir glauben. Mißhandelt haben sie sie.«

»Hol' dich der Henker, Windspiel!« rief der Kupferstecher mit einigem Erstaunen, »du könntest Einen am Ende Zeug glauben machen, wovor man sich selber schämen müßte. Wie ich früher schon sagte: dein Kopf hat gelitten, denn ein Mensch bei klarem Verstande könnte in unserer ruhigen Stadt doch unmöglich verkleidete Räuber gesehen und Entführungen beigewohnt haben und von einer gefangenen Spanierin wissen, die von den Breibergs mißhandelt wird. O Windspiel, du dauerst mich sehr!«

Der dürre Kellner kratzte sich am Kopfe und schaute einen Augenblick nachdenkend zu den bunten Fensterscheiben empor, bis er endlich entgegnete:

»Und es ist doch so; ich habe Ihnen das anvertraut, Herr Wurzel, weil Sie es besser meinen als all die Andern, wenn Sie auch oft so thun, als ob Sie Einen beißen wollten. Und schön muß die Spanierin sein, denn Herr Don Larioz spricht mit Entzücken von ihr, und was ich selbst gesehen,« setzte er stockend hinzu, »ist schon der Mühe werth, das kann ich Sie versichern.«

»Windspiel, du machst mich wirbelig,« sprach der Andere und fuhr darauf sehr ernst fort: »denn ich will nicht hoffen, daß du dir einfallen lässest, einen Spaß mit mir zu treiben.«

»Wie können Sie so etwas denken!« versetzte der Kellner fast erschrocken. »Ist es doch wahrhaftig so, wie ich Ihnen gesagt: die Breibergs halten ein wunderschönes Mädchen bei sich versteckt, das kann ich feierlich versichern. – Bei San Jago!«

»Schwör' du lieber bei einem vernünftigen deutschen Heiligen – oder beim Gambrinus meinetwegen!« rief Herr Wurzel. »Also du lügst mich nicht an?«

»Gewiß nicht; aber,« setzte der Kellner geheimnißvoll hinzu, »Herr Don Larioz hat sich vorgenommen, die Sache zu untersuchen, und wenn der mit seinem langen Stoßdegen über die Gebrüder Breiberg kömmt, da können sie sich freuen.«

Der Kupferstecher hatte das Stückchen Holz, woran er geschnitzelt, sowie das Messer auf die Bank gelegt,

dann sein Glas mit einem tüchtigen Zuge geleert, machte aber jetzt eine abwehrende Handbewegung, als Windspiel, eingedenk des Verweises von vorhin dasselbe wieder füllen wollte. Herr Wurzel strich mit der Hand über den vollen Bart und sprach, nachdem er einen Augenblick nachgedacht:

»Den Breibergs würde ich schon was Gehöriges gönnen, aber deine Geschichte ist zu toll und zu unwahrscheinlich. Dem müssen wir auf die Spur kommen.«

»Aber, Herr Wurzel,« unterbrach ihn der Kellner mit einer bittenden Geberde, »wenn die daneben erführen, daß sich der edle Don Larioz für das unglückliche Mädchen interessirt, so würde es ihr noch viel schlechter ergehen.«

»Sei kein Kameel, Windspiel!« antwortete barsch der Kupferstecher; »du wirst mich doch wohl nicht für eine Plaudertasche halten! Aber der Sache muß man auf den Grund kommen; ihr zu Lieb will ich vergessen, daß Jean Baptist ein Flegel gegen mich gewesen, unter einem Vorwande hinüber gehen und dabei schon ins Klare kommen.«

»Aber nicht wahr, Herr Wurzel,« bat der Kellner wiederholt, »Sie nehmen sich in Acht? Sehen Sie, wie sollte ich je wieder vor den Herrn Don Larioz treten können, nachdem ich an ihm zum Verräther geworden bin?«

»Was das anbelangt,« entgegnete der Kupferstecher, indem er sich von der Bank erhob, »so wäre es vielleicht gar kein Schade für dich, wenn du diesen Umgang abbrächest; aber sei nur ruhig. Wenn es sich wirklich so

verhält, wie du und dein edler Spanier sagen, so will ich wahrhaftig bereit sein, seine Bemühungen zu unterstützen.«

»Und ich erfahre etwas davon, was Sie gesehen?« fragte der Kellner.

»Wenn es der Mühe werth ist, ja. Aber ich bin fest überzeugt, die ganze Geschichte läuft auf irgend eine Narrheit hinaus.«

Damit setzte Herr Wurzel seinen grauen, breitkrämpigen Hut auf, knöpfte den Rock zu und verließ, indem er eine Melodie piff und mit dem Stock in der Luft herumfuchtelte, das Gemach.

Als der Kellner nun allein blieb, legte er seine beiden Hände vor den dünnen Leib und blickte träumerisch in die Höhe. Eigentlich wollte er an den Himmel schauen, aber da ihm die bunten Scheiben die Aussicht dorthin versperrten, so blieben seine Blicke darauf haften, und seine Phantasie grasete auf den bunten Feldern umher, welche die Maler mit allerlei seltsamen und abenteuerlichen Figuren geschmückt, – Figuren und Situationen, welche wohl dazu geeignet waren, die Gedanken Windspiels fest in der Richtung zu erhalten, in die sie sich zufällig verfahren. Da war der tapfere Drachentödter in stahlblauer Rüstung, wie er dem Ungethüm den Speer in den Leib stößt in dem Augenblicke, als dieses die etwas sehr stark entkleidete Jungfrau verschlingen will; da sah man die Töchter des Cid an ihren Baum gebunden und gleich daneben den Campeador selbst racheschnaubend sein Schwert schwingen. Da sah man viele bekleidete und

unbekleidete Jungfrauen, bekannte und unbekannte Ritter, und alle verfolgten eifrig den gleichen Zweck: die Unschuld zu schirmen, das Laster niederzuwerfen und mit starkem Arm jedem Bedrängten beizustehen.

Der gute Kellner seufzte tief auf, als er die geharnischten Figuren und die schönen Damen, mit denen er sich schon so oft im Stillen unterhalten, jetzt aufgeregt, wie er war, betrachtete und dabei dachte, wie er um ein paar hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen sei und eine schöne Bestimmung gänzlich verfehlt habe. Wie war es so unpoetisch, hier Flaschen und Gläser spülen zu müssen, Bier einzuschenken, von den Malern ›Windspiel‹ genannt zu werden, statt vielleicht Fernando zu heißen und, wie der kleine Leibpage dort oben auf dem Glasgemälde, in Diensten jener dicken Prinzessin zu stehen, der er eben vom Pferde zu helfen im Begriff ist.

Während Windspiel so dachte, hatte er seine Serviette auf die rechte Schulter geworfen, den Arm keck in die Seite gestemmt und schaute auf jene Attitude, wobei er sich vorstellte, daß ein kleiner Mantel von weißem Seidenzeuge *à la* Don Juan außerordentlich kleidsam für ihn wäre. Auf einmal wurde er aber aus seinen Betrachtungen durch ein leises Lachen aufgeschreckt, das hinter ihm erklang. Da er sich eigentlich über dieses Lachen ärgerte, es aber unter seiner Würde fand, sich rasch umzuwenden, so drehte er den Kopf mit einem sehr finsternen Gesichtsausdruck über die rechte Schulter und schien auch durchaus nicht freudig überrascht zu sein, als er in dem Lacher seinen Bruder erkannte, den kleinen Reitknecht,

wie er ihn mit einiger Geringschätzung zu nennen liebte, obgleich Friedrich nur um ein sehr Geringes kleiner war als der Kellner vom Reibsteine.

»So, du bist es?« fragte er in lang gezogenem Tone, indem er seine Serviette, ohne sich zu beeilen, vom Arme herabrutschen ließ, die Hand aber auf der Hüfte aufgestützt behielt.

»Ja, allerdings bin ich es,« entgegnete der Groom, der aber nicht ins Zimmer trat, sondern an der Thüre stehen blieb. »Wir sind hinten in der kleinen Stube, und wenn du uns da etwas Gesellschaft leisten wolltest, so wäre es uns angenehm.«

»Wer ist denn das – wir?« fragte Windspiel, indem er den Kopf ziemlich hoch emporhob.

»Lauter respektable Leute,« versetzte Friedrich mit Betonung. »Thu doch nicht so, als wenn du deine Gesellschaft auswählen könntest; freilich so langhaarige Künstler sind nicht dabei. Na, komm nur und bring vier gute Schoppen mit, das heißt vier, wenn du selbst einen trinken willst.«

»Du weißt wohl, Friedrich,« antwortete der Kellner etwas gekränkt, »daß ich das hintere Zimmer nicht bediene; dafür ist das Schenkmädchen da, und an die kannst du dich wenden, wenn du drei Schoppen haben willst.«

»Auch gut, aber komm du nur herüber.«

»Wir wollen sehen,« sagte Windspiel mit unverkennbarem Stolze, indem er die Serviette schwang und aufs Neue anfang, seine Gläser zu putzen.

Friedrich verschwand durch die Thür, und Windspiel sprach zu sich selber: Da wird er wieder welche von seinem Bedientenvolk bei sich haben; man muß das Zeug kurz halten. Die haben eine Art, sich mit Jedem familiär zu machen, und wenn man, wie ich, an bessere Gesellschaft gewöhnt ist, so haßt man das aus Grund seiner Seele.

Dabei ließ er einen unterdrückten Seufzer vernehmen und schaute abermals zu den bunten Scheiben empor, wo seine Blicke wieder auf den kleinen Pagen und der dicken Fürstin haften blieben, die ihren Fuß ziemlich weit von sich abstreckte und etwas stark schielend herabsah.

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL. POESIE UND PROSA.

Friedrich war unterdessen nach dem hinteren Zimmer gegangen, einem kleinen Stübchen, wo nur ein einziger Tisch mit vier Stühlen Platz hatte, weßhalb dieses Stübchen gewöhnlich von Parteien benutzt wurde, die unter sich und allein sein wollten. Zwei Stühle waren schon besetzt, als der Groom eintrat, und zwar der eine durch den Gärtner Andreas, der so breit wie möglich vor dem Tische saß, beide Arme darauf gelegt hatte und mit halb geschlossenen Augen vor sich hin lächelte, wie er gern zu thun pflegte, wenn er sich in gemüthlicher Laune befand, das heißt bei ihm, wenn es irgend eine Bosheit zu überlegen oder auszuführen gab.

Seinen Nachbar würde der geneigte Leser schwerlich wieder erkennen, obgleich wir schon einmal im Verlaufe

dieser wahrhaftigen Geschichte uns erlaubt haben, denselben vorzustellen. Es war das ein hübsch aussehender Mann in elegantem schwarzen Paletot, einer feinen, untadelhaften Halsbinde, aus der blendend weiße Hemdkragen hervorsahen, und einem Kopfe, den man hätte schön nennen können, wenn die Gesichtsfarbe nicht gar so bleich und verlebt gewesen wäre, und wenn nicht beständig um den Mund ein unangenehmes, malitiöses Lächeln gespielt hätte. Der Mann trug einen schwarzen Backenbart, von der Wange in einer scharfen Linie gegen die Mundwinkel laufend; sein ebenfalls schwarzes Haar war sorgfältig frisirt, an den Händen trug er Handschuhe, und die Art, wie er den rechten Arm auf den allerdings nicht übermäßig sauberen Tisch aufgelegt hatte, zeigte, daß er sich scheue, mit demselben in Berührung zu kommen, und nur ungern seiner Bequemlichkeit dieses Opfer brachte.

Es war François, der Kammerdiener der Baronin von Braachen, und wenn man ihn genau anblickte, so sah man auf seinem weißen Gesichte immer noch eine feine, röthliche Schmarre, die zuweilen mit dem Finger zu befühlen er sich seit jener Zeit zur Gewohnheit gemacht hatte, – eine Berührung, die gerade nicht dazu geeignet war, wohlwollende Gefühle für die Tochter seines Herrn aufkommen zu lassen. Er hatte sich ein Glas Punsch geben lassen, da er Bier oder Wein nicht zu trinken pflegte.

Als der Groom eintrat, hob Andreas seinen Kopf empor und fragte: »Nun, ist dein Herr Bruder zu Haus? Werden wir die Ehre von ihm haben, oder verschmäht er uns?«

»Glücklicherweise verschmähst er uns vorderhand,« antwortete Friedrich lachend. »Später schenkt er uns wohl doch auf einen Augenblick die Ehre seiner Gesellschaft.«

Er rückte einen Stuhl an den Tisch und setzte sich nieder.

Der Gärtner hob sein Glas empor, hielt es gegen das Licht, wobei er leise vor sich hin pfiff, dann trank er und sagte zu dem Kammerdiener: »Es ist mir unbegreiflich, daß Sie, wie Sie vorhin sagten, kein Bier trinken. Jetzt im Winter kann man es am Ende schon lassen, aber wenn ich Sommers das warme Zeug da in mich hinein gießen müßte, da käme ich vor Hitze um.«

»Sommers trinke ich Wasser oder etwas Limonade,« sprach der Italiener affektirt, wobei er seinen Backenbart strich und dann mit dem Zeigefinger leicht über jene Schramme fuhr.

»Da hat unser Friedrich dort eine Aehnlichkeit mit Ihnen,« sprach der Gärtner lachend, »das heißt, er thut so, als wenn er Bier oder Wein für sein Leben gern tränke; aber von dem, was eine Fliege vertragen kann, hat er schon einen Rausch. Ich behaupte, er hat so schon zu viel Geist in sich, daher macht ein bischen mehr gleich Spektakel bei ihm.«

Der Groom trank wohlgefällig aus seinem Glase, als der Andere so von ihm sprach, und François, ohne seinen Kopf im Geringsten zu wenden, warf einen spöttischen Blick auf ihn.

»Ich sage Ihnen,« wandte sich Andreas an den Kammerdiener, »das ist überhaupt ein ganz merkwürdiger Kerl, der Kleine da. Wo es bei ihm steckt, das habe ich noch nie ergründen können; aber sollten Sie glauben, daß alle Frauenzimmer in ihn vernarrt sind? Da ist die Nanett, die Kammerjungfer der gnädigen Frau, die hat er völlig unglücklich gemacht.«

Der kleine Reitknecht zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen, er verstehe wohl die Worte des Gärtners nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen; doch zeigte sich zu gleicher Zeit auf seinem Gesichte ein pffiffig sein sollender Ausdruck, der erkennen ließ, wenn man ihn auch zum Besten habe, so wisse er doch, was er wisse.

»Und warum hat er die Nanett unglücklich gemacht?« fragte François, nachdem er an seinem Punschglase genippt.

»Weil er ihr Hoffnungen erregt, die er später nicht Lust hatte zu erfüllen.«

»Wer doch auch so übertreiben könnte, wie Ihr, Andreas!« sagte nun der Reitknecht. »Ja, es ist wahr, ich war gegen das Mädchen aufmerksam, und sie hat das freundlich aufgenommen, aber dabei blieb's auch,« fügte er mit einem ernsten Blicke hinzu, während er leise seufzte. »Von Unglücklichsein ihrerseits ist keine Rede. Ja, ihrerseits nicht.«

Der Gärtner kniff sein linkes Auge gegen den Kammerdiener zu, der zum Zeichen des Einverständnisses ganz leicht mit dem Kopfe nickte und darauf sprach:

»Das Ihrerseits, was Sie zweimal wiederholten, läßt ja fast vermuthen, als wenn Jemand anders unglücklich wäre. Friedrich, Friedrich! Sie sind ein feiner Mensch und ein verwegener Geselle.«

»Ja, verwegen ist er,« sagte Andreas scheinbar mit großem Eifer und großer Aufrichtigkeit »O, er ist so verwegen, daß man das gar nicht sagen kann.«

»Im Grunde hat er Recht,« entgegnete der Kammerdiener, nachdem er, wie über etwas ernstlich nachdenkend, vor sich auf den Tisch geschaut. »Wer nicht in die Höhe strebt, der bleibt am Boden kleben, und – wer nicht wagt, der gewinnt auch nicht.«

»Da eben liegt der Hund begraben,« versetzte der Gärtner mit sehr bestimmtem Tone. »Ich versichere Sie, in seinem Geschäfte hat er einen ungeheuern Muth; im Reiten that's ihm Keiner gleich, das sagt sogar der Kutscher, der sonst immer Händel mit ihm hat. Aber wo es auf etwas Anderes ankommt, da ist Monsieur Friedrich nicht zu haben.«

»Das kann man von mir nicht sagen,« entgegnete der kleine Groom gekränkt. »Was Einer wagen kann, das thu' ich auch.«

»Man kann sich das nicht geben, wenn man's nicht hat,« meinte François. »Aber in dem Falle wäre es schade, wenn er sich durch eine übergroße Scheu vielleicht von seinem Glücke abhalten ließe.«

»Ja, was Glück!« sprach Friedrich, wobei er sich am Kopfe kratzte; »das sagt der Andreas nur so, um mich anzutreiben.«

»Um dich anzutreiben? – Da seh' einmal Einer!« rief der Gärtner im Tone des größten Erstaunens. »Was habe ich davon, ob du dich antreiben lässest? Und dann will ich dich auch gar nicht antreiben; ich habe nur gesagt; wenn er nicht sieht, daß das Fräulein ihm über alle Maßen wohlgeneigt ist, muß er blind sein, wie ein Maulwurf.«

Friedrich blickte erwartungsvoll auf den Kammerdiener, der mit dem Kopfe nickte und nach einigen Sekunden sagte: »Auch mir ist das ganz glaublich, ja, ja, vollkommen erklärlich.«

»Siehst du, ungläubiger Thomas?« nahm Andreas abermals das Wort, wobei er den Andern leicht an den Arm stieß, wie um ihn aufmerksam zu machen. »Auch dem Herrn François ist das glaublich und erklärlich. Und daß der solche Geschichten kennt, das wirst du doch wohl nicht läugnen wollen.«

»Es liegt Alles in der Art,« fuhr der Kammerdiener fort, »wie das Fräulein ihm ihr Wohlwollen zu erkennen gibt, man kann damit anziehen und abstoßen. Wenn sie freundlich mit ihm ist, so wollte das nicht viel beweisen; man müßte erst wissen, ob sie ihn auf irgend eine Art, und wie, den Andern vorzieht.«

»Na, wenn Friedrich nicht wissen sollte, daß sie das thut, so will ich ein Schaf sein!« rief der Gärtner, indem er die Hände zusammenschlug. »Das läßt sich an tausend Kleinigkeiten merken. Will sie bei Tische Wasser haben, so muß es ihr Friedrich präsentiren, tritt sie auf ihren Spaziergängen durch den Garten in den Stall, so thut

sie es gewiß nur in dem Augenblicke, wenn er dort ist. – Kannst du das läugnen?« wandte er sich an den Reitknecht. »Und kannst du auch läugnen, daß sie neulich absichtlich ihr Taschentuch fallen ließ, damit du es ihr in die Hand geben solltest?«

»Daß sie es fallen ließ, ist schon wahr,« sagte der Groom, »aber eine Absichtlichkeit – nein, daran kann ich nicht glauben.«

»Man läßt im Stalle nie ohne Absicht ein Taschentuch fallen,« sprach in sehr bestimmtem Tone der Kammerdiener, »ich kenne das.«

»Hörst du, Herr François kennt das!« rief Andreas eifrig. Doch fuhr er gleich darauf achselzuckend und mit großem Unmuth fort, wobei er aber, ohne daß es Friedrich sah, einen aufmunternden Blick auf den Kammerdiener warf: »Doch was geht mich die ganze Geschichte eigentlich an? Wenn ich dem Burschen da nicht so gut wäre und es mich freuen würde, wenn er zu seinem Glücke käme, da hätte ich wahrhaftig nie ein Wort darüber verloren. Sieh den Herrn Kammerdiener an, was das für ein Mann geworden ist. Und wie die Sachen stehen, könntest du es noch weiter bringen. – Glauben Sie wohl,« fuhr er gegen François gewandt fort, »daß ich für das Fräulein ein Bouquet machen sollte, und daß sie mir sagte, als ich es ihr übergeben wollte: Friedrich kann es auf mein Zimmer tragen! Nun, wenn das nicht deutlich genug ist, dann weiß ich nicht mehr, was deutlich sein soll.«

Der Kammerdiener fuhr mit den Fingern leicht und wiederholt über die Schramme in seinem Gesichte, dann sagte er wie zu sich selber: »Ja, ja, es liegt in der Familie.«

Obgleich er dies sehr leise sprach, so hatte es doch Friedrich, der gespannt auf seine Worte horchte, wohl verstanden.

»Wenn Jemand freilich,« fuhr der Kammerdiener laut fort, »meine Muth besitzt, se greift er eine Sache falsch an und verdirbt mehr, als er gut macht.«

»Ja, Muth muß man freilich haben,« meinte auch der Gärtner, indem er verdrießlich die Arme über einander schlug; »aber der ist nicht Jedermann gegeben.«

»Ihr habt gut reden, Andreas!« rief der Groom ärgerlich, »was soll ich da meine Haut zu Markte tragen, wo ich doch überzeugt bin, daß Alles nichts ist? Freilich ist sie schön, ach! so schön, daß Einem das Herz aufgeht, wenn man sie nur ansieht; aber auch ebenso stolz; und wenn ich auch Muth genug habe, so muß ich doch sagen, daß ich fast in die Kniee schnappe, wenn sie nur einen ernsten Blick auf mich wirft. – – Dann – ist, auch – – der gnädige Herr –«

François horchte auf, doch trank er im nächsten Augenblicke scheinbar mit großer Gleichgültigkeit aus seinem Glase.

Der Gärtner hatte aber wohl den Blick im Auge des Italieners bemerkt und sagte, indem er sehr künstlich lachte:

»Friedrich, du bist doch ein kleines Ungeheuer! Was willst du vom gnädigen Herrn sagen?«

»Ich will nichts von ihm sagen,« antwortete mürrisch der Reitknecht. »Aber er hat die Augen so auf alles, was im Hause geschieht, namentlich auf das, was das Fräulein thut, daß ihm nicht das Geringste entgehen könnte.«

»Seh' mir Einer den Unverstand an!« sagte Andreas. »Als wenn der gnädige Herr etwas sehen sollte, was sie nicht will sehen lassen. Aber sparen wir unsere Worte; man muß Niemand zu seinem Glücke zwingen wollen, der keine Lust hat, etwas dafür zu wagen.«

»Das Gleiche denke ich auch,« meinte François, geziert lächelnd. »Da ich meinen Punsch ausgetrunken habe, auch meine Zeit zu Ende geht« – er zog dabei mit großer Absichtlichkeit seine schöne goldene Cylinderuhr aus der Tasche, die an einer schweren Kette von gleichem Metall hing – »so denke ich, wir sparen unsere Worte und lassen den Herrn Friedrich thun, was ihm gut dünkt.«

Damit erhob er sich, und der Gärtner folgte seinem Beispiele; dann schlug Letzterer den Groom leicht auf die Schulter, und sagte ihm: »Ueberlege genau, was wir gesprochen. Ich muß jetzt nach Hause, um meine Glashäuser zuzudecken. Du wirst wohl noch da bleiben und deinen Bruder erwarten. Geh in dich und fasse Muth; wahrhaftig, wenn ich an deiner Stelle wäre, da solltest du in den nächsten Tagen was erleben.«

Damit gingen die beiden würdigen Männer zur Thür hinaus, François mit hoch erhobenem Kopfe, gespitztem Munde, ohne sich nach dem kleinen Reitknechte umzuschauen. Während er durch die vorderen Zimmer der

Wirthschaft ging, liebte er es, seine schwere goldene Kette häufig um den Zeigefinger zu wickeln.

Vor der Hausthür angekommen, blieben die Beiden bei einander stehen und der Kammerdiener sagte: »Nur nicht nachlassen! Man muß dem dummen Burschen jeden Tag einheizen, bis er warm genug ist. Macht er aber einmal einen dummen Streich, dann verlasse ich mich auf Sie, Andreas, daß Sie mich aufs Schnellste davon in Kenntniß setzen.«

»Und wenn es am Ende doch nichts nützt?« antwortete der Andere. »Wenn das gnädige Fräulein einfach die Reitpeitsche nimmt und unseren Freund zum Hause hinaus jagt, was dann?«

»Einen Skandal gibt's auf alle Fälle,« entgegnete François, nachdem er einen Augenblick nachgedacht. »Und wie ich dieses wilde, trotziges Geschöpf kenne« – bei diesen Worten strich er abermals über seine Wange und biß die Zähne leicht auf einander – »reißt das so tief in ihr Herz, daß da Alles zu erwarten ist. Das Haus muß ihr verhaßt werden. Auch können Sie sich denken, daß ich schon auf andere Weise vorgearbeitet habe. Man hört hier und da etwas, wie auffallend sich der Herr Baron von Breda seiner Nichte annimmt; die guten Leute schütteln begreiflicher Weise den Kopf darüber und finden daran eine ausgesprochene Neigung. Das geradezu bei uns zu sagen, werde ich mich wohl hüten; denn die gnädige Frau ließ schon früher einmal Worte fallen – aber,« unterbrach er sich mit einem Mal, »wie vorhin bemerkt: unterlegt ist die Sache aufs Beste, es braucht nur eines

gelinden Anstoßes, und wir rollen von unserer Höhe den Berg hinab.«

»Wir hören dann auf, alte Diener des Hauses zu beaufsichtigen und zu chicaniren!« rief triumphirend der Gärtner.

»Und wenn wir darauf wieder sehr enttäuscht in die Heimat zurückkehren, so werden wir uns doch nach und nach entschließen müssen, in manchen sehr sauren Apfel zu beißen.«

Dies sagte François, der Kammerdiener, indem er behaglich seinen Backenbart strich, während aber zugleich ein wildes Feuer aus seinen Augen blitzte.

Darauf reichten sich Beide die Hände, und Jeder ging seiner Wege, der Eine hierhin, der Andere dorthin.

Der kleine Groom war in dem Hinterstübchen allein geblieben, hatte den Ellbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf darauf gelegt, aber in einer Art, wie man es wohl zu machen pflegt, wenn man eifrig über etwas nachdenkt, das im Stande ist, einem den guten Humor zu verderben. Er drückte nämlich mit seiner Faust die rechte Wange so in die Höhe, daß von dem Auge über derselben fast nichts mehr sichtbar war. Auch hatte er seinen Hut wieder aufgesetzt und ihn recht schief auf ein Ohr gerückt, nicht weil es ihn barhäuptig fror, sondern weil er die Schritte seines Bruders vernahm, und weil er dachte, er sehe imponirender aus, wenn er mit dem Hut auf dem Kopfe dasäße.

Was sein Herz in diesem Augenblick bewegte, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben, denn er war sich

dessen selbst nicht recht bewußt. Wenn auch der Gärtner in der betreffenden Angelegenheit durch aufreizende Worte, Schmeichelreden und die handgreiflichsten Lügen aller Art seine Phantasie möglichst gesteigert hatte, so war er dagegen in ruhigen Momenten so vernünftig, sich selbst vor einem Schritte zu warnen, der neben einem schönen Ausgange auch verschiedenes Unangenehme haben konnte und wobei es sehr ungewiß blieb, welchem dieser Ausgänge er zufliegen würde. Wir sagen: in ruhigen, vernünftigen Momenten dachte er so; aber leider waren diese höchst selten bei ihm.

Der Kellner trat demnach in das Gemach, und da er die Anderen nicht hatte weggehen sehen, so blickte er nicht nur einigermaßen erstaunt um sich, sondern sagte auch:

»Ich glaubte, du seiest in Gesellschaft. Wo sind denn die Anderen?«

Friedrich machte, ohne seine Stellung zu verändern, eine Handbewegung nach der Thür, worauf sein Bruder fortfuhr:

»Mir scheint, du bist schlecht gelaunt, und da wird wohl unsere Unterhaltung ziemlich spärlich ausfallen; vielleicht willst du auch mit deinen Gedanken allein sein, und wenn das der Fall ist, so hast du es nur zu sagen, ich habe ohnedies noch genug zu schaffen.«

Nun war es aber dem Groom in diesem Augenblicke nicht darum zu thun, allein zu bleiben; denn so sehr er auch nachdachte, brachte er doch nichts Gescheidtes zusammen; im Gegentheil, er begann sich zuweilen vor seinen eigenen Gedanken zu fürchten, da sie mitunter, wie

nicht zu läugnen, ziemlich extravagant waren. Deßhalb veränderte er langsam seine Stellung, blickte seinen Bruder an und bemerkte: »Wenn ich allein sein wollte, da wäre ich wohl mit den Anderen fortgegangen und nicht hier zurückgeblieben.«

»Aber verdrießlich bist du!«

»Verdrießlich eigentlich nicht, aber bekümmert.« Bei diesen Worten stützte Friedrich den Kopf auf die linke Hand und seufzte ziemlich auffallend, und zugleich zwinkerte er auf eigentlich komische Art mit den Augen.

Windspiel hatte sich auf der anderen Seite des Tisches niedergelassen, streckte die zusammengefalteten Hände vor sich aus und drehte mit den Zeigefingern derselben langsam das Salzfaß herum, welches vor ihm stand.

»Wenn du bekümmert bist,« sagte er, »so mußt du also Kummer haben, und da es für alle Arten von Kummer einen kräftigen Trost gibt, so wäre ich vielleicht im Stande, etwas für dich zu thun, wenn du es nämlich für gut fändest, mir die Ursache deines Kummers mitzutheilen.«

Der kleine Reitknecht spuckte neben sich auf die Erde, wobei er sich bemühte, ein recht melancholisches Gesicht zu machen; dann entgegnete er:

»Es gibt eine gewisse Art Kummer, welchen zu fühlen du aber noch nie Gelegenheit hattest« – dies sprach er mit Geringschätzung – »und den nur eine einzige Person zu lindern im Stande ist. Daß du aber diese Person nicht bist, das kann ich dir versichern.«

»Das wäre Liebeskummer,« meinte Windspiel, »der schlimmste von allen.« Er ließ das Salzfaß los und bewegte die Finger, als sei er gerade im Begriff, die Saiten einer Guitarre zu verarbeiten. »Ja, Liebeskummer.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

– – Und doch sagt der Dichter:

Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

Es ist das sehr schön componirt, und ich spiele es zuweilen Abends, wenn der Mond scheint.«

»Was der Dichter sagt, ist mir sehr gleichgültig,« versetzte mürrisch der Groom; »nur so viel ist gewiß, daß, wenn ich liebe, ich das durchaus nicht mit großem Glücke thue.«

»So liebst du also unglücklich?« sprach der Kellner mit einem leichten Anflug von Begeisterung. »Das ist um so schöner.«

»Warum um so schöner?«

»Weil es sehr poetisch ist.

Hangen und bängen in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.«

Diesmal sang Windspiel die Melodie zu den Worten, wobei ihm der Reitknecht zuhörte, mit finsterem Blick

und einem unverkennbaren Zug von Verachtung um die aufgeworfenen Lippen. Doch ließ er sich gleich darauf herab, zu sagen: »Man kann unglücklich lieben und doch wieder nicht unglücklich.«

»O ja, das kann man,« antwortete schwärmerisch der Kellner, indem er seine Augen gegen die Zimmerdecke erhob. »Man kann zum Beispiel eine vornehme Dame lieben, auch von ihr wieder geliebt werden, aber unserer Verbindung stellen sich unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Das ist noch schöner, noch poetischer.«

Er begleitete diese Worte mit einer ausdrucksvollen Bewegung der rechten Hand.

»Und daran findest du nichts Unrechtes?« fragte Friedrich.

»Gewiß nicht; wer kann seinem Herzen gebieten?«

»Nun, dann freut es mich, daß wir doch einmal einerlei Ansicht sind – denn ich liebe eine vornehme Dame.«

»Oh, oh!« machte Windspiel mit einem Tone großer Ueberraschung. »Du? Mach keinen schlechten Spaß!«

»Na, ob das wie ein schlechter Spaß klingt!« sprach der kleine Reitknecht gereizt, schob seinen Hut noch verwegener auf das Ohr und setzte sich aufrecht hin, um seinen Bruder fest anzusehen. »Und wenn dir das so unglaublich erscheint, so dauern mich die paar Worte, die ich an dich verschwendet.«

»Bei Gott ist allerdings nichts unmöglich,« antwortete Windspiel kleinlaut. »Aber ist es wirklich eine vornehme Dame, oder thut sie nur so?«

»Sie thut nicht nur so,« versetzte der Andere in wegwerfendem Tone, »sie ist es in der That.«

»Und sie liebt dich?«

»Wenn ich nicht irre, ja.«

»Darin kann man sich schwerlich irren,« meinte der Kellner kopfschüttelnd. »Aber zu einer Erklärung ist es zwischen euch noch nicht gekommen?«

»Bis jetzt noch nicht,« sprach der Groom mit leiser Stimme, wobei er, offenbar von widersprechenden Gefühlen bewegt, die Augenbrauen emporhob und sich an dem Kopfe kratzte. »Das geht nicht so geschwind; ich bin doch eben nur Reitknecht, und sie ist eine vornehme Dame.«

»Kennt denn die Liebe Standesunterschiede?« sagte Windspiel begeistert. »O nein!«

Dabei lächelte er süß und machte abermals mit den Fingern eine Bewegung, als sei er mit seiner Guitarre beschäftigt:

»Im süßen Traum, bei stiller Nacht,
Da kam zu mir, mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht, die Liebste mein,
Sie kam zu mir ins Kämmerlein.«

»Also hältst du es doch für möglich, daß mich die vornehme Dame liebt?«

Der Kellner warf einen trüben Blick auf seinen Bruder und antwortete dann zögernd: »O ja, es ist schon möglich; natürlich wirst du aber keine Beweise haben.«

»Und wenn ich diese Beweise hätte, würdest du mir rathen, eine Erklärung zu wagen?«

»Gewiß!« rief Windspiel, indem er wiederholt mit der Hand agirte. »Eine solche Erklärung soll etwas ganz Köstliches sein; sie allein, wie die Dichter sagen, ist schon im Stande, eine Liebe zur völligen Reife zu bringen, alle Schranken zu durchbrechen. – Ich liebe dich! O, wie das wunderschön klingt! Wahrhaftig, ich muß mich nächstens auch einmal zu einer Leidenschaft verstehen, nur um sagen zu können: Ich liebe dich.«

Der kleine Reitknecht pfiß vor sich hin, wie er zu thun pflegte, wenn er Lord, der zuweilen unruhig sein konnte, striegelte und putzte. Dann spuckte er abermals heftig auf den Boden und meinte:

»Es hat doch seine Schwierigkeiten. Wenn ich mich geirrt hätte und die vornehme Dame lachte mich aus, so wäre das sehr unangenehm.«

»Unangenehm wohl, das ist nicht zu läugnen,« sagte Windspiel, wobei er nachdenkend vor sich hinsah. »Aber poetisch, sehr poetisch. Und dann ist noch kein Baum auf den ersten Hieb gefallen. Wenn sie sich auch von dir abwendet« – dabei machte der Kellner die Bewegung des Abwendens sehr ausdrucksvoll – »so muß die Fürstin doch denken,« fügte er schwärmerisch hinzu, »dieser Leibpage ist ein kecker Knabe. Und wenn du ihr das nächste Mal vom Pferde hilfst« – er dachte an das Glasgemälde – »so wirst du vielleicht einen zarten Druck ihrer Hand auf deinem Arm verspüren.«

»Ja, vom Pferde hilft ihr der gnädige Herr gewöhnlich selber,« sagte Friedrich, der nicht dazu gemacht war, dem poetischen Fluge seines Bruders zu folgen. »Und der Herr Baron ist es auch, den ich am meisten fürchte.« – Doch glaubte er bei diesen Worten von seinem Geheimniß schon zu viel verrathen zu haben, denn er trank sein Glas leer, dehnte seine kurzen Glieder, während er aufstand, und sprach: »Also du an meiner Stelle würdest einmal eine Erklärung riskiren? – Natürlich unter vier Augen; denn was Niemand gesehen hat, das kann man, wenn es schief geht, abläugnen.«

»Abläugnen würde ich nie etwas,« meinte Windspiel sehr ernst. »Muthig würde ich hinstehen und fragen: Ist denn lieben ein Verbrechen? darf man denn nicht zärtlich sein? Und wenn der alte Fürst seine Trabanten kommen ließe und mich in den tiefen, dunkeln Keller werfen – gut, er thue es! – kann er mir verbieten, an Rosaura zu denken und zum Klange des Saitenspiels zu singen:

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag ich dich fort,
Fort nach den Fluthen des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.«

»Ja, du weißt den schönsten Ort, aber auch wie es in der Welt zugeht,« antwortete der Groom mit vieler Geringschätzung, während er dabei die Achseln zuckte. »Wenn aber der Fürst seine Reitpeitsche von der Wand nähme, dich tüchtig durchwichste und dann zum Hause hinausjagte? – He, Bürschlein!«

»Das soll auch schon vorgekommen sein,« meinte der Kellner, indem er die Hände zusammenlegte. »In solchem Falle würde ich den Umständen gemäß handeln und vielleicht einen meiner Handschuhe zurücklassen, denn so ein Handschuh bedeutet –«

»Na ja, es ist schon gut,« unterbrach ihn Friedrich. »Vor allen Dingen bitte ich dich aber, reinen Mund zu halten, über das, was wir hier gesprochen; auch gegen deine Mäler da vorne. Nimm dich in Acht, die treiben doch nur Narrheiten und Unsinn mit dir, machen dich doch nur zum Affen und locken aus dir heraus alles, was ihnen gut dünkt.«

Windspiel lächelte mitleidig und sagte, nachdem er seinem Bruder aufmerksam in's Gesicht geblickt: »Ich verzeihe diese Worte deinem gereizten Gemüthe, und damit du siehst, daß du mich durchaus nicht beleidigt hast, will ich dir noch obendrein einen Vorschlag machen: schicke mich zu der vornehmen Dame, ich will so eindringlich mit ihr sprechen, daß sie ein Herz von Kieselsteinen haben müßte, wenn sie nicht sagte: – Ja, ich liebe ihn, diesen Friedrich – diesen verwegenen Knaben.«

»Mit deinem verfluchten Knaben!« antwortete der kleine Reitknecht erzürnt. »Sehe ich denn aus wie ein Bub? Du hast doch am allerwenigsten Ursache, über meine *Figur* zu spotten.«

»Ich will auch gar nicht spotten,« entgegnete Windspiel freundlich; »es ist nur so eine Redeweise. Aber was meinst du zu meinem Vorschlag?«

»Dazu meine ich gar nichts,« erwiderte der Andere unwirsch, während er nach der Thür ging. »Aber, wie schon gesagt, halte dein Maul und laß dir nichts merken.«

Friedrich zog seinen kurzen Livreerock recht scharf in die Taille, warf einen Blick in den Spiegel, um zu sehen, ob der Hut richtig sitze, und verließ dann mit einem Kopfnicken gegen seinen Bruder das Zimmer und ging gleich darauf aus dem Hause.

VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL. EIN ABENTEUER.

Dem Laufe der Stunden nach folgte auch an diesem Tage die eine der andern, der Nachmittag verging, und gemäß dem kurzen Wintertage sank die Sonne schon bald an dem klaren Himmel hinab gegen die fernen Berge zu, mit dem scharfen Lichte ihrer letzten Strahlen noch einmal die Erde küssend, ehe die kalte Nacht ihren winterlichen Schleier darüber breitete.

Windspiel hatte seine Geschäfte besorgt, das Gemach bestens hergerichtet, wo sich in späterer Stunde die Künstler zu versammeln pflegten, und wollte gerade, wie ihm in der Dämmerstunde erlaubt war, für einige Augenblicke in seine bescheidene Dachstube hinaufsteigen, als er, durch den Hausgang gehend, die lange Gestalt seines Freundes und Gönners Don Larioz erblickte, der eben zur Thür herein kam.

Man kann sich denken, mit welcher Freude der Kellner demselben entgegen eilte und ihn nöthigen wollte, in eines der Gastzimmer zu treten, wo sich nur hier und

da an irgend einem Tische ein Gast befand und deßhalb Platz genug zu finden gewesen wäre.

Der Spanier aber blieb, dankend für das Anerbieten, im Gange stehen und wollte nicht einmal in das Gemach eintreten, das ihn damals so gastlich ausgenommen und wo sich die Verbrüderung zum Dolche Rubens zu versammeln pflegte.

»Wäre es Ihnen wohl erlaubt,« sagte er nach den ersten freundschaftlichen Begrüßungen, »mich für eine kurze Zeit in Ihr eigenes Zimmer zu führen, so würde ich das mit großem Dank annehmen.«

Obgleich sich der Kellner durch diese Bitte geschmeichelt fühlte, so hielt er doch seine Wohnung für gar zu bescheiden und ärmlich, um sie einem so hochgeehrten Gaste anzubieten und machte in dieser Richtung seine Einwendungen.

Doch war Larioz der Mann nicht, der die Wohnung eines Freundes gering geachtet hätte, weil sie nicht im ersten, oder zweiten Stocke lag, weil ihre Wände schief unter das Dach hinliefen, und weil die Möbel in derselben von einer fast rührenden Ursprünglichkeit waren. Auch lächelte er so eigenthümlich, als er darauf bestand, in die Dachkammer des Kellners hinaufzusteigen, daß dieser wohl einsah, der Spanier habe seine besonderen Gründe; und diese Gründe lagen ja auch so nahe, daß es nicht des guten Taktes Windspiels in solchen Dingen bedurft hätte, um sie augenblicklich zu erkennen und darauf, dem Wunsche seines Gönners gemäß, diesen sogleich unter das Dach zu begleiten.

Es ging auf einer eben so dunkeln Treppe aufwärts, wie die im Breiberg'schen Hause war. Doch wurde hier die Phantasie nicht aufgeregt von seltsamen Geräthen und geheimnißvollem Gerümpelwerk, von Helmen mit wehenden Straußenfedern oder sogar von rothen Tricots; hier hatte Alles ein einfaches, offenes und ehrliches Ansehen. Die alten Treppenstufen knarrten freundlich und zufrieden, obgleich sie sehr ausgetreten waren; der Strick, der Einen in die Höhe leitete, war kühl und glatt, und Alles vielleicht Außergewöhnliche, auf welches das Auge traf, wenn man die Höhe der Treppe erreicht hatte, bestand in einem halben Dutzend harmloser, strammer Mehlsäcke.

Die Kammer des kleinen Kellners war durch Bretterverschläge dem Dachboden abgerungen, jedoch mit verschiedenen Stücken alter Tapeten bekleidet, die nur leider an vielen Stellen gerissen waren, wo die Trockenheit der Luft nämlich die Bretter nach und nach zusammengezogen. Doch hatte Windspiel hier nachgeholfen, indem er Streifen Druckpapier über die Fugen geklebt, was sehr praktisch war und auch recht artig aussah.

Leider befand sich das Lager des Bewohners noch in etwas unordentlichem Zustande, da das Schenkmädchen keine Zeit gehabt hatte, danach zu sehen; auch lagen hier und da Kleider umher, die aber der Kellner alsbald beseitigte und darauf seinem Gaste den einzigen Stuhl der Kammer anbot. Für den uns schon bekannten poetischen Sinn des Bewohners sprachen ein paar Gedichtsammlungen, die auf einer Kiste lagen, sowie eine Guitarre mit

himmelblauem Bande, welche über derselben an einem Nagel hing.

Don Larioz dankte freundlich für das Anerbieten des Stuhles und bat um Erlaubniß, aus dem Fenster sehen zu dürfen, eine Bitte, die Windspiel verstand und welche ihn so rührte, daß er beinahe nicht im Stande gewesen wäre, den rostigen Riegel zurückzuziehen.

Doch gelang dies den vereinten Anstrengungen Beider, worauf sich die wackeligen Flügel aus einander thaten und der edle Spanier hinaus schaute, indem er mit den Schultern an beide Seiten der etwas schmalen Oeffnung anstieß.

Windspiel, dessen Gegenwart zur Beschreibung des Terrains höchst nöthig war, bohrte seinen dünnen Kopf zwischen den Ellbogen des langen Schreibers hindurch und machte denselben alsdann auf die höchst interessante Umgebung aufmerksam.

Beim ersten flüchtigen Blick gewahrte man freilich nichts als Dächer und wieder Dächer, Schornsteine und abermals Schornsteine, hier und da eine Windfahne oder einen Blitzableiter, dessen goldene Spitze im letzten Strahle des Tagesscheins wie glühend erschien. Auch stieg schon der Duft des winterlichen Abends in die Höhe und füllte die tief liegenden Straßen. Für jeden Andern wäre auch eigentlich nicht viel Interessantes hier zu sehen gewesen; für Larioz dagegen das Haus, welches *sie* verbar, das Fenster, hinter welchem *sie* schmachtete, – genug, um ihn einen ganzen Tag, in stille, selige Träumereien versunken, an diese Stelle zu fesseln. Ja, es war das

Haus der Gebrüder Breiberg, welches er dort so dicht vor sich sah, daß er mit ausgestreckten Armen die für ihn so lieben Mauern fast hätte erreichen können. Sehr leicht wäre es ihm gewesen, eine Hand zu drücken und zu schütteln, die gegenüber ebenfalls in dieser Absicht herausgestreckt worden wäre. Aber da war von einer Hand keine Spur, da sah man nichts als die grauen Mauern des Hauses, oben Dachfenster mit zerbrochenen Scheiben, ein Stockwerk tiefer verschlossene Fensterläden, zur Wohnung der verruchten Brüder gehörig, die sich und ihr scheues Wesen hier vor den Blicken der Nachbarschaft abzusperren bemüht waren.

Noch ein Stockwerk tiefer, da war der Ort, wohin sich seine liebende Seele senkte. Dort sah er die beiden Fenster, und wenn er sich das große Zimmer vergegenwärtigte, so konnte er sich ungefähr vorstellen, wo die spanische Wand aufgestellt war, und dann befand sich links von derselben das Lager, wo sie geruht.

Ja, es waren die Fenster des Ateliers, das bekräftigte auch Windspiel schauernd, dieselben Fenster, die Letzterer vor kurzer Zeit bei der Samstags-Nachmittagwäsche gesehen, wo er das unglückliche Mädchen erblickt in härenem Gewande, wo er jene unwürdigen Worte gehört, die Clemens Breiberg ausgesprochen: »Die hast du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft!«

Die Fenster des Ateliers waren, wie gewöhnlich der Fall, innen mit einem Carton halb verstellt, und die Oeffnung, die oben blieb, war zu klein, um hinein zu blicken,

selbst wenn sich der Spanier nicht so hoch über denselben, sondern mehr gegenüber befunden hätte. Unter den eben genannten Fenstern befand sich noch ein weiteres Stockwerk, dessen Läden aber fest verschlossen waren, und dann ging es auf einen feuchten Winkel hinab, den die Mauern beider Häuser bildeten, der vorn an der Straße mit einer hölzernen Thür verschlossen und an welchem hinten der Verschlag angebracht war, wo der Schreiber jenen denkwürdigen Abend zugebracht und wo er den Spruch des großen maurischen Weisen Carabanzeros vernommen.

An das alles dachte Larioz, während er hinab blickte, und sein ohnedies empfängliches Gemüth wurde noch weicher, noch poetischer gestimmt; seine Phantasie befand sich in lebhafter Aufregung, und es war ihm, als könne er durch die Mauern des vor ihm liegenden Hauses in das Atelier blicken und sehe das schöne, unglückliche Mädchen, entkleidet von ihrem reichen spanischen Gewande, o, so sehr entkleidet von demselben! – und als erblickte er Clemens Breiberg vor ihr stehend, nicht mit Schlägen drohend, wohl aber mit seiner Liebe.

Als er das dachte, biß er die Zähne fest auf einander und sein Schnurrbart sträubte sich ordentlich empor wie der eines erzürnten Katers. – Ach, verruchte Seele! dachte er, deßhalb jene Mißhandlungen! – Aber glaube nicht, daß du dein verbrecherisches Vorhaben ausführen wirst! Vertrau' ich doch auf ihre Tugend und die Stärke meines Armes – bei San Jago!

Der lange Spanier hatte sich bei diesem Gedanken stark aus dem Dachladen hinaus gebeugt, und seine Blicke bohrten sich ordentlich in die Fenster des Ateliers.

Da war es ihm mit einem Male, als bewege sich der Carton an dem Fenster, welches an der spanischen Wand lag. Hastig zeigte Larioz darauf hin, und Windspiel bestätigte kopfnickend, was der Andere gesehen. Ja, der Carton wurde langsam weggerückt, und dann sah man eine Hand, Gott! eine kleine, weiße Hand, die sich am Riegel des Fensters zu schaffen machte, denselben zurückzog und dann die Flügel ein ganz klein wenig öffnete.

»Sie gibt ein Zeichen,« flüsterte Windspiel.

Larioz lächelte zweifelhaft, wie man wohl mißtrauisch zu lächeln pflegt, wenn uns unverhofft etwas Glückliches begegnet, von dem wir unmöglich glauben können, daß es uns wirklich zu Theil wird. Er that einen tiefen Athemzug und sagte:

»Wenigstens ist das, was wir da unten sehen, keine Täuschung. Das Fenster ist in der That geöffnet worden, und es war mir wirklich, als hätte ich eine weiße Hand blinken sehen.«

»Und ich ein glänzendes Augenpaar,« meinte der Kellner. »Gewiß, ich habe mich nicht geirrt.«

»Stille, stille! – horch!«

Und Beide waren mit einem Male stille; denn von da unten herauf klang unverkennbar das sanfte Vorspiel einer Laute, weiche, melancholische Töne, welche das Herz umstricken und das Auge in den Himmel blicken lassen.

So that auch der Spanier, der entzückt an dem Dachfenster lehnte und aufwärts schaute zum dunkler werdenden Abendhimmel, wo nach und nach tausend leuchtende Funken sichtbar wurden. Und nicht genug an dem Saitenspiele, jetzt vernahm man eine weibliche Stimme, welche leicht und anmuthig sang. Ach, und was sie sang, erfüllte das Herz des langen Schreibers mit Entzücken, denn es war, allerdings in deutscher Uebersetzung, ein spanisches Lied:

»Tief im Herzen trag' ich Pein,
Muß nach Außen stille sein.
Den geliebten Schmerz verhehle
Tief ich vor der Welt Gesicht;
Und es fühlt ihn nur die Seele,
Denn der Leib verdient ihn nicht.
Wie der Funke frei und licht
Sich verbirgt im Kieselstein,
Trag' ich innen tief die Pein.«

Windspiel war begeistert; er schloß zuweilen die Augen, und durch sein dünnes Gehirn zuckten Bilder von dem fernen Andalusien, von Goldorangen, von blühenden Granaten, von Serenaden und Mandolinenklingen; er war zu mitfühlend, zu aufgereggt, um wie Larioz dabei ruhiger Zuhörer zu bleiben. Gern hätte er seine Gitarre genommen und mit eingestimmt in das spanische Lied; aber unter den vier Accorden, die er kannte, waren jene leider nicht, die drunten gespielt wurden. Still und woneschauernd nahm er den Stiefelknecht zur Hand, hielt

ihn wie eine Laute an den Busen und griff in gutem, festem Takte auf dem unempfindlichen Holze umher.

»Wohl aus hartem Felsgestein
Sind geschaffen unsre Herzen,
Meins, das aushält so viel Schmerzen,
Deins, das kalt bei meiner Pein.«

erklang die Stimme, worauf sich das Saitenspiel in ein leises Geflüster verlor, dann aufhörte und somit anzeigte, daß die Sängerin im gegenwärtigen Augenblicke mehr nicht wagen dürfe.

Wir müssen gestehen, daß sich Larioz wunderbar bewegt fühlte; noch nie in seinem Leben glaubte er eine weichere und lieblichere Stimme gehört zu haben. Und dieses herrliche Geschöpf mußte schmachten und sich winden unter den Mißhandlungen der Gebrüder Breiberg! Was hielt ihn ab, sich eine Waffe zu suchen, ein langes Brett hinüber zu schieben nach dem gegenüber liegenden Dachladen, von dort hinab, in das Atelier zu stürmen und das arme Mädchen zu befreien, zu erretten? – Was hielt ihn ab? Ach! nur der Gedanke an die kalte prosaische Zeit, in der er leider, leider lebte, eine Zeit, die kein Verständniß mehr hatte für echte mannhaftes Ritterlichkeit, eine Zeit, die ein tapferes Herz, welches Kraft in sich fühlte, für die Geliebte Alles zu wagen, in ähnlichen Fällen kalt und grausam bedroht haben würde mit einem Institut, das Larioz wohl kannte, mit der Polizei nämlich, die von Liebe und Begeisterung nichts versteht und die Ergüsse warmer, gefühlvoller Herzen nicht

zu würdigen weiß. O, über diese Zeit, in welcher er geboren!

Diese finsternen Träumereien des langen Schreibers wurden unterbrochen durch Windspiel, welcher seinen Nachbar sanft am Aermel zog und dabei leise, aber hastig sagte: »Schauen Sie hinab!«

Und als Don Larioz in der That hinabschaute, erblickte er, so deutlich es die Dämmerung erlaubte, die feine weiße, blinkende Hand wieder, die sich jetzt zwischen der Spalte der Fensterflügel hindurch stahl und ein Papier fallen ließ, welches um etwas Schweres gewickelt sein mußte: denn es stürzte mit großer Schnelligkeit in den schmalen Raum zwischen den beiden Häusern hinab.

»Sie gab mir ein Zeichen!« sagte der Spanier entzückt.

Und Windspiel wiederholte schwärmerisch: »Ja, sie gab ein Zeichen: dort unten liegt es.«

Darauf beugten sich Beide so weit hinab, als ihnen möglich war, um der Stelle gewiß zu sein, wohin das Papier gefallen. Denn dasselbe in seinen Besitz zu bekommen, war jetzt der einzige und eifrigste Gedanke, der die Brust des Spaniers erfüllte.

Wenn aber die Beiden nicht gar so eifrig hinabgeschaut hätten, so würden sie vielleicht bemerkt haben, wie sich ihnen gegenüber in der Wohnung der Gebrüder Breiberg ein Fensterladen öffnete und das Gesicht des Herrn Clemens mit hämischem Lächeln zum Vorschein kam. Doch nur einen Augenblick; denn ehe Don Larioz und der

Kellner wieder in die Höhe sahen, war der drüben verschwunden und hatte auch den Laden wieder geräuschlos zugezogen.

»Daß dieses Papier da unten für mich ein Zeichen sein soll, unterliegt wohl gar keiner Frage,« sagte der Spanier nach einer Pause, »und daß es in meinen Besitz gelangen muß, versteht sich von selbst, und wenn mir auch rechts und links alle Gefahren der Erde den Eingang verwehren, wenn das da unten selbst ein Löwengarten wäre.«

»Das ist nun wohl nicht der Fall,« meinte der Kellner, nachdem er ein paar Minuten nachgedacht. »Und doch hat es einige Schwierigkeiten, in den Raum da hinab zu kommen; denn den Schlüssel zur Thür nach der Straße hat mein Herr selber und gibt ihn nicht aus den Händen, seitdem neulich Diebe versucht haben, von dort her in den Verschlag einzubrechen, den Sie da unten sehen und der ins Haus führt.«

»Aber es wird doch noch ein Mittel geben, dorthin zu kommen?« entgegnete der Spanier in sehr entschiedenem Tone; »denn Sie werden von mir nicht denken, daß ich vor irgend etwas zurückschrecke, wenn ich ein Billet von ihr in meine Hände bekommen kann, in welchem sie mir wahrscheinlich ihren kläglichen Zustand anzeigt und dringend um meine Hülfe nachsucht.«

Windspiel, der das vollkommen einsah, und der trotz des neulich so unglücklich abgelaufenen Abenteuers

doch gleich bereit gewesen wäre, in Gesellschaft des Spaniers ein neues zu unternehmen, kratzte sich nachsinnend mit der einen Hand am Kopfe, während er in der andern den Stiefelknecht wie ein kurzes Schwert hielt.

»Wollten wir auch den Schlüssel verlangen,« sagte er, »so gäbe das ein Hin- und Hergerede, ein Fragen, das Sie doch wohl nicht geneigt wären, der Wahrheit gemäß zu beantworten.«

»Gewiß nicht,« antwortete Larioz mit großer Bestimmtheit; »denn es würde nur jenes unglückliche Mädchen compromittiren.«

Windspiel dachte abermals nach und meinte alsdann: »So gibt es nur eine einzige Art, um dort hinab zu gelangen; aber es ist etwas mühsam, und ich weiß nicht, ob Sie sich dazu verstehen werden.«

»O gewiß,« entgegnete Don Larioz träumerisch. »Ist doch der Pfad zu jeglichem Glücke rauh und uneben, und es würde mir wahrhaftig weniger Vergnügen machen, wenn ich mich dem schönen, angebeteten Mädchen so ohne alle Schwierigkeiten und Mühen nähern dürfte. Lassen Sie hören.«

»Auf der unteren Treppe,« sprach Windspiel, »ist ein ziemlich großes Fenster, und daneben befindet sich eine Leiter, die hinab reicht bis auf den Boden. Es wird mir gelingen, hoffe ich, die Leiter ohne Geräusch hinunter zu bringen; Sie steigen hinab, holen das Papier, und die Sache ist abgemacht.«

»Herzlichen Dank für Ihre Freundschaft!« versetzte Larioz bewegt, indem er dem Kellner seine Rechte bot, die

dieser mit beiden Händen faßte, schüttelte und sich dann eilig fort begab, um die Leiter hinab zu lassen.

Mittlerweile war es so dunkel geworden, daß namentlich der Raum zwischen den beiden Häusern, der von nirgend her mehr Licht empfing, tief schwarz da unten lag.

Larioz schaute hinab, und es erschien ihm die Tiefe unheimlich, still und finster wie ein Grab; aber er fühlte seine Brust gehoben bei dem Gedanken, für sie dort hinab steigen zu dürfen, dort ein Zeichen von ihr zu erhalten, dort vielleicht ein Mittel für ihre Rettung zu finden.

Daß der Kellner für ihn beschäftigt war, konnte er bei der Finsterniß unmöglich sehen; aber er hörte es, da er mit scharfem Ohr hinablauschte; ja, das Fenster drunten war leise geöffnet worden, und jetzt rutschte wahrscheinlich die Leiter hinab, denn er vernahm ein Geräusch.

Der Schreiber hatte sich nicht geirrt; denn gleich darauf erschien Windspiel wieder und meldete, daß die Leiter an ihrem Platze sei und sonst auch wohl keine Gefahr der Ueberraschung drohe, da der Hausherr sich im vorderen Zimmer beim Kartenspiel befinde und die Frau mit viel Spektakel in der Küche umher rumore.

»Wenn Sie hinab gestiegen sind,« sagte der Kellner, »so drücke ich das Fenster hinter Ihnen zu und bleibe in der Nähe, bis Sie mir durch ein Wort anzeigen, daß ich wieder aufmachen soll. Das Fenster offen stehen lassen darf ich nicht; denn ein Zugwind könnte uns verrathen.«

Nachdem dies besprochen war, gingen Beide mit einander hinab, erreichten den unteren Stock, ohne daß ihnen Jemand von den Hausleuten begegnet wäre, und

Don Larioz stieg darauf vermittelst der Leiter in den finsternen und feuchten Raum zwischen den Häusern nieder. Da er sich den Platz, wo das Papier lag, genau gemerkt hatte, so fand er dasselbe nach kurzem Umhertappen, bemerkte aber, daß es auf dem schlüpfrigen Boden auf unangenehme Art durchnäßt worden war. Glücklicherweise war es um einen ziemlich großen Stein herum gewickelt, und so konnte er hoffen, daß die innere Seite trocken geblieben sei; denn es wäre ein außerordentliches Unglück gewesen, nach vieler Mühe den ersten Brief der Geliebten zu erhalten und ihn nicht lesen zu können, weil die Schriftzüge verwischt worden. Wie dieselben aber in der Dunkelheit zu erkennen wären, daran dachte der lange Schreiber einen Augenblick, bis ihm ein Feuerzeug einfiel, das er sich auf dem Wege hieher gekauft. Er wickelte das Papier behutsam von dem Steine ab, entfaltete es, und als er hierauf eines der Streichhölzchen entzündet, bemerkte er zu seinem unaussprechlichen Vergnügen, daß die Stelle, wo die Schriftzüge waren, trocken sei und diese selbst unverletzt. Er las – ach! es waren nur wenige Worte, aber da er sie mit seiner regen Phantasie illustrierte, so erschienen sie ihm wie der erste Theil eines angenehmen Romans. Auf dem Papier stand geschrieben: »Ich habe Sie erkannt, warten Sie!«

Ja, sie mußte mich erkennen, sprach der Spanier hoch erfreut zu sich selber; sie konnte den Blick des Mitgefühls, ja, ich möchte fast sagen: der Liebe, mit dem ich sie damals betrachtet, nicht vergessen haben. Aber, daß

sie mich erkannt, macht mich dennoch zum Glücklichsten der Menschen. Ruhig, mein Herz, wir sollen warten; du und ich, und das wollen wir Beide redlich thun. Es ist bei den meisten Liebenden der Brauch, die ersten Zeilen, die man von der Geliebten erhält, an die zitternden Lippen zu drücken. Auch der Schreiber versuchte dies, aber es blieb bei dem Versuche, denn das gewiß noch vor kurzer Zeit süß duftende Papier war an einen gar zu unangenehmen Ort gefallen.

Vor Allem aber mußte Windspiel in Kenntniß gesetzt werden, daß Don Larioz, dem Befehl seiner Dame gemäß, hier eine kurze Zeit zu warten habe. Deßhalb trat er an die Leiter zurück und wollte eben ein leises Wort hinauf rufen, als er beinahe erschrocken zurückfuhr, denn er sah an dem Fenster, durch welches er herabgestiegen, mit einem Male hellen Lichterglanz und vernahm eine polternde, grobe Stimme, welche sprach: »Was ist denn das schon wieder? Wo ist die Leiter hingekommen, die immer hier in der Ecke steht?«

»Die Leiter?« hörte er die Stimme Windspiels sagen; »ja so, die Leiter, die habe ich selbst gebraucht, um sie da hinaus zu stellen.«

»Und wozu?« fragte die grobe Stimme.

»Es ist mir eine Serviette hinaus gefallen, und die muß ich doch wieder holen,« versetzte der Kellner.

»Aber die Leiter mußttest du auch stehen lassen!« hörte man den Andern poltern. »Weißt du nicht, daß sich immer allerhand Gesindel herum treibt und daß so eine

Leiter famos einladet, in ein Haus zu steigen? – Zieh sie augenblicklich herein!«

Don Larioz hatte sich bei den ersten Worten, die er vernommen, fest an die Mauer gedrückt und sah nun, wie die Leiter langsam hinauf gezogen wurde. Aber wir müssen gestehen, daß sich sein edles Herz darüber freute; ersah er doch aus diesem Umstande, daß ihn Windspiel nicht verrathen, daß es also noch treue Gemüther in dieser Welt gebe, auf welche man rechnen könne. Was kümmerte es ihn auch, ob die Leiter im Augenblicke da war oder nicht? Hatte sie ihm nicht geschrieben, er möge warten? Hieß das nicht, sie habe ihm später noch etwas Dringendes mitzutheilen, vielleicht ihn um Hülfe, um Rettung zu bitten, und wäre es nicht feige von ihm gewesen, jetzt diesen Ort zu verlassen, wo sie vielleicht oben in Angst und Kümmerniß lauschte, bis sich die Tritte ihrer Peiniger entfernt haben würden und sie Muße gewänne, um einige genauere Mittheilungen zu machen?

Er schlug die Arme über einander, und nachdem er seine Augen nach einiger Zeit an die Dunkelheit, die hier unten herrschte, gewöhnt, war es ihm möglich, die Fenster in dem vor ihm liegenden Hause zu erkennen, was ihm nicht nur Unterhaltung, sondern auch einigen Trost gewährte. Und er brauchte Unterhaltung und Trost; denn wenn er auch mit warmem Herzen, mit glühenden Gefühlen wartete, so dauerte dieses Warten doch lange, sehr lange, und die winterliche Nachtluft umgab ihn so eisig, daß das Feuer, welches in ihm loderte, schon sehr

bedeutend sein mußte, wie es denn auch in der That war, um nicht allmählig zu erlöschen.

Die Uhr des benachbarten Kirchthurmes hob sehr häufig knarrend aus und schlug Viertel-, halbe und ganze Stunden. Vielleicht wäre ihm die Zeit des Wartens trotz all seiner Liebe doch etwas zu lang vorgekommen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit geglaubt hätte, dieselbe nehme jetzt ihr Ende; denn es war unverkennbar, daß sich hinter dem Fenster des Ateliers der Gebrüder Breiberg, wo ihre Hand erschienen war, zuweilen ein Lichtschimmer zeigte, der aber jedesmal schnell wieder erlosch und worauf doch nichts erfolgte.

Den Platz an der Mauer hatte Don Larioz einige Mal verlassen, um in dem engen Raume fröstelnd auf und ab zu gehen; namentlich froren ihm seine Füße ganz erbärmlich, weßhalb er sehr glücklich war, nicht weit von der Eingangsthür einen kleinen Haufen zertretenen Strohs zu finden, den er an seinen alten Platz hintrug und sich darauf stellte, gerade der Stelle gegenüber,

Wo das Fenster klang,
Wo die Liebliche sich zeigte,
Wo das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Ja, während er so hinauf schaute, dachte er an den edlen Ritter Toggenburg, jenen treuen Helden, der sein Leben damit verbracht, ihr Fenster anzuschauen, bis er

eines Morgens als Leiche erwachte und sich gewiß außerordentlich darüber freute, daß diese sehr betrübte und höchst langweilige Komödie ein Ende genommen. Und den edlen Spanier trieb, der Gedanke an den gewiß nicht edleren Toggenburg zu neuem, geduldigem Warten an, denn er dachte: Was sind einige Stunden gegen ein ganzes Menschenleben!

Was die Leiter anbetraf, so war sie bis jetzt freilich nicht wieder herabgesenkt worden; doch hatte Don Larioz einige Mal geglaubt, er vernehme, wie das Fenster fast geräuschlos geöffnet würde, sowie die Stimme Windspiels, der leise flüsterte: Bst! Bst! Da er aber nicht genau wußte, ob es in der That der Kellner sei, der ihm dieses Zeichen gab, so hielt er sich nicht nur ruhig an seiner Mauer, sondern stand auch bei seinem Umhergehen augenblicklich still, sobald er etwas hörte, wie das oben erwähnte Geräusch; denn dieses Bst! Bst! konnte ja auch von der polternden Stimme ausgehen; er hätte sich alsdann durch eine Antwort verrathen und wäre wahrscheinlich gezwungen worden, den Platz zu verlassen, ehe er dem Befehle der Geliebten gemäß genugsam gewartet hätte. Da blitzte es in dem Atelier der Gebrüder Breiberg abermals hinter den die Fenster verhüllenden Cartons auf, und es war gerade, als wenn dort ein Streichhölzchen entzündet würde. Und wenn der Spanier das auch schon einige Male am heutigen Abend bemerkt, und wenn er sich auch jedesmal getäuscht sah, so schlug doch jetzt wieder sein Herz gewaltsam in der tapferen Brust; auch sah man den Lichtschein diesmal

länger, als es bisher der Fall gewesen war. Dabei kam es dem Wartenden vor, als ziehe der Schatten eines menschlichen Körpers an dem Carton vorüber – ach, vielleicht *ihr* Schatten! – Jetzt verschwand das Licht wieder, und ein betrübter Seufzer abermaliger getäuschter Erwartung war im Begriffe, seiner Brust zu entringen – als mit einem Male

Das Fenster klang.

Und wenn sich auch die Liebliche nicht zeigte, so sah er doch jetzt zum dritten Male die feine, weiße Hand hin- und herwinken, als wolle sie ihn aufmerksam machen; dann bemerkte er, daß sie etwas von sich warf, und hörte gleich darauf, wie ein Stein zu seinen Füßen auf das Stroh niederfiel. Daß er sich beinahe zitternd vor Erwartung danach bückte, versteht sich von selbst; daß er auch das Papier – denn ein solches war es, abermals um einen Stein gewickelt – an seine Lippen brachte, können wir der Wahrheit gemäß bezeugen; denn es schreckte ihn diesmal kein unangenehmer Duft davon zurück. – O, wie ist das so beseligend, was in der süßen Nähe der Geliebten war! Es scheint für uns mit einem gewissen Leben erfüllt zu sein, es scheint uns zu verstehen, wenn wir die zärtlichsten Worte daran richten; vor allen Dingen aber ein Brief, der von ihrer Hand kommt. Der geneigte Leser wird wahrscheinlich schon empfunden haben, wie es rein unmöglich ist, einen derartigen Brief bei sich zu behalten, ohne ihn zu lesen; wie man in solchen Fällen den Versuch macht, die geliebten Schriftzüge zu entziffern in

der allervorgerücktesten Dämmerstunde, beim Leuchten des Blitzes, beim Glimmen einer Cigarre. – Von den eben genannten drei Dingen aber konnte dem edlen Spanier keines behülflich sein, den Brief des unglücklichen Mädchens zu lesen; doch hatte er ja ein Feuerzeug in der Tasche, das er gleich zur Hand nahm, um vermittelst desselben das Papier zu betrachten, nachdem er es vorher sorgfältig von dem Steine abgewickelt, weißhalb er sich also daran machte, eines der Streichhölzchen zu entzünden.

Mochten aber wohl seine Finger steif geworden sein, was bei der herrschenden Kälte sehr begreiflich war, oder spritzte der Phosphor, oder hatte er sich in der Aufregung seines Gemüthes sonst ungeschickt benommen, – genug, statt eines Schwefelholzes loderte im nächsten Augenblicke die ganze Schachtel lichterloh auf und brannte ihn so heftig an die Finger, daß er sich veranlaßt sah, die brennende Schwefelholzbüchse, deren Deckel ihm in der ersten Ueberraschung entfallen war, auf den Boden zu werfen. Leider hatte er aber nicht bedacht, daß sich dort der Haufe lockeren Strohs befand, aus dem im nächsten Augenblicke die hellen Flammen empor schlugen.

Es war das ein schauerlicher Moment, als der lange Schreiber nun sah, wie die rothe Gluth an den Wänden des engen Raums empor schlug und, den schmutzigen Winkel beleuchtend, ihn nun plötzlich zu verrathen drohte; auch dachte er einigermaßen beunruhigt an eine Feuersbrunst, die entstehen könnte, und blickte jetzt nach dem Fenster, von wo er herabgestiegen war, ob sich dort

nicht die rettende Gestalt Windspiels zeigen würde. Das Papier hatte er, ohne es zu lesen, in die Brusttasche seines Rockes geschoben.

Aber das Fenster, nach welchem er sehnsüchtig schaute, blieb verschlossen, wogegen zu seinem nicht geringen Schrecken ein Fensterladen von der Wohnung der Gebrüder Breiberg hastig aufgestoßen wurde und er die Stimme des Herrn Clemens erkannte, der herab rief: »Nachbar! Nachbar! Euer Haus brennt!«

FÜNFUNDREISSIGSTES KAPITEL. RUBENS DOLCH.

Vergebens eilte Don Larioz nach der Thür, die auf die Straße führte. Diese blieb fest verschlossen, gab dem kräftigsten Stoße nicht nach und war auch zu hoch, um darüber weg zu klettern. Der tapfere Mann sah sich schmachvoll gefangen, vor den Augen der unglücklichen Dame droben gefangen, und zwar in einem so feuchten unsauberen Behältniß, das er keinem Hunde zum Aufenthalt würde angewiesen haben.

Jetzt ließ sich auch Licht an dem Fenster erblicken, von wo er auf der Leiter herunter geklettert war, und er vernahm von dorthier eine Stimme, aber nicht die sanfte seines Freundes, des Kellners. Die Fensterflügel wurden aufgerissen, und drohend und grob klang es herab: »Was ist denn da unten ins Teufels Namen los? Man muß auf die Polizei schicken! Das ist noch Schlimmeres als Diebe, das sind Mordbrenner, die mein Haus anzünden wollen!«

Darauf antwortete die Stimme des Herrn Clemens Breiberg in dem gewissen kalten, heuchlerischen, jetzt

unbegreiflicher Weise fast freundlich klingenden Tone: »Ihr könnt Recht haben, Nachbar, ich sehe eine Gestalt, welche im Begriff gewesen, Euch das Haus über dem Haupte anzubrennen; noch glimmt es, aber da wollen wir schon helfen. Macht Ihr nur, daß Euch der Kerl nicht entspringt.«

Und kaum hatte er droben also gesprochen, so sprudelte eine gewaltige Wasserfluth herab, nicht wie aus einem Kübel oder sonst etwas, sondern es war der Strahl einer starken Handspritze, die sich immer dahin entlud, wohin sich der unglückliche Don Larioz vor dem unangenehmen Wasserbad zu retten suchte.

»Der Herr Breiberg hat Gestalten gesehen,« rief die polternde Stimme, »das ist eine schöne Wirthschaft! Wer weiß, wie die Kerle da unten lauern, um Jedem, der hinabsteigt, den Hals abzuschneiden! Paßt mir auf,« wandte sich der Mann, der eben gesprochen, an Jemand, der hinter ihm stand, »ich will auf die Straße gehen und dort die Thür langsam öffnen.«

Don Larioz hatte zu allem dem nicht eine Sylbe gesagt, nicht einen Ausruf der Ueberraschung oder des Schreckens hören lassen. Aber wer sein Gesicht hätte sehen können, wie seine Augen blitzten, wie er seine Unterlippe zwischen die Zähne klemmte, wie er unter dem kalten Sturzbad auf und ab schritt, wie er seine Finger auf und zu krallte, der hätte wohl bemerkt, wie entsetzlich aufgereggt er war, wie furchtbar es in ihm gährte und kochte. Dabei achtete er aber nicht auf die polternde Stimme und schaute auch nicht nach dem Fenster der

Kneipe zum Reibstein, – was von dorthier geschah, war ihm vollkommen gleichgültig – wohl aber warf er zuweilen einen Blick voll Wuth und Zorn nach der andern Fensteröffnung hinauf und drohte dorthin mit der geballten Faust, von wo Herr Clemens Breiberg noch immer seine Wasserstrahlen spielen ließ und von wo man denselben zuweilig lustig rufen hörte: »Ja, so sein Feuer ist hartnäckig! – Hahaha!« lachte er dazwischen – »und schwer zu bewältigen; hahaha! aber wir wollen es doch löschen, gänzlich löschen, gründlich löschen, hahaha!«

Aus diesen Aeüßerungen entnahm der tapfere Spanier, daß der verruchte Quäler jenes unglücklichen Mädchens auf der Lauer gelegen, daß er vielleicht mit angesehen – und der Gedanke war ihm am schrecklichsten – daß sie das Fenster geöffnet und ihm einen Brief herabgeworfen. Unglückliches Mädchen! Ihr Loos nach dieser Entdeckung mußte auf alle Fälle ein furchtbares sein.

Es war eigentlich gut, daß ihm keine Zeit mehr blieb, diesen schrecklichen Gedanken mit seiner reichen Phantasie gehörig zu verarbeiten; denn schon wurde die Thür geöffnet, welche von der Straße in den Winkel führte, und beim Schein einer Stalllaterne erblickte man die breite Figur des Wirthes zum Reibstein, der mit einem furchtbaren Prügel bewaffnet war, und hinter welchem sich noch einige andere Gestalten bewegten.

Wäre Don Larioz in diesem Augenblicke in der Verfassung gewesen rückwärts zu schauen, so hätte er den für ihn sehr tröstlichen Anblick Windspiels gehabt, der, entflohen dem schrecklichen Vorfalle, am Fenster seiner

Dachkammer lag und hinaufblickte auf seinen unglücklichen Freund und Gönner. Larioz konnte aber jetzt unmöglich daran denken, denn er schritt sehr gefaßt und in ruhiger Haltung nach dem Ausgange des Winkels, wo er sich geduldig in dem hellen Schein der Stalllaterne präsentirte, ja, wo der, um den Skandal nicht zu vergrößern, nicht einmal den geringsten Widerstand leistete, als ihn der Wirth beim Kragen nahm und so unsanft schüttelte, daß die Wassertropfen aus seinen durchnässten Kleidern wie ein Sprühregen umherflogen. Auch ließ er sich geduldig in das Haus führen, sowie in eine der leeren Schenkstuben, worauf der Wirth eigenhändig die Thür verschloß, damit keine Neugierigen, die sich draußen schon versammelt hatten, eindringen konnten.

Wir können nun nicht verschweigen, daß hier ein förmliches Verhör stattfand, welches von einem Polizeibeamten geführt wurde, der sich augenblicklich eingefunden, sobald der Wirth zum Reibstein den Verbrecher beim Kragen gefaßt und ihn so gefahrlos gemacht. Daß bei diesem Verhör übrigens nicht viel herauskam, müssen wir zur Ehre des Schreibers ebenfalls sagen, denn er hatte sich begreiflicherweise fest vorgenommen, nichts von der Absicht zu verrathen, welche ihn in den Winkel unter die Fenster des Ateliers der Gebrüder Breiberg geführt.

Der Polizeibeamte hatte sich am Tisch niedergelassen, seine rechte Hand ruhte auf demselben, während die linke sich auf den Säbel stützte; dabei betrachtete er den Gefangenen mit jenem bekannten Blicke, der den Schulknaben, die verbotener Weise auf dem Trottoir schleifen,

oder den Dienstmädchen, welche das Verbrechen begangen, die Straße nicht zur gehörigen Zeit zu kehren, so furchtbar ist; auch brachte er durch die Bewegung seines Hauptes jenes bezeichnende Nicken hervor, das so viel sagen will als: den kennen wir, den haben wir schon lange auf dem Korn, der entgeht uns nicht mehr. Uebrigens war dieser Diener der öffentlichen Gewalt eine wohlgenährte Persönlichkeit, mit einem dicken, gutmüthigen Gesichte, welchem es die größte Mühe machte, jenen furchtbaren und ruhigen Ernst zu zeigen, der zu seinem Amte unbedingt erforderlich ist.

»Vor allen Dingen aber,« meinte der Wirth zum Reibstein, »sollten wir erfahren, auf welche Art der da eigentlich in den Winkel zwischen die beiden Häuser gekommen ist; die Thür da vorn ist immer fest verschlossen, und wenn man von hinten herein wollte, da müßte man die Bretterwand durchbrechen.«

»Ja, er soll sagen, wie er hinein gekommen ist,« sprach der dicke Polizeidiener, indem er mit seiner Hand auf den Tisch patschte, »das soll er vor allen Dingen sagen.«

Aber Don Larioz zuckte die Achseln und schwieg.

»Wenn er zur Thür hinein ist,« fuhr der Wirth fort, »so hat er vielleicht einen Schlüssel bei sich, und das ist das Gefährlichste; denn wenn er einen Schlüssel hat, so bin ich ja keine Nacht vor einem Ueberfall sicher. Das werden Sie am besten wissen,« wandte er sich an den Polizeidiener, »was es für eine Menge von Gesindel gibt, gegen das man nichts ausrichten kann. Und denken Sie nur, wenn

das Volk einen Schlüssel von mir besäße! Ah! den Teufel auch!«

»Haben Sie einen derartigen Schlüssel?« fragte der Polizeidiener, wobei er einen ziemlich gelungenen Versuch machte, den Verbrecher mit Ernst und Würde anzusehen.

Don Larioz hatte diese Frage nicht einmal recht gehört, konnte also keine Antwort darauf geben. Seine Gedanken waren anderswo beschäftigt; er dachte an jenen Tag, wo er in eben diesem Hause in den Bund zum Dolche Rubens aufgenommen worden war und wobei die Freunde versprochen, im Falle der Noth gegenseitig zu Schutz und Trutz zusammen zu eilen; auch erinnerte er sich genau, wie dies zu geschehen habe: doch war es ihm ja unmöglich, im gegenwärtigen Augenblicke eine solche Zusammenberufung zu bewerkstelligen; denn erstens hatte er keinen scharfen Dolch bei sich, und dann befand er sich ja nicht auf der Straße, um an die Fensterläden jedes Hauses zu klopfen, das sich ihm durch eine abgerissene Klingelschnur als von einem Bundesmitglied bewohnt repräsentirte.

»Ob Sie einen Schlüssel haben, frage ich!« wiederholte der Beamte mit so eindringlicher Stimme, daß der lange Schreiber die Frage dieses Mal vollkommen verstand und die Antwort gab: »Ich weiß nichts von einem Schlüssel.«

Der Wirth näherte sich dem Polizeidiener und sagte ihm in die Ohren: »Das Beste wäre, wenn wir den da genau untersuchten; es scheint mir ein gefährliches Subjekt zu sein.«

Der Polizeibeamte nahm eine sehr wichtige Miene an und entgegnete ebenso leise: »Hartnäckig auf alle Fälle; das ist einer von den Verstockten, die vorher mürbe gemacht werden müssen, ehe man sie zum Reden bringt. Laßt uns nur machen. – Das Beste ist,« setzte er laut hinzu, »ich nehme den Burschen mit auf die Polizei, über Nacht sperren wir ihn ein, und morgen früh wird der Herr Commissär schon erfahren, was er wissen will.«

In diesem Augenblicke wurde die Thür ein klein wenig geöffnet, und das getreue Windspiel erschien, warf einen bezeichnenden Blick auf den Spanier, welcher denselben mit Rubens Dolch, einem kaum merklichen, aber freundlichen Lächeln beantwortete, und winkte dann dem Wirthe, der hierauf das Zimmer verließ.

Obgleich es hier ziemlich warm war, so fing es doch Don Larioz in seinen durchnässten Kleidern zu frieren an, und er sehnte sich nach einem Aufhören dieses unbehaglichen Zustandes, weshalb er sich an den Polizeidiener wandte und ihm mit einer offenen und ehrlichen Miene, die auf jeden Anderen ihren Eindruck nicht verfehlt haben würde, sagte: »Ich bin allerdings unter eigenthümlichen Umständen in jenem Raum zwischen den beiden Häusern getroffen worden, kann mich aber vollkommen legitimiren, wer ich bin, und dadurch wohl beweisen, daß ich in keiner sträflichen Absicht dort gewesen. Mein Name ist Larioz, und ich bin Schreiber bei dem Rechtsconsulenten Doktor Plager, bei dem Sie die genauesten Erkundigungen nach mir einziehen können. Jetzt aber bitte ich, mich nach Hause zu entlassen, denn wie Sie

sehen, sind meine Kleider durch die Tücke eines niederträchtigen Feindes durch und durch naß geworden, und ich würde mir den Tod zuziehen, wenn ich länger darin bleiben müßte.«

Der Polizeidiener hatte eine Briefftasche hervorgezogen und den angegebenen Namen notirt, worauf er erwiderte: »Wenn Sie der wirklich sind, für den Sie sich ausgeben, so wird sich das morgen finden; auch werden wir auf der Polizei vielleicht einen trockenen Kittel finden, den wir Ihnen für die Nacht umhängen können. Von Entlassen kann keine Rede sein, oder Sie müssen mir Jemand angeben können, der Sie kennt und für Sie gut sagt.«

Wohl fielen dem Spanier die Gebrüder Breiberg ein, die ihm vielleicht bezeugen könnten, daß er wirklich der sei, für den er sich ausgegeben. Doch verwarf er diesen Gedanken aus erklärlichen Gründen wieder im gleichen Augenblicke; auch dachte er lebhaft an den Vorsitzenden des Bundes zum Dolche Rubens, doch wenn er den Kupferstecher mit seinem dicken Gesichte und großen Barte auch so lebhaft vor Augen sah, daß er ihn hätte malen können, so wußte er doch seinen Namen nicht, und von der Verbrüderung selbst zu sprechen, hielt er für eine Indiscretion, und einer solchen hätte er sich nicht aus Furcht vor allen Gefängnissen der Welt schuldig gemacht.

Da trat der Wirth zum Reibstein wieder in die Stube, und der Ausdruck seines Gesichts war jetzt ein ganz anderer geworden; seine Augen hatten den finsternen Ausdruck verloren, er lächelte nicht unfreundlich, und sein

Mund, der vordem breit aus einander gezogen war, um all die polternden Reden durchzulassen, hatte sich jetzt fast schalkhaft gespitzt. Er trug seine Ledermütze in der rechten Hand und patschte sich mit der linken einige Mal auf einen unnennbaren Theil seines Körpers, worauf er lachend den Kopf schüttelte und, ohne Don Larioz anzusehen, sich an den Tisch begab, an dem der Polizeidiener saß. Vor diesen trat er mit seiner breiten Gestalt in solcher Weise hin, daß dem Beamten der Anblick des nächtlichen Ruhestörers entzogen wurde.

Hinter dem Wirthe drein schlich Windspiel vorsichtig in das Zimmer, scheu auf den Polizeibeamten blickend, und als er sah, daß dieser, durch den Wirth verdeckt, nicht im Stande war, herüber zu blicken, so wandte er sich rasch an den Spanier und sagte ihm eilig und flüsternd: »Eine Botschaft vom Präsidenten des anonymen Bundes! Nehmen Sie geschwind, hier ist der Dolch des großen Meisters Rubens, Sie haben ihn nur heimlich dem Wirthe zu zeigen, und Alles wird klar werden. – Gott, wie habe ich für Sie gezittert!«

Nach diesen Worten schnellte er in die andere Ecke des Zimmers, machte sich da am Tische etwas zu thun, und summte gleichgültig eine Melodie vor sich hin; aber Don Larioz, der seinen Bewegungen mit dankerfülltem Herzen folgte, bemerkte wohl, wie freudig und ergriffen der Blick des kleinen Kellners war, was ihn ausnehmend rührte.

Man sollte es nicht glauben, wie sich der Spanier gehoben fühlte, als er jetzt die alte rostige Klinge in der Hand

hatte; es war ihm gerade zu Muth, wie jenen alten tapferen Rittersmännern, die überwunden in die Gewalt des Siegers gefallen waren und zu denen nun, als sich eben der Schlund des Verließes vor ihnen öffnete, ein Knappe trat, ungefähr also sprechend: »Edler und mannhafter Ritter! Fern ist es von meinem hochgebietenden Herrn, die Ungunst des Glückes zu benutzen, um einen so tapferen Ritter, wie Ihr seid, in Banden zu halten; nehmt Euer Schwert zurück; Euer Feind, der sich aller Siegerrechte begibt, stellt sich Euch in ehrlichem Zweikampfe.«

Ja, so war es ihm, und kein wackerer Kämpfe hat je mit größerer Inbrunst hierauf seine Toledanerklinge in die Hand genommen, als Larioz das schartige Eisen, welches ihm Windspiel so geheimnißvoll übergeben. Nicht als ob seine Absicht gewesen wäre, es gegen den Polizeibeamten schwingend, seine Freiheit wieder zu gewinnen – nein, er vertraute der Macht des gewaltigen Bundes zum Dolche Rubens und war sicher überzeugt, daß diese gefeierte Waffe ihm zum Talisman werden müsse.

»Er hat mir einen Namen genannt,« sagte jetzt der Polizeidiener, »aber Namen nennen kann Jeder, und es fragt sich nun, wie er zu beweisen gedenkt, daß er wirklich der ist, für den er sich ausgegeben.«

»Ja, das müßte er allerdings beweisen,« meinte der Wirth, indem er sich aufrichtete und am Kopfe kratzte. »Wenn er das beweisen könnte oder Jemand zum Bürgen stellen würde, da hätte ich meiner Seele nichts dagegen wenn wir die Sache auf sich beruhen ließen. Unglück ist keines geschehen, und der heutige Abend wird ihm eine

Lehre sein, sich nicht mehr zwischen Andermanns Häusern herumzutreiben.«

Nach diesen Worten trat er so vor den Gefangenen, daß er ihn mit seiner breiten Figur abermals vor den Blicken der Polizei verdeckte, worauf Don Larioz diesen Moment für passend hielt, um langsam und feierlich die alte rostige Dolchklinge empor zu heben, die er bis zu diesem entscheidenden Momente in seinem Rockärmel verborgen hatte. Er that das aber in gespannter Erwartung, welche Wirkung der Anblick der kostbaren Waffe auf seinen Gegner ausüben würde.

Und diese Wirkung war in der That eine zauberhafte. Zuerst war es, als traue der Wirth seinen Augen nicht, er wischte dieselben ziemlich auffallend und machte dazu ein verblüfftes, einigermaßen dummes Gesicht, dann beugte er den Kopf weit hinab und murmelte wie in tiefster Ehrfurcht. »Das hat mich überrascht; ja, wer das hätte vorher wissen können! Du lieber Himmel! wie soll ich es wieder gut machen, daß ich ein Mitglied des großen und geheimnißvollen Bundes arretiren ließ?«

Der lange Spanier fühlte sich durch die Kraft, welche der Dolch des großen Meisters Rubens auf die einfache Seele des Kneipenwirthes ausübte, wahrhaft gehoben; nicht weil er sah, daß man ihn jetzt werde ungehindert ziehen lassen, sondern weil er sich bewußt war, eben diesem allgewaltigen Bunde anzugehören. Er hob seinen Kopf in die Höhe und machte eine Bewegung mit der

Hand, welche ausdrücken sollte, er werde das Geschehene als ungeschehen betrachten, worauf er mit dem Zeigefinger nach dem Polizeidiener wies, – eine Bewegung, welche der Wirth augenblicklich verstand, denn er trat alsbald wieder zum Tische, flüsterte dem Beamten etwas in die Ohren, worauf dieser sogleich sagte: »Ja, wenn Ihr die Bürgschaft selbst übernehmt, so will ich wahrhaftig nichts dagegen sagen und wünsche einen guten Abend.«

Der Polizeidiener trank hierauf seinen Schoppen Wein leer, den ihm der Wirth schon früher hingestellt, und verließ das Zimmer, aber nicht ohne einen langen prüfenden Blick auf die leicht wieder zu erkennende Gestalt des langen Schreibers zu werfen.

Sowie der Polizeidiener das Zimmer verlassen, wandte sich der Wirth mit vielen Entschuldigungen an Don Larioz, versicherte ihm, er habe ja keine Ahnung davon gehabt, daß er ein Bundesmitglied sei, und bat, über ihn und alles, was er zu leisten vermöge, unbedingt zu verfügen.

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt, bemerkte es der Spanier eigentlich erst recht, wie sehr es ihn in seinen nassen Kleidern friere und er sagte dies zum Wirthe mit dem Bemerken, er fürchte sich, so zugerichtet in die kalte Nachtluft hinauszugehen.

»Davon kann durchaus keine Rede sein,« entgegnete dieser geschäftig. »Wenn Sie kein Bett in meinem Hause annehmen wollen, so werde ich Ihnen augenblicklich für trockene Kleider sorgen. Die meinigen werden Ihnen

allerdings etwas zu weit sein, aber was thut es – man nimmt eben, was man hat!«

Daß Don Larioz dieses Anerbieten mit großem Danke annahm, versteht sich von selbst. Der Wirth eilte hinaus, und gleich darauf trat der kleine Kellner in die Stube mit einem Arm voll Kleider seines Herrn, das Gesicht strahlend vor rührender Freundlichkeit.

Ohne uns in die Einzelheiten des nun stattfindenden Umzuges zu verlieren, müssen wir den geneigten Lesern versichern, daß derselbe schnellstens von Statten ging, können aber dabei nicht verschweigen, daß der lange dürre Spanier in der Hose und der Jacke des bedeutend kleineren, aber viel dickeren Wirthes eine recht komische Figur darbot.

Bei dem Umkleiden konnte Windspiel nicht unterlassen, von der Angst zu sprechen, die er ausgestanden von dem Augenblick an, wo man die Leiter weggezogen habe, bis zu jenem entsetzlichen Momente, wo er, der auf der Lauer gewesen, die Flamme aus dem Strohhaufen habe aufleuchten sehen. Was Herrn Clemens Breiberg anbelangte, so versicherte der Kellner, derselbe müsse von Anfang an das unglückliche Mädchen beobachtet haben, und dessen Bosheit sei allein schuld daran, daß die ganze Sache so unglücklich abgelaufen.

»Und doch nicht unglücklich,« meinte der Schreiber, indem er lächelnd und nachsinnend das Haupt schüttelte. »Habe ich doch hier das unschätzbare Papier, das mich wahrscheinlich in wenigen Worten für alles das belohnen wird, was ich heute Abend gelitten. Gelitten ist eigentlich

nicht das richtige Wort,« setzte er hinzu, »denn der Ritter, der für seine Dame kämpft und strebt, kann die kleinen Widerwärtigkeiten keine Leiden nennen; und wären es auch wirklich Leiden, so würde er sie gern und freudig tragen, namentlich im gegenwärtigen Falle,« sprach er mit einem leichten Seufzer, »wo ich fast fürchten muß, daß der Schritt, den ich für jene unglückliche Dame gewagt, ihr selbst die größten Leiden verursachen muß. Vor allen Dingen aber will ich das Papier durchlesen, welches mir jenes holde Geschöpf anvertraute.«

Er entfaltete den Brief, und da derselbe glücklicherweise nicht von der Nässe gelitten hatte, so sah er mit großem Entzücken nachstehende Worte in sehr deutlichen Schriftzügen:

»Ja, ich habe Sie erkannt; wie wäre es auch anders möglich, da Ihr Anblick, als ich Sie zum ersten Male sah, einen so unauslöschlichen Eindruck auf mein Herz gemacht, da er mir stets gegenwärtig blieb im Wachen und Träumen! O edler Spanier – denn das sind Sie, ich irre mich nicht – helfen Sie einem unglücklichen Kinde Ihrer Heimat, das in schmachvollen Ketten und Banden gehalten wird, das man durch List und Gewalt verderben will, das aber vollkommen rein und Ihrer würdig geblieben ist. Helfen Sie! Retten Sie! Wie, wo und wann? kann ich Ihnen nicht angeben; aber mir lebt eine treue Freundin, Kathinka Schneller, Entenpforte Nr. 4 in deren Busen Sie Ihr Herz ausschütten mögen. Sie selbst dort zu sehen, ist vielleicht in nächster Zeit vergönnt

Ihrer unglücklichen *Dolores*.

»Trau, treue Trine, trügrisch trüben Träumen nicht.«

Dies Letztere war als Motto beigefügt, wie es junge Damen in Stammbuchblättern zu machen pflegen, und an diesen Worten erkannte Don Larioz entzückt eben sowohl den Anfang des Spruches des großen maurischen Weisen Carabaneros, wie auch, daß die Rettung der unglücklichen Dame auf geheimnißvolle Art mit diesem Spruche zusammenhängen müsse. Warum hätte sie ihn sonst erwähnt? Wie aber dieser Zusammenhang aufzufinden sei, das war er nicht im Stande, namentlich am heutigen Abend, zu ergründen. Wenn er sich auch nach Anlegung der frischen Kleider angenehm erwärmt und körperlich vollkommen wohl fühlte, so hatten doch die Ereignisse des heutigen Abends, das aufregende Warten am Fenster, dann die Leiterpartie in den Winkel hinab, ferner das Umherstehen in der Kälte, vor allen Dingen aber das Sturzbad, womit ihn der boshafte Clemens Breiberg versorgt, seine Gedanken etwas unruhig gemacht und waren dieselben mehr als je dazu geneigt, einen etwas kühnen Flug zu nehmen.

»Wie glücklich schätze ich mich,« sagte er zu Windspiel, »durch diese kleinen Leiden vorbereitet, ja, ich möchte sagen: befähigt zu sein, die Liebe eines so wunderbaren Mädchens zu erringen, wie die göttliche Dolores ist. Und eigentliche Leiden kann man es gar nicht einmal nennen, wenigstens keine aktiven Leiden, wie sie ein Rittersmann der alten Zeit erduldet, der, mit Schild

und Lanze um seine Dame kämpfend, verwundet, oft sterbend niederfiel. Mich trafen passive Leiden, denn ich konnte nichts thun, als ruhig dastehen und geduldig hinnehmen die polternden Reden des Kneipenwirths, sowie die kalten Wassergüsse, welche aber die Flamme meiner Liebe nicht auslöschten, sondern sie vielmehr noch heftiger auflodern ließen. Aber ein Gemüth, wie das der göttlichen Dolores, wird auch vorderhand mit meinem passiven Widerstande zufrieden sein und an der Standhaftigkeit, mit dem ich ihn leistete, wohl abmessen können, was dieses Herz und dieser Arm zu vollbringen im Stande sind, wenn ich, San Jago rufend, mein Schwert zu ihrer Rettung werde ziehen können.«

Windspiel horchte entzückt auf diese Reden, denn ihm war zu Muth, als lese er in einem alten Ritterromane, und als schaue er über die Schranken des Turnierplatzes hinweg, wo sein Herr und Ritter eben im Begriffe war, die scharfe Lanze einzulegen.

Freilich hatte Don Larioz in seiner jetzigen Tracht nicht viel Ritterliches, was er auch wohl selbst finden mochte! denn als er nun seine Toilette beendet hatte und an sich hinabschaute, that er das mit einem kleinen Seufzer, fühlte sich aber dabei doch zufrieden, als er dachte, daß es draußen finstere Nacht sei und er beim Nachhausegehen von Niemand gesehen, wenigstens nicht erkannt werden könne.

Was aber dieses Nachhausegehen anbelangt, so that der kleine Kellner vorläufig dagegen sanfte Einsprache, indem er sagte, daß drüben im Künstlerlokale der Bund

zum Dolche Rubens versammelt sei, der sich glücklich schätzen würde, Don Larioz einen Augenblick bei sich zu begrüßen.

Schon die Dankbarkeit erforderte es, sich der mächtigen Verbrüderung zu zeigen, der er anzugehören das Glück hatte und die so freundschaftlich für ihn gesorgt.

Windspiel eilte voraus, öffnete jenseits des Ganges die Thür, und Don Larioz trat in das Gemach.

Es war hier fast die gleiche Gesellschaft versammelt, welche der geneigte Leser an jenem regnerischen Nachmittage bereits kennen gelernt. Am oberen Ende des Tisches saß der Kupferstecher Wurzel, und als der Spanier eintrat, erhob sich derselbe mit dem Glas in der Hand, welchem Beispiel alle Anwesenden folgten.

Es herrschte in dem Zimmer eine angenehme, warme Atmosphäre, welche unverkennbar mit dem Dufte von gutem Punsch geschwängert war; und dieses Getränk befand sich auch in Wahrheit in den Gläsern derer, die zum erhabenen Bunde von Rubens Dolche gehörten und die nun mit feierlicher Geberde auf das Wohl des Eintretenden zu trinken schienen. Wohl hätte ein Unbefangener bemerken können, daß über die Züge dieses oder jenes Mitgliedes ein Lächeln flog, als die sonderbar aussehende Gestalt des langen Schreibers sichtbar wurde. Der Kupferstecher mit dem großen Barte aber blickte finster aus seinen sonst so gutmüthigen Augen, drückte die rechte Hand fest auf den Tisch und sprach mit tiefer Stimme:

»Sei uns zum zweiten Mal willkommen, Don Larioz, hier in unseres Bundes Haus, ja, zum zweiten Male! Und

dieses zweite Mal wird glänzend eingeschrieben stehen in den Annalen des Bundes zum Dolche Rubens; denn die gefeierte Waffe des großen Meisters zeigte sich wieder in ihrer allgewaltigen Kraft und errettete unser edles Mitglied aus sehr unangenehmer Bedrängniß. – Feierlich erlaube ich mir, die erhabene Waffe wieder zu mir zu nehmen.« Er sagte dies, weil er wohl bemerkte, wie der Schreiber ihm entgegen schritt, den rostigen Stahl ehrfurchtsvoll in der Hand tragend. »Ja feierlich empfangen ich ihn wieder mit den Ceremonien, wie sie unser Bundesgesetz vorschreibt.«

Bei diesen Worten ergriff der Vorsitzende die Dolchklinge, drückte sie an seinen dicken Schnurrbart und übergab sie seinem Nachbar zur Rechten, der sie ebenfalls an seine Lippen brachte, worauf sie auf gleiche Weise die Runde um den ganzen Tisch machte und zuletzt in die Hände des langen Schreibers kam, der sie als seine Erretterin mit wahrer Inbrunst küßte.

Auch Windspiel als dienender Bruder, wurde nicht vergessen und ihm von dem Vorsitzenden das alte Eisen einen Zoll weit von der Nase entfernt gehalten, wo er sich am Geruche der gefeierten Waffe, wenn diese einen solchen gehabt, würde haben erlaben können. Darauf schob der kleine Kellner eilfertig einen Stuhl herbei, brachte auch ein frisches Glas für den eben Angekommenen, welches der Kupferstecher aus der auf dem Tische stehenden Bowle mit Mühe füllte, da dieses Gefäß beinahe leer war, und dann sämmtlichen Anwesenden ein Zeichen zum Niedersitzen gab, während er selbst stehen blieb.

»Freunde und Mitglieder des Bundes!« sprach er alsdann, »wir haben uns hier versammelt, um durch unsere allgewaltige Gegenwart unser höchst ehrenwerthes Mitglied Don Larioz aus drohender Gefahr zu erretten; ja, ihm zu Liebe versammelte sich der Bund zum Dolche Rubens; denn unser Freund befand sich, wie schon gesagt, in großer Gefahr. Aber indem ich schweige von dem edlen und ritterlichen Beweggrunde, der unsern Freund in die Gefahr gestürzt, will ich nur sagen, daß diese der Art war, wie sie der große Meister Rubens nur über seine Lieblinge verhängt, eine Prüfung, eine Läuterung durch Feuer- und Wassergesperster, wie sie auch die beiden Liebenden Tamino und Pamina erduldeten – also erleben wir es in der Zauberflöte – und aus eben diesem Grunde empfing ich auch unseren geehrten Bruder bei seinem Eintritte mit den Worten:

Sei uns zum zweiten Mal willkommen,
Don Larioz, hier in unseres Bundes Haus.«

Rings umher folgte diesen Worten ein Murmeln des Beifalls, und man sah manches Mitglied seine Nase vor Rührung tief in das Punschglas stecken, andere die Hände vor das Gesicht drücken, als befänden sie sich in einer außerordentlichen Gemüthsbewegung.

»Die Veranlassung aber zu dem, was unser Freund erduldet,« fuhr der Redner im Tone der Entrüstung fort, »ist so außergewöhnlicher Art, daß sie wohl im Stande ist, die Mitglieder des Bundes zu einer geheimen Abstimmung zu veranlassen.«

Die Mitglieder des Bundes sahen bei dieser Rede erstaunt in die Höhe, senkten aber gleich darauf wieder ihre Blicke auf die Gläser und den Tisch, als sie bemerkten, wie der Kupferstecher Wurzel seinen Platz verließ, sehr würdevoll zu jedem Einzelnen ging, ihm etwas in die Ohren flüsterte, auch mit der jedesmaligen Antwort zufrieden schien, und darauf seine Stelle am obern Ende der Tafel wieder einnahm.

»Wie nicht anders zu erwarten war,« sprach er hierauf, »hat der Bund in geheimer Abstimmung beschlossen, die Angelegenheit unseres treuen Freundes Don Larioz gegen das verruchte Treiben der Gebrüder Breiberg, von dem wir alle gehörige Kenntniß haben, wie seine eigene zu betrachten. So verwickelt die Sache scheint, so einfach ist sie in der That. Thu' jeder das Seinige, so werden wir bald im Stande sein, unserem verehrten Mitgliede die treue Bruderhand zu reichen. Zu diesem letzten Zwecke und um thatkräftig aufzutreten, berufe ich euch genau von heute über vier Wochen, und müßt ihr erscheinen, angethan mit List, umgürtet mit Waffen. Ihr wißt, was es gilt, und werdet erscheinen!«

Worauf die Gesellen murmelten: »Wir wissen, was es gilt, und werden erscheinen.«

Hierauf setzte sich der Vorsitzende auf den Stuhl nieder, ließ sich von seinem Nachbar, dem die feierliche Handlung galt, tiefgerührt die Hand schütteln und sagte alsdann mit bewegter Stimme zu Windspiel: »So bringe denn eine neue süße und kräftige Bowle, wie es nach einem Hauptparagrafen der Statuten des Bundes zum

Dolche Rubens bei ähnlichen Veranlassungen der Brauch ist, auf Kosten unseres verehrten Freundes, daß wir damit besiegeln die neue Verbrüderung, ihm zum Schutz und Trutz.«

Don Larioz winkte eifrig dem Kellner, also zu thun, wie der Vorsitzende gesagt, und bald nachher stand die dampfende Bowle auf dem Tisch, sie selbst sehr groß, ihr Inhalt aber süß und äußerst kräftig.

*Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus,
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem,
Nos habebit humus.*

SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL. DIE CZRABOWSKI'SCHEN GÜTER.

In dem Hause des Rechtsconsulenten Plager, oder in den gewissen Kreisen, welche mit demselben häufig in Berührung kamen, hatte sich unterdessen allerlei begeben, was für unsere wahrhaftige Geschichte wichtig genug ist, um es nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

Nach jener abendlichen Katastrophe im Bureau des Advokaten war das Frühstück am anderen Morgen zu einer etwas stürmischen Sitzung ausgeartet. Der Rechtsconsulent, als er an dem gleichen Abend nach Hause kam, hatte schon an untrüglichen Vorzeichen einen nahenden Sturm entdeckt, der am nächsten Tage ausbrechen würde. Ein tiefer Seufzer hatte sich nämlich der

Brust seiner Gattin entrungen, als er, obgleich äußerst leise und auch nicht allzu spät in das gemeinschaftliche Schlafzimmer getreten; er hatte einen zweiten Seufzer gehört, sowie eine sehr unruhige Wendung, als er sein Licht angezündet, und nachdem dies geschehen und er freundlich einen guten Abend gewünscht, war die ganze Antwort ein unverständliches Gemurmel, sowie ein sehr verständlicher dritter Seufzer.

Herr Rechtsconsulent Plager war sich aber durchaus keiner Unthaten bewußt, mit denen er diese Vorboten eines Sturmes hätte in Zusammenhang bringen können. Während er Hut und Stock ablegte, ging er in Gedanken nicht nur den heutigen, sondern auch den gestrigen und sogar den vorgestrigen Tag durch, um vielleicht etwas zu finden, was, wenn auch nur nachwirkend, diesen ihm so wohlbekanntem Seufzer hätte hervorrufen können. Aber, wie gesagt, sein Gewissen war rein. Er hatte zu Hause nicht gemurrt, als er statt des sehnlich gewünschten Sauerkrautes weiße Rüben bekam, deren Geruch er nun einmal nicht ertragen konnte; auch nicht, als er in der Suppe die verbrühten Theile einer Bettfeder gefunden, ja, nicht einmal, als hierauf die Schwiegermutter mit großem Ernst versichert, das sei eigentlich gar keine Bettfeder, sondern nur etwas stark zusammengelaufenes Eiweiß; er hatte nicht gemurrt, als er gefunden, daß Madame seine Haarbürste zum Abwischen ihrer Stiefeletten benutzt, oder als er entdeckt, daß sein Sprößling Fritzchen des Vaters Rasirmesser herabgeworfen, so daß zwei der besten schartig geworden waren. Dem Kinde könne

man eigentlich keine Schuld beimessen, hatte die Großmutter im Nebenzimmer, aber mit sehr lauter Stimme gesagt, denn Rasirmesser gehören nicht auf den Toilette-Tisch, sondern müßten unter Verschuß gehalten werden. Als ob überhaupt der arme Rechtsconsulent etwas eigenes Verschließbares gehabt hätte!

Aber auch in sonstigen Dingen war er sich keines Fehls bewußt; er hatte von keiner Familie etwas Nachtheiliges gesprochen, welche im Kaffee-Gesellschafts-Verband der Plagerischen war; er hatte keine andere gelobt, welche die Schwiegermutter oder eine ihrer Töchter durch, Gott mochte es wissen, welche Kleinigkeit vor Jahren einmal auf's tödtlichste beleidigt; ja, er hatte um des lieben Friedens willen noch mehr gethan; er hatte stillschweigend zugegeben, daß die Weibel'sche Familie eine ganz vor-treffliche Familie sei, und daß sich Jedermann glücklich schätzen müsse, der in diese Ausnahms-Familie aufgenommen werde.

Die Veranlassung zu Letzterem hatte ihm Herr Schilder gegeben, der Fräulein Clementine vorgestern auf der Promenade etwas kalt begrüßt, ein Betragen, das natürlicher Weise die gerechte Indignation der ganzen Familie Weibel hervorgerufen. Was denkt dieser Schilder! hatte der Rechtsconsulent durch alle Tonarten hören müssen; glaubt er vielleicht, man werde sich eine Ehre daraus machen, von ihm begrüßt zu werden, daß die Leute mit Fingern nach einem zeigen und alle Welt erfahren muß, daß dieser Mensch Hoffnung hat, in eine so respectable Familie aufgenommen zu werden, wie die unsrige ist? – Da

sind ganz andere Leute, die sich um Clementine bemüht haben und noch bemühen.

Der Doktor hatte die Selbstüberwindung gehabt, nicht einmal zu fragen, wer denn eigentlich diese anderen Leute seien; überhaupt war er in den letzten Tagen ein Muster von Sanftmuth und Duldsamkeit gewesen. Und doch dieses Geseufze! Hatte er vielleicht zufällig beim Nachhausegehen etwas lebhafter als gewöhnlich in das gegenüberliegende Haus gegrüßt, wo die blasse Kaufmanns-Wittwe wohnte, von der die Schwiegermutter ohne allen Grund, aber mit großer Entschiedenheit behauptete, es sei nicht viel an dieser Person, man müsse sich vor ihr in Acht nehmen? Nein, auch das hatte er nicht gethan. Und so im Bewußtsein eines vollkommen guten Gewissens dachte er, indem er mit wunderbarer Stille seine Stiefel auszog: Seufze du in Gottes Namen, ich kann dir nicht helfen.

Ogleich aber, wie wir bereits wissen, Doktor Plager und Frau nicht in großer Harmonie mit einander lebten, so hatten die Beiden doch oft, ohne es zu wissen, wunderbare Sympathieen in ihren Gedanken. Denn kaum hatte er, wie eben berichtet, gedacht, so patschte sie mit der Hand auf die Bettdecke und sagte unter einem tief herauf geholten Seufzer, der schließlich mit einem Ach ja – a! verbrämt war.

»Uns kann nur der liebe Gott helfen!«

Um eine Million hätte aber der geduldige Ehemann jetzt keine weiteren Fragen gestellt; es wäre das der verwegene Zug an einem furchtbaren Schleusenwerk gewesen, dessen sprudelnde Wasser ihn wahrscheinlich, wie das schon oft vorgekommen war, aus seinem eigenen Schlafzimmer hinausgeschwemmt hätten bis auf das kühle Sopha im Gesellschaftszimmer. Er nahm sich also zusammen, so wenig Geräusch wie nur möglich zu machen; er vermied es, einen Stuhl zu rücken, und als er seine Taschenuhr aufzog, fand er, daß die Feder heute ungewöhnlich knarre. Dann schlich er auf den Fußspitzen an sein Bett, war aber so vorsichtig, ehe er hinein schlüpfte, das Licht auszulöschen, denn er sah, wie Madame in diesem Augenblicke ihr Haupt mit der Nachtmütze langsam herum wandte und ihm einen Blick schenkte, o, einen Blick, ob dem er die Bettdecke mit der Hand fast zerdrückte und bei sich selber dachte: O, könnte ich, wie ich wollte!

Solche Blicke sind gefährlich, geneigter Leser, und wenn du zufällig eine Leserin bist und dich annähernd im gleichen Falle befindest, wie die Frau Doktorin Plager, so bitte ich dich, da ich es gewiß gut mit dir meine, dich vor häufiger Anwendung solcher Blicke zu hüten; sie rufen eine unendliche Erbitterung hervor; man gedenkt früherer Zeiten, wo diese Blicke ganz anders waren, oder wo man überhaupt noch gar keine von dir erhalten; man träumt von vergnügteren, freieren Tagen, von einem stillen Schlafzimmer mit harmlosem Bedienten, der uns den Stiefelknecht zurecht rückt und dabei

freundlich sagt: Heute kommen Sie aber sehr früh nach Hause. Man phantasirt von jener glücklichen Zeit, wo man dich und deinen Blick noch nicht gekannt, theure Leserin –

wo man noch im Flügelkleide
in die Mädchenschule ging! –

Danach hatte Herr Doktor Plager sanft und ruhig geschlafen, auch geschnarcht, wie am anderen Morgen Madame ihrer Frau Mutter mit großer Entrüstung erzählte. Doch ging dieses Vergehen in der allgemeinen bitteren Stimmung unter, welche begreiflicherweise die Gemüther der beiden Damen beherrschte und beim Kaffee zu einem ganz gehörigen Ausbruch kam. Natürlich wurde dabei die Geschichte von gestern Abend mit den empörendsten Einzelheiten und genau so erzählt, wie sie Fräulein Clementine Weibel berichtet. Dabei hielt sich die Schwiegermutter klugerweise bei der Frage auf, was der Schreiber eigentlich so spät und allein im Bureau zu schaffen gehabt. Daß die Motive dazu höchst unlautere seien, verstand sich von selbst, und wenn Madame Plager mehr der Ansicht war, Larioz habe, Gott weiß zu welchem Zwecke, geheime und wichtige Aktenstücke durchgesehen Cohirt, vielleicht auch sogar entwendet, so war die Schwiegermutter vollkommen überzeugt, der nächtliche Besuch habe der Kasse gegalten, und dieser Diebstahl sei durch das kluge und muthige Benehmen ihrer Tochter Clementine zum Glück vereitelt worden.

»Daß Sie nach alle dem,« schloß die würdige Dame, »noch immer nicht einsehen wollen, was Sie an uns und unserer Familie haben, begreifen wir vollkommen, machen uns auch weiter keinen Kummer darüber, da wir es doch nicht ändern können, indem wir zu genau mit Ihren Gesinnungen bekannt sind. Ja, wir kennen Ihre Gesinnungen so genau,« wiederholte sie mit einem bezeichnenden Blick auf ihre Tochter, »daß wir überzeugt sind, Ihr nobler Spanier, Herr Don Larioz, braucht nur den Versuch zu machen, Ihnen die Begebenheiten von gestern Abend in einem anderen Lichte darzustellen, so werden Sie ihm unbedingt glauben und unsere Angaben für Lügen halten.«

Wir müssen in der That eingestehen, daß der Rechtsconsulent wirklich so dachte, obgleich es ihm räthselhaft war, was sein Schreiber, der doch als Kranker in seinem Zimmer hätte sein sollen, am späten Abend im Bureau zu schaffen hatte.

»Ob Herr Don Larioz nun,« fuhr die Schwiegermutter fort, indem sie ihre Nase hoch erhob und dabei das Weißbrod, das sie in der Hand hielt, vollständig im Kaffee ersäuft, »den Versuch machen wollte, Akten zu entwenden oder die Kasse zu bestehlen, ist mir und meiner Tochter vollkommen gleichgültig; obendrein aber hat er sich gegen uns so benommen, daß wir verlangen können, müssen und wollen, dieser Mensch solle nicht einen Tag länger in Ihren Diensten bleiben.«

Auf das hin lächelte Madame Plager auf eigenthümliche Art und zuckte leicht mit den Achseln, als sie sagte: »Herr Don Larioz wird nicht entlassen, Mama, darauf kannst du dich verlassen, es ist nur des Anhangs wegen. Was sind wir gegenüber diesem vortrefflichen Schreiber? Hast du überhaupt je erlebt, daß man sich unserer Familie annimmt, wenn Jemand uns noch so grob und unverschämt behandelt? – Das hast du nicht erlebt, nie nie!«

»Allerdings ist das bis jetzt noch nicht vorgekommen,« nahm Madame Weibel in sehr spitzem Tone das Wort. »Doch ist dieses ein Fall, wo der Herr Schwiegersohn nicht mehr wird umhin können, einmal Gerechtigkeit gegen uns zu üben. Oder –«

»Oder?« fragte scharf der Rechtsconsulent, der, von den unnöthigen Anspielungen gereizt, unruhig auf seinem Stuhle hin und her rückte.

»Das Oder werden Sie erfahren, wenn es Zeit ist,« versetzte Madame Weibel mit Geringschätzung. »Jetzt bitte ich, bei der Sache zu bleiben und nicht, wie es gewöhnlich Ihre Art ist, durch ein hingeworfenes Wort Streit anzufangen, um so von einem Gegenstand abzukommen, der Ihnen unangenehm ist.«

Der Hausherr biß sich auf die Lippen und sprach zu sich selber: Ruhe, Ruhe, Geduld! Und daß er es wirklich über sich vermochte, vollkommen ruhig zu bleiben, ja mit blassen Lippen zu lächeln, verursachte ihm eine aufrichtige Freude, und er konnte in gewöhnlichem Tone sagen:

»Sie haben ein Wort hingeworfen, Frau Mama, und nicht ich. Doch will ich es fallen lassen, um Ihnen zu

sagen, daß, wenn sich die Sachen so verhalten, wie Sie mir erzählt – woran ich durchaus nicht zweifle,« setzte er hinzu, als er einem aufflammenden Blicke der Madame Weibel begegnete, »Larioz heute noch entlassen wird, aber –«

Madame Weibel und ihre Tochter waren durch eine, nur ihnen verständliche Miene übereingekommen, weshalb die Letztere sagte: »Aber –? Plager, du hast doch vielleicht nicht im Sinne, uns deinem Schreiber gegenüberzustellen oder seine Rechtfertigung anzunehmen, nachdem wir dir bewiesen, wie zweideutig er sich gegen dich benommen und wie sehr er Mama, mich und Clementine beleidigt? O, daß er sich gründlich entschuldigen wird, daran zweifle ich ebenso wenig, als daß du unserer Familie gegenüber seine Entschuldigung annimmst.«

»Vor allen Dingen, liebes Kind,« antwortete der Rechtsconsulent mit erhöhter Stimme, »muß ich dich bitten, die ewigen Pikanterien bei Seite zu lassen. Allerdings sollte ich Larioz hören; das ist in der ganzen Welt noch nicht vorgekommen, daß man Jemand verurtheilt, ohne ihm Zeit zu seiner Vertheidigung zu lassen; namentlich ich, als ein Mann des Rechtes, sollte nicht so handeln. Um aber der Frau Schwiegermutter den Beweis zu geben, daß ich gern bereit bin, sie und ihre Familie vor jedem Angriff zu schützen, so will ich die alte Magd vornehmen, einen unparteiischen Zeugen, die, wie ich ja von euch hörte, auch zugegen war.«

»Und dieses Weibsbild nennen Sie einen unparteiischen Zeugen, Herr Schwiegersohn?« fuhr Madame Weibel auf. »Nehmen Sie mir nicht übel, das ist eine Verhöhnung, wie wir sie freilich gewohnt sind, wie wir aber nicht Lust haben, sie länger uns von Ihnen gefallen zu lassen.«

»Madame,« sagte hierauf der Rechtsconsulent, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und mit den Fingern auf dem Tische trommelte. Seine Stimme war ruhig, aber etwas schärfer als gewöhnlich. »Madame,« wiederholte er, »Sie sprachen da von Gefallenlassen und dergleichen Dingen, die ich freilich schon oft von Ihnen gehört, Aeußerungen, die ich aber durchaus nicht an ihrem Platze finde. Es steht ja eigentlich bei Ihnen, was Sie sich in meinem Hause gefallen lassen wollen oder nicht. – – Das ist Eins,« fuhr er mit einer Handbewegung gegen seine Frau fort, die ihm in die Rede fallen wollte; »das Andere, was ich ebenso unbegreiflich finde, ist Ihre Art, im Pluralis zu sprechen. Sagen Sie doch um des Himmels willen: *mir* sagt Dieses oder Jenes nicht zu, *mir* gefällt das nicht, und lassen Sie Ihre Tochter, meine Frau, reden und denken, was ihr beliebt.«

Der Rechtsconsulent hatte damit ein gefährliches Thema berührt, und da er mit seinem allzu nachgiebigen, etwas furchtsamen Temperamente es doch nicht wagte, dasselbe weiter auszuführen, so lenkte er Angesichts des flammenden Blickes seiner Frau und der offenbaren Kampfbereitschaft seiner Schwiegermutter ein, indem er fortfuhr: »Lassen Sie uns aber vor Allem bei der Sache

bleiben und nicht immer auf andere Dinge abschweifen. Sie sehen, wie geneigt ich bin, Ihnen Recht zugeben, da ich nicht einmal Ihren Gegner vernehmen will.«

»Dafür aber ein altes, lüderliches Weibsbild zum Zeugen aufrufen, das mit Ihrem sauberen Schreiber zusammenhängt und natürlicher Weise nur das sagen wird, was diesem gefällt. O, Herr Schwiegersohn,« setzte sie mit sehr bezeichnender Handbewegung hinzu, »machen Sie uns keine Faxen vor; wenn die Familie Weibel auch in Ihren Augen nicht viel gilt, so können Sie sich doch darauf verlassen, daß sie eben so gescheidt ist, wie sechs Dutzend Plager.«

»Ihre Gemeinplätze, Madame, bin ich gewohnt,« erwiderte der Rechtsconsulent, »doch habe ich mir vorgenommen, mich heute nicht von Ihnen in Zorn bringen zu lassen.«

»Aber gemein sind wir nicht, das muß ich mir ausbitten!« rief Madame Plager, indem sie ihre Tasse heftig zurückstieß. Das müssen wir uns alles von ihm sagen lassen, Mama!«

Der Rechtsconsulent zuckte mit einem Blick zum Himmel die Achseln, wobei er die Schultern so lange oben behielt, daß man hätte glauben können, er wolle ewig in dieser Stellung verharren; doch schien dies abermals zu seiner Besänftigung beigetragen zu haben, denn er entgegnete mit einer bewundernswürdigen Ruhe: »Ich sprach von Gemeinplätzen, und damit ist noch lange nicht gesagt, daß ich euch für gemein halte.«

»Er sagt das nicht,« rief die Schwiegermutter mit einem krampfhaften Lachen, »darauf kannst du dich verlassen; aber er denkt es. Ich bin gemein, du bist gemein, die ganze Weibel'sche Familie ist gemein. Und damit Basta!«

Jede Geduld ist zerreißbar, namentlich aber eine künstlich hervorgebrachte und auf übermenschliche Proben gesetzte. Deßhalb zerriß auch die des guten Doktor Plager; er sprang vom Tische auf, und es hätte in diesem Augenblicke wahrscheinlich eine der schon oft da gewesenen geräuschvollen Familienscenen gegeben, wenn sich nicht zur rechten Zeit die Thür geöffnet hätte und Babette eingetreten wäre, ein Schreiben in der Hand tragend.

Obgleich dieses Schreiben an den Hausherrn gerichtet war, so konnte es doch das würdige Dienstmädchen nicht über ihr Herz bringen, es diesem Tyrannen zu übergeben, sie warf deßhalb den Brief geringschätzend auf den Kaffeetisch wobei sie sagte: »Das wurde so eben gebracht,« und verließ alsdann wieder das Zimmer, während sie ihren Kopf sehr auffallend hin und her bewegte.

Der Rechtsconsulent warf mit finsterem Stirnrunzeln einen Blick auf die Adresse, und als er die Handschrift derselben erkannte, riß er heftig das Couvert ab und durchflog die Zeilen.

Sie waren von Larioz, und derselbe schrieb folgendermaßen:

»Hochgeehrtester Herr Doktor!

»Seit einer ziemlichen Reihe von Jahren bin ich in Ihren Diensten, und wenn auch hier und da, wie das unausbleiblich ist, kleine Differenzen entstanden sind, so glaube ich doch nicht, daß Ihnen der Tag besonders hassenswerth erscheinen wird, an welchem Sie mich mit einer Anstellung auf Ihrem Bureau beehrten. Ob ich dort meine Pflichten erfüllt, wissen Sie, verehrtester Herr Doktor, am besten selbst zu beurtheilen; was mich anbelangt, so kann ich wohl sagen, daß ich die Zeit, welche ich dort verbracht, im Ganzen für eine recht erfreuliche und angenehme halte. Wenn Ausnahmen stattfanden, welche den gemessenen Gang meines Lebens beunruhigten, so kamen dieselben in sehr wenigen Fällen oder eigentlich nie von den Arbeiten des Bureau's selbst oder von Ihrer verehrten Person her, sondern sie tropften aus einer Quelle, die ich wohl nicht näher anzugeben nöthig habe.«

Indem der Rechtsconsulent den letzten Satz las, schielte er über den Brief hinweg nach den beiden Damen hin, die aber mit dem größten Gleichmuth da saßen; die Schwiegermutter strickte an einem Strumpfe, die Frau Doktorin setzte einen dunklen Fleck auf eine helle Nachtjacke.

»Daß es mir,« – las Herr Plager weiter – »unter diesen Verhältnissen so eigentlich nie in den Sinn kam, Ihr Bureau, verehrtester Herr Doktor, zu verlassen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern. Und doch ist ein Umstand eingetreten, der mich veranlaßt, meine Entlassung aus Ihrem Dienste und zwar so schleunig zu verlangen.

Welche Ursache dieser meiner Bitte zu Grunde liegt, darüber wird Sie wahrscheinlich, noch ehe Sie diesen Brief empfangen haben, Ihre Frau Gemahlin, auf jeden Fall aber Madame Weibel aufgeklärt haben, und kann ich nichts Besseres thun, als mich der Art zu unterwerfen, in welcher diese einen Vorfall von gestern Abend Ihnen, verehrtester Herr, mitgetheilt. Eine Berichtigung meinerseits wird nicht erfolgen, wäre auch unnütz, da mein Entschluß fest steht, ferner nicht im Dienste eines sonst so achtbaren Mannes zu bleiben, dessen Familie mich, wiewohl mit großem Unrecht, aufs tiefste verabscheut.

»Genehmigen Sie, Herr Doktor, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung, mit der ich bin

Ihr

ergebenster Larioz.«

Herr Doktor Plager hatte dieses Schreiben zweimal überlesen, dann legte er die Hände auf den Rücken zusammen, so daß der Brief sich nothwendiger Weise auch dort befand, und verließ den Kaffeetisch, den Blick zu Boden geheftet, um im Nebenzimmer mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

Madame Weibel zog die Augenbrauen hoch empor, ließ die Hände mit dem Strickstrumpf in den Schooß fallen und zuckte mit den Achseln, als ihre Tochter sie fragend ansah.

Die Rechtsconsulentin lehnte sich vornüber und meinte flüsternd, das Schreiben müsse etwas Unangenehmes

enthalten, denn sie habe ein untrügliches Zeichen zu dieser Vermuthung auf dem Gesichte ihres Mannes bemerkt.
– Aber woher?

Die Schwiegermutter warf verächtlich die Oberlippe auf und sagte, wobei sie sich gerade keine besondere Mühe gab, ihre Stimme zu dämpfen: »Wer weiß, von welchen vielen sauberen Geschichten, mit denen er zu thun hat, diese Zeilen handeln!«

Nun war aber Babette eine viel zu vortreffliche und gescheidte Dienerin, um ihre Damen in der Unwissenheit über etwas zu lassen, dessen Wissenschaft ihnen von Interesse sein konnte. Sie erschien deßhalb im Zimmer mit einem gewissen Lächeln auf den Lippen, und während sie das Kaffeegeschirr mit großem Geräusch abräumte, sagte sie mit leiser Stimme: »Den Brief hat die alte Magd gebracht, der Tiger, wie sie sie nennen. Ich habe auf die Adresse gesehen, und links stand: Larioz.«

»Aha!« machte die Rechtsconsulentin, und Madame Weibel hustete bedeutsam.

Babette verließ das Zimmer mit ihrem Frühstücksservice, nicht ohne dem Salon oder vielmehr dem, der dort auf und ab spazierte, einen Blick stiller Verachtung gewidmet zu haben.

Es erfolgte eine kleine Pause, nach welcher die Madame Weibel ihrer Tochter zulispelte: »Mag dieser Kerl geschrieben haben, was er will, man muß ihm unbedingt zuvorkommen.«

Worauf sie laut zu Emilie sagte: »Du wirst sehen, der saubere Schreiber wird doch noch Recht behalten. O, ich

sage dir, dieser Mensch ist ein Krebschaden in deinem Hauswesen. Aber es gibt Fälle, wo man einen solchen treuen Diener schonen muß,« Im Nebenzimmer hustete es leicht, doch entfernten sich die Schritte, die man dort vernahm, von der Thür.

»Ja, man muß einen solchen Kerl schonen,« fuhr die Schwiegermutter lauter fort. »Verstehst du mich, Emilie? man muß ihn halten trotz den Klagen und dem Jammer einer ganzen Familie. – So ein Diener weiß oft viel von seinem Herrn, o schrecklich viel, was eine arme Frau nicht erfahren darf; und wenn man ihm die Wahrheit sagt oder ihn gar entläßt, so kommen natürlicher Weise schöne Dinge an den Tag, und davor muß man sich hüten.«

Die Schritte im Salon näherten sich der Thür des Kaffeezimmers wieder, und der Husten wurde bezeichnender.

»Hahaha!« lachte die Schwiegermutter. »Erinnerst du dich noch, weshalb jener saubre Lehrling ins Bureau genommen wurde, der Bruder der Mamsell Brenner?«

Die Schritte hatten sich ein paar Mal sehr stark der Thür genähert, waren aber alsdann wieder schnell verklungen.

»Ein schönes Mädchen das!« fuhr Madame Weibel fort: »jung und sieht feurig aus, freilich etwas gemein, aber was thut das! Das mögen sie schon leiden. Ich versichere dich, Emilie, ich ließe ihn machen, was er wollte: laß ihn seinen noblen Spanier behalten und sich mit der Familie Brenner einlassen, so tief er mag; wir haben keine Schande davon, denn Gott sei Dank, man kennt die Weibels.«

In diesem Augenblicke trat der Rechtsconsulent an die Thür des Kaffeezimmers, aber nicht im Zorn, wie man wohl hätte glauben sollen; vielmehr war etwas wie Wehmuth ersichtlich an der Art, wie er mit den Augen zwinkerte und wie er sein Kinn tief in die Falten des Halstuches vergrub.

»Allerdings, Madame,« sagte er ruhig und mit Würde zur Schwiegermutter, »man kennt die Weibel'sche Familie; es ist durchaus keine Frage, man kennt sie. Aber einige Mitglieder dieser würdigen Familie haben sich noch nicht die geringste Mühe gegeben, das Treiben anderer Leute in seinem wahren Lichte zu erschauen; sie wollen das nicht, denn sie gehen von dem Grundsatz aus, daß die ganze Welt – ihre eigene Sippschaft ausgenommen – nicht das Geringste taue. – Sei es darum,« fuhr er mit erhöhter Stimme und einer befehlenden Handbewegung gegen Madame Weibel fort, als er sah, daß diese ihm ins Wort fallen wollte. »Um Ihnen aber einen kleinen Beweis zu geben, wie voreilig man urtheilen kann, wollen Sie sich vielleicht die Mühe nehmen, diesen Brief zu lesen Sie werden mir in Ihrer bekannten Manier sagen: Was geht mich der Wisch von jenem Menschen an? während Sie doch vor Begierde brennen, zu sehen, was diese Zeilen enthalten. Da ich das kenne, so lasse ich Ihnen das Schreiben hier, und können Sie später, wenn Sie Lust und Muße haben, es gemächlich durchlesen.«

Damit wandte er sich um, ging in sein Schlafzimmer, versah sich mit Paletot, Hut und Stock und schritt einige

Minuten nachher abermals durch den Salon, um sich auf sein Bureau zu begeben.

Dem geneigten Leser können wir wohl gestehen, daß Madame Weibel diesen Moment benutzt hatte, um den Brief zu lesen; da sie aber durchaus den Schein vermeiden wollte, als hätte sie das wirklich gethan, so flog das Papier zusammengeballt gerade in dem Augenblicke in den Salon hinaus, als Herr Doktor Plager durch denselben schritt. Er bückte sich, hob es auf und steckte es seufzend in seine Tasche.



Der Herr Graf Czrabowski hatte nach jener von uns erzählten Zusammenkunft mit Baron Fremont und Herrn von Tondern ein paar Tage lang ruhig seine Anweisung in der Brieftasche behalten und entschloß sich alsdann erst, sie dem Banquier zu übergeben, als er den ersten der eben genannten Herren kurz vorher auf der Straße gesprochen und dieser ihm nicht gerade unfreundlich angezeigt, er habe dem betreffenden Banquier mit einigen guten Worten die Honorirung der Anweisung bestens anempfohlen. Nun war aber jener Banquier zufälligerweise der uns bereits bekannt gewordene Schwager des Herrn Rechtsconsulenten Doktor Plager, was dem edlen Grafen außerordentlich zu seinen Angelegenheiten paßte.

Er hatte sich nun in untadelhafter, doch nicht zu auffallender Toilette auf dem Comptoir präsentirt und war von

Herrn Springer, einem strengen Geschäftsmanne, freundlicher aufgenommen worden, als es das erstemal der Fall gewesen war, wo Czrabowski seine Empfehlungsbriefe präsentiert.

Baron Fremont hatte in der That, und wir können hinzufügen: etwas leichtsinnigerweise, weit Besseres über den sogenannten Grafen ausgesagt, als dieser es verdiente. Wenn auch der Baron kein großes Vermögen besaß, so hatte er doch immer, um leben zu können, wie Herr Springer wohl bekannt war, und er hatte sich bei gelegentlichen kleinen Geschäften mit dem Bankhause immer so zuverlässig und solid benommen, daß der Chef des Hauses ihm unbedenklich einen ziemlichen Credit eingeräumt hätte. Er hatte nun, wie gesagt, den Grafen Czrabowski bestens empfohlen, und dieser benahm sich mit einer außerordentlichen Klugheit: er hinterlegte bei dem Banquier seinen Wechsel, ohne Geld darauf zu nehmen, er übergab ihn, wie man das mit dem technischen Ausdrucke zu benennen pflegt, dem Hause zur Gutschrift und eröffnete sich auf diese Art ein Conto bei der geachteten Firma Springer und Compagnie. Daß der Chef dieser Firma hierauf den Herrn Grafen Czrabowski zu einem kleinen Diner einlud, wird Niemand, der das Geschäftsleben kennt, überraschen; daß dieses Diner *en famille* war, dafür sorgte Clementine Weibel durch ihre Schwester, die Frau des Banquiers, und daß sie bei diesem Diner *en famille* an der Seite des Grafen saß, wird man ebenso wenig auffallend finden. Auffallend war es gleichfalls nicht, daß

der Graf für dieses Diner *en famille* in den nächsten Tagen einen Besuch machte – das verstand sich von selbst – auch nicht, daß der Besucher den Banquier, da es gerade Börsenzeit war, nicht zu Hause traf, sondern von Fräulein Clementine empfangen wurde, – aber daß Czrabowski diese Besuche häufig wiederholte, ohne daß Herr Springer etwas dagegen einzuwenden zu haben schien.

Wie schon so oft kleine Ursachen große Wirkungen hervorgebracht, so hatte auch in diesem Falle eine an sich unbedeutende Frage des Banquiers an den . . . schen Gesandten, die er ganz zufällig über den Grafen gethan, die vortrefflichste Wirkung für diesen gehabt. Es war das bei einem Diner gewesen, wo man viele gute Weine getrunken hatte und deßhalb gemüthlich und wohlwollend gestimmt war. Seine Excellenz hatten über die Frage einen Augenblick nachgedacht und dann an die Decke blickend, geantwortet: »Czrabowski? Czrabowski? Ach, richtig! kenne ihn schon, ist mir von guter Hand empfohlen; ich glaube, ein ordentlicher und gescheidter Mann. Von der Familie weiß ich allerdings nicht viel, Czrabowski – natürlicherweise – polnischen Ursprungs, der Vater könnte General in der Revolutionszeit gewesen sein. – Haben Sie nie von einem General Czrabowski gehört?« hatte sich darauf Seine Excellenz an einen Ihrer Attachés gewandt, der den Namen neulich allerdings bei Vereini-gung der uns bekannten Paßangelegenheit nicht nur gelesen, sondern auch geschrieben, sich aber darauf nach dem wirklich sehr guten Diner nicht vollkommen mehr

besann – nur der Klang dieses Namens war ihm im Gedächtniß geblieben – und nun nach dem Grundsatz, daß man einem Vorgesetzten oder hochgestellten Herrn nie eine Antwort schuldig bleiben soll, mit großer Zuversicht entgegnete:

»General Czrabowski! o, gewiß, Excellenz; wie Euer Excellenz eben bemerkten, ein bekannter Name – war, wenn ich nicht irre, eine Zeit lang Adjutant von Poniatowski. Haben Güter diese Czrabowski in – in – Wo haben doch die Czrabowski ihre Güter?« wandte er sich an einen jungen Legationsrath, der eine Zeit lang in Petersburg gewesen war, dort begreiflicherweise aufs intimste mit dem hohen Adel verkehrt, und um alle Schätze Indiens vor den Ohren seines hohen Chefs, des Ministers des Auswärtigen nicht eingestanden haben würde, es gäbe eine Familie Czrabowski, von der ein Mitglied General und Adjutant von Poniatowski gewesen, und von welcher er nicht wissen solle, in welchem Theile Polens deren Güter lägen. Er erwiderte deßhalb auch, ohne sich im Geringsten zu besinnen:

»Die immensen Güter der Czrabowski liegen an der Weichsel bei Rachow, nicht weit von Lublin.« Man muß immer eine Sache, von der man nichts weiß, und die man glaubwürdig machen will, mit Nebenumständen behaupten, deßhalb setzte er auch hinzu: »Diese Czrabowski haben famose Bärenjagden, ich war dort eingeladen, fand aber nicht die Zeit, um hinzugehen.«

Hätte der junge Legationsrath in diesem Augenblicke das ungeheuer malitiöse Lächeln des Herrn von Tondern,

der ebenfalls bei diesem Diner war, verstehen können, so würde er weder von den großen Gütern, noch von den Bärenjagden gesprochen haben. Doch da das einmal erwähnt war, machte sich Tondern selbst ein Vergnügen daraus, diese Angaben zu bekräftigen; denn er sagte, nachdem er mit großer Ruhe ein Glas Curaço ausgeschlürft:

»Allerdings eine große Familie, diese Czrabowski, eine weit verzweigte Familie, und da sie Güter bei Lublin haben, so müssen sie immens reich sein. Nicht wahr, es sind doch Grafen?« wandte er sich mit großem Ernste an den Legationsrath, der unbefangen antwortete: »Das will ich meinen – ein altes gräfliches Geschlecht.«

So wußte man nun denn mit einem Male, daß der bis jetzt unbekannte Czrabowski wirklich ein Graf dieses Namens sei, sowie ein Sohn jenes famosen Generals Czrabowski, der Adjutant und Vertrauter des Fürsten Poniatowski gewesen und bei dem großen Kaiser selbst einen tüchtigen Stein im Brette gehabt, daß die Familie große Güter an der Weichsel besaß, bei Rachow in der Nähe von Lublin, und daß sie auf diesen großen Gütern oft mit gewaltigen Bären zu thun hatte. Das Letztere hätte unser Graf Czrabowski in einem ehrlichen Augenblicke am allerwenigsten geleugnet.

Der Banquier Springer war nun gewiß nicht der Mann, der mit vornehmen Bekanntschaften zu prahlen pflegte. Und doch that es seinem Herzen wohl, wenn er zu Hause der dicken Gattin erzählen konnte von dem vortrefflichen Diner, dem er so eben beigewohnt, wo er zwischen

dem Baron A. und dem Grafen G., dem französischen Gesandten, gesessen, und wie er nicht nur von den beiden Herren, sondern auch von der ganzen Tischgesellschaft mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden sei.

Mit einem bezeichnenden Lächeln auf Clementine setzte er hinzu: »Apropos, heute kam ganz zufälligerweise auch die Rede auf Czrabowski. Mehrere kannten ihn ganz genau, und fast Alle sagten Gutes von dieser großen und reichen Familie. Die Grafen Czrabowski sollen weitläufig mit dem Fürsten Poniatowski verwandt sein; der Vater, jener bekannte tapfere General, ein Vertrauter des unglücklichen Fürsten, der in der Elster bei Leipzig ertrank – du wirst dich erinnern, Marianne,« wandte er sich an seine Frau, »wir haben den Platz damals à fünf Neugroschen die Person sehen dürfen – war ein genauer Freund Napoleons und soll dem Kaiser sehr werth gewesen sein. Die Czrabowski haben ungeheure Güter bei Lublin, da in der Gegend der Weichsel, wo überhaupt der große polnische Adel stark begütert ist; ihr Stammschloß, glaube ich, heißt Rachow und soll eine prachtvolle Besit-zung sein mit reichen Waldungen und Bärenjagden.«

Daß jedes Wort, welches der Schwager sprach, wie ein Funke in das Herz des jungen Mädchens fiel, versteht sich von selbst; ebenso, daß dieses Herz von Entzücken schwoll und sein Schlag so heftig wurde, daß sie denselben gewaltsam niederkämpfen mußte, indem sie dachte: O, mein Gott, ja, habe ich doch nie an seiner Größe ge-zweifelt, habe ich trotz aller boshaften Einreden so sicher ge-wußt, daß es der Graf Czrabowski ist, daß es in seiner

Hand liegt, ein liebendes Gemüth zu sich empor zu heben, ein Herz, das für ihn schlägt, glücklich zu machen. Aber wird er dieses Herz auch vollkommen verstehen? Ist er aufopferungsfähig genug, um sein Wort zu halten? – Werde ich, wie er mir in jener süßen Stunde gelobt, Gräfin Czrabowski sein? – O Uebermaß des Glückes! – Nein, nein! das ist ja unmöglich! Ruhig, mein Herz, nähre keine thörichten Hoffnungen! – Und doch, wer weiß – und doch!

Auch die gemeinschaftliche Schwiegermutter, Madame Weibel, saß dabei, als der Banquier Springer so erzählte, und auch ihr Haupt hob sich vor Stolz und Freude. Im Gegensatz zu ihrer Tochter machte sie auch gar keinen Versuch, den Schlag ihres Herzens zu dämpfen. – Diese Verbindung muß zu Stande kommen – warum auch nicht? Allerdings ist er der Graf Czrabowski. Nun, was ist dabei so Großes? Ist sie nicht eine Weibel?

Daß die Aktien des Fabrikanten, Herrn Schilder, gegenüber dem Stammschlosse Rachow und der Grafenkrone, entsetzlich tief sanken, brauchen wir wohl nicht zu sagen; Madame Schilder – und Gräfin Czrabowski! Die Mama konnte sich nicht enthalten, diese beiden Titel ihrer Tochter lächelnd in die Ohren zu flüstern, worauf Clementine in tiefer, aber affektirter Demuth die Augen zum Himmel erhob und schmachttend sagte: »Wie Gott will! Ich nehme dankend an, was mir dort über den Sternen beschieden ist.«

Der Held aller dieser Wünsche und Hoffnungen sah wohl aus dem veränderten Benehmen des Banquiers, sowie dessen Frau, welche letztere ihn auch bisher stets mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung behandelt hatte, daß sich irgend etwas begeben haben mußte, was zu seinen Gunsten sprach. Welches Ereigniß dieses eigentlich gewesen, darüber hatte der Graf Czrabowski längere Zeit nur ganz unbestimmte Vermuthungen, bis er eines Tages den Herrn von Tondern auf der Straße traf, und dieser ihm lachend zum Vater General, sowie zu den Gütern bei Rachow, namentlich aber zu den Bärenjagden gratulirte.

Tondern hatte überhaupt eine gewisse Zuneigung zu Czrabowski, die er sich selbst nicht gestehen wollte; es war etwas in dem abenteuerlichen Leben des vermeintlichen Grafen, was ihm zusagte, und er hätte sich mehr mit ihm eingelassen, wenn Czrabowski gleich Mittel und Wege gefunden hätte, sich mit einem gewissen Aplomb als Erbe der immensen Güter an der Weichsel darzustellen und so sich in die Gesellschaft zu lanciren. So aber war er ein bischen schofel in die Residenz gekommen, man hätte ihm können den Schneider nachweisen, wo er seine sehr verdächtigen Kleidungsstücke abgelegt und darauf mit einem eleganteren Anzuge, der freilich beinahe den Rest dessen, was er besaß, verschlungen, wieder zum Vorschein gekommen war.

»Es ist eigentlich schade um ihn,« murmelte Tondern, als er den Andern verließ, »hätte sich wohl ein bischen höher calculiren können, als da seine Zeit mit einem

obsuren Bürgermädel zu vertändeln. Und wohlverstanden seine ganze Zeit; ein paar Stunden, das möchte noch angehen. Nun, Jeder nach seinem Geschmacke.«

Czrabowski also erfuhr nun zum ersten Mal im Leben, daß er der wirkliche Graf Czrabowski sei, welcher bedeutender Mann sein Vater gewesen, und daß er prachtvolle Güter in der Nähe von Lublin besitze. Diese kostbaren Notizen über seine eigene Person machte er sich nun bestens zu Nutze und trat in dem Hause des Banquiers Springer nun mit viel größerer Zuversicht auf als bisher. Es ist etwas Eigenes, wenn man zuversichtlich auftritt; kennt man dabei sein Terrain, so kann man mit einiger Routine, die dem edlen Grafen nicht abging, ganz Ungeheures leisten. Und Czrabowski leistete auch in der That das Außerordentlichste, nicht nur daß er Madame Springer für sich einnahm, auch der Banquier selbst gewöhnte sich so an sein Wesen, welches für den trockenen Geschäftsmann gerade nicht sonderlich sympathisch gewesen war, daß er lächelnd sagen konnte: »Es ist eine seltene Persönlichkeit, aber diese reichen Polen sind nun einmal nicht anders.«

Das Wesentlichste für den Grafen war aber, daß der sonst so vorsichtige Banquier sich durchaus nicht weigerte, Zahlungen auf Anweisungen des reichen Gutsbesizers zu leisten, eine Freundlichkeit, von der Czrabowski für einen Mann, der so ungeheures Güter besaß, allerdings keinen unmäßigen Gebrauch machte.

Doch konnte es nicht dabei bleiben, daß er häufig in dem Banquierhause dinirte, daß er darauf mit Clementinen allein war und dort die glänzendsten Versicherungen tausendmal wiederholte, daß er auch, aber meistens in Stunden, wo der Rechtsconsulent nicht daheim war, dessen Haus besuchte, um der Schwiegermutter und der zukünftigen Schwägerin seine Cour zu machen, – er mußte weiter gehen, das hatte ihm Madame Weibel als besorgte Mutter eines schönen Tages nicht undeutlich zu verstehen gegeben. Und darauf hin ging er denn auch weiter, ja, er ging so weit, als es ihm möglich war. Wir meinen das nicht zweideutig, geneigter Leser, wie du vielleicht vermuthen wirst; nein, der Graf Czrabowski, Herr der Güter von Rachow bei Lublin, fuhr an einem schönen Vormittage – schon in Anbetracht dieser feierlichen Gelegenheit, denn der Himmel weinte eben an diesem Vormittage Schnee und Regen durch einander – nach der Wohnung des Rechtsconsulenten, ließ sich bei Madame Weibel melden und bat förmlich um die Hand von deren Tochter Clementine.

So war es denn geschehen, und daß die Welt alsbald dieses große Ereigniß erfahre, dafür sorgte der gütige Himmel, denn drüben am Fenster lehnte die blasse Kaufmanns-Wittwe; sie sah den Grafen Czrabowski in schwarzem Frack und weißer Halsbinde ausfahren, sie bemerkte, wie die alte Weibel außerordentlich tief knixte, und hatte darauf nichts Eiligeres zu thun, als ihr Dienstmädchen, die Ricke, heimlich zu Plagers Babette zu senden, wo sie denn alsbald die ganze Geschichte erfuhr.

– Das wäre zum Schlagtreffen gewesen, aber die blasse Kaufmanns-Wittwe hoffte auf einen minder glänzenden Ausgang dieser an sich skandalösen Geschichte. Man braucht ja nur an die Punschscene zu denken, sprach sie achselzuckend zu sich selber. Und – Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

»Clementine ist nun also eine glückliche Braut, und daß die Sache endlich declarirt, kann man dem armen Mädchen wohl gönnen,« sagte an demselben wichtigen Tage Madame Weibel zu ihrer älteren Tochter, der Frau des Banquiers Springer; worauf sie noch hinzusetzte: »Ja, sie hat in der jüngsten Zeit recht gelitten, die arme Clementine, man sieht es ihr wohl an.«

Und das war die Wahrheit, denn die Augen des jungen Mädchens hatten viel von ihrem muntern Glanze und der Schärfe des Blickes verloren; ihre Wangen waren bleich geworden, und zuweilen zuckten ihre nicht mehr wie früher so frischen Lippen eigenthümlich und schmerzlich, wie man das sonst nicht an ihr gewohnt war.

SIEBENUNDREISSIGSTES KAPITEL. ECARTÉ UND ORANGENBLÜTHEN.

Daß Herr von Tondern eine Wohnung hatte, versteht sich von selbst; auch war dieselbe seinen Verhältnissen angemessen, einfach und bescheiden und bestand aus zwei Zimmern. Das eine war ein kleines Schlafgemach, von dem zwei Wände mit allerlei seltsamen Lithographien verziert waren, während man an der dritten eine Unzahl vortrefflicher Jagdgewehre sah, und die vierte dieser

gegenüber, wo sich die Thür befand, zeigte eine Sammlung Rehgewichte und Hirschgeweihe, Alles von selbst erlegtem Wilde.

Das andere Zimmer, der Salon, war dagegen sehr geräumig, und hier hatte sich die Kunstliebe des Herrn von Tondern bis zu Ansichten von Pferden, Reitern und Jagden aller Art verstiegen. Weiter war in diesem Gemache nichts Bemerkenswerthes, als drei Spieltische, eine etwas große Zahl für einen einzelnen Herrn. Und doch waren es ihrer nicht zu viel, denn die Freunde des Herrn von Tondern pflegten hier gern ihre Partien zu machen, und an manchen Abenden sah es da aus wie in einem Spielklub. Wir wollen dadurch nicht ausdrücken, als seien hier Hazardspiele getrieben worden; meistens wurde Whist gespielt, und wenn man sich zuletzt auch hier und da *pour la bonne bouchée* zu einem Macao oder Landsknecht verstieg, so war das nicht der Rede werth.

Dabei war aber Herr von Tondern, was dieses Gemach anbelangte, von einer außerordentlichen Hospitalität. Auch wenn er nicht zu Hause war, öffnete die alte Aufwärterin genauen Freunden ihres Herrn das große Zimmer zu einem Spiele, und oft, wenn Letzterer heim kam, fand er unerwartet eine zahlreiche Gesellschaft. So revanchirte sich Herr von Tondern für die vielen Einladungen zu Dejeuners, Diners und Soireen aller Art, die er erhielt; aber es war auch die einzige Revanche, die er gab; denn außer einem Glase frischen Wassers wurde hier nichts angenommen, nicht einmal eine Cigarre, denn

die, welche der Hausherr allenfalls für seine Freunde hatte, waren von äußerst mittelmäßiger Qualität, und wenn er sich für seine Person zu einer verhalf, so schloß er ein kleines Schränkchen auf, zu welchem er den Schlüssel immer bei sich führte.

Wir ersuchen den geneigten Leser, diesen Salon an einem Vormittage mit uns zu betreten. Wir finden dort neben Herrn von Tondern den Baron Fremont; Ersterer war beschäftigt, einen Spieltisch aufzuschlagen, nachdem er denselben in die Mitte des Zimmers gerückt, während der Andere mit dem Rücken gegen das Fenster lehnte und mit über einander geschlagenen Armen zusah.

»Also wir spielen eine einzige Partie,« sagte Tondern, »Ecarté wie gewöhnlich zu fünf Points. Und der Gewinner –«

»Hat gewonnen,« sprach ruhig der Andere. »Nur möchte ich mir erlauben, dir nochmals zu wiederholen, daß wir eigentlich nicht spielen sollten; denn nimm mir nicht übel, mein lieber Freund – du weißt, ich bin offenherzig – aber wenn du gewinnst, wirst du doch wahrscheinlicher Weise verlieren. Lassen wir also lieber die Ceremonie sein und verständigen uns so; das ist doch wahrhaftig weit gescheidter.«

Herr von Tondern hatte zwei neue Spiele Karten hervorgeholt, riß die Couverts ab und mischte die Blätter mit einer außerordentlichen Fertigkeit; auch nahm er Marken hervor, legte sie auf zwei Ecken des Tisches und schob alsdann ein paar Stühle herbei.

»Wahrhaftig, Tondern, lassen wir das Spiel sein; ich sehe es als einen Wahnsinn an und kann nicht unterlassen, dir das zu sagen. Eine friedliche Uebereinkunft wäre sicherlich besser.«

»Was nützt es mir,« entgegnete der Andere, »wenn ich anfangs, mit dir auf eine friedliche Uebereinkunft zu unterhandeln? Der Punkt, von dem du ausgehst und auf welchen du wieder zurückkehrst, ist immer der gleiche: du hältst dich für unwiderstehlich und bist nun einmal der Ansicht, daß du auf jeden Fall reussiren werdest. Verzeihe deßhalb, wenn ich dasselbe auch von mir denke.«

Baron Fremont zuckte verdrießlich mit den Achseln. Es war selten, daß über sein offenes, stets lächelndes Gesicht ein finsterer Schatten flog; aber jetzt war dies der Fall, und es war sogar eine recht finstere Wolke, welche seine Stirn beschattete. Er biß die Lippen auf einander und schwieg absichtlich einen Augenblick, wahrscheinlich um das, was er alsdann sagte, mit um so größerer Ruhe vorbringen zu können.

»Ich habe,« meinte er alsdann, »an deiner Unwiderstehlichkeit nie gezweifelt und bin überzeugt, daß, wenn es sich einfach darum handelt, ein Herz zu erobern, du gewiß eher zum Ziele kommst als ich. Aber die bewußte Angelegenheit steht nicht ganz so, und ich halte es für meine Pflicht, sie dir nochmals darzulegen.«

»Zum hundertsten Male.«

»Sei es darum, zum hundertsten Mal. – Wir erlangen also Kenntniß von einem Testament des Grafen Helfenberg; diese Kenntniß kostet mir, nebenbei gesagt, tausend Thaler. Gut, es ist eine Waare, die wir gekauft haben, wir wollen sie nach besten Kräften wieder verwert-
hen.«

»Du gehst die Sache verflucht prosaisch an.«

»Ich spreche aus, was du denkst, lieber Tondern,« fuhr der Baron gleichmüthig fort. »Es ist also die Frage: wie können wir die erlangte Kenntniß am besten ausbeuten? Wir haben erfahren, daß da eine junge Dame ist, die, Gott mag wissen, auf welcher Ursache, in dem Testamente mit einem Legate von ungeheurem Werthe bedacht ist.«

»Und ein so schönes, liebenswürdiges Mädchen!« meinte Tondern nachdenkend, indem er ein Spiel Karten gewandt durch die Finger laufen ließ.

»Das ist dir früher nicht besonders aufgefallen,« erwiderte der Andere; »mag's aber sein, wie es will, du hast nun plötzlich diese Ansicht, und ich will sie dir nicht bestreiten. Bleiben wir aber bei der Hauptsache. Die junge Dame, ein, um deine Worte zu gebrauchen, in der That schönes und liebenswürdiges Mädchen, ist mit einem Male eine reiche Erbin geworden.«

»Was wir Beide allein wissen,« sprach Tondern mit Beziehung. »Weißhalb denn Einer von uns Beiden,« fuhr der Baron kopfnickend fort, »sie zu heirathen wünscht.«

»Allerdings, Einer von uns Beiden.«

»Und um zu entscheiden, wer das sein soll – schlage ich eine vernünftige Partie Ecarté vor.«

»Und ich Vernunft und ruhige Ueberlegung. – Eine gleichzeitige Bewerbung um das junge Mädchen haben wir Beide für unpassend gehalten. Wozu uns auch eine Concurrrenz machen, die am Ende zu nichts führen kann? Es wurde also beschlossen: Einer bewirbt sich um sie, und der Andere unterstützt ihn, so viel es in seinen Kräften steht.«

»Das wurde allerdings beschlossen; der Glückliche erhält ihre Hand, der Andere wird angemessen entschädigt.«

»So ist es,« sprach ruhig Baron Fremont. »Der minder Glückliche erhält nach der Heirath des Andern ein Kapital von sechzigtausend Thalern. Nun entstand die Frage: wer soll sich um die Hand Eugeniens bewerben? Und da meine ich doch, es wäre selbstredend, daß der es sein sollte, der auch einige Chancen des Gelingens für sich hat. Und das bin ich, um ohne Umstände zu reden. – Wir stehen hier so bei einander, daß es bei dem wichtigen Geschäfte, welches wir vorhaben, durchaus nichts hilft, wenn wir uns Complimente machen.«

»Und das thust du auch in der That nicht,« sagte Tondern mit einem sarkastischen Lächeln.

»Der Sache zu Lieb,« versetzte Baron Fremont mit großer Ruhe. »Ich bin in einer unabhängigen Stellung, mein Name ist bekannt, so auch, daß ich ein ziemliches Vermögen besitze, und du selbst wirst mir zugeben müssen, daß, wenn ich, Baron Fremont, heute um die Hand des Fräuleins Eugenie von Braachen anhalte, alle Welt sagen wird: das Mädchens macht eine gute Partie. – Nun,

sei ehrlich und sprich dagegen. Wird man dasselbe von dir auch sagen können?«

Tondern zuckte die Achseln und entgegnete: »Du weißt, daß sich die Sachen geändert haben; allerdings wäre mir mit der Heirath, die ich mit einem armen Mädchen einginge, nicht gedient; aber wir wissen, daß Eugenie reich ist.«

»Wir wissen das allerdings, aber Niemand anders darf und soll das wissen,« sprach Baron Fremont und legte auf den letzten Satz eine starke Betonung. »Sei vernünftig, Tondern,« fuhr er nach einer Pause in wohlwollendem Tone fort; »du weißt, wie gut ich es stets mit dir gemeint, wie freundschaftlich ich dich in jeder Beziehung behandelt habe. Gib nach, laß deinen Eigensinn fahren, der uns alle Beide nur von dem gewünschten Ziele entfernen kann.«

»Spielen wir, spielen wir!« sagte der Andere unerschütterlich.

»Wenn du willst, die Partie um hundert Thaler, aber nicht um das Andere.«

»Jetzt bist du eigensinnig!« rief Herr von Tondern lachend. »Was Teufel! es ist das so ein bequemes Auskunftsmittel, um allem Streit ein Ende zu machen. Auch weißt du ja selbst, daß du im Ecarté ein unwandelbares Glück hast. Geh her.«

»Nein, ich mag nicht.«

»Du wirst doch: denn ich versichere dich fest und theuer, ich nehme keine andere Uebereinkunft an. Wie kannst du auch verlangen, daß ich so leichtsinnigerweise mein

Glück aus der Hand geben soll? Eine schöne Frau und dieses wunderbare Stromberg! Was sind sechzigtausend Thaler dagegen?«

Als Herr von Tondern dies sagte, war er scheinbar auf's emsigste mit den Karten beschäftigt, die er wie zu seinem Vergnügen ausgab und dann wieder einstrich; doch versäumte er dabei nicht, nach seinem Freunde hinüber zu schielen, der die Lippen zusammenbiß und mit düsterem Stirnrunzeln seine Nägel betrachtete.

Eine Zeit lang wurde weiter nichts gesprochen, und der Hausherr begann eine Melodie zu pfeifen, in der er sich aber auf einmal unterbrach, um den Andern zu fragen: »Also du willst nicht spielen?«

»Um den bewußten Gegenstand nicht.«

»So muß ich meine Karten wieder einpacken.«

Baron Fremont dachte einen Augenblick nach, fuhr dann mit der Hand über das Gesicht und versetzte mit einem leichten Seufzer: »So will ich dir eine andere Partie vorschlagen. Du überlässest mir die Bewerbung um Eugenie, unterstützest sie nach besten Kräften, und ich spiele dafür mit dir eine Partie, bei welcher ich baare tausend Thaler gegen dein Wort setze.«

»Und was gewinne ich dabei?« meinte Tondern achselzuckend.

»Wahrscheinlich tausend Thaler, da ich – sehr zerstreut bin.«

Der Andere nahm die vorhin abgebrochene Melodie pfeifend wieder auf, stützte beide Hände auf den Tisch

und schien zu überlegen. In Wahrheit aber war er im ersten Augenblick entschlossen, die angebotene Partie anzunehmen, denn seine ganze Weigerung lief auf ein ähnliches Manöver hinaus. Er wußte selbst zu genau, daß es im günstigsten Falle bei allen Freunden ein außerordentlicher Gelächter erregen müßte, sobald es bekannt würde, Tondern habe sich um die Hand des Fräuleins von Braachen beworben, selbst da man wußte, daß Eugenie durchaus kein Vermögen besitze. Wenn Fremont daher nicht von so weichem, nachgiebigem Charakter gewesen wäre und nicht die Hartnäckigkeit seines Freundes so genau gekannt hätte, so würde er unbedingt in die Concurrenz gewilligt haben. Auch besaß der gute Baron eine Aengstlichkeit des Gemüthes, die ihn schon seit lange her vermocht hatte, sich bei vielen Veranlassungen an den starren Charakter Tonders zu lehnen und dessen Rath in Anspruch zu nehmen. Deßhalb schrack er auch jetzt vor dem Gedanken zurück, nicht nur allein handeln zu müssen, sondern auch obendrein seinen würdigen Freund zum Gegner zu haben.

Daran dachte er und proponirte deßhalb, mit den Verhältnissen Tonders sehr genau bekannt, die Partie um tausend Thaler. Da ihn nun das Stillschweigen des Andern vermuthen ließ, dessen lange Ueberlegung laufe darauf hinaus, jenen Vorschlag anzunehmen, so näherte er sich jetzt dem Tische, zog seine Briefftasche heraus und entnahm derselben zwei Scheine von fünfhundert Thalern, die er nicht ohne einen leichten Seufzer auf den Spieltisch legte.

Tondern warf flüchtig einen Blick auf die Papiere, schaute dann lächelnd zu Fremont in die Höhe und sagte: »Du meinst also, ich acceptire? Du setzest wahrhaftig meine Freundschaft für dich auf eine harte Probe.«

»Darin magst du Recht haben,« entgegnete der Baron mit einem Anstug von Ironie in seiner Stimme; »aber du weißt auch dagegen, daß ich dir schon oft ähnliche Proben von meiner Freundschaft gegeben.«

»Wir spielen also –?« fragte Tondern.

»Ja, unter den eben erwähnten Bedingungen.«

»Das Spiel betreffend oder die andere Angelegenheit?«

»Beides; doch wollen wir uns Eins nach dem Andern klar machen. In solchen Fällen schadet ein wenig Umständlichkeit nicht. Du überlässest mir nicht nur die Werbung um die Hand des Fräuleins von Braachen, sondern unterstützest diese Werbung noch, wie dies ja auch schon früher zwischen uns in allgemeinen Umrissen festgestellt war.«

»Natürlich, ich chauffe!« lachte Tondern, indem er mit dem Kartenspiel, das er in der Hand hielt, eine kunstreiche Volte schlug. »Ich lasse mich zufällig da draußen auf dem alten Eulen- und Fledermaushofe sehen, gebe dem Baron eine Vase aus Pompeji oder dergleichen, bringe das Gespräch auf dich und entwickle alsdann, was du für ein ungeheuer famoser Kerl bist; ich schreibe dir Eigenschaften zu, von denen du nicht denkst, daß es möglich ist, wie ein Mensch sie vereint besitzen kann. Ich –«

»Ja, ja, wenn du dir fest vornimmst, etwas in dieser Geschichte zu thun,« fiel ihm der Baron Fremont ins Wort,

»so bist du allerdings im Stande, mich zu poussiren. – Das wäre also abgemacht. Nun kommt noch das Spiel, eine Partie Ecarté um tausend Thaler. Ein unvernünftiges Geld!« setzte er seufzend hinzu, während er einen Stuhl an den Tisch zog und sich darauf niederließ.

»Um dir zu beweisen,« versetzte Tondern, »wie eifrig ich in deinem Dienste bin, will ich mir dein Pferd satteln lassen und noch heute zu dem alten Braachen hinausreiten. Ich werde vorher zu unserem Freunde, dem ewig unruhigen Legationsrathe, gehen und ihm einen alten pompejanischen Scherben entwenden. Das wird mich famos empfehlen. Es wäre! das also abgemacht. Spielen wir. – Wenn ich aber diese Partie verlöre?« fragte er darauf mit einem eigenthümlichen Lächeln.

»Bah, du wirst gewinnen,« antwortete der Andere achselzuckend.

Tondern zog ebenfalls einen Stuhl an den Tisch, setzte sich darauf hin, und während er seinem Freunde das Kartenspiel zum Abheben, der Bestimmung der Vorhand wegen, hinschob, sagte er mit etwas ernstem Tone: »Mir scheint, lieber Freund, du hältst mich auch für eine Art von Czrabowski.« Worauf der Baron mit fast beleidigtem Tone ausrief: »Ah, Unsinn, Tondern! Ich muß mir dergleichen Bemerkungen alles Ernstes verbitten. Wir helfen einander, wo und wie wir können. Da – du hast die Vorhand.«

Darauf begann die Partie Ecarté, und wenn man zuschaute, so bemerkte man schon bei dem ersten Spiele wohl, daß Baron Fremont entweder zerstreut war oder

absichtlich verlieren wollte; denn er spielte mit einem unverantwortlichen Leichtsinne, er nahm die Proposition seines Freundes in einer unbegreiflichen Ausdehnung an, selbst dann noch, als er ein festes Spiel in der Hand hatte; ja, er vergaß sogar einmal, den König zu maskiren, und so dauerte es keine Viertelstunde, bis er die Partie verloren hatte. Dann schob er das Geld gelassen seinem Freunde hin, der achselzuckend sagte:

»Wenn ich diesen Gewinnst nehme, lieber Fremont, so benutze ich ihn wahrhaftig nur als Mittel zu dem bekannten Zwecke und brauche ihn dazu sehr nothwendig, denn ich bin so furchtbar abgebrannt, so geld- und kreditlos, daß es mir wahrhaftig Mühe machen würde, einen anständigen Wagen aufzutreiben, um zu Braachens hinaus zu fahren. – Doch brauche ich das jetzt ja auch nicht, da ich dein Pferd haben kann.«

»Sei aber vorsichtig!« bat der Baron, indem er seinen Kassenscheinen, die der Andere gleichmüthig einsteckte, einen Blick des Bedauerns nachsandte. »Ihm kann man schon mit dem Hausthor winken, aber die Baronin ist eine feine Frau.«

Tondern zog die Augenbrauen in die Höhe, und sein Gesicht zeigte eine Miene des Mitleids, als er antwortete: »Nun, die Worte hättest du dir ersparen können; du solltest Tondern genugsam kennen, um zu wissen, daß er jeden Schritt, den er in einer so delikaten Angelegenheit thun wird, vorher aufs genaueste prüft und überlegt.«

»Nun ja, wir kennen uns freilich,« antwortete Baron Fremont begütigend. »Aber wo so viel auf dem Spiele

steht, da hält man es nicht für überflüssig, sogar sich selbst, den man doch für am zuverlässigsten hält, eine gute Lehre zu geben. Warum also nicht auch einem Andern? – Doch sage mir jetzt,« sprach er in ganz anderem Tone, indem er sich gegen den Spiegel drehte, »sehe ich gut aus? Aber sei ehrlich.«

Tondern that ein paar Schritte gegen den Freund und versetzte, nachdem er denselben einen Augenblick von der Seite betrachtet: »Aha, du willst deinen Angriff heute noch beginnen? Ja, ja, du siehst ganz gut aus; nur sind die Knöpfe deiner Weste etwas auffallend, ich mag das für meine Person nicht leiden.«

»Es ist so Mode; mein Schneider hat es nicht anders gethan.«

»Wer wird sich von so einem Menschen was vorschreiben lassen!« versetzte Herr von Tondern wegwerfend. »Da muß man immer calmiren; ich für meine Person hasse alles Bunte, alles Auffallende. Apropos, du willst also heute zu Breda's?«

Der Baron nickte mit dem Kopfe.

»Nimm einen Rath von mir an,« fuhr der Andere fort. »Mache nicht deine gewöhnliche, etwas auffallende Tournure, benimm dich außerordentlich ruhig und lache nicht zu viel; es thut nichts, wenn die junge Dame deine schönen Zähne auch ein paar Mal weniger sieht. Sie ist ein gescheidtes Mädchen, darauf kannst du dich verlassen, von einer gesunden Natürlichkeit, die alles gemachte Wesen scheut. – Noch Eins, wenn du mir es nicht übel nehmen willst.«

»Nur zu, nur zu!« lachte der Baron.

»Du hast eine verfluchte Gewohnheit,« sprach Tondern weiter, »wenn du einmal einen längeren Satz sprichst, mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Kette deiner Uhr auf und ab zu wickeln; laß das bleiben, denn wenn man dich öfters darüber ertappt, so muß man das unbedingt lächerlich finden. Ferner –«

»Du benimmst mir meine ganze Sicherheit, Tondern, hör auf, hör auf!« rief der Baron.

»Ich kann dir das Ferner nicht erlassen,« fuhr der Andere mit großer Ruhe fort, »es ist das Wichtigste. Wirf dich anfangs der jungen Dame gegenüber, nicht zu sehr ins Zeug; ein Mädchen ihrer Art kann das nicht leiden, und dann halte ich es auch für überflüssig, unseren guten George, der dich genau beobachten wird, zu früh *au fait* deiner Absichten zu setzen.«

Er sprach diese letzten Worte sehr langsam und von einem so sarkastischen Lächeln begleitet, daß der Andere darauf aufmerksam werden und seinen Freund wohl verstehen mußte, weshalb er demselben, denn auch zur Antwort gab: »Da kommt wieder dein alter Wahnsinn zu Tage, den du uns schon bei Graf Helfenberg Preis gegeben. Ich versichere dich, du thust George Unrecht.«

»Versichere du nichts,« entgegnete Tondern, »sondern mache deine Augen auf und beobachte.«

»Daran kannst du dich verlassen,« versetzte Baron Fremont mit vieler Selbstgefälligkeit, worauf er noch einen Blick in den Spiegel warf und dann seinen Hut nahm und sich empfahl.

Herr von Tondern blieb zurück, öffnete sein Schränkchen und rauchte die beste Cigarre, die er besaß.

Wir haben den gleichen Weg mit dem Baron Fremont, halten es aber für angemessener, demselben voraus zu eilen, was uns um so leichter wird, da er sich mit unserer Schnelligkeit nicht messen kann, obendrein auch nur für einen Augenblick nach seiner Wohnung zurückkehrt.

In der kürzesten Zeit erreichen wir das Haus George's von Breda und befinden uns dort im Wintergarten, ohne daß eine Thür geknarrt, ohne daß Jemand dort von unserer Anwesenheit nur die geringste Ahnung hätte.

Die Jahreszeit war schon so weit vorgerückt, daß ein guter Gärtner in der Decoration seiner Glashäuser etwas zu leisten vermochte; und neben anderen minder lobenswerthen Eigenschaften konnte man Andreas nicht abstreiten, daß er wirklich ein guter Gärtner sei; auch kam ihm, wie vorhin schon angedeutet, die Jahreszeit zu Hülfe. Hatte doch die Sonne, wenn sie jetzt am wolkenlosen Himmel schien, schon Kraft genug, die Räume des Glashauses angenehm zu erwärmen, und war im Stande, im Verein mit der Wärme der unterirdischen Heizungsröhren, den Pflanzen und Blumen einen Frühling vorzuzaubern, der in Wahrheit noch nicht so ganz nahe war. Schon ließen auch die dicken Knospen der Camellien die Farbenpracht ihrer Blumen ahnen, Crocus und Hyacinthen dagegen erfreuten bereits das Auge, in dichten Gruppen

zusammen stehend, leuchtend in Weiß, Violet, Rosa, Blau und einen süßen würzigen Duft ausströmend, der Gedanken und Träume in uns weckt von belaubten Wäldern, saftig grünen Wiesen, murmelndem Wasser, Nachtigallenschlag und einem ganz wunderbaren Blütenmeere. Dabei war es hier in dem Glashause, als empfänden auch die anderen Bäume und Gesträuche, ja, sogar das springende Wasser den Einfluß der mildereren Jahreszeit; überall zeigte sich schon frisches Laub, Orangen und Lorbeer trieben schon wie verstohlen kleine, zierliche, hellgrüne Blättchen; die Granaten waren mit röthlichem Flor überzogen, und wo das frische Wasser aus den Bassins auf die Moose und niederen Kräuter hinspritzte, da zeigten diese jetzt schon eine leuchtend grüne Farbe, statt daß sie sich im Winter bei ähnlicher Begegnung wie schaurig und frostig zusammenzogen. Andreas war an seinen Kübeln beschäftigt, wo er die Erde auflockerte, auch hier und da dürre Blätter entfernte, und hätte diese Geschäfte, wie er sonst zu thun pflegte, gern mit dem Pfeifen irgend einer Melodie begleitet, machte auch zuweilen schon den Anfang dazu, indem er den Mund spitzte, ließ ihn aber gleich darauf wieder breit auseinandergehen, sich wohl erinnernd, daß er nicht allein in dem Wintergarten sei. Wenn er nämlich durch die Sträucher schielte, so sah er auf dem breiten Wege ganz genau Fräulein Eugenie stehen, welche ihre rechte Hand leicht auf die Zweige eines Citronenbaumes gelegt hatte und freundlich wie immer mit dem Jäger, Herrn Brenner, sprach, der sehr aufrecht in ehrerbietiger Haltung neben ihr stand.

Herr Brenner war in seiner kleinen Livree, dem grünen Jagdrock leicht mit Silber besetzt, und schaute bei Weitem stattlicher aus als neulich, wo wir ihn zu Hause gesehen, noch halb in seiner schweren Jägerkleidung steckend.

Wie das junge Mädchen dastand mit der vollen und doch schlanken Gestalt, so anmuthig an einen Baum gelehnt, hätte sie ein wunderliebliches Bild gegeben; sie hielt das edle schöne Gesicht etwas erhoben, so daß ein Strahl der Sonne durch die Blätter des Citronenbaumes hindurch leicht auf ihrem blühenden Teint spielte und dort eigenthümliche prachtvolle Lichter erzeugte. Sie trug ein einfaches dunkelblaues Kleid ohne irgend welche farbige Verzierung; ein kleiner weißer Kragen umschloß ihren Hals, und das dicke dunkle Haar, leicht um ihre Schläfe gelegt, drängte sich um den ganzen Kopf widerspenstig hervor und schien bei jeder Bewegung durch die eigene Schwere niederfallen zu wollen.

»Damals war ich noch sehr klein, mein lieber Herr Brenner,« sagte sie mit ihrer angenehmen, hellklingenden Stimme.

»Klein gerade nicht, gnädiges Fräulein,« antwortete der Jäger, »aber nicht so vollkommen ausgewachsen.« Er hatte eigentlich noch hinzusetzen wollen: nicht so gut und lebenswürdig, besann sich aber noch zur rechten Zeit, daß sich das doch wohl nicht schicken würde, und sagte deßhalb: »das gnädige Fräulein waren damals recht lebendig, so etwas – wie soll ich sagen?«

»Etwas ausgelassen!« fiel ihm Eugenie mit ihrem gewinnenden Lächeln in die Rede, wobei sie die frischen Lippen so schalkhaft öffnete. »Ja, ja, ich erinnere mich ganz genau, Sie haben damals mit mir gezankt, und ich hatte es gewiß verdient. Wissen Sie noch, wie ich alle Hunde losließ und, mein kleines Gewehr auf der Schulter, mit Ihnen in den Wald ging? Da haben wir mit einander gejagt, daß es eine Freude war. Das heißt, für mich, Herr Brenner, für Sie war es keine Freude; denn wie ich vorhin bemerkte, Sie zankten mich aus, als Sie mich nun endlich fanden, und verklagten mich bei Papa.«

»Habe ich das wirklich gethan?« fragte der Jäger fast erschrocken.

»Ja, das haben Sie gethan,« fuhr das junge Mädchen lachend fort, »und hatten vollkommen Recht, es zu thun. Sehen Sie Klaus zuweilen?« fragte sie plötzlich und näherte dabei ihr Gesicht einem Blatte des Citronenbaumes, wie um den Duft desselben einzuathmen.

»Klaus sehe ich wenig, gnädiges Fräulein,« sagte Herr Brenner; »er kommt selten in die Stadt und ich des Winters nicht einmal aufs Revier hinaus, habe auch dort auf den Jagden Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Helfenberg nichts zu thun.«

Andreas war von Kübel zu Kübel gegangen, hatte sich so dem breiten Weg genähert und schielte zuweilen durch die Zweige nach Fräulein Eugenie, öfter aber bei

dem Jäger vorbei nach dem Eingange zum Eßsalon hinauf, wo der kleine Groom unbeweglich stand, eine Serviette auf dem linken Arm, mit starren Blicken in das Glashaus hinabschauend.

Ueber diese seltsamen Blicke des Reitknechts mußte der Gärtner lächeln; wenn er das aber that, bückte er sich tief hinab auf den Kübel, an dem er sich gerade befand, und spitzte dabei jedesmal den Mund, als wenn er sich etwas vorpfeifen wollte; doch blieb es aber auch jetzt bei diesem Entschlusse, und begreiflicherweise drang zwischen seinen Lippen kein Ton hervor.

Eugenie fuhr mit ihrer kleinen Hand über die Blüten des Baumes und wehte sich so den Duft derselben zu.

»Ich denke gern an jene Zeit,« sagte sie alsdann ziemlich ernst, »und freue mich jedes Mal, wenn ich, sei es auch nur für wenige Stunden, hinaus komme. Jetzt ist es freilich nicht schön in den Wäldern,« setzte sie nach einer Pause nachsinnend hinzu, »aber jener dunstige Wind, der durch die Zweige fährt, erinnert mich an das Frühjahr, an Knospen, – an Blüten.«

Das Letztere sagte sie sehr leise und fuhr abermals mit der Hand über die Blätter der Citrone.

Der Gärtner hatte sich jetzt gerade mit einem prachtvollen Orangenbaum beschäftigt und brach, ohne daß es Jemand bemerkte, einige Blüten ab, die er sich, obgleich etwas schüchtern, erlaubte, der jungen Dame anzubieten.

Eugenie sah ihn mit einem ernsten Blicke an und fragte, indem sie durch eine leichte Wendung einen halben

Schritt zurücktrat: »Sie haben sie doch nicht abgebrochen? das würde mir leid thun.«

Worauf Andreas, der seine Mühe in der Hand hielt, antwortete: »O, gewiß nicht, Euer Gnaden, wie wird ein Gärtner Blüthen abbrechen! Sie sind abgefallen, und da wollte ich mir nur die Freiheit nehmen, sie dem gnädigen Fräulein zu geben.«

Es hatte ihn einigermaßen geärgert, daß die junge Dame so unbefangen mit dem Jäger plauderte, was sie mit ihm nie that, und er wollte mit seinen Blüthen einen Versuch machen, ob es ihm vielleicht nicht auch gelingen könne, irgend ein Wort anzubringen. Dabei war sein Neben Zweck, den kleinen Friedrich zu ärgern, der droben wie auf Kohlen stand und sein Gehirn vergeblich abmarterte, einen Vorwand zu finden, um von der Estrade herab in den Wintergarten treten zu können. Dies durfte nur geschehen, wenn er zu melden hatte, daß das Frühstück servirt sei. Und so oft er sich auch nach dem kleinen Eßsalon umsah, so wollte dort immer noch nichts erscheinen.

Der Gärtner blieb indessen mit seinen Orangenblüthen in der einen und der Mütze in der anderen Hand vor Eugenie stehen, und jetzt kam höchst unerwartet für den Groom ein herrlicher Augenblick.

»Die Tante mag diesen Duft so gern,« sagte Eugenie, wobei sie ihre Augen nach der Estrade wandte und dann ziemlich laut hinzusetzte: »Friedrich kann sie auf den Frühstückstisch legen.«

Friedrich, der seine Ohren übermäßig anstrengte, hatte dieses Wort nicht sobald vernommen, als er in den Eßsalon stürzte, einen Dessertteller nahm und dann mit großen Sprüngen in den Wintergarten hinab eilte.

»Das gnädige Fräulein haben befohlen,« sagte er fast athemlos, und als ihm hierauf Andreas die Orangenblüthen auf den Teller legte, zitterte seine Hand, und er mußte sich Gewalt anthun, den Blicken des Gärtners nicht zu begegnen, der mit einem Auge blinzelte und auf eine eigene Art lächelte, ehe er sich wieder an seine Kübel begab. Herr Brenner war auf die Seite getreten, und Eugenie, nachdem sie freundlich den Kopf gegen ihn geneigt, schritt langsam auf dem breiten Wege dem Eßsalon zu.

Friedrich wollte alsbald folgen, doch streckte der Gärtner seine Hand zwischen den Gesträuchen hervor, faßte ihn leicht am Kragen und gab ihm durch einen Wink mit dem Kopfe zu verstehen, daß er einen Augenblick da bleiben solle.

Der Jäger hatte sich ebenfalls entfernt, und so konnte es Andreas schon wagen, wenn auch flüsternd, zu sagen: »Siehst du nun wohl, unverantwortlicher Kerl, daß ich Recht habe? Von mir nimmt man keine Blüthen an, ich darf sie auch nicht ins Eßzimmer hinauf tragen, nicht einmal der Jäger, der doch einen ungeheuren Stein im Brette hat; nein, da muß Herr Friedrich gerufen werden, und Herr Friedrich muß kommen zum gnädigen Fräulein und muß ihr die Blüthen nachtragen, damit sie dieselben von Niemand anders als von Herrn Friedrich empfängt,

denn – paß nur auf! – ich will mich henken lassen, wenn sie droben nicht dran riecht. Aber das wirst du mir sagen, Kerlchen, das bitte ich mir aus. Und bei der ganzen Sache kannst du wieder einmal sehen, wie ich nur für dich denke. – Jetzt geh, du Schuft, du glücklicher!«

Nach diesen Worten gab er dem Groom einen leichten Puff in den Nacken, und dieser, den die Worte seines guten Freundes doch etwas verwirrt gemacht hatten, eilte, so schnell er konnte, dem Hause zu.

Droben auf der Estrade war unterdessen Baron von Breda erschienen und blickte mit unverkennbarer Freude dem schönen Mädchen entgegen, das sich ihm rasch näherte, wobei sie das glänzende Auge fröhlich und leuchtend auf ihn heftete.

»Ah, Onkel George!« sagte sie, »du warst früh auf, Tante und ich haben dich lange erwartet.«

»Ich hatte ein Geschäft in der Stadt; aber du siehst, wie pünktlich ich bin. Es muß gleich elf Uhr schlagen, die Zeit unseres Frühstücks, worauf ich auch nicht eine Minute möchte warten lassen.«

Er beugte sich bei diesen Worten etwas vornüber, als wollte er Eugenie näher kommen, ohne ihr jedoch einen Schritt entgegen zu gehen, was auch kaum thunlich gewesen wäre: denn mit leichtem, elastischem Tritt sprang sie nun die Treppen hinauf, reichte dem Baron beide Hände hin und sagte mit einem recht innigen Tone: »Guten Morgen, Onkel George! Hast du gut geschlafen?«

»Ja, liebe Eugenie, gut geschlafen und süß geträumt.«

»Doch nicht von der schrecklichen Geschichte,« entgegnete sie lachend, »die uns Tante gestern Abends vorgelesen, von dem Phantom, das mich so erschreckt?«

»Allerdings war auch etwas von einem Phantom dabei,« gab er zur Antwort, »aber von keinem schrecklichen; es war ein schönes Phantom, ein liebes Gespenst, das mir erschienen ist.«

Er hatte die beiden Hände des Mädchens ergriffen und als nun in diesem Augenblicke Friedrich mit den Blüten auf dem Teller an ihm vorüber ging und im Eßzimmer verschwand, hob er diese beiden kleinen Hände, die so warm, so weich, so zutraulich in den seinigen lagen, leicht in die Höhe und sagte lächelnd: »Warte kleine Diebin! du hast Blüten abgebrochen. Leugnen hilft da nichts, meine gute Eugenie, ich rieche den Duft der Orangen hier an deinen Fingern.«

Und dabei brachte der Baron ihre Hände nahe genug an seine Lippen, daß er den Duft hätte bemerken können, so nah, daß das junge Mädchen den Hauch seines Mundes empfand.

Es durchzuckte Eugenie in diesem Momente seltsam wie nie; sie fühlte ihr Herz zusammengepreßt, ja, es war ihr, als müßten ihr Thränen in die Augen schießen; ihre Brust hob sich schneller und tiefer athmend, und ein Lächeln flog über ihre Züge. Dabei war es ihr, als wehe plötzlich ein kalter Wind über sie hin, denn sie schauderte leicht zusammen und mußte unwillkürlich ihre beiden Hände zudrücken, um sich zu halten, denn bei alle dem

war es ihr einen Augenblick zu Muthe, als bewegten sich die Steinplatten zu ihren Füßen auf und nieder.

Alle diese Gefühle dauerten freilich nicht länger als höchstens ein paar Sekunden, aber es war ihr, als sei eine lange, lange Zeit darüber hingegangen. Und als sie nun nach einem tiefen Athemzuge wieder frei um sich blickte, da wunderte sie sich, daß Onkel George noch vor ihr stand und noch immer ihre Hände in den seinigen hielt. Sie schaute zu ihm auf und fand einen seltsamen Ausdruck in seinen Blicken; sie sprachen mit ihr, es war, als wollten sie ihr etwas mittheilen, und doch verstand sie nichts davon; alles, was sie begriff und klar in sich fühlte, war der Gedanke, wie gut es sei, daß die Sprache der Augen sich durch Worte nicht verständlich machen könne, denn es war ihr, als müsse sie im anderen Falle etwas hören, was sie vielleicht beunruhigen könnte.

Sie schlug die Augen nieder; vielleicht hatte sie sich auch geirrt. Ja, es mußte so sein, denn als sie nun gleich darauf wieder in die Höhe sah, bemerkte sie den gewöhnlichen ruhigen Blick von Onkel George; auch hatte er ihre rechte Hand losgelassen; nur ihre Linke ruhte noch zwischen seinen Fingern, und nachdem er lächelnd gesagt: »Warte, ich werde dich bei der Tante verklagen,« führte er das junge, liebe und schöne Mädchen ins Eßzimmer.

ACHTUNDDREISSIGSTES KAPITEL. BARON FREMONT.

Die Baronin saß bei dem Frühstückstische; neben ihrem Sessel auf einem Tabouret lag ein aufgeschlagenes Buch, in das sie noch einen flüchtigen Blick warf und

dann den Kopf herum wandte, den Beiden entgegen, die Hand in Hand in das Zimmer traten.

»Es ist ein Glück,« sagte Frau von Breda lächelnd, »daß du zur Zeit nach Hause gekommen bist. Ich glaube, Eugenie hätte dich heftig gezankt; sie muß einen absonderlichen Appetit verspürt haben, und das schon vor einer Stunde, denn damals meinte sie schon, du könntest wohl nach Hause kommen.«

»Hatte ich das gesagt; meine liebe Tante?« fragte das junge Mädchen mit dem Ausdrucke der Ueberraschung.

»Gerade nicht mit denselben Worten,« entgegnete die Baronin, »aber du fragtest mich, ob Onkel George häufig vor dem Frühstück in die Stadt gehe, ob er lange auszu-bleiben pflege, und dann sahst du auf die Uhr und meintest, es müsse unbedingt später sein, als diese anzeige.«

»O welche Ungeduld!« sprach Baron von Breda, laut und unbefangen lachend. Doch warf er mit der Schnelligkeit des Blitzes einen Blick auf seine Frau, welche aber so gleichgültig wie immer, ohne alle Erregung dasaß und in diesem Augenblicke ihr Papiermesser zwischen die Blätter des Buches legte, um die Stelle nicht zu verlieren, wo sie in ihrer Lectüre stehen geblieben. Dabei sagte sie:

»Eugenie ist ein lieber wilder Vogel, der drückend die Mauern des Hauses fühlt, besonders da es sich dem Frühjahr nähert, dessen Vorboten, die warmen Winde, schon den Schnee weggeschmolzen und die Bäche vom Eise befreit haben. Ich glaube, Kind, du beneidest jeden, der draußen im Freien ist. – Wahrhaftig, George,« fuhr sie

nach einer Pause fort, während welcher das junge Mädchen sich zu ihr hinab gebeugt und der Baronin mit der vollen Hand über das Haar gestrichen hatte, »wenn es einmal draußen grün ist, so müssen wir an einen Aufenthalt auf dem Lande denken. Dann thut uns unser Wildfang hier nicht mehr gut.«

»Nein, nein, liebe Tante,« erwiderte Eugenie, »Sie thun mir wirklich Unrecht; wo könnte es mir angenehmer sein, als bei Ihnen! Unser Haus wird ja mitten im Grünen stehen, und wenn ich noch mehr will, so kann ich von meinem Fenster nach den Bergen drüben sehen und mir ganz gut einbilden, ich sei dort und eile unter den dichtbelaubten Bäumen hinweg auf dem weichen Moose dahin über Berg und Thal.«

Die Zwei hatten unterdessen Platz genommen und der Baron sagte: »Ich fürchte fast, wenn du zu häufig mit deiner regen Phantasie nach den Bergen hinauf blickst, so wirst du Heimweh nach ihnen bekommen, und wenn das ist, so müssen wir allerdings ein bisschen mit dir hinaus gehen, damit du auch die Welt zu sehen bekommst. Nicht wahr, Julie?«

»O ja,« entgegnete Frau von Breda. »Und davon werde ich alsdann auch profitieren. Onkel George ist schwer zu irgend einer Reise zu bewegen, und du kannst dir was darauf einbilden, daß er dir eine verspricht.«

Sie sagte das mit dem besten Humor, und ohne irgend einen anderen Ton in ihre Stimme zu legen.

Während dessen servierte der Kammerdiener die einfachen Schüsseln, aus denen das Frühstück bestand, und

Friedrich stand an der Thür, die ins Haus führte, um die überflüssigen Teller wegzutragen.

Eugenie wandte sich nach ihm um, winkte ihm, näher zu kommen, und fragte ihn nach dem Teller mit den Orangenblüthen.

Der kleine Reitknecht hatte denselben auf ein Nebentischchen gestellt und brachte ihn jetzt eilig herbei.

»Siehst du,« sagte der Baron zu seiner Frau, »was Eugenie für Sachen macht! Da bricht sie mir meine kostbaren Blüthen ab, und weiß doch, wie sehr ich mich darüber freue, wenn sie an den Bäumen bleiben.«

Ein plötzlicher Schatten fuhr über die so heiteren und glücklichen Züge des jungen Mädchens, blieb aber keine Sekunde dort, und dann sprach sie fröhlich wie zuvor: »O, Onkel George, du machst nur Scherz. Nicht wahr, es war nicht dein Ernst? Wie sollte ich etwas thun, was dir unangenehm wäre? Gewiß nicht, gewiß nicht! Nein, die Sache ist so: der Gärtner wollte mir diese Blüthen geben, und da rief ich Friedrich, er möchte sie für die Tante auf den Frühstückstisch besorgen.«

Der Groom hatte nicht übel Lust, sich so weit zu vergessen, die Aussage der jungen Dame zu bekräftigen. Doch begegnete er glücklicherweise einem Blicke des Herrn, der zufällig aufschaute, weshalb er sich beeilte, den schon aufgesperrten Mund schleunigst wieder zufallen zu lassen.

»Ich war im Wintergarten,« fuhr Eugenie fort, »und sprach mit Herrn Brenner; ich erinnerte ihn daran, daß wir uns häufig draußen gesehen, vor Jahren, und daß er

mich bei Papa verklagt, als ich einmal die Hunde losgelassen und mit ihnen in den Wald gegangen war, um zu jagen; ich denke noch gerne daran.«

»Und das hat dir damals Freude gemacht, mein Kind?« fragte Frau von Breda. »Sieh, das begreife ich nun nicht. Ich lese gern von den Jagden fremder Länder und kann mich dabei für dieses oder jenes Abenteuer interessiren; auch amüsirt es mich, eine gut geschriebene Streiferei durch unsere Wälder in einem Buche zu finden; aber selbst dergleichen mitzumachen – ich weiß wohl, es gibt Damen genug, die das gern thun – das wäre mir unmöglich. Ja, wenn ich einmal im Frühjahr oder Sommer, was zuweilen vorkommt, durch den Wald fahre. oder eine interessante Gegend bereise, so macht es mir das größte Vergnügen, dabei aus einer Lectüre zu erfahren, was ein Anderer sich beim Betrachten dieses Waldes, dieser Gegend gedacht.«

»Du bist sehr genügsam, Julie,« meinte der Baron, »und glücklich in deiner Genügsamkeit.«

»Ja, glücklich, weil ich im Grunde wenig Bedürfnisse habe; darin besteht das wahre Glück.«

»Wir dagegen,« wandte sich Herr von Breda an Eugenie, »möchten lieber mit eigenen Augen erfahren, wie es in der Welt aussieht, und wollen dann meinetwegen später etwas Gescheidtes darüber lesen, um uns dadurch wiederholt alle schönen Momente ins Gedächtniß zurückzurufen.«

»Es ist schade,« nahm die Baronin nach einer Pause das Wort »daß du vergangenen Herbst deine Jagden nicht

selbst abgehalten hast, wie du das ja sonst zu thun pflegtest. Du hättest ja ein paar Bekannte einladen können, und es würde Eugenie gewiß sehr amüsirt haben, einige Zeit da draußen in dem romantisch gelegenen Jägerhause all das Getümmel mit zu erleben.«

Der Baron schaute lächelnd auf das junge Mädchen, und als er sah, wie sie ihn fragend anblickte, zuckte er mit den Achseln und antwortete seiner Frau: »Ja, wenn du eine Freude daran gehabt hättest, Julie, so würde mich das allerdings sehr amüsirt haben.«

»Ich? meinte Frau von Breda. »Gott soll mich bewahren! Du weißt wohl, daß das vollkommen gegen meinen Geschmack ist. Dazu muß man Neigung haben wie Eugenie. Ich versichere dich, Kind,« wandte sie sich an diese, »ein paar Tage lang habe ich es einmal probirt, als hier gebaut wurde und George mich bat; da waren wir draußen auf dem Jägerhause. »

George von Breda spielte mit seinem Messer auf dem Teller und versank, während seine Frau sprach, in tiefes Nachsinnen.

»Es war ein kaltes, unheimliches Wetter, fußhoch lag der Schnee auf dem Boden, sowie dick auf den Zweigen der Bäume und drückte sie ordentlich tief herab. Dazu war die Kälte so stark, daß die Fensterscheiben fast den ganzen Tag gefroren waren. Nun denke dir dazu das alte steinerne Haus, in welchem so lange keine Feuer brannt hatten – es war unbehaglich über alle Beschreibung. In dem weiten Kamine des großen Salons lagen

in Einem fort den Tag über und den Abend die dicksten Baumklötze und flammten und prasselten, wie ein Wachtfeuer, und Alles fand sich da schon Morgens früh, namentlich aber bis in die späte Nacht zusammen. Und nicht bloß die Herren Jäger, nein, auch die Hunde hatten da freie Entree.«

Der Baron blickte einen Moment in die Höhe und sah, wie die Augen des jungen Mädchens vor Vergnügen leuchteten, als die Tante dieses für sie so abschreckende Bild entwarf.

»Ich mußte die Wirthin machen,« fuhr Frau von Breda, fort, »und mich auch zuweilen den Gästen zeigen. Dabei danke ich nur meinem Schöpfer, daß ich mich nicht überreden ließ, mit der wilden Jagd hinaus zu ziehen. Weißt du noch George, wie du und Helfenberg mich mit aller Gewalt überreden wollten, an jenem Morgen mit euch zu reiten?«

Der Baron nickte mit dem Kopfe.

»Ich sage dir, Kind,« wandte sich Frau von Breda abermals an Eugenie, »das hätte dich von all dergleichen Liebhabereien für Zeitlebens curirt. Der Lärm vom frühen Morgen an! Ich war herzlich froh, wenn sie endlich in den Wald hinaus gezogen waren, und war dann erst vergnügt, als ich nach ein paar Tagen die Erlaubniß erhielt, nach Hause zu fahren. – Habe ich übertrieben?« fragte sie den Baron.

Dieser zuckte mit den Achseln und entgegnete: »Jedes nach seinem Geschmack; vielleicht, daß Eugenie doch Freude daran gefunden hätte.«

Während seine Frau vorhin dem jungen Mädchen von dem Försterhause erzählt, hatte sich George träumend mit demselben Gegenstande, nur ganz anders, beschäftigt. Auch er hatte sich in Gedanken nach dem alten Jagdschlosse versetzt und sah den großen Saal vor sich mit seinem weiten Kamine, in welchem die mächtigen Holzblöcke prasselten und flammten; auch die Hunde, welche seine Frau so sehr verabscheute, lagen auf dem Boden, den Kopf auf die Vorderpfoten gedrückt, und in ihren großen, glänzenden Augen strahlte der Widerschein der Flamme. Eugenie hätte mich begleiten sollen, dachte er dabei. – Und nun sah er das schöne Mädchen auf dem alten Stuhle von geschnitztem Eichenholze ruhen, den Kopf in die Hand gelehnt, mit den lebhaften Augen vor sich hinschauend und gern anhörend, was von der heutigen Jagd erzählt wurde.

Und dann trat der andere Morgen vor seine Phantasie. Der Himmel war klar und die Luft kalt; aber sie erschien lachend mit sanftgeröthetem Gesichte auf der Treppe des Schlosses und schwang sich mit seiner Hülfe in den Sattel. Dann zogen sie dahin, aber er war an dem Tage ein schlechter Jäger; sie plauderte so vergnügt und ritt auch so dicht neben ihm, daß es ihr gar keine Mühe machte, ihre kleine Hand auf die Mähne seines Pferdes zu legen; er drückte zuweilen die seinige darauf, um sie vor der Kälte zu schützen, und so ritten sie einen einsamen Waldpfad, plaudernd, lachend, Eins das Andere anschauend.

So träumte er. Und dann krachte es im Gebüsche, so, daß sie sich erschreckt an ihn schmiegte, wo er dann

nicht anders thun konnte, als seinen Arm schützend um ihre schlanke Gestalt zu legen.

Da sprang der weiße Hirsch vorbei und schreckte ihn aus seinen Träumereien empor. –

»Nächsten Herbst,« sagte Frau von Breda, indem sie sich von ihrem Stuhle erhob, »mußt du unbedingt die Sache einmal mitmachen.«

»Und dann werden Sie mich begleiten?« fragte schüchtern das junge Mädchen.

»Ich? Nein, Gott soll mich bewahren! Wie schon vorhin gesagt, habe ich an einem Mal vollkommen genug gehabt.«

Sie griff mit der Hand in die Orangenblüthen, nahm ein paar und roch daran.

»Ein wunderbarer Duft,« meinte sie. »Wenn man das riecht und die Augen schließt, so ist es gerade, als wenn man in Italien wäre, ruhend am Meere unter einem der prachtvollen Bäume, die dort im Freien wachsen und ihre weiten Aeste über uns hinstrecken. Ich lese sehr gern darüber.«

»Und ich möchte das gar zu gern selbst erleben,« sagte Eugenie, indem sie ebenfalls eine der Blüthen nahm, sie zwischen ihren Fingern rieb und dann zu Boden fallen ließ.

»Wer weiß,« meinte der Baron, der an den Kamin getreten war und eine Cigarre anzündete, ob du das nicht noch alles zu sehen bekommst! Du bist jung, dir steht unter gewissen Verhältnissen die Welt offen; wahrhaftig, ich würde mich freuen, setzte er mit einem eigenthümlichen

Lächeln hinzu, »wenn wir uns später einmal wiedersehen und du mir als dann von all dem Schönen erzählen würdest, was du erlebt – was dich gefreut.«

»Ich danke, Onkel George, für deinen guten Wunsch,« versetzte Eugenie, »aber am schönsten wäre es, wenn wir alles das zusammen erleben könnten. Ich bin überzeugt, die Tante wird sich auch noch einmal zum Reisen entschließen, und, nicht wahr, dann nehmt ihr mich mit?«

Sie warf dabei einen freundlichen Blick auf Onkel George und beugte sich dann nieder, um ihre Tante auf die Stirn zu küssen, die sich in ihren Fauteuil niedergelassen und das Buch wieder ergriffen hatte.

Der kleine Reitknecht hatte unterdessen den Moment wahrgenommen, wo alle Drei dem Frühstückstische den Rücken wandten, sich rasch gebückt und die Blüthe vom Boden aufgehoben, welche die junge Dame so eben zwischen ihren Fingern zerdrückt. Daran wäre nichts Auffallendes gewesen; daß er sich aber dabei scheu umsah und sie alsdann hastig in die Tasche steckte, hätte beinahe die Aufmerksamkeit des Barons erregt, der unabsichtlich in dem Spiegel über dem Kamine die Bewegung des Grooms sah, während er sich seine Cigarre anzündete. Doch dachte er begreiflicherweise nicht weiter daran, um so weniger, da in diesem Augenblicke der Kammerdiener eintrat und den Baron von Fremont meldete, der den Damen seine Aufwartung zu machen wünsche.

Frau von Breda blickte fragend auf den Hausherrn, der die Achseln zuckte und dann dem Kammerdiener antwortete: »Es wird uns angenehm sein.«

Ein paar Minuten darauf wurde die Thür geöffnet, und der Gemeldete trat herein.

Er schien sich den Rath seines Freundes, des Herrn von Tondern, zu Nutze gemacht zu haben, denn er trug eine andere Weste mit weniger auffallenden Knöpfen; auch waren seine Bewegungen äußerst ruhig und sein Gesicht fast ernst, als er sich nach dem Befinden der Frau von Breda erkundigte. Nur während er Eugenien eine tiefe Verbeugung machte, blitzte es so freundlich auf seinem Gesichte, daß seine weißen Zähne sichtbar wurden. Dem Baron reichte er die Hand und ließ sich auf einen Fauteuil nieder, den ihm der kleine Reitknecht auf einen Wink des Herrn von Breda hinschob.

Nachdem Baron Fremont erfahren, daß sich sämtliche Anwesende des besten Wohlseins erfreuten, auch dagegen versichert, daß er selbst durchaus keinen Grund zu irgend einer Klage habe, sagte er: »Beinahe wäre ich vor Ihrem Hause wieder umgekehrt, denn ich zog meine Uhr hervor und bemerkte, daß es eben erst Elf vorbei sei; ich fürchtete, Sie beim Frühstück zu überraschen.«

Er hatte bei diesen Worten schon angefangen, die goldene Kette um seinen Finger zu wickeln, ließ sie aber augenblicklich wieder fahren, da er sich noch zur rechten Zeit des Gesprächs von heute Morgen erinnerte.

Die Baronin gab auf Fremont's Bemerkung zur Antwort: »Und wenn Sie uns wirklich beim Frühstück überrascht hätten, so sähe ich darin gerade kein Unglück. Sie hätten vielleicht ein Couvert acceptirt oder sich nichts

daraus gemacht, so zu assistiren. Wir hätten auf jeden Fall dabei gewonnen.«

»Gnädige Frau sind zu freundlich für mich gesinnt,« versetzte Fremont geschmeichelt. »Doch hätte ich heute auf keinen Fall ein Couvert acceptiren können, da ich noch vor Kurzem bei Ihnen auf ähnliche Art zum Diner kam. Man könnte ja wahrhaftig glauben,« setzte er lachend hinzu, »ich mache absichtlich zu gewissen Zeiten meine Besuche.«

»Und wenn dem so wäre,« sagte George von Breda in freundlichem Tone, »was läge daran? Auch ich war Garçon und weiß mich aus jenen Zeiten zu erinnern, daß ich bei manchen Bekannten lieber *à la fortune du pot* speiste, als auf eine förmliche Einladung; vorausgesetzt nämlich, daß mir das Haus angenehm war.«

»Diese Voraussetzung kann für mich nirgendwo vollkommener eintreffen, als hier bei Ihnen,« sagte der Baron mit einer Verbeugung gegen Frau von Breda und indem er einen schüchternen Blick auf Eugenie wagte, die an der Seite ihrer Tante saß und deren Buch in der Hand hielt. »Von allen Häusern, die ich kenne, gibt es gewiß keines, wo ich mich angenehmer und behaglicher finde, als hier bei Ihnen.«

»So beweisen Sie das durch die That,« versetzte Frau von Breda, »und kommen häufiger als bisher.«

Nachdem sich Fremont abermals und sehr freundlich verbeugt, wandte er sich an die junge Dame und sprach: »Mein verehrtes Fräulein, Sie scheinen ja eine eifrige Leserin zu sein; kaum vom Frühstückstisch aufgestanden,

haben Sie das Buch schon wieder in der Hand! Das gute Beispiel Ihrer Frau Tante muß sehr auf Sie eingewirkt haben.«

»Ich darf dieses Lob nicht annehmen,« erwiderte das junge Mädchen; »es ist das Buch, in welchem meine Tante gelesen, das ich hier in der Hand halte. Ich möchte aber in der That,« setzte sie launig hinzu, »daß deren vortreffliches Beispiel wirklich mehr auf mich eingewirkt hätte, als es der Fall ist. Nicht wahr,« wandte sie sich an Frau von Breda, »darin muß ich mich noch recht ändern?«

»Das ist Sache des Geschmacks, liebes Kind,« sagte diese. »Es ist nicht Jedermann gegeben, sich so anhaltend und unaufhörlich mit Lectüre zu beschäftigen. Ich bin sogar weit entfernt davon, dies als allzu vortheilhaft für uns selbst, noch weniger aber als angenehm für die Umgebung zu bezeichnen. George hat mich früher oft darüber gezankt.«

»Das ist wahr, mein Kind,« mischte sich der Hausherr ins Gespräch; »aber bei den vielen vortrefflichen Eigenschaften, die du hast, kann man dir den kleinen Fehler der Lesewuth allenfalls zu Gute halten. Und doch hat es mich anfänglich einigermaßen genirt.«

»O, er sagt: anfänglich, dieser gute George!« lachte Baron Fremont, »das glaube ich wohl. Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, aber es muß auch für einen jungen Ehemann ziemlich fatal sein, wenn er sieht, daß sich sein

besseres Ich den Büchern mehr zuwendet, als seiner eigenen lebenswürdigen Persönlichkeit. Hahaha! das würde mich sehr verdrießen!«

Er ließ bei diesem Lachen alle Zähne sehen, wickelte seine Uhrkette auf und ab, ohne sich des Wortes des Herrn von Tondern zu erinnern, und setzte lustig hinzu: »Also, Baron, das kann einen anfänglich recht geniren?«

Herr von Breda zuckte mit den Achseln und entgegnete in etwas trockenem Tone: »Das kommt eigentlich alles darauf an, ob man mit sehr viel Anforderungen in die Ehe tritt.«

»Nun, das sollte ich doch meinen,« sagte Baron Fremont; »ich für meinen Theil würde, glaube ich, mit ziemlich vielen auftreten, dagegen aber auch die meiner zukünftigen Frau auf ehrliche und redliche Weise zu erfüllen suchen.«

»Ja, lieber Fremont,« versetzte lachend der Hausherr, »du bist auch ein ganz vortrefflicher Charakter, eine Ausnahme von jeder Regel, und wie ich dich kenne, könnte dich auch nur die heftigste Liebe dazu bewegen, eine Frau zu nehmen, obgleich du beinahe alt genug wärest, um diesen vernünftigen Gedanken auch unter etwas weniger Leidenschaft zu fassen.«

Der Baron seufzte ein klein wenig und blickte zu Boden, doch wagte er es nicht, die junge Dame anzuschauen; denn er fühlte wohl, daß das Auge seines Freundes forschend auf ihm ruhte.

»Bei alle dem bin ich überzeugt,« nahm Frau von Breda mit sehr gutmüthigem Tone das Wort, »daß der Baron

ein vortrefflicher Ehemann werden wird; er ist häuslich, er führt als Garçon ein sehr geregeltes Hauswesen, und seine Aufmerksamkeit gegen die Damen ist genugsam bekannt. Wahrhaftig, Herr von Fremont, wenn ich noch viel in die Welt ginge, so würde ich mich damit beschäftigen, für Sie eine Frau zu suchen. Ich glaube, man kann Sie mit gutem Gewissen empfehlen.«

»Und ich bin überzeugt,« antwortete schnell der Baron, »daß Ihre Hand glückbringend ist und es für mich vom größten Segen wäre, wenn Sie sich meiner in der That annehmen wollten.«

Er lächelte dabei verbindlich, schaute aber die Baronin mit einem so eigenthümlichen Blicke an, daß die kluge Frau alsbald verstand, hinter seinen Worten stecke etwas mehr als gewöhnliche Galanterie.

»Das brauchst du ihr nicht ernstlicher zu sagen,« bemerkte heiter George von Breda; »ich versichere dir, eine Heirath zu Stande zu bringen, ist für jede Dame eine der liebsten Beschäftigungen, und wenn du dir meine Frau zur Unterhändlerin erbittest, so läßt sie, wenigstens für eine Zeit lang, selbst ihre Bücher im Stich und begibt sich sogar wieder in die Gesellschaft.«

»Das würde ich auch thun,« meinte die Frau vom Hause. »Vertrauen Sie mir ganz, Baron,« setzte sie lächelnd hinzu, indem sie sich in ihren Fauteuil zurücklehnte und die Hände über einander legte.

Eugenie hatte das Buch ihrer Tante geöffnet und las mit großer Aufmerksamkeit darin. »Es scheint,« sprach

Baron Fremont etwas verwirrt, »Sie nehmen meine leichte Aeufßerung von vorhin für Ernst. Ja, wenn ich so die Sache recht betrachte,« fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er vergeblich versucht, in das Auge des jungen Mädchens zu blicken, »so ist es doch so allein in der Welt ein zweckloses Leben. Gewiß, gnädige Frau, ich will diese Angelegenheit recht aufmerksam überlegen, bin aber versichert, wenn ich eines Tages vor Sie hinträte und Sie um Ihre Hülfe bäte, da würden Sie sich Ihres halben Versprechens gar nicht mehr erinnern wollen.«

George von Breda, den dieses Gespräch etwas Weniges langweilen mochte, ging an die Thür des Wintergartens, um seine ausgebrannte Cigarre in einen auf der Terrasse stehenden Kübel zu werfen. Das junge Mädchen, bisher sehr vertieft in ihre Lectüre, hob den Kopf etwas in die Höhe und blickte Onkel George nach, was aber Baron Fremont nicht zu bemerken schien; denn er hatte sich bei den letzten Worten, die er sprach, gegen die Baronin gewandt, welche ihm jetzt zur Antwort gab:

»An meinem guten Willen soll es gewiß nicht fehlen, bester Baron. Aber ich bemerkte vorhin, daß ich gar nicht mehr in die Welt gehe und deßhalb aus allen Connexionen bin, sonst –«

»Dieses Sonst,« unterbrach Baron Fremont die Dame etwas auffallend lächelnd, »ist mir genug, und nehme ich es als ein Versprechen Ihrer Hülfe an. Also wenn ich einstens um Ihre Vermittlung nachsuche, und Sie können mir Ihre Hülfe leihen trotz Ihrer wenigen Connexionen, so wollen Sie bereit dazu sein?«

»Mit größtem Vergnügen,« entgegnete Frau von Breda, »und möchten Sie nur recht bald kommen!«

Ogleich dieses Gespräch im Tone scherzhafter Conversation geführt worden, so war es doch der Frau vom Hause, als klinge durch diesen Scherz etwas Ernstes, und nach dem letzten Worte, das sie gesprochen, blickte sie forschend auf den Baron, der den Kopf erhoben hatte und augenscheinlich mit großem Interesse nach Eugenie hinblickte, die jetzt, wo die Unterhaltung der Beiden einen Moment stockte, das Buch sinken ließ und zu ihrer Tante sagte:

»Sie müssen mir diesen Band später einmal erlauben; ich habe da eine wirklich interessante Schilderung einer Besteigung des Aetna angefangen.«

»Also lasen Sie dennoch?« fragte der Baron, und man hätte glauben können, einen etwas pikirten Ton zu vernehmen, wenn seine Frage nicht mit einem freundlichen Lachen begleitet gewesen wäre.

»Ich vergaß wahrhaftig, dir eine Cigarre anzubieten,« sagte der Hausherr, von der Terrasse zurückkommend. »Verzeihe mir und mache meinen Fehler wieder gut, indem du so schnell wie möglich eine nimmst.«

»Hier bei den Damen nie,« erwiderte galant der Andere; »wenn du mir aber erlaubst, einen Blick in deinen Wintergarten zu werfen, so acceptire ich mit großem Danke.«

Dabei hatte er sich erhoben und nahm eine Cigarre, die ihm George von Breda augenblicklich reichte, indem dieser dabei sprach: »Das versteht sich von selbst, wenn

es dir Vergnügen macht; der Garten fängt an, sich wieder zu beleben, die warme Sonne bricht schon mächtig herein und zaubert uns hier einen Vorfrühling.«

»Gib mir mein Buch, liebe Eugenie,« sagte die Tante. »Der Baron wird mich entschuldigen. Du kannst auch mit den Herren gehen, wenn du willst.«

Das junge Mädchen schaute einen Moment in die Höhe, und ihre Augen trafen zufällig einen Blick von Onkel George, worauf sie der Frau von Breda das Buch reichte, sie auf die Stirn küßte und dann an der Seite des Hausherrn, der den Baron Fremont voranließ, der Terrasse zuzuging. Dabei legte sie leicht ihre Hand auf seine Schulter.

Die Drei traten in den Wintergarten, und Baron Fremont ließ sich mit einer bewundernswürdigen Geduld wieder einmal die ganze Einrichtung desselben, so wie jede neue Pflanze und alles, was in den letzten Tagen empor geblüht war, zeigen.

Es gehört in der That viel Freundschaft und guter Wille dazu, einem Gartenliebhaber in seinem Enthusiasmus nur halbwegs zu folgen; denn alles das, was dieser mit dem größten Interesse betrachtet und uns zeigt, sehen wir für etwas sehr Gewöhnliches und schon oft Dagewesenes an. Für uns ist die Hyacinthe oder die Rose eines fremden Gartens eben nur eine Blume wie jede andere; wir kennen ja nicht die Geschichte ihres Lebens, daß zum Beispiel das Tiefe, Dunkelblaue der Hyacinthe etwas ganz Abnormes ist, und daß der Rosenstock, der jetzt so freundlich blüht, kaum von einer langwierigen

Krankheit erstanden ist, und daß ihm nur durch die sorgfältigste Pflege das Leben gerettet wurde. Für den Gartenliebhaber ist das aber von nicht minderem Interesse, als daß jetzt die großen Fenster des Gewächshauses hermetisch schließen, und daß der Springbrunnen, dessen Röhren auf unbegreifliche Art hartnäckig verstopft waren, nun wieder seinen klaren vollen Strahl lustig in die Höhe wirft. Für uns aber ist das ebenso gleichgültig, als wenn wir erfahren, daß der Sand unter unseren Füßen außerordentlich weit hergeholt werden mußte, und daß die Tulpen nicht recht gediehen sind, weil der Gärtner sie nachlässiger Weise in ein Beet gesteckt, dessen Erde sauer geworden.

Der gute Baron Fremont hatte es aber bei seinem Spaziergang durch den Wintergarten mit zwei Enthusiasten zu thun; denn an all die Sachen, auf die ihn der Hausherr nicht aufmerksam machte, vergaß Eugenie nicht, diesen zu erinnern. Und da kamen ganze Geschichten über eine kränkliche Rose, über die Farbe der Hyacinthen, über nicht schließende Fenster und alles, was wir vorhin erwähnt, zum Vorschein. Dabei war es indessen sonderbar, daß sich Baron Fremont heute all der unbekanntenen Sachen lebhafter erinnerte, als er je zuvor gethan.

Das junge schöne Mädchen war aber auch gar zu reizend in ihrer Natürlichkeit, in ihrer kindlichen Freude

über irgend ein Pflänzchen, zu welchem sie sich niederbeugte, über eine frühe Rose, die sie, Gott mochte wissen, zum wie vielen Male, mit der größten Bewunderung betrachtete und mit ihren frischen Lippen fast berührte, über das klare Wasser des Springbrunnens, in das sie leicht ihre weißen Finger tauchte, kurz, über alles, was sie sah und worauf sie nur irgend die leuchtenden Blicke ihrer schönen glänzenden Augen warf. Und wie anmuthig und elastisch schwebte sie jetzt mit ihrer feinen und doch wieder so vollen Gestalt vor den Beiden dahin; wie war Alles an diesem wunderbaren Wesen so voll Symmetrie! Welch ein Duft der Frische, Lieblichkeit und Unschuld lag um ihre Gestalt, glänzte von ihren Lippen, aus ihren Augen, aus ihrem vollen dunklen Haare!

Als Baron Fremont sie so betrachtete, sich innig über ihr Wesen freute und dabei dachte, warum er eigentlich am heutigen Morgen den Besuch gemacht, da begriff er nicht, wie ihm früher alle diese Vorzüge, die ganze Lieblichkeit des jungen Mädchens entgangen waren. Wahrhaftig, es verursachte ihm ein gewisses bitteres Gefühl, wenn er an seine Verhandlungen mit Tondern dachte und sich jenes Testamentes erinnerte, durch welches er sich erst veranlaßt gesehen hatte, sich Eugenien zu nähern. Er schämte sich fast bei diesem Gedanken, und zuweilen stieg, wenn auch sehr leise, der Wunsch in ihm auf, er möchte lieber gar keine Kenntniß haben von dem Vermächtnisse des Grafen. – Und gleich darauf machte ihm eben das Vermächtniß wieder zu schaffen, ja, er konnte sich nicht verhehlen, daß er eine kleine eifersüchtige

Regung fühlte. Was konnte Helfenberg veranlaßt haben, einer jungen Dame, die er so wenig kannte, den größten Theil des Besitzthums, worüber er disponiren konnte, zu hinterlassen?

Als er so dachte, betrachtete er anscheinend mit großer Aufmerksamkeit einen riesenhaften Cameliensbaum, den ihm George gezeigt und der, mit Hunderten roth geschweller Knospen bedeckt, fast bis an das Dach des Glashauses stieß; in Wahrheit aber schaute er bei den Zweigen vorbei auf Eugenie, die sich an der andern Seite befand, ihre Hände zusammengelegt hatte und mit dem Ausrufe: »Das ist doch in der That wunderbar schön!« das Gesicht erhob und, von einzelnen Lichtern der durch die Blätter hereinbrechenden Sonne übergossen, wie verklärt dastand, wie eine himmlische Erscheinung, wie ein Wesen aus einer anderen, glücklicheren, reineren und besseren Welt.

Bei diesem Anblick beantwortete er sich selbst die Frage, mit der er sich vorhin beschäftigt, und sprach zu sich: Beim Himmel! wenn ich ein so trauriges Loos hätte, wie der arme Graf Helfenberg, und dieses Mädchen einmal so sähe wie jetzt, da würde ich ihr am Ende auch mein bischen Vermögen hinterlassen, um ihr eine sorgenfreie Existenz zu bereiten.

Auch George von Breda hatte Eugenie einen Augenblick lächelnd betrachtet, und bei diesem Lächeln erinnerte sich Fremont an die Vermuthungen Tondern's, die dieser neulich bei Helfenberg ausgesprochen.

Bah! sprach er zu sich selber, Tondern ist ein exaltirter Mensch wie immer, ein Narr. Ich möchte seine Augen sehen, wenn er ein so prachtvolles Mädchen im Hause hätte. Daß man die mit Wohlgefallen anblicken muß, versteht sich doch von selbst, und daß da Einem das Herz warm wird, wenn man sie anschaut, nicht minder. Ja, wahrhaftig, ich traute Keinem in der ganzen Welt, als gerade George von Breda, diesem kalten, theilnahmlosen Menschen. – Was das andere Geschlecht anbelangt, setzte er hinzu, da war er immer ein Klotz, ein Eiszapfen, der wilde George. Ja, wenn man ihn so hoch zu Pferde dahinfegen sah, oder wenn er in eine Gesellschaft trat mit der ritterlichen prachtvollen Gestalt, dem schönen Kopfe mit der hohen ernsten Stirn, da mußte man unwillkürlich denken: das ist ein vollkommener Eroberer, ein ganz gefährlicher Kerl. – Und was hat es ihn genützt? Freilich ging er auch kalt und stolz bei den schönsten Mädchen vorüber und gab sich nicht einmal die Mühe, die bezeichnendsten Blicke der prächtigsten Weiber freundlich zu beantworten. – Es war seine Schuld. – Was hat der Eroberer erobert? Eine Frau, die ziemlich älter ist als er. – Allerdings eine brave, charmante Frau – sehr reich, aber ernst und unerquicklich. – Und wenn der wilde George in der That nicht so ein gefühlloser Kerl wäre und hier Feuer gefangen hätte, da brauchte man nur das ruhige, sinnige Auge jenes Mädchens zu betrachten, um aller Besorgniß enthoben zu sein. – Nein, Tondern, du hast eine schlimme Zunge, du bist und bleibst ein boshafter Kerl.

Das ist ein herrliches, liebenswürdiges, wunderbar prächtiges Mädchen. – O meine zweitausend Thaler! seufzte er nach einem vollkommen verständlichen Ideengange.

Wenn auch Baron Fremont in solche Gedanken vertieft neben George von Breda und Eugenie ging, so verhinderte ihn das doch nicht, der jungen Dame von Zeit zu Zeit ein galantes, liebenswürdiges Wort zu sagen und die Bemerkungen des Hausherrn mit: »charmant! superb! magnifique!« zu beantworten und diesen so auf den Gedanken zu bringen, als interessire er sich in der That für Rosen, Hyacinthen, Gewächshaus-Fenster, springende Wasser, Sand im Wege und saure Erde, was Breda gar nicht erwartet.

Endlich traten die Drei wieder über die Terrasse in den kleinen Eßsalon zurück, wo Baron von Breda überrascht war, seine Frau noch immer lesend am Kamine zu finden. Gewöhnlich zog sie sich gleich nach dem Frühstück in ihr Zimmer zurück, selbst wenn der Hausherr Besuch von irgend einem seiner Freunde hatte.

Baron Fremont ergoß sich in Lobeserhebungen über den prachtvollen Wintergarten, über den magnifiquen kleinen Eßsalon, über das ganze Haus, wo man immer etwas Neues und Schönes finde, und sagte am Schlusse seiner zahlreichen Complimente, während er hartnäckig die goldene Kette um den Zeigefinger herum wickelte und zugleich seine Zähne wie die eines Negers blitzten: »Es hat mir aufs Neue wieder so wohl bei Ihnen gefallen, gnädige Frau, daß ich, vielleicht nicht zu Ihrer angenehmen Ueberraschung, recht bald wieder erscheinen

werde. Und dann,« setzte er süß lächelnd hinzu, »werde ich vielleicht in der vorhin erwähnten Angelegenheit von Ihnen Rath, vielleicht auch Hülfe verlangen.«

Die Baronin verbeugte sich sehr freundlich, und George von Breda sagte: »Wenn das dein Ernst sein sollte, lieber Freund, so thu mir die Liebe und wähle eine Stunde, wo ich nicht zu Hause bin, denn du weißt –«

»O, ich weiß vollkommen,« fiel ihm der Andere ins Wort. »Diese Erinnerung hättest du dir sparen können, ich werde mir alsdann eine Audienz bei deiner Frau erbitten.«

»So ist es recht, Fremont, ganz allein,« antwortete der Hausherr.

»Ganz allein,« sprach die Baronin. Und da Baron Fremont zu seinem Erstaunen zu finden glaubte, daß etwas wie eine Frage in ihren Worten lag, so versetzte er mit einem Blick auf Eugenie, welcher der Frau des Hauses nicht entging:

»Auf keinen Fall darf George bei unserer wichtigen Unterredung zugegen sein.«

Herr von Breda schüttelte ihm lachend die Hand, und Fremont ging fort, nachdem er sich bestens bei den Damen empfohlen.

NEUNUNDDREISSIGSTES KAPITEL. EINE LEIDENSCHAFT.

Eugenie hatte das Zimmer verlassen, und da die Baronin noch keine Miene machte, sich in ihre Appartements zurückzuziehen, so nahm George von Breda eine neue Cigarre und ließ sich seiner Frau gegenüber nieder. Diese

hatte ihr Buch auf den Schooß gelegt und blickte gedankenvoll vor sich hin.

»Es ist ein guter Kerl, dieser Fremont,« sagte der Baron nach einer Pause.

»Ich halte ihn auch für einen zuverlässigen und geordneten Mann,« gab seine Frau zur Antwort. »Auch hat er Vermögen?« fragte sie.

»Er hat sein anständiges Auskommen, das er durch Sparsamkeit zu vermehren trachtet. – Was um so lobenswerther bei ihm ist,« fuhr Herr von Breda nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, »da er häufig einen guten Freund um sich hat, der gerade das Gegentheil von dem ist, was man Ordnung und Sparsamkeit nennt.«

»Du meinst den Herrn von Tondern? Hoffentlich nimmt er diesen zum abschreckenden Beispiel. Ich halte diesen Tondern für keinen guten Charakter.«

George von Breda zuckte leicht mit den Achseln und sagte: »Tondern ist einer von den Leuten, die man um sich duldet, weil ihre Unarten mit der Politur der sogenannten eleganten Gesellschaft bedeckt sind, weil ihr Betragen wohl unangenehme Schärfen, aber keine Ecken hat, weil sie, wenn auch verwunden, doch nirgendwo anstoßen, Leute, die Jener erträgt als pikante Säure der Unterhaltung, Dieser, weil er sie fürchtet.«

»Und du meinst nicht, daß er mit diesen wenig empfehlenswerthen Eigenschaften einen Einfluß auf den Baron übt?«

»Wenn er auf irgend etwas von dem Baron Einfluß ausübt, so ist es hauptsächlich dessen Börse, und selbst da

wird dieser Einfluß ein mäßiger sein, denn Fremont ist in der That, wie du vorhin bemerktest, sparsam. Er hat überhaupt ganz gute Eigenschaften.«

»So wird er also,« meinte Frau von Breda nach einem kleinen Nachdenken, »keinen so üblen Ehemann abgeben? Abgerechnet etwas Geckenhaftes hier und da, was ihm eine kluge Frau abgewöhnen kann, ist sein Aeußeres nicht übel, und sein Benehmen in der Gesellschaft läßt auch nichts zu wünschen übrig.«

Der Baron warf die Asche seiner Cigarre in den Kamin und antwortete: »Es wäre für Fremont allerdings passend, wenn er eine convenable Partie fände, er würde alsdann auch aus den Händen Tondersns kommen. Doch hat, er, fürchte ich, zu lange ein unabhängiges Junggesellen-Leben geführt, um Ketten, wenn auch Rosenketten, zu tragen. Aber immerhin wäre es ein vernünftiger Gedanke, wenn er wirklich einen solchen hätte. Aber ich glaube nicht daran. Auch wäre es schwer, eine passende Partie für ihn zu finden.«

»Hat er viel Vermögen?«

»Er ist, wie gesagt, nicht übermäßig reich, aber er wird so viel haben, daß er sogar mit einer Frau, die ihm wenig oder nichts zubringt, anständig leben kann.«

»Nun, da hätten wir eine große Auswahl,« sprach die Baronin. – »Du hast wahrhaftig Recht, George,« unterbrach sie sich lachend, »daß so eine Partie zu arrangiren für jede Frau ein wahres Vergnügen ist. Da wäre zum Beispiel eine der Töchter des Finanzministers; zu jung wären sie nicht mehr für Fremont.«

»Nein, wahrhaftig, zu jung wären die nicht,« versetzte George kopfschüttelnd, »und auch nicht zu hübsch. Mit dieser Proposition würdest du ihm wenig Vergnügen machen. Fremont ist in gewisser Beziehung ein Geschäftsmann und ein Kenner, er würde sich am Ende durch ein immenses Vermögen einnehmen lassen; im anderen Falle müßte aber die, welche man ihm vorschlägt, ein untadelhaft schönes Mädchen sein.«

»Was meinst du zu Fräulein von S.?«

»Die wäre nicht so unrecht, aber denke an die Wittwe-Mutter, die müßte er *nolens, volens* mitheirathen, und das kann man dem guten Fremont wahrhaftig nicht zumuthen. Du mußt schon andere Candidaten vorschlagen. – Ich glaube,« fuhr er heiter fort, »daß diese Passion, Heirathen zu stiften, ansteckend ist; ich fände mich am Ende auch darein, Bleibt es doch obendrein auch etwas Anerkennenswerthes, das Glück seiner Mitmenschen zu besorgen. Laß also weiter hören.«

»Emma von W.«

Der Baron zog die Augenbrauen in die Höhe, nahm die Cigarre aus dem Munde und piff den Anfang eines Parademarsches.

»Nein, nein,« sagte, er alsdann, »Fremont ist Civilist und hat durchaus keine militärische Neigung.«

»Seht, wie ihr Männer boshaft seid! Jetzt hat das arme Mädchen eine leichte Liaison ohne Resultat mit einem eurer guten Freunde gehabt –«

»Mit Cavallerie-Offizieren! ohne Vermögen,« sagte Herr von Breda mit scharfer Betonung; »auch keine leichte Liaison, sondern ein paar sehr schwere Leidenschaften. Und was die *Chronique scandaleuse* anbelangt, so kennt die Niemand besser als Fremont und sein guter Freund Tondern. Nein, Julie, damit mußt du uns nicht kommen. Blättere um, blättere um.«

»Dürfte es keine Wittve sein?«

»Das ist Geschmackssache. Wittwen sind gefährlich. Der Selige einer Wittve, so schlimm er auch gewesen sein mag, ist in der zweiten Ehe immer ein Engel, und es ist sehr unangenehm, hören zu müssen: Ja, damals war es doch ganz anders!«

Frau von Breda nickte mit dem Kopfe, und ihre Züge überflog ein schalkhaftes Lächeln.

»Gut denn,« sagte sie, »ich will zugeben, daß deine Ablehnungsgründe bis jetzt richtig waren. Nun will ich dir aber eine Partie für Fremont vorschlagen, an welcher du durchaus nichts zu mäkeln haben wirst, vorausgesetzt, daß du Mangel an Vermögen nicht als Hinderniß betrachtest.«

»Das wäre Fremonts Sache.«

»Ich nenne dir ein junges Mädchen von seltener Schönheit, gut erzogen, rein wie ein Engel.«

»Wie alt ist deine Schönheit?« fragte der Baron.

»Bald neunzehn Jahre.«

»Du versprichst ungeheuer viel.«

»Pfui, George! für das Mädchen stehe ich ein. Ich sage dir: jung, schön, vortrefflich erzogen, herzensgut, hat noch nie eine Liaison gehabt.«

»Neunzehn Jahre alt? – So nenne mir dieses Wunder.«

»Eugenie,« sprach die Baronin und blickte ihren Mann lächelnd an.

Kam die Nennung dieses Namens dem Baron so unerwartet oder hatte er sich die Finger verbrannt – genug, er ließ seine Cigarre zu Boden fallen und stieß sie dann, wie erzürnt über sein Ungeschick, in die Asche des Kamins.

»Eugenie?« wiederholte er fragend und versuchte dabei zu lächeln; doch wollten seine Lippen nicht recht aus einander, vielmehr preßten sie sich heftig zusammen, nachdem er kopfschüttelnd wiederholt: »Eugenie? – Welche Idee!«

»Ist sie nicht jung und schön?«

Herr von Breda blickte starr in die Gluth und nickte fast unmerklich mit dem Kopfe. Er hatte sich gewaltsam gefaßt, und als er nun abermals den Versuch machte, zu lächeln, gelang ihm das wirklich nicht ganz schlecht.

»Herzensgut und gebildet?«

»O gewiß, o gewiß!«

»Rein wie ein Engel und hat noch nie eine Liaison gehabt,« fuhr die Baronin fort.

»Ich wollte den sehen, der anders spräche!« murmelte Herr von Breda zwischen den Zähnen.

»Nun denn!«

Nahm der Baron dieses: nun denn? nicht als Frage auf, oder hatte er es nicht gehört – genug, er starrte vor sich

nieder, nagte an der Unterlippe, und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen. »Das kann dein Ernst nicht sein, Julie,« sagte der auf einmal mit herber Stimme. »Dieser Fremont, ein alter, verlebter Junggeselle, ah! du treibst deinen Spaß mit mir! – Es war ein Vorschlag, um mich lachen zu machen, nicht wahr, Julie?«

Damit sah er seine Frau fragend, fast bittend an, während er mit der rechten Hand durch sein Haar fuhr und einen tiefen Athemzug that.

»Eugenie sich verheirathen! Welche Idee!«

»Nun, diese Idee,« versetzte Frau von Breda mit großer Freundlichkeit, »liegt doch bei einem Mädchen von ihrem Alter recht nahe. Ich würde mich wahrhaftig freuen, wenn sie eine gute Partie machte. Und du gewiß nicht minder, George, du, der so vielen und gerechten Antheil an ihr nimmt.«

»Ja – ich – der ich so vielen und gerechten Antheil an ihr nehme,« wiederholte der Baron mechanisch. »Eugenie sich verheirathen? – Unser Haus verlassen? – Ich muß dir gestehen, Julie,« fuhr er gefaßter fort und mit einem außerordentlich weichen Tone, »daß ich daran noch nie gedacht habe. Diese Idee ist mir neu, deßhalb hat sie mich überrascht – sehr – sehr überrascht.«

Frau von Breda nahm ihr Buch, welches neben ihr aufgeschlagen auf dem Stuhle lag, legte ihr Papiermesser hinein und schloß es leise. Dann sagte sie mit einem herzlichem freundlichen Blick auf ihren Mann: »Ich weiß wohl, George, du hast dich an das gute Mädchen

gewöhnt; ich gewiß nicht minder, und als ich ihren Namen nannte, that ich es nicht, um etwas zu sagen, was dir unangenehm wäre. Dabei bleibt es aber immer doch natürlich, auch in der Art von Eugeniens Zukunft zu sprechen. – Du hast vorhin alles Mögliche zum Lobe Fremonts gesagt; du hast ihn selbst für eine gute Partie erklärt.«

»Aber mit Eugenie?«

»Warum nicht mit ihr? Sie hat leider kein Vermögen und wird dankbar dafür sein, wenn man ihr eine gute Versorgung arrangirt.«

»Arrangirt, arrangirt! Eine gute Versorgung!« murmelte der Baron zwischen den Zähnen und setzte dann heftig hinzu: »Ob aber Eugenie Fremont lieben kann, danach fragst du bei euren Arrangements natürlicherweise nicht.«

»Weißt du denn, daß sie ihn nicht lieben kann?« fragte die Baronin heiter. »Geh, George! Es war ja ein Vorschlag wie ein anderer; wie kannst du das so schwer nehmen?«

»Ein solcher Vorschlag, von Jemand gemacht, der sich vorgenommen hat, eine Partie zu arrangiren,« entgegnete der Baron mit leiser Stimme, »kann ernst werden, gefährlich. Wenn du dir das in den Kopf gesetzt hast, so wirst du Fremont encouragiren – du wirst gegen Eugenie hier und da ein Wort davon fallen lassen. Du wirst ihr beweisen,« fuhr er lauter fort, »daß dieser Fremont eine vortreffliche Partie für sie ist; er hat Vermögen, sie ist arm, sehr arm. – Man muß ihr das Letztere gehörig

begreiflich machen; man muß ihr dabei sagen, es sei ihre Schuldigkeit, für sich selbst zu sorgen und ihren Verwandten nicht immer zur Last zu fallen. Das arme Geschöpf wird das begreifen und am Ende alles thun, was man von ihr verlangt, um gegen uns, ihre Verwandten, nicht gar zu anspruchsvoll zu erscheinen. O, ich kenne das!«

»Aber du kennst mich nicht,« sagte die Baronin mit sanfter Stimme, während sie aufstand, zu ihrem Manne trat und ihm ihre Hand leicht auf die Schulter legte. »Du kennst mich nicht, George; nein, gewiß nicht, wenn du mir zutraust, ich sei im Stande, so mit Eugenie zu sprechen. – Blicke auf, blicke auf! Sage mir, alles das sei Scherz gewesen, und ich will dir entgegen, daß ich im Ernste nicht daran gedacht habe. Glaubst du denn, es würde mir so leicht, das gute Kind zu verlieren? Nur bin ich ruhiger als du und denke mir oft, es ist besser, sich nach und nach an etwas Unangenehmes zu gewöhnen, das doch wahrscheinlich einstens eintreten muß.«

George von Breda machte eine gewaltige Anstrengung, um einigermaßen heiter in die Höhe zu blicken; der Athem stockte in seiner Brust, er mußte ihn mühsam an sich ziehen; doch that er das gewaltsam, damit sein Herz momentan etwas erleichtert würde.

»Du hast Recht, Julie,« sagte er nach einer Pause; »dein Vorschlag hat mich allerdings überrascht; und doch ist es, wie du gesagt: es wird einstens so kommen, man muß sich daran zu gewöhnen suchen. – Aber Fremont,« setzte

er lebhafter hinzu, »Fremont nennst du mir in dieser Beziehung nicht wieder. Wenigstens nicht so bald wieder,« sprach er, sich bezwingend; »man muß das doch vorher genau überlegen.«

»Ueberlege du dir das, George,« gab Frau von Breda mit einem herzlichen Blicke zur Antwort; »es soll deine Sache sein, und ich erwarte von dir darüber das erste Wort.«

Sie reichte dem Baron ihre Hand, die dieser an seine Lippen drückte, und verließ darauf den Eßsalon, indem sie zurückschauend mit ihrem gewöhnlichen ruhigen Tone sprach: »Du wirst ausreiten, nicht wahr, George? Ich wollte mit Eugenie spazieren fahren. – Aber wir speisen zusammen?«

»Um fünf Uhr,« erwiderte der Baron, während er vor dem Kamine sitzen blieb.

Lange saß der Baron da, unbeweglich, und blickte in die spielenden Flammen. Zuweilen flog ein unheimliches Lächeln über seine Züge, das aber mit einem Male wieder verschwand, um einem finstern Ausdruck Platz zu machen, der, ein Widerschein seiner Gedanken, sich plötzlich über sein Gesicht ergoß. Dann biß er die Zähne zusammen, seufzte aus voller Brust, und während dies geschah, neigte sich sein Haupt langsam herab, und da er zu gleicher Zeit die Hände erhob, so verbarg er gleich darauf sein Gesicht in denselben und blieb so ziemlich lange, ohne sich zu rühren, sitzen.

Es mußten gewaltige, ja, schreckliche Gedanken sein, die ihn während dieser Zeit quälten; denn zuweilen zuckte der sonst so harte Mann zusammen, wie ein Anderer mit weichem Gemüth wohl zu thun pflegt, wenn er die Thränen nicht mehr zurückhalten kann, die ihm furchtbare Seelenleiden auspressen.

Aber das Auge des Barons von Breda war vollkommen trocken, als er nach längerer Zeit wieder den Kopf erhob und abermals starr vor sich niederblickte.

»So ist es denn wahr,« murmelte er zwischen den Zähnen, »so ist denn das nicht mehr zu leugnen, was ich mir selbst schon häufig wegzuscherzen suchte, was ich zuweilen lachend verwarf: – ich liebe dieses Mädchen, nicht wie ein gewöhnlicher Mensch liebt, sondern mit einer Raserei, mit einer Leidenschaft, vor der ich selbst zurückschaudere. – Ja, ich liebe sie, und da mir das nun einmal klar geworden ist, da ich ohne irgend eine Täuschung den Abgrund vor mir schaue, den ich mir mühsam selbst zugedeckt, so ist es trotz allem Elend, das mich erfüllt, als sei mir eine Centnerlast vom Herzen gerollt. – Ja, ich sehe klar, furchtbar klar, und bin glücklich, daß ich klar sehe, denn ich hasse alle Täuschung. Eugenie, Eugenie!«

Wieder versank er in düsteres Nachsinnen, und auf seinem Gesichte wurden abermals ein trübes Lächeln und finstere Schatten sichtbar. Es ist etwas Zauberhaftes dabei, sprach er zu sich selber nach einer langen, langen Pause. Das arme Mädchen ist, ohne es zu wollen, eine böse Zauberin. Und gegen diesen Zauber, fuhr er schauernd fort, kann nicht Himmel noch Hölle helfen. Das

fühle ich jetzt, wo ich vollkommen klar sehe. Es ist eine Liebe, die mich nach und nach überschlichen und die mich um so gewaltsamer gefaßt, da ich, nicht an sie glaubend, ihr nicht gleich kräftig entgegen trat; es ist ein Funke, den ich nicht beachtete, den ich mit der Asche der Vernunft zudeckte, und von dem ich glaubte, er glimme nicht mehr fort, da ich mir selbst vorspiegelte, die Gluth sei erstickt, weil ich ihren Schein nicht mehr sah, oder es sei ein ganz anderes, harmloses Gefühl gewesen. Ein harmloses Gefühl? – ich Thor, der ich doch schon seit langer, langer Zeit froh und entzückt aufathmete, wenn ich ihre wunderbare Gestalt sah, wenn ich in ihr göttliches Auge blickte; der ich doch so seltsam zusammenzuckte, wenn mich ihre warme Hand berührte, wenn mich der süße Hauch ihres Mundes traf! – Ja, ich zuckte zusammen; ich, dem die kleinste Hand gleichgültig war, der den schönsten weiblichen Körper für eben nichts weiter ansah, dem viele, o sehr viele glänzende Augen vergeblich gelächelt! – Ich, der ich nie mit irgend einer Innigkeit an ein weibliches Wesen dachte, finde jetzt auf einmal, daß all mein Denken, all mein Thun bei diesem Mädchen verweilt. Ah, das ist entsetzlich! Das ist ein fürchterliches Leiden und nirgend, nirgend Heilung dafür!

Und doch eine Heilung, fuhr er nach einiger Zeit fort, während welcher er in sich zusammen gesunken da gesessen, wenigstens der Versuch einer Heilung – wie man auch eine Wunde, die der giftige Biß einer Schlange erzeugt, mit glühendem Eisen ausbrennt. Man hat alsdann das Seinige gethan und erwartet ruhig den Ausgang;

schlägt das Mittel an – gut, so vegetiren wir weiter, hat es nicht gewirkt, so fühlen wir nach einiger Zeit, daß wir verloren sind. Wir spüren das Gift stärker als zuvor in unserem wild schäumenden Blute, wir machen eine kleine Raserei durch, um dann endlich, vielleicht nach namenlosen Leiden, in der That gänzlich kurirt zu sein. O Eugenie, Eugenie!

Und dieses Mittel hat mir Julie gezeigt, arglos wie sie ist. – Und warum sollte sie nicht arglos sein? War ich es nicht selbst bis auf diesen Augenblick? sagte ich es mir nicht vor einer Stunde noch, als das herrliche Mädchen mir so lieb in die Augen schaute, als ich ihre beiden Hände ergriff, als ich – thöricht genug war, sie mit meinen Lippen berühren zu wollen? – Ja, gesagt habe ich es mir freilich, aber gedacht habe ich anders; ich will und kann das nicht leugnen. O, ganz anders! – War mir doch zu Muth, fuhr er nach einem tiefen Seufzer fort, als müßte ich vor ihr niedersinken und sähe dann, wie sie, indem sie auf mich mild herabblickte, immer höher aufwärts schwebte, hoch, hoch, weit und unerreichbar, wo wir die himmlischen Engel zu sehen wännen, die mild und veröhnlich auf unsere namenlosen Leiden niederschauen. Ja, das Mittel, welches Julie vorschlug, hat mir endlich die Augen geöffnet, hat mich gezwungen, klar zu sehen. Aber dieses Mittel, für mich qualvoller als alle Leiden – nie – nie – nie – nie!

Der Baron fuhr mit der Hand über das Gesicht, schaute einen Augenblick um sich, stützte dann den Kopf auf die rechte Hand, wobei er im wachen Zustande fortfuhr

zu träumen: Ja, ich liebe sie, ich liebe sie unendlich, bis zur Raserei. Ein Wort, worüber ich oft gelacht habe, und das ich jetzt in dieser Anwendung so sehr richtig finde. – Sie ist mir Alles: ich wüßte nicht, wie es mir möglich wäre, ihren Anblick zu entbehren! Meine süße Zauberin! – meine Heilige! – Und während ich fühle, wie diese Leidenschaft, diese unglückliche Leidenschaft, diese rasende Leidenschaft mir langsam das Herz zerdrückt und ich doch nicht von ihr lassen kann und mich wie ein Verbrecher nahen soll, einen Blick aus diesem göttlichen Auge zu erhaschen, die Berührung ihrer warmen Hand, den duftigen Hauch ihres Mundes, – während alles das für mich süße Genüsse sind, die ich listig stehlen und vor aller Welt verbergen muß, soll ein Anderer, ein Fremont, mit dem Rechte des Besitzes ihre Hand ergreifen, sie vertraulich an sich ziehen, ihre Stirn, ihren Mund zu küssen! – O, diese wunderbare Stirn, diesen frischen, unaussprechlich schönen Mund!

Bei diesen Gedanken vergrub Herr von Breda seine Finger in die Haare, er starrte nicht mehr finster, sondern mit einer furchtbaren Wildheit vor sich nieder, wobei seine Augen flammten, seine Lippen krampfhaft zuckten; dann sprang er von seinem Sitze in die Höhe, heftig ausrufend: »Nein, nie! Bei allen Teufeln, nein! Nicht dieser Fremont – nicht er – o Gott, Keiner, Keine.«

Ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust los, und man hätte deutlich sehen können, welche Mühe sich dieser harte, gewaltige Mann gab, um die entsetzlichen Gedanken, die ihn quälten, zu verbannen und seine gewöhnliche Ruhe wieder zu gewinnen. Er verbarg die rechte Hand auf der Brust und ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab. Nach und nach wurde er weicher und dann auch ruhiger; seine Züge glätteten sich wieder; doch konnte man an dem matten Strahl seines Auges, sowie an seinen bleichen Lippen sehen, wie er gekämpft und gerungen, wie er gelitten.

Und sein Kampf war vergeblich gewesen; er hatte nicht gesiegt. Jetzt trat er an den Kamin zurück, legte den rechten Arm auf das Gesimse desselben und dachte mit einem trüben Lächeln weiter: Wie oft habe ich in früheren Zeiten gespottet, wenn mir Dieser oder Jener sprach von den wunderbaren Augen eines Mädchens, von ihrem Blick, der ihn bezaubert und bethört; von dem Ton ihrer Stimme, deren verwirrenden Klang er nicht im Wachen und nicht im Träumen los werden könne! Wie habe ich fast verächtlich mit den Achseln gezuckt, wenn mir irgend Einer mit bebenden Lippen versicherte, all sein Glück, all sein Denken und Fühlen liege nur in ihr, nur in dem Mädchen, das er liebe, das er anbete! – Und dieses Wort anbeten, wie lächerlich erschien es mir! o, wie so lächerlich damals! Und mit welcher schrecklicher Wahrheit fühle ich jetzt den Begriff dieses Wortes! Ja, anbeten, feiernd hinauf schauen zu ihr, das ist der richtige Ausdruck. Süß zusammen fahren beim Klang ihrer Stimme, ohnmächtig

sein wie ein Knabe, wenn sich ihre Lippen öffnen und sie weich deinen Namen nennt. Erschrecken vor dem Blitz ihrer Augen, die eigenen schließen, wie um den himmlischen Glanz länger fest zu halten. – Ja, anbeten – anbeten! ihr reines Herz, ihr liebendes Gemüth! – Seligkeit, Seligkeit, zu ihren Füßen liegen zu dürfen, lange, lange in ihre Augen zu blicken, fort – und fort, unverwandt. Dann ihre Hände zu ergreifen und sich langsam empor heben zu lassen an ihr klopfendes Herz, während ihre Blicke sich in die meinigen versenken, unser Denken und Fühlen Eins ist, unser Herzschlag derselbe, sich mit jeder Sekunde steigernd, bis zu jenem seligen Augenblicke, wo sie schamerröthend flüstert: Ja, ich liebe dich. – Das ist Anbetung, die zum Himmel führt.

So könnte es sein, fuhr er fort, indem er sich aufrichtete und die rechte Hand weit von sich abstreckte. Aber es ist nicht so und wird nie so werden. Es sind Träume, denen ich nicht einmal nachhängen darf. O, es ist doch so entzückend, angenehm träumen zu dürfen! – Als ich noch ein junger Mensch war und in die Schwadron trat, da hatte ich auch meine Träume, und deren Endpunkt war, später einmal an der Spitze eines schönen Reiterregiments gegen den Feind fliegen zu dürfen. O, wie glücklich war ich in jenen Träumen! wie malte ich mir mit aller Phantasie jeden Schritt aus, der mich dem ersehnten Ziele näher führte! Und ich durfte das thun, ich durfte Tage

lang daran denken; ich hatte das Recht, mir jedes Mittel zu vergegenwärtigen, das mich meinem Glücke näher bringen könne. Und jetzt, wo mir etwas Anderes vorschwebt, das ich noch weniger erreichen kann, als das, wovon ich in der Jugend geträumt, jetzt habe ich nicht einmal das Recht, daran zu denken. – Ah, wie würden sie lachen, wenn sie erführen, der wilde George, der so oft über sie gespottet, fühle nun selbst schauernd, daß auch seine Stunde geschlagen! er denke fort und fort an ein schönes Mädchen, er würde sich glücklich schätzen – was! glücklich schätzen? – er würde selig sein, wenn ein wohl reizendes, aber – würden sie achselzuckend hinzusehen – an sich unbedeutendes Geschöpf ihm die Hand reichte und zu ihm spräche: Ich liebe dich! – Wie sich die Zeiten ändern! –

»Hahaha, wie sich die Zeiten ändern!« wiederholte er wild und krampfhaft lachend. »Ja, sie ändern sich sehr; und es ist mir doch, als sei nicht nur mein Geist verstört, sondern als habe das Gift auch meinen Körper ergriffen. Wahrhaftig, ich wanke, statt fest aufzutreten.«

Dabei fuhr der Baron trübe lächelnd ein paar Mal mit der Hand über die Stirn und nahm sich alsdann gewaltig zusammen, um mit festem Schritt durch das Zimmer zu gehen und auf die Estrade hinaus zu treten.

Da lag der Wintergarten vor ihm mit seinem saftigen Grün, mit seinen Hunderten von Blumen und Blüten. Aber Alles erschien ihm anders, beinahe farblos, beinahe grau; es war ihm, als hätte die Hand eines Zauberers den

glänzenden Schmelz von all den duftigen Blumen wegewischt. Das Grün der Bäume erschien ihm so tief dunkel und schwarz, und der Wasserstrahl der Fontaine, der bisher so lustig und vergnügt geplätschert, schien jetzt im Niederfallen ein melancholisches Lied zu singen.

Baron Breda ging durch das Gewächshaus hindurch, und Andreas, der Gärtner, der ihn kommen sah, öffnete die Seitenthür, welche nach dem Platz vor dem Hause führte, wohin sich der Baron in tiefe Gedanken versunken begab.

Dort führte der Jockey das große gesattelte Pferd umher, und näherte sich augenblicklich seinem Herrn, sobald er ihn gewahr wurde.

Dieser trat dicht an Lord hin, fuhr mit der linken Hand sanft über den glatten Hals, nahm dann mechanisch die Zügel und erhob den Fuß, um ihn in den Bügel zu setzen.

»Gnädiger Herr,« wagte der Groom zu sagen, indem er sich statt an den rechten Steigbügel zu hängen, wie er in seinem Diensteifer sonst wohl zu thun pflegte, zögernd auf der linken Seite des Pferdes stehen blieb; »gnädiger Herr haben Hut und Reitpeitsche vergessen.«

George von Breda fuhr aus seinen Träumereien empor und nickte leicht mit dem Kopfe, worauf Friedrich dem Kammerdiener winkte, der unter dem Hause stand und eilig hinein stürzte und nicht nur das Vergessene, sondern auch Handschuhe und Paletot seines Herrn brachte.

Dieser wies den Letzteren zurück, und nachdem er den Hut aufgesetzt und die Handschuhe angezogen hatte, schwang er sich in den Sattel des Pferdes und lenkte dann dasselbe dem Hofthore zu.

»Onkel George, Onkel George!« rief hinter ihm eine fröhliche, wohlklingende Stimme. War es zufällig, daß der Baron in diesem Augenblicke Lord in Galopp setzte und zum Hofe hinaus jagte, oder that er es vielleicht absichtlich, um jene Stimme nicht zu vernehmen – genug, es geschah, und in der nächsten Sekunde waren Pferd und Reiter in der Biegung des Weges verschwunden.

VIERZIGSTES KAPITEL. DER WALDWEG.

Der Baron George von Breda ließ sein Pferd nicht lange galoppiren; nach einigen Minuten zog er die Zügel an, und da er Lord scheinbar gehen ließ, wohin dieser wollte, so wandte sich das Thier einem ihm sehr bekannten Wege zu und schritt die Landstraße hinauf, von deren Höhe man die Stadt überblicken konnte. Wie es hier fast immer, sonst aber auf eine Bewegung des Reiters, geschah, stand Lord auch dieses Mal aus Gewohnheit still und wandte sich halb rückwärts.

Der Baron schaute auf; da lag die Stadt im hellen Sonnenglanze, der aber nicht kräftig genug war, um die kalten Dünste, die überall auf den Straßen aufgestiegen waren, niederzudrücken, so daß es aussah, als leuchteten einzelne Dächer und verschiedene höhere Gebäude aus

einem trüben Wasserspiegel empor, was um so eigentümlicher erschien, da die Höhen rings umher, namentlich die fernen Berge, mit Tannen bewachsen, sich so scharf und klar von dem hellen Himmel abzeichneten. – Dort lag auch sein Haus, er sah aber nichts als die Spitze des Daches, auf derselben eine hohe Stange, an der eine rothe Fahne flatterte. Das Wrack eines Schiffes, das eben von den gefräßigen Wellen verschlungen wird! so dachte er, als er das sah, und murmelte in sich hinein: »Dann wäre Alles, Alles vergessen, und wir haben Ruh.«

Lord schritt weiter, dem Thale zu, das wir bereits kennen, und unten im Grunde bog er von der großen Straße links ab, in den verwahrlosten Waldweg, wo sich Ruheplätze befanden, die keine Ruheplätze mehr waren, und wo die Regenfluten sich andere Straßen gewühlt hatten; in diesen Waldweg, der einstens eine breite Passage gewesen, dem aber jetzt nach und nach die Sträucher rechts und links neugierig näher gerückt waren, gewiß in der Absicht, so bald als möglich das ganze Terrain zu überziehen, und so den zudringlichen Menschen diesen Raum wieder abzugewinnen.

Oft hatte sich der Baron über diesen schrecklich verwahrlosten Weg geärgert, und hatte zuweilen seinem Schwager, dem Herrn von Braachen, darüber Vorstellungen gemacht, ja, sich angeboten, für ihn die Straße wieder herstellen zu lassen. Doch hatte der alte Herr jedes Mal freundlich mit dem Kopfe geschüttelt und still lächelnd gesagt: »Lassen wir den Weg, wie er ist, bester Freund; das ist wie so Vieles in der Welt, unverhofft

nach und nach gekommen; aber wir haben uns daran gewöhnt, und jetzt ist mir die Wildniß sogar lieb geworden. Betrachte ich sie doch in meiner Einsamkeit wie eine Art Schutz; denn wenn zudringliche Leute von der großen Chaussee auf diesen Seitenpfad blicken, da denken sie achselzuckend und mit vollem Recht: Bei den Leuten da drinnen muß nicht viel zu holen sein. So bleiben sie mir vom Halse.«

»Man könnte ja das Ganze mit einem festen Thore abschließen,« hatte darauf der Baron entgegnet, der alte Herr sich aber alsdann mit einer gewissen Aengstlichkeit auch gegen diesen Vorschlag gesträubt. – »Es paßt so zum Ganzen,« hatte er fast bittend geantwortet, und dann hinzugesetzt: »ich glaube auch nicht, daß es Eugenieen großes Vergnügen machen würde, wenn wir den Weg wieder herstellten. Seit sie da ist, ist er so langsam verfallen, und es war ihr immer ein lieber Spielplatz, so lange ich denken kann.«

Daran dachte heute George von Breda, als er im langsamsten Gange des Pferdes, dem er vollkommen die Zügel ließ, durch den vernachlässigten Waldweg ritt.

»Es ist ein seltsames Mädchen,« hatte der alte Herr, der sein Kind über alles liebte, weiter gesprochen. »So sehr sie auf Ordnung in ihren Zimmern sieht und bei meinen kostbaren Töpfen – denn die hält sie in Ordnung wie der beste Gallerieinspektor – so macht ihr die Wildniß des Weges Vergnügen. Habe ich sie doch schon selbst wie einen kleinen Kobold lachen sehen, wenn sie am Eingang

auf die Chaussee, hinter einem Gebüsche verborgen, zuschaute, wie Besucher, die kamen, zweifelhaft waren, ob der Weg auch wirklich zu uns führe. Und dann hat sie hier ihre Lieblingsplätze, wo sie halbe Tage mit ihren Büchern war, bald las, bald träumte.«

Auch daran dachte der einsame Reiter, als er bei den zusammengestürzten Ruheplätzen vorüber kam.

»Ich versichere Sie, Schwager,« hatte Herr von Braachen oftmals gesagt, der es außerordentlich liebte, von seiner Tochter zu reden, »das ist ein ganz sonderbares Kind; wenn rechts oder links am Wege ein neues Reis aufschießt, das pflegt sie, als wenn es ein kostbarer Baum wäre.«

George von Breda betrachtete dahin reitend alle Stauden an der Straße mit dem größten Nachsinnen. War es ihm doch, als sähe er ihre leichte elastische Gestalt durch die Stämme schlüpfen und bemerkte, wie ihre feinen Finger durch die Zweige führen.

Namentlich hatte Herr von Braachen durchaus nichts von einer Wiederherstellung der beiden Pfeiler an der kleinen Brücke wissen wollen, die am Ende des Waldweges lagen, wo dieser auf den ehemaligen Park mündete.

»Das hat Eugenie,« sagte er lachend, »geradezu verboten; da darf man keinen Stein anrühren, den Platz liebt sie über alle Maßen. Sie sagt, es sei ihr Thurm, ihr Luginsland, wo sie nach den Freunden ausschauet, die zum Besuche kommen. Und das werden Sie selbst am besten wissen,« hatte er hinzugesetzt, »denn unter zehn Mal, wo Sie kommen, lieber Schwager, sitzt das Mädchen neun

Mal auf der Steinbank an dem Wassergraben und wartet auf Sie; sie freut sich ungeheuer, wenn sie Ihr Pferd von Weitem galoppiren hört.«

An der kleinen Brücke bei den beiden verfallenen Steinpfeilern hielt der Reiter sein Pferd an und dachte am lebhaftesten an das, was ihm der alte Herr so oft über den verfallenen Waldweg gesagt und was er selbst erlebt. Ja, wenn er in seinen Erinnerungen Jahre zurückging, und sich seine vielen Ritte hieher vergegenwärtigte, so dachte er wieder, was er auch damals immer gedacht: Ob das Kind wohl auf der kleinen Steinbank sitzen wird? Und darauf ließ er sein Pferd in vollem Laufe gehen und freute sich jedes Mal, wenn er ein helles Gewand durch die Zweige schimmern sah.

Das war anfänglich die kleine Eugenie, die in die Hände schlug und ihm entgegen jubelte, und wie sie auch nach und nach empor wuchs und ein schönes blühendes Mädchen wurde, so saß sie nicht minder auf der kalten Steinbank und rief ihm fast jedes Mal entgegen: »Onkel George, du warst lange nicht da!« oder: »Onkel George, du kommst heute recht spät!« Das Kind hatte er alsdann vor sich aufs Pferd genommen, und wie hatte sie sich gefreut, wenn er dann über die hallende Brücke hinweg durch den verwilderten Park im vollen Galopp mit ihr bis vors Haus sprengte.

Endlich war Eugenie zu groß geworden, um sie vor sich aufs Pferd zu nehmen, und da machte er ihr häufig das Vergnügen und ließ auf ihre Bitten den Reitknecht absteigen, saß aber häufiger selbst ab, und dann ritt sie

auf seinem Sattel oft so wild davon, daß ihm Angst und bange wurde.

Während der Baron alles dieses vor seinem Geiste vorüber gehen ließ, war er auch heute wieder von seinem Pferde abgestiegen, und wie in gänzlicher Vergessenheit schaute er um sich her, ob sie nicht hervortreten würde, den Hals des Pferdes streicheln, und, wie das schöne Mädchen in der letzten Zeit oft zu thun pflegte, ihren Arm in den seinigen schieben, um fröhlich plaudernd mit ihm nach dem Schlosse zu gehen.

Aber sie konnte ja nicht da sein; hatte er doch ihren Ruf vernommen, als er vom Hause weggeritten, und gestand sich jetzt, daß er absichtlich davon gesprengt war, ohne sich umzuschauen. Er setzte sich auf die kleine Steinbank, genau auf denselben Platz, wo sie gewöhnlich gesessen, und da es ihm warm geworden, nahm er seinen Hut ab und lehnte die heiße Stirn an die kühlen Steine des Pfeilers. – Ah! sie mußten wohl feucht sein, diese kalten Steine, denn als sich George von Breda nach längerem Hinträumen mit einem Male wieder aufrichtete, war sein Gesicht naß geworden – natürlicher Weise von den nassen Steinen. – So schien er selbst zu glauben, denn er faßte unwillkührlich mit der Hand dorthin, sagte aber darauf plötzlich, wie sich besinnend, mit einem sehr schmerzlichen Ausdruck in den Zügen: »Es ist das keine Schande; hat doch der harte Stein, an den sie so oft ihr Haupt gelehnt, ebenfalls geweint. Gewiß mit vollem Rechte; denn sie ist lange, lange nicht hier gewesen, und wer kann ihre Abwesenheit ruhig ertragen?«

Hierauf stand er langsam auf, hängte den Zügel von Lord über den Arm und trat über die Brücke in den verwilderten Park. Die Fläche mit einzelnen Partien alter, riesenhafter Bäume kam ihm heute ausgedehnter vor als sonst, was natürlich war, da auch das Unterholz nun seine kahlen Aeste zeigte und so eine weitere Aussicht gestattete. Die Natur schien still zu stehen und sich zu besinnen, ob es jetzt genug mit dem Winter und ob man jetzt so weit auf das Frühjahr hoffen könne, um die zarten Gräser und Knospen aus ihrem Gefängniß zu entlassen. Der Sonnenschein der letzten warmen Tage war verführerisch gewesen, weshalb man hier und da schon ein vorwitziges Gras sah und selbst in der Entfernung an den Bäumen zu bemerken glaubte, wie ein eigener Schimmer, ein Duft sich um die nackten Aeste gewoben hatte und anfang, deren scharfen Contouren ihre Härte zu nehmen.

Dieser Duft des Vorfrühlings hat etwas unaussprechlich Angenehmes, ja, Rührendes – das unmerkliche Oeffnen dieser Tausende von Knospen, ein Blinzeln der Blätter durch die schützende Umhüllung, eine Frage an den Wind, der vorüber streicht, ob es jetzt nicht bald genug sei mit Schnee und Eis. – Und dieser Flor, dieser Duft wechselt bei gnädigem Frühjahr von Tag zu Tag aus leichtem Grau ins Bräunliche, dann in Dunkelviolet, das täglich massiger wird und zuletzt einen sanften, anfangs unbestimmten grünen Schimmer zeigt. Bis hierhin reichen die ersten schüchternen Versuche der kindlichen Blätter; haben sie das erst glücklich überwunden, dann können sie sich vor Freude nicht mehr halten, reißen gewaltsam

die Knospen aus einander und purzeln so vergnügt heraus, daß man oft, namentlich nach einem warmen Regen, in der That glauben möchte, man könne ein fröhliches Juchhei hören.

Der Baron von Breda hatte schon oft hier auf diesem Platze den Winter schwinden, den Frühling kommen sehen. Und jedes Mal hatte er mit der ganzen Natur so gern das behagliche Gefühl getheilt, welches durch alles, was da lebt und webt, hindurch zu strömen scheint. Heute dagegen war es ihm zu Muth, als sollte der Herbst kommen, und das rührte wohl daher, weil er sich gern eines Tages des letztvergangenen prachtvollen Herbstes erinnerte, wo er sich auf derselben Stelle befunden, wo die Sonne gerade so am Himmel gestanden wie jetzt; wo sie auch drüben ihre goldenen Lichter auf die mächtigen Stämme der Bäume gezeichnet, wo sie das gelbe Laub am Boden erglügen ließ wie heute, wo ein ebenso leiser Wind die vertrockneten Blätter vor sich hinflattern ließ und mit den Gräsern spielte, deren glatte Fläche dann so eigenthümlich im Sonnenlichte glänzte. Ja, die ganze gelbgraue Färbung war an jenem Herbsttage gewesen wie heute, und doch hatte George von Breda damals, wenn auch sinnend, doch freudig, fast glücklich den langen Winter mit seinen Nebeln, seinem Schnee und Eis entgegengesehen, während er heute, wo sich Alles zu einem fröhlichen Erwachen anschickte, tief betrübt und unglücklich dem kommenden Frühjahr entgegen sah.

O, warum tragen wir in unserem armen Herzen die Trauer überall hin und nehmen den Frieden von Wald und Thal durch unsere kleinen und großen Leiden!

Indem George von Breda langsam weiter schritt, sann er darüber nach und suchte vergeblich zu ergründen, ob die Unterredung mit seiner Frau heute Morgen, Eugenie und den Baron Fremont betreffend, so ohne allen Grund aus deren Kopf entsprungen sei, ob Fremont über dieses Projekt noch gar nicht nachgedacht oder ob er durch ein Wort, einen Blick, den Frau von Breda aufgefaßt, dazu Veranlassung gegeben habe. Er hatte nichts bemerkt und sagte sich kopfschüttelnd: Was mich beruhigt, ist, daß Fremont ein vortrefflicher Rechner ist und mir schon oft gesagt hat, es würde für ihn nicht angehen, eine Frau ohne Vermögen zu heirathen. – Spekulirt er vielleicht, weit voraussehend, auf das Geld meiner Frau und denkt, ich würde den gutmüthigen Onkel machen und mich bei Lebzeiten schon beerben lassen? – Für Eugeniens Glück? – Ah, das ist ein Gedanke, der mich beim ersten Ergreifen toll machen könnte und doch wieder etwas Tröstliches hat. – Ich habe von meiner Frau nie etwas erbeten, setzte er düster nachsinnend hinzu, aber wenn eine Heirath mit Fremont das Glück des Mädchens ausmachen könnte, da würde ich sie auf meinen Knien anflehen, als Mutter für sie zu sorgen. – Ja, wenn Eugenie Fremont liebte! – Bah, Unsinn! sie kennt ihn nicht. – Das heißt, sie sah ihn oft genug, und wer vermag das Herz eines Mädchens zu ergründen! – Dieser Fremont! weg, weg mit diesen höllischen Gedanken! Denke ich so oder denke ich so, es ist

für mich Alles gleich entsetzlich. – Wohin ich blicke, finstere Nacht.

Der Baron hatte bei diesen Gedanken seine Hände erhoben und drückte sie fest an seine Schläfe, als er mit einem Male, obgleich durch den weichen Grasboden gedämpft, den Galoppschlag der Hufe eines ihm entgegenkommenden Pferdes vernahm. Rasch blickte er auf und sah in demselben Augenblicke auch schon einen Reiter einige Schritte von sich pariren und hörte eine lustige Stimme, die ihm zurief:

»Da kann man Jemand sehen, der seine Zeit nach allen Richtungen zu genießen versteht. Es ist bei Gott eine vortreffliche Idee, an diesem herrlichen Tage im milden Sonnenschein, nachdem man sich müde geritten, zu Fuß zu gehen. Man kann immer von dir lernen.«

Es war Herr von Tondern, der also sprach und dabei, ungenirt aus dem Sattel rückend, den rechten Steigbügel vom Fuße fallen ließ.

»Es wird Einem fast zu warm,« fuhr er fort, indem er seinen Hut abnahm; »wenn man scharf reitet, so spürt man wahrhaftig schon die Kraft der Sonne. – Aber wo willst du hin? – doch ich brauche das eigentlich nicht zu fragen,« meinte er lächelnd, »du bist im Begriff, deiner liebenswürdigen Schwägerin einen Besuch zu machen.«

George von Breda nahm sich zusammen, nickte mit dem Kopfe und entgegnete: »Um das zu wissen, brauchst du allerdings nicht viel von deinem gewöhnlichen Scharfsinn aufzuwenden. Du siehst mich in den Grenzen des

Gutes; dort zwischen den Bäumen blickt das rothe Gebäude hervor.«

»Es ist wahrhaftig schade,« gab Tondern zur Antwort, »daß du nicht früher geritten bist; wir hätten die kleine Tour zusammen machen können.«

Er schlug dabei, außerordentlich gleichgültig aussehend, mit der Reitpeitsche nach einem welken Blatte, das den Winter überdauert hatte und nun vor dem Hauche des Frühlings herabflatterte.

»Du warst auch dort!« fragte George von Breda.

»Ja, ich habe einen Besuch gemacht,« entgegnete Tondern, »was ich leider nur in großen Zwischenräumen thue. Und ich sage jedes Mal: leider! so oft ich von dort komme. Deine Schwägerin ist und bleibt doch eine höchst interessante, eine geistreiche Frau. Schade, daß sie sich von der Welt zurückzieht. Ich bitte, ihr zu bemerken,« fuhr er lustig fort, »daß ich mit Entzücken von ihr gesprochen. Es ist das ein Freundschaftsdienst, den du mir erzeigen kannst, und stehe ich zu allem Gleichen gern bereit.«

»Und wenn ich es thue, was kann es dir nützen?« sagte der Baron mit einem ernsten Blicke.

«Nützen? nützen?» fuhr der Andere lachend fort. »Den Teufel! du kennst meine Schwäche, guter George, mit der ganzen Welt auf gutem Fuße zu stehen. Und dann, Scherz bei Seite, ich verehere deine Schwägerin!«

»Seit wann?« fragte der Baron von Breda ziemlich kurz, da ihn ein unangenehmes Gefühl bei der Begegnung Tondern's, des vertrauten Freundes vom Baron Fremont, gerade auf diesem Terrain überschlichen.

»Seit wann? komische Frage! Hast du je aus meinen Reden oder aus sonst etwas entnehmen können, daß ich Frau von Braachen nicht nach Verdienst verehere? – Aber, Teufel! lieber George, du siehst verdrießlich aus, du bist schlechter Laune – was fehlt dir? («

»Mir? ganz und gar nichts,« gab der Baron zur Antwort, indem er mit seinem gewöhnlichen, ruhigen Gesichtsausdruck den Andern fest anschaute. »Meine Laune bleibt sich, Gott sei Dank! immer gleich. Ich spazierte langsam dahin und dachte an Dies und Das.«

Als er dies gesagt, ärgerte er sich über sich selbst, weil seine Worte wie eine Entschuldigung klangen, die er Tondern gegenüber am allerwenigsten nothwendig zu haben glaubte.

»Ja, nachdenkend warst du,« meinte Tondern; »ich sah dich schon lange, ehe du mich bemerktest, du gingst sehr gebückt und berührtest mit den Händen deine Stirn. Du hast vielleicht Kopfweh?«

»Auch ein wenig. – Also ich finde meine Schwägerin zu Hause?« fragte er nach einer kleinen Pause.

Herr von Tondern hatte mit dem rechten Fuß nach seinem Steigbügel geangelt und antwortete, indem er sich darauf wieder in den Sattel zurecht setzte: »Alles zu Hause, ich habe den alten Herrn mit einem Scherben glücklich gemacht, wodurch ich zweien Menschen eine freilich

ganz verschiedene Emotion verursacht, deinem Schwager, der sich darüber gefreut, und unserm unruhigen Legationsrath, der sich ärgern wird, da ich ihm das Geschirr entwendet. – Man muß sich in der Welt zu helfen wissen,« setzte er laut lachend hinzu.

»Jeder nach seinem Geschmack,« meinte George von Breda, – »Behüte dich Gott!«

Damit grüßte er mit der Hand und schritt neben seinem Pferde dem Hause zu.

Herr von Tondern blieb noch einen Augenblick halten, um dem Baron kopfschüttelnd nachzuschauen, dann galoppierte er davon, indem er zu sich selber sprach: Was Teufel ist dem George in die Krone gefahren? Sollte Fremont ein verfluchter Kerl gewesen sein, sollte er vielleicht allzu bemerkbar gegen Eugenie den Niedlichen gespielt haben? Es sähe seiner Dummheit ähnlich. Und wenn dem so ist, hat er vielleicht sin aller Einfalt klug gehandelt. – Gott ist zuweilen stark in den Schwachen.

Er ließ sein Pferd so viel wie möglich ausgreifen, um den für ihn so langweiligen Waldweg recht bald hinter sich zu haben.

Als Georg von Breda dem Hause näher kam, blieb er einen Augenblick stehen, wandte sich um und dachte seinerseits: Was hatte Tondern hier zu schaffen? Mir scheint es wahrhaftig, als wenn Julie nicht ohne Einwirkung von jener Heirath gesprochen. Sollte da nicht am Ende ein kleines Complot bestehen? – Ah, wir wollen das bald erfahren.

Kurze Zeit darauf hatte er den Hof erreicht und fand François, der ganz gegen seine sonstige Gewohnheit eilfertig herbeigekommen war, um dem Baron das Pferd abzunehmen. Doch dankte ihm dieser mit einer kurzen Handbewegung, und da er nicht Lust hatte, den edlen Lord der Pflege des Italieners zu überlassen, so brachte er das Thier selbst nach dem Stalle und sorgte dort für dasselbe, ehe er in das Haus eintrat.

Der Besuch war indessen schon von droben bemerkt worden, und Herr von Braachen bewillkommte seinen Schwager an der Hausthür.

Das Aeußere des alten Herrn war nach dem Winter gerade so, wie es vor demselben, als wir seine Bekanntschaft gemacht, gewesen war; nur schien sein ziemlich nachlässiger Anzug noch etwas mehr von der Farbe des Rostes angenommen zu haben, und sein Gesicht war fast noch grünspanartiger geworden; doch glänzten seine Augen in der bekannten Herzlichkeit und Güte. Er hatte sich gerade mit seinem roth carrirten baumwollenen Schnupftuche beschäftigt, das er nun eilig in eine der Taschen seines Rockes zurückbrachte, um beide Hände dem Gaste darreichen zu können.

»Freut mich außerordentlich, freut mich recht sehr, daß Sie wieder einmal kommen, nach uns zu sehen. Das soll aber kein Vorwurf sein, denn Sie waren vorige Woche noch hier, sondern ich will Ihnen damit nur anzeigen, wie angenehm für uns es immer ist, sobald Eins von euch kommt, vor allen Sie. – Was macht denn Eugenie?« fragte er darauf mit großer Herzlichkeit, beantwortete sich aber

gleich darauf diese Frage selbst, indem er hinzusetzte: »Sie wird vollkommen wohl sein; war sie es doch vorgestern, als sie mit Ihrer Frau da war. Nun, habt ihr noch nicht genug an dem Wildfang? Daß sie in dem Hause, wo sie ist, einen gehörigen Lärm macht« – das sprach er fast traurig, obgleich er dabei lächelte – »weiß ich am besten; denn seit sie nicht mehr da ist, ist es bei uns sehr still geworden, feierlich wie in einer Kirche. – Das macht aber auch der Winter,« meinte er gutmüthig; jetzt wird es ja Frühjahr, da kommen mehr Leute zu Besuch, und dann singen die Vögel wieder, das belebt.«

Damit waren die Beiden durch das verfallene Haus die Treppe hinauf gestiegen und hatten sich dem Zimmer der Frau von Braachen genähert, die ihrem Schwager entgegen kam, ihm die Hand reichte und ebenfalls ihre Freude aussprach, ihn zu sehen.

Dem alten Herrn hatte der Baron auf seine Fragen und Reden nicht viele Antworten gegeben, höchstens dazu mit dem Kopfe genickt, und erwartete derselbe auch nicht viel Anderes; er liebte es, das, was er dachte, oft ohne gar zu viel Zusammenhang, in Worten von sich zu geben, und Eugenie hatte ihn in dieser einigermaßen üblen Gewohnheit noch bestärkt, da sie sich in ihrer Liebe und Güte alle Mühe gab, die laut ausgesprochenen Gedanken ihres Vaters durch ihre Bemerkungen im Zusammenhange zu erhalten.

Alle Drei, der Baron, der alte Herr und Frau von Braachen, traten nun in das uns bekannte Zimmer mit dem

einzigem großen Fenster, welches auf die schöne Waldpartie und den stillen, dunklen See ging.

Sowohl im Zimmer selbst, als draußen in der Landschaft war Alles beinahe ebenso, wie wir es damals gesehen: die entlaubten Bäume, heute im gleichen Lichte, mit denselben phantastischen Zeichnungen auf ihren weißgefleckten Rinden, die gewundenen Fußpfade, sich geheimnißvoll in dem Dickicht verlierend, der Nachen, unbeweglich an derselben Stelle, sich in dem klaren Wasserspiegelnd, – nur Eines fehlte heute: ihr liebes Auge, ihre schöne Gestalt, ihre helle, klare Stimme mit dem vernügten Lachen, kurz, das Leben, welches sie, wie der alte Herr ganz richtig sagte, in das Haus zu bringen pflegte, wo sie sich befand. Es war allerdings ein wenig still und feierlich in dem alten Gebäude.

Frau von Braachen setzte sich vor ihren Kamin, und Baron Breda ließ sich ihr gegenüber nieder. Sie sah nicht so aus, wie das letzte Mal, wo er da gewesen; ihr Teint war noch durchsichtiger, der Blick müder und der krankhafte Reif um die Augen hatte sich noch dunkler gefärbt; auch hustete sie leicht in das Sacktuch hinein.

George von Breda wandte seinen Kopf gegen den alten Herrn, der sich im Hintergrunde des Zimmers befand, dort aufmerksam etwas betrachtend, und sagte: »Was machen die Sammlungen, Schwager? Haben Sie was neues Interessantes gefunden?«

»Bis heute nicht,« gab dieser zur Antwort. »Sie wissen ja, es geht mir wie den Kindern, Sommers suchen sie

Steine, aber wenn der Boden zugefroren ist, müssen sie es bleiben lassen; ich kann mit ihnen singen:

Winterzeit – harte Zeit,
Schnee, der liegt da weit und breit.

Aber heute,« fuhr er triumphirend fort, »bin ich für langes Darben entschädigt worden. Schauen Sie her.« Er kam aus seinem Winkel hervor und hielt in der Hand einen kleinen irdenen Krug von äußerst zierlicher Arbeit.

»Das ist echt,« sagte er mit strahlenden Blicken, »ein etruskisches Gefäß, mit wunderbaren Verzierungen; Herr von Tondern hat es mir gebracht – ein charmanter, angenehmer Mann.«

Baron Breda schaute nicht ohne Absicht fragend auf seine Schwägerin, die mit einem sehr gleichgültigen Blicke bemerkte: »Tondern war vor wenigen Augenblicken hier; Sie müssen ihm ja begegnet sein. Er hat das kleine Gefäß mitgebracht.«

»In der That etwas Kostbares,« sagte der alte Herr mit bestimmtem Tone, indem er seinen Schatz mit großer Aufmerksamkeit in den Händen drehte und von allen Seiten betrachtete. »Aber das Merkwürdigste und für mich Interessanteste an der Sache ist die seltsame Art und Weise, wie Herr von Tondern zu dieser kleinen Vase gekommen.«

Der Baron, welcher die seltsame Art und Weise genau kannte, konnte sich nicht enthalten, über die Worte seines Schwagers zu lächeln.

»Wissen Sie,« fuhr dieser fort, wobei er leicht mit dem gekrümmten Finger auf das Gefäß klopfte und sich an dem Klange desselben erfreute, »wenn man das von Italien daher schickt, so hat es am Ende für uns kein übermäßig großes Interesse. Aber was glauben Sie wohl? – es ist hier gefunden.«

»Hier gefunden?« fragte Herr von Breda.

»Hier gefunden!« wiederholte triumphirend der alte Mann. »Herr von Tondern hat mir das ausführlich erzählt; es war ein reiner Zufall, welcher ihm die kleine Vase in die Hände spielte. Er ist nämlich den Weg durch den Wald hieher geritten; man kommt da bei einer Niederung vorbei, wo ich schon oft die untrüglichen Spuren einer Römerstraße gesehen. Da, in dieser Niederung, befindet sich eine Lehmgrube, wo gerade Arbeiter beschäftigt waren, welche dieses kleine Gefäß ausgruben im Augenblicke, als Herr von Tondern vorbei ritt. Ist das nicht merkwürdig?«

»Höchst merkwürdig!«

»Daher ist mir die Vase auch von so großem Werth, denn wo sich das fand, da steckt noch viel mehr verborgen, und ich habe mir fest vorgenommen, nächstes Frühjahr, soweit meine Mittel reichen, dort Nachgrabungen anzustellen. Vielleicht stößt man auf eine römische Niederlassung, eine Villa, ein Bad oder etwas dergleichen. Denken Sie sich nur, wenn ich das Glück hätte, etwas Ordentliches zu finden, einige Statuen, einen prachtvollen Mosaikboden oder so etwas.«

Baron von Breda schüttelte mit dem Kopfe und antwortete, nicht ohne Beziehung, dem alten Herrn, wobei er aber Frau von Braachen von der Seite anblickte: »Nehmen Sie sich vor dem Tondern in Acht, bester Schwager, das ist ein Schalk; wer weiß, ob das Gefäß echt ist!«

»Was das anbelangt,« versetzte der alte Herr mit einem mitleidigen Lächeln, »so bin ich sehr competent; es ist echt, wie nur irgend etwas echt sein kann.«

»Zugegeben; aber ich glaube nimmermehr, daß Tondern es in der angegebenen Lehmgrube gefunden hat; der hat sich einen Spaß machen wollen und Sie zu Nachgrabungen veranlassen, an einem Orte, wo Sie in Ihrem ganzen Leben nichts finden. Er hat nun einmal die üble Angewohnheit, überall seine Späße zu treiben und die Leute irre zu führen.«

Die Dame des Hauses erhob ihren Blick und ließ ihn eine Sekunde über das Gesicht des Barons schweifen; dann nahm sie ihr Taschentuch vor den Mund und hustete leicht hinein.

George von Breda war die Unterhaltung über das kleine Gefäß recht willkommen gewesen; es gewährte ihm Zeit, sich zu sammeln, seine Emotion zu verbergen, ruhig zu scheinen und auch wirklich ruhiger zu sein; er fühlte, daß das seiner Schwägerin gegenüber nothwendig war.

Der alte Herr hatte seine Vase hoch empor gehoben, schüttelte den Kopf und sagte: »Daß die echt ist, darauf will ich mein Leben lassen. Was das Andere anbelangt, so kann es sein, kann aber auch nicht sein. – Ich glaubte,« setzte er zögernd und mit einem fast bittenden Blick auf

seine Frau hinzu, »man sollte im Frühjahr doch einmal in der Lehmgrube nachgraben lassen.«

»Das würde ich auch thun,« meinte diese in sehr ruhigem Tone. »Vielleicht findest du doch etwas Interessantes.«

Auf das hin verließ der Hausherr, eine alte, sehr unbekannte Melodie summend, das Zimmer, um seinen Schatz zu anderen ähnlichen Dingen zu bringen, worunter sich aber ziemlich viele werthlose Scherben befanden.

EINUNDVIERZIGSTES KAPITEL. EUGENIENS MUTTER.

Frau von Braachen beugte sich gegen das Kaminfeuer um einen Holzklotz, der auf einer Seite verkohlt war, umzuwenden. Der Baron nahm ihr die Zange aus der Hand und brachte das Feuer wieder in Ordnung.

»Zu Hause steht wohl Alles gut?« fragte sie, nachdem sie sich in den Fauteuil zurückgelehnt hatte.

»Alles gut, – Eugenie ist wohl.«

»Und Julie?«

»Befindet sich ebenfalls vortrefflich; schreibt, liest viel

–«

»Ja, ja,« unterbrach ihn die Baronin, »ist mit ihren Gedanken immer auswärts und kennt deßhalb Indien, oder was weiß ich sonst, besser als den Fleck Erde, auf dem sie steht und geht.«

»Das würde Ihnen Julie nicht glauben, wenn Sie ihr das sagten,« meinte lächelnd Herr von Breda; »sie behauptet, gerade mit Hülfe ihrer Bücher lerne sie das Leben und Treiben, das sie umgibt, am besten kennen;

sie sagt, eine gute Lectüre sei wie ein richtig geschliffenes Glas oder wie ein vortrefflicher Spiegel, der uns alle krummen Linien des wirklichen Lebens augenblicklich zeige.

»Mir sind meine eigenen Augen lieber,« sagte die Dame. »Eugenie war mit meiner Schwester vorgestern da.«

»Ich weiß es. – Hatten sie etwas Wichtiges?« fragte er nach einer Pause während welcher er einen lauerten Blick auf das sich vollkommen gleich bleibende Gesicht seines Gegenübers geworfen.

»Was uns sehr wichtig ist,« entgegnete Frau von Braachen mit einem ganz kleinen Lächeln, »darüber zuckt ihr Männer häufig die Achseln.«

»Nicht immer; Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß, was Ihnen, beste Schwägerin, in Betreff Eugeniens wichtig erscheint, mir nicht unwichtig sein kann.«

»Habe ich denn wirklich gesagt,« gab Frau von Braachen nach einem kurzen Stillschweigen zur Antwort, »daß wir etwas Wichtiges verhandelt?«

George von Breda fühlte wohl, daß er lange nicht so vollkommen Herr über sich selbst sei wie sonst, ja, daß er sehr unruhig sei, daß sein Herz, von einem heftigen Leiden bewegt, bald langsamer, bald schneller schlage; ja, er glaubte gewiß zu sein, daß zuweilen eine flammende Röthe über sein Gesicht fahre. Er holte hier und da mühsam Athem und preßte jetzt, ärgerlich über sich selber, seine Lippen fest auf einander, indem er dachte: Warum bin ich eigentlich heute hieher gegangen? In der frischen kalten Luft würde mir wohler sein.

Durch dieses Nachdenken, in welches er versunken war, hatte er die Frage der Baronin nicht beantwortet, was sie als absichtlich geschehen ansah und vielleicht gerade deßhalb fortfuhr: »Uebrigens, bester George, ist es ja immer von größerer oder minderer Wichtigkeit, was eine Mutter ihrer Tochter zu sagen hat, namentlich wenn sie, wie ich, diese Tochter selten sieht und in der Zwischenzeit Muße genug hat, über die Zukunft ihrer Tochter nachzudenken.«

Sie hatte das mit einem viel herzlicheren und wärmeren Tone gesagt, als alles, was sie vorher gesprochen, und sich dabei in ihrem Lehnstuhl aufgerichtet, wobei sie ihrem Schwager fest, doch nicht unfreundlich in die Augen blickte.

»Daß Ihnen die Zukunft Eugeniens vor Allem wichtig ist, begreife ich vollkommen, und ist es ja bei mir gerade auch so der Fall.«

»Davon bin ich überzeugt,« erwiderte Frau von Braachen mit weicher Stimme, »und deßhalb – – will ich etwas mit Ihnen sprechen, George.«

Der Baron fühlte, wie sich bei diesen Worten sein Herz krampfhaft zusammenzog, wie all das Leid, mit dem er heute schon seit langen Stunden gekämpft, wieder mit erneuter Gewalt über ihn herzufallen drohte. Er beugte sich zu dem Kaminfeuer hinab und machte sich dort etwas sehr Unnöthiges mit der Zange und dem Schüreisen zu schaffen. – Ja, dachte er, Tondern war nicht ohne Absicht hier. Die Sache ist furchtbar gut eingefädelt, man hat mich umstellt, man zwingt mich, ich brauche

nur noch Ja zu sagen. Und sollte auch Eugenie darum wissen und mir verschwiegen haben? – Entsetzlich, ah!

Er biß sich die Lippen fast blutig, und doch mußte das schmerzerfüllte Ah! seinem Gegenüber hörbar sein, denn Frau von Braachen sagte plötzlich: »Sie haben sich gebrannt, George?« –

– »O nein, es ist nichts,« gab der Baron nach einer Pause zur Antwort. »Unbedeutend. – Sie wollten mit mir sprechen? Lassen Sie hören?«

Bei diesen Worten lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, machte eine furchtbare Anstrengung, ruhig zu scheinen, was ihm auch ziemlich gelang. Er schlug langsam seine Arme über einander.

»Sie wissen, George,« sagte Frau von Braachen mit einer leicht zitternden Stimme, »daß ich von jeher Ihre gute und treue Freundin war. Könnte es auch anders sein nach den vielen Beweisen von Herzlichkeit und Freundschaft, die Sie uns gegeben, mir und meiner Schwester, noch ehe wir Eine Familie bildeten! – Daß Sie mich,« fuhr sie mit einem trübem Lächeln fort, »für unzuverlässig, vielleicht für leichtfertig hielten und deßhalb eine gewisse Scheu vor mir hatten, weiß ich wohl, kann es Ihnen auch nicht übel nehmen. Dagegen aber glauben Sie mir, George, – glauben Sie es mir um Gottes willen! – daß ich mich nie mehr zu einem Manne hingezogen fühlte als zu Ihnen. Ich, eine alte verlebte Frau,« sagte sie achselzuckend, »kann Ihnen ohne alle Nebenansichten wohl etwas wiederholen, was Sie ja längst schon wissen, und ich thue es nur aus dem Grunde, um Sie zu überzeugen,

daß ich Sie immer noch herzlich verehere, daß ich wahr, offen und ehrlich für Sie denke, daß ich bei jedem Schritte, den ich thue, nur für Ihr Wohl besorgt bin.«

»Das wollten Sie mir sagen?« fragte der Baron. »Gewiß, daran habe ich nie gezweifelt; ich bin Ihnen dankbar dafür.«

Sie schüttelte mit dem Kopfe, indem sie erwiderte: »Das war nur eine Einleitung.«

»Ich dachte es mir,« sprach er kaum hörbar.

»Was ich Ihnen sagen wollte,« fuhr die Frau fort, »betrifft die Zukunft Eugeniens.«

»Und dazu hielten Sie die Einleitung von eben für nöthig?«

»Ja, ich hielt sie für nöthig,« versetzte sie mit einem festen Blicke.

»Aha. – So bitte ich, fahren Sie fort.«

Die Dame that einen tiefen Athemzug, hustete darauf leise in ihr Tuch und sprach: »Eugenie ist kein Kind mehr; sie ist in den Jahren, wo man an ihre Zukunft denken muß; und wenn ich mich dabei meiner schwachen Kräfte erinnere, so fühle ich wohl, daß es eben nur bei dem Denken bleiben wird.«

Ein bitteres Lächeln flog bei diesen Worten über ihre bleichen Züge.

»Ganz richtig,« bemerkte der Baron, als sie einen Augenblick schwieg; »und wo unsere Kräfte nicht ausreichen, bedienen wir uns der Kraft unserer Freunde. Ich hoffe, Sie rechnen mich dazu.«

»Ja wohl; allein ich habe sonst keine Freunde.«

– Die Baronin hatte nach diesen Worten ihr Tuch leicht an den Mund gedrückt, sich in den Stuhl zurückgelehnt, und es schien ihr schwer zu werden, das zu sagen, was sie sagen wollte.

George von Breda hatte seine Arme, die er bisher auf Eugeniens Brust gekreuzt hatte, langsam niedersinken lassen, seine Finger drückten die weiche Lehne des Fauteuils zusammen, und es war ihm lieb, daß er das thun konnte, denn es beruhigte ihn, und er brauchte die Beruhigung, da er an dem Schlage seines Herzens fühlte, was die Frau ihm gegenüber im nächsten Augenblicke sagen würde.

»Eugenie – sollte sich verheirathen.« –

– »Allerdings, sie sollte sich verheirathen,« gab er mit leiser Stimme zur Antwort. – »Ich finde das vollkommen richtig,« hatte er die Kraft, mit einer außerordentlichen Ruhe hinzuzusetzen; »aber –«

»Wo eine passende Partie für sie finden, meinen Sie?«

»Sprechen wir ehrlich und offen zusammen,« entgegnete der Baron nach einer längeren Pause. »Wir sind ja alte gute Freunde,« fügte er seltsam lächelnd hinzu. »Warum sollten wir uns also falsch behandeln? – Die Partie wird ja bereits gefunden sein.«

Seine Stimme zitterte hörbar, als er das sagte, und zu gleicher Zeit fühlte er wohl, daß alles Blut aus seinem Kopfe zurück nach seinem Herzen strömte.

Frau von Braachen legte, wie es schien, absichtlich den Kopf in ihre rechte Hand und blickte vor sich nieder, als

sie versetzte: »Niemand kennt unsere Verhältnisse besser als Sie, George. Sie wissen, daß ich nur durch die Hülfe meiner Schwester eine etwas gesicherte Existenz habe. Wenn ich Ihnen das so anscheinend ruhig sage, so wollte ich, ich könnte Sie dabei einen Blick in mein Herz thun lassen und Ihnen zeigen, wie es zerrissen ist von gerechten Vorwürfen über mein vergangenes Leben. Doch was hülfe es, wenn ich verzweifeln wollte? Was hinter uns liegt, bringt ja kein Schmerz, keine Reue mehr zurück. – Also genug davon, ich bin arm; Eugenie ist ein armes Mädchen, sie wird zufrieden sein, eine nur halbwegs erträgliche Existenz zu finden.«

»Und ist Eugenie schuld daran,« fragte Herr von Breda in kaltem, schneidendem Tonk, »daß sie nun so in der Welt dasteht, um mit einer halbwegs erträglichen Existenz zufrieden sein zu müssen? Hat dieses arme Geschöpf nicht auch vielleicht ein klein wenig Recht, zu verlangen, daß man nicht nur für ihre Existenz Sorge, sondern auch für ihr Glück? – Und kann es dieses herrliche Mädchen, kann es Eugenie, Ihre Eugenie, unsere Eugenie, mit ihrem warmen Herzen glücklich machen, wenn Sie, die Mutter, eine Partie für sie finden, die Ihnen annehmbar erscheint, da sie Ihrer Tochter eine halbwegs erträgliche Existenz sichert? – Sie sollten ja am besten wissen, welches Unglück es bringt, wenn man eine Verbindung eingeht, ohne daß das Herz zustimmt. Sie sollten das wissen!«

»Ja ich weiß es,« entgegnete sie, und ihre Worte waren klanglos.

»Und obgleich Sie es wissen,« fuhr er heftiger fort, »wollen Sie in Ihrer Tochter Ihr eigenes Leben und vielleicht noch schlimmer wiederholen?«

»Eugenie ist gut und fest.«

»O, das ist sie! Bei Gott, das ist sie!« rief er fast leidenschaftlich aus. »Aber es gibt Herzen, die, was Festigkeit anbelangt, von sich glauben, daß sie zu den außerordentlichen gehören, und deren Stunde ebenfalls kommt, die doch in Verhältnisse gerathen können, in Lagen, wo ihr fester Charakter vor dem Hauch eines Mundes dahinschmilzt – wo ihr starkes Herz nachgeben oder brechen muß.«

Er hatte zu viel gesagt, aber er konnte seine Worte nicht mehr zurück rufen. – –

»Ja, es gibt solche Herzen,« versetzte die Baronin mit ruhiger, aber ebenso klangloser Stimme wie vorhin, »ja, es gibt dergleichen, George, welche nachgeben oder brechen müssen, welche die Liebe zu spät kennen lernten, und als sie sie erkannten, sich schauernd in Ketten und Banden fühlten, an die sie früher nicht gedacht, deren Druck sie nicht empfunden.«

Sprach die Frau ihm gegenüber, die Frau mit dem glühenden Herzen und dem oft so eiskalten Aeußeren, sprach sie mit Beziehung auf sich selbst oder vielleicht mit Beziehung auf ihn? Es überfuhr Herrn von Breda ein seltsamer Frost, als er das dachte, und er grub seine Finger in die Lehne des Fauteuils, er machte eine fast übermenschliche Anstrengung, um wieder etwas Ruhe zu gewinnen, nur ein wenig, um es möglich zu machen, ihr in

das sehr bleiche Gesicht zu schauen und sie mit stockendem Athem zu fragen: »Wozu die Reflexionen, Henriette? Wozu das Hervorrufen von Gefühlen, die jedem, der sie begreift, schrecklich sein müssen? – Bah!« fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit einem erzwungenen und doch sehr trüben Lächeln fort, »lassen wir Phantasie und Gefühl aus dem Spiel; bleiben wir bei der Sache – bei dem Geschäft. «

Frau von Braachen ließ den Kopf auf die Brust herabsinken und antwortete nicht.

Es folgte eine lange Pause, welche beide Theile dazu anwandten, sich möglichst wieder zu sammeln.

»Sie sprachen vorhin,« sagte alsdann George von Breda, »von der Nothwendigkeit, für Eugenie eine Existenz zu gründen; nun, ich meine doch, sie hätte sie vorderhand und vielleicht auch ziemlich angenehm und sorgenfrei im Hause Ihrer Schwester gefunden. Betrachten wir ferner Eugeniens Alter, so meine ich doch, es sei durchaus nicht dringend, so mit großer Sorge an ihre – Verheirathung zu denken, besonders nicht an eine Verheirathung, die ihr, wie Sie vorhin selbst sagten, nur eine halbwegs erträgliche Existenz sichert. Warum denn eine solche überstürzte Heirath? Ich weiß wohl, man sagt, es sei das die Bestimmung eines jeden Mädchens. – Nun ja, halten wir diese Bestimmung meinetwegen im Auge. Warum aber – um im Geschäftsstyl fortzufahren,« setzte er mit einem sehr ernstern, fast feindseligen Blicke hinzu – »heute Zehn nehmen, wenn ich vielleicht morgen Hundert bekommen kann? Sie sehen, Frau Schwägerin,

auch ich verstehe zu rechnen. Warum,« fragte er heftiger, »einem jungen Mädchen, dessen Herz noch an nichts dergleichen denkt, so früh, so sehr früh die harmlosen Freuden der Jugend nehmen und sie ihr schönes Dasein mit einem Leben vertauschen lassen, das uns oft neben wenig Freuden eine Menge von Täuschungen bietet? Täuschungen, die wir für Wirklichkeit halten, zu denen wir hoffend und freudig aufblicken, wie das Kind zur bunten Seifenblase, um uns, wenn eine in leeres Nichts zerspringt, wieder vertrauensvoll einer anderen zuzuwenden, wobei aber unser Herz vertrocknet und wir alt werden.«

Der Baron sagte diese Worte eben so sehr, um die Mutter Eugeniens zu überzeugen, als auch, um sich mehr und mehr zu sammeln, während er also sprach. Er hatte auch wirklich einen ziemlichen Theil seiner sonst so unverwüstlichen Ruhe wieder erlangt, als dieselbe abermals durch die Entgegnung seiner Schwägerin gänzlich zersprengt wurde.

»Wer zweifelt,« sagte sie, »an der angenehmen Existenz, die Eugenie in Ihrem Hause hat? Ich bin fest überzeugt, sie wird sich dort in jeder Hinsicht wohl fühlen, nur zu wohl. Aber halten Sie es nicht für billig, daß man sich auch nach ihren Ansichten erkundigt? Wissen Sie denn, George, ob sie den Plan einer Verheirathung so weit von sich werfen wird?«

»Ja, das ist – etwas Anderes,« brachte George von Breda nach einem tiefen Athemzuge mühsam hervor. »Daran

habe ich freilich nicht gedacht. Ah! Baronin, Sie manövriren klug mit mir, Sie führen ihre besten Truppen zuletzt ins Feld, um mich vollkommen aufs Haupt zu schlagen.«

Dabei biß er die Zähne krampfhaft auf einander und sprang so heftig von seinem Sitze in die Höhe, daß der leichte Fauteuil hinter ihm eine Strecke zurück rollte.

Frau von Braachen blickte empor, und da sich bei der heftigen Bewegung ihres Schwagers keine allzu große Ueberraschung auf ihrem Gesichte malte, vielmehr sich dort Schmerz und Kummer zeigte, so konnte man annehmen, sie habe wohl gewußt, daß der letzte Streich, den sie geführt, ihn so heftig treffen müsse. Sie hustete leicht in ihr Tuch und sagte nach einer Pause: »Es ist das nur eine Voraussetzung, George, aber –«

»Aber – aber,« entgegnete er in leidenschaftlichem Tone, »es ist das eine Sache, die vielleicht heute noch eine Phantasie, Sie und Julie aber morgen, übermorgen zur Wahrheit machen werden. O, es ist nicht so schwer, das Herz eines armen Mädchens, das – ja, in gewisser Beziehung allein in der Welt zu stehen glaubt, wenn auch nicht umzustimmen, doch für etwas zu gewinnen. Man muß das nur klug und umsichtig und mit einer gewissen Feinheit anfangen; und darin sind Sie Meisterin, Henriette. – Sagen Sie mir um Gottes willen,« fuhr er heftiger fort, indem er seine Hände über einander schlug und seine Schwägerin mit einem flammenden Blicke ansah, »glauben Sie denn in der That, daß es möglich sein wird, Eugenie dahin zu bringen, daß sie diesen Fremont liebt? – Nie, nie, nie, nie!«

»Ich sprach den Namen nicht aus,« sagte die Frau vom Hause; »jetzt aber, da Sie ihn genannt, muß ich Ihnen gestehen, daß ich eine Verbindung meiner Tochter mit Baron Fremont für ein Glück halten würde.«

Sie sagte das in sehr kaltem und ruhigem Tone, doch zitterte dabei ihre Stimme, obgleich fast unmerklich.

»Ja, für ein Glück für uns, für das Mädchen, – – für Sie, George.«

Die letzten Worte, welche die Dame sprach, trafen den Baron mit furchtbarer Gewalt; er starrte sie einen Moment mit weit aufgerissenen Augen an, dann wandte er sich mit einem Male um, trat hastig ans Fenster, lehnte den Arm auf eine der Kreuzstangen desselben, drückte den Kopf gegen die kalten Scheiben und blickte, von entsetzlichen Empfindungen zerrissen, auf die stille Landschaft hinaus, auf den dunklen, unbeweglichen See.

Schon war die Sonne tief hinab gesunken, und wie sie sich dem Horizonte zuneigte, hatten ihre Strahlen scheinbar an Kraft zugenommen. Das am Mittag so hell glänzende Licht war tiefer gefärbt, goldig, glühend; ja, die leuchtende Kugel, die man jetzt von dem Fenster aus in weiter Ferne zwischen den Bäumen hervorblitzen sah, erschien wie eine tiefrothe Flamme; das liebe, glühende Weltauge blitzte noch einmal mit verdoppelter Herrlichkeit und Kraft über die Erde dahin, ehe es für heute verschwand, um der kalten, dunkeln Nacht Platz zu machen.

In diesen Ausdruck innigster Zärtlichkeit mischte sich etwas wie Trauer, wie Wehmuth des Abschiedes. Und das

schien auch die ganze Landschaft zu empfinden, denn es war, als beeiferte sich jeder Baum, jeder Strauch, das stille Wasser des See's, – nicht zu vergessen ein menschliches Augenpaar, in dem Thränen funkelten, – sich diesem letzten, glühenden Blicke noch einmal zuzuwenden, den letzten Kuß der untergehenden Sonne zu empfangen.

Und so glänzte es denn ringsum wie Gold und wieder Gold; es funkelten die Zweige: es war der Boden mit einem prachtvollen Schimmer bedeckt; das Wasser des See's schien röthlich angestrahlt, und an den Wänden des vor wenigen Augenblicken noch ziemlich dunkeln Gemaches, auf den Zügen eines so ergreifend düsteren Gesichtes stieg es mit einem Male auf, leuchtend und strahlend wie eine neue Morgenröthe. – Und doch wollte es Abend werden. Nicht nur draußen in der Natur, nicht nur in dem Zimmer des stillen Hauses, sondern auch in dem Herzen des Mannes, der am Fenster lehnte und still und gedankenvoll in die ruhige Landschaft hinausblickte. –

Aber sie that ihm wohl, diese Ruhe, sie erweichte sein hartes, trotziges Herz, sie überzog es mit tiefer Wehmuth; sie ließ ihn denken, daß, wenn es auch jetzt Abend werde und dem strahlenden Tage eine kalte, dunkle Nacht folge, auch diese ja ihre stillen, geheimnißvollen Sternbilder habe, die mit ihrem sanften Lichte so geeignet sind, das Toben in der Menschenbrust zu beruhigen. Und dann – glänzte ihm aus dem goldenen Strahl da unten auch wieder etwas wie Hoffnung entgegen, daß der Nacht abermals ein Tag folgen würde, wenn auch nicht so heiter

und glücklich wie der letztvergangene, aber doch wieder mit neuem Lichte, bekannte Gegenstände erhellend und mitleidig erzählend von gestern, daß es nicht so habe sein können und daß man eigentlich froh sein müsse, wenn die Nacht erscheine, um mit ihrem dunkeln, Alles ausgleichenden Schleier unter lieblichen Träumen ein allmähliges Vergessen zu bringen.

Das alles dachte George von Breda, als er an dem Fenster lehnte und seine brennende Stirn gegen die kühlenden Scheiben drückte. – Er fühlte, wie sich eine Hand sanft auf seine Schulter legte, wandte aber deßhalb den Blick nicht ins Zimmer zurück; er vernahm eine leise Stimme, welche zu ihm sprach, aber sein Kopf blieb an dem Fenster lehnen.

»George,« sagte Frau von Braachen, die an seine Seite getreten war, »es ist schon eine Reihe von Jahren, daß Sie in unser Haus kommen; damals ein wilder, glänzender Offizier, hielten Sie es für überflüssig, sich das Thor öffnen zu lassen, Sie setzten lachend über die Barriere hinweg und erschreckten mich ein wenig, mich, die ich damals mit der kleinen Eugenie vor der Thür saß, die freudig in ihre Händchen schlug über den kecken Reiter, welcher, nachdem er abgestiegen war, mit einem Male sanft und freundlich wurde wie das Kind selber, und dann mit ihm spielte, fröhlich und unverdrossen alle seine kindischen Launen ertragend, der sich so in Kurzem die Gunst des ziemlich verlassenen Mädchens errang, der der Abgott des zuweilen recht wilden Kindes wurde.«

Er machte eine kleine Bewegung, blickte aber nicht um.

»Wir sprachen damals viel von Ihnen,« fuhr die Frau mit noch leiserer Stimme fort, »das Kind und – ich, sehr viel, sehr viel. Es war uns ein Festtag, wenn Sie kamen, und so ging das fort, mehrere Jahre lang. – Da fingen Sie an, wie ein treuer Freund sich um die traurigen Angelegenheiten unseres Hauses zu bekümmern; Sie gaben mir gute Rathschläge, Sie halfen meiner Schwester ihre Sachen ordnen, Sie arbeiteten für uns ebenso unverdrossen, ebenso liebevoll in ernstesten Stunden, wie Sie sich in anderen mit Eugeniens beschäftigten. – Hätten Sie das nicht gethan, George, es wäre vielleicht besser gewesen. – Aber ich sah es gern, es freute mich, wenn ich Sie so sah, jetzt unermüdlich mit dem Kinde spielend, jetzt ihm seine kleinen Unarten verweisend; hörte sie doch auf Niemand so wie auf Sie, und wenn ich ihr oft sagte: es freut mich, Eugenie, daß du das und das nicht mehr thust, so antwortete sie mit leuchtenden Blicken; George hat es mir ja verboten; jetzt thu' ich es gewiß nicht mehr.«

Ein tiefer Seufzer, der sich seiner Brust entrang, war das einzige Zeichen, daß er ihre Worte vernahm, daß er sie tief fühlte.

»Ich möchte Ihnen noch mehr sagen, George,« fuhr Frau von Braachen nach einer längeren Pause fort, »aber ich wage es kaum. Und doch, warum sollte ich nicht ehrlich gegen Sie sein? – Da kam die Zeit, wo durch Ihre Hülfe unsere Angelegenheiten geordnet waren; Sie hatten sich an uns gewöhnt, Sie schätzten meine Schwester,

Sie betrachteten unser Haus als das Ihrige, es war Ihnen nicht unangenehm, in eine nähere Verbindung mit uns zu treten. – Als ich das erste Mal davon vernahm, war die Sache so gut wie abgemacht; Julie war zufrieden. Ich, George – ja, warum sollte ich es verschweigen – ich bebte, als ich die Nachricht erfuhr, mich bewegten Kummer und Schrecken. Dabei brauche ich Ihnen wohl nicht zu wiederholen,« setzte sie mit stärkerem Tone hinzu, »wie ich Sie schätzte, wie ich Sie verehrte. – Aber – ich hatte alles das mit anderen Augen angesehen. – Ich hatte Unrecht, das weiß ich jetzt ganz genau; aber es war doch so. – Ich habe mich nicht leicht über irgend etwas in der Welt getäuscht. Da aber habe ich mich getäuscht, o, entsetzlich getäuscht! – Julie,« sprach sie kaum hörbar, »hätte nicht heirathen sollen. Warum auch? Sie ist ziemlich älter als Sie, sie lebt für ihre Papiere, ihre Bücher. Das hätte sie alles noch mit viel größerer Ruhe gekonnt.«

Der Baron wehrte mit der Hand von sich, als wollte er nichts mehr hören.

»Damals,« fuhr Frau von Braachen fort, sprach aber so leise, daß es wie ein kaum hörbares Flüstern klang, und es erschien, als rede sie zu sich selber, »damals war Eugenie schon vierzehn Jahre. Sie vielleicht dreißig.«

»Henriette!« rief der Baron mit lautem, schneidendem Tone, »halten Sie ein mit Ihrem entsetzlichen Reden! Halten Sie um Gottes willen ein! ich könnte wahnsinnig werden! Wenn Sie denn – ins Teufels Namen! – die entsetzliche Wunde in meinem Herzen sehen, warum wühlen Sie mit so grausamer Lust darin herum?«

»Man schneidet zuweilen tief, wenn man heilen will,« sagte sie in ruhigem Tone.

»Mich heilen?« rief er mit wildem Lachen; »mich wollen Sie heilen? O, Sie überaus kluger und verständiger Arzt! Sie wußten, daß ich mir selbst Jahre lang das Gift tropfenweise einflößte, Sie sahen, wie es sich meinem ganzen Körper mittheilte. Sie fühlen wohl, Henriette, wie ich davon ergriffen bin, unrettbar ergriffen – und Sie wollen mich mit Worten heilen!«

»Mit Wort und That,« sagte sie in entschlossenem Tone, und dabei ließ sie langsam ihre Rechte von seiner Schulter herabsinken und faßte seine Hand, die sie lange und herzlich drückte. »Ja, George, mit einer raschen That. Und deßhalb muß Eugenie, und muß – diesen Fremont heirathen.«

Er wollte seine Hand gewaltsam losreißen, sich gegen die Baronin wenden, doch hielt ihn die schwache Frau kräftiger, als man es von ihr hätte glauben sollen.

»Ach,« rief er aus, »Sie sind ein kaltes, hartherziges Weib! Es ist bei Gott gefährlich, wenn man mit Ihnen zu thun hat!«

Dabei knirschte er wild mit den Zähnen.

Frau von Braachen trat einen Schritt zurück, ließ seinen Arm los und faltete ihre Hände. Ihr Blick war unendlich kummervoll, als sie zur Antwort gab: »Ich bin nicht kalt, noch hartherzig, George. – Sie sagen das, weil ich Eugenie aus Ihrem Hause fortnehmen will. Ist sie denn mit meinem Willen dorthin gegangen? Habe ich sie freiwillig ziehen lassen? – Nein, nein, tausend Mal nein!

Ich war klüger als Sie, George, ich sah heller; ich wußte wohl, daß es so kommen mußte; Sie hatten freilich keine Ahnung davon.«

»Wovon? beim allmächtigen Gott, Henriette?« rief er außer sich.

»... Daß Sie damals schon das arme Mädchen liebten, ohne es selbst zu wissen. Aber ich, George, sah das ganz deutlich. Und deßhalb wollte ich sie nicht von mir lassen; deßhalb ließ ich mich schon damals von Ihnen hartherzig und egoistisch nennen. – O, wenn ich Beides doch damals mehr gewesen wäre!«

Das rief sie mit schmerzvollen Tönen und preßte beide Hände vor das Gesicht.

Es dauerte einige Sekunden, ehe sich die Baronin wieder so weit gefaßt, um sich aufs Neue an George von Breda zu wenden, der abermals am Fenster lehnte und wieder in die dunkler werdende Gegend hinausblickte. Drüben zwischen den Bäumen sah man noch einen einzigen leuchtenden Streifen, der keine Wirkung mehr auf die Farbe der Landschaft ausübte. Diese war kalt und grau geworden.

Die Dame ließ ihre Hände von dem Gesichte herabsinken, und man sah auf ihren bleichen, eingefallenen Zügen deutliche Thränenspuren. Frau von Braachen hatte wohl viel Unglück, viel Jammer erlebt, aber sie hatte äußerst selten geweint.

»... Das Unglück ist noch größer, als wir Beide es wissen wollen, – der Abgrund, an dem Sie, George, und das

arme Mädchen auf schlüpfrigem Wege wandeln, tiefer und gefährlicher, als Sie glauben.«

Der Baron hatte sich mit einem heftigen Ruck aufgerichtet und starrte sie dann mit blitzenden Augen an, wobei der Ausdruck eines jähen Schreckens über seine Züge flog, und er sich rasch nach dem Innern des Zimmers wandte.

»Denn auch Eugenie –!« rief sie schmerzlich aus.

Doch ließ George von Breda sie ihren Satz nicht beenden; er stürzte zur Thür hin, riß sie auf und eilte die Treppen hinab nach dem unteren Vestibül, wo er, statt ins Freie zu gehen, tief athmend stehen blieb, denn er wollte den Leuten des Hauses seine Emotion nicht zeigen, und sah noch zur rechten Zeit, daß François, der Kammerdiener, mit seinem glatten Lächeln im Gesicht an der Hausthür lehnte und jetzt auffallend ehrerbietig zurücktrat, als er Jemand kommen sah, den er an der hohen Gestalt wohl für den Baron von Breda erkannte. Glücklicherweise war es in dem Vestibül so dunkel, daß man keine Gesichtszüge mehr unterscheiden konnte.

»Der gnädige Herr befehlen Ihr Pferd?« sagte der Italiener ehrerbietiger, als man es sonst an ihm gewohnt war. »Darf ich nach dem Stalle gehen, es zu holen?«

»Ich danke Ihnen,« erwiderte George von Breda, der sich gewaltsam gefaßt; »ich will das selbst besorgen. Wenn Sie mir aber droben Hut und Reitpeitsche holen wollen, die ich vergaß, wird es mir angenehm sein.«

François flog nach einer tiefen Verbeugung die Treppen hinan, holte das Verlangte und erschien gerade vor

der Stallthür, als Herr von Breda die Zügel Lords, der in die kalte Abendluft hinaus wieherte, ordnete, um aufzusteigen.

Der alte Herr droben trat wenige Augenblicke nachher in das Zimmer der Baronin und traf sie vor dem Kamine sitzend. Sie hatte den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt und hielt ihre Hände gefaltet.

»Ist George schon fort?« fragte er.

Sie erhob ihren Kopf und ließ ihn langsam wieder sinken.

»Das ist schade,« fuhr der alte Herr heiter fort, »denn ich versichere dich, Henriette, er hat dem guten Tondern Unrecht gethan. Als ich die kleine Vase sorgfältig untersucht und geputzt, fand ich im Innern ein Klümpchen Masse, das unzweifelhaft Lehm aus unserer Gegend ist.« Er trat ans Fenster und schaute in den Abend hinaus. »Mich freut das außerordentlich,« meinte er händereibend, »da will ich, sobald es die Witterung erlaubt, in der Lehmgrube sorgfältig nachgraben lassen. – Es wird dir auch Vergnügen machen, nicht wahr, liebe Henriette?«

»O ja,« gab diese zur Antwort; aber es klang wie ein tiefer Seufzer.

»Dann kommt auch Eugenie häufiger hieher,« sprach er vergnügt, »und das ist mir sehr lieb, denn Niemand kann die Sachen, die wir finden werden, so aufstellen wie sie.«

Hierauf lehnte er sich an dieselbe Scheibe, vor welcher auch George von Breda wenige Augenblicke vorher

gestanden, und indem er an eine Menge kostbarer Krüge dachte, die er zuversichtlich finden, sowie an seine geliebte Tochter, die ihm beim Aufstellen und Putzen helfen würde, sang er mit leiser, zitternder Stimme:

*Où peut-on être mieux
Qu'en sein de la famille!*

George von Breda sagte in den dunkeln Abend hinaus über den weiten Rasenplatz vor dem Hause, bei den weißen Göttern und Thiergestalten vorbei, die ihn so geheimnißvoll anzublicken schienen. Sein Pferd sprengte über die kleine Brücke bei der Bank an den Steinfeilern vorüber, in immer tollerem Laufe. Er dachte nicht daran, die Zügel anzuziehen; er sah auch nicht die herabgestürzten Figuren rechts und links, und bemerkte nicht die Brücke, nicht den Steinfeiler, an welchen er vor ein paar Stunden sein Haupt gelehnt, nicht die Rasenbank, wo sie so oft gesessen. Sein ganzes Denken und Fühlen war durch zwei Worte ausgefüllt, die er oft halblaut vor sich hinsprach, und, wenn er sie dann selbst vernahm, davor schauderte und die Hand auf das wild klopfende Herz drückte.

Er bog, ohne es zu wissen, in den Waldweg ein, er ließ die zerstörten Ruheplätze hinter sich – er dachte nur an die beiden Worte, und wenn er zuweilen an den Himmel empor blickte, auf dessen dunkler Fläche Tausende von Sternen hervorsprangen, immer andere, immer neue, so war es ihm, als zeigten ihm all die leuchtenden Punkte in

Flammenschrift die beiden Worte. – Er verließ den Waldweg, erreichte die Höhe der Chaussee; da lag die Stadt vor ihm, mit einem silbernen Schleier bedeckt, auf dem sich leuchtende Stickerei – die Lichter an den Häusern und auf der Straße – zeigte.

Lord drängte heftig nach Hause, und sein Herr ließ ihn gewähren; dachte er doch nur an die beiden Worte. – Roß und Reiter erreichten den Hof; jetzt sah der Letztere das Gewächshaus matt erhellt von dem Lichterschein, der aus dem Eßzimmer hervordrang.

Der Baron stieg langsam vom Pferde, warf dem kleinen Groom die Zügel zu und schritt, ohne den Wintergarten zu berühren, nach dem Haupteingange des Hauses, gebückt, tief nachsinnend, schmerzlich bewegt und doch mit klopfendem Herzen.

– Auch Eugenie! –

Wenige Augenblicke darauf meldete der Kammerdiener der Frau von Breda, der gnädige Herr sei mit heftigem Kopfweh nach Hause gekommen und lasse sich beim Diner entschuldigen; es sei aber durchaus nichts Schlimmes, er bedürfe nur etwas Stille und Ruhe.

ZWEIUNDVIERZIGSTES KAPITEL. KIRCHE UND WIRTHSHAUS.

Für uns gibt es Sonntag-Nachmittage, die wirklich etwas sehr Langweiliges, ja, Trauriges haben. Worin das liegt, können wir nicht genau sagen; machen es die geschlossenen Läden und in Folge hiervon die Ruhe und

Stille auf den Straßen; machen es die Schaaren geputzter Leute, die mit allen Fortbewegungsmitteln – auf ihren eigenen Füßen, zu Wagen, per Eisenbahn, eben diese Straßen so eilig zu verlassen trachten, als müsse ihnen irgendwo ein Unglück passiren, wenn sie dablieben; kommt es, weil in diesen Stunden nirgendwo Musik und Gesang erschallt, so daß selbst die unermüdliche Klavierspielerin uns gegenüber keinen Ton hören läßt und wir in diesen Feierstunden nichts von dem eben erwähnten vernehmen, als vielleicht vom Hinterhause her einzelne quiekende Töne einer Flöte, was um so weniger zu unserer Erheiterung beiträgt, als wir uns wider Willen bemühen müssen, diese einzelnen Töne an einander zu reihen, um schauernd zu erfahren, daß der junge Mensch da im Hinterhause – wir kennen ihn wohl, er hat flachsblonde Haare, eine rothe Nase, nicht vom Trinken, sondern von einem hartnäckigen Stockschnupfen, und seine zehn bläulichen dick aufgelaufenen Finger sind eben so viele Exemplare von Frostbeulen – die Melodie spielt:

Mich fliehen alle Freuden.

Ja, und wir glauben, diese Melodie kommt aus seines Herzens tiefunterstem Grunde; zweimal in die Kirche gehen an einem Sonntag und Abends noch eine Betstunde besuchen, das ist zu viel für einen jungen Menschen, der sich die ganze Woche auf den Sonntag gefreut, für ein Gemüth, dem die Verführung schon nahe trat, in dem sie ihm zuflüsterte von harmlosen Spaziergängen zur Zeit der Betstunde! – Ihm fliehen alle Freuden; er hat sich in

das kalte Magazin zurückgezogen, wo ihn der Prinzipal, der über der Straße wohnt, nicht hören kann, unter der Angabe, sein Herz an dem Aeußeren süßer Zucker- und Rosinenfässer sowie träumerischer Kaffeesäcke zu erfreuen.

Wir finden den Sonntag-Nachmittag vielleicht langweilig, weil wir sehen, wie er so wahrhaft auffällig gefeiert wird, weil wir so manchem unterdrückten Gähnen begegnen, während der Mund spricht: Ach, wie sind diese Feierstunden so köstlich! Wir finden ihn langweilig, weil man sich bemüht, selbst die unschuldigen Freuden der anderen Tage aus ihm zu verbannen, und weil es Leute gibt, die sich ein Vergnügen daraus machen, an diesem Tage alle die freundlichen Blüten niederzutreten, die sonst unser Leben schmücken; weil man will, daß der Sonntag nicht mehr sein soll ein Feiertag, an dem wir uns freuen dürfen, wenn wir sechs Tage ehrlich und rechtschaffen gearbeitet, sondern ein Trauertag, an dem wir in uns gehen und mit Schrecken all der Sünden gedenken sollen, deren wir uns in der ganzen Woche schuldig gemacht.

»Ja so ein Sonntag-Nachmittag ist unsinnig langweilig,« sagte auch der Jäger Brenner, der in sehr aufrechter Haltung und stattlich angethan mit seinem dunkelgrünen Jagdrocke an der Seite eines viel kleineren Mannes durch die Straßen schritt. »Wahrhaftig, über alle Maßen langweilig, und nicht nur hier in der Stadt, sondern auch draußen auf dem Lande hat der Tag für unser einen etwas Melancholisches. Wenn ich sonst durch den Wald

gehe, da ist doch die Stille, die mich traurig machen kann, zuweilen von irgend etwas unterbrochen; ich höre das Knarren eines Holzwagens, das Knallen der Peitsche, auch zuweilen einen Schuß – bumms dich! und das finde ich angenehm und behaglich.«

Der kleine Mann, der neben dem Jäger fortschritt, hatte ein einigermaßen eingefallenes Gesicht, eine sehr lange und spitze Nase, und trug den Kopf gebückt, wobei er aber nicht unterließ, mit seinen lebhaften Augen scharf nach den ihm Begegnenden zu blinzeln, worauf er sich zuweilen veranlaßt sah, sein Haupt noch tiefer herab zu neigen oder ganz auf die Seite zu wenden. Auch eilte er rascher und unaufhaltsamer vorwärts als der Jäger trotz seiner viel längeren Beine, der hier und da stehen blieb, ein Haus betrachtete und alsdann verdrießlich murmelte:

»Auch wieder geschlossen! Ja, das muß wahr sein, sie gönnen einem Christenmenschen, der doch seine Pflicht gethan hat, auch nicht das geringste Vergnügen. Aber Ihr, Schwörer, scheint Euch wahrhaftig darüber zu freuen, daß sämmtliche Wirthshäuser verschlossen sind, und Ihr thut daran sehr unrecht, denn ich habe meinen Theil des Contraktes mit bestem Willen erfüllt und auch mit redlichem Herzen, und es ist eure Schuldigkeit, das nun Eurerseits auch zu thun.«

»Es sollte mich freuen, wenn Ihr die Wahrheit sprächet, Herr Brenner, und Ihr in der That mit bestem Willen und mit redlichem Herzen mich in die Kirche begleitet hättet.«

»Darauf könnte ich schwören,« entgegnete der Jäger in bestimmtem Tone; »und es hat mir wohl gethan.«

»Nun, das freut mich,« sagte Meister Schwörer, wobei er den Kopf etwas schief auf die Seite neigte, um auf dem Gesichte des neben ihm Gehenden zu lesen, ob dieser wohl die Wahrheit spreche.

Und in der That waren die Züge des Jägers offen wie immer und ohne eine Spur von Ironie.

»Doch habt Ihr den Vertrag nicht ganz richtig eingehalten,« sagte der Schneidermeister mit einem feinen Lächeln.

»Wie so?«

»Nun, Ihr solltet mich begleiten, und ich habe Euch begleitet.«

»Ah so!« lachte der Jäger. – »Ja, in die Kirche, die Ihr vorgeschlagen, dahin gehe ich nicht. Was T – –.« Zum Troste des Schneidermeisters verschluckte er das Wort noch zur rechten Zeit. »Könnt Ihr mir zumuthen, eine Predigt anzuhören, wo ich, statt gute Lehren zu vernehmen, von A bis Z mit Grobheiten bedient werde, von denen ich mir an anderem Orte nicht den hundertsten Theil ruhig gefallen ließe? Ich weiß wohl, daß ich kein Lamm bin und meine tüchtigen Fehler habe, will auch versuchen, mich zu bessern; aber so läßt man sich das doch nicht ins Gesicht werfen. Einmal war ich eine Viertelstunde lang da und hatte mehr als genug. Was habe ich da alles hören müssen!«

Meister Schwörer schaute erstaunt in die Höhe.

»Wenn Ihr wirklich,« fuhr der Jäger erboßt fort, »Eure Sünden auf dem Gewissen habt – es ist ja wohl Niemand rein davon – nützt es Euch da etwas, wenn Ihr nun still halten müßt und Euch sagen lassen, daß Ihr das niederträchtigste und schlechteste Geschöpf seid, das da auf Erden kriecht und fliegt? Daß ein Affe nicht so boshaft ist, ein Esel nicht so faul, ein Ochs nicht so dumm und ein Bock nicht so unanständig? Ja, das sagen sie Euch; aber, wohlgemerkt, ohne Einem Trost dabei zu geben. Wenn ich einen Jägerburschen hinter die Ohren schlage und ihm sage: Himmelsakr –«

»O, Herr Brenner!« bat der Schneider.

»Und ihm also sage: Bist du ein rechter Kerl, dessen Gewehr nicht losgeht? so setze ich gleich darauf auch hinzu: An der und der Schraube wird's fehlen, und da kann der Sache abgeholfen werden. – Aber hört Ihr je von so Einem sagen, an welcher Schraube es Euch eigentlich fehlt? – Gott bewahre! da wird das Kind mit dem Bade ausgegossen. Was soll ich mir da sagen lassen: wenn ich spreche, spreche der Satan aus mir, und meine Zunge sei von der Hölle entzündet, und soll mir vormalen lassen, wie die Teufel aussehen, groß wie ein Berg, blutroth angestrichen, mit einem langen Schweif versehen, dessen Ende mir von Jugend auf vertraulich oberhalb der Schulter liegt, wie der Strick um den Hals des Gehenkten. – Nein, Meister Schwörer, Hoffnung soll man Euch lassen und Trost sollen sie Euch geben; sagen soll man: Ihr habt freilich das und das gethan, aber wir wollen Manches auf die Umstände rechnen, unter denen es geschehen; wer

ein rechter Mann ist und kein altes Weib, läßt's in Zukunft bleiben, und damit basta!«

Meister Schwörer sah seinen Nachbar zuweilen mit ängstlichen Blicken an, wagte aber keine Gegenrede, denn er fürchtete, und wohl nicht mit Unrecht, daß der Jäger sich durch einen Widerspruch veranlaßt sehen könnte, noch lauter zu sprechen, als er jetzt schon that.

So gingen sie mit einander fort, und es stellten die Beiden im Allgemeinen ein komisches Paar dar; ja, von den gewissen gläubigen Seelen hätte irgend eine sagen können, es sei etwas Unheimliches dabei; die dürftige Gestalt des ängstlich um sich blickenden Schneiders, der dem Anderen wie durch moralischen Zwang folgte; und dieser Andere, eine lange, starke Figur im grünen Jagdrock mit dem gewaltigen Bart und den blitzenden Augen, jetzt schadenfroh lächelnd, jetzt verächtlich auf die Seite blickend oder gar ausspuckend, wenn ihm irgend Jemand begegnete, von dem er wußte, er gehöre auch zur früheren Partei seines Begleiters. Von diesen waren es aber welche, die das Paar mit Schrecken vorübergehen sahen und nicht anders dachten, als der lange Mann sei der Teufel im Waidmannskleid, wie er ja gern zu gehen pflege, den es nach der armen Schneiderseele gelüste.

»Da habe ich neulich in einer Zeitung was gelesen,« sprach Herr Brenner, nachdem er eine Zeit lang schweigend dahin gegangen, »was mich ganz fuchsteufelswild gemacht hat. Doch muß ich das Ding nicht recht verstanden haben. Es war da von der Taufe die Rede und hieß,

das kleine Kind das weder etwas verstehen noch sprechen kann, soll gefragt werden, ob es dem Satan und seinen Werken entsage. – Da würde ich ja zugeben, daß mein armes kleines unschuldiges Kind schon von der Geburt an den Teufel im Leib hätte. Denn man kann nur dem entsagen, was man besitzt. – Wie sagt doch unser Herr und die Schrift?« fuhr der Jäger erboßt fort: »Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich. Und das widerspricht doch dem Anderen schnurgerade, denn der Herr würde sich schon gehütet haben, kleine Teufelsbraten einzuladen, wozu sie unsere neugeborenen Kinder stempeln wollen. Seht, das kann mich ganz wild machen.«

»Sie haben die Sache wahrscheinlich falsch aufgefaßt, lieber Herr Brenner,« entgegnete Meister Schwörer mit sanfter Stimme. »Das ist nur so eine Formel, wissen Sie.«

»Formel hin und Formel her!« rief der Jäger heftig. »Was mich aber am meisten ärgert, ist, daß die da die Worte unseres Herrn in der heiligen Schrift nicht mehr wollen gelten lassen und sie geradezu läugnen. Wißt Ihr, Schwörer,« unterbrach er sich mit einem Male, indem er wieder stehen blieb, »was mir schon oft eingefallen ist? Wenn unser Herr heute wieder auf die Welt käme und lehrte, was er damals gelehrt, da fände sich schon eine Partie, die schlimmer mit ihm umgehen würde, als damals die Judenschaft von Jerusalem.«

»Lassen wir das, lieber Herr Brenner!« bat ängstlich der Schneider, »sprechen wir von was Anderem.«

»Meinetwegen denn,« entgegnete der Jäger, »aber das müßt Ihr mir doch zugeben, daß wir heute Morgens was recht Gutes gehört haben. Der Mann versteht's; er hielt uns auch einen gehörigen Spiegel vor, aber indem er sagt: so werdet ihr nicht sein und auch nicht werden, so macht er, daß der, welcher Dreck am Stecken hat, zu sich selber spricht: Blitz auch! da muß ich mich in Acht nehmen, denn wenn ich das Ding nicht ablege, so könnte es doch am Ende schief gehen. – Und dabei blickte er Einem so frei und fest in die Augen, daß, als er davon sprach, wie durch den Mißbrauch dessen, was der liebe Gott wachsen ließ – damit meinte er den Wein, Schwörer, das habe ich wohl verstanden – der Mensch sich versündige, daß ich meine Augen niederschlug, und es war mir gerade, als habe er den Brenner ganz besonders angesehen. Ja, ich sage Euch, der Mann spricht wie ein Wald.«

»Wie – was?« fragte der Schneidermeister verwundert.

»Wie ein Wald,« wiederholte der Jäger mit großer Entschiedenheit; »frisch und fromm, wie es ihm vom Herzen kommt, klingend und wohlthuend, mit einem hallenden Echo, und so packt es Euch auch und schüttelt Euch mit, wie unter den grünen Bäumen, wenn der Sturmwind durch die hundertjährigen Eichen fährt. – Habt Ihr nie einen Wald predigen hören, Schwörer?«

Der Schneider sah fast verwundert in die Höhe und lächelte, als wollte er sagen: wie kann denn ein Wald predigen?

»Der Wald predigt,« fuhr Herr Brenner fort; »das weiß Niemand besser, als wir Jägersleute. Nun, Schwörer, Ihr

sollt das genießen, sobald es einmal ein bischen grün ist, und dann will ich ein Uebriges für Euch thun, und Nachmittags statt ins Wirthshaus mit Euch in den Wald hinaus gehen. Wir können Frau und Kinder mitnehmen und auch ein paar Flaschen guten Getränkes. – Alles darf lustig sein, und je lustiger wir da eben sind, um so besser predigt der Wald.«

»Es gehört aber doch wohl viel Phantasie dazu, den Wald predigen zu hören,« meinte Meister Schwörer mit seinem vorigen ungläubigen Lächeln.

»Das könnt Ihr freilich nicht begreifen, armer Schneidermeister. Sechs Tage zuschneiden, bügeln und am siebenten von der Kirche in die Betstunde laufen – für solche Leute predigt freilich der Wald nicht. Ueberhaupt,« setzte er hinzu, während er stehen blieb, »ich glaube, Ihr wißt nicht einmal, wie ein Wald aussieht.«

»O doch,« versetzte der Andere, indem er weiter schritt und seinen Freund durch einen kleinen Stoß des Armes veranlaßte, ihm zu folgen. Er fürchtete nämlich, zu viel Aufsehen zu erregen, wenn er mitten in der Straße bei dem langen Jäger halten bliebe. »O ja,« wiederholte er danach, »wir sind auch zuweilen in den Wald hinausgegangen, früher – an Sonntag-Nachmittagen.«

»Ach so, früher!« bemerkte Herr Brenner geringschätzend. »An Sonntag-Nachmittagen – ich verstehe; Ihr mit den Gläubigen, Lieder eurer Gattung mit lauter Stimme auf dem Wege plärend, zum Aergerniß aller ordentlichen Christenleute. Ja, ich bin auch einmal früher so einer sauberen Sipschaft begegnet, und die war schuld,

daß ich eine große Sünde begangen, denn ich habe an dem Sonntage geflucht, wie lange nicht mehr. – Brrr, schrieten die Kerls! sie hatten mir das Wild auf stundenweit weggescheucht. – Aber wohin gerathen wir denn eigentlich?« sagte er, abermals stehenbleiben. »Ich glaube, Schwörer, Ihr habt mich im Eifer des Gespräches aus den belebten Stadttheilen hinausgeführt, um Euch nicht mit mir vor den Leuten sehen zu lassen.«

»Wie könnt Ihr so was denken?« fragte der Schneidermeister, wagte es aber nicht, aufzublicken, denn er fühlte wohl, daß der Jäger Recht hatte in dem, was er sagte.

»Das wäre nicht klug von Euch gehandelt,« fuhr dieser fort, »denn wenn die Leute Euch bei mir sehen, so kann das Eurem Kredit nur nützen. Sie werden sagen: Der Schwörer muß sich geändert haben, denn wenn er noch eine Fledermaus wäre, wie früher, so würde doch der Jäger des Barons Breda nicht mit ihm über die Straße gehen. – Apropos, von meinem Herrn zu reden, ich habe Euch also warm recommandirt und hätte beim Teufel beinahe vergessen, Euch zu sagen, daß Ihr Euch morgen früh um zehn Uhr beim Kammerdiener einfinden sollt, Ihr werdet was zu thun bekommen.«

»Das lohne Euch Gott!« sprach der Schneider mit einem dankenden Blicke. »Es ist nothwendig, daß wieder ein bischen Leben in die Werkstatt kommt, ich fange bei der Leere dort an, ganz melancholisch zu werden.«

»Aber sagt mir, Schwörer, wo sind wir eigentlich?« fragte abermals Herr Brenner. »Ah, richtig! da ist der

Burgplatz; da sind wir in ein schönes Viertel hinein gerathen! Nun, hier ist auch gut sein, und da wir einmal da sind, wollen wir uns nach einer stillen Gelegenheit umsehen. Richtig, da erinnere ich mich einer kleinen Kneipe – es muß dort hinten im dritten oder vierten Hause links sein – die heißt »zum Reibstein« und da haben allerhand lustige Brüder, Maler und solches Zeug, ihre Auflage. Ein guter Wirth,« setzte er launig hinzu, »lehnt die Hausthür nur an und hat in den Hof hinaus eine kleine Stube, aus der man draußen Gläserklang hört, noch ein lustiges Lied. – Kommt, da ist der Reibstein.«

Meister Schwörer blickte mißtrauisch an dem alten, düsteren Hause empor, das ihm nun der Jäger zeigte, und wollte Einwendungen machen: es sei doch eigentlich zu früh, jetzt schon ins Wirthshaus zu gehen, das sei auch gegen die Abrede, und was dergleichen mehr war. Doch hatte der Jäger schon die Hausthür erreicht, trat eilig ein, winkte seinem Begleiter, ihm zu folgen, verschwand im dunklen Gange, und da er hier genau Bescheid zu wissen schien, so befanden sich die Beiden bald an der Thür des kleinen Zimmers, das wir bereits kennen. Herr Brenner ersuchte den Schneider, einzutreten, während er selbst vorn in die Schenkstube gehen wollte, um ein Glas Guten zu bestellen. Der Schneider, der sich allein gelassen sah, blieb unschlüssig stehen; das düstere Haus und der finstere Gang mißfielen ihm, und er konnte sich überhaupt eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, da er im Begriffe war, Sonntag-Nachmittags ins Wirthshaus zu

gehen und sich so eines sträflichen und gottlosen Benehmens schuldig zu machen. Da er aber andernteils den Spott seines Freundes fürchtete, öffnete er langsam die Thür des Zimmers, wollte jedoch im nächsten Augenblicke wieder zurücktreten, da er sah, daß sich hier schon ein Gast befand. Dieser Gast saß an dem Tische, hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte vor sich nieder, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Beim Geräusch der Thür hob er aber den Kopf in die Höhe und schaute den Eintretenden an, der nun eine Sekunde wie erstarrt stehen blieb und dann mit einem Ausdrucke des Schreckens wieder zurücktrat.

Er eilte in den dunklen Gang zurück und stieß hier an Herrn Brenner, der aus der Schenkstube kam.

»Wohin? wohin?« fragte dieser.

Worauf Meister Schwörer mit allen Zeichen der Angst zur Antwort gab: »Laßt mich aus dem Haus hinaus; es ist da nicht geheuer; ich habe ja voraus gesagt, daß es nicht gut ist, an diesem Tage und zu dieser Stunde ins Wirthshaus zu gehen. – Da drinnen –!«

Während er das sprach, versuchte er bei dem Jäger vorbei zu kommen, dessen große und breite Gestalt aber die enge Passage so vollkommen verschloß, daß selbst für einen dünnen Schneider kein Ausweg blieb.

»Rappelt's bei Euch wieder einmal?« rief verwundert Herr Brenner aus, als er sah, daß der Andere mit sichtbaren Zeichen der Angst bei ihm vorbei zu kommen strebte. »Was ist denn da drinnen? Kommt, Schwörer, seid kein Narr! Sitzt vielleicht auf dem Tische eine schwarze Katze

und hat Euch mit feurigen Augen angesehen? Wer wird so furchtsam sein! Und obendrein am hellen Tage!«

Bei diesen Worten schritt er vorwärts, und so sehr auch Meister Schwörer widerstrebte, so mußte er doch mit: es war rechts und links kein Ausweg. Aber zuerst hinein wollte er um keinen Preis. Er machte eine letzte krampfhaftige Anstrengung, und wäre wahrscheinlicher Weise entwischt, wenn ihn nicht der Jäger gefaßt und nun hinein in das Zimmer gezogen hätte.

Als der Letztere so mit dem zappelnden Schneider eintrat und den Mann sah, der diesen so erschreckt, brach er in ein wahrhaft brüllendes Lachen aus, wobei er rief: »Kann doch der Schwörer seine albernen Narrenspossen nicht lassen! Hat Sie, Herr Larioz, wieder einmal für den Teufel angesehen!«

Der Angeredete schaute einigermaßen verdrießlich in die Höhe; als er aber Herrn Brenner erkannte, glättete sich sein Gesicht so weit, daß nur ein würdevoller Ernst übrig blieb. »Nehmen Sie es dem da nicht übel,« sagte Herr Brenner, indem er auf seinen Begleiter wies, »aber er hat wahrhaftig geglaubt – doch sprechen wir lieber nicht mehr darüber,« unterbrach er sich selber. – »O Schneidermeister, wie kann man so närrisch sein! Das ist Herr Don Larioz, ein sehr braver Mann, und ich schmeichle mir, ein guter Bekannter. – Verzeihen Sie es nur dem Meister Schwörer, daß ihm alte Erinnerungen so lebhaft in den Kopf gestiegen sind. Es ist sonst ein guter Kerl, dieser Schwörer, hat auch, als er noch nicht frömer war als andere Menschen, seinen guten Stich genäht

und einen vortrefflichen Rock gemacht. Dann kam freilich eine für ihn sehr betrübte Zeit; jetzt aber sehen Sie selbst, Herr Larioz, daß er anfängt, sich zu bessern. Es hat mir nicht einmal allzu große Mühe gekostet, ihn an einem Sonntag-Nachmittage ins Wirthshaus zu bringen.«

»Das könnt Ihr eigentlich nicht sagen, Herr Brenner,« antwortete der Schneider etwas kleinlaut, wobei er den langen Spanier immer noch mit scheuem Blick von der Seite ansah.

»Es ist ein gut Ding, was sich bessert,« sagte dieser mit Würde.

Herr Brenner, als ein höflicher Mann, bat um die Erlaubniß, sich an den Tisch setzen zu dürfen, worauf er einen Stuhl herbeizog und seinem Begleiter winkte, ein Gleiches zu thun, was denn auch geschah, doch nahm Herr Schwörer seinen Platz so nahe wie möglich an der Thür und so weit wie möglich von dem langen Manne entfernt.

Windspiel, der den guten Wein herein trug, machte ein einigermaßen ernstes, fast verdrießliches Gesicht, als er die beiden eben Gekommenen in dem kleinen Zimmer sah. Doch schien er sich zu beruhigen, als er bemerkte, daß der Eine von ihnen mit Herrn Larioz verkehrte, als sei er schon länger mit ihm bekannt.

»Sie werden mich für undankbar halten, Herr Brenner,« nahm Don Larioz nach einer Pause das Wort, »daß ich in den letzten Tagen nicht bei Ihnen war, um Ihnen

meinen schuldigen Dank zu wiederholen für die liebevolle Art, mit der man sich in Ihrem Hause meiner bei meinem Unwohlsein erinnert. Ich habe das tief empfunden, und Sie müssen nicht glauben, daß ich mich Ihnen nicht außerordentlich verpflichtet fühle.«

»O, davon sprechen Sie nicht!« erwiderte der Jäger; »das war nicht der Mühe werth. Es hat Margarethen ein großes Vergnügen gemacht, hier und da etwas für Sie besorgen zu können.«

»Die Suppen waren vortrefflich,« versetzte der lange Mann mit ernster Stimme, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog; »sehr vortrefflich und schmackhaft.«

Meister Schwörer hatte angstvoll gelauscht, worüber sich Jener wohl unterhalten würde, und es fiel ihm eine Centnerlast von der Brust, als er ihn von Unwohlsein und schmackhaften Suppen reden hörte. – Es kann doch nichts Verhängliches dabei sein, dachte er, denn so viel ich weiß, nähren sich böse Geister nicht von schmackhaften Suppen. – Wir können hierbei nicht verschweigen, daß der Schneider einen Augenblick vorher vorsichtig unter den Tisch geschaut hatte.

»Der Grund übrigens,« nahm Herr Larioz abermals das Wort, »warum ich nicht schon bei Ihnen war, ist doch für mich ernsterer Natur. Ich hatte Ursachen halber, die nicht hieher gehören, Differenzen mit dem Herrn Doktor Plager, in deren Folge ich meine Entlassung einreichte.«

»Oh!« machte Herr Brenner mit einem verwunderten Gesichte.

»Und da mein Weggehen von dem Bureau vielleicht auch auf die Stellung Gottschalk's Einfluß haben könnte, so wollte ich nicht eher darüber sprechen, als bis die Sache vollkommen geordnet wäre. Herr Doktor Plager will meine Entlassung vorderhand nicht annehmen, ich aber nicht bleiben, und so befinden wir uns in einer Zwischenzeit, die aber in den nächsten Tagen zu Ende gehen muß. Was nun Gottschalk anbelangt, so habe ich, wie Sie wohl wissen, den Knaben lieb gewonnen und werde, so Gott will, auch ferner für ihn sorgen können.«

»Es ist das eigentlich ein guter Bube, der Gottschalk,« wagte Meister Schwörer sich in das Gespräch zu mischen, fuhr aber doch beinahe zusammen, als ihm hierauf der Spanier seine scharfen Augen zuwandte.

»Ja, und hat Glück gehabt,« lachte der Jäger, »als Ihr ihn an jenem Abend so erbarmungslos ausgesperrt.«

»Sprechen wir nicht davon,« bat der Schneider.

»Und warum nicht?« meinte der Andere. Glaubt mir, Schwörer, das war auch in Eurem Leben ein wichtiger Wendepunkt. Wo wäre es mit Euch hingekommen! – Sie müssen nämlich wissen,« wandte er sich an Herrn Larioz, »daß unser Freund da seit jenem Tage reinen Tisch gemacht hat; er hat seine Werkstatt von all den scheinheiligen Lappen rein kehren lassen, hat ein neues Leben angefangen und wartet nun auf eine frische Kundschaft.«

»Aber ich warte schon recht lange und ziemlich vergebens,« entgegnete Meister Schwörer mit betrübter Stimme. »Habe, auch keine rechte Hoffnung mehr, daß das Ding sich machen werde.«

»Ich glaube das Gegentheil,« sagte heiter der Jäger. »Und darauf hin wollen wir unser Glas austrinken. Ich fürchte, bei Euch will die Gnade noch nicht recht zum Durchbruche kommen, denn statt einen ordentlichen Zug zu thun, schmeckt Ihr da nur so herum, wie ein verschämtes Fraumzimmer. Und der Wein ist gut, das muß man sagen; ich werde mir den Reibstein merken. – Also auf neues Leben und gute Kundschaft!«

Meister Schwörer hob bei dieser Aufforderung schwermüthig lächelnd sein Glas, stieß mit dem Jäger an und that darauf einen Zug, worüber sich dieser halb zufrieden erklärte.

Unterdessen hatte sich Windspiel über die Schultern des langen Spaniers gebeugt und ihm etwas zugeflüstert, worauf dieser mit dem Kopfe nickte und sich langsam erhob.

Der Jäger blickte in die Höhe und sagte mit einem Tone des Bedauerns: »Sie wollen uns doch nicht schon verlassen? Es ist das wahrhaftig schade, denn Sie hätten mit ansehen können, wie mein Freund Schwörer nach und nach aufthauen wird. Ich will jede Wette machen, er verläßt das Haus heiterer, als er hineingegangen.«

»Das zu erfahren, würde mich sehr freuen,« gab Don Larioz ernst zur Antwort; »doch habe ich in der That noch etwas Dringendes zu thun, weßhalb ich mich für dieses Mal Ihrer angenehmen Gesellschaft entziehen muß.«

Zwingen muß man Niemand, dachte der Jäger, indem er mit gewaltigem Zuge sein Glas leer trank und sich alsdann halb von seinem Stuhle erhob, um die Begrüßung des Schreibers zu erwidern.

Dieser nahm seinen Mantel und Hut und auch das lange spanische Rohr, und verließ, von Windspiel gefolgt, das kleine Gemach.

Hierbei können wir nicht unterlassen, zu erwähnen, daß Herr Brenner Recht hatte, als er gesagt, Meister Schwörer würde das Haus heiterer verlassen, als er hinein gegangen. Es was übrigens spät am Abend, als dies geschah, und dabei hatte sich der kleine Schneider an den Arm des Jägers gehängt, und versicherte ein Mal über das andere Mal mit ziemlich schwerer Zunge, es sei und bleibe nothwendig für jeden gläubigen Christenmenschen, jeden Sonntag ein Mal in die Kirche zu gehen; dann aber auch ein gutes Glas Wein im Wirthshause zu trinken, sei wahrhaftig keine Sünde.

DREIUNDVIERZIGSTES KAPITEL. ENTENPFORTE NUMERO VIER.

Don Larioz und der kleine Kellner – Letzterer hatte von dem Wirthe einen Urlaub erhalten, da die Künstler, zu deren Bedienung er hauptsächlich da war, erst spät zu kommen pflegten – gingen mit einander fort, und als sie auf die Straße gekommen waren, schielte der Spanier über die hölzerne Thür hinweg an dem Nachbarhause hinauf, wo die Fenster des Ateliers der Gebrüder Breiberg wie

immer dicht verhängt und mit dem Carton geblendet waren. Dabei war es ihm, als bemerkte er im oberen Stocke den Kopf des Herrn Clemens, der höhnisch auf ihn herablächelte, aber gleich darauf wieder verschwand. Dann betrachtete er im Weiterschreiten all die finsternen Häuser des Burgplatzes und seufzte halblaut:

»Ja, die Liebe ist allgewaltig. Als ich zum ersten Male in diese Gegend kam, hatte sie für mich etwas Abstoßendes; ich beeilte mich, meine Geschäfte abzumachen, um die holperige Straße und die in der That unheimlichen Häuser sobald als möglich wieder zu verlassen; und jetzt kommt mir alles das so ganz anders vor. Ich meine, es gebe keine Stelle auf der ganzen weiten Welt, die schöner wäre als der Burgplatz.

»Ja, das thut die Liebe,« sagte schwärmerisch der Kellner.

»Ich finde sogar eine Aehnlichkeit,« fuhr Don Larioz fort, »wenn ich den alten Thurm dort betrachte und dabei an den goldenen Thurm in Sevilla denke.«

»Eine allgewaltige Liebe!« seufzte Windspiel.

»Nur ist es dort etwas heiterer,« sprach der Andere; doch zog er statt bei diesen Worten freundlich auszusehen, das Gesicht finster zusammen und nahm das Meerrohr, das er in der Rechten trug, leicht und gewandt wie einen Stoßdegen in die Höhe. »Spanien,« sagte er, »ist ein heiteres Land, ein schönes, glückliches Land, ein ritterliches Land. Da würden die Gebrüder Breiberg schlechte Geschäfte machen, da kann man nicht ungestraft arme,

unglückliche Mädchen mißhandeln, die sich einen Retter erkoren haben.«

»Einen Retter!« sprach Windspiel leise vor sich hin.

»Da nimmt dieser Retter einen Freund mit sich und macht ohne viel Bedenken einen Entführungsversuch.«

»Einen Entführungsversuch,« flüsterte der Kellner, und es schauerte ihn beinahe vor Wonne.

»Man wirft eine Strickleiter hinauf bei finsterner Nacht.«

»Eine Strickleiter bei finsterner Nacht!«

»Und nun gleitet sie sanft hinab beim Klange der Mandoline, die der Freund unten spielt, wenn es ihr nämlich möglich ist, droben allein zu sein und das Fenster zu öffnen. Im anderen Falle steigt man beherzt hinauf, drückt eine Scheibe ein, öffnet den Riegel und springt auf den Fußboden des Gemachs, indem man ausruft: San Jago! – Hier bin ich! Gott und meine Dame!«

»Gott und meine Dame!«

»Ein spanischer Breiberg würde sich uns mit dem Degen in der Faust entgegenwerfen; man sticht ihn nieder und befreit Dolores.«

Bei diesen Worten zuckte Larioz die Achseln, warf die Ecke seines Radmantels über die Schulter und senkte den Stock mit einem Ausdrücke tiefer Verachtung in den Zügen.

»Hier in Deutschland ist wenig Poesie,« fuhr er seufzend fort. »Wenn ich auch glaube, daß Dolores geneigt wäre, die Strickleiter festzuknüpfen und mit mir zu entfliehen, so würde sich doch dieser schurkische Breiberg unbedingt nicht wie ein Cavalier benehmen, er würde

die Polizei zu Hülfe rufen, und mit der habe ich nicht gern zu thun. O Dolores! wann wird es mir möglich sein, thatkräftig für deine Rettung zu wirken?«

»Sie ist Ihre erste Liebe?« wagte schüchtern der kleine Kellner zu fragen.

»Sie ist meine erste Liebe,« entgegnete Don Larioz mit Bestimmtheit, »und ich glaube, eine wahre Liebe. Ich habe das gefühlt bei ihrem ersten Anblicke, will aber dabei gestehen, daß eigenthümliche Umstände, welche zusammen wirkten, mein Herz so empfänglich machten für diese Liebe. Das finstere Haus hatte mich seltsam gestimmt, ich sah da Geräthschaften, die mich an die alte Ritterzeit erinnerten, ich fühlte eine Atmosphäre, die mich sanft einführte in die süßen Schauer jenes Ateliers. Sie haben sie nie gesehen, die göttliche Dolores?« wandte er sich fragend an seinen Begleiter.

»Nie,« entgegnete dieser. »Auch von allen denen, welche ich natürlicherweise aufs geheimnißvollste fragte, wollte Keiner noch ihr Antlitz geschaut haben.«

»Das sind die höllischen Künste dieser Gebrüder Breiberg,« sagte der Spanier, indem er einen Augenblick stehen blieb und seine Hand auf die Schulter Windspiels legte. »Das ist gerade das Entsetzliche, daß sie das unglückliche Mädchen so vor den Augen aller Welt vollkommen verborgen zu halten wissen. Und glauben Sie mir, auch das tiefe Mitleid für die arme Dolores ist schuld daran, daß es mich so mächtig und unwiderstehlich zu ihr hinzieht. Es ist vielleicht viel Unglück in dieser Liebe, aber ich fühle mich erhaben in all diesem Unglücke.«

Der Kellner schaute mit Bewunderung zu dem großen Manne empor.

»Es ist eine Liebe,« sprach dieser weiter, wie ich sie brauche, wie ich mich schon lange gesehnt, daß sie mich erfassen möge. – Glauben Sie mir, ich bin nun einmal nicht gemacht für das alltägliche Treiben der Menge. Dabei will ich nicht leugnen, daß schon manches glänzende Augenpaar nach mir geschielt, daß ich auch schon zuweilen in der Nähe des Herzens ein Gefühl empfunden, mit dem, wie man sagt, die Liebe anfangen soll. Aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, in solchen Augenblicken das alltägliche Leben zu ergreifen, wie es nothwendig ist. Ich konnte nicht sprechen: Mein Fräulein, wie geht es Ihnen? Sie werden finden, daß es heute ein außerordentlich schönes Wetter ist. – Und dann, die Umgebung war so über alle Beschreibung poesielos; eine lächelnde Mutter, ein zufrieden blickender Vater; Schwestern, auf deren Gesichtern Freude und Neid beständig wechselten, ein immer gleich freundlicher Empfang, eine stets offene Thür, so gar keine Schwierigkeiten, so gar keine Hindernisse.«

»Und auch das haben Sie erlebt?« fragte Windspiel.

»Auch das habe ich erlebt,« gab der lange Mann zur Antwort. »Es sind freilich schon Jahre her, ich gab damals noch mehr auf ein geschniegeltes Aeußere; ich trat als Spanier auf, ich nannte mich mit vollem Rechte Don Larioz, meine Zukunft schien sich gut gestalten zu wollen, ich fand überall eine gar gute Aufnahme; ich seufzte

ordentlich nach etwas Schwierigkeit, nach einem finsternen Empfange, zum Beispiel nach einem streng blickenden Vater, nach einer Mutter, die ihre Haustür nur handbreit öffnete, nach einem Mädchen endlich, das mich mit trotzig aufgeworfener Lippe empfing.«

»Und das fanden Sie nie?«

»Niemals. Und war das auch mit die Ursache, warum die Liebe, die ich mir erkämpfen wollte, fern von mir blieb. Zwei Fälle waren es, wie ich mir beständig dachte, die entzückend sein müßten, wenn uns in ihnen die Liebe naht. Und in einem bin ich in ihre Nähe getreten – ein schönes, unglückliches Mädchen zu befreien, die in Ketten und Banden seufzte und deren erster Blick mir ebenso sagte, daß sie mich für ihren Retter erkannt, wie ich mich tief getroffen fühlte, als ich zum ersten Mal in ihr glänzendes Auge sah – Dolores. Der andere Fall wäre mir freilich noch lieber gewesen. Ich träumte nämlich oft von wildem Kampfe, von dem seligen Gefühl, nach errungenem Sieg niederzusinken, mit halb gebrochenem Auge noch meine wehende Fahne zu sehen. – Eine tiefe Ohnmacht umfängt meine Sinne –«

Windspiel schritt neben dem Spanier her, indem er ihm aus lauter Ehrfurcht fast die ganze vordere Seite seines Körpers zuwandte, wodurch der Gang der kleinen, dünnen Gestalt mit den carrirten Höschen und dem kurzen Mäntelchen etwas gar Seltsames erhielt.

»Man hebt mich auf und trägt mich fort,« sprach Don Larioz weiter. »Aus tiefer Besinnungslosigkeit erwache

ich endlich auf einem reinlichen Lager, ich öffne die Augen, sie sitzt vor mir.«

»Sie?« fragte Windspiel.

»Ja sie, die ich meine, die ich in meinen Träumen oft sah. Sie legt mir mit zarten Händen den Verband an, ein Blick ihrer schönen Augen bittet mich, ruhig zu sein, und ich entschlummere endlich mit einem unnennbar beseligenden Gefühl im Herzen. – Das muß ein herrlicher Anfang der Liebe sein.«

»In der That herrlich,« sagte der Kellner begeistert, und dabei blickte er herausfordernd nach allen Seiten, ob sich nicht vielleicht Jemand finden würde, der so gefällig gewesen wäre, ihn vor den Kopf zu schlagen, damit man ihn vielleicht in jenes Haus dort trage, wo ein paar hübsche blühende Mädchengesichter lachend zum Fenster heraus schauten. Diese Mädchen blickten in der That lachend auf die beiden Spaziergänger herab, welche in der Mitte der Straße hielten und sowohl in ihrem Gange wie in Anzug und Bewegungen etwas Komisches hatten. Die lange Gestalt des Spaniers bewegte sich steif und gravitatisch dahin, und obgleich er lebhaft sprach, wandte sich doch sein hoch erhobener Kopf weder rechts noch links; die linke Hand hatte er in die Seite gestemmt, der Mantel fiel über den Arm, wodurch sich seine Figur sehr seltsam ausnahm; die Rechte mit dem langen spanischen Rohr bewegte er taktmäßig bei jedem Schritte auf und ab. Neben ihm schritt Windspiel, der sich vergeblich bemühte, die ernsten und würdevollen Bewegungen des Anderen nachzumachen, und da er dabei nach seiner

Gewohnheit leicht und hüpfend dahinschwebte, immer zwei Schritte machend, wo der Andere einen that, so sah es aus, als wenn ein altes Schlachtpferd mit einem Fohlen gleicher Race spazieren geht.

Als sie so mit einander durch mehrere Straßen gewandelt waren, unter den angenehmen und lehrreichen Gesprächen, wie wir sie vorhin zu erwähnen uns veranlaßt sahen, und als Don Larioz darauf eine Zeit lang still schwieg, erlaubte sich der Kellner die schüchterne Frage an ihn, wohin er eigentlich seine Schritte richte.

Der Spanier schaute einigermaßen verwundert auf Windspiel herab und gab ihm zur Antwort: »Ich erinnere mich nicht genau, ob ich Sie damals in Kenntniß gesetzt von dem Schreiben, dessen mich die göttliche Dolores gewürdigt.«

Der Andere nickte mit dem Kopfe und versicherte, er sei so glücklich gewesen, zu erfahren, welche Mittheilung die Dame aus ihrer Gefangenschaft gemacht.

»So werden Sie sich auch erinnern, daß Dolores einer Freundin erwähnt, die in hiesiger Stadt lebt und welche im Stande und geneigt wäre, uns Nachricht von der Gefangenen zu geben, Kathinka Schneller ist der Name dieser Freundin, und ich habe sie schon gesehen.«

»So, Sie haben sie schon gesehen?« versetzte Windspiel. »Ah, wahrscheinlich an dem Tage, als Sie zum ersten Mal auf dem Burgplatze waren. Ja, ja, ich meine, sie damals auf der Straße erblickt zu haben.«

»Ist sie viel auf der Straße?« fragte Don Larioz sehr ernst.

»So – so!« entgegnete der Kellner nach einigem Besinnen. »In unserer Gegend sieht man sie häufig, denn sie hat dort, wie Sie wissen werden, ihre Geschäfte. – Aber,« setzte er nach einer Pause hinzu, »wollen wir, ehe wir in ihre Wohnung gehen, nicht lieber vorher warten, bis es etwas dunkler geworden ist?«

»Und warum das?« fragte der Spanier. »Wir sind einmal auf dem Wege dahin; ich denke, wir gehen ruhig fort; es drängt mich, je eher je lieber Nachricht von Dolores zu erhalten.«

Windspiel kratzte sich gelind am Kopfe und blickte schüchtern hinter sich, hielt sich auch näher als bisher an dem langen Mann, als suche er dort ein Versteck und sei es ihm vielleicht nicht angenehm, gesehen zu werden, da Beide nun zu ihrer Rechten in ein Labyrinth von engen Gäßchen einbogen.

»Warum sollten wir auch warten, bis es dunkel ist?« meinte der lange Schreiber, nachdem sie einige weitere Schritte gemacht. »Sagen Sie mir das aufrichtig, ich habe keine Idee davon, lieber Freund, was Sie zu diesem Verlangen bewegen konnte.«

Der Kellner blickte zu dem Gesichte seines Begleiters empor, um zu sehen, ob sich dort nicht irgend eine Spur von Schalkheit bemerken lasse. Aber die Züge des großen Mannes waren ernst und würdevoll wie immer.

»Die Entenpforte,« begann Windspiel schüchtern, »wo wir jetzt hingehen, steht gerade nicht in einem außerordentlich guten Ruf; man genirt sich, dort aus und ein zu

gehen, namentlich ordentliche Leute. Es wohnt da allerlei verdächtiges Volk.«

»Sagen Sie: muthlose, feige Leute geniren sich, dorthin zu gehen, erwiderte Don Larioz mit Entschiedenheit. »Ich fürchte mich vor keinem verdächtigen Gesindel, auch sind wir unser Zwei und nehmen es, hoffe ich, mit Einigen auf, die an uns wollten, um uns zu berauben.«

»Was das Berauben anbelangt,« versetzte Windspiel mit leiser Stimme, »damit hat's wohl seine guten Wege; aber – aber – kennen Sie die Kathinka Schneller nicht genauer? Oder den Stöpsel?«

»Erstere habe ich, wie gesagt, gesehen, aber von der jungen Dame, welche Stöpsel heißt, weiß ich nicht das Mindeste.«

»Es sind zwei gute Freundinnen,« sagte Windspiel kleinlaut, indem er nicht mehr so große Anstrengungen machte, um genau neben Don Larioz zu bleiben. »Auch wohnen sie beisammen. – Haben Sie wohl eine Idee davon, womit sie sich beschäftigen?«

»Wenn ich die Kathinka Schneller ihrem Aeußeren nach auch für keine wohlhabende junge Dame halten kann, so scheint sie mir doch guter Leute Kind zu sein. Der alte würdige Mann, der damals bei ihr war – er sah aus wie ein Harfner – möchte wohl ihr Vater gewesen sein. Wenn sie kein Vermögen haben, so mögen sie sich vielleicht von weiblichen Handarbeiten nähren.«

Windspiel schüttelte mit dem Kopfe, und nachdem sie noch ein paar Schritte gemacht, sagte er: »Allerdings haben sie kein Vermögen, beschäftigen sich aber auch nicht

mit weiblichen Handarbeiten, sondern die Schneller und der Stöpsel dienen den Malern auf dem Burgplatze als Modelle.«

Er sprach diese Worte ziemlich laut, wobei er hoffte, sie würden eine große Wirkung auf seinen Begleiter nicht verfehlen, worin er sich aber irrte; denn Don Larioz nickte äußerst ruhig mit dem Kopfe und erwiderte:

»Ich habe von diesem Geschäfte gehört, es hat etwas Poetisches für sich, so mit einem schönen Kopfe oder einer schönen Hand der Kunst dienen zu können.«

»J–a–a wohl!« sagte Windspiel, »aber –«

»Ich weiß sehr genau, was Ihr Aber bedeutet,« fuhr der Spanier fort. »Die Verleumdung, ein großes Laster, welches leider in der Welt herrscht, pflegt dergleichen jungen Mädchen, wie den eben genannten, viel Uebeles nachzusagen, und ich kann Sie versichern, man irrt sich darin. Ich habe einen alten Mann gekannt mit langem weißem Barte, der diente auch den Malern als Modell und war die Rechtschaffenheit selber. Glauben Sie mir, lieber Freund, man muß nicht nach dem Scheine urtheilen. Oder haben sie vielleicht Beweise, daß Kathinka Schneller oder Fräulein Stöpsel einigermaßen leichte Personen sind?«

»Beweise habe ich eigentlich keine dafür, aber man sagt es.«

»Man sagt viel in der Welt,« versehte Don Larioz, indem er seinen Schritt mäßigte, um neben Windspiel zu kommen, der augenscheinlich zurückblieb. »Man sagt von Diesem Böses, von Jenem Gutes, oft ohne Gründe

angeben zu können, warum man Das oder Das sagt. Der Schein ist es, der uns meistens besticht. Es gibt Leute, denen Alles zu thun erlaubt scheint, von denen man Alles charmant findet, ja, für welche man eine Bemäntelung der größten Vergehen immer bereit hat. Andere aber brauchen nur mit einem Schein von Zweideutigkeit zu handeln, so sind sie mit allen Vergehen, allen Lastern befleckt. Das ist auch bei vielen jungen Damen der Fall. Ich habe schon die lehrreichsten Beispiele erlebt, wo Töchter aus guten Familien, Honoratioren-Töchter, welche man für die Unschuld selbst ansah, jungen Leuten, die sie kaum kannten, sträfliche Zusammenkünfte bewilligten; ich habe das erlebt und mit eigenen Augen gesehen, und trotzdem wagte man es, mich der Verleumdung zu bezüchtigen, mich für einen Lügner zu erklären.

»Ja, man hat noch mehr gewagt,« setzte er nach einer Pause mit dumpfer Stimme hinzu, »natürlich eine Weiberhand, von der ich nicht erwarten kann, daß sie sich mit dem Degen oder der Pistole bewaffnen wird. Dagegen habe ich auch wieder Andere gekannt, arme dürftige Geschöpfe, die, weil sie in Armuth lebten, weil keine mächtige Verwandtschaft mit hoch erhobener Nase für ihre Tugend und Unschuld gut sagte, bei der geringsten Veranlassung achselzuckend betrachtet wurden, und von denen man bei einem kleinen falschen Scheine sagte: Das war ja nicht anders zu erwarten. – Auch Ihre Aeußerung, mein junger Freund, als Sie vorhin des Geschäftes der Kathinka Schneller und des Fräulein Stöpsel erwähnten, Ihr Aber hatte einen seltsamen Klang und war mit einer

Anklage nahe verwandt. Doch muß man nicht nach dem Scheine urtheilen. Glauben Sie mir, die Tugend ist in jedem Stande, unter jedem Gewerbe zu finden, und daß Kathinka Schneller ein tugendhaftes Mädchen ist, dafür will ich mich verbürgen. Würde Dolores sie sonst für ihre Freundin erklärt haben?«

Die Worte des Herrn Larioz, namentlich der letzte Grund, den dieser angab, verfehlten in der That ihre Wirkung auf Windspiel nicht. Er kannte die Entenpforte, sowie auch die Lebensweise der beiden Modelle nur vom Hörensagen; er hatte allerdings von keiner derselben je etwas Unrechtes gesehen, Kathinka war ihm immer sehr still und ruhig erschienen, und daß der Stöpsel gegen jüngere Maler, die sich einen Scherz mit ihr erlauben wollten, ungeheuer energisch verfahren konnte, hatte er selbst schon erlebt. Dann war es ja auch wahr, daß Dolores die Erstere für ihre Freundin erklärt hatte, und den geringsten Verdacht auf die Geliebte seines Gönners zu werfen, hätte er um Alles in der Welt nicht gewagt.

So ging er denn etwas beruhigter durch das Labyrinth der Gäßchen der Entenpforte zu.

Dies war eine Sackgasse, welche vorn, wo sie nahe an eine Straße mündete, einen Steinbogen zeigte, der hier von einem Hause zum anderen gesprengt war und auf dessen Schlußstein in roher Arbeit etwas erhaben gemeißelt war, das man mit einiger Phantasie für einen Vogel, vielleicht für eine Ente halten konnte, woher denn wahrscheinlich der Bogen selbst, sowie die dahinter liegende Sackgasse die Entenpforte genannt wurde.

Die Häuser, die hier standen, sahen nicht sehr freundlich und einladend aus; es waren kleine und dürftige Bauwesen, theils mit schief stehenden Giebeln, theils mit Dächern, die keine gerade Linie mehr zeigten und lange Jahre dem Gebäude, das sie bedeckten, treu zum Schutze gedient hatten, sich aber, alt und gebrechlich geworden und hier und da eingesunken, müde auf die Mauern lehnten. Jemand, dem die gleichmäßigen, geradlinigen Häuser, Hunderte von Fenstern in einer ununterbrochenen Linie kalt und nüchtern erscheinen, konnte es hier in der Entenpforte gefallen, denn da sah keine Oeffnung der anderen gleich, es war hier außerordentlich viel malerische Verschiedenheit zu finden. Und wo selbst die Fenster eines Gebäudes gleich weit von einander standen, da hatte Zeit und Zufall dafür gesorgt, daß sie sich nicht mehr glichen, wie vielleicht damals im ersten glücklichen Jugendalter. Hier waren die Läden festverschlossen, dort hingen sie schief in den Angeln, die nachgegeben hatten; in einigen sah man noch die ursprünglichen Scheiben, in anderen an demselben Gebäude hatte man kleinere eingesetzt, auch wohl hie und da ein Viertel des Ganzen mit gutem, festem Papier verklebt. Von dem Pflaster konnte man beinahe nur sagen, daß es sehr unregelmäßig war, in der Mitte eine Senkung hatte, wo sich Schnee und Regenwasser, mit Kehrlicht und allerlei sonstigem Unrath vermischt, gemüthlich ansammelten.

Daß die Entenpforte bewohnt war, sah man an Gruppen ärmlich gekleideter Kinder, die vor den Hausthüren spielten oder sich ein Vergnügen daraus machten, über

die Wasserlachen in der Mitte der Gasse zu springen, was gerade nicht zur Erhaltung ihrer Toilette beitrug. Hier und da an einer Fensterscheibe erblickte man das Gesicht eines weiblichen Wesens, neugierig herausschauend; auch waren in anderen Häusern schon Lichter angezündet, was in der engen Gasse bei der vorgerückten Nachmittagsstunde und der sich hier schon bemerklich machenden Dämmerung sehr erklärlich schien.

»Hier wären wir also in der Entenpforte,« sagte Don Larioz, der jetzt wieder um mehrere Schritte vorausging und an den Häusern hinaussah, um die Nummer Vier zu finden. Es dauerte übrigens ein paar Minuten, ehe er die gewünschte Nummer entdeckt hatte, die sich ganz am Ende der Sackgasse auf der linken Seite befand. Das Haus war etwas zurückgezogen, und wenn man an der Thür stand, so konnte man weder den Eingang der Gasse sehen, noch von dort gesehen werden.

Windspiel hatte dies sogleich bemerkt, und es gereichte ihm das – er wollte sich selbst nicht klar machen, warum – zu einiger Beruhigung; auch drückte er sich fest an die Thüreinfassung, wogegen Don Larioz mit seiner langen Figur fast inmitten der Straße hielt, um das Gebäude – es sah am anständigsten von allen aus – genau zu betrachten. Es herrschte hier auch eine Gleichförmigkeit in den Fensterläden, indem alle fest verschlossen waren und aus einem rechts neben der Thür durch einen Spalt nicht nur schwacher Lichterschein hervordrang, sondern auch der Klang einer Gitarre, zu welcher eine Mädchenstimme sang:

»Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr;
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel schwer.«

Der Spanier freute sich ausnehmend über den Lichterschein, über den Klang des Saitenspiels, über den Gesang; er dachte an Sevilla, wo die letzten Häuser stehen, an die Bogengänge schattiger Paläste dort, wo man auch nächtlicher Weile den Klang der Mandolinen vernimmt, und er sagte deßhalb vergnügt zu dem kleinen Kellner:

»Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.

Thun Sie mir den Gefallen und ziehen Sie an der Klingel.«

Windspiel that also, und nachdem er ziemlich schüchtern geläutet, verstummte der Gesang, und gleich darauf hörte man schlurfende Tritte; die Thür wurde nur ein wenig geöffnet, und eine schnarrende Weiberstimme rief: »Was soll's denn?«

Der Kellner sah sich nach seinem Begleiter um, der sich ihm nun näherte und mit großer Ruhe sagte:

»Es ist am besten, Sie nennen Ihren Namen, der meine wird gänzlich unbekannt sein, und fragen, ob Fräulein Kathinka Schneller zu sprechen sei.«

»Nun,« wiederholte die Stimme hinter der Thür. »Was soll's? wer ist's denn?«

»Der Kellner vom Reibstein,« versetzte dieser mit sehr leiser Stimme, »und wünscht Mamsell Schneller zu sprechen.«

Die an der Thür schien diese Worte ins Zimmer hinein leise wiederholt zu haben, denn gleich darauf hörte man eine Mädchenstimme ausrufen:

»So, es ist Windspiel? den laßt nur herein kommen.«

»Man scheint Sie zu kennen,« sagte Don Larioz. »Sehen Sie, wie gut es war, daß Sie sich genannt.«

»Sind Sie allein?« fragte die Stimme an der Thür.

»Nein, ich bin in Begleitung eines Bekannten,« entgegnete der kleine Kellner.

»Er soll sagen, wer das ist,« hörte man die Stimme aus dem Zimmer sprechen.

Und als Windspiel hierauf, ohne die Frage der Pförtnerin abzuwarten, den Namen des Spaniers zum Besten gab, lachte es drinnen fröhlich, und man hörte das Mädchen rufen:

»Nur herein! nur herein!«

Darauf hin betraten Beide das Haus und kamen aus dem dunkeln Gange in das Zimmer rechts, von dem man Lichterglanz gesehn und Saitenspiel vernommen.

Es war das ein mäßig großes Zimmer, sehr schmal, dafür aber ziemlich lang. Wie weit es noch rückwärts ging, konnte man nicht genau sehen, denn dort wies ein Vorhang von dunklem Zeuge den Blick zurück. Dabei war das Gemach anständig möblirt: rechts von der Thür stand ein Sopha, davor ein Tisch und an der anderen Seite ein paar gepolsterte Stühle, auf welchen zwei junge Damen saßen.

Die Eine davon, welche die Guitarre noch auf dem Schooß hatte, war dem Spanier bekannt; es war Kathinka

Schneller, dieselbe, welche er damals vor der Hausthür der Gebrüder Breiberg mit dem würdigen alten Manne gesehen, dasselbe hübsche, etwas schmachttende Gesicht; nur war der Anzug verschieden; denn statt des einfachen Kleides und des großen Tuches trug sie heute, obgleich es Winterzeit war, ein Gewand von hellem Mousselin, zierlich mit allerlei Bändern aufgeputzt.

Die andere junge Dame war eine starke, fast dicke Persönlichkeit; trotz des schwarzen Seidenkleides, welches sie trug, sah man sehr ihre vollen Formen, die hervorgehoben wurden durch eine künstlich hervorgebrachte ziemlich schlanke Taille. Sie hatte den Kopf auf die Hand gestützt, so daß ihre dunkeln Locken über die Finger herab fielen und ihre sehr lebhaften Augen halb verdeckten.

Die schnarrende Stimme gehörte einer sehr corpulenten Frau, die in einem schwarzen Sammtspenser prangte, unter welchem man einen Rock von grünem Seidenzeug sah. Sie hatte eine Haube mit bunten Bändern auf, und an ihrem Halse eine goldene Kette, an welcher eine übermäßig große Lorgnette hing. Die dicke Dame setzte sich sehr breit auf das Sopha.

Windspiel blieb schüchtern vor der Thür stehen und wäre wahrscheinlich nicht vorgetreten, wenn ihn nicht Don Larioz in einem ruhigen, gemessenen Tone ersucht hätte, ihn den Damen vorzustellen.

Ehe aber derselbe dieses Geschäft versehen konnte, begrüßte Fräulein Schneller den langen Mann bestens, indem sie ihr Vergnügen aussprach, seine Bekanntschaft zu

erneuern, und ihn bat, auf dem Sopha neben der dicken Frau Platz zu nehmen.

Don Larioz wandte sich jedoch, ehe er dies that, förmlich gegen dieselbe, machte eine angemessene Verbeugung und sagte: »Wahrscheinlich habe ich die Ehre, Ihre Frau Mutter zu sehen – Madame Schneller?«

»J–a–a j–a–a,« entgegnete diese in etwas gelangweiltem Tone, »so wird's schon sein. Hab ich die Ehre und freu' mich recht sehr. – Setzen Sie sich, wenn's beliebt.«

Aber der höfliche Spanier that dies noch lange nicht, er gab durch eine nochmalige Verbeugung seinen Wunsch zu erkennen, auch der Dame im schwarzen Seidenkleid vorgestellt zu werden, wobei er mit einer zierlichen Handbewegung sagte:

»Vielleicht habe ich das Vergnügen, der Fräulein Stöpsel vorgestellt zu werden?«

Windspiel zuckte bei diesem Worte zusammen, Fräulein Schneller biß sich auf die Lippen, die dicke Frau fragte: »Wa–as?« nur Fräulein Stöpsel selbst lachte so unbändig, daß sie sich noch längere Zeit nachher nicht beruhigen konnte und einen förmlichen Lachkrampf nur mühsam unterdrückte.

Der kleine Kellner hatte auf einen Wink der jungen Dame mit der Guitarre auch Platz genommen, sich aber so entfernt wie möglich von der Gruppe gesetzt. Die im schwarzen Seidenkleide warf ihm lachend einen Blick zu, schien ihn aber keiner weiteren Beachtung werth zu halten, denn sie gähnte nach einiger Zeit und zog ein Buch vor sich hin, das aufgeschlagen auf dem Tische lag.

Don Larioz, der wohl einsah, daß es in Gegenwart der beiden Anderen nicht möglich sei, von dem eigentlichen Zwecke seines Besuches, etwas über das Schicksal der unglücklichen Dolores zu erfahren, anzufangen, hielt es dessen ungeachtet, für nothwendig, ein Gespräch zu eröffnen, und sagte deßhalb:

»Vor unserem Eintritt, mein verehrtes Fräulein, hörten wir Sie auf Ihrem Instrumente spielen. Es würde mir außerordentlich leid sein, wenn meine Anwesenheit Ihren vortrefflichen Gesang gänzlich unterbrochen hätte. Es war, wie ich glaube, ein Lied, welches Begeisterung für das Soldatenleben ausdrückt – eine schöne Melodie.«

»Ja, man singt es jetzt überall; es ist nicht schwer zu lernen.«

»Würden Sie uns nicht vielleicht noch eine Strophe zum Besten geben?« fuhr der Spanier höflich fort, »im Falle es nämlich Ihrer Frau Mutter nicht unangenehm wäre.«

Die junge Dame mit dem schwarzen Seidenkleide blickte bei diesen Worten in die Höhe, und wieder zuckte ein Lachen wie früher auf Ihrem Gesichte, doch bezwang sie sich, als sie bemerkte, daß die dicke Frau auf dem Sopha ein verdrießliches Gesicht machte, auch auf eine gewisse unbeschreibliche Art mit ihren fetten Schultern zuckte und dann sagte:

»Ach! wozu das Geklimper? Es macht die Leute nur aufmerksam, und die haben in hiesiger Stadt böse Mäuler genug, denen braucht man sie nicht noch apart aufzureißen.«

»Das ist wahr,« versetzte Don Larioz; »ich muß der Madame Schneller eigentlich darin Recht geben; die Verleumdung wird ins Großartige betrieben, und man kann sogar gute Freunde und genaue Bekannte nicht davor schützen.«

Er warf bei diesen Worten einen Seitenblick auf Windspiel, der, um uns eines trivialen Ausdrucks zu bedienen, wie auf Kohlen saß und immer fürchtete, sein Freund und Gönner, dessen Offenherzigkeit zuweilen allzu groß war, möchte wiederholen, was er von der Entenpforte im Allgemeinen und von Kathinka Schneller und Fräulein Stöpsel insbesondere gesagt.

»Ihnen aber,« wandte sich der lange Schreiber mit einer ehrfurchtsvollen Handbewegung gegen die dicke Frau, »Ihnen könnte doch gewiß die böseartigste Verleumdung nichts anhaben. Sie scheinen mir ein sehr stilles und behagliches Familienleben zu führen, halten Ihre Fräulein Tochter hübsch zu Hause, wie das alle ehrbaren Mütter thun, gönnen ihr den Umgang einer lebenswürdigen Freundin, und sind für den guten Ruf derselben so besorgt, daß Sie es nicht einmal leiden wollen, wenn eine an sich unschuldige Musik in Ihrem Hause die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich zieht. Und daran haben Sie doppelt Recht; denn die Beschäftigung Ihrer Fräulein Tochter, sowie deren schöner Freundin, wird von der Welt nur zu oft falsch gedeutet werden. – Ich mache Ihnen dafür mein Compliment. Schade, daß ich keine

weiblichen Anverwandten oder so etwas besitze, es würde mir ein großes Vergnügen machen, sie in Ihr Haus zu bringen.«

Windspiel blickte ängstlich vor sich nieder, unterdrückte gewaltsam einen tiefen Seufzer, als er hierauf sah, wie sich die Frau vom Sopha aufrichtete, ihre dicke Hand auf den Tisch legte und in sehr gedehntem Tone fragte: »Was soll denn das eigentlich heißen?« wobei sie bald Fräulein Schneller, bald Fräulein Stöpsel ansah.

Letztere stieß sie übrigens unter dem Tische ein wenig mit dem Fuße an und machte ihr ein Zeichen, worauf sie sich brummend wieder in ihr Sopha zurücklehnte.

Larioz hatte von allem dem nichts bemerkt, glaubte sich vielmehr auf dem besten Wege, die Gunst der Madame Schneller zu erwerben, was ihm wünschenswerth erschien, da er alle Hoffnung auf deren Tochter Kathinka gesetzt hatte, um ihm in seiner Angelegenheit bei der schönen und unglücklichen Dolores behülflich zu sein.

Um denn auch die Unterhaltung nicht ins Stocken gerathen zu lassen, nahm er den Faden derselben wieder auf und bemerkte, sich an Kathinka wendend: »Ihr Herr Vater ist wahrscheinlich ausgegangen?«

»Mein Vater?« fragte das Mädchen im Tone der Verwunderung. »Wen meinen Sie?«

»Verzeihen Sie, wenn ich mich irre,« antwortete der Spanier in seiner unverwüstlichen Ruhe; »ich dachte, jener würdige, alte Herr, in dessen Begleitung ich Sie damals auf dem Burgplatz sah, wäre vielleicht Ihr Herr Vater. Er hat in der That etwas Ehrfurchtgebietendes, dieser

Greis. Ich würde mich sehr freuen, seine nähere Bekanntschaft machen zu können.«

Madame Schneller warf vom Sopha herüber einen finsternen und zugleich fragenden Blick auf Fräulein Stöpsel; da diese aber ihre dicken weißen Schultern auffallend aus dem schwarzen Kleide hervorhob und damit anzeigen wollte, sie habe keine Ahnung von dem würdigen Greise, so fragte die Frau: »Wen meint er denn eigentlich? Was will er denn mit seinem Vater?«

Kathinka Schneller machte ein Zeichen mit den Augen, ehe sie zur Antwort gab: »Ach, der Herr meint den Andreas. Wir standen damals zusammen bei dem Maler Breiberg; er malt ein neues Bild: Der Harfner mit seinem Kinde.«

»Richtig,« sagte Don Larioz, »wie ein Harfner erschien mir der alte Herr auch, wie ein ehrwürdiger Barde längst vergangener Zeiten, der vor dem lodernden Kaminfeuer in der Trinkhalle eines mächtigen Fürsten von den Thaten der Ahnen singt, belauscht von bärtigen Kriegsleuten, die, auf ihre Schwerter gestützt, ihn mit funkelnden Augen anschauen.«

Während er das sprach, blickte er sinnend vor sich nieder und schien sich in jene alte, längst vergangene Zeit zurückversetzt zu fühlen, als Kathinka auf ihrer Guitarre einen Accord leicht anschlug.

Windspiel blickte begeistert in die Höhe, und in ihm stieg der Wunsch auf, auch so als alter Barde bei dem flackernden Kaminfeuer zu sitzen, das aber ziemlich weit von der Entenpforte entfernt sein möchte.

Die dicke Frau hatte sich bei den Worten des Spaniers rasch von ihrem Sopha erhoben, wobei sie: »Oha!« sagte, was wie ein tiefer Seufzer der Langenweile klang, und dann mit den Fingern auf ihre Stirn zeigte, wie man zu machen pflegt, wenn man ausdrücken will, man halte Jemand für nicht ganz richtig im Kopfe.

Es war Don Larioz nicht unlieb, als er sah, wie sich Madame Schneller erhob; denn er hoffte, sie würde vielleicht auf eine kurze Zeit das Zimmer verlassen und er alsdann im Stande sein, über die Angelegenheit, welche ihn hieher geführt, und die ihm sehr am Herzen lag, einige vertrauliche Worte mit Kathinka Schneller zu wechseln. Aus diesem Grunde war es ihm denn auch höchst angenehm, zu sehen, daß auch Fräulein Stöpsel ihr Buch zuschlug und sich erhob. Dabei gähnte sie ziemlich laut und warf einen Blick auf Windspiel, der davor – er wußte selbst nicht, warum – einigermaßen zusammen schauerte.

Als ein höflicher und umsichtiger Mann hatte sich Don Larioz ebenfalls erhoben, um den beiden Damen, die nach dem Hintergrunde des Zimmers gingen, eine tiefe Verbeugung zu machen, zu gleicher Zeit aber auch, um Fräulein Schneller leise zu fragen, ob der kleine Kellner sie in dem vertraulichen Gespräche, das er mit ihr zu führen gedenke, genire.

Da nun das Mädchen kurz darauf geantwortet: »Ja, er genirt mich,« so trat Larioz zu Windspiel hin und bat ihn um die Freundschaft, den beiden Damen einen Augenblick zu folgen, da er fürchte, Fräulein Schneller würde

ihm in Anwesenheit eines Dritten nicht gern Mittheilungen machen.

»Wenn es Ihnen gleich wäre,« meinte hierauf der etwas ängstliche Kellner, »so könnte ich auch wohl das Haus verlassen und käme in einer halben Stunde wieder, um Sie abzuholen.«

»Warum das?« fragte der Spanier mit seinem offenen und ehrlichen Blicke. »Warum sollten Sie in der Nacht herumwandeln, mein lieber Freund, wo Sie sich jedenfalls mit Madame Schneller, die mir in jeder Hinsicht eine respektable Dame zu sein scheint, sowie mit Fräulein Stöpsel angenehm unterhalten können? Glauben Sie mir, ein junger Mann, der sich bilden will, muß den Umgang mit gebildeten Damen aufsuchen, wo es ihm möglich ist; das schleift außerordentlich ab und benimmt alle rauhen Ecken. Leider hatte ich dazu in meinem Leben sehr wenig Gelegenheit.«

»Aber ich möchte mich nach Ihnen bilden,« sagte der kleine Kellner mit leiser Stimme.

»Im Guten, was ich allenfalls besitze, haben Sie Recht, das zu thun; wenn man aber sein Vorbild zu übertreffen im Stande ist, so muß man das keinen Falls unterlassen.«

Ein tiefer Seufzer war die ganze Antwort, welche Windspiel gab.

Unterdessen war Kathinka Schneller ebenfalls von ihrem Stuhle aufgestanden und zu den beiden Damen getreten, die eben hinter dem Vorhang verschwinden wollten.

»Das ist ein langweiliger Narr!« sagte die dicke Frau. »Ich weiß nicht, wie ihr euch mit solchen Leuten einlassen könnt.«

»Nun, Sie wissen's ja selbst,« flüsterte Kathinka; »die Breibergs haben uns gebeten, und auch Herr Wurzel; man darf den Leuten ihren Spaß nicht verderben. Und denen müssen wir schon was zu Gefallen thun. Aber du,« wandte sie sich an die Stöpsel, »nimm Windspiel mit, es ist ein ganz ordentlicher Mensch; plaudere noch eine Zeit lang mit ihm und laß ihn dann, wie wir verabredet, zum Hause hinaus. Vergiß mir auch nichts, wenn ich einen Ton auf der Guitarre angebe; es ist ja ein Spaß, warum sollte man das nicht thun?«

»Der lange, dürre Mensch da,« sprach die Frau mürisch, »sieht mir aber gar nicht aus, als ob er viel Spaß vertragen könnte. Auch hat er einen tüchtigen Stock bei sich. Nehmt euch nur in Acht, daß es da nichts gibt.«

»Das ist dann Breibergs Sache; die sollen alsdann sehen, wie sie mit ihm zurecht kommen. – Wollen Sie nicht so gut sein,« wandte sich hierauf Fräulein Schneller an den kleinen Kellner, »mit den beiden Damen ein bischen ins Nebenzimmer zu gehen? Ich habe mit dem Herrn da zu sprechen. Nur eine Viertelstunde.«

Windspiel warf einen besorgten Blick auf seinen Herrn und Meister, und dann folgte er der jungen Dame im schwarzen Seidenkleide mit denselben Gefühlen, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt werden soll, seinem Leiter.

VIERUNDVIERZIGSTES KAPITEL. GUITARRENKLÄNGE.

Der Spanier hatte sich wieder auf seinen Stuhl niedergelassen, und Kathinka Schneller, die nun zurückkam, setzte sich auf das Sopha ziemlich nahe an seine Seite. Sie hatte die Gitarre neben sich gelegt, so daß sie mit den Fingern die Saiten erreichen konnte.

»Sie werden mir verzeihen, mein verehrtes Fräulein,« sagte Don Larioz nach einer Pause, »daß ich es gewagt habe, Sie in Ihrem Hause aufzusuchen; aber es geschah das nur auf Veranlassung einiger freundlichen Zeilen, die ich von lieber Hand erhalten.«

»Ach ja! von der armen Dolores,« erwiderte das Mädchen mit einem Seufzer, wobei sie den Kopf auf die Seite neigte und ihren Nachbar schmachmend ansah. – »Die armes Dolores!«

»Dolores,« sprach der lange Mann mit großem Ernste, »ist ein sehr unglückliches Wesen, oder alle Zeichen müßten mich trügen. Ja, so unglücklich, daß, wenn sie auch nicht Ihre Freundin wäre, doch in Ihrer Brust, mein Fräulein, das regste Mitgefühl für dieselbe auftauchen müßte.«

Kathinka wollte antworten, doch berührte der Spanier mit den Fingerspitzen leicht und respektvoll ihren Arm und fuhr fort: »Verzeihen Sie, mein Fräulein! Ehe Sie mir Ihre schätzbaren Mittheilungen machen, werden Sie mir ein paar Fragen erlauben. – Ist es schon lange her, daß Sie Dolores kennen?«

»So lange sie dort ist.«

»Bei diesen Gebrüdern Breiberg?«

Sie nickte mit dem Kopfe.

»Und auf welche Weise kam die unglückliche Spanierin ins Haus?«

Das junge Mädchen blickte ihn verwundert an.

»Die unglückliche Spanierin!« wiederholte er; »sie ist doch eine Spanierin?«

»Ganz genau kann ich das nicht sagen,« erwiderte Kathinka nach einigem Besinnen. »Ich habe Dolores immer für eine Französin gehalten; daß sie wenigstens von Paris hieher kam, weiß ich ganz genau.«

»Und sie wurde sehr heimlich ins Haus der Gebrüder Breiberg gebracht? Wenigstens scheint das so der Fall zu sein, denn es hat sie wohl Niemand ankommen sehen; auch würde sie sich wohl nicht so in ihr hartes Schicksal gefügt haben, wenn sie Gelegenheit gehabt hätte, die Hülfe guter Menschen anzusprechen.«

»Ja, jetzt fällt es mir ein,« versetzte Kathinka mit einem leichten Lächeln auf ihren Zügen; »Sie haben vollkommen Recht, sie wurde aufs allerheimlichste ins Haus gebracht, es sah Niemand auch nur ihre Nasenspitze; ich glaube, man brachte sie in so einer Art von Kasten.«

»In einem Kasten!« rief Don Larioz mit Entrüstung, wobei sich seine Augenbrauen hoch empor hoben. »Sie meinen vielleicht in einer Sänfte?«

»Ja, es wird wohl eine Sänfte gewesen sein; aber ich weiß das nicht so genau, da ja Niemand außer den Gebrüdern Breiberg bei ihrer Ankunft zugegen war.«

»Dieses scheue Wesen sieht den Menschen ähnlich. Und wann sahen Sie dieselbe zum ersten Male?«

»Lassen Sie mich nachrechnen,« entgegnete Kathinka, die auf so detaillirte Fragen nicht gefaßt schien. – »Richtig, es kann jetzt ein halbes Jahr sein, da kam ich ins Atelier und blickte neugierig hinter die spanische Wand –«

»Gerade wie ich!« seufzte der Spanier.

»Und sah etwas mit einem grauen Schleier umhüllt. Auf meine Frage an Herrn Jean Baptist Breiberg, was das sei, gab er mir in seiner groben Manier zur Antwort, das sei ein neumodischer Kleiderständer. Ich glaubte ihm aber nicht, denn es war mir, als habe ich etwas unter dem grauen Schleier sich bewegen sehen. Nun war, wie Sie sich wohl denken können, meine Neugierde rege, und als ich eines Tages allein im Atelier war, schlich ich mich hinter die spanische Wand und sah zu meiner größten Ueberraschung –«

»Die unglückliche Dolores!« rief Don Larioz schmerzlich aus. »Gerade so ist es mir ergangen. – Im reichen spanischen Costüm, den flammenden Blick auf Sie gerichtet –«

»Ja, es war so, ihr Costüm war sehr schön.«

»Das hat Sie am meisten interessirt?« sprach der lange Spanier mit einem schmerzlichen Lächeln. »Ich sah nur das glänzende Auge und das wunderbar schwarze Haar. O Dolores! Du trägst deinen Namen nicht mit Unrecht, armes, gefoltertes Mädchen! – Doch weiter!« fuhr er nach einem augenblicklichen Hinbrüten fort, indem

er sich männlich wieder zusammenraffte. »Und darauf sprach sie mit Ihnen?«

»Wenig, so gut wie gar nichts. Sie mußte mich für eine Freundin der Breibergs halten und war längere Zeit vollkommen stumm. Namentlich,« setzte das schlaue Mädchen hinzu, »um alle weiteren Fragen darüber abzubrechen, was ihre Herkunft und ihre früheren Schicksale anbelangt.«

»Und sie war sehr traurig?«

»Natürlich, und nicht ohne Ursache. So immer eingesperrt zu sein, Niemand zu sehen, als diese Breibergs, und ich kann es Ihnen wohl gestehen – Mißhandlungen aller Art standhaft zu ertragen –!«

Die Augen des Spaniers funkelten.

»Ja, standhaft, denn Dolores ist das bravste und rechtschaffenste Geschöpf, welches ich je in meinem Leben gesehen. Weder Drohungen noch Bitten, weder Mißhandlungen noch Versprechen vermochten sie bis jetzt zu erschüttern. Das weiß ich ganz genau. Ihr Herz ist rein wie das eines Engels; und welches Herz das sein muß, welche Standhaftigkeit sie besitzt, können Sie sich selbst denken. So ein armes, wehrloses Geschöpf, von zwei gewalthätigen Brüdern gefangen gehalten, und doch nicht nachgeben, dazu gehört mehr, als jede Andere zu leisten im Stande wäre.«

Fräulein Schneller schaute Don Larioz abermals mit einem schmachtenden Blicke an, den dieser aber durchaus nicht bemerkte; denn unfähig, bei diesen entsetzlichen Mittheilungen ruhig zu bleiben, war er aufgesprungen

und durchmaß das Zimmer mit raschen Schritten. Doch setzte er sich bald wieder an die Seite des jungen Mädchens, legte dieses Mal seine ganze Hand auf ihren Arm, drückte ihn leicht und sagte dann mit bewegter Stimme:

»Wie danke ich Ihnen, mein Fräulein, für Ihre gütigen Mittheilungen! Seien Sie aber versichert, Sie, die Dolores lieben und jedenfalls wieder von ihr geliebt werden, daß Sie Ihr Vertrauen Jemand geschenkt, der Alles aufbieten wird, um das unglückliche Mädchen aus den Klauen jener Barbaren zu retten.«

»Darauf hofft sie,« erwiderte Kathinka Schneller, indem sie, ungesehen von ihrem Nachbar, ein leichtes Gähnen unterdrückte.

»Unglückliches Mädchen!« sprach Don Larioz düster vor sich hin.

»Und doch wieder glücklich,« versetzte Fräulein Schneller mit einem leichten Seufzer, indem sie näher zu dem Spanier hinrückte. »O, so geliebt zu werden, wie Dolores es von Ihnen ist, – was ertrüge man nicht dafür in dieser verdorbenen Welt, wo so wenig wahre Liebe zu finden ist!«

»Und denkt sie meiner mit einigem Interesse?« fragte der Spanier, und in seinem Auge blitzte es lebhaft auf.

»Mit Interesse?« versetzte das junge Mädchen; »nur mit Interesse? O, ich will es nicht vergessen! Als ich sie zum letzten Male sah, da lehnte sie den Kopf an meine Brust – so ungefähr –«

Während Kathinka das sprach, drängte sie sich dicht an ihren Nachbar, drückte ihr blondes Haar an seine

Schulter und schaute ihm von unten herauf lächelnd in die Augen; ihre sonst etwas bleichen Züge waren sanft geröthet, und ihre Blicke glänzten.

»Ja,« fuhr sie mit weicher Stimme fort, »Sie haben einen unauslöschlichen Eindruck auf das Herz der armen Dolores gemacht; und ich finde das begreiflich, sehr begreiflich. Erinnern Sie sich noch des Tages,« sprach sie mit einem schalkhaften Lächeln, wobei sie ihre Hand erhob und leicht damit über das struppige Haar des Spaniers fuhr, »erinnern Sie sich noch jenes Tages, als ich Ihnen an der Thür der Wohnung der Gebrüder Breiberg begegnete? Damals hatten Sie Dolores noch nicht gesehen,« setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu; »damals betrachtete ich Sie aufmerksam, und es war mir sonderbar zu Muth; ich sagte zum Andreas: – aber was bin ich kindisch,« unterbrach sie sich selber, »solches Zeug vor Ihnen zu sprechen! Nein, nein, was werden Sie von mir denken? ich muß mich wahrhaftig von Ihnen entfernen.«

Das that sie denn auch, indem sie den Oberkörper von Larioz wegbog – aber nur eine Sekunde lang, denn gleich darauf schnellte sie noch dichter zu ihm hin, lehnte sich sanft an seine Brust und sprach mit einem verführerischen Lächeln: »Und warum soll ich es nicht sagen? Es ist ja keine Gefahr dabei, Sie lieben ja doch eine Andere.«

»Ja, ich liebe eine Andere,« entgegnete ernst Don Larioz, wobei freilich sein Blick etwas Starres hatte, er aber dennoch versuchte, ein wenig auf die Seite zu rücken, da es ihm eine seltsame Empfindung verursachte, den

warmen Körper des jungen Mädchens an seiner Brust zu fühlen. »Ja, ich liebe eine Andere,« wiederholte er, »fest, treu, unerschütterlich, wie es einem spanischen Edelmann geziemte.«

»Ach, er liebt eine Andere!« sagte traurig Kathinka Schneller, indem sie den Kopf einen Moment abwandte und zu gleicher Zeit mit der Hand an ihre Augen fuhr.

»Ich liebe eine Ihrer Freundinnen,« sagte der Spanier, und während er das letzte Wort stark betonte, machte er einen abermaligen Versuch, sich etwas aus ihrer gefährlichen Nähe zu entfernen.

Doch hatte sich Kathinka zu fest an ihn hingedrängt und er befürchtete nicht mit Unrecht, daß, wenn er sich etwas zu gewaltsam erheben würde, ihm das Mädchen noch näher käme, wenn er sie nicht vielleicht unsanft von sich abschütteln wollte. Und Letzteres hatte er doch nicht Lust zu thun. Wohl sah er mit Schrecken, daß sie offenbar ein etwas allzu warmes Interesse an ihm nehme. Sollte er deßhalb hart gegen sie sein? Nein, ihn dauerte der Zustand des jungen, gewiß so unschuldigen Mädchens, und während er sich mit Ernst und Würde in seiner musterhaften Haltung behauptete, blickte er zuweilen verstohlen nach dem Vorhange, ob sich dort nicht vielleicht die Mutter dieses unvorsichtigen Kindes sehen lasse, was ihm, obgleich er vollkommen ohne Tadel war, doch nicht angenehm gewesen wäre.

»Und doch, ich will Ihnen sagen, was ich dachte,« sprach Kathinka Schneller, indem sie seine langen, dünnen Finger ergriff und sie betrachtete. »Wissen Sie, wenn

man, wie wir, so viel mit der Kunst umgeht, so wird man selbst für die Poesie empfänglich und denkt auch oft im wirklichen Leben daran. Im Atelier der Herren Breiberg hatte ich viele schöne Bilder gesehen, Ritter in Kampf und Sieg, oder auch zu den Füßen ihrer Damen, hohe Heldengestalten mit aufwärts gedrehten Bärten und glänzenden Augen – ach, so feurige Augen,« fuhr sie fort und hielt ihre Hand zwischen ihm und sich, die seinigen verdeckend, »die man nicht ertragen kann. Und als ich noch daran dachte und mit Andreas darüber sprach, wie es so schade sei, daß das Geschlecht der Helden so gänzlich anfangs bei uns zu fehlen, da erschienen Sie, und Andreas kann mir bezeugen, wie ich zusammen fuhr und zu ihm sagte: Schaut, das ist ein Ritter! Gebt ihm Schild und Lanze in die Hand, und er wird so schön sein, wie man in Bildern, selbst auf dem Theater nichts Schöneres sehen kann. – Ach, wie glücklich Dolores ist!«

»Nennen wir Dolores nicht glücklich,« sprach Don Larioz mit sanfter Stimme. Und dabei betrachtete er mit einem unverkennbaren freundschaftlichen Interesse das junge Mädchen, welches jetzt die Augen niederschlug und sich ihrer Worte zu schämen schien. »Nennen wir sie nicht glücklich, denn sie ist gefesselt, von der Willkür roher Menschen bedroht, während wir uns der goldenen Freiheit freuen.«

»O, sie ist glücklich!« rief Kathinka Schneller mit einem Anflug von Begeisterung, »sie liebt und wird wieder

geliebt; sie liebt eine interessante und ritterliche Persönlichkeit, und diese ritterliche Persönlichkeit will das Leben daran setzen, sie zu befreien. Kann man ein glücklicheres Loos haben als sie?«

»Ich will allerdings zugeben,« entgegnete der Spanier, »daß es Dolores vielleicht ein nicht unangenehmes Gefühl verursacht, wenn sie erfährt, daß ein Mann, der sie liebt, die feste Absicht hat, für sie nicht nur in den Kampf zu gehen, sondern auch, wenn es nöthig wäre, den Tod für sie zu erleiden.«

»Und alles das für sie, für sie allein!« rief schmerzlich das junge Mädchen an der Seite des langen Mannes. »O, Himmel! nur für sie allein! Glückliche Dolores! – Wie kann man so edel sein und doch ein so hartes Herz besitzen?« sagte sie nach einem augenblicklichen Stillschweigen, wobei sie den Kopf etwas zurückbog, um sein Gesicht in gehöriger Entfernung zu betrachten.

Und dieses Gesicht zeigte vollkommen die Größe und Ruhe seiner erhabenen Seele. Sein Mund war etwas zusammengezogen, wodurch die Spitzen des Schnurrbartes sich einander näherten; dabei hing seine Unterlippe, wenn auch unbedeutend, herab, und seine Augenbrauen waren wie vor Verwunderung hoch emporgezogen.

»Ja,« fuhr Kathinka heftig fort, »sie soll Alles haben, für sie soll Alles geschehen. O, grausamer Ritter meiner Träume! Was würde für mich gethan, wenn ich in Ketten und Banden schmachtete? wenn auch ich der Willkür böser Menschen Preis gegeben wäre? Ja, für mich gethan? – Für mich, welche dich – o, welche Sie, wollte ich sagen,

inniger liebt als jene Dolores, die Sie ja nur ein einziges Mal sah, die nie das Glück hatte, Sie zu sprechen. Nicht wahr, an meinem Elend würde man kalt vorüber gehen? Für mich würde man nicht das Schwert ziehen, für mich nicht in den Kampf gehen, noch viel weniger den Tod erleiden wollen? – O, ich Unglückliche! warum habe ich alles das gesagt?«

Während sie diese Worte sprach, hatte sie sich langsam erhoben und machte eine Bewegung, als wolle sie dem gefährlichen Manne an ihrer Seite entfliehen. Doch schien die Leidenschaft sie zu überwältigen, sie verließ ihren Sitz auf dem Sopha und sank mit einem leisen Ach! noch inniger an seine Brust als früher.

Don Larioz war in Wahrheit aufs tiefste gerührt von dem offenherzigen und leidenschaftlichen Bekenntnisse des jungen Mädchens. Wohl hatte er bemerkt, daß sie ihn damals an der Thür mit einem forschenden Blick angeschaut, aber er hatte nicht im Entferntesten glauben können, daß sein Anblick einen solchen Eindruck auf ihr unschuldiges Herz machen würde. Er fühlte sich von Mitleid bewegt, aufs tiefste ergriffen, und konnte es kaum über sich gewinnen, ihre Hände zulösen und ihre Arme sanft von seinem Halse zu entfernen, an welchem sie sich, wie einer Ohnmacht nahe, festgeklammert hielt.

Kathinka öffnete die halb geschlossenen Augen und sagte mit einem leisen Seufzer, wobei ihre Stimme außerordentlich weich, ja, schmelzend klang: »Nicht wahr, für mich würde nicht der hundertste Theil von dem geschehen, was man für Dolores thun wird?«

»Glauben Sie das nicht, hochgeehrtes Fräulein,« versicherte eifrig Don Larioz. »Verfügen Sie über meine Dienste, wenn Sie solche brauchen können, und Sie werden sehen, daß ein edler Spanier nie gezögert hat, einer Hüllosen, einer Bedrängten beizustehen. Aber –«

»O, ich verstehe dieses Aber!« rief sie schmerzvoll aus. »Nur Ihr Edelmuth würde Sie zu meiner Hülfe herbei ziehen; Ihr Herz bliebe kalt bei meinem Jammer, und wenn Sie mich zu Ihren Füßen sterben sähen, so würde doch das Wort Liebe nie von Ihren Lippen tönen.«

Der lange Mann kämpfte einen schweren Kampf; er blickte mit dem innigsten Mitgefühl auf das arme, unschuldige Mädchen herab, das jetzt, wie sich seiner eigenen Bekenntnisse schämend, das sanft geröthete Gesicht in den Händen verbarg. – Aber er dachte an Dolores, die unglückliche Gefangene, die er liebte, die er zu seiner Dame erkoren, für die er sich selbst sein ritterliches Wort gegeben, ihr unerschütterlich treu anzugehören; er sah vor sich die bleichen Züge der Spanierin, das seelenvolle, glänzende Auge; seiner Brust entrang sich ein tiefer Seufzer, und er machte den Versuch, Kathinka Schneller sanft von sich zu schieben.

Sie erhob den Kopf aus ihren Händen, sie schaute ihn mit einem flehenden Blicke an, sie sagte mit bebender Stimme: »So ist denn nichts im Stande, dein Herz zu rühren, du harter Mann? Du siehst meine Liebe und stößest mich dennoch zurück? – Wehe, wehe!«

Larioz war groß in diesem Augenblicke; er raffte sich ernst und streng zusammen, seine Brust war von einem

tiefen Athemzuge geschwellt, er schob das schluchzende Mädchen nun wirklich sanft bei Seite, dann blickte er in die Höhe und sprach: »Vermögen wir es, unserem Herzen zu gebieten? Nein, gewiß nicht; wir können einer Zweiten Liebe heucheln, aber dieselbe doch nicht wahr empfinden. Lassen Sie von mir ab, gutes Mädchen; Sie werden mir ansehen, wie sehr mich Ihr Jammer rührt; aber glauben Sie meiner Versicherung, daß er nicht mein Herz umwandeln kann. Ich will ihr dienen, ich will ihr Retter sein; ich will den Versuch machen, sie aus Ketten und Banden zu erlösen, hoffend auf einen süßen Lohn, wenn es mir gelingt, will aber auch im anderen Falle ohne Murren untergehen, und sollte mich bei diesem Wagstück der Tod ereilen, so seien Sie überzeugt, daß mein letztes Wort sein wird: Sie war meine erste und einzige Liebe – Dolores, das schönste Weib der Erde!«

»Ha, Barbar!« rief das schrecklich enttäuschte Mädchen aus und stürzte zurück auf das Sopha, wobei ihre Finger krampfhaft die Saiten der Guitarre erfaßten und denselben einige schrille Töne entlockten. Gleich darauf fuhr sie empor, strich ihr blondes Haar von den Schläfen zurück und schien angstvoll zu lauschen.

Der Spanier, mit sich selbst zufrieden, konnte nicht darauf achten, da seine leuchtenden Blicke sich nach oben gerichtet hatten und er angelegentlich die Zimmerdecke betrachtete, in deren Mitte ein ziemlich schlecht gemalter Amor beständig im Begriffe war, auf jeden seinen Pfeil loszulassen, der ihn zufällig anschaute.

Jetzt ergriff ihn Kathinka Schneller hastig beim Arm, rüttelte ihn, bis er aus seiner Verzückung wieder zu sich kam, und sagte dann, indem sie mit ängstlicher Geberde nach der Thür wies: »Horch, haben Sie gehört?«

Obgleich Don Larioz in der That bis jetzt nichts vernommen, blickte er doch ebenfalls nach der Thür, von welcher her er nun auf einmal eine polternde Männerstimme hörte, die ziemlich deutlich sagte: »Mir macht man nichts weis, sie ist da drinnen; ich habe ihre Stimme gehört. Hölle und Teufel! Ich möchte darauf schwören, daß ich mich nicht irre, wenn ich sage, sie hat dort so eben mit einem Manne gesprochen. – Ah, die Verrätherin!«

Jetzt vernahm man auch die Stimme der Fräulein Stöpsel, welche antwortete: »Wo denken Sie hin? Kathinka ist hinaus gegangen; es ist gewiß Niemand im Zimmer; nicht einmal Licht, darauf können Sie sich verlassen.«

»Und Lichterschein habe ich doch gesehen,« fuhr die Stimme fort. »Sie vergessen, daß draußen ein Spalt im Laden ist. Ah, ich werde keine Schonung kennen. Sterben muß die Treulose und mit ihr der Verräther! Rache, Rache!«

Kathinka hatte sich bei den letzten Worten, welche man von draußen gehört, vom Sopha erhoben, ohne den Arm des Spaniers los zu lassen, und zu gleicher Zeit das Licht ausgelöscht. Geräuschlos wandte sie sich um den Tisch herum und zog dann den langen Mann, der nicht

wußte, was das alles bedeuten sollte, so kräftig sie konnte, mit sich fort. Er folgte ihr, obgleich widerstrebend, und wagte nicht zu sprechen, denn bei dem ersten Versuche, den er hierzu gemacht, hatte sie ihm die Hand auf den Mund gedrückt. Halb zog sie ihn, halb folgte er ihr freiwillig, mit der einen Hand um sich tappend, und fühlte nach kurzer Zeit, daß sie den Vorhang erreicht, der sich im Hintergrunde des Zimmers befand.

Dahinter öffnete das Mädchen leise eine Thür, zog ihn hindurch, und erst als er vernahm, daß das Schloß hinter ihm wieder einschnappte, that sie einen tiefen Athemzug und sagte: »Der Gefahr wären wir jetzt entflohen.«

Worauf Don Larioz mit großem Ernste erwiderte: »Es ist das erste Mal, mein Fräulein, daß ich vor einer Gefahr fliehe; auch muß ich um eine Erklärung bitten, wenn ich mich nicht veranlaßt sehen soll, augenblicklich in jenes Zimmer zurückzukehren.«

»Beruhigen Sie sich,« antwortete sie mit einer Stimme, die noch immer vor Aengstlichkeit zu zittern schien. »Daß Sie geflohen, geschah ja in meinem Interesse, und ich danke Ihnen herzlich dafür. Sie haben doch jene schreckliche Stimme gehört?«

»Allerdings habe ich sie gehört, und wer ist jener Mann?«

»O Gott, es ist mein Verlobter!« jammerte das unglückliche Geschöpf. »Es ist ein Mensch, dem meine Hand zu reichen man mich zwingen will; ein Mann, der mir früher gleichgültig war, der mir aber seit jenem unglücklichen Tage – o, ich brauche Ihnen diesen Tag nicht näher zu

bezeichnen! – verhaßter geworden ist, als irgend etwas auf dieser Welt.«

»Und Sie ließen sich seine Bewerbungen gefallen? Sie erklärten nicht offen Ihre Abneigung und Ihren Haß?«

»Konnte ich das, da er mir früher nur gleichgültig war? O, Sie machen mich grenzenlos unglücklich. Meine Mutter wünscht diese Verbindung, mein Verlobter ist entsetzlich eifersüchtig, und wenn er wirklich Ihre Stimme gehört, so könnte es ein großes Unglück geben. Sie sehen deßhalb wohl, daß Sie mir zu Liebe fliehen mußten; er würde Sie ermordet haben, wenn er Sie gesehen hätte.«

»Ich stelle meinen Mann,« versetzte ruhig der Spanier, »und wenn das Ihr einziges Bedenken ist, so lassen Sie uns getrost zurückkehren, und was mich hieher geführt, will ich ihm alsdann sagen. Natürlicherweise, soweit ich das thun kann, ohne Dolores zu compromittiren.«

»Und Sie meinen, er würde Ihnen glauben?« sagte sie mit einem krampfhaften Lachen. »O, da kennen Sie diesen wilden Menschen nicht! Aber,« setzte sie schluchzend hinzu, »ich weiß ja wohl, daß Ihnen an mir nichts gelegen ist. So gehen Sie denn hinein, messen Sie Ihre Kraft mit der seinigen, und wenn Sie unterliegen oder ihn bewältigen, – ich werde unglücklich sein; denn morgen wird er wieder kommen, und ich bin dann ohne Schutz und Hülfe seiner Willkür Preis gegeben. – – Horchen Sie!«

Und wieder vernahm man die polternde Stimme, diesmal aber im anstoßenden Zimmer. »Da will ich ein Narr werden,« tönte sie, »wenn hier auf dem Sopha nicht Jemand gesessen. Die Stelle ist noch warm, hol' mich der

Teufel! Und auch auf dem Stuhl war Jemand. Ach, Kathinka! du kannst dich freuen, wenn ich finde, daß du mich wirklich verrathen!«

»Seien Sie doch nicht so thöricht!« hörte man Fräulein Stöpsel sagen; »ich versichere Sie, Kathinka ist oben und wird gleich herunter kommen.«

»Wie habe ich dieses Mädchen geliebt!« klagte nun die polternde Stimme. »Wie hätte ich auf ihre Tugend und Unschuld geschworen! Einer von den verruchten Malern wird bei ihr sein. Oder am Ende gar jener lange Kerl, der wie eine Vogelscheuche aussieht und sich in neuerer Zeit in der Nähe des Burgplatzes herum treibt. – Ja, jetzt erinnere ich mich, den man heute Abends in der Entenpforte gesehen haben will. Lassen Sie mich! Blut muß fließen, ihr Blut! ha! die Falsche soll erbleichen! – Erblei – chen – chen – chen – chen!«

Es war, als knirsche der Sprecher mit den Zähnen.

Als derselbe von dem langen Kerl gesprochen und sogar von der Vogelscheuche, hatte es den Spanier durchzuckt, und er wäre vielleicht umgekehrt, wenn ihn Kathinka nicht kräftig am Arme gehalten hätte.

»So soll ich vollkommen unglücklich werden,« klagte sie. »Und doch ist es am Ende ja gleichgültig; zerrissen ist mein Herz ohnedies, so mag es in Gottes Namen brechen.«

»Nein, es soll nicht brechen,« sagte ernst Don Larioz. »Fern sei es von mir, das Unglück einer Dame herbeiführen zu wollen. So will ich mich denn erniedrigen, ich will zum ersten Male in meinem Leben fliehen.«

»Die Hausthür habe ich verschlossen,« brüllte die Stimme, »und alle Zimmer will ich durchsuchen.«

»Hören Sie?« flüsterte das Mädchen in höchster Angst, an Entfliehen ist nicht mehr zu denken; ich muß Sie verstecken. – Aber es gibt noch ein Mittel, mich zu retten,« fuhr sie fort, indem sie Larioz von der Thür, wo sie standen, hinwegzog. »Entsagen Sie Dolores, erwiedern Sie meine Liebe, und ich will vor jenen Wüthenden hintreten, will ihm das ohne Furcht erklären, und damit entreißen Sie ihm seine Rechte auf mich; es ist dann Ihnen gegeben, mich zu vertheidigen, mich vor seiner Rache in Schutz zu nehmen.«

»Lassen Sie ab von mir, Kathinka,« gab Larioz traurig zur Antwort; »ich will fliehen, um Sie zu retten, und thue damit, was ich für keinen Menschen thun würde. Aber soll ich es Ihnen noch hundert Mal wiederholen, daß mein Herz nur ihr gehört, soll ich Ihnen nochmals wehe thun, indem ich Ihnen sage, daß Dolores, das schönste Weib der Erde, meine Liebe besitzt? O, glauben Sie mir, schonen Sie mich!«

Sie standen jetzt in einem engen, dunkeln und kalten Gange; vor sich in der Höhe bemerkte der Spanier etwas wie eine Fensteröffnung; er sah dort einen ungewissen Schein.

Man hörte die Stimme des Wüthenden im Zimmer brüllen, auch polterte es dort, als werfe er Stühle durch einander.

»So muß ich Sie denn an einem sicheren Orte verstecken,« sagte Kathinka Schneller, »bis er sich entfernt

hat. O, grausamer Mann! so ist also nichts im Stande, Ihr Herz zu rühren?«

Das einzige Wort, welches Don Larioz hierauf zur Antwort gab, war: »Dolores!« worauf er einen wahrhaft herzbrechenden Seufzer vernahm und sich alsdann bis zum Ende des Ganges fortgezogen fühlte.

Um das junge Mädchen zu retten, schien es jetzt die höchste Zeit zu sein, denn schon hörte man, wie die Thür hinter dem Vorhange geöffnet wurde, bemerkte auch sogar einen schwachen Lichterschein.

»Geschwind! geschwind! um des Himmels willen,« flehte sie.

Das Ende des Ganges war erreicht, und links von der Mauer befand sich eine kaum vier Fuß hohe Thür, die das Mädchen hastig öffnete und den langen Mann bat, dort einzutreten.

»Sie müssen sich etwas bücken,« flüsterte sie kaum hörbar mit angstvoller Stimme. »Sobald der Wüthende fort ist, komme ich, um Sie augenblicklich in Kenntniß zu setzen. O, möchten sich doch während der Zeit Ihre Gesinnungen ändern!«

Nie! dachte der treue Spanier. Und nun tappte er mit den Händen vor sich hin, um die Oeffnung des Versteckes zu finden; doch fand er die Thür zu demselben so niedrig, daß er sich bedeutend bücken mußte, um hinein zu gelangen.

»Schieben Sie von innen den Riegel vor,« sagte Kathinka; »und lassen Sie Niemand hinein, man mag klopfen, so arg man will. Wenn ich selbst komme, will ich mich

durch den Namen der verhaßten Nebenbuhlerin ankündigen.«

Das alles sprach sie, zu seinem Ohr hinabgebeugt, aus Furcht vor dem Wüthenden im Zimmer so leise, daß Jemand, der nur wenige Schritte davon gestanden, gewiß nichts vernommen hätte.

Der lange Schreiber kroch hinein; die Thür fiel hinter ihm zu, und gehorsam dem erhaltenen Befehle schob er von innen einen hölzernen Riegel vor, weßhalb er nicht bemerkte, daß draußen ein Gleiches geschah. Ein stiller Seufzer entrang sich seiner Brust, doch stärkte ihn das Bewußtsein einer guten That. Alles für Gott und die Damen! dachte er, der Einzigen meine Liebe, den Anderen Schutz und Hülfe! – O Dolores!«

FÜNFUNDVIERZIGSTES KAPITEL. MÖRDER! MÖRDER!

Wir glauben schon berichtet zu haben, daß Don Larioz, als er in sein Versteck hinein kroch – den Ausdruck *gehen* oder *schreiten* können wir hier unmöglich gebrauchen, da hierzu die Oeffnung viel zu klein war – sich sehr bücken mußte, um mit seinem Kopfe nicht an der Thüreinfassung anzustoßen. Als er nun an dem Orte war, den ihm Kathinka Schneller angewiesen, fand er diesen so dunkel, daß man buchstäblich nicht die Hand vor den Augen sehen konnte. Da er immer noch außerordentlich gebückt dastand und ihm diese Stellung sehr unbequem schien, so machte er einen äußerst vorsichtigen Versuch, sein Haupt zu erheben, was ihm auch gelang, aber nicht so sehr, daß er hätte aufrecht stehen können; vielmehr

fand er die Decke des Gemaches, wo er war, so niedrig, daß er wohl einsah, er müsse bis zur Zeit, wo sich jener Wüthende drinnen im Zimmer entfernt haben würde, in einer sehr unbequemen Stellung verharren.

Welches Gemach des Hauses man ihm zum Aufenthalte angewiesen, war er nicht im Stande zu sagen, doch da er sich von jeher daran gewöhnt hatte und auch Muth genug besaß, jedem Außergewöhnlichen keck ins Auge zu blicken, so beschloß er auch jetzt, mit den Händen vorsichtig umhertappend, zu untersuchen, wo er sich eigentlich befinde. Er setzte behutsam einen Fuß vor den anderen, und fühlte dabei, daß er auf einen eigenthümlich weichen Boden trete; auch war es ihm als sei derselbe feucht, und um sich dessen zu vergewissern, fühlte er mit einer Hand hinab, zog aber die Finger schnell zurück, als er mit einigem Befremden entdeckt, daß er in nasses, zertretenes und durchaus nicht reinliches Stroh gefaßt.

Bei dem nächsten Schritte, den Larioz nun mit größter Vorsicht machte, befand er sich an einer Mauer des Gemaches, ging langsam daran hin, fand eine Ecke des Versteckes und darauf eine andere Wand, die aus Holzwerk zu bestehen schien, und wo ein kleiner Vorsprung war, an dem er empfindlich mit dem Schienbeine anstieß. Mauerwerk und Holzwand aber und nicht minder die niedere Decke über seinem Haupte waren mit einer Feuchtigkeit überzogen, die durchaus nicht angenehm roch, was man indessen auch von dem ganzen Gemache nicht sagen konnte; es herrschte eine sonderbar säuerliche Atmosphäre hier, welche die Nase unangenehm berührte,

ohne daß man es gerade einen bestimmt ausgesprochenen Geruch hätte nennen können.

Der tapfere Spanier, vielleicht in der Befürchtung, noch Schlimmeres zu finden, beschloß, seine Untersuchungen nicht weiter fortzusetzen, und tappte bei der feuchten Mauer vorbei an den Eingang zurück, um dort an der Thür in das Haus zu lauschen, indem er hoffte, Kathinka Schneller müsse jetzt jeden Augenblick erscheinen, um ihn aus seinem Verstecke zu erlösen, Aber er vernahm nicht das Geringste von sich nähernden Tritten, alles, was er hörte, war zuweilen ein schallendes Gelächter, das durch mehrere Thüren gedämpft an sein Ohr schlug.

Ah! dachte er, das kluge Mädchen wird jetzt die Treppe herab gekommen sein, um den Wüthenden zu überzeugen, daß sie in der That nicht im Zimmer gewesen sei. O Weiber! Weiber! seufzte er, es ist doch viel Lug und Trug in eurem Thun und Lassen. Es wäre entsetzlich, wenn ich denken müßte, daß Dolores mir es einstens auch so machen könnte! – Aber nein, gewiß nicht! Aus deren seelenvollen Augen spricht ein treues Herz.

Die gebückte Haltung, zu der er genöthigt war, fing indessen an, ihn außerordentlich zu belästigen; er hatte schon, um einen kleinen Stützpunkt zu finden, und doch nicht sein Haar mit der schmierigen Decke in Berührung zu bringen, zuerst die eine Hand, dann beide auf sein Haupt gelegt und sich gegen oben gestemmt – eine Haltung, die aber auch in kurzer Zeit sehr ermüdend wurde; auch waren die gebogenen Kniee schuld daran, daß er seine Stellung häufig veränderte. Einige Erholung fand

er alsdann, wenn er seine Handfläche auf die Kniee legte und dadurch dem sehr gebückten Oberkörper einen Stützpunkt gab.

Wenn ich leide, dachte er bei sich selber – und daß ich in diesem seltsamen Gemache einigermaßen leide, ist wohl nicht zu läugnen – so geschieht es um Dolores willen; und ich finde einige Erquickung in diesem Gedanken. Ist es doch ebenso verdienstlich, für die, welche man liebt, körperlich, ja, selbst geistig zu dulden und zu leiden, als thatkräftig für sie zu wirken mit Schild und Lanze, wenn das möglich wäre. – Die alten Ritter, denen es eine Spielerei war, ja, ein Vergnügen, Riesen niederzuwerfen, Drachen zu tödten und edle Jungfrauen zu befreien, sie fanden es schwerer sich in Demuth zu beugen, und es wurde ihnen als größtes Verdienst angerechnet, wenn sie, vom Schlachtroß steigend, solches thaten. Auch ich könnte von mir sagen, daß ich hier in Demuth gebeugt stehe; auch mir wird man dieses zu größerem Verdienst anrechnen, als wenn ich, nicht achtend die Bitten jenes unschuldigen Mädchens, zurück in das Zimmer gestürmt wäre, um den Wüthenden zu besiegen und niederzuwerfen. – Ja, ich finde es, dachte er nach einer Pause mit seinem unterdrückten Seufzer, in der That schwerer und deßhalb auch glorreicher, sich so in Demuth zu beugen, als mit leuchtendem Schwerte drein zu schlagen. Aber wenn diese Prüfung in der Demuth sehr lange dauert, so könnte sie doch am Ende etwas unangenehm werden. Er veränderte seine Stellung abermals, und indem er mit der Hand vorsichtig um sich her führte,

wandte er sich wieder gegen die Mauer, wo er zufällig an einen eisernen Ring streifte, in dem ein nasser Strick befestigt war. Seltsam! dachte er, daß man in den Häusern der Entenpforte so sonderbare Gemächer findet. Wenn man in tiefer Dunkelheit in einer gebückten Stellung wie Don Larioz aushalten muß an einem unbekanntem Orte, von dem man nicht weiß und nicht errathen kann, was es eigentlich für ein Ort ist, wenn man eine säuerliche Atmosphäre einathmet, wenn man mit der Hand an feuchte Mauern streift und dabei eiserne Ringe und Stricke berührt, so kann schon eine mittelmäßige Phantasie veranlaßt werden, allerlei außergewöhnliche Bilder zu gebären.

Da nun aber der lange Schreiber eine mehr als mittelmäßige Phantasie hatte und diese sich gern mit unheimlichen Häusern, alten Schlössern, düsteren Ritterburgen, Verliesen und dergleichen beschäftigte, so war es nicht unnatürlich, daß ihm der Gedanke kam, wie der Theil der Stadt, in dem sich die Entenpforte befand, mit zum ältesten gehörte und wie die Häuser hier noch meistens aus jenen Tagen stammten, wo die harten Zeiten des Mittelalters jedes Haus als eine kleine Burg entstehen ließen, ebenso fähig, sich nach außen zu vertheidigen, als unglückliche Gefangene hinter Schloß und Riegel zu halten, Ja, es konnte nicht anders sein: das Gemach, in welchem er sich befand, mußte einmal ein Gefängniß gewesen sein; die niedere Decke war eine weitere Qual für die armen Eingekerkerten, der Strick an der Mauer hatte vielleicht schon manches arme Schlachtopfer gehalten,

und der hölzerne Vorsprung, an den er vorhin gestoßen, war vielleicht der Sitz, dessen sich jene Unglücklichen bedienten.

Daß ihm dieser letzte Gedanke nicht schon früher gekommen, hätte er eigentlich belächeln können, wenn seine Situation nicht so furchtbar ernst gewesen wäre. Doch beschloß er, sich dieses Sitzes zu bedienen, da er nahe daran war, durch seine höchst unbehagliche, tief gebückte Stellung Krämpfe in allen Gliedern zu verspüren. Er tappte nach dem Sitze hin, fand ihn, ließ sich darauf nieder und konnte nun seine Beine wenigstens ausstrecken, stieß auch mit dem Kopfe nicht mehr an die Decke des Gemaches, da er nachsinnend sein Haupt auf die Brust herabsinken ließ.

Ja, die Entenpforte war der älteste Theil der Stadt, und jetzt erinnerte er sich wohl, daß er oft davon gehört, wie hier Leute wohnen sollten, deren Treiben das Licht des Tages scheue. Hatte nicht auch der treue Windspiel ähnlicher Maßen gesprochen, hatte er ihn nicht gewarnt vor dem Gange hieher, hatte dessen Fuß nicht sichtbar schüchtern die Schwelle des Hauses Numero Vier übertreten! – Aber nein, die Veranlassung, weßhalb er sich in dem dunkeln Gemache befand, war ja so natürlich, und es hatten sich die Ereignisse so richtig vor seinem Blicke an einander gereiht. Das Schreiben der unglücklichen Dolores hatte ihn an Kathinka Schneller gewiesen, diese ihn freundschaftlich aufgenommen und liebevoll behandelt, bis jener Wüthende kam. –

So dachte Larioz, aber mit einem Male trat das Bild des hohnlachenden Clemens Breiberg vor seine Seele und er fühlte ein gelindes Frösteln. Wie, wenn dieses Ungeheuer erfahren hätte, daß die unglückliche Dolores ihm geschrieben? Wie, wenn er gewußt, daß Kathinka Schneller sich dazu hergeben würde, zur Befreiung der Spanierin mitzuwirken? Wie, wenn die Breibergs dagegen gearbeitet und vielleicht Kathinka Schneller vermocht hätten, ihn in diesen finstern Kerker zu verlocken?

Gräßlich! An diesen Gedanken reihten sich andere so finsterer und wilder Art, daß er unmöglich ruhig sitzen bleiben konnte, sondern erregt wie er war, ohne der niedrigen Decke zu gedenken, aufsprang, mit dem Kopfe oben polternd anstieß, dann auf dem feuchten Stroh ausglitschte und der Länge nach auf den Boden hinpatschte. Er fühlte einen heftigen Schmerz am Kopfe und bemerkte zu gleicher Zeit auch, wie klein der Kerker war, in dem er sich befand; denn während sein Haupt an den Sitz der Gefangenen stieß, berührten seine Füße die Eingangstür.

Mühsam raffte er sich empor, und die säuerliche Atmosphäre drang stärker als bisher in seine Nase; es war ein seltsamer Geruch, etwas wie vom Dunste der Verwesung dabei. Schaudernd dachte er an gräßliche Ursachen, die denselben hervorgerufen haben könnten, an Unglückliche, die man vielleicht hier gefesselt hielt, bis der Tod sie von den Qualen des Hungers und Durstes erlöste, – und dieser Schauer stieg zu einem wahrhaften Grausen, als

er nun mit einem Male neben sich einen tiefen Seufzer hörte.

Nun ist es aber in der That etwas Entsetzliches, an einem unheimlichen Orte, wo man sich allein glaubt, plötzlich ein solches Geseufze zu hören. Es war kein Wunder, daß Don Larioz zu fühlen glaubte, wie sich die Wurzeln jedes seiner Haare bewegten. – In einem ähnlichen Falle wie in dem, wo er sich befand, pflegen uns zwei Empfindungen zu bestürmen: die einer furchtbaren Angst, welche sich dadurch äußert, daß wir uns krampfhaft, lautlos in uns selbst und in die nächste Ecke zurückziehen, keines Lautes, keines Gedankens mächtig und mit scharfem Ohr hinlauschend, ob sich der furchtbare Seufzer nicht wieder hören lasse – oder ein unnatürlicher Muth, der uns vorwärts streben läßt, dem Orte des Grausens entgegen, bereit, über das, was wir dort finden, herzufallen, um es, wenn es etwas Feindliches ist, mit unseren Händen zu erwürgen.

Von der letzteren Empfindung war der tapfere Spanier beseelt. So rasch es ihm möglich, tappte er an der Wand hin, fühlte aber mit Schrecken; daß er schon beim ersten Schritte an einen menschlichen Körper stieß, neben dem er, ohne es zu wissen, schon eine Zeit lang gesessen. War es ein lebend Eingekerkelter wie er, oder war es bloß eine Leiche? – Nein, das Letztere war nicht der Fall, denn als Don Larioz mit seinen langen Fingern zugriff und den Hals des menschlichen Körpers neben ihm umkrallte, stieß dieser nicht nur abermals einen tiefen kläglichen Seufzer aus, sondern sagte auch mit einer Stimme, die

den langen Schreiber erbeben machte: »O du mein Gott! was habe ich denn gethan, daß ich hier elend zu Grunde gehen soll? Hat man mich doch in meiner Jugend gelehrt, daß treue Anhänglichkeit und Tugend schon diesseits zuweilen Belohnung finden. O guter Himmel! und ich bin treu und anhänglich gewesen einem Freunde, den ich sehr achte, und ich habe meine Tugend bewahren wollen, und deßhalb hat man mich in dieses scheußliche Loch gesteckt.«

Don Larioz fuhr zurück, so weit es ihm die Mauern des kalten und feuchten Kerkers gestatteten, dann hob er die Hände empor und sagte mit einem Tone unbeschreiblicher Rührung: »Auch du, mein Sohn? – Auch du mußt meinerwegen so entsetzlich leiden?« – Er hätte um Alles in der Welt in diesem wahrhaft ergreifenden Augenblicke nicht das kalte und förmliche Sie anwenden können. – »So sind Sie es wirklich?« setzte er nach einer Pause hinzu, nachdem er sich einigermaßen gesammelt.

»Ja, ich bin es,« erwiderte Windspiel mit einer Stimme, welche vor Freude zitterte; »ich bin es, o mein Gott! Man hat mich schmähsch behandelt, man hat mich unter dem Vorwande hier eingesperrt, ich müsse durch eine Hintertür das Haus verlassen, um schlechten Feinden, die Sie und mich bedrohten, zu entfliehen. Ich wußte nicht, was man mit mir vorhatte; es waren schreckliche Gedanken, die mich beschäftigten; aber jetzt wird Alles gut werden; Sie sind ja auch da.«

»Allerdings bin ich auch da, mein Freund,« gab der Spanier jetzt mit einer Ruhe zur Antwort, welche seiner

Fassung und seinem Verstande alle Ehre machte. »Leider, möchte ich sagen, bin ich auch da; aber nun ich weiß, daß ich vielleicht zu ihrer Rettung mitwirken kann, fühle ich eine Art von Beruhigung darin, daß auch ich in diesen scheußlichen Kerker gerathen.«

»Ein schöner Kerker!« jammerte Windspiel. »Ja, wenn es nur ein Gefängniß wäre! Aber so, wenn das Jemand erfährt, so bin ich Zeit meines Lebens blamirt.«

»Gegen Gewalt und List ist nichts auszurichten,« sprach ruhig der Spanier; »auch helfen da keine Klagen. Vor der Hand muß uns alles daran gelegen sein, daß wir uns unsere Lage klar machen, daß wir zu entdecken suchen, wo wir uns eigentlich befinden.«

»Nun, dazu braucht es nicht viel Nachdenken,« gab der Kellner kleinlaut zur Antwort; »wer das nicht riechen kann, wo wir uns befinden, der muß eine schlechte Nase haben.«

»Sollten wir uns nicht in einem Kerker befinden?« fragte der tapfere Spanier angstvoll, dem jetzt erst die säuerliche Atmosphäre anfang verdächtig zu werden, und in dem plötzlich eine Vermuthung aufstieg, die für ihn über alle Maßen verletzend war. »Sollte der hölzerne Block auf dem Sie sitzen – auf einem ähnlichen saß auch ich vorhin – nicht die Bank eines Gefangenen sein? Sollte der feuchte Strick, den ich gefühlt, nicht dazu gedient haben, arme Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit fest zu halten?«

»O mein Gott, nein! Das ist alles nicht so, wie Sie es sagen.«

»Und wo sind wir denn?« fragte Don Larioz mit steigender Angst. »Ich beschwöre Sie, theilen Sie mir Ihre Ansicht mit! Wenn dies kein Kerker ist, was ist es denn?«

»Ein Schweinestall ist es!« jammerte Windspiel kläglich. »Man hat uns in einen Schweinestall gesperrt, und das ist eine Schande, die ich nicht überlebe.«

Eine Zeit lang gab der Spanier keine Antwort. Wenn es aber hell gewesen wäre, hätte man sehen müssen, wie er beide Hände vor das Gesicht preßte und noch mehr zusammen sank, als es die niedrige Decke bedingte. Dann seufzte er: »Ein Schweinestall? – – eingesperrt? – O, es sind das schreckliche Worte, die Sie aussprechen! – Aber ich setze den Fall, es wäre wirklich ein solcher Ort, wie Sie ihn genannt –«

»Woran nicht zu zweifeln ist,« unterbrach ihn Windspiel mit heftiger Stimme. »Ich sitze auf dem Trog, aus dem die Schweine fraßen, und der Strick an der Wand dient dazu, eins dieser unartigen Thiere festzuhalten.«

»Entsetzlich? Aber Sie sprechen von eingesperrt. So sollte das ein teuflischer Verrath sein, der uns hieher gebracht?«

»Was Sie hieher gebracht, das kann ich ja nicht wissen,« fuhr der Kellner kläglich fort, »aber mich hat meine Tugend in den Schweinestall geführt, von meiner Anhänglichkeit an Sie gar nicht zu reden. Der Stöpsel ist ein leibhaftiger Teufel. O, das hätte ich Tag meines Lebens nicht gedacht!«

»Was Fräulein Stöpsel mit dieser Angelegenheit zu schaffen hat, weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, wenn

ein weibliches Herz im Stande wäre, unseren Edelmuth auf so niederträchtige Art auszubeuten, so müßte ihr Blut fließen.«

»Das würde uns nichts nützen, lieber Herr Don Larioz,« versetzte der Kellner. »Aber glauben Sie mir, es ist fürchterlich! – Weder die Schneller noch der Stöpsel werden ihr Maul halten, und dann bin ich vor der ganzen Künstlerschaft auf ewig blamirt.«

»Ruhig, mein Freund,« sagte Larioz so sanft, wie es die fürchterliche Erregung, in der er sich befand, zuließ. »Mag die Ursache, welche uns hieher geführt, sein, welche sie will, wir müssen jedenfalls versuchen, diesen Ort zu verlassen. Ich werde den Riegel zurückziehen und sehen, ob sich die Thür nicht öffnen läßt.«

Er that also, fand aber, daß die Thür deßhalb doch nicht aufging.

»Das habe ich erwartet,« sagte Windspiel; »der einzige Weg, hier heraus zu kommen, ist, wenn es uns gelingt, den Deckel des Troges aufzuheben, der doch irgendwo ins Freie führen muß.«

»Und ein Fenster scheint nicht da zu sein?«

»Schweineeställe haben keine Fenster.«

»Ja so, daran dachte ich nicht,« gab der Spanier mit einem leisen Seufzer zur Antwort. »Versuchen wir also, den Trog zu öffnen, wie Sie vorhin sagten.«

Dies ging aber nicht so leicht, als sich Windspiel vielleicht vorgestellt, und Beide bemühten sich einige Zeit vergeblich, den Deckel zu heben, der von außen durch einen Holzriegel gehalten zu sein schien. Glücklicher

Weise fand der Kellner beim Umhertappen einen starken Holzprügel, den sie gegen den Trog stemmten, kräftig als Hebel gebrauchten und damit nach längeren vergeblichen Bemühungen endlich den Deckel aufbrachen.

Wenn sich auch diese Oeffnung zu klein erwies, als daß selbst der dürre Windspiel hätte hinaus kriechen können, so zeigte sich den Beiden doch bei einem geringen Schimmer, den die hellere Nacht draußen hereinsandte, eine viereckige Thür zwischen den Trögen, die sie bis jetzt übersehen, welche sich von außen öffnen ließ und die dazu angebracht war, um den Schweinestall reinigen zu können.

Der Kellner bog sich mit einer verzweifelten Anstrengung zur Oeffnung hinaus, und es gelang ihm, diese Thür zu öffnen.

Es war für Beide ein wohlthuendes Gefühl, als nun zugleich mit etwas Helle eine frischere, wenngleich kältere Atmosphäre in das Gemach drang, wo sie sich befanden.

Don Larioz hatte es nicht über sich gewinnen können, den Schweinestall mit seinem wahren Namen zu bezeichnen; er vermied das stets, nannte ihn Versteck, Ort, war überhaupt seit der schrecklichen Entdeckung, wo er eigentlich war, ziemlich still und nachdenkend geworden. Aber es war begreiflicher Weise keine gemüthliche Ruhe, die ihn beherrschte, es war eine gewaltsam unterdrückte Wuth, die ihn so geduldig erscheinen ließ, ein mühsam verhaltener Ingrim, der sich nur manchmal durch einen tiefen Seufzer kund gab – die Stille vor dem Sturm. Man mußte nur sehen, mit welcher Energie er die viereckige

Thür öffnete, nachdem der Riegel von außen gelöst war, und wie er alsdann trotz seiner Länge hindurch schlüpfte und darauf Windspiel mit einem Rucke nach sich zog.

Beide Abenteurer befanden sich nun in einem mit einer hohen Mauer umschlossenen Hofe an der Rückseite des Hauses. Die viereckige Oeffnung ging auf einen Düngerhaufen, der sich an der Seite des Gebäudes hinzog bis zu einer kleinen Thür, die neben der Front des Hauses auf die Straße führte. An dieser Seite bemerkte Don Larioz nach einigem Umherschauen einen schwachen Lichtglanz, der durch einen Spalt im Fensterladen herausdrang. Er schritt längs der Einfassung des Düngerhaufens vorsichtig hin und kam so an den Fensterladen, von dem wir eben gesprochen und der seiner Berechnung nach in das Zimmer führen mußte, aus dem er vor dem Wüthenden entwichen war. Von dort her klangen Stimmen und Gelächter.

Einen Augenblick besann sich der lange Spanier, ob es seiner würdig sei, zu lauschen; als er aber an den Ort dachte, von dem er eben herkam, biß er die Zähne heftig auf einander und beugte das Ohr zu dem Laden nieder.

Da hörte er denn drinnen sprechen – –

»Ich würde die Geschichte nicht für eine Million geben,« sagte der Mann mit der polternden Stimme. Doch hatte diese Stimme jetzt einen guthmüthigen, man könnte fast sagen: lustigen Ton. – »Und ein Königreich gebe ich dahin, wenn ich solches besäße, um zu sehen, was

sie für Gesichter machen. Ritter und Knappe im Schweinestall! Diese Idee ist erhaben. Komm, Kathinka, dafür muß ich dir noch einen Kuß geben.«

»Aber Mühe hat es gekostet,« hörte der Lauscher jetzt eine weibliche Stimme, welche offenbar dem Fräulein Stöpsel angehörte. »Ich sage euch, der kleine Kellner witterte die Geschichte und wollte gar nicht hinein.«

»Nun, es ist kein Wunder, daß er sie witterte,« lachte der ehemalige Wüthende, »denn euer Schweinestall wird nicht nach Rosen duften.«

»Sollten wir sie jetzt nicht bald herauslassen?« hörte man Kathinka Schneller fragen.

»Nur nicht so eilig, ihr Mädchen! Zuerst bleibe ich noch eine Viertelstunde da, dann laßt mich eine andere Viertelstunde fort sein, und hierauf könnt ihr das Burgverließ öffnen. Ich versichere euch, der Spaß ist mit tausend Thalern nicht bezahlt. Wenn ich das meinem Bruder erzähle, so wird er bedauern, nicht dabei gewesen zu sein.«

Don Larioz horchte fast athemlos; jetzt, wo die Stimme des Wüthenden ruhiger klang, glaubte er sie zu erkennen. Ja, hier war ein entsetzlicher Verrath gegen ihn verübt worden; es konnte keine Täuschung möglich sein: es war die Stimme des verruchten Clemens Breiberg. Dieser hatte erfahren, daß sich die unglückliche Dolores schriftlich an ihn, den Spanier, gewandt; derselbe hatte es durch seine Ränke dahin gebracht, daß er an den fürchterlichen Ort gesperrt wurde, um ihn vor der Geliebten lächerlich zu machen. Rache! Rache!

Kathinka Schneller schien unschuldig zu sein; sie war gewiß durch entsetzliche Drohungen dazu gezwungen worden, ihn zu verrathen; sie allein hatte von seiner Erlösung gesprochen; ihre Stimme klang sanft und milde, während die des schändlichen Breiberg und des Fräulein Stöpsel höhnisch und lustig war.

Der lange Schreiber hatte genug gehört, er schlich sich hinter das Haus zurück und fand dort Windspiel an der Mauer lehnend, die Hände gefaltet und betrübt zu den Sternen aufblickend. Das Gemüth des jungen Menschen schien sehr ergriffen zu sein, und doch vermochte es Larioz nicht, ihm einen gediegenen Trost zu spenden. Wohl hätte er ihm aus der Geschichte Beispiele großer Männer anführen können, denen es auch nicht viel besser ergangen war, aber ihm fehlte die Sammlung dazu; er war in den Tiefen seines Gefühls beleidigt, empört wie nie, keines ruhigen Gedankens mächtig; er krallte die Finger auf und zu, und seine Augenbrauen waren tief herabgezogen, seine Lippen bebten, er war furchtbar anzuschauen.

Schweigend tappte er in dem kleinen Hofe hinter dem Hause umher, und als er nach einigen Augenblicken zum Kellner zurückkehrte, fragte er mit dumpfer Stimme: »Es ist doch auch Ihre Ansicht, jene Schändlichen zu züchtigen? Sie werden mir muthig folgen!«

»Wie Gott will!« seufzte Windspiel, und es schauderte ihn einigermaßen, als ihm nun der Spanier eine Mistgabel mit zwei langen Zinken in die Hände drückte und ihm dabei, sagte: »Keine Schonung!« Der Kellner fühlte zagend die langen kalten Spitzen an, und er wurde

fast wehmüthig gestimmt, daß er, mit seinem harmlosen, weichen Herzen, vielleicht in der nächsten halben Stunde ein Mörder sein werde. Er trug die Mistgabel nicht so fest in seinen Händen, wie es sich wohl für einen tapferen Kämpen geschickt haben würde.

Was die Waffe des langen Schreibers anbetraf, so bestand diese in einem nicht sehr langen, aber biegsamen Prügel von festem Holze, den er gesenkt in der rechten Hand trug. So gingen sie nach der Hofthür des Hauses, die unverschlossen war und einem leichten Drucke nachgab, und traten in den dunkeln Gang, wo die säuerliche Atmosphäre abermals ihre Nasen traf und eine Erinnerung hervorrief, welche nicht dazu geeignet war, ihren Rachedurst zu löschen.

Don Larioz schritt behutsam vorwärts, Windspiel folgte ihm herzklopfend.

Dort mußte die Thür sein, welche hinter den gewissen Vorhang führte, doch verschmähte der tapfere Spanier, den Feind so zu sagen von hinten zu überfallen, weßhalb er geräuschlos durch den Hausgang vordrang und sich wenige Augenblicke nachher jener Thür gegenüber befand, wo er zuerst eingetreten.

Ein paar Sekunden brauchte er, um sich zu sammeln, aber nur ein paar Sekunden. Das Gelächter im Zimmer, sowie auch die Spöttereien, die er jetzt wieder vernahm, trieben ihn zu raschem Handeln an. Er öffnete die Thür, trat auf die Schwelle, den geschwungenen Prügel in der Hand, furchtbar anzusehen, mit einem wilden Blicke das Ganze überschauend. Da saß Madame Schneller auf dem

Sopha, Fräulein Stöpsel neben ihr, gegenüber, etwas zurückgezogen, Kathinka, und behaglich die Hände auf den Tisch gestützt, der verruchte Clemens Breiberg, der gerade im Begriffe war, ein Glas duftenden Punsches an die Lippen zu führen. Man kann sich denken, daß der Schrecken der Gesellschaft kein kleiner war. Der vorhin so Wüthende setzte behende sein Glas nieder, und seine Züge dehnten sich etwas in die Länge. Doch sprang er im nächsten Augenblicke von seinem Stuhle auf, offenbar in der Absicht, hinter dem Vorhange zu verschwinden. Mehr sah Don Larioz nicht, denn Fräulein Stöpsel, die sich ebenfalls rasch erhoben hatte, blies das Licht aus, wodurch sogleich Alles in tiefe Finsterniß gehüllt wurde.

Doch hatte der lange Schreiber genug gesehen. Auf dem geradesten Wege drang er gegen Clemens Breiberg vor und stieß deßhalb so heftig an den Tisch, daß die Punschgläser klirrend durch einander flogen, war aber auch so glücklich, den Verräther am Kragen zu erwischen, worauf er dann nicht säumte, den Prügel mit kräftiger Hand an ihm zu probiren. Doch hatte er erst ein paar Mal herzhaft zugeschlagen, als er fühlte, daß sich ein paar dicke Hände in sein Haar festkrallten und ein schwerer Körper sich so kräftig an ihn hängte, daß er auf die Seite gezogen wurde. Freilich raffte er sich im nächsten Augenblicke wieder auf, doch war mittlerweile der Rockkragen, den er krampfhaft hielt, seinen Fingern entschlüpft, und ehe er denselben wieder ergreifen konnte, erhielt er einen so furchtbaren Schlag mit einer geballten Faust auf die Nase, daß ihm das Feuer aus den Augen fuhr

und er sich schütteln mußte, wie der tapfere Stier seiner Heimat, der zufälliger Weise gegen die Bretterwand gerannt.

Es war ein sehr unangenehmer Augenblick, der sich fast zu einem schrecklichen gestaltete, als Don Larioz nun mit einem Male fühlte, daß zwei scharfe Spitzen einen unnennbaren Theil seines Körpers unsanft berührten: der tapfere Windspiel nämlich war, seinem Freunde folgend, ebenfalls in das Zimmer vorgedrungen, die Mistgabel vor sich hingestreckt, in der Idee, seinem Herrn und Meister den Rücken zu decken, brachte aber, statt dieses zu thun, den Spanier in eine höchst unangenehme Lage.

Glücklicher Weise erschien jetzt im Gange der Schimmer eines Lichtes, weßhalb der kleine Kellner, seinen Irrthum einsehend, alsbald seine Mistgabel zurückzog und sich rasch gegen die Thür umwandte, um dort einem neuen Feinde zu begegnen, der in Gestalt einer handfesten Magd, mit der Schnelligkeit des Gedankens, mit den Nägeln über ihn herfiel und ihm zehn tüchtige Male zur Erinnerung an diesen verhängnißvollen Abend verehrte. Es war ein Glück für dieses muthige Frauenzimmer, daß sie im nächsten Augenblicke wieder in den Gang zurückführ, denn Windspiel erhob seine Mistgabel zu einem neuen Stoße, dessen Wirkung sehr traurig hätte werden können. Wie aber schon gesagt: die Person, welcher dieser Stoß galt, sprang behende zurück, warf die Thür zu, worauf die beiden eisernen Zinken tief in das Holz eindrangen.

Durch diesen Stoß aber war das sanfte Windspiel zu einem wahren Tiger geworden, stampfte mit den Füßen und brüllte wie besessen: »Blut! Blut!«

Es ist aber ungewiß, ob der Kellner wirklichen Blutdurst besaß oder ob er sein eigenes Blut meinte, welches sanft von seiner Nase und seinen Backen herabrieselte. Der Spanier, nachdem er sich von seiner Betäubung erholt, griff nach den beiden dicken Händen, die sein Haar gepackt hatten, von denen eine ihm unterschiedliche Maschen ausgerissen, während die andere sich auf unangenehme Art mit seinem Ohre zu schaffen gemacht hatte. Doch entschlüpfen ihm die Hände, und statt ihrer faßte er ein Stück leichten Zeuges, welches ihm nach einem kräftigen Rucke, den die Besitzerin that, in den Fingern zurückblieb.

»Ah! schmachliche Flucht!« konnte er sich nicht enthalten auszurufen, wobei er indessen den verruchten Breiberg meinte welcher sich durch die Thür hinter den Vorhang gerettet hatte.

»Ja, Flucht! sie fliehen!« schrie nun Windspiel mit einer fast heiseren Stimme und dabei hörte man, wie dieses sonst so sanftmüthige Geschöpf mit einer Berserkerwuth mit gleichen Füßen auf- und niedersprang. »Aber sie sollen nicht fliehen!« – kreischte er, wobei ihm die Stimme überschlug. »Eins muß ich haben, Eins muß ich umbringen! Ha! da fühle ich noch etwas Welches. Stirb, Verräther!«

Damit hob er seine Mistgabel und stieß auf den weichen Gegenstand, einmal, zweimal, dreimal. Und jedes

Mal fühlte er, wie die mörderischen Spitzen der Gabel tief in den weichen Gegenstand eindrangen. Aber schon nach dem zweiten Stoße trat ihm der Schweiß auf die Stirn; seine Wuth kühlte sich rasch ab, und nach dem dritten sagte er mit bebender Stimme:

»Es rührt sich nicht mehr, ich habe es umgebracht. – Windspiel, du bist nun wirklich ein Mörder geworden!«

Danach hörte man, wie das blutige Instrument seinen Händen entfiel, und vernahm ein leises Stöhnen, hierauf einen tiefen Seufzer, dann war Alles ringsum todtenstill.

Aber diese Stille dauerte nur ein paar Sekunden, dann vernahm man, wie die Hausthür geöffnet wurde, wie sich schwere Tritte näherten; die Stubenthür wurde aufgerissen. Don Larioz, der sich umwandte, sah zu seiner Ueberraschung Lichterglanz in das Zimmer dringen und inmitten dieses hellen Scheines die Gestalt eines Polizeidieners, der kopfnickend auf der Schwelle stehen blieb. Hinter ihm drängte sich Madame Schneller mit sehr zerzaustem Haar, und weiter rückwärts sah man Fräulein Stöpsel und die handfeste Magd, welche das unglückliche Windspiel in so unbändige Wuth versetzt.

»Das sind mir saubere Gesellen!« sagte der Polizeisoldat mit jener herausfordernden barschen Stimme und dem außerordentlichen Muthe, welcher diesen Leuten eigen ist, wenn sie mit geübtem Blicke sehen, daß kein Widerstand mehr zu erwarten. »Ihr habt da ein schönes Stück Arbeit gemacht!«

»Mein Kleid haben sie mir zerrissen!« schrie die dicke Frau mit gellendem Tone; »mein Haar zerzaust und einen

guten Bekannten, der ruhig bei uns saß, geprügelt. O, wenn die nicht ins Zuchthaus kommen, dann kommt kein Mensch mehr hinein!« Damit drängte sie sich vor, warf einen Blick in das Zimmer und schlug die Hände zusammen, indem sie kreischend ausrief: »Und sehen Sie nur, was dieser Lump da mit seiner Mistgabel angerichtet hat! das ist ja entsetzlich!«

Windspiel war auf einen Stuhl niedergesunken und drückte die Hände vor das Gesicht; er wagte nicht, sich umzuschauen, murmelte aber mit bebenden Lippen: »Ja, ich bin ein Mörder.«

Auch der Polizeisoldat war jetzt näher getreten, doch als er Don Larioz genauer betrachtete, sagte er mit freudiger Stimme: »Den Vogel da kenn' ich; er hat sich neu-lich in den Reibstein eingeschlichen, und das unter sehr erschwerenden Umständen; er war stark im Verdacht, als wolle er dort das Haus anzünden. Ah, Vogel! diesmal werden wir dich festhalten! Ruft mir die Anderen herein!« befahl er sehr würdevoll.

Don Larioz hatte sein Taschentuch hervorgezogen; er bemühte sich, das Blut seiner Nase zu stillen, würdigte aber den Mann der öffentlichen Gewalt keines Blickes, keines weiteren Wortes, als daß er sagte:

»Gut, wir gehen mit Ihnen, es wird wohl noch irgendwo für uns Gerechtigkeit zu finden sein.«

»Ja, Gerechtigkeit!« schrie die dicke Frau; »das hoffen wir auch; und zahlen müßt ihr, zahlen, bis ihr schwarz werdet.«

»Also ihr wollt gutmüthig mitgehen?« sagte der Polizeisoldat:

Der Spanier wandte sich stumm nach dem Stuhle, wo er vor ungefähr einer Stunde Mantel, Hut und Stock gelassen, brachte diese Sachen an sich und trat in den Hausgang.

Windspiel folgte ihm mit schlotternden Knien, er ließ den Kopf herabsinken, und als der Polizeidiener ihm das bewußte Mäntelchen überwarf, auch den Hut auf den Kopf drückte, zuckte er zusammen, hatte aber doch noch die Kraft, an der Thür einen scheuen Blick rückwärts zu werfen. Da lag das Mordinstrument, die Mistgabel, am Boden, und neben den Zinken derselben bemerkte er ein paar große Blutstropfen. Schaudernd wandte er das Gesicht weg und lispelte abermals: »Ich bin ein Mörder, ein schrecklicher Mörder!«

SECHSUNDVIERZIGSTES KAPITEL. AUF DER POLIZEI.

Es war schon vollkommen Nacht geworden, obgleich noch nicht so spät, daß nicht noch hier und da sich Leute auf der Straße gezeigt hätten. In der Entenpforte war dies freilich nicht der Fall; hier begab man sich früh zur Ruhe, um auch wieder früh aufstehen zu können. Es war dies, wie schon bemerkt, ein ziemlich abgelegenes Quartier, und wenn man hier Jemand begegnete, so huschte er eilfertig vorüber, wie sich vor sich selber fürchtend; auch sah man an den Fenstern nur ausnahmsweise ein Licht: die meisten Bewohner schienen sich schon dem süßen Schlafe zu überlassen.

Als der Polizeisoldat vorhin zur Thür hinaus befohlen hatte: »Ruft mir die Anderen herein!« machte er es ungefähr wie jener Corporal mit zwei Mann, der Angesichts einer starken feindlichen Patrouille mit lauter Stimme kommandirte: Das sechste Bataillon vor! Die Anderen, die übrigens gehorsam jenem Rufe hereinkamen, reducirten sich auf einen alten Stadtsoldaten, der manchmal zur Aushilfe gebraucht wurde, und der es verstand, von Weitem durch ein großes Maulwerk einen ungeheuren Muth zu entwickeln, welcher Muth aber beim Näherkommen zusammenschrumpfte und sich, nachdem die lärmenden Parteien auf der Straße waren, häufig in ein sanftes: »Ja, was ist denn das, ihr Männer?« auflöste. Der Stadtsoldat hatte denn auch anfänglich zurückgeschreckt vom wilden Geschrei, nur schüchtern das Haus betreten und fand sich jetzt wieder ermuthigt und zum finsternen Stirnrunzeln bereit, als er sah, wie der lange Mann, ohne Widerstand zu versuchen, mit dem Polizeisoldaten ging, und wie die kleine dürre Gestalt schwankend vor Angst hinter ihm drein schritt.

»Das,« sagte er, indem er die Faust drohend erhob, »das ist euer Glück, ihr Lumpen, daß ihr gutwillig mit geht, denn ich versichere euch, Himmelsakermenter, wir hätten euch krumm geschlossen wie einen Fidelbogen. So eine Bande!«

Der kleine Kellner war gewiß nicht in der Verfassung, auf diese einschüchternden Worte irgend eine Widerrede zu wagen. Doch schnauzte ihn der Stadtsoldat auf der Straße an:

»Will Er Sein Maul halten, Er –? Glaube Er mir, mit so Einem macht man wenig Federlesens.«

So schritten sie dahin, Don Larioz im Gefühle der Unschuld mit aufrechtem Haupte, der Andere dagegen gebeugt unter dem Bewußtsein, ein schrecklicher Mörder zu sein.

Bei dem Bogen angekommen, der den Eingang zur Entenpforte bildete, blickte der Spanier in die Höhe und dachte: Welcher Unterschied, als ich vor einiger Zeit hier vorbeiging, und jetzt! Dann versank er in tiefes Nachsinnen.

Es ist lehrreich, mit der Polizei einen Gang durch die nächtlich finsternen Straßen der Stadt zu machen; man kann da sehen, wie die öffentliche Gewalt gehandhabt wird, mit welcher Unparteilichkeit und aufopfernden Tapferkeit die Diener dieser öffentlichen Gewalt zu Werke gehen. Wehe dem Handwerksburschen, der, aus dem Wirthshause kommend, in der Freude seines Herzens vielleicht singt:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond!

Nein, Unglücklicher, es wird nicht immer so bleiben, das lehrt dich die nächste Minute, wo du von der still lauernden Gerechtigkeit heldenmüthig gepackt und wegen nächtlicher Ruhestörung die Nacht über eingesperrt

wirst. Es ist dabei rührend anzusehen, wie die Polizei unter Entfaltung all ihrer Schreckmittel, mit klirrendem Säbel; lautem Ruf &c., den ruchlosen Handwerksburschen ergreift.

Und nicht minder lehrreich ist es, zu bemerken, wie an manchen Orten die Diener der öffentlichen Gewalt ein den Umständen angemessenes ganz anderes Verfahren beobachten – dort zum Beispiel, wo es in einer dunkeln Gasse unter tobendem Geschrei tüchtige Hiebe setzt und wo die Handhaber der Ordnung still vorbei schleichen, um den Tumult nicht noch unnöthigerweise zu vergrößern.

Es mochte eine kleine Viertelstunde vergangen sein, als die Gesellschaft sich der Polizeidirection näherte, um dort für die Nacht in sicheren Gewahrsam gebracht zu werden. Wenn es Tag gewesen wäre, hätte man bemerken können, wie über die Züge des tapferen Spaniers ein leichtes Lächeln flog, als er unter einem massiven Thorbogen in einen von hohen Gebäuden gebildeten Hof geführt wurde, der sparsam von einer Gaslaterne erhellt war. Windspiel folgte schauernd; was sich von seinen Sinnen allein in reger Thätigkeit befand, das war das Gehör, und er lauschte angestrengt in der Furcht, jetzt plötzlich das Klirren von Ketten zu vernehmen. Doch hörte er nichts von diesen Tönen des Grausens, vielmehr schien es im Polizeiarrest recht lustig zuzugehen, denn aus den vergitterten Fenstern auf der anderen Seite des Hofes hörte er eine Stimme herausschallen, welche in etwas rauhen Tönen sang:

»So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Tage.«

Nach diesem Orte hin richteten auch die neu Angekommenen ihre Schritte, und als ein herbeigerufener Schließer die betreffende Thür öffnete, verstummte der Gesang, und Don Larioz sagte mit leiser Stimme zu seinem Unglücksgefährten:

»Das ist das Leben, mein lieber Freund; immer wechselvoll schwingt es sich herum: bald sind wir oben auf der Höhe der Situation, bald tief unten im sehr gewöhnlichen Treiben der Menge. Erinnern Sie sich, daß wir auch dort vor dem Hause Gesang vernahmen. – Welcher Unterschied!«

»Ja, welch schrecklicher Unterschied,« seufzte Windspiel. »O, du mein Gott! womit habe ich dieses furchtbare Schicksal verdient?«

Mittlerweile hatte das Polizeiarrestlokal den Beiden seine gastlichen Hallen geöffnet, sie traten ein, wobei sich der muthige Stadtsoldat nicht enthalten konnte, dem kleinen Kellner noch einen Puff in den Nacken zu versetzen. Dann schloß er die Thür hinter ihnen zu, und sie befanden sich in einem Gemache, das durch eine gewaltige Oellampe, die hoch an der Decke hing, aufs spärlichste beleuchtet wurde.

So viel ihnen dieses Licht zu sehen gestattete, bemerkten sie eine breite hölzerne Pritsche, die sich an drei Wänden herumzog, und da sie dieselbe in der Gegend der

Thür, zu welcher sie herein gekommen waren, noch unbesetzt fanden, so ließen sie sich dort nieder mit jenem schüchternen Gefühle, das uns jedesmal beschleicht, so oft wir einen für uns bisher ungewöhnlichen Ort betreten, mag dieser Ort ein fürstlicher Saal sein oder ein Polizeigefängniß.

Der kleine Kellner rückte so nahe an seinen Freund und Gönner hin, als es ihm thunlich erschien, und Don Larioz, der mit Recht darin ein Zeichen großer Angst erblickte, fühlte sich verpflichtet, dem, welchen er, obgleich unfreiwillig, hieher gebracht, einigen Trost zu spenden.

»Sie müssen das nicht so schwer nehmen,« sagte der lange, hochherzige Mann; »wir haben freilich eine unangenehme Nacht vor uns, aber morgen früh, wenn man uns, hoffe ich, ein Verhör gestatten wird, werden wir uns ausweisen, wer wir sind, und darauf sogleich in Freiheit gesetzt. Es ist allerdings nicht angenehm, auf solche Weise mit einer hochlöblichen Polizei in Berührung zu geraten, aber glauben Sie mir, man sollte eigentlich in der Welt Alles kennen lernen.«

»Sie wird man wohl morgen früh in Freiheit setzen,« gab Windspiel mit kläglicher Stimme zur Antwort, »aber ich – o, du mein Gott! ich komme von hier aus wahrscheinlich auf das Criminalamt und dann zeitlebens in Ketten und Bande, wenn nicht gar –« Hier schauderte er.

»Sie führen absonderliche Reden, mein Freund,« versetzte Larioz erstaunt. »Ich glaube, was mich trifft, wird auch Sie treffen. Im Gegentheil,« fuhr er würdevoll fort, »Sie werden mir zutrauen, daß ich den größten Theil der

Schuld, ja, wenn es möglich ist, das Ganze auf mich nehme und der Wahrheit gemäß sage, daß Sie fast unfreiwillig mitgegangen sind.«

»Sie wissen also nicht,« fragte stockend der Andere, »daß ich – o, mein Gott! – mit der Mistgabel –«

»Was sollte ich wissen?« erwiderte der Spanier; »ich weiß nur, daß Sie mich in einem Uebermaße von Muth fast mit Ihrer Mistgabel verletzt hätten. Zum großen Glück aber hat nur mein Beinkleid einigen Schaden gelitten.«

»Das ist es nicht, das ist es nicht; ich wurde von hinten angefallen,« sprach der kleine Kellner mit einer schauerlich klingenden Stimme, »und wurde heftig im Gesichte gekratzt; und da konnte ich mich nicht mehr halten, sondern bohrte meine Mistgabel tief in etwas Weiches, das ich neben mir fühlte.«

»Das wäre allerdings entsetzlich.«

»Ich glaube, es hat gestöhnt und geseufzt, und dabei war ich Barbar genug, dreimal zuzustoßen. Auch sah ich später am Boden Blutflecken.

»Das würde unsere Sache allerdings bedeutend verschlimmern,« flüsterte kaum hörbar der Spanier, indem er sich scheu umsah. »Könnte es die im schwarzen Seidenkleide gewesen sein?«

»Das wäre noch mein Trost,« fuhr der Andere fort, »wenn ich dem Stöpsel einen tüchtigen Stoß versetzt hätte, denn der ist doch an meinem ganzen Unglücke schuld. Mich hat meine Tugend ins Verderben geführt. O Gott! wer mir das vorhergesagt hätte! – – Jetzt wäre ich,«

sprach er mit weinerlicher Stimme, »still und harmlos im Reibstein; ich hätte meine Lampen hergerichtet, die geputzten Gläser auf den Tisch gestellt, und nun kämen sie an, der gute Herr Wurzel und die Anderen, sie sagten mir freundlich guten Abend, sie klopfen mir auf die Schulter, sie tranken am Tische ihr Bier, ich das meinige hinter dem Ofen, ich wäre in Freiheit, ich wäre kein Mörder!«

Bei den letzten Worten schluchzte er laut auf und ließ seinen Kopf in die Hände niedersinken.

»Man muß nicht gleich das Schlimmste denken,« sagte Don Larioz nach einer Pause mit sanfter Stimme. »Ich setze den Fall, Fräulein Stöpsel hatte sich wirklich auf dem Sopha befunden, was mir aber unglaublich erscheint – denn wenn mich nicht Alles getäuscht, so fuhr sie behend hinter den Vorhang. – Wenn es aber wirklich so gewesen wäre, wie Sie vorhin sagten, und Sie hätten mit der Mistgabel nach dem Mädchen gestochen, so ist es damit noch nicht ausgemacht, daß Sie sie getödtet haben, wenn auch sogar Blut geflossen. Gewiß, mein Freund, trösten Sie sich, Fräulein Stöpsel scheint mir von einer guten Constitution zu sein, die schon etwas ertragen kann, ohne gleich daran zu sterben. Dabei müssen Sie nicht vergessen, wie man uns behandelt, daß es in dem Zimmer dunkel war, lauter Milderungsgründe; vor allen Dingen, daß ich den größten Theil der Schuld auf mich nehmen werde. – Sie wundern sich vielleicht, mich über diese Sache so ruhig; ja, man könnte fast sagen: heiter sprechen zu hören. Auf dem Gange hieher bin ich ruhiger geworden und sehe nun das, was uns passirt ist, mit anderen Augen

an. Glauben Sie mir, junger Freund, man ist so oft leicht geneigt, die Mitmenschen ungerechterweise anzuklagen, und es will mich fast bedünken, als hätten wie im diesem Abend der guten Kathinka Schneller, vielleicht sogar ihrer würdigen Mutter und nicht minder Fräulein Stöpsel, ein großes Unrecht abzubitten.«

Windspiel schaute nun seinerseits verwundert in die Höhe, denn das, was sein Freund und Gönner sagte, kam ihm so merkwürdig vor, daß er sogar auf Augenblicke den Mord vergaß, der auf seinem Gewissen lastete.

»Ich verstehe Sie nicht,« sprach er nach einem momentanen Stillschweigen.

»Ich glaubte wirklich, als ich in das Zimmer trat,« fuhr Larioz fort, wobei er nachsinnend auf den Boden blickte, »daß es der verruchte Breiberg gewesen, der am Tische saß, der höhnische Reden ausstieß, lachte und Punsch dazu trank.«

»Und der war es auch,« sagte eifrig der kleine Kellner, »darauf könnte ich schwören.«

»Urtheilen wir nicht zu vorschnell,« bemerkte der edle Spanier mit weicher Stimme. »Clemens Breiberg ist der Feind der unglücklichen Dolores; – der am Tische könnte aber auch ein Freund jenes armen Mädchens gewesen sein.«

»Ein Freund von ihr?« rief Windspiel im höchsten Erstaunen. »Ein Freund, der es duldet und sich darüber lustig macht, daß man uns in einen Schweinestall sperrt, der lachend Punsch trinkt, während wir im Elende sitzen, der Sie mit der Faust auf die Nase schlägt, daß sie

dick angeschwollen ist und so geblutet hat, daß Sie im Gesichte ganz dunkelroth gefärbt sind? Wie Sie mir das erklären wollen, das wäre ich wirklich begierig, zu erfahren.«

Der lange Schreiber hob seinen Kopf in die Höhe, blickte in das Licht der qualmenden Oellampe, und der Kellner, der ihn ansah, bemerkte, daß seine Augen glänzten, daß er wohlgefällig lächelte, daß Zufriedenheit sich auf seinen Zügen zeigte.

»Es ist wahr, was Sie vorhin sagten,« sprach Don Larioz nach einer Pause; »man hat uns an einen Ort verlockt, den Sie für einen Schweinestall halten; man hat über uns gelacht und gespottet; man hat mich mit der Faust auf die Nase geschlagen, sogar sehr bedeutend, denn ich bin noch halb betäubt davon. Aber kann das nicht alles mit Absicht geschehen sein?«

»Mit Absicht allerdings!«

»Mit guter Absicht,« fuhr der Spanier in unerschütterlicher Ruhe fort. »Glauben Sie mir,« sagte er alsdann mit einem freundlichen Blick auf Windspiel, der ihn zweifelnd anschaute, »ich bin älter als Sie und deßhalb ruhiger in meinem Urtheile. Die Jugend ist schnell und behandelt eine Sache nur unter dem Einflusse des Augenblicks. Je mehr ich über die Begebenheiten des heutigen Abends nachdenke, um so klarer wird es mir, daß wir, wie ich schon vorhin sagte, jenen guten Leuten, Entenpforte Numero Vier, großes Unrecht gethan haben, daß diese aber trotzdem mit uns sehr zufrieden sein werden.«

Diese Rede seines Freundes und Gönners erschien dem kleinen Kellner so voller Widersprüche, daß er mit Besorgniß dachte, der Faustschlag des Mannes im Zimmer könnte etwas zu hart getroffen haben, und darauf malte er sich mit seiner aufgeregten Phantasie in aller Geschwindigkeit die für ihn so jammervolle Situation aus, wenn der lange Schreiber plötzlich verrückt würde, und der Himmel mochte es wissen, was für Schreckliches alles dann beginnen würde. Er rückte leise ein klein wenig auf die Seite, indem er seinen Nachbar scheu anblickte.

Dieser sprach aber in sehr ruhigem, durchaus nicht exaltirtem Tone also: »Sie werden sich erinnern, daß ich die göttliche Dolores nur ein einziges Mal sah, und ich habe Ihnen schon gesagt, welchen Eindruck das herrliche Mädchen auf mich gemacht. Daß auch sie mich nicht mit ganz gleichgültigen Augen betrachtet, glaube ich aus der Bereitwilligkeit entnehmen zu können, mit der sie mich zu ihrem Retter erkoren, mit der sie mir ihre geliebten Zeilen zukommen ließ, mit der sie mich an ihre gute Freundin Kathinka Schneller verwies.«

»Eine schöne Freundin!« sagte Windspiel mit einem tiefen Seufzer. »O Entenpforte! an dich will ich denken.«

»Sollte aber die schöne Dolores mir so gänzlich vertrauen, ohne Beweise zu haben für die Festigkeit meiner Gesinnungen, für meinen Willen, ihr zu dienen? Sollte dieses kluge Mädchen geneigt sein, mir, einem gänzlich Unbekannten, zu folgen, wenn es auch gelingt, sie aus den Klauen der Breibergs zu befreien, ohne von meiner

Redlichkeit überzeugt zu sein? Gewiß nicht. Und deßhalb unterwarf sie mich einer Probe, wie es auch in früheren Zeiten alle edlen Damen mit ihren Rittern zu machen pflegten.«

Windspiel blickte wiederholt fragend in die Höhe, und seine Züge sahen recht besorgt aus.

Der lange Spanier achtete aber nicht darauf und schaute immer noch mit einem schwärmerischen Blicke in das Licht der Oellampe; man hätte glauben können, er sei unempfindlich für die Gegenwart, mit seinen Gedanken gänzlich in anderen Regionen, wenn man nicht bemerkte, daß er zuweilen leicht mit den Fingern die Stelle über seiner Nase berührt hätte, wohin der Schlag jenes Mannes getroffen. –

»Ja, es war eine Probe,« sprach er endlich, »alles was uns in jenem Hause widerfahren; aber ich fürchte, ich habe sie nicht vollkommen zur Zufriedenheit meiner Dame bestanden. Es würde ihr lieber gewesen sein, wenn ich in meinem Kerker geduldiger ausgeharrt hätte, wenn wir uns nicht gewaltsam befreit, wenn wir darauf nicht in jenes Zimmer gedrungen wären.«

»So, hätten wir also ruhig in jenem Schweinestall sitzen bleiben sollen?« fragte der Kellner in höchster Verwunderung.

»Nach reiflicherer und ruhigerer Ueberlegung würde ich das allerdings gethan haben.«

»Bis es der Schneller oder dem Stöpsel gefallen hätte, uns heraus zu lassen?«

»Ja, mein Freund.«

»Und dann hätten wir ruhig abziehen sollen und Sie nicht jenen Breiberg prügeln, der so höhnisch über Sie gelacht?«

»Gewiß nicht, mein Freund, selbst wenn es in der That der Breiberg gewesen wäre.«

»O!« rief der Kellner schmerzlich aus. Und darauf dachte er: Es kann nicht anders sein, jener Faustschlag ist zu heftig gewesen.

Der edle Spanier schüttelte in Gedanken versunken den Kopf, auch zog er die Augenbraunen zusammen, wie Jemand, der sich selber grollt.

»Dolores wird nicht mit mir zufrieden sein,« flüsterte er leise; »ich hätte standhafter die Probe bestehen sollen, die sie mir auferlegte; ich kann mein Vergehen nur dadurch wieder gut machen, daß ich nicht ein Wort von jenen Unbilden spreche, die uns widerfahren, und indem ich alles, was kommen mag, geduldig hinnehme zum Preis und zur Ehre meiner Dame.«

»Und für wen soll ich alles das hinnehmen?« fragte Windspiel mit einem etwas verdrießlichen Tone. »Soll auch ich vielleicht dulden für eine unbekannte Dame, von der ich nicht einmal glaube, daß sie Freude an unserer Duldung hat?«

»Sie sollen durchaus nicht dulden, mein Freund,« sprach Larioz mit sehr ernster Stimme. »Denken wir der alten Zeiten, wo der Knappe bei allen ernstlichen Verwicklungen aus dem Spiele blieb, und wo der Ritter für ihn einstand und alles, was geschehen war, auf seine starken Schultern nahm.«

»Ja, aber jene Zeiten der Knappenschaft sind vorüber, und wenn wir morgen früh vor dem Polizei-Commissär stehen, so wird er sich wenig darum bekümmern, wenn Sie, hochverehrter Herr Don Larioz, die Sache auf sich nehmen wollen. Da heißt es: mitgefangen, mitgehungen. Ja, in früheren Zeiten, da war so ein glücklicher Knappe, so ein Edelpage nur ein willenloses Werkzeug in der Hand des Ritters oder der schönen Dame, die hoch auf dem Zelter saß, und der er gern folgte.«

Dabei seufzte der kleine Kellner tief auf und dachte an die gemalte Fensterscheibe im Künstlerzimmer der Kneipe zum Reibstein.

Hierauf schwiegen Beide still, Jeder seinen Gedanken nachhängend, und je mehr sie sich in Betrachtung der jüngsten Vergangenheit versenkten, um so verschiedenartiger gestalteten, sich ihre Gefühle. Ja, es kann nicht anders sein, dachte Windspiel mit tief betrübtem Herzen, morgen früh, wenn die Sonne erscheint, werde ich wegen Mords angeklagt, wegen Mords unter erschwerenden Umständen, denn ich habe mich einer Mistgabel statt eines ordentlichen schneidenden Instrumentes, wie das sonst wohl der Brauch zu sein pflegt, bedient.

Don Larioz aber lächelte in sich hinein und dachte: Es ist nicht anders möglich, es war eine Probe, die sie mich bestehen ließ. Und wenn sie auch erfährt, daß ich den mir zum Versteck angewiesenen Schweinestall auf gewaltsame Art verlassen, so kann sie mir deßhalb doch nicht zürnen, denn sie wird es selbst finden, daß es mit

meiner ritterlichen Ehre unverträglich ist, an einem solchen Orte länger zu verweilen. »Wäre es ein ehrlicher Kerker gewesen,« sprach er schwärmerisch vor sich hin, »so würde ich unbedingt den Tod vorgezogen haben, statt diesen Kerker gegen den Willen meiner Gebieterin zu verlassen.«

Daß Keiner von Beiden, so gewaltig von ihren Gefühlen bewegt, auf seine Nachbarschaft achtete, ist leicht begreiflich.

Diese Nachbarschaft bestand in zwei Individuen, von denen eines vorhin jenen Gesang angestimmt, jetzt aber in tiefen, sehr hörbaren Schlaf versunken war; das andere war auf der Pritsche langsam, aber unbemerkt näher gerückt, und obgleich er sich jetzt mit leiser Stimme an die Neuangekommenen wandte, so fühlte sich Don Larioz unangenehm aus seinen Träumereien erweckt.

»O mein Gott!« seufzte die heisere Stimme des Mitgefangenen, »es ist ein trostloser Aufenthalt, so ein Polizeigefängniß. – Sie sind wohl zum ersten Male hier?«

Der lange Schreiber besah sich den Fragenden etwas genauer, soweit das trübe Licht der Oellampe dies zuließ, und bemerkte einen langen, schwächtigen Menschen in einem dunkeln, einfachen Anzuge, mit außerordentlich langem und dürrerem Halse, der zwischen etwas, das wie zerknitterte Wäsche aussah, hervorstand, und den er mit der Gelenkigkeit eines Vogels hin und her bewegte, wodurch es ihm möglich war, daß er dem Spanier von unten herauf in die Augen sehen konnte, obgleich er Hals und Kopf tief auf die Brust herabgesenkt hatte. Dazu hielt er

die Hände gefaltet auf dem Schooße, und es befremdete Don Larioz einiger Maßen, dieselben mit hellen baumwollenen Handschuhen bedeckt zu sehen. – »Ja,« wiederholte dieses Individuum, »es ist ein entsetzlicher Aufenthalt, namentlich für den, der ihn das erste Mal und gänzlich unverschuldet kennen lernt. So ist es Ihnen auch wohl ergangen?«

»Allerdings,« erwiderte der Gefragte, »sehe ich heute zum ersten Mal das Innere dieses Gemachs, und wenn auch vielleicht nicht ganz unverschuldet, so doch jedenfalls unschuldiger Weise.«

»Es ist hart,« sprach der Andere, nachdem er einen Seufzer ausgestoßen, »daß die Polizei so gar keine Unterschiede macht. Man sollte Leute von ordentlicher Erziehung doch nicht mit Trunkenbolden und allerlei verdächtigem Gesindel einsperren.«

Dabei wies er nach der Ecke des Gefängnisses, wo der Sänger von früher tüchtig schnarchte. »Mir war es deßhalb ein Trost, als ich Sie vorhin eintreten sah und an Ihrem gesetzten Wesen bemerkte, daß auch noch andere anständige und gebildete Leute hieher gebracht werden. Sie haben vielleicht auf der Straße ein bischen randalirt? O mein Gott! das kann leicht vorkommen an einem Sonntag-Abend, wenn man jung ist und einiges Geld besitzt.«

»Ich weiß nicht, was Sie unter Randaliren verstehen,« erwiderte ernst der Spanier, »deßhalb kann ich mich dieses Vergehens auch nicht schuldig erklären.«

»O lieber Himmel! man kann sehr unschuldig randaliren; man kann ausrutschen und ein Fenster einstoßen; man kann seinen Stock etwas zu heftig schwingen und so eine Gaslaterne zerbrechen; man kann stolpern und über Jemand fallen, der uns gerade im Wege ist; man kann sich gedrungen fühlen, ein Lied etwas laut vor sich hinzusingen. Das alles begreift eine wohllobliche Polizei unter dem Namen randaliren.«

»Und haben Sie vielleicht auf eine der eben genannten Arten randalirt?«

»Ich? Gott soll mich in Gnaden bewahren! Ich bin ein armer Familienvater, ich bin gänzlich unverschuldet hier.« – Er stieß bei diesen Worten einen so tiefen Seufzer aus, daß es Larioz ordentlich in das weiche Herz einschritt.

»Ein Familienvater?« fragte er besorgt. »Und da wissen wohl die Ihrigen zu Haus gar nicht, wo Sie heute Abend geblieben sind?«

»Wegen meiner,« versetzte der Andere mit dumpfer Stimme »befinden sich in diesem Augenblicke sechs arme, hungrige Würmer in trostloser Ungewißheit.«

»Das ist hart. Aber Ihre Frau wird ihnen Trost geben.«

»Meine Frau? – Ja so, meine Frau, richtig! – Aber nein, mein lieber Herr, sie ist nicht im Stande, diesen armen Geschöpfen Trost zu spenden, denn sie lebt nicht mehr. – Es sind jetzt in meiner armen Stube sechs vater- und sechs mutterlose Waisen.«

»Und was hat Sie hieher gebracht?« fragte der Spanier mit dem Gefühle des regsten Mitleids.

»Die Noth, mein lieber Herr; ja, die Noth wollte mich zum Verbrechen verführen, vor dem mich die Hand der Polizei eigentlich rettete und hier einsperrte, damit ich wieder zum Bewußtsein meines besseren Selbst, meiner Menschenwürde komme. – Ich danke eigentlich der Polizei dafür. O mein lieber Herr. – Sie kennen wahrscheinlich die Gefühle eines Vaters?«

»Ich bin unverheirathet.«

»Danken Sie Gott, daß Sie unverheirathet sind! Vatergefühle sind etwas Schönes, etwas Erhebendes, wenn man auf gesunde, blühende, gesättigte Kinder blickt. Aber Entsetzliches bewegt den Busen eines Vaters, wenn er blasse, hohläugige, hungrige Geschöpfe um sich sieht, wenn er Brod! Brod! schreien hört und nicht im Stande ist, welches anzuschaffen.«

»Das ist allerdings ein entsetzlicher Zustand, und ich bedaure Sie aufrichtig. Aber –«

»Sie wollen fragen, wie ich hieher komme? O Himmel! wenn Sie den verzweifelten Zustand meiner sechs Würmer recht ins Auge fassen, auf die einfachste Art von der Welt. Ich wankte in halber Verzweiflung durch die Straßen, das Geschrei meiner Kinder nach Brod tönte in meinen Ohren, alle guten Regungen, die ich mir mühsam bewahrt, fielen zusammen, und ich streckte die Hand aus, um an einem Bäckerladen ein Brod mitzunehmen, als ich von der Polizei gefaßt wurde. – O, dieser Augenblick war der schrecklichste meines Lebens. Sie müssen wissen, es

macht sich Mancher nichts daraus, von der Polizei aufgegriffen zu werden; aber ich habe Grundsätze, mein lieber Herr; ich bin von ordentlicher Familie; ich habe trotz meiner Armuth mein Aeußeres so ziemlich anständig zu bewahren gewußt. Und nun so zu enden!«

Bei den letzten Worten zog er seinen Rock etwas in die Taille, betrachtete seine baumwollenen Handschuhe und preßte die Hände alsdann mit einem abermaligen Seufzer vor das Gesicht. Doch hätte ein Unbefangener dabei bemerken können, daß er zwischen den Fingern hindurch nach seinem Nachbar schielte, um zu sehen, welche Wirkung seine Worte auf diesen gemacht.

Wir müssen nun der Wahrheit gemäß sagen, daß sich Don Larioz bei jeder Schilderung menschlichen Elends aufs tiefste gerührt fühlte, und daß er nie unterließ, nach besten Kräften Gutes zu thun, auch daß er hierzu einen ziemlichen Theil seines Einkommens verwandte. Es lag in diesem außerordentlichen Charakter ein Edelmuth und eine Herzensgüte seltener Art; sein Bestreben, den Menschen zu helfen, äußerte sich freilich oftmals in einer solchen Richtung, wie sie mit unseren bestehenden Verhältnissen nicht immer vereinbarlich war; wie er aber auch dies im besten Glauben that, so kam auch das wirkliche und zahlreiche Gute, welches er ausübte, so aus edlem Herzen, daß schon die Art, wie er gab oder überhaupt Hülfe leistete, den Werth der Gabe selbst vielfach überstieg.

Er hatte dem unglücklichen Familienvater neben sich das Gesicht zugekehrt, und ein inniges Bedauern malte sich auf seinen Zügen, als dieser nun sagte: »Und wenn ich aus dem Gefängniß entlassen werde, so habe ich nichts mehr, gar nichts, um den Hunger meiner armen Kinder zu stillen.« Worauf er in Vorempfindung der schrecklichen Stunden, die seiner alsdann hatten, vollständig zusammen knickte.

Der lange Schreiber griff in seine Tasche, holte seine kleine Börse hervor und nahm einige Geldstücke, die er mit einer fast schüchternen Bewegung seinem Nachbar in die Hand drückte. Anfänglich war es, als zuckte derselbe bei dieser Berührung zurück, doch faßte er gleich mit seinen beiden Händen die Linke des Spaniers, in welcher sich das Geld befand, drückte sie innig zwischen seinen baumwollenen Handschuhen und ließ zu gleicher Zeit die Silberstücke mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit in seine Finger gleiten.

»Dank, edler Mann!« sagte er mit solchem Uebermaß von Rührung, daß seine Worte wie ein leises Schluchzen erschienen. »Dank Ihnen, Sie haben sieben Wesen glücklich gemacht!«

Er wollte noch mehr hinzusetzen, doch wehrte ihm der lange Mann mit der Hand, worauf Jener, achtend das großmüthige Gefühl des Gebers, der sogar den Dank verschmähte, leise etwas auf die Seite rückte.

Der Spanier fühlte sein Herz erhoben, daß es ihm möglich gewesen, an dem heutigen verhängnißvollen Abend etwas Gutes zu thun, und dieses Bewußtsein machte ihm

die harte Pritsche weich. Nachdem er noch dem kleinen Kellner einigen Trost gespendet, legte er seinen biegsamen Hut unter den Kopf, band sein Schnupftuch um die Stirn, deckte sich mit dem Mantel und seinem Bewußtsein zu, und bald verkündeten regelmäßige lange und tiefe Athemzüge, daß er sanft entschlafen war.

SIEBENUNDVIERZIGSTES KAPITEL. DIE UNSCHULD SIEGT.

Nicht so freundlich, wie Don Larioz, nahm der Schlaf das unglückliche Windspiel in seine Arme. Dieser fühlte recht die Wahrheit des Spruches, den er in seiner Kindheit gelernt, daß nämlich ein gutes Gewissen ein sanftes Ruhekissen ist. Ach, er hatte kein gutes Gewissen, und wenn er sich auch zuweilen überreden wollte, er habe vielleicht Niemand mit seiner Mistgabel verletzt, so mußte er sich doch gleich darauf sagen: »Doch, doch, ich habe zu mörderisch zugestoßen, ich habe Blut vergossen, ich bin ein niederträchtiger Todtschläger!« In solchen Augenblicken war ihm das Weinen recht nahe, und da ihn hier im Polizei-Arrestlokal Niemand sah, so ließ er endlich seinen Thränen freien Lauf.

Da dies aber ein gutes Mittel ist, um gewaltigen Schmerz zu dämpfen, ja, unsere Nerven zu beruhigen, so fühlte sich auch Windspiel hiedurch so erleichtert, daß er seine brennenden Augen schließen konnte, worauf denn auch ihn der langersehnte Schlaf überfiel. Aber es war nicht der Schlaf des Gerechten, der Leib und Seele erquickt, es war ein unruhiger, oft unterbrochener

Schlummer, voll schrecklicher Träume und blutiger Bilder. Mehrmals sah er den Teufel in leibhaftiger Gestalt vor sich herum tanzen, die verhängnißvolle Mistgabel in der Hand, von deren Zinken aber – o Schauder! die Fetzen eines blutbefleckten schwarzen Seidenkleides herab hingen. Ein ander Mal ging ein noch viel fürchterlicheres Gebild durch seine Seele: er war in einen Stier verwandelt, hatte statt der Hörner große eiserne Zinken auf dem Kopfe und verfolgte wüthend eine arme schwarze Kuh, die ihm irgend ein Leides gethan und die er zu ermorden trachtete. Wenn er sie aber fast erreicht hatte, so fuhr aus dem Boden herauf eine ungeheure Riesenfaust, hielt ihn zurück, und dazu hörte er eine seine Kinderstimme sagen – es war aber die Stimme seines Schutzgeistes –:

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz.

Es war eine furchtbare Nacht, und das unglückliche Windspiel wälzte sich stöhnend, müde und fröstelnd auf der harten Pritsche umher.

Endlich dämmerte der mitleidige Tag herauf, drang aber erst mit ungewissem Schein durch die stark vergitterten Fenster des Arrestlokals zu den armen Gefangenen, nachdem sich draußen die freien Menschen schon lange seines süßen Lichtes erfreut.

Auch der Spanier hatte geträumt, und es war ein Traum, der ihn sanft erquickte. Nachdem er mit Leichtigkeit, natürlich im Traum, eine Menge Drachen und

Riesen überwunden, that sich ein Saal vor ihm auf, dessen Decke von weißen, mit Rosenkränzen umwundenen Säulen getragen war. Im Hintergrunde ertönten zwei Flöten, ausnahmsweise nicht langweilig, und ein rothes bengalisches Feuer beleuchtete die schöne Dolores, die im reichen spanischen Costüm vor einem doppelten Throne stand und mit zauberhaft süß klingender Stimme sagte: »Die Zeit der Prüfung ist vorüber, komm an meine Seite, Geliebter, zu theilen mit mir das gewaltige Reich, welches mir mein Vater, der große Sparafandeleros, hinterlassen, und sieh hier deinen ersten Minister, den berühmten maurischen Weisen Carabaneros, der dir mit seinem Verstande helfen wird, wo der deinige nicht mehr ausreichen sollte.«

Hierauf trat er wonneschauernd näher, umarmte die göttliche Dolores und blickte dabei gerührt in die Höhe zum ersten Minister und maurischen Weisen Carabaneros, der, hinter dem Throne auf einer Estrade stehend, die Hände ausstreckte und sprach: »Trau, treue Trine, trügerisch trüben Träumen nicht.«

Ja, der Spanier, hatte ihn gehört; den verhängnißvollen Spruch, jede Sylbe laut und deutlich. Darauf war freilich das Traumbild zerronnen, und als er gleich darauf aufwachte und ängstlich nach den eben gehörten Worten haschte, waren sie ihm wieder davon geflattert in alle Weiten. Er schüttelte sein Haupt, und es betrübte ihn das eigentlich, denn da er etwas auf Träume hielt, so war er mehr als je überzeugt, daß der Spruch des großen maurischen Weisen Carabaneros zur glücklichen Errettung

und Befreiung der unglücklichen Dolores das Meiste beitragen müßte.

Glücklicher Weise entriß ihn das Klirren der Riegel seinen finsternen Gedanken, denen er nachzuhängen im Begriffe war. Es trat ein Polizeisoldat in das Gefängniß und weckte den Schläfer in der Ecke, der gestern Abend so lustig gesungen und darauf ruhig fortgeschnarcht hatte. Er rüttelte den Menschen nun heftig an der Schulter und sagte: »Er kann jetzt nach Hause gehen, aber ich rathe Ihm, such' Er bei allen Wirthshäusern vorbeizukommen und geh' Er direkt zu seinem Meisterin die Boudique. Ich werde in einer Stunde kommen und nach Ihm sehen. Merke Er sich auch für die Zukunft, daß es ihm jedes Mal eine Nacht auf der Wache einträgt, wenn er sich am Abend besauft und dann ruhige Leute mit seinem Gebrüll aus dem Schlafe weckt. Jetzt geh' Er – aber direct nach Hause.«

Der Angeredete erhob sich schwerfällig von der Pritsche, streckte seine Glieder, kratzte sich im Haar und schien sich zu besinnen, was denn eigentlich zwischen gestern und heute mit ihm vorgefallen sei. Als aber der Schließer auf die eben beschriebene Art seinem Gedächtnisse nachgeholfen, zog er ein langes Gesicht, strich sich am Kinn und sprach mit einer rauhen, übernächtigen Stimme: »Ich werde es mir merken, Herr Polizei, werde auch direkt zum Meister Schwörer gehen; doch wird die Staatsbehörde nichts entgegen haben, wenn ich mir unterwegs einen Frühstückstrunk kaufe; es war hier sehr kalt und trocken.«

»Thu' Er, was Er will,« lautete die Antwort, »aber in einer Stunde sehe ich nach Ihm, und wenn Er nicht fleißig bei der Nadel ist, sondern einen Blauen macht, so wird Er ausgewiesen. Verstanden?«

Auch Windspiel war bei dem Klirren der eisernen Riegel aus seinem unruhigere Schlummer aufgeschreckt worden; er griff mit den Händen um sich her, und als er die hölzerne Pritsche mit den Fingern berührte, trat die ganze schreckliche Gegenwart wieder vor seine bekümmerte Seele. Er blickte trostlos in den falben Lichtstrahl, der von außen hereindrang, und sprach seufzend vor sich hin: »Der Tag des Gerichtes!«

Als der lustige Schneider das Lokal verlassen, wandte sich der Polizeisoldat an den armen Familienvater, der anscheinend fest schlief, und sagte: »Er, Sträuber, kommt mit hinauf zum Herrn Polizei-Commissär. – Ich fürchte fast, wir werden eine längere Bekanntschaft zusammen machen; bei Ihm trifft das Sprüchwort ein: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. – Nun, nach Wasser ist er gerade nicht gegangen, aber –«

»Hier bin ich, Herr Polizeiwachtmeister,« erwiderte der Mann mit den baumwollenen Handschuhen, indem er aus dem tiefen Schläfe merkwürdiger Weise sogleich zum vollen Bewußtsein erwachte, auf seine Beine sprang, den Rock in die Taille zog und dann that, als betrachte er aufmerksam seine Handschuhe; in Wahrheit aber schielte er zu seinem Nachbar hinüber und schritt zu gleicher Zeit der Thür zu, wobei er einen alten Hut, der dort an einem Nagel hing, hastig herab langte, mit der Handfläche, wie

um ihn zu säubern, darüber hin fuhr und dann mit einer tiefen Verbeugung zu den Zurückbleibenden sagte: »Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«

»Ich habe schon oft davon gelesen,« sprach nach einem sorgenvollen Stillschweigen der kleine Kellner, welches schreckliches Gefühl es sein muß, und wie entsetzlich es da den Letzten ist, wenn sie einen nach dem Anderen ihrer Unglücksgefährten verschwinden sehen, um dann endlich schauernd allein zurückzubleiben. Ist mir doch jetzt fast ebenso zu Muthe, und ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, für wie glücklich ich mich halten würde, wenn ich jener versoffene Mann wäre, den man zuerst entließ, ja selbst, wenn ich mich an die Stelle des unglücklichen Familienvaters mit sechs hungrigen Kindern versetzen könnte. O, das Warten in der Angst möchte einen zur Verzweiflung bringen!«

Don Larioz hatte sich auf die Pritsche gesetzt und war damit beschäftigt, sein buntes Taschentuch vom Kopfe loszuknüpfen, als er zur Antwort gab: »Es mag sein, daß es ein unangenehmes Gefühl hervorruft, als der Letzte auf einem Richtplatze übrig zu bleiben. Anderntheils aber behält man auch hierdurch die Hoffnung auf irgend ein glückliches Ereigniß, das uns die Freiheit wieder geben kann. Die Richter können in dem Prozesse etwas gefunden haben, das uns der Gnade empfiehlt, und während wir langsam dem Schaffot entgegen gehen, während wir zögernd hinauf schreiten – dort blickt schon das Richtschwert –«

»O mein Gott ja! entsetzlich!« jammerte Windspiel und verbarg den Kopf abermals in beide Hände.

»Blicken wir nach allen Seiten,« fuhr der Spanier fort, »und gewahren auf einmal in der Ferne ein weißes Tuch. Gnade! Gnade! – Ein Reiter aus schaumbedecktem Rosse – der Gaul ist in solchen Fällen immer schaumbedeckt – sprengt heran, um, wie das nie anders vorkommt, am Fuße des Gerüstes niederzustürzen. Der Erschöpfte schwingt noch einmal sein Tuch und fällt dann ohnmächtig in die Arme von einem halben Dutzend Umherstehender, und – Sie sind gerettet.«

Der Spanier schob sein Tuch langsam in die Tasche, strich dann durch sein heute sehr struppiges Haar, machte den Versuch, die Spitzen seines Schnurrbartes in die Höhe zu drehen, und fuhr darauf mit einem sanften Lächeln fort:

»Es kann auch bei ähnlichen Gelegenheiten vorkommen, daß sich gerade in dem Moment, wo man Ihnen die Binde um die Augen legt, eine eigenthümliche Bewegung in dem unermesslichen Volksgedränge kund gibt. Kommt Gnade? fragen Einige. – Nein, antworten Andere mit besorgten Mienen, aber man hört Schwerter klirren und sieht Hellebarden blitzen. Es sind die Freunde des unglücklichen Ritters. Ihr lauter Schlachtruf ertönt, Sie reißen dem Henker, die Binde aus den Händen, Sie schreien: Noch ist es Zeit, hier bin ich! und ein schwer geharnischter Ritter auf kohlschwarzem Schlachtroß macht sich mit wüthenden Streichen Bahn, und als er, noch auf zwanzig bis dreißig Pferdelängen entfernt, bemerkt, daß

der Henker abermals nach Ihnen greift, schwirrt seine gewaltige Streitaxt durch die Luft, und jener sinkt blutend zu Ihren Füßen. – Sehen Sie, lieber Freund, das ist der Vortheil, wenn man bis zuletzt wartet, und ich rathe Jedem, in einem ähnlichen Falle meine Worte zu beachten.«

»Ja, mein Gott!« seufzte der kleine Kellner, »um so gerettet zu werden, bedarf es guter und mächtiger Freunde, und die habe ich nicht.«

»O ja, die haben Sie auch,« erwiderte der lange Schreiber mit Wärme. »Und sollten Sie je in einen solchen Fall kommen, so glauben Sie, bei San Jago! daß ich meine Freunde nicht im Stiche lasse. – Es wäre eigentlich interessant,« meinte er nach einer kleinen Pause, »wenn ich in den Fall käme, Ihre Ketten und Bande zu brechen, natürlicher Weise, nachdem die schöne Dolores befreit ist. Wie Sie wissen, gebietet die Galanterie, die Damen vor uns gehen zu lassen.«

In diesem Augenblicke klirrten die Riegel abermals, und derselbe Polizeisoldat trat herein, wandte sich an unsere beiden Abenteurer und sagte: »Jetzt kommt die Reihe an euch. Wenn ich euch einen guten Rath geben soll, so macht eure Sache durch Lügen nicht schlimmer, sprecht frisch von der Leber weg, ihr wäret ein bißchen betrunken gewesen, dann in das verdächtige Haus der Entenpforte Numero vier gerathen –«

»Um Vergebung, mein Freund,« unterbrach ihn der Spanier, »Numero vier in der Entenpforte ist durchaus kein verdächtiges Haus: es wohnen dort sehr anständige Leute, die mir befreundet sind.«

»A—a so—o!« versetzte der Polizeisoldat mit einem sonderbaren Blicke und einem leichten Achselzucken. »So paßt also auf euch das Sprichwort: Pack verträgt sich, Pack schlägt sich. Na, mir kann's schon recht sein, kommt nur mit hinauf.«

Und die Beiden folgten, nachdem der Spanier seinen Mantel und Windspiel sein Mäntelchen auf den Arm genommen und beide ihre Hüte aufgesetzt hatten. Was das spanische Rohr anbelangt, so war es gestern Abend confiszirt worden.

Sie schritten über den Hof nach dem Thorbogen, der sich ihnen gestern so gastlich geöffnet und unter welchem eine Treppe mündete, die sie jetzt hinauf stiegen in den ersten Stock und dann in einen Corridor gelangten, wo Polizeisoldaten auf hölzernen Bänken saßen und verdächtige Individuen beiderlei Geschlechts umher standen.

Windspiel schauderte, als er das Klirren von Ketten vernahm und zwei Gensd'armen bemerkte, die einem Manne die Eisen angelegt hatten und mit ihm fortgingen, wahrscheinlich dem Zuchthause zu. Dabei warf der unglückliche Kellner einen Blick auf den Hof, wo der freundliche Strahl der Morgensonne auf den oberen Fenstern eines hohen Giebels funkelte, und dachte dabei: Wer weiß, ob ich nicht in einer halben Stunde auch so zusammengeschlossen von zwei Gensd'armen fortgeführt werde!

Unterdessen hatte der Polizeisoldat, der sie herausgebracht, eine Thür geöffnet und ließ sie in ein Zimmer

eintreten, wo sie einen Herren fanden, der sich vor einem Stehpulte befand und in einem großen Buche blätterte.

»Nummer drei und vier aus dem Arrestlokal B,« meldete der Polizeidiener, worauf der Herr an dem Stehpulte seine Brille etwas näher an die Augen rückte, die Beiden scharf betrachtete und dann Nummer drei zu sich befahl.

Auf einen Wink des Begleiters trat der lange Schreiber vor, mußte Namen, Stand und Wohnort angeben, worauf Windspiel vorgerufen und von ihm das Gleiche verlangt wurde. Die Angaben schrieb der Herr am Stehpulte auf einen Zettel, welchen der Polizeidiener in das Nebenzimmer trug. Da er hierbei die Thür zu diesem Nebenzimmer offen stehen ließ, so vernahmen die Beiden Stimmen von Personen, welche mit einander sprachen. Eine ernste und sehr laute Stimme sagte: »Ich habe Ihn schon oft gewarnt, Sträuber, aber es scheint da keine Ermahnung zu fruchten. Es muß wahrhaftig in der Familie liegen, und statt Euch ein Beispiel an Eurem Bruder zu nehmen, der wohl Zeit seines Lebens keine Veranlassung mehr haben wird, schlechte Streiche zu machen, bemüht Ihr Euch, in seine Fußstapfen zu treten. Und dabei seid Ihr ein eben so feiger Gesell, wie es Euer Bruder gewesen. Erwiesen wäre also, daß Ihr dem kleinen zehnjährigen Buben mit Gewalt die Geldstücke abgenommen habt.«

»Wenn das also erwiesen ist, Herr Ober-Polizei-Commiss entgegnete eine andere Stimme in sehr demüthigem Tone, »so kann ich nichts thun, als mich in Geduld fügen. Ich behaupte, daß der kleine junge Mensch lügt, daß er

gestolpert ist, und seine Geldstücke verloren hat, die ich alsdann zufällig gefunden.«

Der Ton dieser Stimme erregte im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Spaniers. Ja, er konnte sich nicht irren, der, welcher dort sprach, war der unglückliche Familienvater, der ihm erzählt, er sei in dem Augenblicke ergriffen worden, wo er für seine hungernden Kinder ein Brod habe nehmen wollen.

»O Welt, o Welt!« seufzte Don Larioz, »stößt man denn bei dir auf Schritt und Tritt auf Heuchelei und Lüge?«

»Es ist gut so,« hörte man die Stimme des Polizeicommissärs. Und dann schien er abzulesen: »Verhandelt den und den, Jonathan Sträuber, vierundzwanzig Jahre alt, ledig, Schustergeselle.«

»Ledig!« wiederholte der lange Schreiber mit Schrecken.

»Schon vier Mal wegen Diebstahls bestraft, wurde gestern Abends eingeliefert.« – Hier las der Beamte schneller, so daß seine Worte für Larioz gänzlich unverständlich blieben.

Darauf dauerte es noch einige Minuten, und aus dem Nebenzimmer trat der angebliche Familienvater Jonathan Sträuber heraus mit einem verächtlichen Lächeln auf seinen Lippen. Als er die Beiden im Vorzimmer stehen sah, machte er ihnen eine höfliche Verbeugung und verließ darauf so schnell wie möglich die Stube.

Don Larioz wandte sich ab, und wenn ihn auch das reichliche Almosen, welches er Jenem gegeben, seines Werthes halber nicht schmerzte, so fühlte er sich doch tief verletzt, und es bekümmerte ihn, in einer Welt leben

zu müssen, wo so wenig Wahrheit zu finden. Dabei griff er mechanisch an seine Tasche, wo er gewöhnlich seine Börse verwahrt trug – dieselbe war verschwunden und fand sich auch trotz emsigen Suchens in keinem Theile seiner Kleidungsstücke. Schon war er Willens, mit dem Herrn am Stehpulte über diese Angelegenheit zu sprechen, als im Nebenzimmer abermals eine Stimme laut wurde, die seine Aufmerksamkeit in weit höherem Grade in Anspruch nahm, als ein Dutzend Sträuber mit ebenso vielen gestohlenen Börsen vermocht hätten.

Der Polizei-Commissär hatte nämlich die Frage gestellt: »Und Sie haben sich an Ort und Stelle von dem Thatbestand überzeugt und die Verwundung genau untersucht?«

»Aufs allergenaueste,« gab die für den Spanier so bemerkenswerthe Stimme zur Antwort. »Sie werden mir zugeben, wenn ich einmal als Arzt zu einer Legalinspection beordert werde, daß es meine Pflicht und Schuldigkeit ist, dieselbe gründlich vorzunehmen. Sie können sich darauf verlassen, daß das geschehen; denn die Verwundung ist da und höchst gefährlich.«

»Die Verwundung ist da und höchst gefährlich,« flüsterte Windspiel, indem er seine Hände faltete.

»Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen bemerke, fuhr die Stimme im Nebenzimmer fort, »wie der Stoß von einer rabiaten Person mit großer Kraft von oben nach unten geführt worden sein muß.«

Des Spaniers Gesicht hatte sich einiger Maßen verlängert, als er das hörte, und er konnte sich nicht enthalten, seinen Gefährten scheu von der Seite anzublicken.

»Und die Verwundung ist gefährlich?« hörte man den Polizei-Commissär fragen.

»Ah, mein Bester!« versetzte die andere Stimme, »Sie werden mir zugeben, wenn man Jemand mit voller Kraft ein blankes Eisen wiederholt in den Leib stößt, daß da wohl von Gefahr die Rede sein kann.«

»Glauben Sie, daß es ein Messer gewesen ist?«

Windspiel konnte sich kaum auf den Beinen halten, er blickte gegen oben und sprach kläglich zu sich selber: »Es war kein Messer, o, mein Gott! es war ja eine Mistgabel! Der Stöpsel ist bedeutend verletzt, ich bin also jedenfalls ein Mörder – ein Mörder – ein Mörder!«

Jetzt öffnete der Polizeidiener abermals die Thür, winkte den Beiden mit sehr ernster Miene und sagte nur ein einziges Wort, welches aber dem armen Kellner tief in die Seele schnitt: – »Eintreten!«

»Ja eintreten!« seufzte dieser, »um als kettenbeladener Verbrecher wieder hinaus zu gehen! O, Herr Don Larioz, ich bin sehr unglücklich.«

»Fassung, mein Freund!« gab der edle Spanier zur Antwort, indem er voranschritt; »Fassung! Sie haben mich an Ihrer Seite. Sammeln Sie sich, es ist gefährlich, dem Gerichte zerstreut oder niedergeschlagen gegenüber zu treten.«

Damit gingen Beide in das Bureau des Polizei-Commissärs und sahen diesen würdigen Beamten jenes Papier in der

Hand halten, welches der Herr am Stehpulte geschrieben und hinein gesandt hatte.

Neben dem Polizei-Commissär aber befand sich jemand Anderes, Jemand, dessen Stimme vorhin den langen Schreiber so sehr überrascht, Jemand, den auch der geneigte Leser genau kennt, Jemand, der nun vor Verwunderung die Hände zusammenschlug und trotz des ernstesten Ortes, wo sie sich befanden, in ein lautes Gelächter ausbrach. Auch um die Mundwinkel des Commissärs zuckte etwas wie der Glanz einer stillen Freude, und selbst der alte Schreiber am Tische riß den Mund auf und vergaß, wie er thun wollte, die Fahne der Feder hinein zu schieben.

Die beiden Eintretenden hatten aber auch in der That ein außergewöhnliches Aussehen. Wenn sich auch das würdevolle Auftreten des Spaniers gleichgeblieben war, so contrastirte es doch gar zu komisch mit seinem beschmutzten und zerzausten Anzuge. Er hatte es in seinem dunklen Kerker nicht bemerkt, daß der rechte Aermel seines Rockes nur noch durch ein paar schwache Fäden mit der Schulter verbunden war, daß die Beinkleider mit Stroh und Mist beklebt waren; vor allen Dingen aber hatte er keine Ahnung davon, daß sein emporgedrehter Schnurrbart, der in sonstigen Zeiten seinem ernstesten Gesichte wirklich etwas Imposantes verlieh, jetzt äußerst komisch aussah unter einer Nase, die zur Dicke einer mäßigen Birne angeschwollen war und einzelne Stellen von traurig grüner Färbung zeigte. Dabei waren seine Wangen, sein Kinn, sowie sein gestern sehr rein gewesenes

Hemd mit dunkeln Blutflecken besprengt. Kläglich war neben ihm die Erscheinung Windspiels zu nennen. Dieser hüpfte nicht mehr, wie er sonst wohl zu thun pflegte, er schlich matt in das Zimmer, wie eine halbtodte Fliege; er schaute scheu um sich, und seine wirren Blicke nahmen sich fast unheimlich aus auf seinem Gesichte mit den blutigen Nägelmalen, welches überdies durch die Thränen, die darauf geflossen und die er mit den Händen überall hingewischt, ein blaßröthliches, sehr streifiges Colorit angenommen hatte.

»Herr Polizei-Commissär,« rief Doktor Flecker lustig, »Sie werden mir zu Gnaden halten, daß ich so unanständig gelacht habe, müssen mir aber zugeben, daß, wenn man einen verehrten Freund und Gönner, den man ehrbar an seinem Schreibpulte glaubt, in diesem Aufzuge auf der Polizei findet, man von Stein sein müßte, um nicht in ein homerisches Gelächter auszubrechen. – Was um des Himmels willen hat Sie hieher geführt?«

»Das wollen wir gleich erfahren,« nahm der Polizei-Commissär, der seinen vollständigen Ernst wieder gefunden hatte, das Wort, indem er ein anderes Papier von dem Tische nahm an dem er stand, und von demselben ablas: »Larioz, Schreiber bei dem Rechtsconsulent Doktor Plager. – Das sind Sie?«

Der lange Mann neigte würdevoll sein Haupt.

»Und Joseph Käser,« fuhr der Beamte fort, »Kellner im Wirthshaus zum Reibstein. Das ist wohl der Andere?«

»Ja, ich bin's,« hauchte Windspiel.

»Die Sache ist einfach,« sprach der Beamte achselzuckend, nachdem er sein Papier durchflogen. »Die Beiden wurden ergriffen Entenpforte Numero vier.«

»Oh – oh!« machte der Armenarzt, worauf er mühsam ein abermaliges Lachen unterdrückte. »Den Teufel auch, Freund! wie kommen Sie in die Entenpforte?«

»Sie wurden ergriffen,« las der Polizei-Commissär weiter, »in dem Augenblicke, wo sie mit Stöcken und gefährlichen Instrumenten die Wirthin des Hauses, ein paar junge Frauenzimmer und einen anwesenden Herrn bedrohten und mißhandelten.«

»Ist das möglich?« fragte Doktor Flecker, indem er die Hände zusammen schlug. »Sie werden mir erlauben, Herr Polizei-Commissär, daß ich darüber meine Verwunderung an den Tag lege.«

»Es kommt noch ärger,« fuhr streng der Beamte fort. »Diese Bedrohungen und Mißhandlungen entstanden nicht aus einem Streit oder dergleichen, sondern diese beiden Leute überfielen aus unbekannter Ursache die harmlos da Sitzenden, indem sie in das Zimmer drangen, bewaffnet mit einem Stock und einer Mistgabel.«

Windspiel fühlte seine Kniee einknicken, es wurde ihm dunkel vor den Augen.

»Mit dieser Mistgabel nun,« sprach der unerbittliche Mann des Gesetzes, »hat der Eine von ihnen eine gewaltige Verheerung angerichtet.«

Bei diesen Worten richtete der Beamte seinen Blick über das Papier hinweg auf die Beiden, und schon wollte der unerschrockene Spanier, von Edelmuth bewegt, sich

für seinen Freund opfern, als Windspiel mit schwankenden Schritten, aber hastig vortrat, um der furchtbar quälenden Ungewißheit endlich einmal entledigt zu sein; er patschte mit der rechten Hand auf die Stelle, wo er sein Herz vermuthete, er räusperte sich, er schluckte wiederholt und heftig, er verdrehte gelinde die Augen, während er mehrere Athemzüge that. Dann sagte er mit einer Stimme, die ihm häufig umschlug, und während er bedeutende Pausen machte: »Ja – es ist wahr – da hilft kein Lügen – wir sind gegangen – gestern Abends in die – Entenpforte – Numero vier – um die Eine – wegen der Anderen – zu sprechen.«

»Mein Freund!« bat Don Larioz mit ernster Stimme.

»Die Eine wegen der Anderen; mehr sag' ich nicht – und wenn man mich gleich – in Ketten legt. Wir haben sie auch gesprochen – vielmehr der Herr Don Larioz – während mich der Stöpsel – in ein – anderes – Zimmer führte.«

»Halten Sie einen Augenblick,« sagte der Polizeicommissär zu dem sehr aufgeregten jungen Menschen. Doch schien er sich auf ein leichtes Kopfnicken seines Schreibers eines Anderen zu besinnen und sprach demnach: »Fahren Sie nur fort.«

»Ja, der Stöpsel,« sprach Windspiel, nachdem er ein paar Mal wieder heftig geschluckt hatte. »Darauf wollten sie mich hinaus lassen – aber nicht vorn – sondern hinten – aber statt daß sie mich wirklich hinaus ließen – sperrten sie mich – in – den Schweinestall.«

»Bedenken Sie, mein Freund« – unterbrach ihn hier abermals der Spanier.

Aber der Andere warf ihm einen rührenden Blick zu und versetzte: »O, lassen Sie mich nur reden, Herr Don Larioz. Was thut's, wenn ich Armer, Unglücklicher, der auf dieser Welt – nicht viel mehr – zu suchen hat – auch im – Schweinestall gesessen habe! – Sie waren ja – nicht darin, – nein, Sie waren gewiß nicht darin – darauf können sich die Herren verlassen. – Aber nachdem Sie mit der Anderen über – die Andere gesprochen hatten, suchten Sie mich, – fanden mich – ließen mich heraus, und dann nahmen Sie einen Stock und ich die – Mistgabel. O, Herr Polizei-Commissär,« fuhr er nach einer Pause mit lautem Schluchzen fort, »wenn Sie – in einen Schweinestall gesperrt worden wären – und darauf eine – Mistgabel gefunden hätten – so hätten Sie auch – zugestoßen – und ich habe – zugestoßen – ich kann und will es nicht läugnen, aber erst – nachdem man mich gekratzt – wie Sie – hier sehen können – und das ist – Alles – Gott sei mir gnädig!«

Während der kleine Kellner so sprach und die Feder des Schreibers über das Papier hinflieg, hatte Doktor Flecker mit dem Beamten eifrig geflüstert, dessen Mienen nach und nach von ihrer Strenge verloren, ja, fast wohlwollend wurden und der dann einige Male mit dem Kopfe nickte, ehe er sagte: »Die Sache scheint mir ziemlich klar zu sein. Das Volk in der Entenpforte wird wohl auch seine dummen Streiche gemacht haben; man muß denen scharf auf die Finger sehen. Notiren Sie mir einmal

die Alte,« wandte er sich an seinen Schreiber, »und citiren mir auch gelegentlich die Schneller sowie den Stöpsel. Das sind ein paar durch und durch nichtsnutzige Frauenzimmer.«

Als der edle Spanier diese Worte vernahm, räusperte er sich gelinde, trat einen halben Schritt vor und sagte mit seiner gewöhnlichen ernsten Stimme: »Erlauben Sie mir, Herr Polizei-Commissär, eine der eben genannten Damen habe ich die Ehre, genau zu kennen. Ich glaube dafür bürgen zu können, daß dieselbe keiner nichtsnutzigen Handlung fähig ist. Dabei muß ich noch sagen, daß in der Erzählung meines Begleiters einige Lücken auszufüllen sind.«

Der Beamte hatte bei dem ersten Satze, den der lange Mann sprach, verwundert auf den Armenarzt geblickt, der die Oberlippe aufwarf und den Sprecher unterbrach, indem er bemerkte: »Lassen Sie ums Himmelswillen das jetzt auf sich beruhen! Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß der Herr Polizei-Commissär gewiß seine Leute kennt, item, schweigen Sie einen Augenblick still, damit jener würdige junge Mann, der noch sprechen will, endlich auch fertig wird.«

»Das ist auch meine Ansicht,« meinte der Beamte, worauf er sich an den kleinen Kellner wandte und ihn fragte: »Also die Mistgabel hatten Sie?«

»Ich hatte sie, Herr Polizei-Commissär,« antwortete Jener mit einem heftigen Schluchzen, während er seine Thränen vergebens zurückzuhalten versuchte. »Ich hatte sie, und nachdem ich gekratzt worden – war ich ganz

wüthend – und stieß vor mich hin – o mein Gott! – ohne zu wissen, worauf ich stieß. – – Daß aber das – Eisen tief eindrang – fühlte ich wohl,« setzte er schauernd hinzu.

»Haben Sie alles das aufgeschrieben?« fragte der Commissär seinen Schreiber mit einer entsetzlichen Ruhe. »So können es die Beiden unterzeichnen und wären fertig.«

Windspiel hatte seine Hände gefaltet und erhob sie flehend zu dem Beamten. »Wollen Sie nicht auch,« bat er in kläglich rührenden Tönen, »noch besonders anführen lassen, wie sehr ich gereizt worden – daß man mich in einen – Schweinestall gesperrt« – hier schlug ihm die Stimme abermals um – »daß man mich gekratzt – daß das wohl mildernde Umstände wären?«

Der Commissär zuckte die Achseln, dann sagte er: »Da Sie einmal geständig sind, so ist da nicht viel zu machen. Wir wollen das Gesetz so gnädig wie möglich anwenden, aber den Sophaüberzug müssen Sie wahrscheinlich bezahlen.«

»Und dann?« fragte der kleine Kellner in namenloser Angst.

»Wollen wir Ihnen Beiden die Nacht im Arrestlokal als Strafe anrechnen.«

»Zur ganzen Strafe?« rief Windspiel, »zur ganzen Strafe? – Und ich käme nicht in's Zuchthaus? – o mein Gott! wache oder träume ich? – So hätte ich den Stöpsel nicht lebensgefährlich verletzt?«

Jetzt konnte sich der Polizei-Commissär nicht enthalten, mit dem Doktor zu lachen, und selbst auf dem grämlichen Gesichte des Schreibers wetterleuchtete es ein wenig.

Don Larioz legte dem kleinen Manne die Hand auf die Schulter und schaute ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an. Windspiel aber hüpfte auf den Polizei-Commissär zu und rief freudig aus, indem er dessen Hand zu fassen suchte:

»So werde ich also nicht da behalten? – So bin ich kein Verbrecher? – kein Mörder? – so habe ich den Stöpsel wirklich nicht verletzt?«

Während sich der Beamte heftig die Nase schnäuzte, um sein eigentlich unziemliches Lachen zu unterbrechen, rief der Doktor, der sich weniger genirte, launig aus:

»Sie werden mir erlauben, zu bemerken, Herr Commissär, daß der junge Mann in einem großen Irrthum befangen zu sein scheint. – Was den Stöpsel anbelangt,« wandte er sich an den vor Freude Strahlenden, »so ist von einer Verletzung desselben, welche vor die Gerichte gehörte, hierorts durchaus nichts bekannt. Der Stöpsel hat nicht geklagt, und müssen Sie, was demselben allenfalls geschehen sein könnte, mit Ihrem eigenen Gewissen abmachen. – Der Herr Commissär ist so freundlich, meine Bürgschaft für die beiden Herren anzunehmen, und so wollen wir uns denn mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung nach Hause begeben, wo ich nach Erfund der Umstände Umschläge, vielleicht auch einen Aderlaß anordnen werde.«

Dabei kniff er sein rechtes Auge gegen den Beamten zu, schüttelte ihm die Hand und verließ mit den beiden Verbrechern das Zimmer, nachdem er vorher noch dem alten Schreiber auf die Schulter geklopft und ihn ermahnt, sich möglichst viel Bewegung in freier Luft zu machen.

Draußen erhielt Don Larioz sein spanisches Rohr wieder eingehändigt, und nachdem er mit seiner dicken blauen Nase aufrecht und würdevoll wie immer an der Seite des Doktors vorüber geschritten war, sagte der Polizeisoldat, der die Beiden gestern Abends eingeliefert, zu einem anderen, der neben ihm stand, indem er mit dem Finger auf die Stirn tippte:

»Der muß schwach auf der Brust sein, sonst hätten sie ihn diesmal fest gehalten. Ich habe ihn schon einmal erwischt, da wollte er ein Haus anzünden; es ist eigentlich gefährlich, solche Leute allein herumgehen zu lassen.«

Edler Don Larioz, hättest du diese Aeußerung gehört, du würdest deinem großen Herzen gemäß keinen Zorn gefühlt haben; du hättest nur mitleidig gelächelt über eine Welt, die dich nicht zu begreifen im Stande ist, die deine uneigennütigen Bemühungen für das Wohl dieser undankbaren Menschen für Beweise von Narrheit erklärt.

Windspiel hüpfte selig die Treppen hinab; er sprach zu sich selber, als ihm ein Gensd'arme begegnete: »Du wirst allein gehen, lieber Freund, ich bin frei!« Er blickte abermals den Sonnenstrahl im Hofe an und flüsterte: »Ich bin kein Mörder, ich habe den Stöpsel nicht verwundet. Frei bin ich.«

Unten vor der Thür winkte der Armenarzt einen Fiaker herbei, um den langen Schreiber, der gar zu sonderbar aussah, nach Hause zu fahren. Windspiel aber, in der tollen Freude seines Herzens, verschmähte das Fuhrwerk, und nachdem er sich herzlich bei Don Larioz verabschiedet, auch dem Doktor bestens gedankt, flog er, diesmal seines Beinamens vollkommen würdig, in so großen Sätzen dem Reibsteine zu, daß das Mäntelchen im Winde flatterte und die Leute ihm erstaunt nachblickten.

Als Don Larioz mit dem Doktor zu Hause und auf seinem Zimmer angekommen war, sagte Letzterer: »Sie werden mir zugeben, mein verehrter Herr, daß es von mir das Klügste ist, wenn ich Sie jetzt Ihrem Schicksale überlasse. Heute Abends werden Sie mir, hoffe ich, Ihre Fahrten erzählen. Nehmen Sie jetzt ein Brausepulver, machen Sie kalte Umschläge um Ihre dicke Nase und ruhen alsdann auf dem Bette aus.« – Damit eilte er hinweg, wandte sich aber unter der Thür nochmals um und rief zurück: »Apropos, ehe ich's vergesse, Seine Erlaucht der Graf Helfenberg will Sie sprechen. Gehen Sie zu ihm, sobald Sie wieder menschlich aussehen. – Adieu!«

Don Larioz, einigermaßen betäubt von den Vorfällen des gestrigen Abends und des heutigen Morgens, nickte schweigend mit dem Kopfe, dann trat er vor den Spiegel, that beim Anblick seines entstellten Gesichtes einen tiefen Athemzug und murmelte: »Ich sehe in der That kaum menschlich aus. – O, ich habe bedeutend gelitten, und fast möchte es mich bedünken, als müsse ich mit Trauer auf jene Ereignisse in dem Hause der Entenpforte

blicken. -- Und doch – was ist eine blaue Nase, wenn ich sie dem Bewußtsein gegenüber stelle, dieselbe für dich empfangen zu haben, für dich, Dolores, die du wohl das unglücklichste, aber auch das schönste Weib auf Erden bist!«

ACHTUNDVIERZIGSTES KAPITEL. DAS ENTWENDETE
CONCEPT.

Wer nur von einem kleinen Theile der Nadelstiche Kenntniß hatte, mit denen der Rechtsconsulent Doktor Plager von seiner Frau Schwiegermutter, häufig auch sogar von seiner Schwägerin bedacht wurde, der hätte glauben müssen, der arme Geplagte schleiche nur trübselig durch das Leben dahin mit gebogenem Rücken, tiefgesenktem Kopfe, die Steine betrachtend, hier und da in gänzlicher Selbstvergessenheit stolpernd und dann tief aufseufzend, um mit einem schüchternen Blicke gen Himmel weiter zu schreiten. Das war aber nicht der Fall, und glücklicher Weise war Doktor Plager eines von jenen elastischen Wesen, die sich momentan leicht in eine andere Form drücken lassen, um aber, sobald der Druck, der auf sie ausgeübt wird, aufhört, gleich wieder die alte Gestalt anzunehmen. Sein Gesicht war wie das jener kleinen Gummi-elasticum-Männer, die durch Auseinanderziehen unkenntlich gemacht werden, im nächsten Augenblicke aber das alte gemüthliche Antlitz wieder zeigen, das bekannte harmlose Lächeln, die vergnügt glänzenden Aeuglein.

Der Rechtsconsulent hatte ein glattes Gemüth, er konnte Zorn und Gram davon abschütteln, wie der Hund den Regen von seinem Felle; ja wenn er mit bebenden Lippen und krampfhaft zuckenden Fingern das Zimmer der geliebten Schwiegermutter verließ, so trennte ihn kaum die zufallende Thür von deren nicht immer sehr angenehmen Gesicht, und er that alsbald einen tiefen Athemzug, und während er langsam die Treppe hinabstieg, klärten sich seine Züge auf, und die Lippen, die auf der obersten Stufe noch fest und stramm auf einander gepreßt waren, kräuselten sich auf der untersten schon zu einem freundlichen Lächeln. Wohl warf er dann, vor dem Hause angekommen, noch einen zweifelhaften Blick nach seiner Wohnung empor, aber in diesem Blicke war deutlich zu lesen: ich bin euch glücklich entronnen, jetzt plagt, wen ihr wollt; ich werde mich den Henker drum scheeren.

Merkwürdiger Weise aber waren in den letzten Tagen der Zeit, worin unsere Geschichte spielt, weit weniger Nadelstiche von dem weiblichen Theile des Plager'schen Hauses, Babette einbegriffen, dem Dulder ertheilt worden, als dies früher wohl der Fall war. Madame Weibel befand sich in einer rosenfarbigen Laune, sie zankte wenig mit ihrem Schwiegersohn, sie war sehr friedfertig gestimmt und behauptete nur höchst selten, daß ein runder Tisch vier Ecken habe. Die Rechtsconsulentin war sogar sanft geworden und so entgegenkommend, daß sie ihrem Manne gestand, man müsse Babette in der That zu etwas mehr Ordnung anhalten, und es könne Manches

noch anders gehen, als es bisher gegangen; ja, sie that das Uebermenschliche und gab zu, daß die Erziehung von Fritzchen und Louise allerdings noch eines weiteren Schliffes bedürfe, um vorzüglich genannt werden zu können.

Was nun Clementine Weibel anbelangt, so war sie weich und sentimental geworden; sie hatte seit einiger Zeit einen etwas blassen Teint; ihre Augen hatten einen Ausdruck, den man im gewöhnlichen Leben himmelnd zu nennen pflegt; sie seufzte zuweilen und liebte es, wenn sie allein war, allerlei schöner Lieder schwärmerischer deutscher Dichter vor sich hinzu declamiren. Sie war es zumeist, die ihr Betragen gegen den Schwager vollkommen geändert hatte, sie nahm sich, nach allenfalls noch vorkommenden kleinen häuslichen Szenen, sogar seiner an, sie hatte in letzter Zeit ein Cigarren-Etui für ihn gestickt, sie war weich und nachgiebig bei Meinungsverschiedenheiten, kurz, sie war mit einem Worte ein Engel, wie ihre würdige Mutter in gerührten Augenblicken zu sagen pflegte, ein Seraph – das war bei ihr das Engliche noch in höherer Potenz – der Stolz der Familie, die künftige Trägerin einer Grafenkrone.

Von den neun Zacken dieser verheißenen Grafenkrone strahlte denn auch all das gute Wetter aus, welches den Rechtsconsulenten zu Hause beglückte. Wir müssen dabei gestehen, daß er der lebendigen Ursache dieses heiteren Himmels durchaus nicht mehr abhold war, ja, daß es

Augenblicke gab, wo er, die Hände reibend, schmunzelte und zu sich selber und auch wohl zu anderen Leuten sprach: »Mein künftiger Schwager, der Graf.«

Mochte aber auch Czrabowski sein, wie er wollte, das mußte man ihm lassen, Stolz und Hochmuth gegen seine künftigen Verwandten kannte er nicht, und nachdem diese von des Grafen naher Verwandtschaft mit dem Fürsten Poniatowski erfahren, von den ungeheueren Gütern bei Lublin, vom Stammschlosse Rachow mit seinen reichen Waldungen und Bärenjagden, waren sie in der That tief gerührt von der ungekünstelten Herablassung ihres künftigen Familien-Angehörigen. Czarowski war wie zu Hause bei Plagers und ebenso bei dem Banquier Springer, er genirte sich durchaus nicht, des Letzteren Kasse in Anspruch zu nehmen – natürlicher Weise die Kasse des Geschäfts – wo er sich durch sein leutseliges Wesen sogar die Gunst des alten, mürrischen Kassirers erworben hatte; er dinirte mit der Familie; er war so freundlich gewesen, dem Schneider des Banquiers seine Kundschaft zuzuwenden; er verschmähte nicht die Cigarren des Herrn Springer; er hatte diesen sogar veranlaßt, ein Reitpferd zu kaufen, welches nun der Graf zuritt; er fuhr mit Madame Springer und Clementinen in der Equipage des Banquierhauses spazieren, zum kolossalen Aerger eines Dutzends Regierungs-, Hof-, Kanzlei- und Steuer-Räthinnen mit wenigstens zwei Dutzend unversorgten Töchtern, nicht zu erwähnen der blassen Kaufmanns-Wittwe, dem Plager'schen Hause gegenüber, die zuweilen tief aufseufzend empor blickte und sprach: »Wenn der

Himmel in den Hochmuth kein Einsehen hat, so gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden.«

Arme unversorgte Töchter verschiedener Räthinnen! unglückliche Kaufmanns-Wittwe! ihr hattet wohl Ursache, tief ergriffen zu sein, waren doch viele von euch an jenem Abend zugegen; hätte doch Jede statt Clementinen den polnischen Punsch mit helfen brauen können; und Jede würde das gern gethan haben, – ein zündendes Wort, etwas mehr süße Augen – ihr habt den Augenblick des Glücks verpaßt.

Der Rechtsconsulent hatte Kaffee getrunken, wie er jeden Morgen zu thun pflegte, und alles war nett und eben vorübergegangen. Die gute Schwiegermutter hatte sich so geändert, daß sie es sogar über sich vermocht, von Herrn Larioz zu reden, und hatte gesagt, sie sehe wohl ein, wie schwer es für diesen armen Teufel sein müsse, ein ebenso gutes Brod wieder zu finden, wie er bis jetzt auf dem Bureau des Rechtsconsulenten genossen, und es sei fern von ihr, Jemand plötzlich auf die Straße werfen zu wollen. Daß es für die Dauer mit dem Schreiber nicht gehen würde, verstände sich freilich von selbst; denn ihr Schwiegersohn, der Graf, würde bei aller Großmuth doch wohl nicht im Stande sein, die ihm angethane Beleidigung zu vergessen und das Gesicht eines Menschen wieder zu sehen, der sich so gröblich gegen ihn vergangen.

»Was mich betrifft,« setzte sie hinzu, »so könnte ich ihm Alles verzeihen, wogegen es mir aber immer verdächtig bleiben wird, was Ihr Schreiber, Herr Sohn, spät am Abend allein auf Ihrem Bureau zu schaffen hatte.

Man sieht so etwas nicht gern. – Aber das sind ja Ihre Sachen, die mich eigentlich durchaus nichts angehen. – Wir meinen nur so, nicht wahr, Emilie?« hatte sie mit einem Blick auf ihre Tochter hinzugesetzt, die mit einem Kopfnicken zustimmend versetzte: »Verdächtig bleibt das immer.«

Madame Weibel hatte dies alles in einem so sanften Tone gesagt, daß es dem Rechtsconsulenten augenblicklich zu Herzen ging und er sich einredete, diesmal habe die Schwiegermutter in der That nicht so ganz Unrecht, und man könnte es dem guten Czrabowski nicht verargen, wenn er grollend an den langen Spanier dächte.

Mit diesen Gefühlen hatte Doktor Plager sein Frühstück beendigt und stieg die Treppe seiner Wohnung hinunter und dann dem Bureau zu, wobei er im Geiste die guten Eigenschaften seines Schreibers gegen dessen unangenehme Seiten, namentlich gegen dessen oft sehr schroffe und einseitige Ansichten abwog, und darauf kam er zu dem Resultate, daß man ja einen Diener doch nicht ewig behalten könne, und daß, wenn Larioz nun einmal fest entschlossen sei, das Bureau zu verlassen, er ihn am Ende nicht lange überreden wolle, dazubleiben.

So betrat der Rechtsconsulent seine Schreibstube, und als er einen Blick in das Nebenzimmer warf, sah er den kleinen Gottschalk an seinem Pulte sitzen; der erste Schreiber aber war nicht da.

»Ist Herr Larioz vielleicht auf sein Zimmer gegangen?« fragte der Prinzipal, und er wiederholte diese Frage, als

Gottschalk weder von seiner Arbeit aufblickte, noch eine Antwort gab.

»Herr Larioz?« fragte der junge Mensch alsdann, als der Rechtsconsulent zum zweiten Male mit sehr lauter Stimme sprach. »Ja, er wird wohl auf seine Stube gegangen sein.«

»Ich möchte eine bestimmte Antwort darüber haben. Hat er etwas gesagt, als er ging?«

»Nein, gesagt hat er eigentlich nichts.«

»Aber Sie haben ihn doch eben gesehen?«

»Hier auf dem Bureau?« fragte Gottschalk. – »Herr Doktor meinen, ob ich ihn hier auf dem Bureau gesehen habe?« Er sprach das sehr langsam, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, denn er wußte in Wahrheit nicht, was er eigentlich antworten sollte; hatte er doch Larioz weder gestern Abend noch heute früh gesehen, da derselbe, wie wir aus dem vorigen Kapitel wissen, nicht nach Hause gekommen war. Da aber Gottschalk einigermaßen verlegen aussah, so blickte der Prinzipal, dem dies nicht entging, auf das leere Pult seines ersten Schreibers und bemerkte, daß dort noch Alles stand und lag, wie er es am vergangenen Samstag verlassen. Er griff an sein Kinn, schüttelte mit dem Kopfe und zog die Halsbinde etwas in die Höhe, worauf er sagte: »Nach alle dem scheint mir, Herr Larioz ist heute Morgens noch gar nicht da gewesen. Suchen Sie ihn auf seinem Zimmer.«

Gottschalk spritzte bedächtig seine Feder aus, erhob sich zögernd und ging mit großer Langsamkeit nach der Thür.

»Ist Herr Larioz vielleicht krank geworden?« fragte der Rechtsconsulent. »In dem Falle lassen Sie ihn ruhig droben. – Ist er krank geworden?« wiederholte er und legte auf das *ist* einen solchen Nachdruck, daß der junge Mensch unschlüssig an der Thür stehen blieb und, ohne eine Antwort zu geben, seine Fingerspitzen betrachtete. – »Was soll das alles bedeuten?« sagte der Prinzipal nach einer Pause. »Sie scheinen mir da etwas zu wissen und nicht mit der Sprache heraus zu wollen. Glauben Sie wohl, junger Mensch, daß ich das vollkommenste Recht habe, mich nach dem Thun und Lassen meiner Leute zu erkundigen? – Wo ist Herr Larioz?«

»Ich weiß es nicht.«

»So! haben Sie ihn heute Morgen noch nicht gesehen?«

»Nicht, daß ich wüßte. Es könnte aber auch sein, daß er da gewesen wäre und ich ihn übersehen hätte. Ich war sehr fleißig, Herr Doktor. – Wenn Sie vielleicht meine Arbeit anschauen wollten.«

Damit schritt er eiliger, als er fortgegangen war, wieder seinem Schreibtische zu.

»Mit Ihrem Uebersehen!« sagte fast ärgerlich der Rechtsconsulent. »Bleiben Sie bei dem, was ich frage. Sie schlafen ja in demselben Zimmer mit Herrn Larioz.«

»Das thue ich allerdings gewöhnlich.«

»Nun, da müssen Sie ihn auch heute Morgen gesehen habe.«

Der junge Mensch schüttelte mit dem Kopfe und sprach kleinlaut: »Heute Morgen habe ich ihn nicht gesehen; er ist vielleicht aufgestanden, als ich noch schlief.«

»Und gestern Abend hörten Sie ihn nach Hause kommen?«

»Ich habe wohl ein Geräusch vernommen, aber ich weiß nicht genau, ob es Herr Larioz war, denn ich bin gleich darauf eingeschlafen.«

»So, so, es ist schon gut,« entgegnete der Prinzipal, wobei er den Mund spitzte, die Augenbrauen hoch empor zog und eine große Ruhe annahm. »Gehen Sie hinauf, sehen Sie, ob Herr Larioz da ist, und sagen Sie mir dann die Antwort geradezu ohne viel Weitläufigkeiten – verstanden? – den Teufel auch!«

Damit warf der Rechtsconsulent die Hände heftig auf den Rücken zusammen, wie er nur zu thun pflegte, wenn er in Zorn gerieth, und schritt hastig auf und ab.

Gottschalk schielte nach ihm hinüber, ehe er zur Thür hinaus ging, und sprach, während er sich am Kopfe kratzte, leise vor sich hin: »Die Woche fängt gut an, sagte der arme Sünder, als er Montags zum Galgen geführt wurde.«

Doktor Plager blieb noch einige Augenblicke in der großen Schreibstube, trat dann in sein Zimmer und sprach zu sich: »Bah, was ist's weiter? unser Schreiber wird gestern Abend ein wenig länger aufgeblieben sein und heute desto später aufstehen. Es ist eigen, wie man dazu gebracht werden kann, seine Ansicht über einen Menschen zu ändern. Ich würde das früher gar nicht beachtet haben. Aber diese Weiber geben keine Ruhe und flößen uns das Gift des Mißtrauens gegen Jemand, den sie nicht leiden können, tropfenweise, aber sicher ein.« –

Er setzte sich vor sein Pult. – »Was habe ich doch heute nicht vergessen wollen?« fuhr er nach einem längeren Nachdenken fort, während dessen er in die Decke des Zimmers gesehen. »Da auf meinem Notizbogen steht ein Notabene mit einem H. Was kann das sein? – Ja so,« sprach er endlich mit dem Ausdruck der Befriedigung auf seinem Gesichte, den man annimmt, wenn man sich einer Sache wieder erinnert, die man vergessen zu haben glaubte. – »So ist es: H – Helfenberg. Graf Helfenberg. Die Vernichtung des Testaments-Entwurfs, den ich in meine Mappe gelegt. Wir wollen aber jetzt Helfenberg ausschreiben und ein T. dazu machen, daß uns die Sache nicht wieder entfällt. Oder besser, zerreißen wir das fragliche Papier sogleich.«

Der Rechtsconsulent nahm eine Mappe zur Hand, die auf der rechten Seite seines Pultes lag und mit einem Stück Marmor beschwert war; er schlug diese Mappe auf und wandte die ersten Blätter in derselben mit der größten Gleichgültigkeit um. Als er aber über die Hälfte der vorhandenen Papiere durchgesehen, zogen sich seine Augenbrauen langsam zusammen, seine Blicke drückten Erstaunen aus, und als er nun mit der Durchsicht der ganzen Mappe zu Ende war, ohne das gefunden zu haben, was er suchte, sank seine Unterlippe schlaff herab, und er starrte vor sich hin wie Jemand, der erschreckt ist und zu gleicher Zeit eifrig über etwas nachgrübelt. Das dauerte ein paar Sekunden, dann schlug er die Blätter eifrig von hinten nach vorn um, nahm jedes einzeln heraus, betrachtete es von allen Seiten, und während er immer und

immer vergeblich suchte, fing er an, sehr unruhig auf seinem Stuhle hin und her zu rücken.

»Das ist doch sonderbar!« murmelte er; »ich bin sicher, das Concept da hinein gelegt zu haben; ja, ich erinnere mich ganz genau, Larioz stand neben mir, und ich sprach noch einige Worte mit ihm darüber. Wenn er nur käme! Er muß sich dessen genau erinnern.«

Herr Doktor Plager blickte unruhig nach der Thür, wo sich aber nicht das Geringste sehen ließ.

»Hm, hm!« machte er nach einem abermaligen vergeblichen Versuche, in der Mappe das Gewünschte zu finden; »in das Bureau habe ich es doch auf alle Fälle gebracht; hier kommt ja niemand Fremdes herein, und wenn auch – wen könnte es interessiren, Einsicht in das Papier zu erhalten? das heißt – Leute interessiren, denen es allenfalls möglich wäre, hieher zu gelangen? – Bah! Vielleicht habe ich es in die große Briefftasche gelegt.«

Nach diesem Selbstgespräch wurde die große Briefftasche, die im Pulte lag, hervorgeholt, und ebenso genau mit dem gleichen Resultate untersucht, wie vorhin die Mappe. Jetzt richtete sich Herr Plager in die Höhe, ließ die Hände auf seinen Beinen ruhen und blickte gedankenvoll zum Fenster hinaus.

In diesem Augenblicke vernahm man auch Tritte unter der Thür der äußeren Schreibstube, und der Rechtsconsulent sprang lebhaft in die Höhe, um nach dem Eintretenden zu sehen.

Es war Don Larioz, der von seiner Stube kam und sich nun den mit Recht erstaunten Blicken seines Chefs präsentirte. Waren auch Kleidung, Haar und Bart des langen Mannes wieder in Ordnung gebracht, so hatte er doch von seinem Gesichte die Spuren des gestern Erlebten unmöglich verwischen können, und diese Spuren waren, wie der geneigte Leser bereits weiß, gräulich genug anzuschauen.

Herr Doktor Plager trat, bei diesem Anblicke die Hände, vor großer Verwunderung zusammen schlagend, einen Schritt zurück und rief aus: »Aber sagen Sie mir um Gottes willen, in welche Mörderhände sind Sie gefallen? Oder haben Sie Händel im Wirthshause gehabt?«

Der lange Schreiber zuckte mit den Achseln und erwiderte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: »Das zu erzählen, würde etwas umständlich sein. Es ist allerdings wahr, ich sehe heute Morgen nicht besonders vortheilhaft aus, doch kann von Händeln im Wirthshaus bei mir keine Rede sein; ich glaube, der Herr Doktor kennen in dieser Richtung meinen Charakter vollkommen.«

Der Rechtsconsulent hob die Nase in die Höhe, und mochte ihm der kalte Ton nicht gefallen, mit dem sein Schreiber zu ihm sprach, dachte er vielleicht an die Worte von Frau und Schwiegermutter, oder an das verlorene Concept, – genug, er legte die Hände auf den Rücken, streckte sich so stark als möglich und sagte mit scharfer Stimme, wie er zu thun pflegte, wenn er auf seinem Bureau Verweise ertheilte:

»Sie werden mir aber erlauben, Herr Larioz, daß ich als Ihr Chef wohl fragen darf, in welchem Wein- oder Biergefecht Sie so zugerichtet worden sind, wie Sie sich mir darstellen, wie Sie auf das Bureau kommen, und zwar gegen halb elf Uhr, trotzdem, daß die Kanzleistunden um acht Uhr anzufangen pflegen!«

»Ich bin nicht in der Stellung, Herr Doktor Plager,« antwortete der Spanier, ohne eine Miene seines Gesichts zu verziehen, »Ihnen als meinem Chef überhaupt etwas erlauben zu dürfen. Mir aber werden Sie vielleicht dagegen erlauben, über Ereignisse zu schweigen, die – das kann ich Sie versichern – weder Sie noch die Schreibstube betreffen, und die meinem Gesichte einen Anstrich verleihen, der Ihrer Ansicht nach aus einem Wein- oder Biergefecht herrühren muß, was übrigens durchaus nicht der Fall ist. Im Gegentheil, Sie dürfen mir glauben, daß ich mich meiner Verletzung durchaus nicht zu schämen habe.«

»Ich muß gestehen,« rief der Rechtsconsulent aus, indem er mit affektirtem Erstaunen die Hände zusammenschlug, »Sie führen mit mir eine ganz eigene Sprache, die ich als Prinzipal –«

»Nur so lange zu hören brauchen,« unterbrach ihn der Spanier sehr kaltblütig, »wie Sie es für gut finden. Erinnern Sie sich vielleicht meines Schreibens vor weniger Zeit, in welchem ich einen Wunsch aussprach, den Sie zu bewilligen bis jetzt nicht für nothwendig gefunden? Sie werden mich mit allem einverstanden sehen, was Sie beschließen mögen.«

Wenn auch Doktor Plager von Natur aus nicht besonders mißtrauisch war, so hatten doch die ewigen Anspielungen über die Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen, die er zu Hause tagtäglich verschlucken mußte, sein Vertrauen im Allgemeinen sehr wankend gemacht, und er war endlich dahin gekommen, den Thaten seiner Nebenmenschen gern zweideutige Motive unterzulegen. So fiel es ihm auch jetzt durchaus nicht ein, zu glauben, daß der Schreiber der unwürdigen Behandlung wegen, die ihm zu Theil geworden, seine gute Stellung im Bureau aufgeben würde, und da dieser doch zuletzt so entschlossen schien, so mußte ihn ein anderer, gewiß unlauterer Beweggrund dazu treiben. Ihm fiel das fehlende Testaments-Concept ein, er fragte sich mit den Worten der Schwiegermutter, was Larioz an jenem Abend allein hier zu schaffen gehabt, und darauf war er der festen Ansicht, derselbe müsse aus irgend einer Ursache wünschen, baldigst die Schreibstube zu verlassen.

Der Prinzipal tauchte so tief als möglich in die Halsbinde hinein, zog die Augenbrauen zusammen und sagte, da er nun die Gedanken seines Schreibers vollkommen zu verstehen glaubte, mit einem sarkastisch sein sollen den Lächeln: »Es werden sich dem Herrn Larioz wahrscheinlich glänzende Aussichten eröffnet haben, und es sei fern von mir, diesen entgegen treten zu wollen, weißhalb ich denn auch gegen eine Trennung nichts weiter einwenden werde, begreiflicher Weise, nachdem die laufenden Geschäfte unter Ihren Händen abgewickelt sind.

Sollte übrigens,« setzte er nach einer Pause hinzu, während welcher er das Gesicht des Andern aufmerksam betrachtete, »Ihr körperlicher Zustand es Ihnen nicht gestatten, mit frischem Geiste an die Arbeit zu gehen, so habe ich nichts dagegen, wenn sie sich für heute auf Ihr Zimmer zurückziehen, was vielleicht sogar wünschenswerth wäre, da unsere Clienten bei Ihrem Anblicke wohl auf die Vermuthung kämen, als habe es hier in meinem Bureau unterschiedliche und sehr starke Prügel gesetzt.«

Der lange Schreiber machte stillschweigend eine Verbeugung und wollte sich aus dem Zimmer entfernen.

»Ehe Sie gehen, noch Eins,« sagte der Rechtsconsulent, indem er den Kopf abermals und sehr affektirt in die Höhe warf und mit der Hand nach seinem Privatzimmer zeigte. »Bitte, einen Augenblick einzutreten.«

Er ging voraus, der Schreiber folgte.

Der Prinzipal ließ sich vor seinem Pulte nieder, zog die bewußte Mappe vor sich hin, öffnete sie, und während er mit zwei Fingern der rechten Hand auf die Papiere patschte, sagte er in anscheinend sehr ruhigem Tone: »Erinnern Sie sich vielleicht noch, daß ich mit Ihnen vor einiger Zeit über das Testament Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Helfenberg sprach?«

»Sehr genau,« entgegnete Don Larioz mit fester Stimme. »Es war an dem und dem Tage, ich werde ihn nicht vergessen. Sie sandten mich zu Seiner Erlaucht, um ihm anzuzeigen, daß Sie ihn Abends um sieben Uhr besuchen würden.«

Doktor Plager nickte mit dem Kopfe.

»So ist es,« sagte er. »Und vielleicht erinnern Sie sich ebenso genau, daß ich Ihnen den Tag darauf ein Concept zeigte, oder vielmehr mit Ihnen über ein Concept zu jenem Testamente sprach, das ich etwas früher bei Seiner Erlaucht entworfen?«

Larioz dachte einen Augenblick nach, dann gab er zur Antwort: »Es ist so, ich besinne mich darauf. Sie zeigten mir ein Papier und sagten, es sei das Concept zu einem Theile des Helfenberg'schen Testamentes. Von dem Inhalte desselben, welcher mich ja auch nicht interessiren konnte, theilten Sie mir jedoch nur Weniges mit.«

»Richtig, ich theilte Ihnen nur Weniges davon mit,« versetzte der Prinzpal mit einem eigenthümlichen Lächeln. »Es konnte Sie allerdings nicht interessiren. Nun aber sahen Sie wohl, daß ich jenes Papier hier in diese Mappe legte, wo mehr dergleichen zu finden ist. – Sahen Sie nicht, wie ich es hinein legte?«

»Ich glaube mich dessen zu erinnern.«

»O, es ist sicher, ich irre mich nicht! Ich könnte beschwören, daß ich es in der Mappe oben auf legte. – Und jenes Papier – ich suche es vergebens.«

»Wenn Sie es hinein legten,« entgegnete der Schreiber mit seiner gewöhnlichen Ruhe, »so muß es zu finden sein. Es hat sich vielleicht zwischen anderen Papieren verschoben.«

»So sehen Sie selbst nach,« sagte Doktor Plager mit großer Befriedigung. »Sehen Sie genau nach; es sollte mir äußerst lieb sein, wenn Sie das Concept fänden.«

Er erhob sich von seinem Stuhle, und wenn er auch anscheinend in tiefen Gedanken im Zimmer auf und abschnitt, so schielte er doch bei jeder Wendung nach dem Schreiber hin, der Blatt für Blatt des Inhaltes der Mappe umwandte, ohne das Gewünschte zu finden.

»Es ist nicht da,« sagte Larioz; »vielleicht aber liegt es bei den Helfenberg'schen Papieren.«

Der Andere zuckte mit den Achseln und bemerkte ungläubig lächelnd: »So sehen Sie nach; es wird aber auch dort nicht sein.«

Und daß es Larioz trotz emsigen Suchens auch dort nicht fand, brauchen wir dem geneigten Leser wohl nicht zu sagen.

»Sie sehen,« sprach der Rechtsconsulent, als ihn der Schreiber fragend ansah, »das Concept ist verschwunden.«

»Und wo könnte es sein, wenn Sie es in der That dort hineingelegt haben?«

»Darauf könnte ich einen körperlichen Eid ablegen; hier in dieser Mappe« – Doktor Plager schlug mit der Hand darauf – »hatte ich es aufbewahrt. Wo es sein kann? – Verschwunden – entwendet –«

»O, aus dem Bureau?« entgegnete Larioz mit einem ungläubigen Lächeln. »Wer würde ein Interesse daran haben, gerade jenes Papier zu entwenden?«

»Wer?« rief der Prinzipal, indem er seinem Schreiber näher trat. »Nur Jemand, Herr Larioz, der vom Geschäfte ist, der den Werth dieses Papieres kennt, der zu berechnen versteht, was es ihm eintragen müßte, wenn er

Personen in Kenntniß setzen könnte, daß sie nach dem Ableben Seiner Erlaucht mit diesem und jenem Legate bedacht sind.«

»Das ist allerdings richtig; aber Jemand, der es unternehme, das Papier auf die Seite zu bringen, müßte doch von dem Inhalte desselben Kenntniß haben. Und das haben meines Erachtens nur –«

»Sie und ich,« unterbrach ihn Doktor Plager, indem er sich in die Brust warf.

»Ganz richtig,« fuhr der Schreiber treuherzig fort. »Und darin liegt ja nach meinem Dafürhalten der beste Beweis dafür, daß das Papier nicht von Jemand auf die Seite gebracht wurde.«

»Von mir allerdings nicht,« sprach der Rechtsconsulent. Doch bereute er vielleicht dieses rasche Wort, als er sah, wie bei demselben ein finsterer, drohender Schatten über die Züge des Spaniers flog. – »Ich will damit auch nicht gesagt haben,« setzte er einlenkend hinzu, »daß Sie – Gott bewahre! – aber –«

»Dieses Aber ist mir genug,« erwiderte Larioz wie immer mit großer Ruhe, aber mit seltsam gepreßter Stimme. – »Ich kann mir nach Ihren Reden bei meinem Eintritt wohl denken,« sprach er nach einer kleinen Pause weiter, während welcher er seinen Prinzipal scharf betrachtete, »daß Sie eine Ursache suchen, um sich das Scheiden von einem Manne, der Ihnen Jahre lang treu gedient, leicht zu machen. Aber erlauben Sie mir, zu bemerken, daß diese Ursache so schlecht wie möglich gewählt, ja, an den Haaren herbeigezogen ist, und daß ich

vor allen Dingen dieses Motiv durchaus nicht werde gelten lassen.«

»Sie sind Rechtskundiger genug,« gab Doktor Plager zur Antwort, indem er durch eine anscheinend ganz zwanglose Bewegung hinter das Pult getreten war, »um zu wissen, daß, um eine Beschuldigung aufrecht zu erhalten, Beweise nothwendig sind, und begreife ich deßhalb vollkommen, daß Sie in solch hohem Tone zu mir reden. Kann aber das Factum geläugnet werden? Sie geben zu: Das Concept war vorhanden und wurde in diese Mappe gelegt. Niemand betritt diese Zimmer, der den Werth eines solchen Papiers kennt, als Sie und ich. Oder,« setzte er mit einer verächtlichen Miene hinzu, »würden Sie vielleicht auf den kleinen Gottschalk oder die alte Magd Verdacht haben?«

»Auf Keins von Beiden,« erwiderte der Schreiber, der sich unterdessen wieder vollkommen gesammelt hatte. »Was sollte dem armen Knaben oder jener alten Person, überhaupt irgend Jemand, an dem Besitze des an sich werthlosen Papiere liegen? – Das war mein erster Gedanke, als Sie mir sagten, das Concept sei nicht mehr zu finden. Wenn Sie, aber,« fuhr er mit festem Tone fort, »so scharf hervorheben, daß nur Sie und ich in diese Zimmer kommen, so muß ich Ihnen dagegen ins Gedächtniß zurückrufen, daß, so lange ich krank in meinem Zimmer war, der sogenannte Herr Graf v. Czrabowski, sowie Ihre Fräulein Schwägerin hier an verschiedenen Abenden ihre Zusammenkünfte hatten. – Ich hätte dieser Geschichte

nicht erwähnt, wenn Sie mich nicht durch Ihre unverblünte Beschuldigung dazu gezwungen hätten.«

Doktor Plager fuhr empor; er wollte heftig, ja, drohend antworten, doch besann er sich eines Anderen und brach in ein lautes, etwas erkünsteltes Lachen aus.

»O, ich kenne diese Geschichte!« rief er; »Sie hätten wahrlich nicht Ursache, mich daran zu erinnern. Nehmen Sie mir nicht übel, gerade die Begebenheit jenes Abends ist es, die mein Verdacht gegen Sie begründet. Ich hätte das in meinem ganzen Leben nicht von Ihnen erwartet. Wer war an jenem Abend allein hier im Bureau? – Sie! – ja, Sie, Herr! Und was Sie damals hier machten, darüber hätte ich wohl das Recht eine Erklärung zu fordern.«

Der Spanier blickte lächelnd auf den Rechtsconsulenten, welcher mit der Wuth eines gereizten Hahnes in possirlichen Sprüngen hinter dem Tische herum hüpfte.

»Verlangen Sie darüber eine Erklärung von den werthen Ihrigen; ich habe mich damals schon brieflich ausgesprochen und halte es unter meiner Würde, die Erzählungen Ihrer Verwandten zu berichtigen. Was Ihr verloren gegangenes Concept betrifft, so sammeln Sie Beweise gegen mich und treten dann auf, wo und wie Sie wollen; ich werde auch nicht müßig sein, denn Ihre Worte, daß Jemand durch den Besitz desselben irgend etwas gewinnen könne, haben einen seltsamen Verdacht in mein Herz geworfen. Wahrhaftig, Sie können Recht haben. Das Papier muß entwendet worden sein. Geben wir uns beiderseitig Mühe, Herr Doktor Plager, den Thäter ausfindig zu

machen und, wenn wir ihn gefunden, ihn ohne Schonung zu nennen.«

»Ohne Schonung – ja, ohne Schonung, ohne jede Schonung!« schrie der Rechtsconsulent mit kreischender Stimme, aufgestachelt durch die unerschütterliche Ruhe seines Gegenübers.

»So sei es,« bekräftigte der Spanier mit einem wahrhaft großartigen Anstande in Wort und Haltung. – »Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«

Larioz machte seinem bisherigen Prinzipal eine tiefe Verbeugung und verließ dann mit hoch erhobenem Kopfe das Zimmer. In der anderen Schreibstube angekommen, klopfte er dem kleinen Gottschalk, der wie betäubt da saß, da ihm begreiflicher Weise von der Scene in der Nebenstube nicht ein Wort entgangen war, sanft auf den Kopf und sagte ihm: »Nach beendigter Arbeitsstunde kommst du zu mir, ich habe alsdann mit dir zu reden.«

Hierauf trat der lange Mann in den Gang hinaus und schritt festen Fußes und ohne die geringste Bewegung auf seinem kalten Gesichte zu zeigen, die Treppe hinauf bei seiner eigenen Wohnung vorbei nach der seines Freundes des Doktor Flecker. Er klopfte an, und es war ihm hierauf ein angenehmes Gefühl, die bekannte Stimme: Herein! rufen zu hören.

Der Armenarzt hatte seinen rothcarrirten Schlafrock an, rauchte wie gewöhnlich aus einer langen Pfeife und stand in der Mitte des Zimmers, seine Peitsche gegen die kleinen Hunde schüttelnd, die sich wahrscheinlich eines Verbrechens schuldig gemacht hatten. Sie saßen neben

einander unter des Doktors Bettstelle und blickten mit den klugen Augen unverwandt auf ihren Herrn hin; man hätte sie für leblos halten können, so ruhig hielten sie sich, wenn man nicht von Zeit zu Zeit, wo gerade die Peitsche minder heftig geschüttelt wurde, ein leises Anklopfen ihrer wedelnden Schweife an das Holz der Bettlade gehört hätte.

»Item!« rief der Doktor, nachdem er den Eintretenden freundlich begrüßt, »ihr müßt mir zugeben, ihr Rackers, daß ich von jeher bei euch auf Ordnung gehalten habe, und könnt mir nicht vorwerfen, ich habe eure Erziehung vernachlässigt. Jeder hat seine Stunde, wo er zur Thür hinaus gelassen wird, und wer sich danach nicht richtet, ist ein unordentlicher Kerl oder, in höherer Potenz, ein Schweinemichel. Du, Nero, hast deine Prügel verdient, und daß deine Strafe die Anderen mit erschreckt hat, ist heilsam für eure Erziehung. – Sie werden mir zugeben, lieber Freund,« wandte er sich an den Spanier, »daß ich nicht zu streng bin, denn ich habe diesen jungen Leuten da unten eine vortreffliche Erziehung gegeben, bin demnach berechtigt, etwas von ihnen zu verlangen. Und Ordnung muß sein. – Freue mich recht sehr,« unterbrach er freundlich den strengen Ton, mit dem er eben gesprochen, »Sie bei mir zu sehen.«

Damit warf er die Peitsche auf das Sopha, setzte sich auf die Lehne desselben und bat den langen Schreiber, den ihm wohlbekanntem Armsessel einzunehmen.

Don Larioz that also, doch statt ein Gespräch zu eröffnen, faltete er die Hände zusammen und blickte gedankenvoll vor sich nieder.

Der Armenarzt, nachdem er den Andern eine Zeit lang betrachtet, schüttelte lachend mit dem Kopfe und sagte alsdann:

»Sie müssen die Vorfälle des gestrigen Abends nicht so schwer nehmen. Zum Henker! es kann jedem ehrlichen Manne passiren, daß er einmal eine Nacht auf der Polizei eingesperrt wird. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß auch ich ein Lied davon zu singen vermag, und Sie werden mir zugeben, daß ich darum nicht besser noch schlechter geworden bin. Item: den Kopf in die Höhe, und wenn Sie was zu beichten haben, frisch weg gebeichtet! – Schön zugerichtet sind Sie,« fuhr er nach einer Pause fort, da Larioz die Achseln zuckte und schwieg. »Aber das hat nichts auf sich. Haut und Fleisch erhält man umsonst wieder, sagte jener Raufbold, und daß Sie Ihr Blut wie ein biderber alter Ritter für irgend eine außerordentliche Unschuld vergossen haben, davon bin ich überzeugt. Aber wie zum Henker geriethen Sie denn nach Numero vier der Entenpforte?«

»Das ist eine lange Geschichte, lieber Doktor, und ich bin jetzt nicht in der Verfassung, sie Ihnen genau zu erzählen. Glauben Sie mir aber, daß ich treu dem alten bekannten Spruch blieb: Arm und Herz der Dame!«

»Ja, aber diese Dame!« lachte der Arzt; »es geht Ihnen wie in dem neuen, aber ebenso bekannten Liede:

Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht.

Und Sie mögen wohl Ihre Ursache haben, sie nicht zu nennen. Freund! Freund! nehmen Sie mir es nicht übel, aber die sämmtlichen Geschichten der letzten Zeit, die Sie mir brockenweise mitgetheilt, der Bund zum Dolche Rubens, die geheimnißvolle Schöne, jetzt Entenpforte Numero vier, das alles kommt mir einigermaßen verdächtig vor, und wenn Sie auch mit gutem Glauben da hinein gehen, so fürchte ich doch, Sie sind in das Netz falscher Menschen gerathen, die Ihren, ich möchte fast sagen: kindlichen Sinn, Ihren Edelmuth mißbrauchen, wo sie können.«

»Es giebt allerdings in dieser Welt falsche und treulose, Menschen genug,« gab Don Larioz nach einem tiefen Seufzer zur Antwort. »Doch glauben Sie mir, Doktor, ich halte die Augen offen, habe aber in der letzten Zeit nur einiges Unglück gehabt.« – Er faltete abermals seine Hände und ließ den Kopf auf die Brust herabsinken, während er mit leiser Stimme wiederholte: »Ja, recht viel Unglück gehabt.«

Der Armenarzt betrachtete seinen Freund mit einem fast sorgenvollen Blicke, doch klärte sich sein Gesicht zu einem Lächeln auf, als er mit Beziehung sagte: »So gewiß Sie aber der unglücklichste Ritter sind, so gewiß ist Dulcinea das schönste Weib auf Erden.«

»Das ist sie, Doktor! bei Gott, das ist sie!« gab der Spanier zur Antwort, indem er den Kopf erhob und sein trübes Auge aufflammte. »Sie ist das schönste, aber auch

das jammervollste Weib auf Erden, wenn sie auch nicht gerade Dulcinea heißt.«

Als er das Letztere sprach, spielte ein unendlich glücklicher Zug um seinen Mund. Darauf fuhr er mit der Hand über die Stirn, strich sein struppiges Haar in die Höhe und sagte dann mit hellerem Tone: »Aber lassen wir das jetzt gut sein, mein lieber Freund! Es sind nicht die Vorfälle des gestrigen Abends, welche mich hieher geführt und die mir Kummer verursachen; es sind vielmehr die Vorfälle des heutigen Morgens.«

Doktor Flecker blickte den langen Schreiber erstaunt und fragend an.

»Ich erzählte Ihnen,« fuhr dieser mit seiner gewöhnlichen Ruhe fort, »von dem Briefe, den ich mich veranlaßt sah, vor einiger Zeit an meinen bisherigen Prinzipal zu schreiben; er wollte indessen meine Entlassung nicht annehmen, und so blieb ich denn in seinen Diensten bis vor einer halben Stunde.«

»Und jetzt haben Sie Ihre Schreibstube wirklich verlassen?« fragte der Armenarzt mit ernstem Blicke.

»Für immer, – nachdem ich aufs gröblichste beleidigt worden; – nachdem man mich wie einen Buben behandelt, nachdem man eine entsetzliche Beschuldigung gegen mich ausgesprochen.« – Bei diesen letzten Worten zitterte seine Stimme, und er drückte mit den Händen fast die Lehnen des Armsessels zusammen, auf welchem er saß. »Eine Beschuldigung gegen mich – Don Larioz, gegen einen Spanier von edler Familie, gegen einen Mann, der – ich kann es mit gerechtem Stolze sagen – die Treue

selbst war, der seinem Herrn gedient mit besten Kräften, mit redlichem Willen, freilich nur mit der Feder, aber ohne Furcht und Tadel.«

Der Doktor ließ sich langsam von der Lehne des Sopha's auf den Sitz hinab gleiten; ja er stellte seine Pfeife in die Ecke, ehe er sagte: »Sie sehen mich aufs höchste überrascht, erstaunt. Ich verstehe in der That nicht, von welcher Art von Beschuldigung Sie eigentlich reden.«

»Mein ehemaliger Prinzipal, Doktor Plager,« versetzte der Spanier sehr gemessen und langsam, »vermißt ein Papier, das allerdings auf unerklärliche Weise verschwunden ist, ein Papier, in gewissen Händen von Wichtigkeit, mit Einem Worte: das Concept zum Testament des Grafen von Helfenberg.«

»Ah!« machte der Armenarzt.

»Was könnte mir an diesem Concepte liegen?« fuhr Don Larioz fast heftig fort. »Und doch beschuldigte er mich mit einfachen Worten, von dem Verschwinden dieses Papieres Kenntniß zu haben. Ist das nicht unerhört?«

»Das ist allerdings unerklärlich und tief verletzend für Sie. Aber Sie werden ihn mißverstanden haben; er sprach wohl im Eifer Dies und Das, und Sie, aufgeregt, wie Sie nun einmal waren, entnahmen aus seinen Worten das Schlimmste für sich.«

»Seine Worte waren klar und deutlich,« sprach Larioz, indem er die Augenbraunen finster zusammen zog; »so deutlich, daß, wenn er bei jener Scene nicht noch mein Prinzipal gewesen wäre, der überhaupt nur die Feder zu führen versteht, ich auf anderem Wege Rechenschaft und

Genugthuung von ihm verlangt hätte. – Doch davon später. Glauben Sie mir, lieber Freund, ich war weder aufgeregt noch unaufmerksam. Er beschuldigte mich mit deutlichen Worten; in seinen Augen bin ich ein gewöhnlicher, ganz gemeiner Dieb.«

Der Spanier sprang so hastig in die Höhe, daß die kleinen Hunde, welche schmeichelnd näher geschlichen waren, voll Schreck unter das Bett zurückfuhren und von dort her ihren Unmuth durch lautes Gebell kund gaben; dann trat er ans Fenster, legte die Stirn an die Scheiben und blickte in den sonnigen Tag hinaus.

»Wollt ihr schweigen, verdammte Bestien!« rief der Armenarzt, der innerlich froh über diese kleine Unterbrechung war, den Thieren zu. »Wollt ihr euer Gekläffe lassen, ungerichtetes Volk! – Ja, das ist allerings über alle Beschreibung,« wandte er sich hieraus an den langen Mann. »Da kann ich ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie die Schreibstube augenblicklich verließen. Aber was denken Sie von der ganzen Geschichte? Sollte das Papier in der That nicht verlegt worden sein?«

»Das ist unwahrscheinlich; wir haben auch alle Orte, wo es sein könnte, aufs Genaueste untersucht. – Daß er es in jene Mappe gelegt, und sogar in meinem Beisein, das muß ich zugeben.«

»Und kannten Sie den Inhalt des Conceptes?«

»Er theilte mir Einiges daraus mit, was aber für mich ohne alles Interesse war.«

»Waren es Legate?«

»Ich glaube so.«

»Nannte er Namen?«

»Wenn ich nicht irre, ja. Da jedoch, wie schon bemerkt, die ganze Sache für mich ohne alles Interesse war, so achtete ich nicht darauf und habe die Namen, die er mir genannt, völlig vergessen.«

Der Doktor war dicht vor seinen Freund hingetreten, hatte einen der Knöpfe von dessen Rock gefaßt und drehte ihn zwischen den Fingern, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas sprach, wofür er große Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wollte.

»Wenn das verlorene Concept,« sagte er, »wie Sie vorhin bemerkten, für Jemand von Interesse sein kann, so ist es nur für eine Person, die in dem Testamente bedacht war, und deßhalb wäre es von großer Wichtigkeit, wenn Sie im Stande wären, sich des Namens einer solchen Person zu entsinnen. Strengen Sie Ihr Gedächtniß an und erinnern Sie sich irgend einiger Worte des Advokaten, mit denen er Ihnen von dem Concepte redete.«

Don Larioz legte nachsinnend die Hand an die Stirn, während ihm der Doktor mit gespannter Aufmerksamkeit zuschaute und dabei sagte: »Sprach er vielleicht von lachenden Erben, von einem entfernten Verwandten oder so etwas? Besinnen Sie sich, es ist viel daran gelegen.«

»Das Einzige, was mir rememberlich,« versetzte der Schreiber nach längerem Nachdenken, »ist, daß er von Freunden des Grafen sprach, namentlich von einem, bei dem das ausgesetzte Legat wie ein Tropfen Wasser auf den heißen Stein seiner Schulden fallen werde. – Ja, das

waren seine Worte. Auch meinte er, die Legatarien würden viel darum geben, wenn sie von den Legaten Kenntniß erhalten könnten.«

»Nannte er die Namen Fremont oder Tondern?« fragte hastig der Armenarzt.

»Ich glaube wahrhaftig, das waren die beiden Namen, die er genannt,« gab der Andere eifrig zur Antwort.

»Oh, oh,« rief der Doktor, indem er den Knopf seines Freundes losließ, hastig im Zimmer auf und ab schritt und mit den Händen gestikulirte wie Jemand, der seine Augen zu Hülfe nimmt, um sich eine Sache, über welche er nachdenkt, zurecht zu legen und klar zu machen. »Ja, ja, Tondern und Fremont,« murmelte er; »die Beiden waren an jenem Abende auch da; ich sah wohl ihre seltsamen Gesichter, als sich das Testament als ein mystisches erwies. – Dieser Tondern, ein lockerer Geselle, ein anrühiger Charakter, das weiß Niemand besser als ich. Wo habe ich ihn doch neulich gesehen? – Richtig! bei einem Polen, zu dem man mich rief. Ja, bei jenem Polen, der ein ebenso verdächtiger Kerl ist wie der Herr von Tondern. – Gleich und gleich gesellt sich gern; das kann mir Niemand abstreiten. – Apropos,« wandte er sich an Don Larioz, indem er plötzlich vor demselben stehen blieb, »Sie haben doch gewiß von einem Grafen Czrabowski gehört?«

»Ob ich von ihm gehört habe!« antwortete lächelnd der Spanier.

»Dieser sogenannte Graf ist ein Bekannter des Herrn von Tondern und soll ja, wie man hört, die Schwägerin

Ihres früheren Prinzipals heirathen. Sie werden mir zugeben, lieber Freund, daß das ein kleiner Lichtstrahl ist.«

»Eine ganze Illumination,« sagte feierlich der lange Schreiber, während er seine Hand gewichtig auf den Arm des kleinen Arztes legte. »Dieser Czrabowski ist es, auf den mein Verdacht fiel, ehe ich noch wußte, daß er mit Leuten wie Herr von Tondern, die im Testamente bedacht sind, in Verbindung stehe. Sie wissen, unsere Bureaux sind gut verschlossen, ein Einbruch hätte bemerkt werden müssen, und was soll auch ein gewöhnlicher Dieb mit den Papieren machen? Dieser Czrabowski aber,« sagte er in sehr langsamem und gewichtigem Tone, »war an mehreren Abenden in der Schreibstube des Doktor Plager unter Umständen, welche ihm gestatteten, ein ganzes Dutzend Conceptione mit gehöriger Ruhe auszusuchen und zu sich zu stecken.«

»Der Teufel!« sagte erstaunt der Armenarzt. »Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß es und kann es nöthigenfalls beweisen,« erwiderte Larioz mit einem Ausdrucke, der dem Anderen deutlich sagte, er könne oder wolle sich jetzt nicht näher erklären.

»Sie werden mir zugeben, lieber Freund!« rief der Doktor händereibend aus, »daß uns das in diesem Labyrinth vor uns einen festen Faden in die Hand gibt. Lassen Sie mich ihn ergreifen, und ich getraue mir fast einen Ausweg zu finden. Nicht wahr, Sie wollen mich gewähren lassen?«

Der Spanier nickte mit dem Kopfe.

»Was Ihre anderen Sachen anbelangt,« fuhr der kleine Doktor launig fort, »so folgen Sie meinem Rath und bemühen sich, die Dinge um sich her mit nüchternen Blicken zu betrachten. Ihr Streben, den Unglücklichen zu helfen, den Bedrängten beizustehen, ist jedenfalls sehr lobenswerth; doch beherzigen Sie die alten vortrefflichen Sprichwörter: Was dich nicht brennt, das blase nicht – kehre vor deiner eigenen Thür, und wo es dich nicht juckt, da kratze auch nicht. Es gibt viele Menschen, die wollen gar nicht, daß man ihnen hilft; auch ist die Zeit vorüber, wo Sie auf das Geschrei einer Jungfrau, die eingeschlossen in ihrem Kämmerlein sitzt, mit Schild und Schwert herbeieilen können, um ihre Verfolger zu Boden zu werfen. Leider gibt es in unseren verderbten Tagen bedrängte Damen genug, denen es gar nicht lieb ist, wenn man sie aus ihrer Bedrängniß errettet, und die dem Helfer des Teufels Dank dafür wissen. Geben Sie mir zu, daß ich in diesen Punkten Recht habe, und lassen Sie sich auch nicht so tief mit jener Rotte Korah ein, die im Reibstein ihr Wesen treibt.« –

Don Larioz schaute mit einem schwärmerischen Blicke zum Fenster hinaus, und ein mitleidiges Lächeln spielte über seine Lippen, als der Andere so sprach. – »Sie sind eine andere Natur, lieber Doktor,« gab er alsdann zur Antwort, »und verstehen den Drang nicht, der in der Brust eines ritterlichen Mannes liegt, den Bedrängten und Hülflosen beizustehen, wo es möglich ist – oder, um mich anders auszudrücken, Sie verstehen diesen Drang wohl, wenden ihn aber auf Ihre eigene Art an. Auch Sie suchen

ja Nothleidende und Kranke auf, pflegen sie, lindern ihre Leiden und thun dasselbe, was auch ich mir zum Lebensziel vorgesteckt, nur mit andern Mitteln. Sie heilen mit zarten Salben und milden Latwergen, Sie bekümmern sich um die Wirkungen – ich habe es mit den niederträchtigen Ursachen zu thun; Sie spenden den Bedrängten Trost, ich suche den Bedränger selbst zu vernichten, und dabei ist Ihr Streben gewiß nicht minder groß und edel als das meinige. Ich habe schon oft gedacht,« setzte er mit einem Seufzer hinzu, »ob es nicht besser wäre, in Ihre Fußstapfen zu treten und, über Ihr Wirken noch hinaus gehend, mich als büßender Bruder und Krankenwärter in irgend ein Lazareth aufnehmen zu lassen. Auch das wäre eine herrliche Bestimmung, ein schöner Beruf, in dem man viel Gutes stiften könnte.« –

Als der Spanier so sprach, blitzte sein Auge, und er blickte mit einem unbeschreiblich gutmüthigen Ausdrucke über Dächer und Schornsteine hinweg in die weite blaue Ferne, wobei er dann nicht bemerkte, daß ihn der Doktor fast wehmüthig ansah und mitleidig den Kopf schüttelte. – »Leider kann ich ja nicht zu Pferde,« fuhr er fort, »wie ich wohl möchte, mit Schild und Lanze, tapfer zerhauen all die Ketten und Bande, womit ein Mensch den anderen zu knechten sucht.«

»Das können Sie in der That nicht,« entgegnete der Armenarzt. »Darum ist es vor der Hand besser, Alles beim Alten zu lassen, und wenn Sie mir wohl erlauben, zu bemerken, daß es überhaupt thunlich ist, die Träumereien

zu lassen und uns mit der reellen Gegenwart zu beschäftigen, so werden Sie mir auch Recht geben, wenn ich Ihnen als Arzt sage, daß es nicht übel wäre, Ihr zerschundenes Gesicht hier und da mit Bleiwasser anzufeuchten. Auch wird ein fleischfarbenes englisches Pflaster auf Ihrer bläulichen Nase von sehr gutem Effekt sein. Was die Geschichte mit dem verlorenen Concept anbelangt, so macht es mir Freude, dieselbe in die Hand zu nehmen; es ist mir gerade, als kämen wir da an ein ganzes Nest von Schlechtigkeiten. Ich will es aufsuchen und, wenn ich es gefunden, Sie zur Bestrafung der Schuldigen herbeirufen.«

»Ohne Schonung!« murmelte der Spanier, und darauf biß er die Zähne fest auf einander.

»Wer weiß,« sagte der Doktor, »ob Sie im Verlaufe dieser Geschichte nicht sogar Ihren langen Stoßdegen gebrauchen können!«

»Das bewillige mir Gott und San Jago!«

Beide schüttelten sich die Hände und Don Larioz verließ das Zimmer.

NEUNUNDVIERZIGSTES KAPITEL. EUGENIE UND DIE FREUNDE.

In den Gärten der Stadt, in welcher unsere wahrhaftige Geschichte spielt, fing man an, die winterlichen Hüllen, womit zahlreiche weiche Pflanzen und sehr viele Bäume vor dem Froste geschützt wurden, nach und nach aufzulockern und wegzunehmen. Rhododendron und Achilleen, auch Magnolien streckten zwischen den

halbentfernten Strohecken ihre schwellenden Knospen in die schon recht warme Luft hinaus und schienen nach langem Schläfe frisch und munter aufzuathmen. Die Fenster der Frühbeete und Glashäuser wurden, wenigstens für die Tagesstunden, überall entfernt, und wo nun der Sonnenstrahl zwischen die grünen Blätter der Geranien, Heliotropen, Betunien und wie all die Pflanzen heißen mögen, behende durchschlüpfte, um auch im hintersten Winkel der Häuser nach seinen Kindern zu sehen, da brachte er zugleich mit einem sanften, angenehmen Luftzuge ein behagliches Flüstern hervor, und die älteren Pflanzen erzählten dem Nachwuchs, daß jetzt bald die Zeit komme, wo sie ihr junges Leben genießen würden, wo man sie nicht mehr hinter Glas und Strohecken hielt, wo sie in die duftende freie Erde hinaus kämen, um ihre Wurzeln auszubreiten und schöne, farbige Blüten hervor zu zaubern. Den Jungen schauerte es ordentlich vor Vergnügen, als sie von all dem Herrlichen erzählen hörten, von warmer, würziger Luft und von frischem, kühlendem Regen, vom Himmel herab oder aus der Gießkanne, und sie lauschten dabei aufs aufmerksamste all diesen Wundern, von denen die Alten erzählten, und hofften auch so glücklich zu sein, wie diese, und von ihren farbigen Blüten abgeben zu dürfen, um den Busen eines schönen Menschenkindes damit zu schmücken.

Aber nicht nur Pflanzen und Bäume warfen ihre Glas- und Strohmäntel ab, auch die Menschen schälten sich aus den dicken Pelzen und Paletots heraus und waren

ordentlich froh, endlich wieder einmal von der natürlich gewärmten Luft gefächelt zu werden.

Mit besonderer Lust erfreute sich der Portier des gräflich Helfenberg'schen Hauses, Meister Jonathan, des außerordentlich angenehmen Wetters, das als Verbote des Frühlings gekommen zu sein schien, die Menschheit auf künftige bessere Tage vorzubereiten. Der dicke Mann hatte seine schwere mit Pelz verbrämte Umhüllung an den Nagel gehängt und stand im leichten, einfachen Livreerock an seiner Glasthür, wo er die große Treppe des Hauses und zugleich den Thorbogen im Auge hatte. Er zog die Luft in vollen Athemzügen an sich und behauptete gegen den Bereiter Seiner Erlaucht, der neben ihm am Eingange lehnte, er fühle ordentlich, wie ihm das stärkend bis ans Herz dringe.

»Begreife einer die Menschen!« sagte er; »da lassen sie sich den Leib vollpfropfen mit allerhand Pulvern, Latwergen, mit des Teufels Mixturen und haben doch die besten Heilmittel für alle ihre Leiden umsonst und ungemischt, wo sie nur die Nase hinstrecken mögen. Ich kann Sie versichern, Luft und Wasser sollten eigentlich die einzige Medicin sein, die ein vernünftiger Mensch zu sich nimmt.«

»Ich für meinen Theil,« antwortete der Bereiter, indem er behaglich an sich niedersah, dann auf seine hochgewölbte Brust klopfte, »brauche auch bei einem allenfalligen Unwohlsein nie etwas Anderes als kaltes Wasser und frische Luft. Ein Bad im Flusse und darauf ein Bad in freier Luft, das ist außerordentlich stärkend. Sie aber,

Meister Jonathan, nehmen doch schon zu anderen Mitteln Ihre Zuflucht, denn häufig habe ich den Winter die Camillen-Theekanne auf Ihrem Ofen stehen sehen, und dem Boonecamp of Maag-Bitter sind Sie auch nicht abhold.«

»Das thut unsere verderbte Natur,« versetzte der dicke Portier, indem er die Unterlippe vorschob, »besonders aber, daß wir in der Jugend unseren Magen an dergleichen Getränk gewöhnt. Hätte ich Kinder, ich ließe alle ihre Krankheiten mit Luft und Wasser kuriren; darauf können Sie sich verlassen. Am Ende ist Camillenthee und Maag-Bitter auch etwas ganz Ungekünsteltes und unter die Hausmittel zu rechnen, und da mir, wie gesagt, Wasser und Luft leider nicht mehr recht dienen wollen, so kann ich dagegen mit Stolz sagen, daß ich von allem Gebäu der Apotheke gänzlich fern geblieben bin und an mir und an Bekannten schon die glänzendsten Kuren mit Hausmitteln gemacht habe. Ich sage Ihnen, es geht nichts über Hausmittel.« – Er dämpfte seine Stimme und legte die rechte Hand an den Mund. »Ja, Freund, ich habe Kuren gemacht und bei Kuren mitgeholfen, wenn ich davon sprechen wollte, Sie würden Ihr blaues Wunder hören. O Hausmittel, nichts über Hausmittel! – Man sollte dem Manne, der das erste Hausmittel angewandt hat, ein Denkmal setzen; ich zahlte gern meinen Thaler dazu. – Was bringt unseren guten Herrn, den Gott erhalten und stärken möge, so wunderbar wieder auf die Beine? – Hausmittel.«

»Wozu Sie auch wohl gerathen haben, Meister Jonathan?« sagte der Bereiter mit einem pfiffigen Lächeln.

»Davon spricht man nicht,« entgegnete der Portier; »genug, das Resultat ist da und durch Anwendung der einfachsten Hausmittel erreicht. Glauben Sie mir, ich habe einen ungeheuren Respekt vor diesem kleinen Doktor Flecker. Ein Capitalkerl, und gibt sich gar nicht so das Ansehen wie die anderen, als habe er den Verstand löffelweise gegessen und sei es ihm deßhalb ein Leichtes, ihn auch löffelweise wieder von sich zu geben. Der behandelt Sie spielend, ohne übermäßig viel an den Puls zu greifen oder Sie jeden Augenblick zur Fratze zu machen, indem er Sie die Zunge herausstrecken läßt. Er sagt: *Bon jour* Meister Jonathan, wie geht's? wir schlafen nicht ordentlich? – Ja wohl, Herr Doktor, sage ich. Wir haben keinen Appetit. – Uebelkeiten! – So ist's. – Pumps dich! habe ich einen Camillenthee, höchstens etwas Senfteig unter die Füße. Das ist gerade so wie der Werk auf dem Laden; ich sage Ihnen, der Mann tappt niemals an Einem herum.«

Damit stieß Jonathan den Bereiter mit dem Knöchel seiner rechten Hand freundschaftlich auf die Brust, wahrscheinlich um denselben zu einer Anerkennung der Verdienste des Doktor Flecker zu vermögen, die auch nicht ausblieb, denn der Bereiter gab kopfnickend zur Antwort: »Ja, ein vortrefflicher Arzt, das ist nicht zu läugnen. Wenn es bei mir einmal etwas zu flicken geben sollte, so wende ich mich an keinen anderen.«

Der dicke Portier hatte seine Hände auf dem Rücken vereinigt, schob seine Unterlippe vor und wiegte den schweren Kopf auf und nieder.

»Mit dem gnädigen Herrn,« sagte er alsdann, »war es Matthäi am Letzten; ich sage Ihnen, man konnte sehen, wie sein Lebenslicht immer schwächer brannte, und ich dachte oft daran, daß es endlich ganz erlöschen müsse. Und was hat der arme Herr nicht alles gebraucht! Welche Medicinen, Bäder, von allen möglichen Aerzten verschrieben! Und gerade, daß wir damals mit diesen Aerzten verkehren mußten, ist wohl daran schuld, daß ich das ganze Geschlecht derselben hassen gelernt.«

Er ballte bei diesen Worten seine Faust und drohte still vor sich hin. – »Zu Zweien und Dreien waren sie oftmals droben und hielten für des Herrn Grafen schweres Geld Consultationen. Glauben Sie aber, daß sie die Wahrheit sagten, um die Seine Erlaucht sie dringend bat? Nicht ein Einziger, das kann ich Sie versichern. Oben in den Zimmern sprachen sie voll Hoffnung und voll Ueberzeugung vom Gelingen einer neuen Kur; auf der Treppe aber, da zuckten sie mit den Achseln und meinten: natürlicher Weise kann da Alles nicht mehr helfen; da geht so ein junger Herr her, vergeudet seine Lebenskraft – so sprachen sie – und meint dann, das ließe sich alles wieder herstellen. So waren Alle einig über den Grund der Krankheit Seiner Erlaucht, lächelten hochmüthig, wenn unser eins sich eine schüchterne Frage oder Einrede erlaubte. Wissen Sie, das hat mich oft geärgert, wenn sie so händereibend vor mir standen, mit hoch erhobener Nase, und mit

dem gewissen Lächeln zu einander sagten: es ist das und das Uebel, wir können uns darin nicht irren. – Ja, prosit die Mahlzeit! und sie haben sich doch geirrt.«

»Nicht wahr,« meinte der Bereiter beistimmend, indem er mit dem Kopfe nickte, »man spricht von einer Vergiftung?«

»Man denkt nur so etwas,« versetzte wichtig der alte Portier; »aber man spricht nicht gern darüber. Wenn das Uebel aber da liegt, was ich, unter uns gesagt, zuversichtlich glaube, so ist dem der kleine Armenarzt zuerst auf die Spur gekommen und hat die Krankheit da angegriffen, wo sie allein zu bewältigen ist.«

»Durch Hausmittel?« fragte lächelnd der Bereiter.

»Durch Hausmittel!« erwiderte bestimmt der Andere, »Wassertrinken, frische Luft, Kräuterbäder, namentlich das Letztere. Ich sage Ihnen, oft duftet es droben in den Zimmern, wie in einem Walde zur Zeit des gesegneten Monats Mai, wenn es geregnet hat.«

»Dem mag nun sein, wie ihm will, so ist das nicht abzusprechen, daß Seine Erlaucht sich seit den letzten Monaten wie durch Zauberkraft geändert hat. Ist er doch gestern wieder im Reithause zu Pferde gestiegen! Meister Jonathan, ich bin ein alter Soldat, aber mir trat das Wasser in die Augen, als mir Seine Erlaucht mit einem so unaussprechlich freudigen Blicke sagte: Ich glaube wahrhaftig, es geht wieder. Und es ging in der That wieder so, daß die Stallleute, die dabei standen, Maul und Nase aufsperrten. Natürlich fehlte noch viel gegen früher, doch

muß ich Ihnen gestehen, daß ich erst beim Anblicke des Herrn zu Pferde wieder wirkliche Hoffnung gefaßt habe.«

»Und wie er die Treppen steigt!« meinte der Portier mit leuchtendem Blick; »ja, das ist was ganz Anderes als im vergangenen Herbst. Seht, wenn mir unser Herrgott in meinen alten Tagen noch einmal die Freude gäbe, das erlauchte Haus im alten Glanz und in der alten so nothwendigen Pracht erstehen zu sehen, nur auf kurze Zeit die Freude ließe, dann wollte ich meinen Amtsstab mit Freuden für immer in die Ecke stellen. – Jetzt aber,« unterbrach er sich plötzlich, indem er sich lauschend in den Thorweg vorbeugte, »wollen wir ihn zur Hand nehmen,« denn mein geübtes Ohr sagt mir, daß Besuch kommt.«

Bei diesen Worten griff er nach seinem Stocke, der hinter ihm am Treppengeländer lehnte und der heute ein viel leichter war als noch vor kurzer Zeit, wo Jonathan bei dem dicken Pelzüberwurfe eine förmliche silberne Keule zu tragen pflegte. Er verstand es, Unterschiede zu machen.

In Betreff des ankommenden Besuches hatte er sich nicht geirrt; denn schon nach wenigen Augenblicken schossen ein paar flüchtige Pferde unter den Thorbogen, und der Kutscher auf dem Bock des kleinen Broughams, der herein rollte, ließ seine Thiere im scharfen Trabe gehen bis an die Treppe, um dieselben dort kurz und elegant zu pariren, wobei er freundlich lächelte, und sowie der Wagen stand, den Knopf seiner Peitsche auf den rechten Schenkel aufstützend, regungslos sitzen blieb und

nur sein gekniffenes rechtes Auge Meister Jonathan, sowie dem Bereiter einen freundlichen Gruß spendete.

Baron von Breda sprang aus dem Wagen, und das Zurücktreten des Portiers, sowie dessen tiefe Verbeugung sagten ihm ohne Frage und Antwort, daß Graf Helfenberg zu Hause sei. Ehe er aber die Treppen hinanstieg, wandte er sich an den Bereiter mit der Frage, wie die gestrige Tour im Reithause abgelaufen sei.

Während der Stallmeister Seiner Erlaucht dem genaueren Freunde desselben und trefflichen Reiter und Pferdekennner hierüber einen weit genaueren und umständlicheren Bericht erstattete, als er vorhin Meister Jonathan gegeben, ersuchen wir den geneigten Leser, mit uns die Treppen hinan zu eilen, um einen Augenblick vor dem Baron von Breda im Schreibkabinette des Hausherrn anzukommen.

Hier war das große Fenster weit geöffnet, und Sonnenglanz drang mit angenehmer warmer Luft in das Zimmer. Graf Helfenberg stand an seinem Schreibtische, auf welchem er leicht die rechte Hand gestützt hatte, und seine ganze Haltung zeigte an, daß es ihm ungleich weniger Mühe mache, selbst ohne Stock sogar längere Zeit aufrecht zu stehen, als noch vor wenigen Wochen. Auch hatte sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck angenommen; seine immer noch etwas schlaffen, bleichen Züge drückten nicht mehr gänzliche Hoffnungslosigkeit aus, sie sprachen nicht mehr von dem Ende eines gewaltsam zerstörten Lebens, sie zeigten nicht mehr jenes erschreckende unheimliche Muskelspiel, dessen Eindruck

noch erhöht wurde durch die fieberhaft leuchtenden Augen – nein, diese Züge waren ruhiger geworden, sie gaben das Bild eines Mannes, der lange an einer schweren Krankheit darnieder gelegen, gänzlich aufgegeben, der nun aber auf einmal wieder empfindet, daß doch noch eine Heilung für ihn möglich sei, und auf dessen Gesicht sich dieses wonnige Gefühl in neu erwachter Hoffnung rührend ausspricht. Seine Lippen zuckten nicht mehr, wie sie das früher gethan, sie waren leicht geöffnet, hatten sich wieder sanft geröthet und zeigten, was ihm allein noch von der Frische und dem Glanze der Jugend übrig geblieben war – seine herrlichen Zähne. Auch die Augen hatten, wie schon bemerkt, jenen Glanz verloren, der, ein Beweis von fieberhafter Aufregung, erschreckte, und fast unerträglich wurde, wenn der Graf längere Zeit über etwas mit Interesse sprach. Daß der Stock, auf den er sich bis jetzt bei jedem Schritte gestützt, nicht mehr neben dem Tische, sondern in einer entfernten Ecke lehnte, war ebenfalls ein gutes Zeichen.

Der Jäger Klaus stand vor seinem Herrn und schien ihm gerade etwas berichtet zu haben, was diesem wichtig genug erschien, um in gespannter Aufmerksamkeit einen Schritt näher zu treten.

»Nun,« sagte er, »wie ich aus Erfahrung weiß, hat es immer etwas ganz Besonderes zu bedeuten, wenn sich Herr François bei dir sehen läßt. Ist's nicht so?«

»Ja, Erlaucht, es war immer so – und auch dieses Mal wieder,« setzte Klaus zögernd hinzu.

»So laß hören. Viel Gutes wird es nicht gewesen sein; denn wenn der Italiener redselig wird, wie du mir sagst, daß er gewesen, so hat er eine Absicht dabei. Sonst ist dieser Kerl verschlossen wie ein Grab.«

»Er kam also zu mir,« berichtete der Jäger, »erkundigte sich nach dem Befinden Eurer Erlaucht, sprach über Dies und Das, erwähnte auch des Hauses des Barons von Breda, und dabei des gnädigen Fräulein Eugenie.«

Die Stirn des Grafen verfinsterte sich, als er kurz fragte: »Und was wußte er über sie?«

»Es war eigenthümlich,« gab Klaus lächelnd zur Antwort, »daß, so redselig auch François vorher war, er nun mit einem Male zurückhaltend wurde, so wie er die junge Dame genannt hatte.«

»Maske!« sagte der Graf. »Und alsdann nahmst du das Gespräch auf?«

»Allerdings nahm ich es auf; ich sagte, wie leid es mir thue, das liebe Fräulein nicht mehr zuweilen zu sehen; wie alle so dächten, die das Glück hätten, in ihrer Nähe verweilen zu dürfen, wie es jetzt bei den Eltern des Fräulein Eugenie so einsam sein müsse und, wie das stille Haus des Herrn Baron von Breda jetzt gewiß nicht mehr zu kennen sei, seit sich das gnädige Fräulein dort befindet.«

»Nun?« sprach fast ungeduldig der Graf.

»François gab alles das zu, er war des Lobes der jungen Dame voll, und sagte: Man könnte den Mann in Wahrheit glücklich schätzen, der ihre Hand erhalten würde.«

»So, so? Und darauf gingst du ein?«

»Natürlicher Weise. Ich meinte, das gnädige Fräulein sei doch noch zu jung, um schon ans Heirathen zu denken. – Euer Erlaucht werden mir verzeihen, aber ich erzähle gerade so, wie es war und wie wir unter uns zu sprechen pflegen.«

»Das hoffe ich,« gab Graf Helfenberg zur Antwort und setzte dann hastig und augenscheinlich mit großem Interesse hinzu: »Du sagtest also, Eugenie sei noch zu jung zum Heirathen; nun –?«

»Darauf lächelte François auf seine seltsame Weise und meinte, das fänden gewisse andere Leute durchaus nicht.«

»Gewisse andere Leute – wen meinte er damit?«

»Die Namen ließ er mich lange vergeblich errathen.«

»Du wirst sie mir aber hoffentlich in kürzerer Zeit sagen!«

»Er nannte den Herrn von Tondern, der – »

»Bah! was will der Tondern!« rief der Graf mit Geringschätzung.

»Verzeihen Erlaucht, er nannte den Herrn von Tondern, der im Auftrage des Herrn Baron von Fremont bei der gnädigen Frau von Braachen gewesen sei und –«

»Ah! Fremont, das ist schon etwas mehr, aber auch nicht viel. – Der Graf schlug die Arme über einander und wandte sich dem Fenster zu, wo er eine Zeit lang tief nachdenkend in die Gegend hinausblickte, dann schüttelte er mit dem Kopfe und sagte, indem er sich an den Jäger wandte: »Freund Klaus, mir scheint, der listige Italiener hat dir ein Märchen aufgebunden; ich glaube von der

ganzen Geschichte nicht ein Wort. Verstehe mich wohl,« setzte er hastig hinzu, als er bemerkte, wie ihn der alte Diener erstaunt, fast betrübt anschaute, »ich meine, daß François dir, zu Gott weiß welchem Zwecke, diese gewiß falschen Neuigkeiten mitgetheilt. Glaubst du nicht auch,« fragte er dringend, »daß der Kammerdiener seine Gründe haben könnte, von einer derartigen Verbindung zu fabeln?«

»Dazu könnte er vielleicht seine Gründe haben,« erwiderte der Jäger nach einer Pause; »aber ebenso gut könnte er einen Zweck damit verbinden, mir von einer wirklichen Thatsache zu sprechen. Was er in diesem Falle erreichen will, kann ich nicht errathen; daß aber François mich nicht ohne Absicht in sein Vertrauen zog, wissen Euer Erlaucht besser als ich.«

»Das ist richtig,« versetzte Graf Helfenberg, nachdem er einen Augenblick nachgedacht. »Dieser Mensch hat noch nie etwas ohne Absicht gethan. – Du hast Recht, Klaus, etwas könnte da vorgefallen sein. Aber Fremont, was sollte er denken? Meint denn dieser Fremont,« fuhr er heftiger werdend fort, aber wie mit sich selber sprechend, »er brauche nur zuzugreifen, um diese wunderbare Blüthe an seine leere Brust zu stecken? – Und Tondern sei da gewesen? – Wahrscheinlich, um das Terrain zu recognosciren. – Dahinter steckt irgend eine Schelmerrei. – Gott sei Dank!« sprach er mit einem Blicke, den er durch das Fenster an den blauen Himmel emporsandte, »ich fühle wieder Kraft in mir, um das arme Mädchen noch bei meinen Lebzeiten schützen zu können.«

Der Graf verbarg die rechte Hand auf seiner Brust und ging mit so raschen und festen Schritten im Zimmer auf und ab, daß der alte Jäger die Hände faltete, ihm mit frohem Blicke und einem unendlich glücklichen Lächeln nachschaute und dann mit der Hand über sein Gesicht und seinen Bart fuhr.

»Die Sache hat bei alle dem keinen rechten Verstand,« sprach Graf Helfenberg mit halblauter Stimme, als er wieder an das Fenster getreten war. »Dieser Fremont – im Grunde ein guter Kerl – ist sparsam, in gewissen Fällen geizig, dabei ein speculativer Kopf. Wie oft haben wir ihn im Scherze ermahnt, endlich einmal seine Junggesellenwirthschaft aufzugeben, und beständig die Antwort erhalten: Sucht mir ein schönes, vor allen Dingen aber ein reiches Mädchen! Und die letzte Bedingung mußte er stellen, denn er hat nicht so viel, um von dem Seinigen allein mit einer Frau anständig leben zu können. – Wenn ich todt wäre,« fuhr er mit einem trüben Lächeln fort, »so begriffe ich wohl, daß er und vielleicht noch mancher Andere sich um die herrliche, schöne und reiche Besitzerin der Stromberg'schen Güter bewerben würde.«

Der junge Mann versank in tiefes Nachsinnen, in ein Nachsinnen, das wohl Anfangs peinliche Gefühle in ihm erweckte, denn sein Blick verfinsterte sich, er preßte die Lippen auf einander und drückte die zusammengeballte rechte Hand fest auf die Ecke des Schreibtisches; dann aber klärten sich seine Züge wieder auf, er athmete tief, und um seinen zierlichen hübschen Mund spielte

ein, wengleich wehmüthiges, Lächeln, als er nach einem leichten Seufzer sagte: »Und wenn auch! Ist es nicht meine Absicht gewesen, sie, die ich so innig, die ich so herzlich liebe, glücklich zu machen? Soll ich Neid und Eifersucht bis über das Grab hinaus tragen, und soll ich es ihr nicht gönnen, wenn sie mit ihrem warmen Herzen an der Seite eines Gatten glücklich lebt, nachdem mein Herz, das nur für sie schlägt, erkaltet ist und stille steht? – Ah, ich bin doch ein schwacher Mensch mit widerstrebenden Gefühlen! Fort mit dem Ausmalen von Gedanken, gegen die meine innige, uneigennützigte Liebe am Ende doch nicht siegreich ankämpfen könnte! Eugenie, Eugenie! Wie kann man Jemand so lieben, wie ich dich liebe!«

Graf Helfenberg legte beide Hände an seine Stirn, warf dann einen langen, langen Blick hinüber nach den fernen Bergen, wo ein dunkles Tannenholz die Stelle bezeichnete, die ihm die süßesten Augenblicke seines Lebens bei jedem Anblicke so wahr und lebendig ins Gedächtniß zurückrief.

»– Für deine Nachricht danke ich dir bestens, Klaus, und was das andere anbelangt, so vergiß nicht, mir die Stunde genau und so früh als möglich anzugeben. Du glaubst also wirklich, daß sie kommen wird? Ich kann mir's noch nicht denken. Es würde mich zu glücklich machen,« setzte er leise hinzu. – »Aber spare keine Mühe und sei meiner Dankbarkeit gewiß.«

Die Thür zum Schreibzimmer wurde geräuschlos geöffnet, und der Kammerdiener des Grafen meldete den Herrn Baron von Breda, der schon auf der Treppe sei.

»Sehr willkommen!« sagte der Hausherr und machte gegen Klaus eine freundliche Handbewegung, worauf dieser augenblicklich verschwand. Graf Helfenberg hatte sich eben in den Sessel niedergelassen, der vor dem Schreibtische stand, als George von Breda ins Zimmer trat. Dieser sah etwas bleicher aus als gewöhnlich, und auf seinem Gesichte war ein gewisser Ernst zu lesen, den man sonst nicht an ihm gewohnt war. Doch klärte sich seine Stirn auf, als er sah, wie ihm sein Freund so heiter, fast fröhlich die Hand entgegenstreckte und ihm mit frisch klingender Stimme einen guten Tag wünschte.

»Gott sei Dank!« sagte der Baron, nachdem er den Grafen einen Augenblick aufmerksam betrachtete, »dein Be-reiter, mit dem ich drunten so eben sprach, scheint nicht übertrieben zu haben. Es geschehen wahrhaftig Wunder. Du hast dich in den paar Tagen, in welchen ich dich nicht gesehen, wieder auf merkwürdige Art verändert.«

»Ja, der Himmel sei gelobt, ich fühle mich in der That wohler. Und wenn das nicht einzig und allein der belebende Hauch des Frühlings ist oder der Anfang des Endes, wo die Lebensgeister, wie man sagt, sich noch einmal zum letzten Aufflackern zusammenraffen, so könnte ich in den für mich unerhörten Fall kommen, wieder ein klein wenig Hoffnung zu schöpfen.«

»Nicht ein klein wenig,« gab der Baron mit Wärme zur Antwort, »eine große Hoffnung. Für deine Freunde, die dich lieben, spricht sie aus deinem vollkommen veränderten Blicke, aus deinen wieder gerötheten Lippen. Dein Arzt muß ein Wunderthäter sein.«

»Das gerade nicht,« entgegnete lächelnd Graf Helfenberg, »er hat sich nur die Mühe gegeben, meinen Zustand von einer anderen Seite zu betrachten, als es seine vornehmeren Collegen bis jetzt gethan.«

»Entgegen deren Ansicht,« fiel ihm George von Breda ins Wort, »schreibt er deine Krankheit einer Vergiftung zu, wie man hört. Hast du denn deinen früheren Aerzten nie auf eine ähnliche Spur geholfen?«

»Ich habe ihnen vom Anfange meiner Krankheit,« sprach ruhig der Hausherr, »nicht weniger erzählt als dem Doktor Flecker, habe aber wohl ihre Blicke verstanden, mit welchen sie einander anschauten, ihr leichtes Achselzucken, und daraus, wie auch aus den Mitteln, welche man bei mir hartnäckig anwandte, kam es, daß ich am Ende ihrer Ansicht beipflichtete.«

»Nun, dieser Arzt kam noch zur rechten Zeit,« sprach der Baron und legte dabei seine Rechte mit einem herzlichen Drucke auf die feine Hand des Grafen; »der Himmel sei für das Ungefähr gepriesen, welches ihn dir zugeführt.«

»Amen!« sagte Graf Helfenberg mit weicher Stimme; dann hielt er seine Hand ein paar Sekunden lang vor die Augen und schaute, als er sie wieder entfernte, mit einem Ausdrücke stiller Freude abermals nach den fernen Bergen hin.

Der Anblick derselben brachte ihm mit einem Male wieder das Gespräch lebhaft vor die Seele, welche er vorherhin mit dem Jäger Klaus geführt und das ihn fast noch stärker beschäftigte als sein eigenes Leiden mitsammt

den Hoffnungen zu denen er wohl berechtigt war. Wenn die Sache von François nicht erfunden war, so mußte George darum wissen; George aber war als sehr schweigsam bekannt und der gewandteste seiner Freunde nicht im Stande, ihm mit den feinsten Redekünsten etwas zu entlocken, das er nicht zu sagen beabsichtigte. – Sprechen wir ihn darüber, dachte der Graf, während sein Freund vor den Kamin getreten war und sich dort eine Cigarre anzündete. Sagen wir ihm gerade ins Gesicht, was ich gehört, vielleicht gesteht er in der Ueberraschung mehr als bei einem leise führenden Gespräch.

Der Baron hatte sich einen Fauteuil an den Schreibtisch gerollt, ließ sich darauf nieder und blickte in die sonnebeglänzte Landschaft hinaus.

»Das sind prachtvolle Tage,« sagte er, »und wenn uns die nicht betrügen, so werden wir ein unvergleichliches Frühjahr haben.«

»Gewiß unvergleichlich,« gab der Graf zur Antwort; dann aber richtete er sich etwas in die Höhe, schaute seinen Freund mit einem Lächeln an und sprach, indem er demselben seine Hand darreichte: »Du hast mir zu meinem veränderten Aussehen Glück gewünscht, es ist nicht mehr als billig, daß ich dir Gleiches mit Gleichem vergelte. Eine Gratulation aber über deine vortreffliche Gesundheit wirst du nicht von mir erwarten; ich habe diese nie anders gekannt, und deßhalb gilt mein Glückwunsch einem frohen Ereigniß, welches nächstens deinem Hause bevorsteht.«

Seine Stimme schwankte ein wenig, als er so sprach, auch blickte er mit großer Spannung auf die Züge seines Freundes, die keine kleine Erwartung zeigten. »Wie man vernimmt,« fuhr Graf Helfenberg in langsamem Tone fort, »ist ja deine schöne und liebenswürdige Nichte im Begriff, eine Verbindung mit unserem gemeinschaftlichen Freunde, dem Baron Fremont, einzugehen.« – Er hatte es nicht über sich gewinnen können, das Wort Heirath auszusprechen. Seine Worte aber machten einen gewaltigen Eindruck auf Herrn von Breda.

Mit einem starren Blicke schaute dieser den Grafen an; er zuckte ordentlich zusammen, worauf er vergeblich zu lächeln versuchte; er brachte auch kaum mühsam hervor: »Wer sagt das? Woher hast du diesen Unsinn?«

Graf Helfenberg fühlte einen plötzlichen Schmerz in der Brust, als er die Erschütterung seines Freundes bemerkte. Ja, es war etwas daran, sonst hätte ihm George von Breda unbefangen geantwortet und ruhig lächelnd die Achseln gezuckt, wie er in ähnlichen Fällen zu thun pflegte.

»Verzeihe mir, wenn ich vielleicht indiscret war und eine Sache zur Sprache brachte, die noch geheim gehalten werden soll. Ich kann dir aber versichern, daß die Quelle, aus welcher ich meine Nachricht habe, ebenso wenig eine schlechte ist, wie sie auch nicht für mich allein fließt.«

»Und diese Quelle?« brachte George von Breda mühsam hervor.

»Thut ja nichts zur Sache,« antwortete der Graf ausweichend. »Mir schien das Ereigniß wichtig genug, um

dir für die schöne junge Dame meine besten Wünsche zu übergeben. – Willst und kannst du sie annehmen?«

Diese letzten Worte waren von einem ängstlichen Blicke begleitet, den aber der Baron nicht zu bemerken schien. Er warf den Kopf unmuthig auf und sagte nach einer Pause mit rauhem Tone: »Und wenn etwas Wahres an dieser Geschichte sein könnte, würdest du mir und Eugenien gratuliren?«

Ah, es ist so! dachte der Graf mit tiefem Schmerz. Doch zwang er sich zu einem Lächeln, als er versetzte: »Ich würde dir in der That meinen Glückwunsch lieber für etwas Anderes dargebracht haben. Aber,« setzte er kaum hörbar hinzu, »des Menschen Wille ist sein Himmelreich.«

George von Breda hatte den Fauteuil, in welchem er saß, mit einem kräftigen Ruck auf die Seite gedreht und schleuderte die Asche seiner Cigarre weit von sich. »Thu mir die Liebe, Hugo,« sprach er alsdann mit starker Stimme, »und nenne mir deine Quelle; ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht Leute gäbe, die sich ein Geschäft daraus machen, durch Ausbreiten von dergleichen Nachrichten die Betreffenden vorzubereiten, wenn nicht gar zu compromittiren. Ich bitte dich dringend, sage mir, woher hast du diese Nachricht?«

»Ich will – dir daraus – kein Geheimniß machen,« erwiderte der Andere, wobei seine Worte durch tiefe Athemzüge getrennt wurden. »Vorher aber erkläre mir, wie ein so wunderbares Mädchen, wie Eugenie sein soll, mit einem Fremont, fürlieb nehmen kann.«

»Das wäre am Ende zu erklären,« gab Baron von Breda mit einem finsternen Blicke zur Antwort: »unerforschlich sind die Launen der Weiber; nicht zu berechnen ihr Geschmack. Doch stehen hier die Sachen anders. Ich will dir nicht läugnen, daß es mir scheint, als wenn Fremont sich in der That um die Hand Eugeniens bemühen möchte. – Aber deine Quelle!«

»Also von einer von beiden Seiten projektirten Verbindung,« gab der Graf, die Frage seines Freundes überhörend, zur Antwort, »ist noch nicht die Rede?«

»Glaube meiner Versicherung,« versetzte George von Breda unmuthig, »was ich selbst weiß, kommt aus einer dritten Hand, welche sich für diese Verbindung leider zu interessiren scheint. Aber jetzt sage mir, woher hast du deine Nachricht? «

»Auch aus einer dritten, vielleicht einer vierten Hand,« erwiderte Graf Helfenberg mit einem Lächeln, welches Beruhigung ausdrückte. »Mittelbar von dem Kammerdiener der Baronin von Braachen.«

»Ah, dieser Schurke!« rief Herr von Breda aus. »Siehst du, wie wahr es ist, daß es Leute gibt, welche von einer solchen Verbindung sprechen, um die Betreffenden zu compromittiren!«

»Also Alles in Allem genommen, hat Fremont um die Hand deiner Nichte angehalten?«

»Gott soll mich bewahren! So weit sind wir noch nicht,« sagte der Baron erschrocken. »Die Sache liegt einfach so: Fremont hat durch Tondern anfühlen lassen, was

die Mutter Eugeniens von dieser Verbindung halten würde, und die Mutter Eugeniens,« setzte er mit einem unheimlichen Lachen hinzu, »scheint dieser vortheilhaften Verbindung nicht abgeneigt zu sein.«

»Und deine Frau?«

Der Andere zuckte mit den Achseln. »Auch ihr scheint es nicht unpassend, Eugenie – Baronin Fremont nennen zu hören.«

»Und du?« fragte Graf Helfenberg mit steigender Angst.

»Ich?« rief George von Breda, indem er in großer Erregung aufsprang, »nie! nie!« Dabei warf er seinen kräftigen Arm wie abwehrend von sich, um gleich darauf sein »nie! nie!« mit weicherer Stimme zu wiederholen. »Was will dieser Fremont? Was fällt ihm ein, so plötzlich, ohne alle Vorbereitung seine Hand zu öffnen, um dieses wunderbare Geschöpf an sich zu ziehen, sie zu nehmen, wie man irgend eine Waare kauft? – Ich habe mir immer gedacht,« sprach er mit bewegtem Tone, »wer ein Mädchen wie Eugenie die Seinige nennen will, der muß sie leidenschaftlich lieben, der muß sich ihr demüthig nahen, innig und herzlich um sie werben, der muß in namenloser Spannung auf ihre Augen schauen, zusammen schauern bei einem kalten Blick, himmelhoch aufjauchzen, wenn sie ihn liebend ansieht. – So meine ich.«

»Ja, das müßte er,« pflichtete der Graf träumerisch bei. Er war den Worten seines Freundes gefolgt; dieselben aufs innigste mit empfindend, hatte er die Aufregung nicht bemerkt, mit der George von Breda sprach, nicht

dessen flammendes Auge, nicht die ganze wilde Gluth, die in eben diesen Worten lag, namentlich in dem Tone, mit dem der sonst so ruhige Mann sie hervorstieß.

»Und so ein Fremont,« fuhr der Baron gemäßigter fort, »der seit Jahren dieses Mädchen sah, ohne so viel dabei zu denken, als ich beim Betrachten dieses herrlichen Frühlingstages, kommt nun daher, um eine Rose an seine Brust zu ziehen, die doch wahrlich nicht für ihn erblüht. – Findest du das begreiflich?« – Er schlug heftig die Arme über einander.

»Bei jedem Anderen wohl,« sagte Helfenberg, vor sich niederblickend, »bei Fremont nicht, der ruhig, kalt und berechnend ist.«

»Das ist auch meine Idee. – Du wirst dich erinnern, Hugo, wie oft wir diesem Fremont in Scherz und Ernst zusprachen, sich zu verheirathen. Was war seine beständige Antwort? Sucht mir eine Partie, meine Zukünftige – dieser triviale Ausdruck tritt mir immer wieder vor die Seele – muß schön und reich sein.«

»Schön ist Eugenie,« meinte der Graf.

»Aber reich ist sie nicht,« sprach der Andere. »Hätte ihn ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit gewonnen, so müßte er, wie ich vorhin sagte, schon lange demüthig – im Staube um sie geworben haben. – Wahrhaftig, Hugo,« fuhr er nach längerem Nachsinnen fort, wenn ich mir die Sache recht überlege, so ist es mir gerade, als sei diesem Mädchen unverhofft ein ungeheures Vermögen zugefallen, von dem Fremont plötzlich Kenntniß erhalten. Dann

ließe sich seine Handlungsweise, wie wir ihn kennen allenfalls erklären.«

Die letzten Worte George von Breda's hatten einen gewaltigen Eindruck auf den Grafen hervorgebracht. Er drückte beide Hände auf die Lehne seines Stuhles und wollte sich plötzlich erheben, sank aber wieder auf den Sitz zurück, wie Jemand, der, statt zu handeln, eine Sache tief und lange überlegen will; er beugte sich vornüber, stützte den Kopf in seine Rechte und blickte gedankenvoll schweigend vor sich nieder.

Der Baron hatte einen hastigen Gang durchs Zimmer gemacht, und als er nun wieder an den Schreibtisch trat, fragte er: »Bist du nicht auch meiner Ansicht, daß Fremont einen uns unbekanntem Beweggrund haben muß, sich um die Hand Eugeniens zu bewerben? Ich für meinen Theil lasse mir nun das einmal nicht nehmen, vermag aber diesen Beweggrund trotz emsigen Nachdenkens nicht aufzufinden. – Eugenie hat kein Vermögen.«

»Wie man sagt, hat sie kein Vermögen,« bemerkte Graf Helfenberg, und während er das sprach, war es ihm vollkommen klar, welcher Beweggrund den Baron von Fremont leitete, wenn er sich um die Hand Eugeniens bewarb. Er hätte lächeln können, wenn er nicht zu schmerzlich bewegt gewesen wäre. Es hatte Jemand von dem Inhalte seines Testaments Kunde erhalten, und vielleicht, daß der Advokat sogar selbst geplaudert.

»Daß, wenn es von mir allein abhinge,« nahm George von Breda das Wort wieder auf, »ich Fremont eine sehr kurze Antwort geben würde, brauche ich dir wohl nicht

zu sagen. Aber wenn ich auch sonst Herr in meinem Hause bin, so ist dies doch ein Punkt, wo ich durchaus nicht frei zu handeln vermag.«

»Ich verstehe,« sagte Helfenberg mit leiser Stimme, und obgleich er es glaubte, verstand er doch die Situation seines Freundes nicht.

»Da ist meine Frau,« fuhr dieser fort, »die sich, wie alle Weiber für dergleichen, auch für diese Heirath zu interessiren scheint, nicht, weil sie besonders viel auf Fremont hält, sondern, weil es gerade der Erste, der sich gemeldet, und weil es ihr ganz anständig erschien, das junge Mädchen Baronin Fremont nennen zu hören. Dasselbe ist bei der Mutter Eugeniens in viel höherem Maße noch der Fall; man hat ihr Fremont als ziemlich wohlhabend, als anständig, sparsam – was weiß ich! – geschildert.«

»Diese Eigenschaften besitzt er auch alle,« sagte düster der Graf.

»Meinetwegen!« rief George; »aber das sind doch, bei Gott, keine Eigenschaften, die ihn berechtigen, gerade die Hand dieses Mädchens zu verlangen. Ich werde einen schweren Stand haben.«

»Aber du wirst doch einen Widerstand versuchen?« fragte ängstlich der junge Mann.

Ein unbeschreiblich wildes Lächeln fuhr über die Züge des Barons, dann preßte er die Hand vor die Stirn und sprach: »Ob ich ihn versuchen werde! Man hat mir noch nie etwas mit Gewalt entrissen; ich bin in gleichgültigen Dingen fest geblieben, und hier, wo es sich um das Wohl und Wehe – – eines armen, guten und liebenswürdigen

Mädchens handelt, sollte ich schwach genug sein, nachzugeben?»

»Was meinst du, George?« fragte der Graf nach einer kleinen Pause, indem er wie zerstreut zum Fenster hinausblickte, »wenn sich vielleicht eine andere, bessere, das heißt reichere Partie zeigte, da würden deine Frau und Schwägerin vielleicht nicht mehr an Fremont denken?«

Der Baron wandte seinem Freunde mit einem Ausdrucke des Schreckens das Gesicht zu, und entgegnete dann: »Da müßte sich ja die ganze Welt verschworen haben, gerade die Hand dieses einen Mädchens zu verlangen. Wie kommt dir diese Idee? – Zum Glück,« setzte er sich vergessend hinzu, »sind die guten und reichen Partien nicht so häufig, als ihr alle wohl glaubt.«

»Ah!« machte Helfenberg lächelnd, »mir scheint, guter George, du bist ebensosehr dagegen, daß Eugenie Fremont heirathet, als daß sie überhaupt Jemand ihre Hand reiche.«

»Habe ich das gesagt?« fragte der Andere überrascht.

»Oder suchst du als umsichtiger Pflegevater lange und prüfend, um für Eugenie einen vollkommen Würdigen zu finden? Darin hast du recht, aber Alles läßt sich nicht leicht in Einer Person vereinigen.«

»Muß denn überhaupt ein junges Mädchen, sobald es die Kinderschuhe ausgetreten hat, schon gleich aus allen ihren Illusionen gerissen werden, um in die graue Wirklichkeit einzutreten?«

»So nennst du das in die graue Wirklichkeit treten, wenn man sich mit Jemand, den man liebt, verheiratet?«

»Mit Jemand, den man liebt, das ist etwas ganz Anderes. Aber Eugenie kennt diesen Fremont kaum und denkt gewiß nicht daran, nur das geringste Interesse für ihn zu empfinden.«

»Sie liebt überhaupt nicht?« fragte zögernd Graf Helfenberg. »Das heißt, ich wollte sagen,« setzte er sich verbessernd hinzu, »sie scheint etwas kalt und unempfänglich zu sein?«

»Das glaube ich nicht. Das Mädchen hat eine starke und empfängliche Seele, und wenn sie einmal etwas angreift, so wird sie es mit Gluth und Leidenschaft festhalten. Jetzt aber ist ihr Herz noch eine fest verschlossene Blumenknospe.«

»Glücklich der, dem sie sich einst erschließt,« sprach der Graf so leise vor sich hin, daß George von Breda, der obendrein nachsinnend zum Fenster hinaussah, nichts davon verstand.

Der Kammerdiener hatte schon von ein paar Sekunden geräuschlos die Thür geöffnet, und da keiner der beiden Herren im Eifer des Gespräches auf ihn zu achten schien, so hustete er leicht, worauf ihm der Hausherr den Kopf zuwandte und ihn fragend ansah.

»Herr Doktor Flecker,« sagte der Diener, »lassen fragen, ob Euer Erlaucht für ihn zu sprechen seien.«

»Doktor Flecker,« gab der Graf zur Antwort, »braucht sich nie melden zu lassen; wenn ich mich zu Hause befinde, weiß er wohl, daß ich immer für ihn sichtbar bin.«

»Es ist keine seiner gewöhnlichen Stunden,« erlaubte sich der Kammerdiener zu bemerken.

»Ich weiß es und bitte ihn, augenblicklich zu kommen. – Du verzeihst mir, George, wandte sich Graf Helfenberg an seinen Freund; »sei so gut und gehe einen Augenblick in meinen kleinen Salon; ich bin gleich wieder für dich.«

»Ich ziehe mich lieber ganz zurück,« antwortete Herr von Breda, indem er seinen Hut nahm und dem Hausherrn die Hand reichte. »Ich habe noch einige Gänge zu machen und wäre auch nicht aufgelegt, mit einem Fremden eine Unterhaltung zu führen.«

»Sehe ich dich bald wieder?« fragte dringend der Graf. »Es interessirt mich, über die eben verhandelte Angelegenheit etwas Näheres zu erfahren, wenn mein Verlangen keine Indiscretion ist.«

»Gewiß nicht, und obgleich ich sonst mit Niemand darüber spreche, will ich dich doch benachrichtigen, was sich in der Geschichte Neues begeben.«

»Morgen vielleicht?«

»Sowie ich etwas erfahre.«

George von Breda verließ das Zimmer, und wenige Sekunden nachher trat der Armenarzt Doktor Flecker herein.

»Ich freue mich recht sehr, lieber Doktor,« rief der Graf dem Arzte freundlich entgegen, »daß Sie einmal von Ihrer Gewohnheit abgehen und mich auch zu anderen

Stunden besuchen. Sie waren bis jetzt wie eine richtig gehende Uhr: Morgens mit dem Schlage Acht und Abends mit dem Schlage Neun öffnete sich die Thür, und mein lieber Freund und Arzt trat herein.«

»Euer Erlaucht werden mir erlauben, Ihnen meinen besten Dank zu sagen für Ihre höchst schmeichelhaften Worte, mir aber auch gewiß beipflichten, wenn ich hinzufüge, daß Pünktlichkeit nicht nur die Höflichkeit der Könige, sondern auch die Schuldigkeit der Aerzte ist. Dieses Mal komme ich aber nicht als Arzt, sondern als Mensch.«

»Als solcher kommen Sie immer,« bester Freund, erwiderte Graf Helfenberg, indem er dem Anderen freundlich die Hand schüttelte und ihn bat, sich an den Fauteuil niederzulassen, den George von Breda eben verlassen.

»Die außergewöhnliche Stunde, in der ich jetzt hier erscheine,« begann der Doktor ohne Umschweife, »wird Euer Erlaucht sagen, daß mich etwas Außergewöhnliches hieher getrieben.«

»Und ich wäre glücklich,« unterbrach ihn der Hausherr verbindlich, »wenn dieses Außergewöhnliche ein Wunsch wäre, den ich zu erfüllen im Stande bin. Aber Doktor Flecker gibt nur, er verlangt leider nie.«

»Das kann noch so stark kommen, lachte der Armenarzt, »daß es selbst für die bekannte Großmuth Eurer Erlaucht zu viel werden könnte. – Doch zur Sache! Euer Erlaucht werden sich eines langen, sonderbaren Menschen erinnern, der vor einiger Zeit das Glück hatte, Sie in Aufträgen seines Prinzipals, des Rechtsconsulenten Doktor Plager, sehen und sprechen zu dürfen?«

»Mein Don, mein Spanier!« rief lustig der Graf. »Ob ich mich seiner erinnere! Sein eigenthümliches, aber treuherziges Wesen hat mir außerordentlich gefallen. Warum kam er nicht wieder zu mir? Ich hatte ihn darum gebeten und letzthin auch Sie ersucht, ihn mir zu schicken. Wahrhaftig, ich mag ihn leiden.«

»Er wäre heute selbst mit mir gekommen,« lachte der kleine Arzt, »aber er hat sich bei einem Accident eine blaue Nase geholt, die ihn hindert, sich vor Eurer Erlaucht sehen zu lassen.«

»Er muß recht komisch mit seiner blauen Nase aussehen,« sagte der Graf. »Ich weiß nicht, dieser Mann kommt mir vor wie der verkörperte Don Quixote.«

»Und hat auch Vieles von dem scharfsinnigen Edlen der Mancha; er ist voll komischer Einzelheiten, die ein vollkommen nobles, treues und in jeder Hinsicht zuverlässiges Gemüth bedecken,« bemerkte Doktor Flecker ernst. – »Er hatte in den letzten Tagen eine Differenz mit seinem Prinzipal, die sich heute Morgen zu einem förmlichen Bruch gesteigert, als nämlich Doktor Plager beim Durchsehen seiner Papiere ein Concept vermißte, das ihm von Wichtigkeit war und das entwendet zu haben, er Grausamkeit und Taktlosigkeit genug hatte, seinen Schreiber zu beschuldigen.«

»Das ist stark! – Und Don Larioz?«

»Suchte mich auf, erzählte mir die Geschichte, wobei er zugab, daß dieses wichtige Concept wirklich auf unerklärliche Art verschwunden sei, weshalb ich mich veranlaßt sah, mit Euer Erlaucht darüber zu sprechen.«

»Und da werde ich den Doktor Plager kommen lassen und ihn freundlich ersuchen, seinem Schreiber den ungerechten Verdacht abzubitten? – Mit Vergnügen.«

»Erlaucht werden mir erlauben, zu bemerken, daß wir soweit noch nicht sind; es handelt sich vorderhand um ein verloren gegangenes Concept, welches die Geschäfte Euer Erlaucht betrifft.«

»Meine Geschäfte?« fragte Graf Helfenberg erstaunt. »Ein Concept in den Händen des Doktor Plager? – Teufel auch!« setzte er auf einmal mit der größten Lebhaftigkeit hinzu, »sollte es ein Concept meines Testamentes sein?«

»So ist es,« antwortete ruhig der Arzt.

»Das Concept meines Testamentes wäre verloren gegangen! dasselbe Concept, welches Doktor Plager hier in meiner Gegenwart entworfen, in welchem ich die Güter von Stromberg – »

»Ich kenne den Inhalt nicht,« unterbrach Doktor Flecker den Grafen schnell und mit Beziehung.

»Ah! dann wird mir Vieles klar. Dieser Fremont ist ein Speculant! Saubere Freunde das! Ich versichere Sie, mich interessirt diese Sache aufs höchste. Bitte, fahren Sie fort, wenn Sie mir noch mehr zu berichten haben.«

»Vorderhand nicht mehr viel,« gab der Armenarzt achselzuckend zur Antwort. »Das Concept ist, wie gesagt, verschwunden, und auch Herr Larioz meint, daß es aus der Schreibstube entwendet worden sei.«

»Aber wie? auf welche Art? von wem? Es muß nothwendig dabei Jemand die Hand im Spiele haben, den eine Clausel meines Testaments interessiren kann.«

»Das ist auch unsere Ansicht.«

»Und Sie haben keinen Verdacht?«

»Don Larioz wohl; er hat eines Abends unter seltsamen Umständen einen Mann in der Schreibstube getroffen, der durch eben diese Umstände Zeit und Gelegenheit hatte nach einem Papiere, von dessen Existenz er vielleicht Kenntniß hatte, zu suchen.«

»Und wer ist das?« fragte Graf Helfenberg in großer Spannung.

»Ein gewisser Graf Czrabowski! Ob er Euer Erlaucht bekannt ist, weiß ich nicht.«

»Czrabowski!« rief der Graf aus. »Ob er mir bekannt ist!« setzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu. Dann warf er ungestüm eine Mappe auf, die neben ihm lag, und reichte dem Doktor einen Brief, worin Czrabowski für eine reiche Unterstützung dankte, die er vor einiger Zeit von Graf Helfenberg empfangen.

Während der Armenarzt dieses Papier durchlas, warf der Graf einen fast triumphirenden Blick auf die fernen Berge und sprach zu sich selber: Nichts kann klarer sein, dieser Czrabowski ist mir von Tondern empfohlen; Tondern ist die rechte Hand Fremonts, sein vertrauter Rathgeber; mir scheint, diese Herren haben da einen hübschen Spitzbubenstreich unternommen.«

»Ich sehe,« sagte lächelnd Doktor Flecker, indem er das Papier zurückgab, »Euer Erlaucht kennen diesen sogenannten Grafen Czrabowski von seiner wahren Seite.

Ich machte seine Bekanntschaft, weil er mir die Ehre anthat, mich zu einer Consultation rufen zu lassen. Ich traf dort einen gewissen Herrn von Tondern.«

Diese letzten Worte sprach er absichtlich mit großer Langsamkeit und scharfer Betonung; doch wäre dies nicht nothwendig gewesen, um die Aufmerksamkeit des Grafen zu erregen, der dem Doktor gespannt in die Augen blickte und nun ausrief: »Tondern! nicht wahr, Tondern? Er und Baron Fremont haben diesen Czrabowski veranlaßt, das Concept aus der Schreibstube des Rechtsconsulenten zu entwenden. Ich versichere Sie, nichts kann richtiger sein.«

»So glaubt auch Larioz; wie er mir im Vertrauen sagte, wäre es für die eben genannten Herren von Wichtigkeit, von dem Inhalt des Testaments Euer Erlaucht zu erfahren.«

»Eine Erfahrung, die ihnen, bei Gott im Himmel, nichts nützen soll,« sprach bitter der Graf.

»Mein Freund, Don Larioz,« fuhr lächelnd der Arzt fort, ist begreiflicher Weise aufs tiefste verletzt durch die Beschuldigung seines ehemaligen Prinzipals. Denken sich Euer Erlaucht diesen erregbaren Kopf, mit seinem Gefühle als spanischer Edelmann, der er in der That ist, edel, großmüthig, uneigennützig, voll des romantischen Dranges, den Unterdrückten dieser Welt zu helfen, Trug und Heuchelei, wo er sie findet, aufzudecken und zu bestrafen, und nun auf einmal beschuldigt zu werden, seinem Herrn, dem er mit seltener Treue anhing, ein werthvolles Papier entwendet zu haben! – Und ein solches Papier

ist in den Augen dieser Leute eine kostbarere Sache als ein Sack voll Gold. Aus allen diesen Gründen will nun Larioz nicht ruhen, bis es ihm gelungen, den Entwender des Conceptes zu erforschen, um so seine Unschuld zu beweisen. Natürlicher Weise ist aber wohl seine Kraft zu schwach, um gegen die Intriguen der Herren Czrabowski und Consorten etwas zu vermögen. Und deßhalb habe ich mir erlaubt, die Sache Euer Erlaucht vorzutragen, um von Ihnen für meinen langen Kranken Schutz und Hülfe zu erbitten.«

»Die ihm im reichen Maße, nach allen meinen Kräften zu Theil werden soll,« sprach der Herr des Hauses, wobei er sich lebhaft von seinem Sessel erhob. »Sagen Sie das unserem theuren Spanier, und ersuchen ihn, sich trotz seiner blauen Nase so bald wie möglich bei mir sehen zu lassen. Ich muß noch mehr von den näheren Umständen erfahren, worauf ich mich dann dieser Sache mit allen mir zu Gebot stehenden Mitteln – und mir stehen einige zu Gebot – annehmen werde.«

Der Doktor hatte sich ebenfalls erhoben und erlaubte sich, dem jungen Manne, der nun nahe vor ihn hintrat und den er liebte und verehrte, treuherzig seine Rechte zu reichen, die dieser innig zwischen seinen Händen drückte, dann wieder los ließ und nun mit seinen Fingern leicht an dem Arme des Doktors hinauf fuhr, bis er seine rechte Hand auf der Schulter des kleinen Mannes ruhen ließ.

Mehrere Sekunden lang sprach Keiner von Beiden, und der Armenarzt schaute fast verstohlen in das offene Gesicht des jungen Grafen, der dem eigenthümlichen Ausdrucke der Augen nach neben ihm hinaus in weite, weite Fernen zu blicken schien.

»Doktor,« sprach er nach einer längeren Pause mit sehr weicher Stimme, »Sie werden mir das Zeugniß geben, daß, wie ich aufs vertrauensvollste Ihren Rathschlägen folgte, ich Sie auch nie mit unnöthigen Fragen belästigte. Vielleicht war es die Furcht, die mich bisher abhielt, etwas Trauriges zu erfahren; vielleicht auch hatte ich bis vor wenigen Stunden nicht das große Interesse, eine Frage mit Wahrheit beantwortet zu wissen, wie ich es nun habe. Erlassen Sie mir, mich jetzt näher zu erklären; später werde ich dem treuen Freunde nicht vorenthalten, was jetzt in meinem Herzen vorgeht. Aber das ist so gewaltig, daß ich mir, wenn auch widerstrebend, erlauben muß, eine Frage an Sie zu stellen, eine Frage, die ich Sie aber bei allem, was Ihnen heilig ist, beschwöre, mir aufrichtig und ehrlich zu beantworten.«

Der kleine Arzt, der wohl wußte, um was es sich bei dieser Frage handle, blickte dem Grafen offen in das Gesicht und nickte schweigend mit dem Kopfe.

»Ich setze keine Allwissenheit bei Ihnen voraus,« fuhr Graf Helfenberg nach einem tiefen Athemzuge fort, »aber Sie sollen mir offen und ehrlich sagen, ob nach menschlicher Berechnung mein Leiden gehoben werden kann, ob Sie glauben, daß ich meine vollkommene Gesundheit wieder erlange.«

Der Blick, mit welchem bei diesen Worten der junge Mann das Gesicht des Arztes streifte, – nur streifte, war ein unbeschreiblich banger und rührender; er sandte ihn auch gleich darauf wieder in die Landschaft hinaus und bemühte sich darauf, gleichgültig auszusehen, während sein Ohr mit aller Spannung, mit aller Aufmerksamkeit, deren es fähig war, dem Munde des Arztes sich zuwandte:

Ueber die Züge des Doktor Flecker flog ein Lächeln, doch war er schon im Begriffe, ebenso ernst zu antworten, wie ihn der Graf gefragt, als er, sich eines Anderen besinnend, heiter den Kopf aufwarf und, sein vergnügtes Lächeln wieder aufnehmend, freilich mit etwas gerührter Stimme sagte: »Wozu diese feierliche Frage, bester Herr Graf? Kann ich sie Ihnen besser beantworten als Ihr eigenes Gefühl, als die wieder erwachende Lebenslust, die aus Ihrem Auge strahlt? – Sie haben Recht, wir sind nicht allwissend, Gott ist das allein, und unser Wissen und Können ist weniger als Stückwerk. Aber,« setzte er mit seltsam zitternder Stimme hinzu, weil er in die erwartungsvollen Augen des jungen Mannes, blickte, »wenn sich nach finsterner Nacht unser Horizont mit rosigem Lichte bezieht, so haben wir einen klaren und glänzenden Tag zu erwarten. Das rosige Licht Ihres Lebenstages sehe ich deutlich wieder erscheinen auf Ihren Lippen, die nicht mehr krankhaft zucken wie vor Monaten, auf Ihrem Gesichte, das eine andere Form anzunehmen beginnt. Ja, ich bin fest überzeugt, Sie haben noch einen

langen und heiteren Lebenstag vor sich; das ist meine wahre Ansicht: ich schwöre es Ihnen feierlich.«

Bei diesen Worten stieg ein unnennbar süßes Lächeln auf den edeln und nun wieder schön erscheinenden Zügen des jungen Grafen auf.

»Dank, Dank!« flüsterte er; »ich fühle, wie mich Ihre guten Worte gekräftigt. Lassen Sie mich jetzt, lieber Freund, ich bin in diesem Augenblicke nur eines Gedankens fähig – Dank, Dank und tausend Mal Dank gegen ein gütiges Wesen dort oben, das mir Sie, einen freundlichen Boten, gesandt, gegen Sie, der mir Trost und Hülfe gebracht. Dank, Dank, tausend Mal Dank!«

»Amen!« sagte der Arzt und verließ mit leisen Schritten das Gemach.

Der junge Mann blieb am Fenster stehen, streckte beide Hände weit von sich, und während er mit seinen innigen Blicken unverwandt das dunkle Tannenholz am fernen Horizonte betrachtete, sprach er mit dem Ausdrucke der glühendsten Liebe:

»So könnte ich vielleicht in diesem Leben doch noch glücklich werden!«

FÜNFZIGSTES KAPITEL. SELBSTQUÄLEREIEN.

Es gibt in der Welt nichts Schrecklicheres, nichts Grausameres als Selbstquälerei; nichts wird schonungsloser betrieben, als in vielen Fällen das Wüthen auf diese Art gegen seine eigene Person. Und dabei wird es uns so leicht, die schwächsten Seiten unseres Opfers aufzufinden, da wir eben dieses Opfer selbst sind und deßhalb

auch unsere schwächsten Seiten, unsere verwundbarsten Stellen am besten kennen; und der Selbstquäler treibt dieses Geschäft meist ohne Ruhe und Rast, ohne Aufhören.

Ein anderer Peiniger hat doch Augenblicke, wo er von seinem Schlachtopfer ablassen muß; er kann sich nicht immer bei seinen Quälereien aufhalten, er muß doch sich und dem unglücklichen Geschöpfe, das er quält, zuweilen einige Ruhe gönnen, wäre es auch nur zur Zeit des Schlafes. Nicht so der Selbstquäler. Läßt dieser sich doch während des langen Tages und während eines großen Theiles der Nacht, wenn er sich ruhelos auf seinem Lager hin und her wirft, nicht eine Sekunde lang aus seinen herz- und gemüthzerfleischenden Krallen; ist doch sein Ohr auch zugleich das des Unglücklichen; ja, noch mehr, sind doch seine Gedanken auch die des Anderen, und jeder, den er im Kopfe sich selbst zur Qual gebiert, macht den Kreislauf durch sein aufgeregtes Gehirn, durch sein erhitztes Blut, um wie ein immer neuer Keulenschlag auf den armen Kopf zurück zu fallen. Und er kennt dabei keine Schonung; für alles, was andere Menschen ihm gethan oder zu ihm gesagt, hat er die giftigsten Auslegungen; er bemerkt sogleich die Schlange, die hinter jedem harmlosen Worte lauert; er fühlt, daß das Lächeln seines Nebenmenschen nur Maske ist, und sieht als Fortsetzung eines freundlichen Grußes, eines lieblichen Lächelns von schönem Munde hämisches Naserümpfen, verächtliches Achselzucken. Und wie sieht und hört der Selbstquäler! Sein

Ohr reicht meilenweit, und es ist für ihn eine Kleinigkeit, um die Ecke zu schauen.

Nach dieser unserer Schilderung, die gewiß nicht übertrieben ist, sollte man glauben oder wenigstens hoffen, die Gattung der Selbstquäler sei wenig zahlreich. Aber dem ist leider nicht so; die Selbstquäler sind ein zahlloses, weitverzweigtes Geschlecht, zu ihnen gehört mancher, der es sich nicht einmal bewußt ist, sie finden sich in jedem Alter, von jenen kleinen Geschöpfen an, welche mit Stolz die ersten Höschen tragen, bis zu jenen verlebten Gestalten, die ohne Stolz die letzten anziehen; dazu in jedem Stande, bei Arm und Reich, bei Vornehm und Gering. Glaube nicht, geliebter Leser, daß du eine Ausnahme machest; auch du bist Selbstquäler, wissentlich oder unbewußt, vielleicht in diesem Augenblicke, wenn du anfängst, dieses Kapitel zu lesen, und dabei den Gedanken hegst, es nehme dir einen Theil deiner kostbaren Zeit und gehöre doch eigentlich nicht zu der Geschichte, die wir dir erzählen wollten. Auch wir sind Selbstquäler, sehr Selbstquäler; doch gehört das nicht hieher; wir wollen vielleicht ein ander Mal darüber sprechen!

Ja, Tausende und aber Tausende von uns haben sich selbst gequält von jener glückseligen Zeit an, wo sie noch in die Schule gingen, bis heute, wo, Gott mag es wissen, welcher Grund sie zu ihren Selbstquälereien veranlaßt. Damals betrachteten wir das Röckchen unseres Nachbars oder dessen Tafel, sein Federmesser, oder was es sonst

war, fanden das alles viel schöner und fragten uns, ohne ihn gerade zu beneiden: Warum sind meine Sachen nicht so neu oder reich? Daran schloß sich eine ganze Kette von Selbstquälereien, und steigerten sich diese bis zum Unerträglichen, wenn wir, auf morgen ein strenges Strafgericht vorhersehend, während des Abends und vor dem Einschlafen Zahl und Geschmack der Prügel mit einer sehr lebhaften Knaben-Phantasie uns aufs furchtbarste vergegenwärtigten – Prügel, die vielleicht am anderen Tage gar nicht erschienen. Oder wenn *sie*, für die wir schon damals schwärmten, an uns vorüber ging, ohne uns eines Grußes zu würdigen, unsere Veilchen verschmähte und dafür die Vergißmeinnicht jenes langen tölpelhaften Schlingels nahm, der mit uns in der gleichen Bank saß und beständig ein impertinentes Lächeln bereit hatte, wenn wir eine Frage nicht beantworten konnten, die ihm eine leichte war. O schreckliche Stunden, die darauf folgten, wo wir uns die Werthlosigkeit der eigenen Person mit so schrecklichen Farben auf feuchten Kissen vormalten, wo wir es uns erklären konnten, nachdem wir einen schüchternen Blick in den Spiegel geworfen, daß sie die Vergißmeinnicht dem Veilchen vorzog, wo wir überzeugt waren, es nie zu begreifen, warum das verfluchte Quadrat der Hypothenuse gleich sei mit jenem dummen Quadrat der beiden Katheten, wo wir selbst einsehen, daß wir nie etwas Rechtes lernen würden und uns also wirklich nur die Wahl blieb zwischen Tambour und Schneiderlehrling, wie uns unser Vater prophezeite!

Vorbei! – Die Tage folgen einander, aber gleichen sich nur in den Selbstquälereien, die wir nicht lassen können und welche mit jedem Tage stärker werden. Dabei ist es eigenthümlich, wie sehr sie sich bei manchen Unglücklichen steigern, wenn jene Zeit herannaht, wo man in der That verliebt ist. Da entwickelt sich aus der gewöhnlichen Selbstquälerei eine ebenso furchtbare Schwester, die Eifersucht, und was die eine erfährt, oder auch nur erdenkt, das flüstert die andere hohnlachend in unser Ohr. Die Beiden zusammen aber verwandeln uns vollkommen, und sind wir schon vorher aufgeregter Natur gewesen, so werden wir jetzt förmliche Narren; haben wir uns aber bis dahin ein ruhiges Temperament bewahrt, so ist alsdann die Zeit gekommen, wo wir uns ruhelos umhertreiben, wie das personificirte schlechte Gewissen, wo sich unser heiterer Blick trübt und wir selbst am hellen Mittag Schatten und Gespenster zu sehen glauben.

George von Breda war einer von den Glücklichen, die früher wenig oder gar nicht unter Selbstquälereien gelitten; er war eine ruhige harmonische Natur, mit Philosophie genug, um das Leben gerade so zu nehmen, wie es sich ihm darbot, und mit der Kraft eines vollkommen gesunden Gemüthes, welches sich allen Einflüsterungen heiter entgegenwarf und nicht an Schlangen dachte, wenn es Rosen vor sich sah! Auch er hatte sich in letzter Zeit geändert, auch ihn hatte der Dämon der Selbstquälerei heimgesucht. Wie hatte er bis hieher so ruhig, so vollkommen glücklich das liebliche Mädchen

betrachtet, das um ihn spielte wie ein heiterer Sonnenstrahl, das sein Herz, seinen Geist erfreute wie ein frischer Frühlingstag, an dem ja auch er seinen Antheil hatte, und den für sich allein besitzen zu wollen ja wohl keinem Sterblichen einfallen wird! Wie war ihm alles so wunderbar erschienen, was ihr Blick getroffen, was ihre Hand berührt, eigenthümlich verschönert, fast wie geweiht! Die Rose, deren Duft das junge Mädchen genossen, erschien ihm von einer eigenen, besonders schönen Art; das Wasser, welches von dem Springbrunnen auf ihre weiße Hand fiel, wenn sie dieselbe neckisch darunter hielt, war für ihn klarer und reiner als alles, was er bis jetzt gesehen; Regentropfen, die sich in ihrem dunklen Haare festhängten, erschienen ihm wie Perlen und Brillanten, und wenn er mit den Fingern leicht darüber fuhr, so konnte er sich ordentlich kindisch wundern, daß sie vergingen und nichts davon zurückblieb.

O, er war sehr glücklich gewesen, so glücklich, daß er keine Grenzen seines Glücks ahnte. Und als diese sich ihm endlich zeigten, waren sie so schroffer und drohender Art, daß er förmlich davor zurückschauderte und nur noch die schwarzen Schatten sah, welche sie auf das bisher unabsehbare Gefilde seiner Glückseligkeit warfen – finstere, unheimliche Schatten, die sich um sein schönes, großes Herz legten, es zusammendrückend, die sein sonst so klares Auge mit trüben, garstigen Schleiern bedeckten. Und durch diese Schleier erschienen ihm begreiflicher Weise alle Gegenstände entstellt und in unnatürlicher Färbung.

Als die Baronin ihm zum ersten Male von einer Verheirathung Eugeniens sprach, bebte er zusammen, weil er einen Verlust vor sich sah, den er bis dahin nicht für möglich gehalten, und weil er durch das entsetzliche Gefühl, welches ihm dieser drohende Verlust verursachte, erst recht und mit Schrecken einsah, wie er sein Herz an jenes Mädchen gekettet, wie er es liebte, grenzenlos, unaussprechlich. Schmerzlich hatte er nach diesem Geständnisse mit sich selbst gerungen, hatte es versucht, seine Vernunft walten zu lassen – vergeblich! Es gelang keinem Grunde mehr, in sein Herz zu dringen, das ganz von ihrem Bilde angefüllt war.

Die bis jetzt so ruhige, eiserne Natur George's hatte gewaltig gekämpft; der heitere Tag seines Lebens hatte sich mit schwarzen, drohenden Wolken bezogen, böse Wetter stiegen vor seiner Seele auf, deren dumpfen, rollenden Donner er zu hören vermeinte und deren endlicher Ausbruch alles das zu zerstören drohte, was ihm bisher lieb und theuer gewesen. Zuweilen leuchtete auch ein Blitz durch die Nacht seiner Seele, ein Blitz, der in Flammenschrift die Worte schrieb, welche die Mutter des jungen Mädchens zu ihm gesprochen: – Auch Eugenie! Ach, und wenn diese auflodernde Flamme ihn auch auf Sekunden klar sehen ließ, ihn vielleicht erfreute, so erschien ihm doch gleich darauf wieder die Finsterniß, welche ihn umgab, um so drückender, um so trostloser. – Auch Eugenie!

Doch hielt auch dieses tiefe Leiden nicht an; Stunden und Tage milderten es, und als er sah, wie sich Eugenie so gleich blieb, wie sie nach wie vor unbefangen und heiter

in dem Hause schaltete, so kehrte – nicht der süße Friede, der ihn bis jetzt so glücklich gemacht, in sein Herz zurück, wohl aber eine Ruhe, wenn auch keine erquickende Ruhe; es war jene nicht mehr, die ihn stundenlang heiter und zufrieden an Eugenie denken ließ, wenn sie abwesend war, oder die ihm beim Anblicke des lieblichen Mädchens ein inneres reines Vergnügen gewährte; – es war vielmehr die Ruhe, die wir uns gewaltsam aneignen, um Körper und Seele zu stärken für unabweisbare Kämpfe, jene Ruhe, die eigentlich keine Ruhe ist, sondern nur ein fieberhaftes Hinträumen, in welchem wir angstvoll jede äußere Erscheinung betrachten, jede Wolke am klaren Himmel argwöhnisch beobachten, ob sie nicht auf uns einen zerschmetternden Blitzstrahl herabsenden werde. – Auch Eugenie! O, dieses schreckliche Wort konnte sein Herz jetzt freudig erbeben machen, um ihm gleich darauf das tiefste Weh zu bereiten.

So ging es George von Breda, wenn er sich bei Eugenie im Zimmer befand und mit düsterem Blicke ihre wunderbare Gestalt betrachtete, doch dabei nur mit halbem Ohr ihren Worten lauschend. Der Galoppschlag eines Pferdes, das Rasseln eines Wagens schreckte ihn empor; es konnte ja Fremont sein oder die Mutter Eugeniens, oder sonst ein Feind, der kam, um ihm sein Glück zu entreißen. Wie hatte es ihn sonst so erfreut, dem jungen Mädchen zuzuschauen, wenn sie im Wintergarten saß, den Kopf in die Hand gestützt, und nachsinnend dem aufsteigenden Wasserstrahle zuschaute. – Jetzt beruhigte ihn ein solches Nachsinnen. Was ging durch

ihre Seele? Hatte sie ihre Mutter gesprochen, hatte sie Briefe von dieser erhalten, hatte vielleicht Fremont Mittel gefunden, sich auf irgend eine Art dem Mädchen zu nähern? Dachte sie vielleicht selbst an eine veränderte Stellung im Leben? – Entsetzlich! Machte sie vielleicht Vergleiche zwischen seinem Hause und einem eigenen?

In solchen Momenten konnte er sie fast zitternd fragen: »Woran dachtest du, Eugenie?« Und wenn sie zur Antwort gab: »Ich dachte an das kommende Frühjahr, an unser kleines Landhaus, an den herrlichen grünen Wald, an all die tausend Blumen, und an die schönen Tage, wo wir dort Besuch machen werden,« – dann durchschauerte es ihn einen Augenblick freudig, im anderen aber biß er die Zähne zusammen, ballte krampfhaft die Hand und murmelte vor sich hin: »Ah! wohl mag sie daran denken, aber dabei gewiß auch an einen anderen Begleiter, der ihr zur Seite reitet!«

Ein Wort, eine Anspielung, der Eintritt des Kammerdieners, um einen Besuch anzumelden, konnten den Baron unruhig machen; er haßte die ganze Welt, denn Alles schien sich zu bestreben, Eugeniens Aufmerksamkeit zu erregen. Früher im unbestrittenen, wengleich vollkommen harmlosen Besitze des jungen Mädchens, war er glücklich darüber, wenn alle Menschen sie bewunderten; jetzt, wo damit ein Verlust für ihn in Gefahr stand, fürchtete er ein bezeichnendes Wort, einen freudig erstaunten Blick. – O, er war sehr, sehr unglücklich! Wenn in solchen Augenblicken die Vernunft wieder in ihre Rechte trat, so konnte er mit einem tiefen Seufzer den Wunsch hegen,

sie, die jetzt sein ganzes Herz erfüllte, nie gesehen zu haben.

Wer sucht, der findet, und wer mit Eifer sucht, um so gewisser. Je ängstlicher sich der Baron vielleicht bedeutungslose Worte und Blicke Eugeniens aus ihrem Zusammenhange riß und willkürlich an einander kettete, um so eher glaubte er zu der Gewißheit zu gelangen, sie habe irgendwoher von der Werbung des Baron Fremont Kunde erhalten, und ihr Wesen sei seither verändert. Daß er selbst anders geworden war und manchmal schroff gegen sie sein konnte, einen ihrer aufrichtigsten Blicke finster erwiderte, ein Wort, das ihm außergewöhnlich erschien, barsch beantwortete, fiel ihm nicht ein; er dachte nicht an die Ursache – sondern nur an die Wirkung, und er hatte nicht Unrecht, als er endlich mit Schrecken zu bemerken glaubte, daß das junge Mädchen in seiner Gegenwart befangen wurde, daß sie ihre Augen nicht mehr so offen und frei gegen ihn aufschlug, wie früher, daß sie sich mit ihrem zartfühlenden Herzen scheu in sich zusammenzog, wie gewisse Pflanzen und Blüten bei rauher Berührung.

Wenig verminderte es seinen erwachten Argwohn, daß weder die Baronin, noch seine Schwägerin, noch sonst Jemand seit jenem ersten Male über die Verbindung Eugeniens mit dem Baron Fremont weiter mit ihm sprach. Man intrigürt im Geheimen gegen mich, dachte er; man wird nächstens mit der fertigen Sache vor mich hintreten; ich habe alsdann nur noch Ja zu sagen.

Es war dem Baron früher nie eingefallen, sich darnach zu erkundigen, wohin seine Frau und Eugenie ihre Spazierfahrten richteten, welche Besuche sie machten, was sie überhaupt in dieser Richtung in seiner Abwesenheit thaten. Wie oft war Eugenie in dem kleinen Phaeton allein ausgefahren, hatte eine Bekannte aufgesucht, oder war in den Umgebungen der Stadt gewesen! Damals hatte es ihn nur gefreut, wenn sie überhaupt seinen kleinen Phaeton benutzte, er war ihm dadurch nur um so lieber geworden. Jetzt fand er es nicht mehr so recht passend, daß ein junges Mädchen allein ausfahre, und er hatte schon mit der Baronin darüber gesprochen, sowie über vereinzelte Fälle, wo Eugenie ohne Begleitung ausgegangen.

Freilich waren es nur Augenblicke, in welchen er so dachte, und ein beruhigendes Wort seiner Frau, das stille, gemessene Wesen Eugeniens ließen ihn seinen Argwohn gleich darauf wieder belächeln. Aber die Gefühle, welche ihn beherrschten, wechselten oftmals schneller, als der Pulsschlag seines erregten Blutes; – er sah am Fenster stehend Eugenie aus dem Hause verschwinden, um einen kleinen Spaziergang zu machen; er erwiderte heiter ihren freundlichen Gruß, um gleich darauf, ein furchtbarer Selbstquäler, den finstersten Gedanken Raum zu geben, um vielleicht in der nächsten Minute sein Pferd zu besteigen und ruhelos Straßen und Wege zu durchstreifen. – Gewiß, er war sehr, sehr unglücklich.

So geschah es auch eines Vormittags, daß Eugenie bei klarem, angenehmem Wetter einige Einkäufe besorgen

wollte und allein das Haus zu Fuß verließ. Onkel George befand sich gerade im Wintergarten und gab für ein neues Arrangement dem Gärtner seine Befehle, als das junge Mädchen leicht zu ihm hinschritt und, von ihm Abschied nehmend, ihm freundlich die Hand reichte.

»Du gehst in die Stadt?« fragte der Baron.

»Ja, Onkel George, ich will einige Einkäufe machen.«

Gewöhnlich pflegte Eugenie alsdann hinzuzusetzen: »Willst du mich nicht begleiten, Onkel George?« oder: »Kannst du mich irgendwo treffen? ich werde um die und die Stunde da oder dort sein.« – Heute sagte sie nichts davon.

»Hat sie es vergessen?« fragte sich der Baron, dem das nicht entging, »oder wollte sie es absichtlich nicht sagen, wohin ihr Weg sie führe?« Ihm schwebte es auf der Zunge, ihr seine Begleitung anzutragen. Früher hätte er es in unbefangener Weise gewiß gethan, heute aber dachte er unmuthig: Warum das? – warum mich hier aufdrängen? mir eine abschlägige Antwort geben lassen? Sie wird um einen Grund, meine Begleitung abzulehnen, nicht verlegen sein. – Und doch! – nein, nein! – Er hielt ihre Hand ein paar Sekunden lang in der seinigen, und es war ihm, als könne er sich nicht entschließen, diese Hand fahren zu lassen.

Auch Eugenie schien durchaus keine Eile zu haben, ja, es war, als suche sie einen Vorwand, bei dem Baron stehen zu bleiben, denn sie fragte Dies und Das, lauter gleichgültige Dinge, und dabei schien es ihm, als habe ihre Stimme nicht den gewöhnlichen frischen Klang, als

bebten ihre Finger leicht in den seinigen. Er sagte: »Du solltest vielleicht Friedrich mitnehmen, er könnte dir deine Einkäufe tragen,« und er setzte lächelnd hinzu: »Ihr Damen könnt ja doch nie erwarten, bis man euch eure Herrlichkeiten nach Hause bringt.«

»Nein, nein, Onkel George,« gab Eugenie hastig zur Antwort, »ich danke. Es ist nicht viel, was ich einzukaufen beabsichtige, und dann weißt du wohl, ich habe nicht gern einen Diener hinter mir drein gehen.«

Und auch darauf sagte sie nicht: »Vielleicht könntest du mich begleiten, Onkel George; sie zog sanft ihre Hand aus der seinigen, und als sie nun ihren leichten Mantel fester um sich nahm und sich zum Weggehen wandte, schien sie seine Blicke zu vermeiden, sie bog ihr Gesicht zu einer Rosenknospe hinab, die eben daran war, sich zu öffnen, und streifte mit ihren Fingern leicht über die feinen, rothen, duftigen Blättchen.

Andreas, der Gärtner, der in der Nähe stand, öffnete ehrerbietig die Thür des Glashauses, und dahin schritt das schöne Mädchen mit einem raschen elastischen Gange. Gewöhnlich schaute sie sich um, ehe sie das Thor erreichte, um noch einmal freundlich zurück zu grüßen. – George von Breda wartete mit Spannung darauf. Heute that sie es nicht; dagegen schritt sie zögernder, als sie dem Ausgange nahe war, und ein paar Mal schien es, als wolle sie stehen bleiben, umkehren, wie wenn sie sich auf etwas besänne, das sie noch im Hause sagen müsse, oder als wolle sie eine vergessene Sache holen. Dann aber erhob sie plötzlich den Kopf, den sie etwas gesenkt

hatte, nahm ihren raschen Schritt wieder auf und war gleich darauf in der Biegung des Weges vor dem Thore verschwunden.

Der Baron wußte nicht, warum sich sein Herz auf einmal schmerzlich zusammenzog, warum er nur mühsam athmen konnte. War es ihm doch gerade, als verlasse Eugenie in dieser Stunde sein Haus für immer; ja, wenn er auch über diesen Gedanken lächeln mußte, so konnte er ihn doch nicht ganz verbannen. Voll dieser sonderbaren Phantasie, blickte er im Wintergarten umher, und obgleich hier hunderte von Blumen und Blüten ihre bunten Farben zeigten, schien ihm Alles öde, leer, erstorben. Das war kein frisches Grün mehr, was ihn von allen Seiten umgab; es schien kein Frühling werden zu wollen, es kam ihm vor wie ein später Herbsttag, wie beginnender Winter, ja, es fröstelte ihn, wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn wir draußen die ersten Schneeflocken herabwirbeln sehen.

Das ist ein eigenes Gefühl, sprach er zu sich selber und versuchte zu lächeln. Ah, dumme Träumereien! Eugenie wird nach einer Stunde, oder noch früher, dort gerade so wieder in den Hof treten, wie sie ihn verlassen hat. – Und doch, sollten meine finsternen Gedanken von so eben eine Bedeutung haben? Obgleich ich diesen Augenblick gewiß nicht vergessen werde, will ich mir doch ein Zeichen machen, das ihn mir noch lebhafter zurückrufen soll. Bei diesen Worten brach der Baron die Rosenknospe ab, über welche Eugenie vorher mit der Hand gestreift, und legte

sie in sein Taschentuch. – »Kleine Blumenleiche,« murmelte er, »solltest du mir doch etwas Fürchterliches erzählen, wenn ich dich wiedersehe? – – »Hinaus, hinaus! ich muß ins Freie!«

Damit schritt er eilig durch den Wintergarten in das Haus zurück, wogegen Andreas, sobald ihm der Herr aus dem Gesichtskreis entschwunden war, dessen Stelle an der Thür des Wintergartens einnahm. Er verhalf sich mit großer Umständlichkeit zu einer Prise, rieb darauf die Achsel an der eisernen Einfassung der Thür und lächelte vergnügt in sich hinein.

Das macht sich, sprach er alsdann zu sich selber; das macht sich; ich sehe es deutlich, obgleich ich nur meine Kübel begieße und die Blumen aufbinde. Den Teufel auch! solche Geschichten führen nie zu einem guten Ende; ich hätte es der gnädige Frau damals schon prophezeien können, ehe sie noch gnädige Frau war, und wo ich mit der einzigen Beschäftigung, ihre zwölf Blumenscherben in Ordnung zu halten, ein Leben hatte wie Gott in Frankreich, wenn mich nicht der Respekt daran gehindert hätte. Der verdammte Respekt! Na, wenn die Sachen einmal zum Klappen kommen, da werden ihr wohl die Augen aufgehen. Der Gestrenge wird etwas klein beigegeben, und dann kann es sich auch noch machen. –

Er rieb behaglich seine Hände. – Auf alle Fälle aber, fuhr er nach einer Pause fort, werden wir die Prinzessin so los, und das ist mir vorderhand die Hauptsache. – Hochmuth und Armseligkeit! – Als wenn es nothwendig wäre, daß ich mich deßhalb vor aller Welt müßte

schuhriegeln lassen, weil ich in der Wohnstube geboren bin und kein so glattes Gesicht besitze oder eine gedrechselte Figur. Wie ich aber immer sagte: Ausdauer. – Er vollendete den Satz nicht, sondern prallte von der Glasthür zurück hinter einen der Orangenkübel, weil er den Baron von Breda so eben aus dem Hause kommen sah.

Dieser richtete seine Schritte nach dem Ausgange des Hofes und verschwand nach eben der Seite, wohin auch Eugenie gegangen war.

Andreas hatte dies durch die Zweige des Orangenbaumes bemerkt; er lächelte abermals vergnügt in sich hinein und war im Begriff, sein Selbstgespräch wieder aufzunehmen, als er fühlte, daß ihm Jemand leise auf die Schulter tippte. Rasch wandte er sich um und machte ein sehr gleichgültiges Gesicht, als er den kleinen Reitknecht bemerkte, der hinter ihn geschlichen war und ihn auf die eben beschriebene Art in seinen Betrachtungen störte.

»Ich dachte, es sei was Rechtes,« sprach der Gärtner achselzuckend, »das mich da in meiner Arbeit unterbricht. So du bist es? Ich meine, du hättest doch genug in deinem Stall zu thun, um den Mist auszukehren; zu sonst etwas bist du doch nicht zu gebrauchen. – Was willst du eigentlich?«

»Bst!« machte der Groom und legte mit einem unheimlich wichtigen Gesicht den Finger an den Mund, wobei er sich etwas affektirt nach allen Seiten umschaute.

»Was hast du denn da zu gaffen? Das möchte ich wissen,« fuhr Andreas fort, der sich nun aufrichtete und, ohne den Anderen weiter anzuschauen, einen kleinen

dürren Zweig des Orangenbaumes behutsam wegschnitt. »Fürchtest du dich, überrascht zu werden, armer Kerl? Ja, deine Thaten sind freilich so ungeheurer Art, daß du dich in Acht nehmen mußt, um nicht entdeckt zu werden. Laß mich zufrieden und geh in deinen Stall.«

Ohne sich durch diese unfreundlichen Reden verscheuchen zu lassen, flüsterte der Reitknecht: »Ist Niemand mehr in der Nähe?«

»Das weißt du so gut wie ich,« entgegnete der Andere barsch; denn wenn Jemand in der Nähe wäre, würdest du es ja gar nicht gewagt haben, hieher zu kommen. Thut dieser Kerl doch, als wisse er nicht, daß das gnädige Fräulein und der Herr ausgegangen sind.«

»Aber Beide allein,« sagte Friedrich mit Beziehung.

»Allerdings Beide allein. Das geschieht so oft, wie sie auch mit einander ausgehen.«

»Heute aber wären sie nicht mit einander ausgegangen,« sprach der kleine Groom mit einem pffiffigen Lächeln. »Darauf könnt Ihr Euch verlassen, Andreas. Das gnädige Fräulein hat allein ausgehen wollen; ich weiß das ganz genau. – Ja, leider weiß ich es,« setzte er hinzu, indem er affektirt seufzte. »O du lieber Himmel! ich bin wirklich sehr dumm gewesen.«

»Nun, das unterschreib' ich dir vor Zeugen,« gab der Gärtner, der anfang, auf die Worte des Reitknechts aufmerksam zu werden, kopfnickend zur Antwort. »Dumm warst du von jeher, dumm wie – wie – ich weiß wahrhaftig nichts so Dummes.« Dabei setzte er sich auf den Kübel des Orangenbaumes, nahm seinen einen Fuß auf

das Knie und scharrte mit seinem Gartenmesser die Erde vom Stiefel.

»Ich darf mich nicht beklagen,« sprach nun wirklich seufzend der Groom, »habt Ihr mir doch oft gerathen, und, wie ich wohl sagen darf, gut gerathen. Aber jetzt wird wohl Alles aus sein.«

»Du sprichst ja wie ein Todtenkopf,« erwiderte der Gärtner. »Wer lebt, hat noch nicht verloren. Entweder hast du heute Morgen einen starken Schnaps getrunken, Bürschlein, oder dir ist etwas Absonderliches begegnet, he!«

»Mir ist freilich etwas Absonderliches begegnet,« versetzte der Andere, wobei er melancholisch den Kopf hängen ließ. »Ach! das hätte ich nimmer gedacht. Nein, nein, das hätte ich nimmer gedacht!«

»Was du denkst, ist mir sehr gleichgültig,« sagte barsch der Gärtner, »denn das ist nie etwas Gescheidtes. Wenn ich aber erfahren soll, was dir Absonderliches begegnet ist, so thu gefälligst dein Maul auf und sprich. Aus dem Gefasel könnte sogar ein Gescheidter nicht klug werden.«

Friedrich schluckte ein paar Mal heftig, blickte wiederholt scheu um sich und setzte sich alsdann neben Andreas auf den Rand des Kübels.

»Ihr habt mir anempfohlen,« flüsterte er, »genau aufzupassen, wenn der Jäger Klaus wieder komme, um, wenn es möglich sei, zu erfahren, was er mit dem gnädigen Fräulein verhandle. – Heute früh ist er da gewesen.«

»So?«

»Ja ich war glücklicher Weise auf dem Heuboden und konnte ihn also sehen, wie er um die Hofmauer herum schlich. Er ging zu der kleinen Thür herein, die nach den Stallungen führt und die nur angelehnt war, dann verlor er sich in die Ecke des Gartens hinter dem Gebüsch von immergrünen Bäumen.«

»Oho!« machte Andreas, »das ist der einzige Platz, um Jemanden insgeheim zu sprechen. Und du?«

»Ich that, wie Ihr mich geheißten, ging längs der Mauer auf dem weichen Sandwege; Ihr hättet mich sehen sollen, wie ich das geschickt machte.«

»Ja, schleichen kannst du; aber sprich weiter.«

»Und kroch dann hinter die Strohecken, die Ihr dort aufgestellt.«

»Siehst du nun, daß ich immer Recht habe,« unterbrach der Gärtner den Groom mit einem finsternen Stirnrunzeln. »Dahin mußte der kommen. O, wenn du Kerl nur meinem Rath folgen wolltest! – Nun?«

»Ich brauchte nicht lange zu warten,« fuhr Friedrich fort, »da hörte ich leise Tritte und sah das gnädige Fräulein daher kommen. Sie reichte dem Klaus so freundlich ihre beiden Hände, daß es mir einen Stich ins Herz gab.«

»Ja, der Klaus ist auch ein tüchtiger Kerl, der hat Courage; der fürchtet sich nicht. Aber erzähle weiter, wer weiß, ob nicht bald Jemand kommt und uns stört.«

»Zuerst sprachen sie Dies und Das, was mich nicht besonders interessirte.«

»Das ist Alles interessant.«

»Von einer armen Familie, der es nun wieder etwas besser geht, von dem kleinen Kinde des Tagelöhners, das nicht mehr krank sei, und dergleichen.«

Andreas zuckte verächtlich mit den Achseln.

»Dann aber gings los,« sagte triumphirend der kleine Reitknecht. »Klaus sprach von Jemand, der, wie das gnädige Fräulein wohl wisse, sich so sehr darauf freue, sie wieder zu sehen; er sagte auch bittend, sie habe schon so oft versprochen, der alten Frau einen Besuch zu machen.«

»Der alten Frau?« fragte der Gärtner.

»Nun, eine alte Frau kann auch da sein. Das versteht sich am Ende von selbst. Aber auch von ihm war die Rede.«

»Von wem?«

»Von Jemand, der das gnädige Fräulein früher gesehen, der sehr leidend gewesen, dem es jetzt aber etwas besser gehe und der seine einzige Hoffnung darauf gesetzt habe, das freundliche Gesicht des gnädigen Fräuleins wieder einmal zu sehen. – Es ist ja bei der alten Frau, sagte Klaus, nachdem er eindringlich gebeten.«

»Das ist allerdings nicht unwichtig,« sprach Andreas, nachdem er eine kurze Weile nachgedacht. »Und die Gnädige?«

»O mein lieber Himmel!« antwortete Friedrich wehmüthig, »sie sagte endlich Ja, sie werde kommen.«

»Und wann?« forschte eifrig der Gärtner.

»Heute noch, um elf Uhr.«

»Das geschieht dir schon recht, Schafskopf,« sagte scheinbar ärgerlich der Gärtner.

»Was geschieht denn mir wieder einmal recht?« fragte verwundert der Andere.

»Nun, wenn du das nicht begreifst – daß dir da Jemand zuvorgekommen ist! Wie oft habe ich dir gesagt und bewiesen, daß sie nach dir hinsieht! Wie oft habe ich dich ermahnt, dein Glück zu versuchen! Ja, dazu gehört Courage, und was das ist, weißt du gar nicht. – Siehst du nun ein, wie Recht ich gehabt?«

»Ja, ich glaube, daß ich es einsehe,« erwiderte traurig der kleine Reitknecht und kratzte sich am Kopfe.

»Da hilft kein Kopfkratzen mehr, und wenn ich die Sache bei Licht betrachte, so könntest du immer noch was unternehmen, wenn du ein rechter Kerl wärest. Wer weiß, was es mit Klaus für eine Geschichte ist! Du bist ein junger Mensch, Friedrich, der sich schon kann sehen lassen; ich kann dir versichern, wenn mir das Glück so lächelte so wie dir, ich würde mich keinen Augenblick besinnen, es zu ergreifen. Wenn sie auch irgend wohin gegangen ist, wo es Niemand wissen soll, was schadet's dir? Bist du durch deine Hartherzigkeit nicht im Grunde selbst schuld daran? – Ja, du bist es,« fuhr er fort, indem er sich gegen den Groom umwandte und ihn durch einen Blick bannte, wie die listige Schlange den armen Vogel. »Dich kann sie bei alle dem doch nicht vergessen. Was war doch vorhin wieder, ehe sie wegging?« – Er that, als wenn er sich besänne. – »Ja, richtig! der Herr Baron sagte zu ihr: Laß doch den Friedrich mit dir gehen, er kann dir

deine Sachen tragen, worauf sie antwortete, und mit einem leichten Seufzer antwortete: Ach nein, ich mag den Friedrich nicht so als Diener hinter mir drein gehen lassen. – Aha! dachte ich, nicht so als Diener! Verstehst du das Bursche?«

»Ich glaube, daß ich es verstehe,« antwortete der Groom mit einem ziemlich dummen Lächeln.

»Nun Gott sei Dank, wenn du es verstehst. Ich habe es verstanden. Nicht als Diener – ja gehorsamer Diener! Nun,« unterbrach er sich, indem er seine Schnupftabakdose hervorzog, »was soll ich da weiter an dich hin reden? mir, kann es egal sein.«

»Aber mir ist es nicht egal, Andreas,« sagte energisch der Reitknecht und fuhr sich mit der Hand über sein struppiges Haar. »Ich versichere Euch, ich habe an allen Gliedern gebebt, als ich das hörte und dabei das gnädige Fräulein ansah, wie sie so außergewöhnlich schön ist. – Ach! ich hätte jetzt auch vielleicht so weit sein können, wie der Jemand, der gewiß nicht besser ist als ich. Wozu sonst diese Heimlichkeiten?«

»Das sind die ersten vernünftigen Worte, die ich von dir höre.«

»Aber was denkt Ihr denn von der Geschichte selbst?« forschte eifrig der Groom. »Sollte denn wirklich etwas daran sein?«

»Wenn du recht gehört hast,« erwiderte der Gärtner mit ernster Miene, wobei er seine Achseln ungewöhnlich hoch erhob, »so will ich für nichts einstehen. Aber wenn du ein ordentlicher Kerl bist, so ist jetzt für dich die Zeit

da, um zu handeln. – Wohin sie auch gegangen sein mag, – das kannst du mir glauben, ehe sie wegging, dachte sie an dich und sprach von dir. – Das wäre mir genug.«

»Mir ist es auch genug,« gab Friedrich entschlossen zur Antwort, wobei er sein Röckchen fest in die Taille zog und dann seine Haare mit beiden Händen pätschelte. »Ihr habt Recht, Andreas; ich bin wahrhaftig so gut wie der Jemand des Jägers Klaus, und nach den vielen Beweisen von Wohlwollen, die sie mir gegeben, kann ich mir schon etwas erlauben. – Andreas, Ihr sollt von mir hören.«

Der Blick, womit nach diesen Worten der Gärtner seinen kleinen Nachbar von der Seite betrachtete, den dieser aber nicht sah, da er, in tiefe Gedanken versunken, den Kopf in seiner Hand ruhen ließ, war ein Gemisch von Bosheit und Schadenfreude. Nach einigen Sekunden sprach er, indem er dem Groom leicht auf die Schulter tippte:

»Das hast du freilich schon oft gesagt, mein guter Freund, aber wir wollen sehen, ob man allen Glauben an dich verlieren muß, oder ob du wirklich noch zu etwas Besserem auf der Welt bist, als Pferde zu putzen und den Stall auszumisten.«

»Laßt diese Reden jetzt sein,« entgegnete Friedrich gekränkt; »man muß Einem die süßen Gedanken, die man hat, nicht mit so prosaischen Aeußerungen verderben. – Ausmisten!« fügte er verächtlich bei, »das ist überhaupt nicht meine Beschäftigung; ich bin Reitknecht, Jockey; mein Bruder, der Kellner, würde sagen, er sei Leibpage, wenn er in meinen Stiefeln stäke.«

»Ja, dein Bruder, der Kellner, ist ein anderer Kerl,« gab Andreas kopfnickend zur Antwort; »der hat Poesie im Leibe, das will ich meinen. Der hätte nicht so lange gefackelt. Nun, ein gut Ding, das sich bessert,« fügte er bei, während er sich erhob und alsdann dem Anderen auf die Achseln klopfte. »Laß mich was von dir hören, Bürschlein, und meine volle Achtung soll dir nicht fehlen.«

Der kleine Groom machte eine Bewegung mit dem Kopfe und erhob die rechte Hand, wodurch er ausdrücken zu wollen schien: Wir wollen nicht weiter darüber reden, Ihr werdet schon sehen. Dann stand er auf, klopfte sorgfältig die Erde von seinen Reithosen ab und begab sich in den Stall.

Als der Gärtner allein war, stützte er den Arm auf einen Stamm des Orangenbaumes, legte den Kopf darauf und sagte: »Ei, ei, so weit wären wir also! Nun, wenn ich jetzt nicht gewonnenes Spiel habe und nicht Eins ums Andere in die Luft springt, da will ich doch Scheerenschleifer werden. Das geht über alle meine Erwartungen. O, wenn der Gestrenge, der dort eben hinter der Gnädigen dreinschoß, sie erreichte oder sie irgend wohin gehen sähe, wo sie nicht hin gehört – das wäre nicht mit Geld zu bezahlen. Auf jeden Fall muß es Mittel und Wege geben, es ihm beizubringen. Dazu ist François auf der Welt. Wenn der es weiß, so weiß es auch die gnädige Frau Mutter, und dann wird es auch uns hier im Hause nicht lange mehr verschwiegen bleiben. – Was aber jene dumme Bestie anbelangt,« – damit wandte er die Augen nach der

Richtung, in welcher der kleine Reitknecht verschwunden war – »so glaube ich, ist ihm genug eingeheizt und der Kerl wirklich im Stande, den heillosesten Streich zu machen, den sich je ein Reitknecht zu Schulden kommen ließ. Na, viel Glück! Es ist mir gerade,« setzte er händereibend und mit dem uns bekannten freundlichen Lächeln hinzu, »als wenn die Luft doch noch einmal hier rein werden könnte. – Frisch ausgespielt, Herzen ist Trumpf!«

EINUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. EIN MIETHWAGEN.

George von Breda hatte sein Haus in der Absicht verlassen, sich in der frischen, angenehmen Luft ein wenig zu zerstreuen, und wenn er vor dem Thore seines Gartens der Richtung folgte, nach der auch Eugenie verschwunden war, so können wir versichern, daß dies anfänglich völlig absichtslos geschah. Gute, vertrauensvolle Gedanken hatten sich seines Herzens wieder bemächtigt; er verlachte seine Träumereien, er begriff nicht, wie man sich selbst so quälen könne, das ganze Wesen Eugeniens – an sie dachte er leider ausschließlich – lag ja offen vor ihm; man brauchte nur in ihr glänzendes Auge zu sehen, um sich zu überzeugen, daß in dem Herzen, welchem jenes zum Spiegel diente, etwas Falsches oder Unerlaubtes unmöglich Platz ergreifen könne.

Doch während er so grübelnd durch die Straßen der Stadt schritt und sich immer mehr in seine Träumereien vertiefte, war öfters seine heitere Laune in Gefahr, wieder zu verschwinden, und düstere Wolken des Mißtrauens drohten aufzusteigen. Er kämpfte jedoch gewaltsam

mit sich und war endlich so weit gekommen, sein ganzes Treiben der letzten Zeit, gelinde gesagt, für lächerlich zu halten, wobei er sich all' die kleinen Zeichen und Worte ins Gedächtniß zurückrief, die ihm doch genugsam Zeugniß geben konnten von der völligen Unbefangenheit des jungen Mädchens, von der Unschuld ihres Herzens.

Aber – – und doch! – –

– – Er hatte eine Straße erreicht, die bei den inneren, wenig eleganten Quartieren der Stadt, welche an seiner linken Seite lagen, vorbeiführte, und wollte gerade eine Quergasse, die dort hinlief, passiren, als ein rasch vorüberrollender Miethwagen ihn zum Halten zwang. Dieser war bedeckt und völlig geschlossen; der Baron blickte unwillkürlich hinein und – nein, das war unmöglich – und doch, der Anblick hatte ihn so heftig gepackt, daß er hätte laut aufschreien mögen. Aber nein! nein! es war nicht Eugenie, wie er zuerst sicher geglaubt, die, in die Ecke des Wagens gedrückt, dort hinfuhr. Einen Augenblick lächelte er über seine komische Phantasie und fand es unbegreiflich, daß er das junge Mädchen, deren Bild beständig vor ihm gaukelte, überall sah. In welcher Absicht sollte sie bei diesem herrlichen Wetter in einem verschlossenen Fiaker fahren? Sie hatte ja den kleinen Phaeton ganz zu ihrer Verfügung. – Bei dem Gedanken an den kleinen Phaeton schien sich sein Herz schmerzhaft zusammen zu ziehen; in dem Wagen hatte er so oft neben ihr gesessen, sie unzählige Male von der Seite betrachtet, und – er mochte noch so sehr darüber lächeln – gerade so wie Eugenie ruhte auch dort die Dame in die Ecke des

Fiakers geschmiegt. Und wenn ihn sein gutes Auge nicht täuschte, so trug diese Dame einen grauen Mantel mit weißen Quasten und ein dunkelblaues seidenes Kleid. –

Warum sollte es unmöglich sein? dachte er, und damit knirschten seine Zähne zusammen. Gewiß, es ist möglich, fuhr er gemäßiger fort; vielleicht drängt es sie, baldigst wieder nach Hause zu kommen, und um den Weg abzukürzen, nahm sie einen Miethwagen. Aber was hätte sie in jenem Viertel zu schaffen? Dort sind keine Gewölbe, wo sie ihre Einkäufe macht, dort wohnen keine ihrer Bekannten. Oh! oh! Er drückte die Hand an die Stirn und befand sich nun am Ende der Straße, wo der Fiaker rechts um die Ecke verschwunden war. Dort mündeten aber drei Gassen nach verschiedenen Richtungen, und jede lief in solchen Schlangenlinien, daß man keine mehr als auf wenige Schritte übersehen konnte.

Der Baron blieb stehen, und zwar, um kein Aufsehen zu erregen, vor einem kleinen Laden, wo er gemalte Pfeifenköpfe zu betrachten schien, in Wahrheit aber nicht das Geringste davon sah, sondern nur mit angestrenzter Aufmerksamkeit lauschte, ob er nicht das Rollen des Wagens vernähme, das ihm vielleicht den Weg verriethe, welchen derselbe genommen. – Aber er hörte nichts; ringsum war Alles still und fast menschenleer; nur selten tauchte in einem der Gäßchen eine Frau oder ein Kind auf, welche sich in einen Laden begaben, um dort Einkäufe zu machen.

Schon wollte der Baron aufs Gerathewohl eine der Straßen einschlagen, als er deutlich das Rollen eines Wagens vernahm, der sich zu nähern schien. Sollte das vielleicht derselbe Fiaker sein? dachte er und ging ein paar Schritte in die mittlere Gasse hinein, in welcher das Rasseln und der Hufschlag der Pferde deutlicher und immer deutlicher ertönte. Der Wagen, der vorhin bei ihm vorbeigefahren, war eine blaue Calesche, mit Schimmeln bespannt. Er fühlte sein Herz gewaltsam schlagen, als sich jetzt in der Biegung der Straße vor ihm zwei helle Pferde zeigten, ein blauer Fiaker – ja, er täuschte sich nicht, derselbe Wagen, den er vorhin gesehen. Der Baron stellte sich so dicht an der Stelle der schmalen Gasse auf, wo der Wagen vorüber mußte, daß er im Stande war, das Innere desselben zu übersehen und daß er zu gleicher Zeit dem Kutscher winken konnte, anzuhalten. Dieser kam näher, fuhr aber langsamer als vorhin; jetzt hatten die Köpfe der Pferde den Wartenden erreicht. Er blickte in den Wagen – derselbe war leer. Der Kutscher, der in der Meinung war, der Herr am Wege wolle mit ihm fahren, hielt an und wandte sich deßhalb mit einer höflichen Frage an den Baron.

George von Breda trat dicht an den Fiaker hin, nahm hastig einen Thaler aus der Tasche und fragte: »Willst du das mit leichter Mühe verdienen?«

Der Kutscher schmunzelte.

»Nicht wahr, du bist vor wenigen Augenblicken denselben Weg gefahren?«

»Das bin ich wohl,« antwortete zögernd der Kutscher, welcher erstaunt in das Gesicht des fremden Herrn blickte, der ein paar ganz curiose Augen machte.

»Du hattest eine einzelne Dame im Wagen?«

»Ja, das hatte ich,« lautete die Antwort, die aber erst nach einigen Sekunden Ueberlegung kam.

»Nun gut, du wirst deinen Thaler erhalten, doch sage mir, an welches Haus führtest du diese Dame?«

»Das kann ich wahrhaftig nicht sagen,« meinte der Kutscher. »Dort unten am Blumenmarke ließ sie mich halten; wo sie von da hin ging, weiß ich nicht.«

»Die Dame war groß und schlank?« forschte der Baron weiter.

»Ja, so ziemlich.«

»Sie hatte ein blaues Kleid und einen grauen Mantel?« Der Kutscher nickte mit dem Kopfe.

»Ihr Gesicht?«

»Ja, von dem kann ich nichts sagen,« unterbrach hastig der Andere den Frager; »sie trug einen dichten dunkelgrünen Schleier.«

Einen dunkelgrünen Schleier! dachte der Baron. Einen solchen habe ich bei Eugenie nie gesehen. Auch bin ich sicher, daß sie gar keinen Schleier trug, als sie heute das Haus verließ. – Ihm kam ein anderer Gedanke. »Was bezahlte sie dir für deine Fahrt?« fragte er.

»O, etwas über die Taxe,« meinte der Kutscher, indem er sich wie über die vielen Fragen verdrießlich auf seinem Sitze hin und her wiegte.

»Du hast deinen Thaler verdient; hier ist er. Wenn du aber noch einen dazu haben willst, so hast du mir nicht nur zu sagen, was die Dame dir gegeben, sondern auch das Geldstück zu zeigen, womit sie dich bezahlt.«

Der Kutscher ließ das Erhaltene in seine Tasche gleiten und dachte: Zwei Thaler verdiene ich für meinen Herrn in einem halben Tage, wenn ich viel Glück habe; von denen aber, die ich hier erhalten kann, weiß er nichts; die sind für mich. Was geht mich die fremde Mamsell an! – Er steckte die Peitsche in das Lederfutteral neben dem Bock, nahm die Zügel zwischen die Kniee und holte dann aus seiner unendlich tiefen Hosentasche eine Hand voll Münze heraus, sehr viel Kupfer und Scheidemünze, unter denen sich ein funkelnder neuer Thaler sogleich bemerkbar machte.

»Das Stück hat dir die Dame gegeben!« rief hastig der Baron. »Nicht wahr, es ist so?«

»Ja, ich glaube, daß Sie Recht haben; aber ich habe natürlicher Weise viel darauf herausgeben müssen.«

»Gleichviel, hier ist ein zweiter Thaler und dann noch ein dritter, für den ich das andere Stück einwechsle.«

»Ich wäre schon zufrieden,« sagte der Kutscher lächelnd, indem er sich am Kopfe kratzte, »aber was bekomme ich für das Wechseln?« Da er aber auf diese Frage selbst keine Antwort zu erwarten schien, so nahm er Zügel und Peitsche wieder an sich, fuhr mit letzterer grüßend an seinen Hut und sagte, indem er davon fuhr: »Droschke Numero acht, halte mich bestens empfohlen.«

George von Breda achtete nicht weiter auf ihn; er hatte sein Taschenbuch hervorgezogen, um den neuen Thaler, den er vom Kutscher ausgewechselt, dort hinein zu legen; seine Lippen umspielte ein trauriges Lächeln, als das blanke Geldstück mit der kleinen Rosenknospe zusammen kam. Darauf schritt er langsam durch die mittlere Gasse nach dem Blumenmarkte hin. Den neuen Thaler, den er so eben bekommen, kannte er, daran war nicht zu zweifeln, wenn er sich auch mit Gewalt überreden wollte, als irre er sich in der ganzen Sache; er hatte ihn selbst als ein noch seltenes Stück neuen Gepräges vor einigen Tagen gegen andere Münze Eugenieen ausgewechselt. Es müßte ein seltener, unerhörter Zufall sein, wenn eine ähnliche Dame, die ziemlich groß und schlank, mit grauem Mantel und blauem Seidenkleide das gleiche Geldstück einem Kutscher als Fahrpreis gegeben hätte.

So sehr er sich jetzt bemühte, die Handlungsweise der jungen Dame sich selbst als nicht beachtenswerth, als gänzlich verdachtlos darzustellen, so fielen doch die Zweifel wie mit Keulenschlägen über ihn her, und hohnlachende Teufel zischten ihm ins Ohr: »Das ist das gute, unschuldige Mädchen, haha! Was hat sie in diesem Stadtviertel zu machen, haha! in einem geschlossenen Miethwagen, hahaha! Ein Rendezvous! juchhe, ein Rendezvous!« Und darauf lachte er selbst grimmig mit und sprach zähneknirschend zu sich selber: »Auch Eugenie, haha, auch Eugenie!«

Während der Baron so dachte, hob sich seine Brust heftig, seine Finger öffneten und schlossen sich krampfhaft, und er schritt dahin mit tief gesenktem Kopfe. Es war gut, daß sich hier vor den Häusern keine Leute zeigten, und da, wo sich vielleicht Jemand auf der Straße sehen ließ, dieser eilig den eigenen Geschäften nachging, ohne sich viel um die zu bekümmern, die neben ihm wandelten.

George von Breda hatte so den Blumenmarkt erreicht, einen kleinen Platz, von alterthümlichen Häusern umgeben, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befand, der das beste Wasser der Stadt hatte, und um welchen herum Obst- und Gemüseverkäufer zur Sommerzeit ihre farbigen, duftigen Waaren ausgestellt hatten. Jetzt lag derselbe öde und verlassen, nur belebt von spielenden Sonnenstrahlen, die mit dem Wasser kosten und sich vielleicht von zukünftigen glücklichen Tagen, unterhielten.

Der finstere, schweigsame und nachdenkende Mann schritt aufs Gerathewohl in eine der Gassen hinein, welche auf den Blumenmarkt mündeten, und erhob dann den Blick, um die Häuser rechts und links zu mustern, welches von ihnen für seine Phantasieen am passendsten erscheine. Die aber waren fast alle gleich alt, gleich trübe, man hätte sagen können: gleich hinfällig; denn oben neigten sich die schwarzen Giebel mit den vielen Fenstern so gegen einander, daß man nur ein schmales Stück des tiefblauen Himmels bemerken konnte, einen kleinen unbedeutenden Streifen, zu wenig für Jemand, dessen

Herz betrübt ist, um ihn heiterer zu stimmen, gerade genug, um ihm zu sagen, daß es über und neben ihm klare Luft und Sonnenschein genug gebe, daß ihn aber ein trübes Gschick davon absperre. Der Baron, im höchsten Stadium der Selbstquälerei, gefiel sich darin, ein Haus sich auszusuchen, in diesem ein paar geheimnißvoll verhängte Fenster, und ließ nun die trübsten und wildesten Phantasieen mit einer wahren Lust über sich hereinbrechen.

Als wahrheitsliebender Erzähler können wir dem geneigten Leser nicht verschweigen, daß Eugenie wirklich in dem verschlossenen Wagen gewesen war; glücklicher Weise aber für ihre Ruhe hatte sie den Onkel George nicht bemerkt, so nahe er auch neben der Calesche gestanden; hatte sie doch erst nach langer Ueberlegung darein gewilligt, die alte Kammerfrau ihrer Großmutter zu besuchen, die sich so sehr nach ihr geseht und die ihr das durch den Jäger Klaus so oft hatte sagen lassen. Sie hatte lange geschwankt, ob sie Onkel George oder die Tante davon in Kenntniß setzen solle; doch hatte sie Eines davon abgehalten, und dieses Eine war es auch, was, wenn sie daran dachte, wie ein leiser Vorwurf in ihr Herz klang. Klaus hatte gesagt: sein Neffe jener arme Jäger, dem sie ja mehrere Male draußen in der Waldhütte begegnet, freue sich so sehr, sie wiederzusehen.

Oft war das junge Mädchen im Begriff gewesen, selbst das dem Onkel George zu erzählen und ihn um seine Begleitung zu bitten; aber er war in letzter Zeit so seltsam gegen sie gewesen, oft so unerklärlich hart, daß, wenn sie

daran dachte, sie einen Schmerz in ihrem Herzen fühlte und oftmals kaum ihre Thränen zurückhalten konnte. Was hatte Onkel George eigentlich gegen sie? Sie konnte es sich nicht erklären; war sie sich doch vollkommen gleich gegen ihn geblieben; wußte sie doch Niemand auf der Welt, in dessen Gesellschaft sie sich lieber befand, mit dem sie angenehmer und herzlicher sprechen konnte, als mit Onkel George. Wie lauschte sie, wenn er aus war, auf das Knirschen der Räder seines Wagens im Sande, oder auf den Galopp seines Pferdes, wenn er in den Hof sprengte! Wie wäre sie ihm in solchen Augenblicken gern über Treppen und Gänge entgegen geflogen, fühlte aber dagegen auch wieder, daß sie ruhig warten mußte, bis er hinauf kam und sie ihm dann nur eine Hand reichen durfte, während sie ihm doch gern beide gegeben hätte.

Vergeblich hatte Eugenie sich lange bemüht, zu finden, was für eine Ursache es sein könne, daß der Onkel sein Betragen gegen sie geändert. Sie wußte genau den Tag, wo dies geschehen war, und nachdem sie alle Ereignisse dieses Tages genau durchdacht, so blieb sie bei Einem stehen, das aber am Ende auch nicht so eingewirkt haben konnte. Es war, als sie die Orangenblüthen der Tante hatte bringen wollen, als er ihre beiden Hände gefaßt und sie so nahe, so sehr nahe an seine Lippen geführt. Daß es sie damals seltsam durchzuckt habe, erinnerte sie sich wohl; jener Augenblick stand vor ihr, als wenn das eben erst geschehen wäre; ihr Herz war wie zusammengepreßt, ja, es war ihr gewesen, als solle sie weinen, und

doch hatte sie wieder lächeln müssen, während sie tief und mühsam athmete; sie glaubte es noch zu fühlen, wie damals der Boden unter ihren Füßen gewankt, und wie es sie geschauert, als habe sie ein kalter Wind berührt.

Sollte es das gewesen sein? – Wenn sie sich auch sagen mußte, daß Onkel George seit jenem Tage anders gegen sie geworden, so konnte sie doch darin und in dem Anderen keinen Zusammenhang finden. Hatte er ihr vielleicht gezürnt, daß sie ihm ihre Hände nicht rasch entzogen? Sie hätte es damals gern gethan, aber sie fühlte heute noch, wie seine flammenden Blicke sie gebannt.

In diesen Träumereien war das junge Mädchen durch das Anhalten des Wagens gestört worden; man hatte den Schlag rasch geöffnet, und Klaus, den sie neben sich stehen sah, bot ihr mit freundlichem Blick die Hand zum Aussteigen; dann schritt er ihr voraus in eine enge Gasse hinein und darauf durch einen hohen Thorbogen in ein altes finsternes Haus. Sie stiegen eine Treppe hinauf, die unter jedem Schritte ächzte, bei Fenstern vorbei, die trotz des klaren Wetters draußen gar trübselig ausschauten; sie ließen den ersten Stock hinter sich und den zweiten, und je höher sie stiegen, desto mehr schlug dem jungen Mädchen das Herz und desto mühsamer holte sie Athem, sie, die sonst die steilsten Berge mit der Flüchtigkeit und Ausdauer einer Gemse hinauf sprang.

Im dritten Stocke angekommen, öffnete Klaus eine Thür und ließ Eugenie in ein helles, reinliches Zimmer eintreten, wo am Fenster ein Kanarienvogel in seinem

Bauer lustig schmetterte, vor welchem auf einem Stuhle eine Frau saß, die alsobald aufstand und der schönen Dame mit einem freundlichen Gruße entgegen trat. Ein kleiner Bube, der an einem Faden ein hölzernes Pferd ohne Beine nach sich zog, schlich sich in einem weiten Bogen hinter den fremden Besuch und befühlte leicht mit seiner Hand die weißseidenen Quasten an dem grauen Mantel.

»Das ist das gnädige Fräulein,« sagte der Jäger Klaus, dessen Augen vor Stolz und Vergnügen strahlten. »Wir können wohl zur Großmutter hinein, Frau Brenner, nicht wahr?«

»O mein Gott, ja,« antwortete die Frau mit ihrer sanften Stimme; »sie freut sich wie ein Kind darauf; und auch wir, gnädiges Fräulein, sind so froh, Sie einmal zu sehen. Wenn man so viel Gutes und Liebes von Jemand hört, so möchte man auch gern das Gesicht dazu kennen. Und Ihres, gnädiges Fräulein, paßt so vollkommen zu all dem Herzlichen und Freundlichen, was mir mein Mann beständig von Ihnen erzählt, daß ich es gar nicht sagen kann.«

Klaus, der dem fragenden Blicke des jungen Mädchens begegnete, sprach sogleich: »Es ist die Frau des Jägers Brenner: wir sind ja in seiner Wohnung.«

Eugenie schien das vergessen zu haben, und jetzt, wo sie sich daran erinnerte, kam es ihr völlig wie ein Trost vor, in dem Hause des Mannes zu sein, den sie gern hatte und der auch ihr seit frühester Kindheit stets eine große ergebenheit und Anhänglichkeit bezeigt. Sie

reichte der Frau ihre kleine Hand, welche diese mit einer tiefen Verbeugung berührte; dann wandte sie sich gegen das Bübchen, das sie bewunderungsvoll betrachtend dastand, und sagte, dasselbe freundlich ansehend: »Das ist wohl Ihr Sohn – wie heißt er?«

»Der Vater nennt mich Palmarum, entgegnete der Kleine lustig, »sonst heiße ich aber auch Franz.«

»Ja, er heißt Franz, versetzte die Mutter; »Brenner macht zuweilen seine Späße mit den Kindern und gibt ihnen so komische Namen.«

»Namen aus der Jägerei,« bemerkte Klaus lächelnd, »Palmarum – Tralarum;« worauf er gegen die Thür des Nebenzimmers schritt, diese öffnete und durch seine laute Meldung, das gnädige Fräulein sei da, Eugenie veranlaßte, ihm zu folgen.

Die Großmutter saß, wie immer, in ihrem Stuhle, und obgleich sie anstandshalber den Versuch machte, sich zu erheben, so gelang ihr das doch begreiflicher Weise nicht, weshalb sie mit einer tiefen Neigung des Kopfes sagte: »Das gnädige Fräulein müssen schon mit einem guten Willen fürlieb nehmen. Wenn die Freude, Sie zu sehen, mir neue Kräfte verleihen könnte, so würde ich Ihnen an der Thür entgegen eilen; aber so –« Sie schloß mit einem leichten Seufzer und einem wehmüthigen Lächeln.

Die junge Dame, welche von der Lähmung der Kammerfrau ihrer Großmutter und Mutter durch Klaus unterrichtet war, eilte rasch auf sie zu und bot ihr freundlich die Hand, indem sie ihr sagte: »Sie haben sich so oft für meine Großmutter und Mutter bemüht, daß es nicht

mehr als billig wäre, wenn Sie auch freiwillig auf Ihrem Stuhle blieben. So aber kann ich Ihnen nur mein herzliches Bedauern aussprechen, daß es nicht anders ist; und um Ihnen so wenig wie möglich Mühe zu machen, will ich mich recht dicht zu Ihnen hinsetzen.«

Klaus hatte eilig einen Stuhl herbeigerückt, auf den sich Eugenie niederließ und dann eine der Hände der alten Frau ergriff und dieselbe zwischen ihre beiden nahm. Das glänzende Auge der Großmutter ruhte nun eine Zeit lang fest auf den lieblichen Zügen der jungen Dame, und dann sagte sie: »Sie müssen mir schon verzeihen, daß ich Sie aufmerksam betrachte; es ist das gerade so, als lese ich in einem Gedenkbuche und finde da zwischen allerlei Blättern das Bild einer Rosenknospe, die mir eine glückliche, ach! so sehr glückliche Zeit ins Gedächtniß zurückruft. – Wenn ich Sie aber länger ansehe, so verschwindet für mich die Aehnlichkeit, welche Sie, gnädiges Fräulein, wie man im ersten Momente meint, mit Ihrer Frau Mutter haben, und aus Ihrem Auge, namentlich aus dem Blick, aus Ihrem Munde, ja, aus dem ganzen Schnitte Ihres Gesichtes tritt mir so lebhaft das Bild der Frau Großmutter entgegen, daß ich es Ihnen gar nicht sagen kann.«

»Das meint mein Vater auch; er sagt, ich gleiche sehr meiner Großmutter.«

»Der gute Herr Baron!« sprach die Kammerfrau. »Es geht ihm wohl wie ich höre? – Und auch der gnädigen Frau Baronin?« setzte sie nachdenkend hinzu, »wonach ich mich eigentlich zuerst hätte erkundigen sollen.«

»Vater und Mutter geht es wohl,« antwortete Eugenie. »Sie werden wahrscheinlich wissen, daß sie draußen wohnen. Mein Vater kommt eigentlich nie in die Stadt, meine Mutter höchst selten, sonst würde sie auch gewiß häufiger nach Ihnen sehen.«

Die Großmutter lächelte, ob schmerzlich oder freundlich, war nicht recht zu unterscheiden; vielleicht flog etwas von Beidem über ihre Züge, doch behielt der freundliche Ausdruck die Oberhand, als sie erwiderte: »Es würde mich in der That recht gefreut haben, zuweilen die gnädige Frau Baronin zu sehen; aber Welch großes Vergnügen mir Ihr Besuch macht, Fräulein Eugenie – Sie verzeihen, daß ich Ihren Vornamen gebrauche – kann ich Ihnen unmöglich ausdrücken; ich habe Sie ein einziges Mal gesehen, das sind aber schon manche Jahre her; die Kammerfrau der gnädigen Baronin begleitete Sie zu mir; man trug sie auf einem weißen Kissen, das mit Rosaschleifen besetzt war. O, ich werde das nie vergessen! Es war, als wenn ein kleiner Engel in meine Wohnung käme.«

»Und darin haben Sie sich gewiß nicht verändert,« setzte die Frau leiser hinzu, nachdem sie Eugenie wieder einmal lange betrachtet. »Sie haben in der That ein gutes, liebes, glückliches Gesicht.«

»Sie haben meine Großmutter genau gekannt?« versetzte die junge Dame und schlug erröthend und lächelnd ihre Augen nieder. Die Worte der alten Frau hatten sie gefreut, wenn sie sich das auch nicht eingestehen mochte. »Bitte, erzählen Sie mir was von ihr! Sieht meine Mutter ihr nicht ähnlich?«

»Damals wenig; ich weiß nicht, ob sie sich mit den Jahren verändert hat. Die Gräfin Eller war bis in ihr Alter eine schöne, stattliche Frau mit lebhaften Augen, entschlossen in ihren Worten und Handlungen, energisch in ihrem ganzen Wesen.«

»Dann gleicht meine Mutter ihr nicht sehr,« erwiderte Eugenie. »Sie ist nicht lebhaft; sie ist kränklich und klagt häufig, und wenn man sie betrachtet, so muß Jeder sehen, daß sie mit ihren Klagen nicht Unrecht hat. Meine arme Mutter leidet zuweilen und sieht meist recht bleich und fatigürt aus.«

»Ihr Charakter war auch eigentlich nie wie der der hochseligen Gräfin; wohl war die Gräfin Henriette lebhaft, konnte auch mit Energie einen Entschluß fassen, aber sie war so – gut und weich, daß sie sich zuweilen überreden ließ, Anderen gefällig zu sein. Es lag das schon in ihrem Blicke, sie hat, wie ich schon vorhin bemerkte, nicht die Augen der Gräfin Eller; das waren leuchtende, eigenthümliche Augen, und man sah aus ihnen, daß die Dame, der sie angehörten, sich nie dazu bewegen lassen würde, einen einmal gefaßten Entschluß zu ändern. Gewiß, gnädiges Fräulein, Sie haben denselben Blick, Sie haben sehr viel auch in Ihrem übrigen Wesen von Ihrer hochseligen Frau Großmutter.«

Indem die alte Frau so sprach, wurde leise angeklopft, worauf sich ihr Auge etwas verfinsterte und sie forschend nach der Thür schaute. Eugenie sah fragend empor.

»Das ist Niemand von den Meinigen,« sagte die Großmutter; »sie würden es nicht wagen, mich in diesem Augenblicke zu stören. Das kann nur ein thörichter junger Mensch sein, den wir aber abweisen wollen. – Wahrscheinlich der Neffe des Jägers Klaus,« setzte sie nach einer Pause hinzu, als sie bemerkte, wie die glänzenden Augen der jungen Dame forschend auf ihr ruhten. »Er kommt zuweilen hieher,« meinte sie achselzuckend; »ein armer Kranker, mit dem wir alle sehr schonend umgehen, der das Glück gehabt hat, Sie, gnädiges Fräulein, ein paar Mal draußen zu sehen, und der behauptet, das allein sei schuld daran gewesen, daß er einen leidlichen Winter verlebt.«

Während sie das sagte, hatte die Großmutter ihre scharfen Blicke etwas gedämpft, indem sie ihre Augenlider ein wenig herabsinken ließ, dabei aber das junge Mädchen forschend betrachtete, auf deren Zügen sich bei der Erwähnung des Neffen des Jägers eine ganz leichte Röthe zeigte, während sie aber dabei gänzlich unbefangenen Blick der alten Frau erwiderte. Der Gedanke, daß sie bereits um den Besuch wisse, welcher der Großmutter so ganz unerwartet zu kommen schien, war es, was das Blut in ihre Wangen trieb.

»Ach ja, ich erinnere mich des Mannes,« sagte Eugenie nach einem augenblicklichen Stillschweigen. »Als ich ihn sah, war er recht krank, und ich glaubte fast seinen traurigen Worten, als er von einem baldigen Tode sprach. Er that mir recht sehr leid; ich hatte herzliches Mitleiden

mit ihm. – Also es ist ihm im vergangenen Winter besser ergangen?«

»Er hat sich fast wunderbar verändert,« antwortete die alte Frau, nicht ohne Beziehung. »Aber nicht wahr, ich will ihn abweisen?«

»Die Großmutter verschließt mir ihre Thür?« hörte man jetzt draußen eine Stimme halb ernsthaft, halb launig sagen. »Das ist recht hart, und ich werde jetzt gar nicht wieder kommen dürfen.«

Eugenie schrak fast beim Tone dieser Stimme zusammen; es war allerdings die des Neffen des Jägers, aber der Klang war doch wieder ganz anders. Sie richtete ihren Blick auf die alte Frau, und da diese zu glauben schien, derselbe gebe ihr die Erlaubniß, den draußen nicht abzuweisen, so rief sie: »Herein denn!«

Darauf wurde hastig die Thür geöffnet, und der Neffe des Jägers trat ein.

Ja, es war derselbe junge Mann, den Eugenie vergangenen Sommer im Walde gesehen; es war derselbe, bis auf seine Kleidung, und doch wieder ein ganz Anderer. Die alte Frau hatte vollkommen Recht; er hatte sich wunderbar verändert; er, der sich damals mühsam an seinem Stocke fortbewegte, der ermattet auf die Bank niedersank, der vor ihrer Erinnerung stand mit den fieberhaft brennenden Augen und den zuckenden Lippen, den leidenden Zügen, der ganzen zusammengebrochenen Gestalt, er trat jetzt vor sie hin mit leichtem, fast elastischem Schritt, mit einem glücklichen Lächeln auf dem heiteren, wohl noch bleichen, aber nicht mehr krankhaft

entstellten Gesichte, mit einem leuchtenden Blicke, mit der ganzen Haltung eines Menschen, der sehr krank gewesen, jetzt aber im Bewußtsein der Genesung fröhlich, ja glücklich wieder in die Welt eintritt.

Dem jungen Mädchen war fast ängstlich zu Muth, als sie den Neffen des Jägers so wieder sah; sie schaute beinahe verlegen auf die alte Frau an ihrer Seite, die mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke in ihren Zügen dabei lächelnd bald den jungen Jäger anschaute, bald das liebliche Mädchen.

Die Freude, welche sich im Auge des Ersteren, sowie in seinem Auftreten zeigte, machte tiefer Ehrfurcht Platz, als er die junge Dame vor sich sah, und er schien einen Augenblick wie unschlüssig, ob er die Thür hinter sich zumachen oder durch dieselbe wieder zurück in das Wohnzimmer treten solle.

Doch half ihm die Großmutter über diese Ungewißheit hinweg, indem sie sagte: »Kommen Sie jetzt nur herein; vielleicht verzeiht Ihnen das gnädige Fräulein, daß Sie unsere Unterhaltung gestört.«

Eugenie nickte mit dem Kopfe, und der junge Mann an der Thür that einen tiefen Athemzug, worauf er langsam näher kam und sprach: »Ich habe leider kein Recht, mein gnädiges Fräulein mich gegen Sie zu entschuldigen und Ihre Verzeihung zu erlangen; denn wenn ich aufrichtig und wahr sein will, so muß ich bekennen, daß ich mit Absicht Ihre Unterhaltung gestört, da ich draußen erfahren, daß Sie hier im Zimmer seien. – Wenn Sie mir aber

noch so sehr zürnen sollten, so müßte ich Ihnen doch gestehen, daß ich nicht anders gekonnt, als hier herein zu treten, um Sie nach langer, langer Zeit wieder zu sehen.«

Das Mädchen senkte den Kopf, und da sie nicht antwortete, fuhr der Neffe des Jägers fort: »Um Ihnen zu danken, mein gnädiges Fräulein, für das Mitleiden, das Sie dem fast Sterbenden bezeigt, eine Theilnahme, deren ich mich wohl nicht rühmen dürfte, wenn ich nicht gar so leidend vor Ihnen erschienen wäre.« – Da er fühlte, daß er fast zu viel gesagt, so setzte er rasch hinzu: »Sie werden die Worte eines Menschen nicht übel deuten, der vom Rande des Grabes zurückkehrt, der sich dabei aber gern der vergangenen bitteren Stunden erinnert, noch lieber jedoch einzelner lichter, herrlicher Augenblicke gedenkt.«

Der gute Neffe des Jägers hätte aus übervollem Herzen vielleicht noch eine Stunde so fortgefahren, ohne zu Ende gekommen zu sein, und hätte dabei wahrscheinlich sehr, sehr viel mehr gesagt, als es seiner Stellung nach passend gewesen wäre, und wenn er das auch selbst fühlte, so verwirrte ihn dagegen wieder die liebliche Gestalt des jungen Mädchens so vollkommen, ließ sein Herz so heftig schlagen, brachte sein Blut in solche Aufregung, daß er am liebsten gar nichts mehr sagte, sondern stumm und selig zu Eugeniens Füßen niedergestürzt wäre, ihr seine glühende Liebe gestehend.

Die kluge alte Frau, welche besorgt in sein leuchtendes Auge blickte, mochte wohl etwas Aehnliches befürchten, und um dem zuvorzukommen, sagte sie: »Lassen Sie das

nur gut sein; das gnädige Fräulein ist so lieb und freundlich, daß sie es wohl begreift, in welche Freude es Sie versetzen muß, daß Sie sich um so Vieles besser befinden, und ich muß gestehen, Sie haben sich in der letzten Zeit wieder auffallend verändert.«

Diese Worte, deren Nebenbedeutung der Neffe des Jägers wohl verstand, verfehlten auch auf ihn ihre Wirkung nicht, und er gab sich alle Mühe, das wirklich zu scheinen, was er vorstellte: ein armer, eben genesener Kranker, der es in tiefster Unterwürfigkeit dankbarst anerkennt, daß eine so vornehme Dame, wie Fräulein Eugenie, ihn ihres Mitleids, ja, man könnte beinahe sagen, ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt.

So sehr er sich aber auch bemühte, in seiner Rolle zu bleiben, wozu auch gehörte, daß er es standhaft ablehnte, sich in Gegenwart des gnädigen Fräuleins zu setzen, wozu ihn die Großmutter einlud, so hatte doch sein freilich etwas eigenthümliches Wesen beim Eintritt ins Zimmer einen, wenn auch noch unbestimmten, Argwohn in die Seele des jungen Mädchens geworfen, welcher sie anders sein ließ, als sie vielleicht sonst draußen im Walde, in der Hütte des Jägers Klaus, gewesen wäre. Auch betrachtete sie den Neffen, sobald sie sich fragend an die Großmutter wandte, wenn auch flüchtig, doch sehr genau, und glaubte sogar, in seiner Art zu sprechen, in seinen Bewegungen, ja, in der einfachen und doch wieder gewählten Kleidung manches zu entdecken, was nicht zu seinem Stande zu passen schien; besonders fielen ihr seine Hände auf; da er als einfacher Jägerbursche keine

Handschuhe trug, so konnte Eugenie seine Rechte, in der er den überaus feinen Castorhut hielt, gar deutlich sehen. Es waren zierliche weiße Finger, und wenn man den Umstand, daß deren Farbe nicht so war, wie die der gewöhnlichen Jäger und Waldschützen, vielleicht auch auf sein langes Kranksein, sowie die hiedurch bedingte Unthätigkeit schreiben konnte, so war doch die Form derselben so sein, wie man sie bei Leuten, die an harte Arbeit gewohnt sind, nicht leicht sieht. Auch einen schmalen goldenen Reif bemerkte man am kleinen Finger der rechten Hand, was an sich vielleicht nicht verdächtig war; doch als er sich während des Sprechens umwandte und sich zufällig so drehte, daß ein Sonnenblick, der ins Zimmer spielte, das Innere seiner Hand berührte, blitzte es dort plötzlich auf, nur eine Sekunde lang, in buntfarbigen, ziemlich verdächtigen Strahlen.

Der Neffe des Jägers wagte nach seiner ersten, viel zu langen Rede nur einige Worte an die junge Dame zu richten; dagegen munterte sein Blick die alte Frau auf, Eugenie mehr ins Gespräch zu ziehen, und als dies geschah, zog er sich ehrerbietig ans Fenster zurück, um bescheiden zuzuhorchen, in Wahrheit aber, um sie ungestört betrachten zu können; er fühlte sich zufrieden, fast glücklich in diesem Augenblick, dachte an den vergangenen Herbst, wo er so tief und innig in dieses wunderbar liebe und gute Gesicht gesehen, wo er mit namenlosem Schmerze gefühlt, wie allein dieses Mädchen im Stande sei, ihn glücklich zu machen, wenn es überhaupt für ihn

noch ein Glück auf der Welt gab. Ach! er dachte schauernd an jene Zeit, wo er, ein armer Schiffbrüchiger, in Sturm und Nacht gehüllt, auf den schäumenden Wogen des Meeres allein schwamm, angeklammert an ein zerbröckelndes Wrack, unter sich den gewissen Tod, über sich den mit schwarzen Wolken bedeckten Himmel. Und dabei dachte er auch, wie er schon im Begriffe war, ermattet die Hände sinken zu lassen, um hinabzustürzen in einen entsetzlichen Abgrund, als mit einem Male am umnachteten Horizont jener klare, mildglänzende Stern emporstieg, jener Stern, der, nachdem er ihn eine Zeit lang traurig betrachtet, ihm endlich Muth und Hoffnung einflößte, dessen Strahlen ihm die Augen zu öffnen schienen und ihn endlich das längst verloren geglaubte Land wieder erblicken ließen.

Dann nach manchem Ringen und Kämpfen hatte er den festen Boden aufs Neue betreten, das Leben lächelte ihn wieder an; die finstere Nacht war gewichen, die Wolken hatten sich zertheilt, ein junger freundlicher Tag stieg rings um ihn empor, aber mit seinem Lichte war auch der milde, traulich blinkende Stern verschwunden; er hatte sich in die Sonne verwandelt, in die strahlende, vornehme Sonne, die jetzt vor ihm aufgegangen war und deren Feuer sein Herz verzehrte, wenn er es jetzt wagte, sie in ihrem Glanze anzublicken. O diese Sonne, wie sie so schön war! zu schön, zu reich für ihn! Seine Sonne – Eugenie! Wie konnte dieses so herrliche Wesen

unter Tausenden, die gewiß anbetend zu ihr emporblickten, ihn vorzüglich bemerken, ihm zulächeln? – Gewiß nicht! –

Es gab Augenblicke, wo er den Wunsch hegte, wieder allein auf dem wild empörten Meere zu treiben, dem Tode nahe, aber vor sich jenen wunderbaren Stern, seinen Stern, der ihn so mild, so traurig, so theilnehmend anblickte.

ZWEIUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. VOR DEM SPIELWAARENLADEN.

Während sich Eugenie und der Neffe des Jägers im Zimmer der Großmutter befanden, Beide mit eigenthümlichen Gedanken beschäftigt, und Beide so schweigsam, daß die alte Frau die Kosten der Unterhaltung fast allein zu tragen hatte, ging der Armenarzt, Doktor Flecker, neben der langen Gestalt des tapferen Don Larioz über den Blumenmarkt nach derselben Gasse, in der sich das Haus befand, wo wir den geneigten Leser eben verlassen.

Der Doktor, lebhaft und beweglich wie immer, focht mit seinem Stocke in der Luft herum und sagte: »Sie werden mir zugeben, mein lieber Freund, daß dieses der Weg ist, auf dem Sie sich edelmüthig und glänzend an Ihrem ehemaligen Prinzipal rächen können und nebenbei feurige Kohlen auf die Häupter sämmtlicher Angehöriger der Familie Weibel zu häufen im Stande sind, indem Sie diesen Czrabowski entlarven und ihn zur Anerkennung zwingen, daß er es gewesen ist, der das Concept

des Testamentes entwendet und damit seine Allotria getrieben.«

Don Larioz schritt würdevoll wie immer einher, und auf seinem ruhigen Gesichte sah man während der Rede des Anderen keinen Muskel zucken; er blickte tief nachdenkend gerade vor sich hin, und sprach, als der Armenarzt schwieg:

»Das alles ist nur durch einen ehrlichen Zweikampf zu erreichen.«

»Auch das, wenn Seine Erlaucht damit einverstanden sind,« erwiderte hastig Doktor Flecker. »Im Falle des Gelingens aber werden Sie mir zugeben, daß man sich in dieser Sache genau nach den Wünschen des Herrn Grafen richten muß. Das ist ein mächtiger Herr mit einer langen Hand, der allein im Stande ist, den Weg zu ebnen, auf dem Sie zu jenem theuren Czrabowski gelangen können, um ihn so – nun Sie verstehen mich schon.«

Der kleine Mann machte bei diesen Worten auf höchst komische Art einen so kräftigen Ausfall mit seinem Stocke auf einen unsichtbaren Gegner, daß er einen solchen, wenn er wirklich da gewesen wäre, nothwendiger Weise durch und durch gebohrt haben würde.

»In früheren glorreichen Zeiten,« sagte der edle Spanier, nachdem sie ein paar Schritte weiter gegangen waren, mit wahrhaft heldenmäßiger Ruhe, »hätte ein einfacher Gotteskampf die Sache so schön arrangirt, als man es nur wünschen könnte.«

»Ja, in früheren glorreichen Zeiten!« warf der Armenarzt ungeduldig dazwischen. »Aber jetzt ist das was Anderes!«

»Damals,« fuhr Don Larioz fort, ohne sich im Geringsten beirren zu lassen, »hätte man die Schranken aufgerichtet, und wir wären eingeritten, der Graf Czrabowski und ich, Beide unter Vortragung unserer respectiven Wappenschilder.«

»Ja, damals, bester Larioz!« sprach dringender der Doktor und schaute fast ängstlich in das unbewegliche Gesicht seines langen Freundes.

»Allerdings damals,« fuhr dieser fort. »Wir hätten mit einander gekämpft, wahrscheinlich höchst glorreich gekämpft, und wenn ich diesen Czrabowski niedergeworfen hätte, so würde ich ihm die Spitze meines langen Schwertes auf die Gurgel gesetzt und zu ihm gesprochen haben: Unglücklicher, gib der Wahrheit die Ehre!«

»Sie werden mir zugeben, wenn ich Ihnen sage,« versetzte der Andere ungeduldig, »daß das damals alles sehr schön, sehr nobel und sehr rittermäßig war, aber –«

»Andere Zeiten, andere Sitten, wollen Sie sagen,« fiel ihm Don Larioz kopfnickend in die Rede. »Bleiben wir also bei dem gewöhnlichen Zweikampf.«

»Nach Umständen, sehr nach Umständen, lieber Freund, vor allen Dingen dagegen, wenn Sie uns und sich nützlich sein wollen, müssen Sie sich streng den Anordnungen Seiner Erlaucht fügen. Sie werden einsehen, daß das nothwendig ist. Item nur so kommen wir zum Ziele.«

Bei dieser Unterredung waren die Beiden dem Hause nahe gekommen, und während der lange Schreiber gleich darauf mit einem großen Schritte unter den weiten Thorbogen trat, blickte der bewegliche Armenarzt nach allen Seiten um sich, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, ehe er in ein Haus ging.

Da sah er denn, nicht viele Schritte entfernt, vor einem kleinen Laden einen Herrn stehen, welcher die dort aufgestellten Waaren zu betrachten schien, in Wahrheit aber bald die Gasse hinauf, bald hinunter blickte. Dabei wäre nun an sich für den Doktor nichts Auffallendes gewesen; doch als er diesen Mann genauer betrachtete, erkannte er in ihm den Herrn Baron George von Breda, und wunderte sich nicht wenig, denselben in dieser abgelegenen Gasse zu sehen. Ohne aber weiter darüber nachzudenken, stieg er in Gesellschaft des Spaniers die krachenden Treppen hinauf, und Beide erreichten in kurzer Zeit ohne irgend ein Abenteuer die Wohnung des Jägers Brenner, klopfen dort an die Thür der großen Stube und betraten dieselbe, nachdem von innen »Herein!« gerufen worden.

In dem Zimmer war die Frau des Jägers, der kleine Palmarum mit seinem hölzernen Pferde, und gegenüber von Madame Brenner saß der Jäger Klaus, dem der Doktor auch schon Hülfe gespendet und der sich nun ehrerbietig erhob, um dem freundlichen Arzte eine Verbeugung zu machen.

»Ich dachte, wir würden Vater Brenner hier treffen,« sagte der Doktor, nachdem er die Frau und den Jäger

mit der Hand begrüßt, Palmarum auf den Kopf gepätschelt, und um Keines zu vergessen, auch an die Stäbe des Käfichs geklopft hatte, worin sich der Kanarienvogel befand. »Wir kamen in der Absicht her,« fuhr er fort, »den würdigen Jägersmann nicht nur zu begrüßen, sondern auch Einiges mit ihm zu besprechen über die Zukunft des kleinen Gottschalk, den wir wohl nicht beim Herrn Plager wissen wollen, nachdem unser Freund Larioz das Bureau verlassen.«

»Das Kind hat doch rechtes Unglück,« sprach Frau Brenner betrübt, wobei sie kopfschüttelnd von ihrer Näheren in die Höhe sah.

»So großes Unglück – das wüßte ich gerade nicht,« entgegnete der Armenarzt. »Der Bube hat sich im Schreiben recht vervollkommnet, rechnet unter Anleitung unseres edlen Freundes wie ein alter Mathematicus, und muß nothwendig was Rechtes werden, wenn er zwei solche Helfer an seiner Seite hat, wie Don Larioz und meine Wenigkeit. Sie werden mir zugeben, Frau Brenner, daß das wahrhaftig keine Kleinigkeit ist.«

»Gott soll mich bewahren, das nicht anzuerkennen, erwiderte die Frau mit ihrer sanften Stimme; »das ist auch ein rechtes Glück für den Gottschalk, wogegen es aber gewiß nicht gut ist, daß er wieder sein Geschäft wechseln soll, und das wird er doch wohl thun müssen, wenn er die Schreibstube des Herrn Doktor Plager verläßt. – Ich hatte mir das schon so schön vorgestellt,« setzte sie leiser hinzu, »da wäre er ein Schreiber geworden, hätte

was gelernt, viel Geld verdient und könnte alsdann den Kindern etwas von seinem Wissen abgeben.«

»O, lieber Gott, Frau Brenner,« antwortete der Armenarzt, »nur keine Luftschlösser! Vorderhand muß der Gottschalk lernen, und daß er etwas Tüchtiges lernen soll, dafür will ich schon sorgen. Und über den Punkt hätte ich gern mit dem Vater Brenner gesprochen.«

Die Frau schüttelte mit dem Kopfe und sprach mehr vor sich hin als zu den Anderen: »Ihnen wird er alles thun, was Sie wünschen, und es ist mir auch schon recht, wenn Sie nur nicht die Absicht haben, einen Jäger oder so etwas aus dem Gottschalk zu machen. Das ertrüge ich nicht; der Knabe soll was Rechtes werden.«

»Wenn das Vater Brenner hörte!« meinte lächelnd der Doktor. »Doch Scherz bei Seite! Sie werden mir zugeben, daß ich, der Doktor Flecker, freilich nur Armenarzt, dafür bekannt bin, daß, wenn ich einmal A gesagt, ich fortbuchstabire bis zum Z; und das wollen wir auch redlich mit Gottschalk thun. Verlassen Sie sich darauf, Frau Brenner, wenn der Junge selbst will, so soll er, wie Sie sagen, was Rechtes werden. Da nun aber Vater Brenner nicht zu Hause ist, worüber ich in diesem Falle auch nicht besonders traurig bin, so will ich hinein zur Großmutter und mit ihr ein paar Worte über den Jungen sprechen; Großmutter versteht mich und ist eine resolute Frau, die ihre Ansichten schon geltend zu machen weiß. – Don Larioz, thut mir den Gefallen und unterhaltet Euch ein bischen mit unserer guten Frau Brenner; ich werde gleich wiederkommen.«

Damit wollte der Arzt ins Nebenzimmer hinein, doch trat der Jäger Klaus an seine Seite, indem er sagte: »Verzeihen Sie, Herr Doktor, würden Sie nicht die Güte haben, noch ein paar Augenblicke zu warten, es ist Jemand da drinnen, der –«

»So, so,« machte Doktor Flecker mit einem pfiffig lächelnden Gesichte, »es ist Jemand da drinnen, der – am Ende der – der – den – den – nun Sie werden mich – schon verstehen, theurer Freund Klaus.«

»Ich verstehe Sie in der That nicht,« gab dieser sehr ernst zur Antwort. »Gewiß, Herr Doktor, ich verstehe Sie nicht.«

»Es ist am Ende gar Ihr Neffe drin, he!« lachte der Armenarzt, indem er sein linkes Auge gegen den Jäger zu kniff, »der schmucke Neffe im grauen Rocke und im Jägerhute. Habe ihn schon einmal hier gesehen, den Neffen, und wenn dem so ist, so muß ich schon einen Augenblick warten. Aber lange nicht, dazu habe ich keine Zeit. Oder ich kann ja auch wieder kommen; das ist am Ende besser, denn Sie werden mir zugeben, daß es mir nicht einfallen kann, Seine Er – den Neffen, wollte ich sagen, zu stören.«

»Woher vermuthen aber der Herr Doktor, daß mein – Neffe da ist?« fragte schüchtern der Jäger.

»Woher ich das vermuthe? Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß das ungeheuer einfach ist. Erstens sah ich Ihren Neffen schon einmal hier, und es hat mich recht sehr gefreut, daß ich ihn hier gesehen, denn

er kann von der Frau Großmutter nur Vortreffliches lernen; und da nun Sie, mein theurer Klaus, mir so eifrig sagen, es sei Jemand da drinnen, so braucht's keine große Combinationsgabe, um sich zu denken, was das ist; dann aber auch wartet ja da unten wenige Schritte von hier ein Freund Ihres Neffen auf Hochdieselben.«

»Ein Freund meines Neffen wartet da unten auf ihn?« fragte bestürzt der Jäger. »O, Sie machen einen Spaß, Herr Doktor; es ist gewiß kein Freund von ihm da unten, der auf ihn wartet.«

»Doch, doch!« sagte laut und bestimmt der kleine Armenarzt. Dann faßte er den Jäger vertraulich am Ohrläppchen, zog ihn näher zu sich und sprach sehr leise: »Es ist der Herr Baron George von Breda, der da unten rechts an dem kleinen Spielwaarenladen auf Seine Erlaucht wartet. He, mein Freund?« setzte er fragend hinzu.

Kaum hatte der Doktor den Namen des Barons von Breda ausgesprochen, so fuhr Klaus im höchsten Erschrecken zurück. »Um Gottes willen, Herr Doktor!« sagte er, »ist das wahr? scheint der Herr Baron wirklich da unten auf etwas zu warten? – Das wäre mir entsetzlich! Oder spaziert er nur so zufällig am Hause vorbei?«

»Vom zufälligen Vorbeispazieren habe ich gar nichts bemerkt, lieber Klaus,« versetzte Doktor Flecker, indem er mit Verwunderung die erschreckten Züge des Jägers betrachtete; »er hat vielmehr in der Nachbarschaft dieses Hauses, wie man zu sagen pflegt, Posto gefaßt und scheint sehr auf etwas zu warten.«

»Dann müssen Sie uns helfen, Herr Doktor, augenblicklich helfen!« rief der treue Diener in höchster Angst.

»Teufel auch! wer ist denn krank?«

»Niemand, Niemand!« gab der Jäger hastig zur Antwort. »O, hören Sie mich einen Augenblick ruhig an.«

Damit zog er den kleinen Mann ohne Umstände in eine Ecke des Zimmers und fing nun an, gegen seine sonstige stille Art recht lebhaft in denselben hinein zu sprechen. Der Doktor zog, nachdem er die ersten Sätze vernommen, seine Augenbrauen hoch empor, legte die Hände auf den Rücken und drehte seinen Stock wie die Flügel einer Windmühle zwischen seinen Fingern; er ließ verschiedene Oh und Ah! hören, auch: »der Tausend! – nicht so übel! – das gefällt mir!« – worauf er, nachdem er viele Donnerwetter passirt hatte, seine Ansicht dahin aussprach, »das sei eine verfluchte Position und schwer, einen Ausweg zu finden.«

»Man muß den Herrn von Breda von der Straße zu entfernen suchen,« sagte Klaus.

»Kennen Sie den Herrn von Breda?« fragte der kleine Mann mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken; »das ist keiner, der sich von einem Platz entfernen läßt, wo er sich einmal vorgenommen hat, stehen zu bleiben.«

»Ich weiß, ich weiß; aber, Herr Doktor, Ihnen ist viel möglich.«

»Ja, wenn ich mein College Figaro wäre,« lachte der Doktor, »und er ein Basilio, da könnte ich ihm allenfalls weis machen, er habe das gelbe Fieber, und ihn so nach Haus schicken. Aber dem da – da weiß ich kein Mittel.«

»Es muß aber eins geben,« sprach der Andere dringender. »Gewiß, Herr Doktor, Sie müssen eins auffinden, es gibt sonst das größte Unglück. – Das arme, arme Fräulein! – Und ich, der sie überredet! Und die beiden Herren, sonst so gute Freunde, die, wie die Sachen stehen, Todfeinde werden müßten! O Herr Doktor!«

»Ja, da hat sich was, o Herr Doktor! Nehmen Sie sich eine Lehre daraus, Freund Klaus, schießen Sie ihre Rehe und Füchse und lassen Ihre Neffen thun, was sie wollen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Neffen schon manchem Onkel graues Haar gemacht haben.«

»Aber – –«

Der Armenarzt war in tiefes Nachdenken versunken und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, worauf der Jäger plötzlich verstummte. Darauf hatte Ersterer seinen Stockknopf zwischen die Lippen genommen, und wenn er auch, sich über etwas besinnend, seine Blicke auf den Boden heftete, so erhob er sie doch zuweilen, um einen Moment den edlen Spanier zu betrachten, der in harmlosem Gespräche mit der Frau Brenner begriffen, für nichts Anderes Augen und Ohren hatte.

Der Jäger blickte in größter Spannung auf den kleinen Arzt, der nach einem, ihm unendlich lange scheinenden Stillschweigen endlich mit den Achseln zuckte und dann mehr zu sich selber als zu dem Anderen sagte: »So könnte es vielleicht gehen; es ist aber ein verzweifeltes Mittel, muß dagegen, wenn es gelingt, den Grafen zur größten Dankbarkeit gegen Larioz verpflichten. Versuchen wir es in Gottes Namen.«

Damit ließ er den Jäger stehen, trat mit raschen Schritten an die Seite seines langen Freundes und bat denselben, einen Augenblick mit ihm das Zimmer zu verlassen. Vor der Thür angekommen, sprach der Doktor zu Larioz: »Sie müssen mir einen Gefallen erzeigen, bei dem es Muth und Entschlossenheit gilt; es ist also vollkommen Ihre Sache.«

Der Spanier machte eine leichte Neigung mit dem Kopfe.

»Sie setzen Ihren Hut recht verwegen auf, drapiren sich wie gewöhnlich malerisch in Ihren Mantel und nehmen Ihren Stock so in die Hand, daß man deutlich sehen kann, es sei Ihnen etwas Gewohntes, mit einem Stoßdegen umzugehen. – Verstehen Sie mich?«

»Bis jetzt – ja,« antwortete der lange Mann nach einigem Besinnen.

»Gut. Sie gehen die Treppen hinunter, wenden sich vor dem Hause rechts und sehen da an einem Spielwaarenladen einen großen und schönen Herrn stehen: den Baron von Breda. Kennen Sie ihn zufällig?«

»Nein, ich kenne ihn nicht.«

»Auch gut. Mit dem Herrn suchen Sie ein Gespräch anzuknüpfen und ihn auf irgend welche Weise zu vermögen, die Straße zu verlassen.«

»Wenn er aber hierzu keine Lust bezeigen sollte?«

»So müssen Sie – so müssen Sie – ja, was denken Sie selbst, was Sie thun müssen?«

»Hat der Mann kein Recht, da unten in der Straße zu stehen?« fragte ernst der Spanier. »Oder ist es Jemand, dessen Anwesenheit Ihnen Schaden bringen kann?«

»Allerdings ist es so. Ich sehe, Sie verstehen mich. Mir kann es Schaden bringen, wenn er da bleibt, namentlich aber jenem liebenswürdigen Grafen Helfenberg, der Sie so freundlich aufnahm. – Lieber Larioz, zu einem geschiedten Manne wie Ihnen, der in ritterlichen Händeln wohl bewandert ist, braucht man nur mit halben Worten zu sprechen. Graf Helfenberg, der eine junge Dame liebt, befindet sich hier im Hause; der da unten will ihn erwarten, um ihn und die junge Dame zu compromittiren.«

»Also ein Eifersüchtiger?«

»Wohl möglich; Graf Helfenberg ist unser Freund; was man in Spanien in ähnlichen Fällen thun würde, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen.«

»Gewiß nicht,« erwiderte Don Larioz mit bestimmtem Tone. »Sie sollen sehen, wie ich für die geliebte Dame eines Freundes handle; Sie werden mit mir zufrieden sein.«

Damit hob er den Stock gegen sein Gesicht, als grüße er mit dem Stoßdegen den Feind auf der Mensur, und schritt der Treppe zu. Auf der ersten Stufe aber blieb er stehen, wandte sich rückwärts und sagte mit feierlicher Stimme: »Es könnte vielleicht sein, werther Freund, daß wir hart an einander kämen, wer weiß, ob der fremde Cavalier nicht unter dem Mantel ein paar Degen führt, von denen er mir galanter Weise einen anbietet. Es ist

das bei ähnlichen Veranlassungen schon häufig vorgekommen. In dem Falle nun wäre es möglich, daß mir etwas Menschliches begegnete, und habe ich alsdann nur eine Bitte auf dem Herzen. Sie werden in einem braunen Kästchen auf meinem Tische ein weibliches Portrait finden mit der Adresse einer Dame; stellen Sie derselben in einem gewissen Falle dieses Bildniß zu und sagen ihr, Don Larioz sei aus der Welt gegangen mit dem Gedanken im Herzen und dem Worte auf den Lippen, daß Dolores das schönste Weib auf dieser Erde sei.«

Mit diesen Worten schritt der lange Mann die Treppen hinab, und der Doktor, der sich über das Geländer gebeugt hatte, blickte ihm lange nach, wobei sein Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck annahm. »Es ist eigentlich Unrecht von mir,« murmelte er, »aber es gab kein anderes Mittel, und ich will schon auf der Lauer liegen, um im allerschlimmsten Falle mit einem ärztlichen Atteste, das in gewisser Beziehung leider nur zu viel Wahres hat, dazwischen zu treten.«

George von Breda war unterdessen in der engen Gasse mehrmals hin und her geschritten; wenn er sich auch in Ungewißheit befand, ob Eugenie dieselbe betreten, so war es ihm doch nicht möglich, den Ort zu verlassen, es hielt ihn mit einer unerklärlichen Gewalt hier zurück. Schon oft hatte er sich Mühe gegeben, sich das Ganze wie einen Traum vorzustellen; wenn er sich aber mit allen Künsten der Ueberredung so weit gebracht hatte, so brauchte er nur die Hand auf sein Taschenbuch zu

drücken, wo er jenes Geldstück verwahrt hielt, um beinahe laut hinaus zu rufen: »Nein! nein! es ist so, sie hat mich verrathen, sie ist hier, vielleicht dicht in meiner Nähe!« Darauf wallte alsdann sein Blut so heftig empor, daß ihn die Augen schmerzten; er vertiefte sich in die wahn-sinnigsten Grübeleien, Gegenwart und Vergangenheit betreffend, und endete gewöhnlich damit, daß er mit den Zähnen knirschte und hochlachend ausrief: »Auch Eugenie! ja, auch Eugenie!«

Glücklicher Weise war die Straße gänzlich menschen-leer und die Leute in ihren Häusern so beschäftigt, daß sie dem unruhig hin und her Gehenden wenig oder gar keiner Aufmerksamkeit widmeten. Jetzt war er wieder einmal bis auf den Blumenmarkt gegangen, und kehrte nun zurück, um seine Stelle bei dem kleinen Spielwaaren-Magazin wieder einzunehmen.

Wenn sich aber die Bewohner der Straße um das sonderbare Benehmen des fremden Herrn nicht kümmerten, so war doch ein anderer Fremder in einem der Häuser hinter einem Fenster versteckt und schaute nicht nur neugierig, sondern auch sorgfältig beobachtend auf die Straße. Dieser Fremde aber war Niemand anders als der Kammerdiener François, von dem wir nicht genau wissen, ob er sich zufällig oder absichtlich hier befand. Doch glauben wir das Letztere annehmen zu können.

In dem Hause, wo er sich aufhielt, war eine kleine Restauration, in der er ein bescheidenes Frühstück eingenommen hatte und darauf, die Zähne stochernd, verdaulich und beschaulich am Fenster stand. Leider hatte er

von hier aus alle bemerkt, welche sich in die Wohnung des Herrn Brenner begaben: den Jäger Klaus mit Fräulein Eugenie, kurze Zeit darauf den Grafen Helfenberg, und nun sah er den Baron von Breda, ihn, den er nach der jungen Dame am bittersten auf dieser Welt haßte, in gewaltiger Aufregung da unten auf und ab gehen. François, der genau wußte, um was es sich handelte, verstand alle Bewegungen, alle Mienen und Geberden des Herrn von Breda, und freute sich über alle Maßen, als er aus der entsetzlichen Unruhe desselben abnehmen konnte, wie sehr dieser sonst so ruhige, kalt scheinende Mann leiden müsse.

Nachdem der Kammerdiener außergewöhnlich lange in seinen Zähnen gestochert, ließ er sich hinter den Fenstervorhängen nieder, doch so, daß ihm nichts auf der Straße entging, wobei es ihm gerade vorkam, als befände er sich in einem Schauspiel, dessen Ausgang er gewissermaßen in Händen hatte; konnte er doch ein Lustspiel oder ein Trauerspiel daraus machen. Wenn er das Letztere wollte, so brauchte er nur auf die Straße zu gehen und dem Herrn Baron von Breda zuzuflüstern, wer sich alles da oben in dem Hause befinde. Aber er verwarf diesen Gedanken als unüberlegt und voreilig und dachte bei sich: Je mehr das Gift im Herzen des starken Mannes da unten um sich frißt, um so verderblicher wirkt es und verursacht zuletzt eine unheilbare Wunde, in welcher dann mit ruhigen, kalten Worten herumzuwühlen für mich ein außerordentliches Vergnügen sein wird. – Warten wir also ab.

Und er wartete geduldig.

Auch Herr von Breda wartete, aber mit wenig Ruhe und Geduld; er preßte vielmehr die Lippen heftig auf einander, er ballte seine Hände; er trat hart auf den Boden vor dem Spielwaaren-Magazin, wo er, ohne Aufsehen zu erregen, am längsten bleiben konnte, dessen Gegenstände er aber schon alle der Reihe nach angestarrt und dies, sich unbemerkt glaubend, immer wieder von Neuem thun zu können dachte.

Um so angenehmer war es ihm daher, als er mit einem Male einen Mann bemerkte, der aus einem der Häuser der Straße kam, sich neben ihn stellte und die Spielsachen ebenfalls zu bewundern schien. Herr von Breda wandte dem Unbekannten den Rücken zu und war im Begriff, abermals die Straße hinab zu gehen, als ihn der Andere mit den Worten anredete:

»Es ist in der That erstaunlich, was alles zur Unterhaltung dieser kleinen Kinder geschaffen wird. – Finden Sie das nicht auch, mein Herr?«

Der Baron blickte den Frager an und hätte zu jeder anderen Zeit über das seltsame Aussehen desselben unfehlbar gelächelt. Die Verwundungen und Quetschungen im Gesichte des guten Don Larioz waren nämlich in jenes Stadium getreten, wo sich die trübe, dunkelblaue Farbe derselben in ein mattes Grün verwandelt mit graugelben Rändern, die sich weit über seine eingefallenen Wangen verbreiteten. Aus diesen Schattirungen, die etwas an einen Regenbogen erinnerten, drohte seine Nase, zur doppelten Dicke angeschwollen, fast unheimlich

hervor; die Verzerrung des ganzen Gesichtes wurde nicht gemildert durch den Glanz der sonst guten, ehrlichen Augen, da eines derselben roth unterlaufen war und auf diese Art einen tückischen Ausdruck angenommen hatte. Hierbei können wir nicht verschweigen, daß der edle Spanier seinen zugespitzten Hut ziemlich stark auf das rechte Ohr gesetzt und seinem Mantel eine Drapirung gegeben hatte, welche etwas verwegen, ja, man könnte sagen, fast händelsüchtig erschien.

Herr von Breda schaute den Unbekannten von oben bis unten an und gab ihm alsdann ruhig zur Antwort: »Es giebt allerdings seltsame Dinge in dieser Welt, sowohl in einem Spielwaaren-Magazin, als im wirklichen Leben. Ich habe die Ehre.« – Damit faßte er an seinen Hut und wollte sich entfernen.

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sprach die seltsame Gestalt, indem sie dem Baron fest in den Weg trat, »Sie haben, wie mich dünkt, diese Sachen so aufmerksam betrachtet, daß ich von Ihnen ein gediegenes Urtheil über dieselben erwarten kann, und da ich einige Einkäufe zu machen beabsichtige, so –«

»Thun Sie am besten,« versetzte der Andere barsch, »wenn Sie in den Laden treten und sich auswählen, was Ihrer Phantasie zusagt.«

»Das wird mir allerdings Niemand verwehren können,« erwiderte der Spanier mit großem Ernste; »ich habe mir aber sagen lassen, daß eine höfliche Frage auch eine höfliche Antwort bedingt und daß es Schuldigkeit

zwischen angenehmen Leuten ist, sich mit einem guten Rath an die Hand zu gehen.«

»So gehen Sie denn zu angenehmen Leuten und lassen sich von diesen rathen, ob Sie einen Bären oder einen Affen kaufen sollen; ich für meine Person würde Ihnen unbedingt zu dem Letzteren rathen.« – Damit machte der Baron eine Wendung in die Straße hinein, um dem zudringlichen langen Manne zu entgehen.

Dieser aber ließ sich nicht so leicht abweisen, trat vielmehr an die Seite des Davoneilenden und bemerkte, immer noch mit der größten Artigkeit in Haltung und Ton der Stimme: »Für den freundlichen Rath in Betreff des Affen bin ich sehr dankbar und werde mir ihn gewiß zu Nutze machen.«

George von Breda blieb einen Augenblick stehen, warf dem Manne einen blitzenden Blick zu und sagte, indem er sich mühsam zur Ruhe zwang: »So gehen Sie denn ins Teufels Namen hin und kaufen Sie ihren Affen! Mir aber erlauben Sie, mich zu entfernen, denn ich habe nicht länger Lust, die Ehre Ihrer Gesellschaft zu genießen.«

Er machte abermals einige rasche Schritte vorwärts, ohne aber Don Larioz entgehen zu können, der mit seinen langen Beinen gleichen Schritt mit ihm hielt und dabei freundlich sprach: »Es ist traurig, daß unsere Wünsche und Neigungen öfters mit denen unserer Nebenmenschen so wenig harmoniren. Sie eilen mit nicht sehr liebenswürdigen Worten von mir weg; ich dagegen werde mir das größte Vergnügen machen, Sie zu begleiten.«

Bis jetzt hatte der Baron von Breda den Unbekannten für einen zudringlichen Menschen gehalten; nun aber kam es ihm auf einmal vor, als habe er einen Narrn an seiner Seite oder Jemand, der darauf ausgehe, Händel zu suchen. Beides erschien ihm im gegenwärtigen Augenblicke begreiflicher Weise sehr unerwünscht, und wenn es ihm auch ein Leichtes gewesen wäre einen Unberufenen von sich abzuweisen, so war der Ort, an welchem er sich befand, durchaus nicht dazu geeignet, durch ein auffallendes Verfahren die Bewohner der umliegenden Häuser aufmerksam zu machen. Deßhalb ging er mit raschen Schritten die Gasse hinab bis auf den Blumenmarkt, trat dort an die einsam liegende Fontaine und drehte sich hier plötzlich gegen seinen Begleiter um, indem er mit barschen Worten sagte:

»Ihr Zweck, Herr, warum Sie mich bis hierher verfolgen, ist mir unbekannt; daß aber Ihr aufdringliches Betragen nicht ohne Absicht war, glaube ich zu erkennen. Was Sie sind, weiß ich nicht; ich aber bin der Baron George von Breda und genugsam dafür bekannt, daß es nicht zu meinen Unterhaltungen gehört, mit fremden Leuten, die mit braun und blau angelaufenen Gesichtern aus Gott weiß welchem Wirthshause kommen, auf öffentlicher Straße zu sprechen. Hier von diesem Platze führen vier Wege in die Stadt, gehen Sie, welchen Sie wollen, und ich werde so vernünftig sein, mir einen anderm zu wählen. Sie müssen doch selbst einsehen, daß es für mich keine Ehre ist, in Ihrer Gesellschaft zu wandeln. Sollten Sie es aber verziehen, mich noch weiter zu belästigen, so werde ich

den ersten, besten Polizeisoldaten anrufen und Sie irgend wohin bringen lassen, wo man untersuchen wird, ob Sie ein zudringlicher Mensch oder ein Narr sind.«

Während Beide mit einander die enge Gasse hinabgegangen waren, hatte Don Larioz rückwärts geschaut und den kleinen Doktor wohl bemerkt, der oben zum Fenster hinaus sah, um Achtung zu geben, ob sich der eifersüchtige Aufpasser entferne. Dies war nun allerdings geschehen, und derselbe befand sich hier an dem Brunnen auf dem Blumenmarkte so weit von jenem Hause entfernt, wobei obendrein die Gasse, die dorthin führte, noch eine solche Biegung machte, daß es unmöglich war, die Hausthür von hier zu überwachen. Die Aufgabe des edlen Spaniers war demnach erfüllt, und dieser überlegte eben, ob es nicht rätlicher sei, über den zudringlichen Menschen oder Narrn hinweg zu gehen, um weiter kein Aufsehen zu erregen, oder ob es nothwendig oder ehrenvoller wäre, über die beiden Ausdrücke eine Erklärung zu verlangen.

Nach einem augenblicklichen Ueberlegen entschloß er sich zu dem Letzteren und that dies, indem er sprach: »Da Sie, mein Herr Baron, mir die Wahl gelassen haben zwischen einem Narrn und einem zudringlichen Menschen, so will ich den letzteren für mich in Anspruch nehmen und Ihnen so lange zudringlich erscheinen, bis Sie mir über diese verletzenden Worte eine Erklärung geben, Sie sind der Herr Baron George von Breda; ich nenne mich Larioz, Don Larioz, ein Spanier von altadeliger Familie.«

Bei diesen letzten Worten streckte sich der Sprecher um ein paar Zoll länger und machte ein so würdevolles Gesicht, daß es bei den sonderbaren Farben auf demselben unwiderstehlich komisch aussah.

Der Baron zuckte einfach mit den Achseln und zog, ohne ein Wort zu erwidern, sein Taschentuch hervor, woraus er eine Karte nahm und sie dem Anderen einhändigte. »Lassen Sie sich,« sagte er alsdann, »durch einen mir bekannten unbescholtenen Menschen bei mir einführen, und ich werde Ihnen alle Erklärungen geben, die ich für nothwendig und passend halte.«

Damit wollte er sich entfernen, doch rollte in diesem Augenblicke ein leichtes Coupé aus einer der Straßen, aber nicht aus der, in welcher der Baron so lange auf und abgewandelt, auf den Blumenmarkt und hielt nicht drei Schritte von ihm in der Nähe des Brunnens. George von Breda blickte nach dem Wagen hin und erkannte den Grafen Helfenberg, der ihm freundlich zurief, näher zu treten, und ihm sagte: »In welcher Gesellschaft bist du denn da? Wie kommst du mit dem edlen Don zusammen?«

»Weiß der Henker, was dieser Narr von mir will!« versetzte der Baron verdrießlich. »Ich ging zufällig durch jene Gasse dort, und da hängte dieser Mensch sich an mich. Kennst du ihn?«

»O ja,« erwiderte lachend der Graf; »er ist oder war der Schreiber eines hiesigen bekannten Advokaten, desselben Doktor Plager, den du dich erinnern wirst, bei mir an einem gewissen Abend gesehen zu haben.«

»Und dieser Schreiber,« sprach der Baron finster, »ist hier nicht ganz richtig?« Damit zeigte er auf seine Stirn.

»Er hat allerdings seine eigenthümlichen Seiten, ohne darum ein Narr zu sein,« gab Helfenberg zur Antwort, »ist aber dabei ein sehr nobler und anständiger Charakter. Ich protegire ihn.«

»Nun, wenn du ihn protegirst, so kannst du ihn bei mir einführen. Er benahm sich gegen mich zudringlich, ich sagte ihm einige passende Worte, worüber er eine Erklärung verlangte.«

»Das ist echt spanisch und sieht ihm ganz gleich. Sieh, wie er dort hin wandelt, das lange spanische Rohr haltend, wie einen Stoßdegen, den Mantel umgeworfen wie ein Hidalgo.«

»Ich habe mit solchen Leuten nicht gern zu thun,« versetzte George von Breda.

»Und doch versichere ich dich, es ist schade um diesen Menschen; er ist, wie ich dir schon vorhin sagte, ein zuverlässiger und sehr anständiger Charakter. Ich fürchte nur, er wird an seinen Grillen zu Grunde gehen.«

»Meinetwegen. – Wohin fährst du?«

»Nach meinem Hause, und das ist auch ein Grund, warum ich halten ließ, als ich dich vorhin bemerkte. Du mußt mir den Gefallen thun, mich zu begleiten.«

George von Breda hatte die Hand auf den Schlag des Wagens gelegt und dachte einen Augenblick nach. Sollte

er noch länger hier bleiben? Es hatte ihn nach der Begegnung mit dem langen Manne das richtige Gefühl überschlichen, als sei es unwürdig für ihn, hier einen Aufpasser zu machen. Was konnte es ihm am Ende auch nützen, wenn er länger da blieb? War Eugenie wirklich fähig, Wege zu gehen, welche für sie so wenig passend waren, so hatte sie auch ihre Maßregeln getroffen, um unerkant zu bleiben. Dieser Gedanke peinigte ihn so entsetzlich, daß er seine Finger krampfhaft in die weiche Polsterung des Wagens vergrub, wobei er aber nicht den fast erschreckten Blick bemerkte, welchen Graf Helfenberg auf ihn warf. Ja, der Ort war ihm verhaßt, wo er sich befand, die Gasse, durch welche er gekommen, gähnte ihn so dunkel, so trübselig, so unheimlich an, das Geplätscher des Wassers aus dem Brunnen, neben dem er stand, schien schadenfroh über ihn zu lachen, und dazwischen tönte es in seinem Herzen immer und immer fort: Auch Eugenie, auch Eugenie!

Hastig riß der Baron den Wagenschlag auf und warf sich neben seinem Freunde in die Kissen, wobei er zu diesem sagte: »Führe mich, wohin du willst.«

»Nach Hause!« rief Graf Helfenberg dem Kutscher zu, und der Wagen rollte dahin.

»Es thut mir leid,« sagte der Graf nach einer Pause zu seinem Nachbar, »daß du, wie ich sehe, verdrießlich bist; ich hatte vor, dich um eine kleine Gefälligkeit zu bitten.«

»Um was du willst,« versetzte Herr von Breda. »Da ich aber allerdings einigermaßen verdrießlich bin, so wirst

du nicht von mir verlangen, daß ich mit dir lachen oder tanzen soll.«

»Im Gegentheil, es handelt sich um ein ernstes Geschäft.«

»Dazu bin ich der Mann.«

»Und du hast eine Stunde für mich übrig?«

»Mehrere Stunden,« erwiderte der Baron, und als er hinzu setzte: »ich wüßte nichts, was mich in diesem Augenblicke nach Hause zöge,« fühlte er ein tiefes, schneidendes Weh in seinem Herzen.

Sie hatten das Palais des Grafen Helfenberg erreicht; ein Lakai öffnete den Schlag, während der dicke Portier in bester Haltung unter der Glasthür stand. Diese Glasthür wurde übrigens in letzter Zeit nicht mehr so ängstlich verschlossen gehalten, wie das früher der Fall gewesen war; sie ließ ungehindert die Bekannten des Grafen aus und ein gehen, ebenso die warme Luft des anbrechenden Frühlings, welche das weite, kalte Treppenhaus erobert hatte; ein paar Streifen hellen Sonnenlichts beglänzten die alten Ritter desselben.

Oben an der Treppe empfing der Kammerdiener die beiden Herren und öffnete voranschreitend die Thüren, nachdem er dem Grafen zugeflüstert, daß Baron Fremont und Herr von Tondern im Schreibzimmer warteten.

So war es auch. Diese beiden würdigen Herren hatten es sich bequem gemacht; Tondern ruhte auf einem Fauteuil, in welchem er lang ausgestreckt war, hatte den Kopf hintenüber gelegt und blickte sinnend den blauen Rauchwolken nach, die er der vortrefflichen Cigarre des

Hausherrn entlockte. Fremont saß in einem Lehnstuhl und blätterte in einem Journale, das er vom Tische genommen; doch schien er nicht darin zu lesen, wenigstens nicht im gegenwärtigen Augenblicke, sondern er rollte das Heft zusammen, hielt es unter sein Kinn und sprach: »Du magst mich so viel beruhigen, wie du willst, so habe ich doch eine Ahnung, daß wir mit diesem Czrabowski ein schlechtes Geschäft gemacht haben.«

»Bah! du siehst immer Gespenster,« versetzte der Andere; »ich bin das an dir gewohnt. Auch ich schenke dem Polen wahrhaftig kein übermäßiges Zutrauen; aber was hätte er davon, uns einen Streich zu spielen? Der Art Menschen sehen nur auf den Gewinnst, der für sie bei irgend einem Geschäfte heraus springt.«

Fremont schüttelte ärgerlich mit dem Kopfe und wollte etwas erwidern, doch ließ ihn sein Freund nicht zum Worte kommen, sondern fuhr fort, mit großer Ueberzeugung zu sprechen, wobei er gemessene Bewegungen mit der Hand machte, in welcher er die Cigarre hielt.

»Ueberdies,« sagte er, »ist das Geschäft, welches der Pole mit uns abgeschlossen, im Augenblicke Nebensache für ihn; er will ein junges Mädchen heirathen von ganz anständiger Familie und sich auf diese Art eine sorgenfreie Zukunft sichern. – Obendrein ist es ein hübsches Mädchen – o, er ist nicht so ganz dumm, dieser edle Polake. – Wenn du also –«

»Du hörst dich wieder einmal gern sprechen,« unterbrach ihn Fremont ärgerlich, »und wenn du so mit der

allergrößten Sicherheit und Gewißheit perorirst, so sollte man glauben, du habest dich in deinem ganzen Leben noch nicht geirrt. Und doch –« setzte er hinzu, endete aber diesen Satz mit einem großen Seufzer.

»Was willst du denn eigentlich?« fragte Tondern, wobei er den Kopf so weit herum bog, daß er zu seinem Freunde hinüber blinzeln konnte. »Wenn ich dir sage: wir sind des Polen sicher, so kannst du es mir glauben; ich habe Lebenserfahrung genug, um so einen Kerl zu beurtheilen.«

»Dein Pole genirt mich weniger!« rief ungeduldig der Baron. »Mir liegt etwas Anderes auf der Seele; aber du lässest Einen ja nie zu Worte kommen. Ich sagte vorhin, mich quäle eine Ahnung, als hätten wir mit Czrabowski ein schlechtes Geschäft gemacht.«

»Nun?«

»Dabei will ich diesen Menschen nicht verdächtigen; er kann vielleicht gegen uns redlicher handeln, als es sonst seine Gewohnheit ist, aber – mir gefällt Helfenberg nicht, oder eigentlich er gefällt mir zu gut.«

»Wie?«

»Spare dein Nun und Wie; was ich denke und fühle, darüber hast du auch schon nachgedacht. Du mußt mir nicht weis machen wollen, daß dem nicht so ist; ich fürchte, ich habe mich da in etwas eingelassen, das mir mein schönes Geld kostet und mich am Ende noch gar ridicul macht. Dann aber verstehe ich keinen Spaß, Tondern, darauf kannst du dich verlassen.«

Ein verächtliches Lächeln zeigte sich auf den Zügen des Angeredeten, machte aber gleich darauf einem finsternen Ausdrücke Platz, der sich jedoch bald wieder in das gewöhnliche gleichgültige Gesicht des Herrn von Tondern verwandelte, als er sich gegen seinen Freund wandte und diesem zur Antwort gab: »So ruhig und besonnen du zu sein scheinst, so gehen deine Gedanken in Wahrheit doch immer mit dir oben hinaus. Du brauchst dich nicht deutlicher zu erklären; ich weiß ganz genau, worauf du lossteuerst, finde es aber von dir unverantwortlich, dem armen Grafen das letzte Aufflackern seiner Lebenskraft zu mißgönnen. Es ist das auf Ehre, im höchsten Grade undankbar von dir. Helfenberg ist im Begriff, dir zu einer schönen und liebenswürdigen Frau zu verhelfen, wobei du als Aussteuer eine der prachtvollsten Besitzungen des Landes erhältst, und du mißgönnt es ihm, daß er sich in den letzten Tagen seines Lebens etwas besser befindet. Pfiu Teufel, Fremont, das hätte ich nicht von dir erwartet! – Spar' deine Gegenreden, glaube mir, du irrst dich, der arme Graf ist übler daran als je. Sage mir lieber, was du in den letzten Tagen in unserer großen Angelegenheit gethan, ob du Fortschritte in der Gunst Eugeniens gemacht und wie dich Frau von Braachen aufgenommen.«

Der Baron murmelte unwillig etwas in sich hinein und schien Lust zu haben, das Gespräch von so eben fortzusetzen; da er aber die erhobene Hand seines Freundes sah, bereit, in diesem Falle abwehrende Bewegungen zu machen, so fügte er sich, wenn gleich empört, in das

Joch, das er sich selbst auferlegt, und sagte, indem er die Worte heftig herausstieß: »Was Frau von Braachen anbelangt, so bin ich ihr höchst willkommen, das kann ich dich versichern; aber das Mädchen ist ein lächerlicher Fratz, bei dem es sich wahrhaftig der Mühe nicht verlohnt, die man sich um sie gibt.«

»Ja, sie ist kalt, sprach Tondern, »hochfahrend, eigensinnig, übermüthig, – aber schön,« setzte er boshaft lächelnd hinzu, »sehr schön, ein seltener Geist und kann über alle Begriffe liebenswürdig sein. Eine solche Eroberung wiegt hundert andere auf, nicht zu gedenken, daß in ihrer kleinen Hand das wunderbare Stromberg ruht.«

»Wenn du mir glauben wolltest, –« entgegnete Fremont kleinlaut mit einem tiefen Seufzer.

»Was soll ich dir glauben? Graf Helfenberg ist ein kranker, verlorener Mensch; das glaube mir.«

»Stille, Tondern! dort kommt dein kranker, verlorener Mensch.«

Und wirklich hörte man in diesem Augenblicke sich von draußen Schritte nähern, und eine klangvolle Stimme, welche den Refrain eines lustigen Liedes sang.

DREIUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DIE LETZTE ROSE.

Die Thür öffnete sich, und George von Breda trat mit dem Hausherrn ein.

Fremont erhob sich von seinem Stuhle, nicht so Tondern, der sich noch länger ausstreckte, als bisher, und laut gähnte.

»Verzeiht mir, daß ich habe warten lassen,« sagte Graf Helfenberg; »ich wäre aber zur Zeit da gewesen, wenn ich mich nicht hätte unterwegs aufhalten müssen, um diesen theuren George aufzulesen, den mich ein glückliches Ungefähr finden ließ.«

»Doktor Flecker!« meldete der eintretende Kammerdiener.

»Ist mir sehr willkommen,« sprach der Hausherr, und als hierauf der kleine Armenarzt eintrat, ging er demselben entgegen und reichte ihm mit einem vielsagenden Blicke die Hand. Hinter dem Doktor war indessen noch eine andere Figur ins Zimmer geeilt, der bewegliche Legationsrath von S., welcher, dem Hausherrn seine Rechte reichend, eilig wie immer sagte: »Ich habe Ihren Brief erhalten, lieber Graf, und eine wichtige Sitzung geschwänzt, um hieher zu kommen. Möge es Seine Excellenz, unser Gewaltiger, mir nicht gelegentlich ins Wachs drücken! Ah, *bon jour*, Breda! wie geht dir's? – Sieh da, Fremont und Tondern, die Unzertrennlichen. Ich versichere euch, Orestes und Pylades waren gegen euch ein paar unverträgliche, zänkische Kerle. – Das nenne ich Freundschaft!« Er war bei diesen Worten schon wieder in die Mitte des Zimmers zurück geeilt, wandte aber plötzlich wieder um und tänzelte an den Stuhl zurück, auf dem Fremont saß, wobei er die Hände unter seine Rockschoße steckte und freundlich sprach: »Apropos, Fremont, man kann dir ja –«

Weiter aber brachte er seinen Satz nicht, denn Tondern warf seinen Fauteuil so heftig herum, daß er mit

den Fußspitzen die Schienbeine des Sprechers berührte und diesem dabei mit einem höchst unwilligen Gesichtsausdrucke einen verständlichen Wink gab.

Der Legationsrath wandte plötzlich wieder um und schoß in die Mitte des Zimmers zurück, wo er dem Doktor Flecker sein Compliment machte, der einige gleichgültige Worte mit George von Breda sprach.

Fremont hustete leise, aber so auffallend, daß Herr von Tondern ihm den Kopf zuwandte, worauf Jener ein Zeichen mit den Augen machte, welches Dieser mit einem Achselzucken und einem gleichgültig sein sollenden Gesichte beantwortete. In Wahrheit aber blitzten seine Augen lebhaft, und er blickte aufmerksam auf den Hausherrn, der dem Kammerdiener ein paar Worte sagte, und darauf zu der Gruppe in der Mitte des Zimmers trat.

»Du!« sagte Fremont flüsternd.

»Was solls?«

»Das gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Was denn?«

»Die Einladung des Grafen an uns, um diese Stunde hier zu erscheinen.«

»Aus welchem Grunde mißfällt dir das?« fragte Tondern, wobei seine Blicke aber unruhig nach der Mitte des Zimmers schweiften.

»Wir Beide sind da,« fuhr der Baron mit leiser Stimme fort, »George von Breda, der Legationsrath, der kleine Doktor, gerade wie an jenem Abend; es fehlt nur noch –«

»Der Herr Rechtsconsulent Doktor Plager!« sagte der Kammerdiener, indem er die Thür weit öffnete, und der

Angemeldete mit der unvermeidlichen weißen Halsbinde, die er bei feierlichen Gelegenheiten trug, trat mit einer tiefen Verbeugung ins Zimmer.

»Tondern –«

»Laß mich jetzt ins Teufels Namen!« gab dieser flüsternd, aber sehr verständlich zur Antwort. Dann sprang er von seinem Fauteuil in die Höhe und begab sich ebenfalls in die Mitte des Zimmers.

Baron Fremont folgte mit einem etwas bleichen Gesichte.

Graf Helfenberg hatte den Rechtsconsulenten freundlich bewillkommt und schaute nun heiter die guten Freunde an, welche ihn umgaben. »Es ist zum zweiten Male,« sagte er, »daß ich von euch einen Dienst in der gleichen Angelegenheit verlange, der aber noch müheloser ist, da es sich nicht einmal wie damals um eure Namensunterschrift handelt, sondern nur um eine kleine Viertelstunde Gehör für Herrn Doktor Plager, meinen Geschäftsmann.« Er machte bei diesen Worten eine Handbewegung gegen den Rechtsconsulenten, welche dieser mit einem ehrfurchtsvollen Compliment rings umher beantwortete, worauf der Graf hinzusetzte: »Bitte einen Augenblick Platz zu nehmen.«

Der Kammerdiener hatte mit einem Lakaien einige Stühle und Fauteuils im Kreise gestellt, welche aber von keinem der Anwesenden benutzt wurden.

Der Hausherr trat etwas zurück und lehnte sich mit der Hand an eine Seite des Kamines; das Gleiche that George

von Breda auf der anderen Seite. Der Legationsrath umschlich den Kreis der Stühle, auf den Zehen schreitend, aufmerksam lauschend, wie der Schäferhund seine Heerde, und ebenfalls wie dieser, wenn das möglich gewesen wäre, mit gespitzten Ohren.

Tondern, dem es mit einem Male klar wurde, worauf diese Verhandlung ziele, hatte einen Augenblick gute Lust, in auffallender Weise das Zimmer zu verlassen; doch bedachte er sich eines Besseren, trat an den Schreibtisch und flüsterte mit etwas verstörten Gesichtszügen dem erschrockenen Fremont zu: »Du hast Recht – das ist eine Teufelei! Laß dir aber um Gottes willen nichts merken!«

»Dann gehst du mir mit schlechtem Beispiel voran,« antwortete der Baron in kläglichem Tone. »Du ziehst selbst eine Grimasse, wie ein armer Sünder; wirf nur einmal einen Blick in den Spiegel, und dann fasse dich. Ich müßte mich sehr irren, wenn Helfenberg und nicht minder dieser verfluchte kleine Doktor zuweilen lauernde Blicke auf uns werfen.«

Der Rechtsconsulent hatte unterdessen ein bekanntes Couvert aus der Tasche gezogen, mit sieben Siegeln versehen, welches er emporhielt, um die Anwesenden sich überzeugen zu lassen, daß sämmtliche sieben Siegel unverletzt seien. Dann legte er das Couvert auf einen kleinen Tisch, den der Kammerdiener vor ihn hingeschoben, und zog ein anderes zusammengefaltetes Papier aus der Tasche.

»Sollte es sich vielleicht um ein Codicill handeln?« fragte Fremont seinen Nachbar mit tonloser Stimme.

»Um den Teufel wird es sich handeln!« entgegnete dieser. »Gib nur Achtung.« Dann trat er ein paar Schritte vor, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und stellte sich mit gespreizten Beinen dem Hausherrn gerade gegenüber.

Doktor Plager war mit einem ernsten und feierlichen Gesichtsausdruck in die Tiefe seiner Halsbinde hinabgetaucht, während er langsam das Papier, welches er in den Händen hielt, entfaltete. Jetzt erhob sich sein Gesicht wieder und nahm, wie es über den Rand der Cravatte emporstieg, einen freundlichen und lächelnden Ausdruck an. Man sah deutlich: er hatte etwas Angenehmes zu verkünden. Darauf las er: »Nachdem Seine Erlaucht, der hier gegenwärtige Graf Hugo Helfenberg, vor einiger Zeit den Unterzeichneten ersucht, seinen letzten Willen in Gestalt eines Testamentes in mystischer Form aufzunehmen und vor den hier anwesenden Herren, welche bei diesem Akt als Zeugen dienten, zu beglaubigen und zu versiegeln, wurde besagtes Testament bei dem betreffenden Gerichte bis heute deponirt, wo mich, den Unterzeichneten, ein Befehl Seiner Erlaucht beauftragte, das Testament zurückzuziehen, um es dem Willen des Herrn Grafen gemäß vor den Augen der anwesenden Herren zu vernichten.«

Baron Fremont zuckte etwas zusammen, wogegen Tondern jetzt fest da stand in unerschütterlicher Ruhe,

mit einem freundlichen Lächeln auf seinen Zügen, welches eine Erklärung erhielt durch eine Handbewegung, mit der er dem Grafen wie gratulierend zuwinkte.

»Ja, vollständig zu vernichten,« wiederholte der Rechtsconsulent, nachdem er sich mit unverkennbarer Rührung rings im Kreise umgeschaut, »was demnach hiermit vor Aller Augen geschehen soll.«

Er nahm eine große Scheere zur Hand, die der Kammerdiener zugleich mit einem brennenden Wachslichte auf einer silbernen Schale vor ihn hingestellt, schnitt das versiegelte Testament in mehrere Stücke, von denen er jedes einzeln an dem Lichte anzündete, ehe er es in die Schale warf. Darauf faltete er seine Hände und blickte mit hoch emporgehobenen Augenbrauen nachsinnend in die aufzüngelnden Flammen.

Auch Graf Helfenberg schaute wie träumend in die Gluth, die hoch emporflackerte, dann aber schnell in sich zusammensank. Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust, worauf er sich rasch gegen George von Breda wandte, ihm beide Hände auf die Schultern legte und den ernst, fast finster blickenden Mann mit einem unaussprechlich innigen Ausdrücke eine kleine Weile betrachtete.

»Da brennen Stromberg und unsere Legate,« flüsterte Herr von Tondern dem fast zusammen knickenden Fremont zu, »aber aus den Flammen, die dort eben gelodert und mir allerlei beleuchtet, ging mir ein absonderlich klares Licht auf; nur wer selbst seine Partie aufgibt, hat sie verloren.«

Nach diesen Worten drängte er sich rasch vor, reichte dem Grafen seine Hand und sagte ihm so herzliche Worte über die angenehme Fortsetzung des traurigen Testaments-Aktes, daß jeder, der sie hörte, hätte glauben sollen, es freute sich Niemand so darüber, wie gerade Herr von Tondern.

Auch der Legationsrath hüpfte gratulirend auf den Hausherrn zu, und endlich auch Fremont mit einem erträglich freundlichen Gesichte. Der dicke Baron konnte sich nicht so verstellen, wie sein guter Freund, und er wandte sich deßhalb auch so bald wie möglich von dem Kamine nach dem Schreibtische zurück, wo er gedankenvoll in die sonnbeglänzte lachende Ferne hinausblickte.

»Vielleicht habe ich voreilig gehandelt,« sprach Graf Helferiberg, nachdem er die herzlichen Glückwünsche seiner Freunde herzlich erwidert. »Aber in diesem Falle schiebe ich alle Schuld auf unseren guten Doktor, wie ihm nach dem barmherzigen Gott im anderen Falle auch alles Verdienst an dieser Aenderung meiner gewiß trostlosen Lage zukommt. Auf seine Verantwortung habe ich beschlossen, jenes Testament zu vernichten, da er mir in einer glückseligen Stunde die Hoffnung auf ein längeres Leben wiedergegeben.«

Hier hielt es der Rechtsconsulent für passend, das Wort zu Beschließung dieses Aktes abermals zu ergreifen, weßhalb er von seinem Papier herunter las: »Daß die Vernichtung des fraglichen Testamentes auf Befehl Seiner

Erlaucht geschehen, beurkundet Herr Graf Hugo Helfenberg durch seine eigenhändige Unterschrift, und ist darüber gegenwärtige Urkunde entworfen und auch von mir unterzeichnet worden.«

Nachdem dies also geschehen, blieben die Freunde des Hausherrn nur noch sehr kurze Zeit bei einander. George von Breda, der ziemlich theilnahmlos und offenbar mit anderen Gedanken beschäftigt an dem Kamin gelehnt, nahm seinen Hut und empfahl sich zuerst. Ihm folgte der kleine Armenarzt und der eilige Legationsrath von S., der die Hoffnung aussprach, noch den Schluß seiner wichtigen Sitzung genießen zu können. Baron Fremont und Herr von Tondern verabschiedeten sich mit dem Rechtsconsulenten zuletzt und stiegen, von diesem gefolgt, schweigend die breiten Marmortreppen hinab. Unter dem Thorbogen angekommen, faltete Baron Fremont die Hände und blickte seinen Freund mit einem seltsamen Gesichtsausdruck an. Es war eine Mischung von Zorn und Ueberraschung, welche sich auf seinen Zügen gelagert hatte; dabei zwinkerte er mit den Augen, wie er nur in sehr seltenen Fällen zu thun pflegte, wenn sein Phlegma sich zu einem Zornausbruche bewegen ließ; er biß die Lippen auf einander und wollte gerade seinem Unmuth in heftigen und lauten Worten Luft machen, als ihm der immer besonnene Tondern ruhig die Hand auf den Arm legte und dabei sagte: »Gib dem da hinter uns kein Schauspiel; du wirst nachher Zeit genug finden, dich auszulassen.«

Bei diesen Worten trat Baron Fremont selbst etwas auf die Seite, damit der Rechtsconsulent bei ihm vorbeigehen könnte, und faßte auf die sehr verbindliche Verbeugung desselben mit zwei Fingern leicht an den Rand seines Huttes. Herr Doktor Plager aber, anstatt vorüber zu schreiten, machte eine Viertelswendung gegen Herrn von Tondern und ersuchte ihn um die Vergünstigung, gefälligst zwei Worte von ihm anhören zu wollen. Fremont trat augenblicklich einen Schritt von seinem Freunde weg, worauf dieser mit sehr hoch erhobener Nase und herabgesenkten Augenlidern vor dem Advokaten mit einem nachlässigen »Was beliebt?« stehen blieb.

»Ich wollte mir nur erlauben, den Herrn von Tondern zu fragen,« sprach der Rechtsconsulent demüthig, »zu welcher Stunde in den nächsten Tagen ich dem gnädigen Herrn zu einer kleinen Unterredung nicht unpassend käme. Es handelt sich um ein paar kleine Papiere, die ich in Händen habe und zu deren Berichtigung oder einem anderweitigen Arrangement wohl die höchste Zeit wäre.«

»Das erscheint Ihnen heute mit einem Mal so dringend?« erwiderte Herr von Tondern mit finsterem Blick; »heute, jetzt, nachdem Sie droben den fatalen Akt vollzogen? Ah, ich verstehe Sie schon; Sie haben sich seit vorgestern stark geändert.«

»Es ist mir sehr lieb, wenn mich Euer Gnaden vollkommen verstehen; es ist leider wahr, wir und die Zeiten ändern uns. – Wann darf ich Euer Gnaden belästigen?«

»Wann Sie wollen,« entgegnete der Andere in sehr hochmüthigem Tone; »nur nicht zu früh und nicht zu

spät.« Er wandte dem Rechtsconsulenten den Rücken und trat zu Fremont, um mit diesem nach Hause zu gehen.

Herr Doktor Plager schritt ebenfalls von dannen, aber wie in tiefe Gedanken versunken, so außerordentlich langsam, daß er eine Aeüßerung Baron Fremont's hören mußte, eine Aeüßerung, die den Rechtsconsulenten sehr unangenehm berührte. Der Baron sagte nämlich: »Nun gut, ich will mich mäßigen; ich will über diese verfluchte Geschichte hier auf der Straße kein Wort verlieren. Aber Eins laß mich sagen; ich könnte daran ersticken, wenn ich es bei mir behielte: Dieser elende Pole, dieser Czrabowski hat uns verrathen. O, wenn ich diesen Kerl vergiften könnte! Gib mir wenigstens zu, Tondern, daß dies einer der niederträchtigsten Schufte ist, die ungehenkt umherlaufen.«

»Zugestanden,« versetzte Tondern, »aber sei ruhig, dieser Kerl entgeht mir nicht.«

So sprachen die Beiden von dem Herrn Grafen Czrabowski, künftigem Schwager des Rechtsconsulenten Doktor Plager, was diesem Letzteren Einiges zu denken gab. – –

George von Breda hatte langsam das Palais des Grafen Helfenberg verlassen und war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er den überaus freundlichen Gruß des dicken Portiers nicht einmal wahrnahm, ja, daß er vor dem Hause einen falschen Weg einschlug, einen Weg, der ihn von seiner Wohnung noch weiter abgeführt hätte, und doch wollte er dorthin zurück, da es an der Zeit war,

wo man ihn zum Diner erwartete. Als er seinen Irrthum gewahr wurde, lächelte er still in sich hinein und dachte: Es wäre am Ende besser, wenn ich jetzt nicht nach Hause zurückkehrte; ich fürchte, nicht ruhig genug zu sein, um ihren Anblick ertragen zu können, ohne in Vorwürfe, ja, in Klagen auszubrechen, was beides eben so nutzlos als lächerlich wäre und doch, fuhr er strenger fort, was ich ernstlich gewollt, habe ich immer noch durchgesetzt, und es soll und muß mir auch dieses Mal gelingen, nichts von dem Sturme zu verrathen, der mein Herz bewegt und martert.

Obgleich er nicht sehr rasch ging, erreichte er doch sein Haus in unglaublich kurzer Zeit. So kam es ihm wenigstens vor; ja, wenn er noch so langsam dahinschritt, so schien es ihm, als verkürze sich der Weg von selber. Und er ging sehr langsam, als er die Bäume sah, die sein Haus umgaben, als er jetzt das Dach desselben erblickte und die glänzende Glasdecke des Wintergartens, von welcher die Strahlen der sinkenden Sonne wie in lodernen Flammen abprallten. –

Jetzt hatte er den kleinen Garten erreicht, jetzt betrat er das Glashaus, und als er die Thür öffnete, lauschte er angestrengt, ob er nicht ihre helle Stimme vernehme, die so oft, so sehr oft durch diese Räume geklungen war, wenn Eugenie ihn erwartend auf der kleinen Bank saß, die sich in der Laube hinter dem Springbrunnen befand.

–

Alles war ruhig und still, nur das Wasser plätscherte einförmig, melancholisch; sein Fuß betrat den knisternen Sand der verschlungenen Wege, und nachdem er ein paar Schritte gemacht, blieb er horchend stehen. Wenn es ihm auch noch vor kurzer Zeit peinlich erschienen war, das junge Mädchen wieder zu sehen, so sehnte er sich doch jetzt nach ihrem Anblicke. Er hätte viel, sehr viel darum gegeben, wenn sie ihm jetzt – wie sonst so oft – entgegen geeilt wäre, heiter, unbefangen, lachend, wenn er ihren lustigen Ruf vernommen hätte: »Onkel George, bist du da? – Onkel George, du kommst sehr spät!«

Aber er vernahm nichts dergleichen; ringsum war Alles ruhig und still, nur das niederstürzende Wasser machte einen fast unausstehlichen Lärmen – ja, unausstehlich; denn er bildete sich ein, es sei ihm wohl wegen dieses Geräusches nicht möglich, den leichten Tritt ihres Fußes zu vernehmen, wenn sie ihm vielleicht schweigend entgegen eile.

Vor dem Rosenbäumchen, dessen Knospe er vorhin genommen, nachdem sie mit ihren Fingern leicht darüber gestreift, blieb er einen Augenblick stehen, und wieder kam ihm der Gedanke von vorhin, als sei sie zum letzten Male hier gewandelt, als sei es, ihr wohl selbst unbewußt, der Abschiedsgruß gewesen für alle die lieben Blüten und Blumen, da sie mit der Hand diese Rose berührte. Dann aber ärgerte er sich über seine weiche Stimmung, und Schmerz und Groll erfüllten seine Brust. Sie wird mir heute nicht entgegenkommen, sprach er zu sich selber mit einem traurigen Lächeln. Ah! sie weiß, warum,

und wenn ich es genau überlege, so muß ich sie noch darum achten, daß sie nicht kommt. Heuchelei ist alsdann doch diesem starren Charakter fremd. – Aber daß sie nicht kommt, ist mir ein Zeichen ihrer Schuld; sie scheut meinen Anblick. Nun gut, wir werden uns drinnen wieder sehen, und an dem Blick deiner Augen will ich erkennen, ob ich Recht oder Unrecht hatte.

Der Baron machte wieder ein paar Schritte, dann blieb er abermals stehen und zog seine Uhr hervor. Es ist wohl noch früh, dachte er; man erwartet dich noch nicht. Ja, ja, so wird es sein. – Aber es war nicht so, die unerbittliche Uhr zeigte schon eine Viertelstunde nach Fünf. – Vielleicht, bin ich auch, fuhr er nach einer Pause fort, gegen meine Gewohnheit sehr leise und unhörbar in das Gewächshaus eingetreten. Ja, so muß es sein. – Und als er das, gedacht, kehrte er wieder um, öffnete noch einmal die Glasthür und warf sie hinter sich laut schallend ins Schloß. Das hohe Gewölbe des Wintergartens gab den Ton der zufallenden Thür laut hallend wieder, worauf George von Breda athemlos lauschend stehen blieb. Aber Alles blieb still wie vorher; nichts regte sich, nichts war hörbar, als der geschwätzige Strahl des Springbrunnens, er vernahm keinen Gesang, keinen heiteren Ruf: »Onkel George! Onkel George!« keinen Schall ihrer Fußstritte. –

– – »Ich Thor!« rief er jetzt überwältigt aus; »wie kann ich so verblendet sein und an das Wahre der Geschichte zuletzt denken! Sie wird noch nicht zu Hause sein. O,«

setzte er zähneknirschend hinzu, »es muß sie Interessantes fesseln, wo sie sich eben befindet; ja, ja, das ist es. Was kümmert sie die Ordnung des Hauses, die Stunde, wo ich zurückkehre? – Die Zeiten sind vorbei! Gut, es sei darum!«

Er that noch einen tiefen Athemzug und schritt dann rasch dem Eßzimmer zu. Wie schmerzlich berührte es ihn aber, als er jetzt vor sich die kleine Terrasse sah, wo Eugenie so oft stand und auf ihn wartete, von wo sie ihm neckisch zurief und ihn ausschalt, daß er so spät komme! Was hätte, er jetzt um ihre Vorwürfe gegeben! – Aber sie war auch dort nicht, auch von dort her vernahm er nicht ihre liebe, helle Stimme; er sah auch nicht ihre schöne Gestalt, ihr glänzendes Auge.

So gut es ihm möglich war, suchte er seine Fassung zu gewinnen, und betrat äußerlich ruhig den Eßsalon. Der Tisch war gedeckt; es standen da drei Couverts wie gewöhnlich; aber Eugenie fehlte; die Baronin war da, aber gegen ihre Gewohnheit saß sie nicht mit ihrem Buche beschäftigt in dem kleinen Fauteuil, sondern ging mit ungewöhnlich hastigen Schritten in dem Zimmer auf und ab; auch sah sie etwas bleich aus, und als Herr von Breda eintrat, sagte sie zu dem Jäger Brenner, der an der Thür stand, welche in das Wohnhaus führte: »Es ist gut, bringen Sie die Suppe.«

Der Baron legte seinen Hut auf den Nebentisch, und sprach, indem er einen Blick auf die Uhr warf: »Ich bitte um Entschuldigung, daß ich eine Viertelstunde zu spät komme; Graf Helfenberg traf mich auf der Straße, als

ich hieher wollte, und bat mich, ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen. Ich halte es für meine Pflicht, dir diesen Grund meines späten Kommens zu sagen; denn ich weiß selbst, wie unangenehm es ist, auf sich warten zu lassen.«

»Es ist wahr, fünf Uhr ist vorüber,« antwortete die Baronin, nachdem sie ebenfalls die Uhr angeschaut. »Ich hätte es in der That nicht einmal bemerkt, denn du bist gewöhnlich von einer Pünktlichkeit, die uns gar an dem Schlage der Uhr irre werden läßt.«

Sie sprach das zu dem Baron mit einer freundlichen Miene, doch bemerkte sein scharfes Auge, daß sie sich zwang, heiter zu scheinen. Früher wäre seine erste Frage nach Eugenien gewesen; jetzt fürchtete er sich, sie zu thun; er schob seiner Frau den Stuhl etwas vom Tische zurück, und als diese sich niedergelassen, setzte er sich auch.

Der Jäger brachte die Suppe, die Baronin legte für zwei Couverts vor, und selbst beim Anblick des leeren dritten Tellers wagte es Herr von Breda nicht, nach Eugenien zu fragen, sondern sagte: »Es ist wirklich wunderbar, wie sich Helfenberg besser befindet; der kleine Doktor, den er so zufällig genommen, hat ein Meisterstück an ihm gemacht.«

»So, so?« versetzte die Baronin, nachdem sie mit der Hand leicht ihre Stirn berührt, in einem Tone und mit einem Ausdrücke ihres Gesichtes, welcher offenbar anzeigte, daß ihre Gedanken mit etwas Anderem beschäftigt waren.

George von Breda that einen tiefen Athemzug; er hustete leicht vor sich hin, und wollte gerade einen Löffel Suppe nehmen, als er, wie sich jetzt erst an die Fehlende erinnernd, lebhaft fragte: »Wo ist denn Eugenie? Warum fehlt sie bei Tische, sie, die sonst doch so pünktlich ist?«

Da war seine Frage heraus, und er beugte sich tief auf den Teller hinab, um bei der Antwort, die er erwartete, sein Gesicht nicht sehen zu lassen.

Und doch hatte er sich geirrt. Die Baronin führte ihr Taschentuch leicht an den Mund, dann versetzte sie: »Eugenie ist unwohl, sie läßt sich entschuldigen; sie hat sich auf ihr Zimmer zurückgezogen.«

Diese Worte drangen wie ein Dolchstoß tief verletzend in sein Herz, seine Fassung war dahin; er richtete sich hastig auf und schaute seine Frau mit einem flammenden Blicke an. Schon wollten wilde, unerhörte Worte seinen Lippen entströmen, doch besann er sich glücklicher Weise eines Besseren, preßte heftig die Zähne auf einander und fragte nach einer Pause, als er die bestürzten Züge der Baronin bemerkte: »Es ist etwas vorgefallen, Julie; ich sehe es an deinen Mienen. Ums Himmels willen, sprich, was ist's mit Eugenie? «

Frau von Breda zuckte mit den Achseln, dann entgegnete sie: »Beruhige dich, George; allerdings ist etwas vorgefallen, und doch im Grunde wieder nichts. Es hat mich heute auch ein wenig alterirt; morgen werden wir vielleicht darüber lachen.«

»Und wo ist Eugenie?«

»Wie ich dir sagte, auf ihrem Zimmer; sie ist in der That unwohl.«

»Aber heute Morgen war sie heiter und gesund!«

»Das war sie.«

»Sie verließ das Haus vor Mittag.«

»Und kehrte vor einer starken Stunde hieher zurück.«

»Alterirt? unwohl?« fragte der Baron mit einem leichten Beben der Stimme.

»O nein, sie kehrte heiter und ruhig zurück, wie sie gegangen war; etwas bleicher fand ich sie allerdings.«

»Ah!«

»Sie sagte mir, sie sei etwas schnell gegangen, da sie gefürchtet, zu lange von Hause wegzubleiben und mich dadurch in Unruhe zu versetzen. Es ist ein so gutes, liebes Geschöpf, dieses Mädchen.«

»Ja, das war sie,« sprach Herr von Breda wie zu sich selber. »Und wo war sie?« fragte er alsdann hastig.

Die Baronin antwortete lächelnd: »Sie hat einen Besuch eigener Art gemacht; sie hat es mir gleich gesagt, als sie zurück kam, und mich gebeten, es auch dir mitzutheilen.«

»Einen Besuch eigener Art?« wiederholte George in namenloser Spannung. »Wen hat sie besucht? Bitte, Julie, es ist mir interessant, das zu erfahren.«

»Sie hätte es vorher sagen sollen, aber sie hat geglaubt, du würdest nicht gut dazu sehen.«

»Vielleicht hätte ich Recht gehabt. – Wen hat sie besucht?«

»Es war eine Grille von dem Mädchen. Vielleicht wirst du dich einer Kammerfrau meiner Mutter erinnern, einer guten, treuen und sehr braven Person. Sie war so unglücklich, durch einen Sturz aus dem Wagen gelähmt zu werden, weßhalb sie den Dienst verlassen mußte. Henriette und ich haben sie früher einige Mal besucht, und als Eugenie ein halbes Jahr alt war, ließ meine Schwester das kleine Mädchen einmal zu der alten Kammerfrau bringen, um was diese bat und worüber sie eine außerordentliche Freude hatte.«

»Ah so!« machte der Baron und in sein Herz zog ein Gefühl wie von innigem Danke für das Wiederfinden eines scheinbar Verlorenen.

»Die alte Frau,« fuhr die Baronin fort, »hatte sich immer darnach geseht, Eugenie, von der sie viel Gutes und Liebes gehört, wieder zu sehen; anstatt aber geradezu ihren Wunsch gegen uns oder gegen meine Schwester auszusprechen, wandte sie sich durch den alten Jäger Klaus direkt an Eugenie, und das gute Mädchen that jenen vielleicht unüberlegten Schritt, ohne dich oder mich davon in Kenntniß zu setzen. Es hat ihr aber recht leid gethan, und sie wird dir ihre Entschuldigung machen.«

Der Jäger Brenner war eingetreten, um die Teller zu wechseln, und blieb wartend hinter dem Stuhle des Barons stehen, welcher nun mit sichtlichem Behagen einen Theil seiner kalt gewordenen Suppe aß. Allerdings, dachte er, hätte Eugenie sagen können, daß sie jenen Besuch vorhabe; hätte ich mir doch selbst ein Vergnügen daraus gemacht, sie dorthin zu begleiten. Aber ich weiß wohl,

sie hat ihren eigenen Sinn. Jetzt ist mir Alles erklärlich und daß sie einen Wagen nahm, was mir ein Beweis ihrer Schuld schien, finde ich jetzt so begreiflich und danke ihr dafür. Sie konnte ja doch in jenem unbekanntem Stadtviertel nicht zu Fuß gehen. O, ich fange an, mich wieder glücklich und zufrieden zu fühlen. – »Und diese Kammerfrau,« sagte er zu seiner Frau, »wohnt sie nicht in der Nähe des Blumenmarktes?«

Die Baronin blickte auf den Jäger Brenner, welcher mit dem Kopfe nickte.

»Ja, ja, in der Nähe des Blumenmarktes,« fuhr Herr von Breda fort, »dort in einer kleinen, unscheinbaren Gasse.«

»So ist es,« sagte die Baronin, nachdem sie abermals den Jäger angeschaut.

»Ich möchte das Haus wissen,« fuhr der Baron fast heiter fort, »ist nicht in seiner Nähe ein kleiner Spielwaaren-Laden? Ja, ein Spielwaaren-Laden mit vielen Bären und Affen. Weißt du nicht, Julie, was es für ein Haus ist?«

»Es ist das Haus, wo meine Familie wohnt, gnädiger Herr,« gab der Jäger Brenner mit ruhiger Stimme zur Antwort. »Die alte Kammerfrau, welche so glücklich war, Fräulein Eugenie sehen zu dürfen, ist die Mutter meiner Frau.«

»Ei, ei, Herr Brenner, was vermitteln wir in unserem Hause für Sachen!« sprach der Baron lachend. »Wahrhaftig, jetzt erinnere ich mich, schon früher von der Kammerfrau unserer hochverehrten Gräfin Eller, deiner Mutter,« wandte er sich wieder an seine Frau, »gehört zu haben. Sie wird meiner wohl noch gedenken.«

»O, sehr oft, gnädiger Herr,« erwiderte der Jäger, »und meine Schwiegermutter spricht gern von ihrer glücklichen Zeit auf Stromberg, wo sie häufig Gelegenheit hatte, den Herrn Baron zu sehen.«

»Jetzt erinnere ich mich deutlich; es war eine große Frau mit ernsten, schönen Augen; sie hat uns oft gewehrt, wenn wir in unseren Spielen gar zu unartig waren. – Ich muß sie wieder sehen, ich will mit ihr über die vergangenen glücklichen Zeiten auf Stromberg sprechen.«

»Ja, das waren glückliche Zeiten,« sagte Frau von Breda mit einem leichten Seufzer, worauf sie dem Jäger einen Wink gab, der mit dem Service das Zimmer verließ.

»Aber schelten muß man Eugenie doch ein wenig,« meinte der Baron nach einem längeren Nachdenken. »Ein junges Mädchen muß vorsichtig sein. Wenn nun Jemand sie gesehen hätte! Wer kann es wissen, daß in dem finsternen Hause jener entlegenen Gasse eine Kammerfrau ihrer Großmutter wohnt, die sie besucht! – Aber bei alle dem vergaß ich fast,« sprach er, mit einem Male den Strom seiner Gedanken unterbrechend, »daß du mir gesagt, Eugenie sei unwohl, sie leide. Es ist ihr doch nichts passiert,

Julie Du sagtest, sie sei heiter nach Hause zurückgekehrt und habe sich alterirt. Doch hoffentlich nicht in meinem Hause?«

»Wie ich dir vorhin schon sagte,« versetzte Frau von Breda, »werden wir vielleicht morgen über diese Geschichte lachen. Beruhige dich, ich werde es dir nach Tisch erzählen.«

»Aber sie ist nicht bedeutend krank?«

»Krank wohl nicht, aber sie will Niemand sehen.«

»Niemand sehen? So kann ich mich später nicht nach ihrem Befinden erkundigen?«

»Es ist viel besser, man läßt sie allein. Du weißt wohl, George, das Mädchen hat einen eigenen Sinn, und so heiter und entschlossen sie auch ist, so ist doch das Geringste im Stande, ihr feines Gefühl schmerzlich zu berühren, sie tief zu verletzen.«

»Du spannst mich auf die Folter! Bitte, sprich, was ist geschehen?«

»Nach dem Essen, George.«

»Gut denn, wenn du darauf beharrst; aber ich kann dir versichern, mir wird kein Bissen schmecken. Und siehst du,« rief er laut, indem er auf den Teller seiner Frau zeigte, »dir geht es gerade so. Du lässest alle Speisen unberührt und die vollen Teller hinaustragen.«

Und so war es in der That; die Baronin schien selbst zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um dem Diner zuzusprechen zu können. Da es nun Herr von Breda fast ebenso machte, und der Jäger so schnell wie möglich servirte, so war in Kurzem das ganze Mahl beendet; der

Baron legte seine Serviette auf den Tisch und erhob sich alsdann mit den Worten: »Nun denn, Julie, so laß mich jetzt endlich deine Geschichte hören.«

Der Jäger verließ das Zimmer und zog die Flügelthüren leise hinter sich zu.

Die Baronin hatte sich in ihren Fauteuil am Kamine niedergelassen; sie hustete leicht in ihr Sacktuch und sprach alsdann: »Wie ich dir vorhin sagte, kam Eugenie von ihrem Besuche heiter zurück; wenigstens erschien sie mir so, als sie in mein Zimmer trat. Auch erzählte sie mir aufs genaueste die Ergebnisse des heutigen Tages, that dabei ziemlich bekümmert, ob du es ihr auch wohl sehr verübeln würdest, daß sie diesen Besuch gewagt, lachte darauf herzlich über ihre Angst, als sie in dem Miethwagen gesessen und in ein fremdes Haus gegangen sei; kurz, sie war offen, munter, allerliebste, wie immer.«

»Ja,« sagte Herr von Breda kopfnickend.

»Darauf nahm sie ein Buch und ging in den Wintergarten. Sie wollte dich erwarten, sagte sie. Das mochte nach vier Uhr gewesen sein. – Nun ja,« fuhr die Baronin fort, »es ist eigentlich schwer, dir zu erzählen, was sich dort unten im Wintergarten begeben, recht schwer, und doch wieder so leicht, es ist höchst ernst und wieder sehr komisch.«

»Also im Wintergarten begab sich etwas?« fragte der Baron gespannt. »Etwas, das Eugenie alterirte? das sie krank machte? Teufel auch!«

»Nun, ich will es dir erzählen, George,« nahm Frau von Breda nach einer kleinen Pause das Wort, »genau so, wie ich es von Eugenie nach und nach erfuhr. Aber du mußt nicht jetzt schon so unruhig und zornig blicken. Versprich mir, ruhig zu sein.«

»Nun ja, ich verspreche es dir.«

»Eugenie saß also auf der kleinen Bank hinter dem Springbrunnen und las in einem Buche, blickte auch vielleicht träumend über die Blätter hinweg, denn sie sagte mir selbst, sie habe nicht gehen, daß sich Schritte näherten. Auf einmal fiel etwas auf die Blätter ihres Buches, – eine Orangenblüthe, die aber nicht zufällig herabgefallen sein konnte, denn über ihr befand sich nur Lorber; es mußte Jemand mit der Orangenblüthe nach ihr geworfen haben. Eugenie sagte mir, sie habe gedacht, du seiest es gewesen; sie blickte empor und wollte gerade fragen, wer da sei, als Jemand neben der Bank hervorstürzte, auf die Kniee fiel und dem armen Mädchen eine der unsinnigsten Liebeserklärungen machte, die je vorgekommen.«

»Ah!« rief George von Breda, indem er mit der linken Hand emporzuckte. »Wer war es, der sich auf solche Art in meinem Hause aufführte?«

»Du hast mir versprochen, ruhig zu bleiben,« bat die Baronin. »Denke dir das Entsetzen des armen Mädchens. Sie wollte empor springen, davon eilen, der Rasende hielt sie fest, bemächtigte sich ihrer Hand und wagte es, dieselbe zu küssen.«

»Und Eugenie rief nicht um Hülfe?« fragte der Baron mit einem seltsamen Ausdrucke in den Augen. »Es mußten doch Leute in der Nähe sein, Brenner oder der Gärtner! Warum rief sie nicht um Hülfe? – – Wollte sie vielleicht keine Hülfe gegen diesen Jemand? Ich möchte in der That wissen, Julie, wer es gewesen ist, der solches gewagt. Ah! was zu toll ist, ist zu toll.« – Er preßte heftig die Lippen auf einander und wiederholte alsdann seine Frage. »Ich bitte dich, Julie, wer hat sich unterstanden? Nenne mir ihn ohne Scheu.«

»Später, George. Eugenie war so furchtbar erschrocken und überrascht, daß sie ein paar Sekunden wie gelähmt vor dem Verwegenen stehen blieb. Endlich aber warf sie ihn kräftig von sich, stieß einen lauten Schrei aus und konnte alsdann davon eilen, da der Jäger in diesem Augenblicke herbeikam und den Unverschämten packte.«

»Er packte ihn?« fragte Herr von Breda, und dann fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen, als wolle er sich auf etwas besinnen, das ihm nicht gleich klar wurde. »Er packte ihn? – Nun, Brenner hat ganz gut daran gethan; wer sich einen solchen schmähhlichen Ueberfall zu Schulden kommen läßt, vergibt jedes Recht, das ihm Rang und Stand verleiht. – Aber wer war es? ich will es wissen, Julie.«

»Von Rang und Stand war bei ihm nicht sonderlich die Rede,« gab die Baronin sehr langsam zur Antwort und legte, um nicht aufblicken zu müssen, das Taschentuch auf ihrem Schooße in kleine Falten zusammen.

»Du marterst mich; es war keiner unserer Bekannten!«

Frau von Breda schüttelte mit dem Kopf, worauf sie in die Höhe schaute und ruhig sagte: »Ich habe nicht ohne Grund gefürchtet, mit dir darüber zu sprechen, George; ich wußte, es würde dich sehr aufregen. Aber sei verständig, die Sache ist schlimm, und doch nicht so schlimm. Wir thun am klügsten, sie von der komischen Seite zu nehmen. – Die Person, welche sich solches unterstand, ist an sich höchst ridicul, und wenn ich mir diese Person denke,« fuhr sie mit einem wohl erzwungenen Anfluge von heiterer Laune fort, »vor das arme Mädchen hintretend, auf die Kniee niederfallend und dann gräßlichen Unsinn redend, – ich versichere dich, George, ich könnte darüber lachen. Und du auch, wenn du dir mit etwas, ruhigem Blute die ganze komische Situation vergegenwärtigst. Denn dieser Jemand war – dein kleiner Reitknecht – Friedrich.«

Der Baron hatte mit ungeheurer Spannung seiner Frau zugehört, er beugte sich auf ihren Stuhl herab und suchte ihren Augen zu begegnen, die sie aber niedergeschlagen hielt. Als er aber jenen Namen hörte, da flog ein Ausdruck von Bitterkeit, von Verachtung über seine Züge; er zuckte, obgleich fast unmerklich, zusammen; er starrte einen Augenblick vor sich nieder, dann stieß er die Worte hervor: »Das ist schlimmer, als ich gedacht, das ist entsetzlich!«

Jetzt schaute Frau von Breda fragend zu ihm empor und blickte ihm besorgt nach, als sie sah, daß er stumm mit über einander geschlagenen Armen im Zimmer auf und ab schritt, längere Zeit, die Augen auf den Boden

geheftet, keine Bewegung im Gesichte, als ein Zucken der Unterlippe, welche er zuweilen zwischen seine Zähne nahm.

»Obgleich die Sache für uns wohl ihre komischen Seiten hat,« fuhr Frau von Breda nach einem längeren Stillschweigen fort, »so kannst du dir doch denken, wie sehr sie das arme Mädchen erschütteret. Ich versichere dich, sie stürzte leichenblaß in mein Zimmer, sie erschreckte mich aufs höchste; denn sie stammelte anfänglich nur Worte, deren Sinn ich nicht verstand. Erst, als sich ihr Schmerz in lautes Weinen aufgelöst hatte, erfuhr ich den Hergang der ganzen Geschichte.«

»Und das konnte in meinem Hause geschehen?« sprach der Baron mit dumpfer Stimme, und darauf klopfte er sich mit der geballten Rechten auf die Brust. »In meinem Hause? Ah! das ist schrecklich! Julie, du begreifst vielleicht nicht, wie so sehr fürchterlich das ist.«

Frau von Breda lächelte trüb in sich hinein, ehe sie sagte: »O, ich begreife das sehr wohl; ich fühle es genau, bemühe mich aber, etwas Linderndes in der ungeheuren Lächerlichkeit dieser Geschichte zu finden.«

»Aber hat er es nicht gewagt, ihre Hand zu berühren?« rief der Baron mit wild ausbrechendem Zorne. »Hat sich dieses Thier nicht unterstanden, ihre Hand zu küssen? – O, schlimmer als ein Thier; denn ein solches legt sich auch zu unseren Füßen, aber um seine Treue und Anhänglichkeit zu bezeugen, während er es that, um mit seinem schmutzigen Geifer zu besudeln. – Schade,« setzte er zähneknirschend hinzu, »daß ich nicht zufällig auf

dem Jagdschlosse mitten im Walde bin. Es sollte mir nicht darauf ankommen, ein Stück Mittelalter aufzuführen. – Dieses elende Geschöpf, dem man nur Gutes erwiesen, das ich trotz seiner vielen Fehler und Untugenden um mich geduldet, wie einen drolligen Affen, der zuweilen durch seine komischen Sprünge ergötzt!«

»Sieh' es von der Seite an, und du wirst ruhiger werden,« sagte Frau von Breda.

Der Baron machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe, als er zur Antwort gab: »Alles hat seine Grenzen. Aber wo ist er?«

»Er ist fort; Brenner hat ihn vorgenommen und ihn auf meinen Befehl vom Hause weggeschickt.«

»Du hättest ihn da behalten sollen, bis ich ihn verhört, entgegnete Herr von Breda nach kurzem Besinnen. »Ich hätte wissen mögen, was diesen frechen Burschen zu solch unverantwortlicher That getrieben. – Und glaubst du,« fragte er nach einer abermaligen Pause, »daß Eugenie von diesem Vorfall ernstlich erkranken könne? Sollte man nicht nach einem Arzte schicken?«

»Ich glaube, das ist unnöthig; ein paar Tage Ruhe wird Alles sein, was sie braucht. Du kannst dir wohl denken, George, daß es ihr nach dem, was geschehen, am schmerzlichsten sein muß, dir vor die Augen zu treten. Es ist das vielleicht eine falsche Scham, aber du wirst sie achten. – Eugenie sprach sogar davon, zu ihrer Mutter zurück zu kehren; das hätte ich doch ungern zugegeben, George.«

Er nickte mit dem Kopfe und trat alsdann schweigend an die Thür des Eßsalons, von wo er in den Wintergarten hinabblickte. – Sie hat zu ihrer Mutter zurückkehren wollen, dachte er, und ein Sturm von Gefühlen durchdrang seine Brust. – Vielleicht wäre das für uns beide besser. – Ich werde sie also ein paar Tage nicht sehen und will erwarten, wie mir dabei zu Muthe sein wird. – O schreckliche, verzehrende Gedanken! Könnte ich mit zehn Jahren meines Lebens all die Erinnerungen auslöschten, die meine Seele erfüllen, die mich jetzt glücklich machen und gleich darauf wieder so namenlos elend! Könnte ich nur zwei Worte vergessen, zwei Worte mit ihrem wilden, hohnlachenden Gefolge von Lust und Qual, zwei wunderbar süße und doch wieder so schreckliche Worte – – Auch Eugenie!

VIERUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DURCH PISTOLE UND DEGEN.

Die Wohnung des Herrn Grafen von Czrabowski war für den muthmaßlichen Erben des Stammschlusses Rachow mit großen Gütern in der Weichselgegend, reichen Waldungen mit Bärenjagden sehr einfach, fast allzu bescheiden; sie bestand aus einem einzigen Zimmer, welches durch einen finstern Alkoven, in dem das Bett stand, zum Salon erhoben wurde. Die Wände dieses Zimmers waren mittelst Anstrichs von Kalkfarbe in einem matröthlichen Tone gehalten und schienen sich vollkommen selbst genug zu sein, denn nirgendwo sah man die

Prätension, sich durch Bilder, Kupferstiche oder dergleichen schöner machen zu wollen. Da der edle Pole einen harmonischen Zusammenklang liebte, so bestanden die Möbel seines Appartements aus dem Allernothwendigsten, und dieses Allernothwendigste war aus gewöhnlichem Tannenholz gearbeitet. Das einzige Geräthe, welches die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich zog, und welches allein in gediegener Solidität glänzte, war ein neuer Reisekoffer, der auf zwei Stühlen in einer Ecke stand, dessen Decke geöffnet war und der einen ganz hübschen Inhalt von Kleidung und Wäsche zeigte. Neben ihm auf dem Boden befand sich eine Hutschachtel; an dem Bettpfosten am Alkoven bemerkte man eine ziemlich angeschwollene Reisetasche, und auf dem Tische lag ein sechsläufiger Revolver.

Um auf die für einen reichen polnischen Großen fast ärmliche Wohnung zurückzukommen, so hatten die zukünftigen Schwäger des Herrn Grafen, sowohl der Banquiers als auch der Rechtsconsulent, zu verschiedenen Malen ihr Erstaunen darüber nicht verbergen können, daß Czrabowski sich kein besseres Appartement suche. Doch hatte dieser geantwortet: »Es macht mir nun einmal Vergnügen, so mit einem Male aus diesem in der That ärmlichen Zimmer bei meiner Verheirathung in eine glanzvolle Wohnung überzugehen. Es klebt mir immer noch etwas von dem Kriegerstande an, in dem die Czrabowski's seit undenklichen Zeiten excellirten; heute den freien Himmel über sich oder unter der durchnästen Zeltdecke, morgen im prachtvollen Palaste; diese

Abwechslungen sind es, welche dem Leben einen so eigenthümlichen Reiz verleihen.

Zu Clementine Weibel hatte er gesagt, als sie ihn einst mit ihrer Mutter besuchte und dieselbe Frage an ihn stellte: »Glaubst du nicht, theures Mädchen, daß mir diese einfache Wohnung unendlich lieber ist als die reichsten Gemächer? Hier spricht mir jeder Winkel, jedes Möbel von den glücklichen Stunden, die ich hier zugebracht in liebender Erinnerung an dich, mein süßes Herz.« Darauf hatte sie ihren Kopf an seiner Brust verborgen, zitternd im Vorgefühl ihres künftigen Glücks, und Madame Weibel stand triumphirend dabei, neben ihrem zukünftigen gräflichen Schwiegersohn, und ihr fettes Gesicht glänzte wie ein gelber Kürbiß durch ein Gewinde rankender Rosen oder anderer zierlicher Schlingpflanzen.

Jetzt aber befand sich der Graf Czrabowski allein in seinem Zimmer; er stand an einem Fenster, hatte einen Brief in der Hand, und da wir im Interesse unserer Geschichte befugt sind, ihm über die Schultern zu schauen, auch obendrein bemerken, daß der Zettel gedruckt ist, so hindert uns nichts, denselben zu lesen. Auf ihm stand: »Madame Weibel gibt sich die Ehre, Herrn ... (der Name war ausgelassen) zu einem Frühstück auf Montag den 16. dieses einzuladen. U. A. w. g.«

Das las auch der polnische Graf, ihm war von der Familie dieses Blatt zur Begutachtung zugeschickt worden; worauf er die Hand mit demselben sinken ließ, den rechten Arm gegen das Fensterkreuz stützte und den Kopf darauf legte.

Ich kann's nicht ändern, sprach er zu sich selber. Den Teufel auch! warum ist diese Familie so erpicht darauf gewesen, mich absolut zu heirathen? habe ich doch von Anfang an nie daran gedacht. Hätte sich das Mädchen nicht mit einer freundlichen Liebschaft begnügen können? Die Sache wäre viel länger gegangen und hätte ohne Eclat abgebrochen werden können. Hol' der Kukul diese Sucht, einen Mann zu bekommen! Es ist das wahrhaft wie eine ansteckende Krankheit, wie ein Delirium, in welchem sie nicht mehr hören noch sehen. Habe ich mir doch noch kürzlich alle Mühe gegeben, so unliebenswürdig wie möglich zu sein; habe ich doch und mit voller Wahrheit von meinem eigenen Ich aufs unschmeichelhafteste gesprochen. – Du wirst bei mir anders werden, hieß es, oder ich liebe dich auch mit allen deinen Fehlern. – Ja, meinen armen Grafen liebt man, setzte er höhnisch lachend hinzu.

Das ist auch eine Art Betrug, den man an mir verübt, sprach er nach einer Pause, indem er in die Höhe fuhr. Warum sollte ich mich geniren, es ihnen ebenso zu machen? Ich wollte, daß die Stunde dieses Frühstücks vorbei wäre; ich werde mich in weiter Entfernung alsdann eines gewissen unheimlichen Gefühles nicht erwehren können, wenn es mir auch andertheils Vergnügen machte, das Gesicht der alten Weibel zu sehen; ich bin überzeugt, diese Person würde sich nicht das Geringste daraus machen, mich zu vergiften oder sonst auf eine Art umzubringen. – U. A. w. g. Um Antwort wird gebeten. Ja, sie werden alle antworten und werden kommen mit Neid im

Herzen, daß es nicht noch ein paar Dutzend Grafen Czrabowski's für sich oder für die lieben Ihrigen gibt. – U. A. w. g. Und aus wär's gewesen. Ich kann mir nicht anders helfen; wär' ich wirklich schlecht genug, noch schlechter zu sein und dazubleiben, so müßte die Herrlichkeit doch in Kurzem über mich zusammenbrechen und mich und sie unter den Trümmern begraben.

Aber Teufel! wo bleibt diese alte Person? Ich Narr, daß ich mich genirte, gleich schon für die letzten zwei Tage, wo so viel zu besorgen war, den Bedienten mit seinen zwei flinken Füßen hier einziehen zu lassen! Man sollte sich nie um das Gerede der Welt kümmern. Schon zwei Uhr. Auf Vier habe ich einen Wagen bestellt, und jetzt fehlt mir noch dieses einzige verfluchte Paßvisa. – Ah, endlich! Dort schleicht sie die Treppen herauf. Alte Schnecke! Wie gern möchte ich ihr entgegen eilen und ihr das kostbare Papier auf der Treppe entreißen! aber ich darf meine Thür nicht eher öffnen, als bis ich durch das verabredete Zeichen überzeugt bin, daß Niemand anders davor steht. – Wie satt habe ich diese Irrgänge und Unheimlichkeiten!

Einmal, zweimal, drei-, viermal, zählte er das leise Klopfen, welches man jetzt an der Zimmerthür vernahm. – So, das wäre in Ordnung. Jetzt noch einen Stoß mit dem Fuße unten hin – es ist richtig, sie ist's. Er ließ das Papier aus seiner Hand auf den Boden fallen und eilte rasch nach der Thür, um die Riegel zurückzuschieben; auch drehte er den Schlüssel um und öffnete selbst.

Wie war ihm aber zu Muthe, als er statt der erwarteten alten Frau nun auf einmal dicht vor sich das kalte, entschlossene Gesicht des Herrn von Tondern erblickte, über welches bei der augenscheinlichen Bestürzung des edlen Grafen ein leichtes Lächeln wie ein flüchtiger Sonnenstrahl hinzog.

»Sie hatten sich so fest bei sich verschlossen, verehrter Herr von Czrabowski,« sagte der Eintretende, dem Baron Fremont auf dem Fuße folgte, »daß ich alle List anwenden mußte, um zu Ihnen zu gelangen. Lassen Sie es die arme Person übrigens nicht entgelten, daß sie uns die verabredeten Zeichen verrieth. Ich zwang sie dazu,« fuhr er mit einem sehr langsamen und malitiösen Lächeln fort, »indem ich ihr sagte, Sie seien ein ungeheurer Spitzbube, und wenn sie uns nicht Zutritt zu Ihnen verschaffte, so würde das in sehr kurzer Zeit eine hochlöbliche Polizei mit viel weniger sanften Mitteln thun.«

Während Herr von Tondern also sprach, waren er und der Baron vollständig eingetreten, worauf der Erstere als ein sehr vorsichtiger Mann die Thür verschloß und den Schlüssel im Schlosse umdrehte.

Bei allen schlechten Eigenschaften, welche der Pole besaß, konnte man ihm übrigens Geistesgegenwart nicht absprechen. Wenn er auch nach dem Oeffnen der Thür erschrocken zurück gefahren war; so überschaute er doch, nachdem Herr von Tondern gesprochen, das Gefährliche seiner Lage, wenn er auch nicht wußte, worauf diese Reden eigentlich abzielten. Er trat deshalb rückwärts an seinen Tisch und wußte den Revolver, der dort

lag, unbemerkt unter den Rock und in eine seiner Taschen zu bringen. Er that das, um für alle Fälle gerüstet zu sein.

»Sie werden sich wundern,« sprach Herr von Tondern, »uns bei sich zu sehen. Ich wundere mich selbst darüber, und ich hätte nicht geglaubt, daß es uns so bald gelingen würde, eine Audienz bei Ihnen zu erlangen. Da wir nun aber einmal so freundschaftlich bei einander sind, so wollen wir auch nicht länger zögern, eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung zu beginnen. Sie werden erlauben, daß wir Platz nehmen.

»Ich bitte darum,« sagte der edle Graf verbindlich und beeilte sich, zwei Stühle an den Tisch zu rücken, auf die sich die beiden niederließen, während der Graf sich ihnen gegenüber an der unteren Seite des Tisches setzte.

Herr von Tondern blickte in dem Zimmer umher, wobei seine Augen mit dem Ausdrücke der Befriedigung an dem wohlgefüllten, unverschlossenen Koffer und an der rundlichen Geldtasche hängen blieben. Dann begann er: »Wie ich aus den verschiedenen Anstalten hier sehe, so scheinen Sie mir gerade im Begriff zu sein, von uns scheiden zu wollen. Ich finde das Ihrerseits außerordentlich praktisch, bedaure aber nur, daß ich Ihrem gerechten Wunsche, diese Stadt so bald wie möglich zu verlassen, etwas hinderlich in den Weg treten dürfte. – O, ich kenne Sie,« fuhr er fort, als er bemerkte, wie der Pole mit einer nicht zu mißdeutenden Geberde emporfuhr, »weiß auch ganz genau, daß Sie mir zu Liebe nicht bleiben werden. Wir müssen Sie also zwingen, und zu diesem Ende

erlaubte ich mir, der alten Dame, die sich durch Drohungen veranlaßt sah, uns den Weg zu Ihnen zu erläutern, ein gewisses Papier abzunehmen, welches Sie, wie ich mir denken kann, sehnlich erwarteten.« – Dabei tippte er leicht mit zwei Fingern auf die Brusttasche seines Rockes.

Graf Czrabowski zuckte verächtlich mit den Achseln, worauf er zur Antwort gab: »Mit welchem Rechte Sie also gehandelt, will mir nicht ganz klar werden, wie ich überhaupt nicht begreife, aus welchem Grunde Sie belieben, sich in mein Thun und Lassen einzumischen. Es ist wahr, wir haben ein Geschäft zusammen abgeschlossen, ich erfüllte bei demselben gewissenhaft meine Bedingungen, Sie die Ihrigen; was wollen Sie also noch weiter von mir? Nehmen Sie mir nicht übel, Herr von Tondern, daß ich, was diesen Ueberfall in meiner Wohnung anbelangt, meine absonderlichen Gedanken habe.«

»Und wenn wir wünschen, dieselben kennen zu lernen?« fragte der Andere spöttisch.

»Sie sollen Ihnen nicht vorenthalten sein.« Als er das sagte, steckte er die rechte Hand unbemerkt in die hintere Tasche seines Rockes. »Vielleicht,« fuhr er alsdann fort, »gereut es Sie, einen gewissen Vertrag mit mir abgeschlossen, das heißt, mir den Preis dafür bezahlt zu haben, und jetzt, wo Sie das Geheimniß, welches ich Ihnen verkauft, wohl gehörig ausgenutzt, wollen Sie den Versuch machen, mit Güte oder Gewalt die mir bewilligte Summe zurück zu erhalten. – Ich glaube, wir kennen uns.«

Für einen Augenblick entschwand die Ruhe zugleich mit dem malitiösen Lächeln vom Gesichte des Herrn von Tondern; er beugte sich über den Tisch gegen den Polen hin, um ihm scharf in die Augen zu schauen, dann aber lehnte er sich wieder in den Stuhl zurück, warf einen Blick auf Baron Fremont, der während des ganzen Gespräches mit affektirter Gleichgültigkeit an die Decke emporgeschaut hatte, und sagte hierauf, wobei er die rechte Faust vor sich hinstemte: »Wir kennen Sie freilich und kannten Sie bereits, ehe wir jenes Geschäft, wie Sie es nennen, mit Ihnen abschlossen. Doch war ich unbefangen genug, einen Menschen wie Sie für fähig zu halten, wenigstens eine schlechte That consequent durchzuführen, das heißt, ich hielt Sie nicht für so gering, sich von uns einen Preis für irgend eine Sache bezahlen zu lassen, und diese uns alsdann durch eine unerhörte Verrätherei wieder aus den Händen zu reißen.«

»Herr von Tondern!« rief der Pole überrascht.

»Nennen Sie nicht meinen Namen,« sprach der Angeordnete; »es kann mich vollständig wild machen, ihn in Ihrem Munde zu hören. Pfui der Erbärmlichkeit! Sie verkauften uns den Testamentsentwurf des Grafen Helfenberg, um gleich darauf den Grafen von diesem Handel in Kenntniß setzen zu lassen. – Er hat sein Testament annullirt, wir sind betrogen – durch Sie betrogen.«

»Betrogen,« wiederholte Baron Fremont, ohne den Blick von der Decke des Zimmers abzuwenden.

Czrabowski fuhr bei diesen Worten von seinem Stuhl in die Höhe; sein Auge flammte, sein Mund öffnete und

schloß sich krampfhaft; doch fuhr es gleich darauf wie ein düsterer, trauriger Schatten über seine Züge, man hörte ihn mühsam Athem holen, dann stützte er beide Hände vor sich auf den Tisch und stieß mit leiser, aber vor Wuth zitternder Stimme die Worte hervor: »Was Sie da sagen, ist erlogen, ja, erlogen – erlogen! Ich habe meine Verbindlichkeit gegen Sie vollkommen erfüllt, ich handelte gegen Sie ehrlich, was aber Ihre Absicht ist, verdient vielleicht einen anderen Namen. Glauben Sie nicht, daß ich ein Kind bin oder wehrlos; nein, Herr von Tondern, machen Sie immerhin den Versuch, mit Ihrer bekannten Frechheit gegen mich aufzutreten, Sie werden mich gerüstet finden.«

Man hätte glauben sollen, Czrabowski's Worte würden eine sehr unangenehme Scene herbeiführen; doch blieb Herr von Tondern ruhig auf seinem Platze sitzen; ja, er wandte sich mit einem kalten Lächeln an Baron Fremont und sagte alsdann: »Es ist im Grunde lehrreich, solche Menschen kennen zu lernen. – Glauben Sie aber nicht,« wandte er sich darauf mit einem finstern Blick an den Polen, »daß wir hieher gekommen sind, um uns durch Rodomontaden einschüchtern oder uns gar aufbringen zu lassen. Die Waffe, die man führt, richtet sich immer nach dem Feinde; es war uns darum zu thun, uns mit Ihnen möglicher Weise zu vergleichen. Gut, Sie wollen

das nicht, halten wir also die Sache vorderhand für abgemacht. Ihr Paß wird bei der Polizei deponirt, und wir Beide, Baron Fremont und ich, haben dann nichts Einfacheres zu thun, als gerichtlich Ihren Verkauf des Testaments-Concepts zu erzählen – o, ich weiß, was Ihr Lächeln bedeutet – den Ankauf unsererseits, zu dem wir durch den Grafen Helfenberg selbst ermächtigt waren.«

Der Pole hatte sich bei der Rede des Herrn von Tondern außerordentliche Mühe gegeben, seine Ruhe wieder vollkommen zu erlangen, und es schien ihm das gelungen zu sein. Er ließ sich auf seinen Stuhl nieder, er strich mit der linken Hand durch sein dünnes Haar, während er seine rechte unter dem Tische verborgen hielt.

»Ich fange an, Sie vollkommen zu verstehen,« sagte er nach einer Pause; »Sie sind der Ansicht, ich hätte den Grafen Helfenberg von dem bewußten Handel in Kenntniß gesetzt und so den Nutzen, den Sie daraus zu ziehen gedacht, vereitelt. Welcher Grund aber hätte mich zu dieser Handlung bewegen können?«

»Ein sehr nahe liegender,« lachte Herr von Tondern; »Sie verkauften dem Grafen Helfenberg damit ein Geheimniß, welches für ihn schon von Wichtigkeit war und das er Ihnen theuer bezahlt haben wird.«

»Man könnte bei Ihnen in die Lehre gehen,« erwiderte der Pole nach einem augenblicklichen Nachdenken »Es ist wahrhaftig schade, daß ich zu ehrlich war, es so zu

machen. Aber wozu diese Reden?« fuhr er mit Erbitterung fort. »Kommen wir zu Ende. Meine Zeit drängt; sagen Sie mit kurzen Worten, was wollen Sie von mir? und ich will alles Mögliche thun, um – Sie los zu werden.«

»Sie fangen an, vernünftig zu sprechen,« versetzte Herr von Tondern mit eisiger Kälte. »Da es uns im Grunde kein Vergnügen macht, Sie in hiesiger Stadt zu halten, so geben Sie einfach die Verkaufssumme für das Testament-Concept wieder heraus, wogegen Sie Ihren Paß erhalten, und dann mögen Sie abreisen und sich hängen lassen, wo es Ihnen beliebt.«

Baron Fremont nickte stumm mit dem Kopfe.

»Wenn ich Ihnen aber die feierliche Versicherung gebe, daß ich unsern Vertrag in keiner Weise gebrochen, daß ich weder den Grafen Helfenberg, noch sonst irgend Jemand von demselben in Kenntniß gesetzt; wenn ich bereit bin, Ihnen darüber einen körperlichen Eid abzulegen, so sollten Sie doch fast meinen Worten Glauben schenken, und dann wäre es ein förmlicher Raub, mir meinen wohl verdienten Preis wieder abzunehmen – mit Gewalt abzunehmen. Zwei gegen Einen,« setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

»Sie haben unser letztes Wort gehört,« gab Tondern zur Antwort, indem er seine Hände gemüthlich vor sich auf dem Tische faltete.

»So hören Sie denn nun auch mein letztes Wort,« sprach jetzt der Andere mit vollkommen verändertem

Gesichtsausdruck und hierzu passendem, sehr entschlossenem Tone der Stimme. »Ob unsere beiderseitige Handlungsweise ehrlich oder nicht ehrlich war, das gehört nicht hieher; die Sache ist abgemacht; Sie erhielten die Waare, ich das Geld, und ich habe gute Lust, mit diesem wohl erworbenen Gelde der Stadt den Rücken zu kehren. Sie wollen mich daran hindern, indem Sie sich mit Gewalt in Besitz meines Passes setzen. – Gut denn. Wie Sie vorhin selbst sagten, danach der Feind ist, danach wählt man die Waffen. Ueberredung durch Worte hilft bei Ihnen nichts; ich muß mich also einer andern Ueberredung bedienen.«

Er hatte, während er so sprach, seine rechte Hand langsam erhoben und zeigte nun mit einem Male den erstaunten, fast erschrockenen Blicken der beiden Herren ihm gegenüber die sechs drohenden Mündungen seines Revolvers von sehr starkem Caliber. – »Sie sehen in mir einen Menschen,« fuhr er darauf mit tiefer Stimme fort, »der aufs Aeüßerste gebracht und darum entschlossen ist, sich seine Freiheit, die Sie ihm nehmen wollen, wenigstens theuer bezahlen zu lassen. Es ist wahr, Sie haben meinen Paß in Händen. Dieser Paß ist der Schlüssel, der mir die Thore dieser Stadt, der mir ein angenehmes, freies Leben öffnen soll. Hören Sie mich also und halten Sie das, was ich sage, zu Ihrem eigenen Besten nicht für Scherz oder, nach Ihrem Ausdrücke von so eben, für Rodomontaden; entweder Sie legen meinen Paß hier auf diesen Tisch nieder, oder Sie verlassen dieses Zimmer nicht lebend; Sie beide nicht, ich alsdann vielleicht

auch nicht; doch was thut's! ich mache dann eine Reise in sehr guter Gesellschaft. – Keine Bewegung, Herr von Tondern!« schrie er mit schrecklicher Stimme, als er sah, daß dieser sich rasch erheben wollte; »keine Bewegung, oder, beim Teufel, es ist Ihre letzte!«

Vielleicht sah Baron Fremont, der erschrocken auf die Seite gefahren war, daß sich die Finger des Polen, mit denen er den Revolver umspannt hielt, zusammenzogen, – genug, er faßte seinen Freund an den Schultern und zog ihn heftig auf den Stuhl zurück. Diese Bewegung entschied zu Gunsten des Herrn Grafen von Czrabowski.

Tondern's Gesichtsfarbe hatte sich eine Sekunde lang verändert; doch biß er entschlossen die Lippen auf einander, und unerschrocken, wie er war, wäre er ohne die Gegenwart seines neben ihm sitzenden weichmüthigeren Freundes seinem ersten Gedanken gefolgt, hätte er, sich plötzlich niederbückend, den Tisch auf den Polen geworfen und dann mit ihm auf alle Gefahr hin gerungen. Das wäre aber nur im ersten Momente möglich gewesen; jetzt war es zu spät.

»Es sind deine tausend Thaler,« sagte er mit einem Tone des bittersten Vorwurfes zu Fremont, »die uns dieser Schuft abermals stiehlt. Warum hast du mich gehalten? ich wäre mit ihm fertig geworden,« setzte er voll Unwillen hinzu. »Sei denn das Spiel verloren, hier ist das Papier.«

Mit großer Ruhe knüpfte Herr von Tondern seinen Rock auf, zog ein zusammengefaltetes Blatt hervor und

wollte dasselbe gerade auf den Tisch werfen, als draußen vernehmlich an die Thür geklopft wurde.

Jetzt wechselte Czrabowski die Farbe, als er sah, wie Herr von Tondern das Papier wieder an sich zog, sich nach der Thür umwandte und Miene machte, aufzustehen.

»Sie bleiben sitzen!« rief ihm der Graf mit heiserer Stimme zu. »Mag kommen, wer will, mag mein Verderben entschieden sein, ich reiße Sie mit hinein, das schwöre ich Ihnen zu.«

Es klopfte stärker.

»Herr Baron von Fremont wird mir den kleinen Dienst erzeigen, meine Thür zu öffnen, wird aber dabei die Gewogenheit haben, das Zimmer nicht zu verlassen.«

Tondern hatte sich mit affektirt gleichgültiger Miene in seinen Stuhl zurückgelehnt, und seine Finger spielten mit dem Papier, welches vor ihm auf dem Tische lag.

Baron Fremont erhob sich langsam, öffnete die Thür und sah einen ihm gänzlich unbekanntem, sehr langen Mann eintreten.

Besser als die Anderen schien aber Graf Czrabowski diesen Mann zu kennen; denn er zwinkerte mit den Augen, und ein halb unterdrückter Fluch entfuhr seinem Munde.

Don Larioz trat mit gemessenen Schritten ins Zimmer; den uns wohlbekanntem Mantel hatte er so um sich geschlungen, daß man von seinem linken Arme durchaus nichts sah, den der tapfere Spanier steif und ohne alle Bewegung hielt. Er machte den beiden ihm fremden

Herren eine förmliche Verbeugung und zog alsdann ein Schreiben aus der Tasche, mit welchem er Miene machte, sich dem Grafen Czrabowski zu nähern.

Dieser aber rief ihm ein gebieterisches Halt! entgegen und sagte mit einem Anflug von Ironie: »Sie bemerken vielleicht, mein Herr, daß wir hier in einem etwas seltsamen Spiele begriffen sind. Lassen Sie uns diese Partie beendigen, und ich stehe alsdann ganz zu Ihren Diensten. – Herr von Tondern,« wandte er sich darauf mit scharfer Betonung an diesen, »Sie hätten vielleicht endlich die Güte, auszuspielen.«

»Gib ihm ins Henkers Namen sein Papier!« flüsterte Fremont seinem Freunde ins Ohr. »Ich sage dir, dieser Kerl hat ganz die Augen einer eingesperrten Katze. Lieber will ich mein Geld gutwillig verlieren, als die Zinsen einer blauen Bohne mit erhalten.«

Tondern schnellte das Blatt über den Tisch hin, wo es der Pole mit der linken Hand begierig aufgriff, es rasch entfaltete und alsdann, sobald er seinen Paß erkannt, ruhig den Revolver in die Tasche steckte.

»Nun zu Ihnen,« sagte er hierauf, indem er aufstand, sich dem langen Spanier näherte und das Schreiben in Empfang nahm, welches ihm Don Larioz mit den Worten überließ: »Von Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen Helfenberg. Ich werde eine Antwort erhalten.«

Tondern warf einen wilden Blick auf Fremont, der sich achselzuckend auf seinen Stuhl niederließ.

Der Pole hielt den Brief leicht zwischen den Fingern, betrachtete Aufschrift und Siegel, und sagte alsdann, indem er ein paar Schritte gegen Herrn von Tondern machte: »Im gegenwärtigen Augenblicke, nach dem, was so eben zwischen uns vorgefallen ist, könnte mich die Lesung dieses Schreibens vor Ihnen compromittiren, und ich wünsche in der That, daß Sie mit einer guten Meinung von mir scheiden. Ich ersuche Sie deßhalb ergebenst, das Couvert zu öffnen und uns den Inhalt vorzulesen.«

Da Tondern durch vollständige Unbeweglichkeit anzeigte, er habe keine Lust, den Willen des Polen zu erfüllen, so wandte sich dieser an Baron Fremont, der nach einigem Zögern das Schreiben annahm, öffnete und las.

Graf Helfenberg schrieb:

»An den Herrn von Czrabowski!

»Durch meinen Geschäftsmann, den Herrn Rechtsconsulenten Doktor Plager, wurde ich in Kenntniß gesetzt von dem räthselhaften Verschwinden eines Entwurfes zu meinem Testamente. Der Verdacht, diesen Entwurf entwendet zu haben, fiel auf einen Mann, von dem ich eben so sehr überzeugt bin, daß er unschuldig ist, wie ich durch Umstände, die mir bekannt geworden, annehmen zu können glaube, daß Sie dabei die Hand im Spiele gehabt. Ich bedarf darüber einer Gewißheit und ersuche Sie, mir die Wahrheit zu sagen. Daß ich dafür nicht undankbar sein werde, hoffe ich Ihnen zu beweisen. Bitte aber, mir zu glauben, daß andernfalls nach Verlauf einer Stunde die nöthigen Schritte geschehen werden, um ein

Geständniß von Ihnen zu erlangen. Wählen Sie klug, da ich Ihnen die Versicherung gebe, daß die Worte, welche Sie mir schreiben, nicht zu Ihrem Schaden benutzt werden sollen.«

Nachdem Baron Fremont dies zu Ende gelesen, ließ er das Schreiben auf den Tisch fallen und warf einen forschenden Blick auf Herrn von Tondern, der aber einen Augenblick unbeweglich da saß und dann mit geringschätzendem Achselzucken sagte: »Eine abgeredete Sache! Wir sind nun einmal überlistet!«

Man sah wohl, daß nach diesen Worten die Röthe des bis jetzt bleiche Gesicht des polnischen Grafen aufstieg. Ein unheimliches Zucken flog um seinen Mund, als er sagte: »Gut denn, denken Sie, was Sie wollen, und mag auch für mich und Andere daraus folgen, was will, ich werde Seiner Erlaucht die gewünschte Erklärung geben. Der Herr Graf Helfenberg,« setzte er nach einer Pause mit scharfer Betonung hinzu, »hat stets gegen mich gehandelt als ein vollkommener Cavalier, als ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes. Ich gebe mich in seine Hand, mag er mit meiner Erklärung thun, was er will.«

»Ich glaube, wir sind ferner hier überflüssig,« meinte Baron Fremont halblaut, indem er sich an seinen Nachbar wandte. »Gehen wir, Tondern.«

»Ich schlage vor, noch einen Augenblick zu warten,« sagte Herr von Tondern mit derselben Ruhe wie vorhin. »Der Herr Graf Czrabowski wird wohl nichts dagegen haben, uns einen Blick in das fragliche Papier zu erlauben, nachdem er es geschrieben hat.«

»Gewiß nicht,« erwiderte der Pole, der aus seiner Reisemappe Papier und Feder nahm und sich an den Tisch setzte. »Vielleicht finden sich die beiden Herren sogar bewogen, meine Erklärung als unparteiische Zeugen zu unterschreiben.« – Darauf beugte er sich auf den Tisch nieder und fing an, emsig zu schreiben.

Während dieser ganzen Zeit stand Don Larioz unbeweglich in der Mitte des Zimmers. Wenn er auch die beiden Herren früher nie gesehen hatte, so war er doch nicht lange unschlüssig, in ihnen den Baron Fremont und den Herrn von Tondern zu erkennen. Und dabei erinnerte er sich der Worte des Doktors, daß sie es seien, die mit Legaten im Testament bedacht worden und für die es deshalb von großer Wichtigkeit gewesen, das Concept zu erhalten. Der Dickere, gutmüthiger Aussehende von den Beiden war ohne allen Zweifel Baron Fremont, der Andere mit dem finsternen Blick, der so unbeweglich saß und der nur von Zeit zu Zeit an seiner Unterlippe nagte, war gewiß jener Herr von Tondern, bei dem, nach dem Ausdrücke des Rechtsconsulenten, das ausgesetzte Legat wie ein Tropfen Wasser auf den heißen Stein seiner Schulden falle. – Gut, dachte der Spanier bei sich, es ist ein Verdienst, das ich mir um die ganze Menschheit erwerbe, wenn ich diesen Beiden zeige, daß ich sie kenne und mich nicht vor ihrem Anblick scheue. Er faßte darauf mit der rechten Hand bedeutsam an seinen linken Arm, wandte alsdann den Kopf nach dem oberen Ende des Tisches, wo die Beiden saßen, und fixirte sie anhaltend mit seinen scharfen grauen Augen.

Unterdessen hatte der Pole geschrieben, überlas das Blatt noch einmal und reichte es dann mit einem eigentümlichen Lächeln dem langen Manne.

Dies war der Augenblick, wo den Herrn von Tondern seine Unbeweglichkeit verließ.

»Erlauben Sie,« sagte er aufspringend, »daß ich mir das Recht nehme, einen Blick in die Schrift jenes Menschen zu werfen.«

Don Larioz, der gemessen einen Schritt zurücktrat, schaute auf den Polen, welcher ihm sagte: »Lesen Sie es gefälligst dem Herrn vor.«

Und der Spanier las:

»Der Unterzeichnete erklärt Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen Helfenberg auf sein Verlangen, daß er ein Concept zu dessen Testamente heimlicher Weise aus der Mappe des Rechtsconsulenten Doktor Plager genommen, und daß er dieses Concept dem Herrn Baron von Fremont sowie dem Herrn von Tondern um die Summe von tausend Thalern verkauft, daß er aber nicht weiß, was aus dem Papiere geworden. Czrabowski.«

»Dieses Blatt werden Sie eben so wenig mit hinweg nehmen, als es dem Grafen Helfenberg übergeben!« rief Tondern, indem er den Versuch machte, dicht an den langen Mann heran zu treten, welcher aber einen Schritt rückwärts gegen das Fenster that und lächelnd fragte: »Wer will mich daran hindern?« Zu gleicher Zeit schob

er das Papier rasch unter seinen Mantel, warf diesen alsdann von der linken Schulter zurück und ließ zwei überaus lange Stoßdegen sehen, die er bis jetzt unter demselben verborgen gehalten. – »Was man mir übergeben,« fuhr er mit leuchtenden Blicken fort, »werde ich treu bewahren und es mir nur dann nehmen lassen, wenn das Glück der Waffen gegen mich entschieden. Wählen Sie einen von diesen Degeng, wenn es Ihnen gefällig ist, sie sind beide gleich lang und ausgezeichnet zugespitzt.«

»Ich glaube, wir sind in eine Mörderhöhle gerathen,« sprach Herr von Tondern, indem er sich an Fremont wandte und zu lächeln versuchte. »Hast du je etwas Nürrischeres gesehen, als dieses lange Gespenst mit seinen beiden Degeng?«

»Hier ist weder von einer Mörderhöhle die Rede, noch von langen Gespenstern,« gab Don Larioz zur Antwort, indem er den Kopf erhob und seine Waffen vorstreckte. »Ich will so freundlich sein, Sie für einen Cavalier zu halten,« fuhr er fort, »mögen Sie auch, was dieses Papier anbelangt, nicht gerade wie ein Edelmann gehandelt haben. Da Sie nun wahrscheinlicher Weise den Brauch zwischen Cavalieren kennen, so biete ich Ihnen einen ehrlichen Zweikampf an, bei welchem, wie es von jeher Sitte und Brauch war, der Sieger Recht behalten soll. Falle ich, so haben Sie sich an Herrn von Czrabowski zu halten, ob er seine Erklärung Ihren Händen anvertrauen will; stoße ich Sie aber nieder, wie ich zuversichtlich von der Gerechtigkeit Gottes erwarte, so ist die Sache ohnehin zu Ende, und ich gehe ruhig meiner Wege.«

Herr von Tondern hatte bei dieser Anrede einen Augenblick unschlüssig gestanden, dann aber sagte er, nicht ohne einen sichtbaren Kampf mit sich selber: »Ein gescheidter Mann kann nichts Besseres thun, als solcher Narrheit das Feld zu räumen. Laß uns gehen, Fremont; mag dieser Czrabowski geschrieben haben, was er will, Helfenberg kennt uns und soll den wahren Sachverhalt durchaus erfahren.«

»So närrisch ist das Anerbieten dieses Herrn nicht,« meinte der Pole, der mit über einander geschlagenen Armen lächelnd am Tische stand. »Wir sind zufälliger Weise zu Vier: Zwei schlagen sich, zwei dienen als Sekundanten, und wenn der erste Gang gemacht ist, stehe ich dem Herrn Baron Fremont ebenfalls mit Vergnügen zu Diensten.«

Der gute Baron war aber nicht der Mann, der eine auf sich gerichtete spitzige Klinge leidenschaftlich geliebt hätte. Um dies jedoch nicht kund zu geben, nahm er die Miene tiefer Verachtung an und sagte, wobei er auf den langen Mann zeigte: »Weder Tondern noch ich haben das Vergnügen, jenen Herrn zu kennen. Sollte uns dieses Glück später durch eine gehörige Vorstellung zu Theil werden, so werde ich nach Befund der Umstände auf jede gebräuchliche Art und Weise recht gern Rede stehen.« – Bei diesen Worten hatte er seinen Hut genommen, öffnete die Thür und verschwand ziemlich eilig in dem dunkeln Gange draußen.

Tondern blieb noch einen Augenblick unschlüssig in der Mitte des Zimmers stehen, dann sprach er mit einer

heiseren, seltsam klingenden Stimme: »Wir werden uns wiedersehen,« und folgte seinem Freunde.

Der Pole beeilte sich, die Thür zu schließen, dann zog er seine Uhr hervor und wandte sich, nachdem er einen Blick darauf geworfen, mit den Worten an Larioz: »Ueberggeben Sie meine Erklärung dem Grafen Helfenberg, und wenn ich Sie bitten darf, sagen Sie ihm dazu: ich bedaure recht sehr, in dieser Angelegenheit gewirkt zu haben. Was Sie betrifft, mein Herr, so danke ich Ihnen für Ihre freundliche Unterstützung gegen jene beiden Herren, – Leben Sie wohl!«

Don Larioz war ruhig an seiner Stelle stehen geblieben; nachdem der Andere also gesprochen, drehte er leicht seinen aufwärts stehenden Schnurrbart und sagte: »Ihr Lebewohl kann ich noch nicht sogleich annehmen; meine Geschäfte im Auftrage des Herrn Grafen Helfenberg sind abgemacht; jetzt kommen meine eigenen.«

»Der Teufel auch! was wollen Sie von mir?«

»Ich bin der Mann, der Sie, wie Sie nicht vergessen haben werden, an jenem Abend in der Schreibstube sprach und den Sie sich unterstanden, ziemlich unwürdig zu behandeln! Ferner bin ich jener Mann, der durch Sie in den Verdacht kam, das bewußte Concept entwendet zu haben, und der nun gekommen ist, dafür eine vollständige Genugthuung zu verlangen, eine Genugthuung, die –«

»Ich Ihnen ja im vollsten Umfange durch meine Erklärung gegeben habe. Kann man ehrlicher verfahren, als ich es gethan?«

»Allerdings haben Sie diese Erklärung gegeben,« versetzte Don Larioz mit feierlicher Stimme; »aber wie Sie selbst wissen werden, war es von jeher der Brauch, daß der Sieger eine solche Erklärung nur alsdann entgegen nahm, wenn der Besiegte blutend am Boden lag und die Spitze des Schwertes an seiner Kehle fühlte. Ich für meine Person möchte nicht gern von diesen altehrwürdigen Gebräuchen abgehen.«

»Sind Sie des Teufels?« rief Czrabowski im höchsten Grade erstaunt. »Ich gab Ihnen freiwillig, was Sie verlangt; was kann es Ihnen nützen, ob Sie vorher mit Ihrer Degenspitze an meinem Halse herum kitzeln?«

»Obgleich das vielleicht im Ganzen keinen Unterschied macht, so kann mir solch ein regelrechtes Verfahren allerdings nützen. Sie haben, indem Sie mich eines Diebstahls beschuldigten, nicht nur mich allein beleidigt, sondern auch begreiflicher Weise eine Person gekränkt, der ich mit glühender Liebe anhänge und für welche ich ebenfalls eine Genugthuung fordern möchte.«

Der Graf Czrabowski blickte den langen Mann, der so eigenthümliche Sachen mit erschreckender Feierlichkeit und Ruhe sprach, mit höchster Verwunderung an; doch war dabei auf seinen Zügen eine gewisse Aengstlichkeit zu lesen, auch senkte er seine Hand langsam in die Rocktasche.

»Was wollen Sie also noch?« fragte er darauf.

»Ich bäte, einen Zweikampf mir freundlich zu genehmigen. Ist Ihnen das Glück günstig, so werde ich mit der

Resignation eines Christen und Edelmannes sterben; bleibe ich aber Sieger, so werde ich Ihnen mit großem Vergnügen das Leben schenken, wenn Sie mir die Versicherung geben, daß Sie geneigt sind, Dolores für das schönste Weib der Erde zu erklären, und wenn Sie mir feierlich schwören wollen, dieser Dame vorkommenden Falles zu gestehen, daß ich Sie im ehrlichen Kampfe überwunden und daß Sie sich, wie es Brauch ist, als ihrem Dienst geweiht betrachten.«

Einen Moment schaute Czrabowski den Sprecher zweifelhaft an, ob er in Ernst oder Scherz rede. Als er aber die ruhigen, unbeweglichen Züge desselben sah und den starren Blick der Augen bemerkte, sagte er mit entschiedenen Zeichen der Ungeduld: »Zu alle dem, meine ich, bedarf es keines Zweikampfes; so gut wie ich Ihnen die Erklärung für den Grafen Helfenberg freiwillig gab, ebenso gern erkläre ich Ihnen auch alles, was Sie sonst noch wollen.«

Nach einigem Nachdenken gab Don Larioz hierauf zur Antwort: »Mag es denn nach Ihrem Wunsche geschehen; doch werden Sie mir erlauben, daß ich Ihnen die Spitze meines Degens auf die Gurgel setze, während Sie diese Erklärung von sich geben.« – Kaltblütig präsentirte er hierauf die eine Waffe seinem Gegner, während er die seine zog und die Spitze des langen Rapiers gegen den Hals des Grafen richtete.

Dieser schien einen Augenblick unschlüssig, ob er seine Klinge ebenfalls entblößen solle oder den bewußten

Revolver hervorziehen; doch begnügte er sich damit, seine rechte Hand in Bereitschaft zu halten, um den langen Stoßdegen bei der ersten verdächtigen Bewegung auf die Seite schlagen zu können.

»Sie erklären also,« sagte hierauf Don Larioz mit etwas bewegter Stimme, »daß Sie Dolores für das schönste und vortrefflichste Weib auf Erden halten?«

»Gewiß, und für das Vollkommenste, was es unter den Sternen gibt.«

»Sie erklären sich ferner für überwunden und geloben, dies der Dame Dolores zu bestätigen und derselben Ihre Dienste anzubieten?«

»Auch das gelobe ich. Und die Dame Dolores soll mit mir zufrieden sein. Sind wir jetzt fertig?«

»Wir sind fertig,« versetzte der lange Spanier mit gerührter Stimme, »und ich danke Ihnen.«

»So nehmen Sie mein Lebewohl an?« fragte der Andere hastig dagegen.

»Ich nehme es an und werde mich entfernen, nachdem ich mir vorher werde erlaubt haben, Ihnen ferner einen guten Rath zu geben.«

»So sprechen Sie denn ins –«

Man hörte drunten einen Wagen vor das Haus rollen, was den Grafen Czrabowski veranlaßte, einen Blick zum Fenster hinaus zu werfen.

»Sie sind ein Pole,« sagte Don Larioz mit unerschütterlicher Ruhe, »und deßhalb halte ich Sie für katholisch.«

»Wenn ich aber ein Jude wäre?«

»Treiben Sie keinen Scherz,« fuhr der Spanier sehr ernst fort. »In diesem Falle würde ich, wie es früher bei ähnlichen Veranlassungen der Brauch war, verlangen müssen, daß Sie sich, als von mir, einem christlichen Edelmann, überwunden vor meinen Augen taufen ließen.«

»Hol' Sie der Teufel, ich bin katholisch.«

»Ich habe es mir gedacht. So hören Sie also schließlich meinen Rath. So jung Sie zu sein scheinen, so haben Sie doch schon Thaten begangen, die schwer auf ihrem Gewissen lasten müssen. Um dieser Erleichterung zu verschaffen, müssen Sie Ihrem rechtlosen und sündhaften Lebenswandel entsagen und Buße thun.«

»Ja, ich thue Buße!« rief der Andere mit den Zeichen der größten Ungeduld. »Ich sei verdammt, wenn ich nicht Buße thue!«

»Allerdings würden Sie in diesem Falle verdammt sein; da es aber etwas Schönes ist, eine Seele zu retten, so beschwöre ich Sie, büßen Sie gewissenhaft, und zwar in Sack und Asche – gehen Sie in ein Kloster.«

Der Pole that einen tiefen Athemzug und biß sich heftig auf die Lippen.

»Wollen Sie mir die Freundschaft erzeigen und in ein Kloster gehen?« fragte Don Larioz mit warmem Tone, wobei er seine Rechte dem Anderen darreichte.

»Wenn Sie es wollen, mit dem größten Vergnügen.«

»Sie geloben es?«

»So feierlich als alles Andere.«

»Nun denn, ich danke Ihnen,« gab der lange Mann zur Antwort und richtete seine Augen mit einem frohen Blick in die Höhe. »Ich fühle es, Ihre guten Eigenschaften sind noch wieder zu erwecken; Buße und Kasteiungen werden Wunder bei Ihnen verrichten. Und da nun Ihr Entschluß, in ein Kloster zu gehen, fest zu stehen scheint, so wählen Sie eines fern von den Menschen, in einem wilden, romantischen Thale gelegen. Vielleicht daß Sie eines Tages, am Fenster Ihrer Zelle lehnend, einen Reiter aus dem Grün der Bäume hervorkommen sehen, einen Reiter mit tiefgesenkter Lanze, den Kopf herabgebeugt. Eilen Sie ihm entgegen, und wenn er zu Ihnen spricht: Das Leben hat meine Erwartungen betrogen, Dolores war das schönste Weib der Erde, so reichen Sie diesem Reiter, wie ich jetzt Ihnen, die Bruderhand. – Leben Sie wohl!«

»Leben Sie wohl!« wiederholte der Pole, indem er die dargebotene Hand schüttelte, und dann mit eigenthümlichen Gefühlen dem langen Manne zuschaute, wie er die Klinge seines Degens auf dem Aermel abwischte, als sei sie blutig gewesen, dann dieselbe in die Scheide steckte und mit einem steifen Kopfnicken das Zimmer verließ.

Der Zurückbleibende fuhr mit der Hand über die Augen, that einen tiefen Athemzug, nahm seinen Paß aus der Tasche, und murmelte, nachdem er einen Blick in denselben geworfen: »Es ist Alles richtig – *Finis Poloniae!*«

FÜNFUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. IM REIBSTEIN.

Ogleich Don Larioz seit jenem denkwürdigen Morgen die Schreibstube seines ehemaligen Prinzipals nicht

wieder betreten hatte, obgleich er seine Geschäfts-Verbindungen mit demselben als gänzlich gelöst betrachtete, so hatte er doch seine Wohnung in dem alten Hause, wo sich unten das Bureau des Advokaten befand, nicht verlassen.

Es war dieses aber weniger aus Anhänglichkeit an eben dieses Bureau geschehen, als weil er einen gewissen Termin abwarten mußte, ehe er sein Quartier wechseln, das heißt ein anderes beziehen konnte. Auch wollte er vor den Augen der Welt nicht so Knall und Fall davon gehen, um böswilligen Gerüchten, die sich über die Ursachen seiner Verabschiedung ohnedies schon verbreitet hatten, nicht noch mehr Vorschub zu leisten.

Der edle Spanier hatte geglaubt, es sei seiner Nachbarschaft durchaus gleichgültig, ob er bleibe oder gehe, und diese würde sich nicht im Mindesten darum bekümmern. In dieser Ansicht aber hatte er weit gefehlt, und Leute, mit denen er durchaus keinen Verkehr hatte, die er nie gesprochen, welche ihm früher nicht den geringsten Antheil gewidmet, beschäftigten sich jetzt aufs eifrigste mit der Ursache, mit der Art und Weise des Zerwürfnisses zwischen ihm und seinem ehemaligen Prinzipal.

Es war der Tiger, welcher dergleichen Mittheilungen an Gottschalk machte, der aber verständig genug war, das Meiste für sich zu behalten, und sich nur hie und da veranlaßt sah, eine oder die andere Aeüßerung seinem väterlichen Freunde mitzutheilen.

Don Larioz zuckte gleichgültig mit den Achseln, wenn er erfuhr, wie freundlich man sich in Kreisen, die er

durchaus nicht kannte, mit seinem Wohl und Wehe beschäftigte.

Nicht so der Tiger, der zuweilen in eine gelinde Wuth ausbrach, was bei der alten Frau immer etwas Komisches hatte. Denn sie pflegte alsdann zu weinen, mit der Rechten auf die linke Handfläche zu klopfen und auszurufen: »Daß dich – daß dich – daß dich!« Und das that sie in den verschiedensten Tönen, so lange, als Jemand den Versuch machte, sie zu beruhigen.

»Da habe ich gestern in einem Hause gewaschen,« sagte sie, »wo mir die Magd erzählte, jetzt wisse sie ganz genau, warum Herr Don Larioz nicht mehr bei dem Herrn Doktor Plager bleibe; er habe eine Liebschaft angefangen mit Mamsell Emilie, und da sei man dahinter gekommen, man habe sie ertappt. O, daß dich, daß dich! – Und doch hätte ich nichts dagegen gesagt, aber die alte Frau Stiefel, die auch da gewaschen hat, erzählte, sie sei gestern bei Kanzleirath Denker gewesen, da war vorgestern eine Kaffeervisite, wo die Frau Hofrath Reibeisen und die Regierungsräthin Pfeffer mit klaren Worten gesagt hätten, man wisse ganz genau, weßhalb der Schreiber des Herrn Doktor Plager weggeschickt worden sei, er habe wichtige Schreibsachen – wissen Sie, Herr Gottschalk, Sie verstehen mich schon – so – auf die Seite gebracht. O, daß dich, daß dich!«

In solchen Fällen tröstete der kleine Schreiber die alte Frau, indem er ihr versicherte, es gehe einmal in dieser Welt nicht anders, als daß man von seinen Nebenmenschen Böses rede. Auch sie müsse sich nicht einbilden, daß es ihr anders ergehe, er habe schon die schrecklichsten Dinge gehört.

»Ueber mich? du lieber Gott!« rief alsdann die alte Frau. »Was kann man über so ein miserables Wesen, wie ich bin, sagen? Das möchte ich wahrhaftig wissen.«

Der kleine Schalk zog seine Augenbrauen in die Höhe, nickte auffallend mit dem Kopfe und antwortete: »Glaubt Sie wohl, Frau, daß es den Leuten nichts zu denken gebe, wenn sie hören, daß man Sie nur schlechtweg den Tiger nennt? O, darüber habe ich schon Entsetzliches vernommen.«

»Herr Gottschalk, machen Sie keine Geschichten! Was kann man mir nachsagen?«

»Nichts als Verleumdungen, Frau, das weiß ich wohl, aber man kann Niemand das Maul stopfen. Sie sagen zum Beispiel, Sie sei früher eine wilde, blutdürstige Person gewesen; Sie habe einen Mann gehabt und sechs Kinder, die Sie alle Sieben ums Leben gebracht. Und davon habe man Ihr den Namen ›der Tiger‹ gegeben.«

»Daß dich, daß dich! Herr Gottschalk!« gab die alte Frau betrübt zur Antwort. »Sehe ich wie eine blutdürstige Person aus, wie Jemand, der sieben Menschen ums Leben bringen könnte, ich, die ich selbst froh bin, wenn man mir mein bischen Leben läßt?«

Und das Aeußere des Tigers hatte allerdings nichts an sich, was diesen Namen rechtfertigen konnte; namentlich jetzt nicht, wie sie dastand, den Kopf auf die Seite gesenkt, die Unterlippe herabhängend, die eine Hand unter der Schürze in ihrer Tasche verborgen haltend.

»Im Allgemeinen kann man nicht behaupten,« sagte der kleine Schreiber, nachdem er die Frau ein paar Sekunden aufmerksam betrachtet, »daß Sie etwas auffallend Wildes an sich hat; aber zuweilen ist es mir doch schon so vorgekommen, als würde ich mich fürchten, Sie böse zu machen. Ich glaube, alsdann könnte Sie erschrecklich sein.«

In diesem Augenblicke wurde die Unterhaltung plötzlich unterbrochen, da sich vor der Thür die Tritte des Spaniers hören ließen, worauf der Tiger sich wieder daran begab, die Stühle im Zimmer abzuwischen und an ihren Platz zu setzen. Gottschalk aber nahm einen Brief vom Tische, als sei er so eben erst herauf gekommen, um diesen zu übergeben.

Don Larioz trat in das Zimmer, er hatte den Hut auf dem Kopfe, den Mantel umgehängt, weißhalb die alte Frau diensteifrig herbei eilte, um ihm letzteren abzunehmen, wobei sie nicht wenig erschrak als sie sah, daß ihr Herr zwei lange Degen unter dem Arme trug, von denen er dem Tiger ebenfalls einen in die Hand gab, den anderen aber sorgfältig neben dem alten Kamin in die Ecke stellte.

Der Tiger brachte das Zimmer so schnell wie möglich in Ordnung und verließ es alsdann, nicht ohne

Gottschalk zuzuflüstern, daß der Herr Don Larioz wahrscheinlich ein Unglück angerichtet habe, denn er sehe gar erschrecklich und wild aus.

Dies war aber nicht der Fall, vielmehr hatte der edle Spanier ganz das Aussehen eines Mannes, der vollkommen ruhigen Gemüthes ist, mit sich selbst zufrieden, im Bewußtsein, eine gute und gerechte That verübt zu haben. Er nahm den Brief aus den Händen Gottschalk's und bedeutete diesen, indem er sich auf einen Lehnstuhl niederließ, ihm gegenüber Platz zu nehmen; dann betrachtete er das Siegel des ziemlich großen Schreibens, dessen Ausprägung übrigens undeutlich war; man bemerkte, freilich nur mit Mühe, einen etwas verschobenen Kopf mit unleserlicher Umschrift; es konnte ein altes Sigill sein. Dafür hielt es auch der Spanier, wogegen ein Unbefangener, vielleicht nicht ohne Grund, auf die Vermuthung gekommen wäre, als habe man ein älteres Thalerstück absichtlich etwas undeutlich auf das Siegel lack gedrückt. Die Aufschrift lautete: »An den sehr ehrenwerthen Edelmann und Ritter Don Larioz von la Mancha; dahinter: M. d. B. z. D. R. Und darunter: Derzeit hier.«

Was die Buchstaben zu bedeuten hatten, wollte dem Leser im ersten Augenblicke nicht recht klar werden; er erinnerte sich, daß er eigentlich ganz ohne Titel sei, und wenn er auch etwas der Art besäße, er doch keinen wüßte, der mit den angeführten Buchstaben in Verbindung zu bringen wäre.

Wie es aber oft zu geschehen pflegt, daß wir, uns im Dunkeln befindend, plötzlich durch eine scheinbar fern

liegende Ursache erleuchtet werden, so auch Don Larioz, als er zufälliger Weise auf dem Kamingesimse ein Brodmesser bemerkte, das sich mit seinem dicken Griff und langer spitzer Klinge in seiner Einbildung augenblicklich zu einem Dolche umformte und ihn an jene Verbrüderung erinnerte, der er das Glück hatte anzugehören und deren Botschaft er stündlich mit großer Sehnsucht entgensah. Jetzt wurde ihm mit einem Male die Bedeutung jener Buchstaben klar, und er las mit einiger Genugthuung nochmals die Aufschrift: Dem \$c. Don Larioz von la Mancha, Mitglied des Bundes zum Dolche Rubens. Ja, er hielt es in seiner Hand, worauf er lange gewartet, die Botschaft, welche ihm unfehlbar die versprochene Hülfe zusagte zur Befreiung seiner geliebten Dolores, der unglücklichen und schönen Spanierin.

Vor den Augen des ihm gegenüberstehenden jungen Menschen war es ihm indessen unmöglich, das Couvert zu erbrechen, und wenn es ihm auch Ueberwindung kostete, so legte er das Schreiben doch bei Seite, bis dieser das Zimmer verlassen haben würde.

Gottschalk machte jedoch keine Miene hierzu; er schien etwas auf dem Herzen zu haben; er sprach Dies und Das über gleichgültige Dinge, wahrscheinlich in der Hoffnung, sein Freund und Gönner würde ein Gesprächsthema berühren, das ihm Veranlassung gäbe, mit seinen Wünschen oder Fragen herauszurücken.

Da aber Don Larioz einsylbig blieb, auch zuweilen auf die Uhr schaute und zuletzt die Frage that, ob der Prinzipal dem kleinen Schreiber einen längeren Urlaub bewilligt, so sah dieser sich zu einem tiefen Seufzer veranlaßt und knüpfte an letzteren die Bemerkung, der Herr Doktor Plager würde es gewiß nicht einmal sehen, wenn er auch noch so lange ausbliebe, denn einestheils sei er im Bureau fast gar nicht mehr anwesend, anderentheils bekümmere er sich in der letzten Zeit durchaus nicht mehr um sein, des Lehrlings, Thun und Lassen.

»In den nächsten Tagen,« sagte Gottschalk, »kommt ohnedies ein neuer Schreiber, und dann wird es dem Herrn Doktor wahrscheinlich am liebsten sein, wenn ich ganz aus dem Bureau wegbleibe.«

»Und woher vermuthest du das?« fragte Larioz einigermaßen besorgt. »Ich hoffe nicht, daß du Streiche gemacht hast, welche deinen Prinzipal veranlassen, dich zu entfernen?«

»Streiche habe ich gar keine gemacht,« versetzte Gottschalk, »und fleißig bin ich gewesen wie immer.«

»Du könntest eben so gut sagen: faul wie immer, denn du wirst dich erinnern, wie oft ich mein großes Lineal in Bewegung setzen mußte, um dich zur nothwendigsten Thätigkeit anzuhalten.«

Der Knabe stieß einen kläglichen Seufzer aus, dann sagte er: »Das ist wohl wahr, aber da, seit Sie fort sind, das große Lineal nicht mehr gedroht hat und ich einsah, daß ich von selbst fleißig sein müßte, so habe ich mich

in diesem Punkte auffallend gebessert, obgleich mir das keine kleine Mühe gekostet hat.«

»Und warum war dir das so mühsam?«

»Weil ich von Tag zu Tag mehr fühlte,« antwortete der Knabe kleinlaut, »wie wenig Lust und Talent ich eigentlich zu der ganzen Schreiberei habe. – So lange Sie noch da waren,« setzte er hastig hinzu, als er den sehr ernsten Blick des Spaniers bemerkte, »da war es was ganz Anderes, da nahm ich Sie zum Vorbilde und dachte auch einst so zu werden, wie Sie. Seit ich aber gesehen, daß Sie ebenfalls die Schreiberei verlassen –«

»Wer sagt dir, daß ich die Schreiberei verlassen?«

»Mein Vater hat es mir gesagt,« versetzte Gottschalk stockend.

»So, dein Vater?«

»Ja, er hat gesagt, Sie hätten endlich auch eingesehen, daß nicht viel dabei herauskomme, und er hat mir ferner gesagt, ich solle Sie bitten, freundlichst für mich überlegen zu wollen, ob Sie wirklich glauben, daß ich Talent zur Schreiberei habe.«

»An Talent dazu wird es dir nicht fehlen,« entgegnete Don Larioz, nachdem er ein paar Augenblicke nachgedacht; »mir scheint aber, dir ist die Lust vergangen, so Tag ein, Tag aus an dem Schreibtische zu sitzen, und wenn das ist, so ersuche ich dich, mir das geradezu zu sagen.«

»Die Lust ist mir eigentlich nicht vergangen,« erwiderte schalkhaft lächelnd der Knabe, »denn ich habe wohl nie viel Lust dazu gehabt. Wie ich Ihnen schon vorhin sagte, so lange auch Sie da waren, hatte ich nichts gegen

die Schreiberei einzuwenden, aber jetzt, wo ich so allein da unten sitze, möchte ich oft in das Dintenfaß weinen, wenn ich nicht fürchten müßte, es laufe über.«

»Es ist mit der Schreiberei allerdings so eine Sache,« sprach gedankenvoll der Spanier; »ich konnte mich freilich auch schwer daran gewöhnen, was aber wohl daher kommen mochte, daß ich meine erste Jugend in ungebundener Freiheit, im Umherstreichen durch Gebirg und Thal zubrachte; wenn ich, wie du, in einer Schneider-Werkstätte gewesen wäre, so glaube ich fast, daß mir die edle Schreiberei schon Anfangs besser behagt hätte.«

»Ach ja wohl, Herr Larioz, das ist freilich wahr, aber mein Vater meint, in der Schreiberei hätte ich so gar keine Zukunft, und stellte sie selbst mir zum Beispiel auf. Er sagte: Siehst du, der Herr Don Larioz, der hat doch wahrhaftig was gelernt und ist lange genug dabei gewesen, und der wird auch noch umsatteln, darauf kannst du dich verlassen.«

»Umsatteln schwerlich,« versetzte träumerisch der edle Spanier. »Aufsatteln möchte ich wohl, wenn das möglich wäre. Aber die Zeiten sind vorüber, wo ein gutes Pferd, ein scharfes Schwert, ein fester Arm und ein gesunder Muth alles war, was man bedurfte, um eine glänzende Carriere zu machen. – Was dich anbelangt, mein Sohn Gottschalk,« fuhr er nach einer Pause fort, »so bist du jung und kannst es deßhalb in der Schreiberei noch zu etwas Tüchtigem bringen, wenn du fleißig bist und den guten Muth und die Hoffnung nicht verlierst.«

»Ja, Muth und Hoffnung sind gut, um sich selbst etwas weis zu machen, wie es auch dem Maurer ergangen ist, als er vom Thurme fiel.«

»Und wie ist es dem Maurer ergangen, wenn ich fragen darf?«

»Als der Maurer im Fallen war, dachte er: Das ist noch lange so schlimm nicht; vielleicht bleibe ich unterwegs irgendwo hängen oder unten fährt gerade ein Wagen mit Heu vorüber, auf den ich zu fallen komme.«

»Dieser Maurer hatte einen guten Glauben, von dem man sich schon etwas wünschen könnte; und wenn du jetzt in deine Schreibstube hinunterfielest und im Fallen dächtest: vielleicht hält mich unterwegs Jemand auf und schlägt mir eine andere Laufbahn vor, oder du fällst unten in einen Sack von zwanzigtausend Thalern hinein, die dir Jemand zum Geschenk macht, so bist du besser daran als jener Maurer, denn der starb wahrscheinlich eines kläglichen Todes, während du vor dir hast, das vernügliche Dasein eines Schreibers zu führen.«

Gottschalk erhob sich langsam von seinem Stuhle und sagte kleinlaut, während er sich am Kopfe kratzte: »Ich denke wie mein Vater; der hat einen Abscheu vor aller Schreiberei.«

»Das Denken wird dir Niemand verwehren, und wenn du ein folgsamer Knabe bist und keine dummen Streiche machst, so will ich auch für dich denken. Was soll man aber mit dir anfangen? Zum Schneider hast du keine Lust, zur Schreiberei auch nicht, wenigstens jetzt nicht mehr; denn du wirst dich erinnern, daß du damals recht

froh warst, die Nadel mit der Feder vertauschen zu dürfen. – Was ist es denn eigentlich, womit du vollkommen einverstanden wärest?«

»Ich möchte Jäger werden,« sagte Gottschalk, ohne sich zu besinnen.

»Wie dein Vater?«

»Das gerade nicht; dagegen hat meine Mutter einen Widerwillen, und was die Mutter will, das will ich auch. Ich möchte nicht Jäger werden wie der Vater, um dabei in einem herrschaftlichen Hause zu dienen, sondern ich möchte was Rechtes lernen in der Jägerei, von dem Wild und den Bäumen im Walde, um das recht zu verstehen und immer im Freien sein zu dürfen.«

»Ah! ich begreife, du möchtest Förster werden oder dergleichen. Kein übles Geschäft, ist noch ziemlich frisch geblieben aus jener alten ritterlichen Zeit. Es sind das die einzigen Leute, die seit damals ihre Beschäftigung nicht geändert haben. Der Rittersmann auf gepanzertem Rosse mit Schild und Lanze ist verschwunden, den frommen Pilgrim sieht man nicht mehr mit seinem Muschelgewand durch die Länder ziehen; alle die abenteuerlichen und so edlen Gestalten, welche damals die Welt bevölkerten, sind im Strudel der Alltäglichkeit zu Grunde gegangen; nur allein der Jägersmann streift heute noch wie damals durch die Wälder, tödtet den Eber und beschleicht den Hirsch. – Ich muß sagen,« fuhr er nach einem tiefen Nachsinnen fort, »wenn ich nicht zu alt dazu wäre, so könnte es mich noch dazu verlocken, ein Jägerbursch zu werden; ich wüßte mir nichts schöneres, als unter den

grünen Bäumen zu leben, von alter Zeit zu träumen und dabei den entfernten Schlag der Axt zu vernehmen oder das Halloh der fröhlichen Jagd, wie es damals gewesen ist. Bei Gott, das müßte ein lustiges Leben sein.«

Die Augen des Spaniers flammten auf, doch senkte er gleich darauf den Kopf in die Handfläche und sprach in traurigem Tone:

»Was mich anbelangt, so bin ich, wie gesagt, wohl zu alt zu einem Jägerburschen. Wenn das nicht wäre, so sollte mich nichts vom grünen Walde abhalten. – Und doch wäre es am Ende möglich, mir dort eine beschauliche Existenz zu gründen, wie büßende Ritter vor mir gethan, nicht als ehrwürdiger Einsiedler – leider ist deren Zeit ebenfalls vorüber – aber ich stelle es mir als ebenso würdig, als ebenso romantisch vor, fernab im wilden Walde zu hausen, als frommer Köhler in bescheidener Hütte zu leben, ein Hort der Verirrten und der müden Reisenden, ein gewissenhafter Aufbewahrer alter geheimnißvoller Sagen, ein Erzähler jener lieblichen Märchen, die von edlen Köhlern am rauchenden Meiler erdacht sind, die mit goldenen Sprüchen untermischt von ihrem Munde kommen und die darauf fortleben im Munde des Volkes von Jahrhundert zu Jahrhundert.«

»O, das wäre herrlich, Herr Larioz!« rief fröhlich der Knabe aus. »Wenn ich dann ein Jägersmann wäre und mit Büchse und Hirschfänger zu Ihnen träte –«

»Während ich gedankenvoll am rauchenden Meiler sitze.«

»Ich erzählte Ihnen, was es Neues in der Welt gäbe.«

»Und ich würde dir dafür ein Märchen mittheilen.«

»Ja, und vielleicht sagte ich auch eines Tages, daß draußen Krieg entstanden sei, zu dem auch wir Jäger mit hinausziehen müßten, um das Land zu retten.«

»Und alsdann,« rief Don Larioz begeistert, »sammelte ich die Köhler und Köhlerburschen der Umgegend, bewaffnete sie mit Schwertern und Armbrüsten, und zöge mit ihnen hinaus in das Gefecht, und käme zur rechten Zeit, um es glorreich zu beendigen.

»O, Herr Larioz, das wäre so sehr schön! Der Vater sagte, Sie hätten so vornehme und reiche Freunde und könnten schon was für mich thun, O, denken Sie daran! Es wäre so schön, wenn ich später einmal auf einem Jagdschlosse mitten im Walde wohnte.«

»Ja, das wäre allerdings höchst angenehm; und ich käme eines Abends auf müdem Roß und klopfte an die Pforte und spräche alsdann: »Sagt mir, Pförtner, wie weit ist es zum nächsten Kloster?«

»O, dann dürften Sie in kein Kloster gehen,« sprach Gottschalk lustig. »Dann würden wir beisammen bleiben und Rehe und Hirsche schießen. Hurrah, das wäre ein Leben. Nicht wahr, Herr Larioz, Sie denken an mich?«

»Ich werde dich nicht vergessen,« erwiderte der Spanier, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht. »Aber nur dann, wenn du deine Geschäfte drunten so pünktlich besorgst, als hättest du vor, dein ganzes Leben beim Herrn Doktor Plager zu bleiben. Die geringste Klage, die ich über dich höre, wird mich veranlassen, mit keinem jener mächtigen Gönner zu reden, die sich mir zu Liebe

vielleicht entschließen könnten, etwas für deine Zukunft zu thun. – Jetzt laß mich allein.«

»Tausend herzlichen Dank, Herr Larioz, dafür, daß Sie sich meiner annehmen wollen!« rief der Knabe. »Gewiß, Sie sollen keine Klage über mich hören; im Gegentheil, der Herr Doktor Plager soll sehr betrübt darüber sein, wenn er erfährt, daß ich ihn verlasse.«

»Gut, gut!« sagte der lange Mann gelassen; »sei du nur aufmerksam und fleißig; was die Betrübniß des Herrn Rechtsconsulenten anbelangt, so wird dieselbe auf alle Fälle mäßig bleiben.«

Gottschalk verließ das Zimmer, und kaum schloß sich die Thür hinter ihm, so nahm Don Larioz den bewußten Brief zur Hand, öffnete das Couvert und vertiefte sich in den Inhalt des Schreibens. Er hatte richtig geahnt; es war vom Vorsitzenden des Bundes zum Dolche Rubens und enthielt die Worte:

»Die Zeit ist da, wo wir handeln werden. Der Bund hat über Euch gewacht und ist bereit, Euch, edler Ritter, in Eurem Unternehmen zu helfen. Muth und Verschwiegenheit! Wenn die achte Stunde anschlägt auf dem Thurme jener alten Kirche, die nicht entfernt liegt vom Hause, das zum Schild einen Reibstein führt, werden sich dort die Brüder versammeln zur helfenden That. Waffen sind vorrätzig. Den Zehrpennig für fremde arme Pilgrime er sucht man den edlen Ritter nicht zu vergessen.

»Der Vorsitzende des Bundes zum Dolche Rubens.«

Don Larioz, ließ die Hand mit dem Blatt Papier auf seine Kniee niedersinken und blickte träumerisch an die

Decke empor. Der Inhalt des Briefes war ihm nicht vollkommen klar. Wohl erinnerte er sich jenes Abends, wo der Bund in geheimer Abstimmung beschlossen, die Angelegenheit gegen das verruchte Treiben der Gebrüder Breiberg als seine eigene zu betrachten und dem neuen Mitgliede helfend die Bruderhand zu reichen. In wie fern dies aber geschehen könne, wollte ihm nicht recht klar werden. Hatte Herr Wurzel, der edle Vorsitzende, vielleicht nähere Nachricht über das Schicksal der unglücklichen Spanierin? war es ihm gelungen, Verbindungen mit ihr anzuknüpfen? Die treuen Freunde hatten wohl so weit vorgearbeitet, um ihre Entführung erleichtern zu können?

Larioz zitterte bei diesem Gedanken. Nicht aus Furcht, wer könnte so etwas glauben! – gewiß nicht, sondern er zitterte vor Freude und gewaltiger Aufregung, daß jetzt endlich vielleicht der Augenblick gekommen sei, wo er zu ihrer Befreiung sein Leben einsetzen dürfe; wo ihm möglicher Weise diese Befreiung gelingen könne, wo es ihm, und zwar in nächster Zeit, vergönnt sei, die unglückliche und so sehr geliebte Dolores an sein treues, ritterliches Herz zu drücken.

Es duldete ihn nicht mehr auf seinem Stuhle; er erhob sich, trat zu dem kleinen Tische, wo das Kästchen stand mit ihrem Portrait, öffnete dasselbe und blickte in ihre geliebten Züge. Dann ging er mit langsamen Schritten vor den Kamin, über welchem jenes Bild hing, das dem edlen Spanier so ähnlich sah, stellte das Portrait der unglücklichen Dolores unterhalb desselben auf, nahm den

langen Stoßdegen aus der Ecke, entblößte die Klinge und hielt sie hoch gegen das Bild empor, indem er den Griff mit beiden Händen faßte.

»Edler Don Manuel,« sprach er mit bewegter Stimme, »tapferer Ahnherr des Geschlechts der Larioz! endlich darf ich es wagen, vor deinem strengen Angesicht diese noch nie mit Schmach bedeckte Toledaner Klinge zu erheben, nachdem sie heute durch mich aufs Neue geweiht worden. Ja, sie zwang einem kühnen Verräther das Bekenntniß seiner Schuld ab, der sich unterstanden, Einen deines erhabenen Namens mit dem Schimpf einer gemeinen Anklage zu besudeln; sie zwang ihn zum Widerruf; sie nöthigte ihn, feierlich zu erklären, daß jenes holde, aber unglückliche Mädchen, deren Schönheit und Tugend das Herz deines Urenkels gerührt hat, zu den Vorzüglichsten ihres Geschlechts gehöre, daß Dolores das schönste Weib auf Erden sei. Ehe mir dieses durch die Kraft meines Armes gelang, durfte ich es nicht wagen, das Bild ihrer Schönheit vor dein strenges Antlitz zu bringen. Jetzt aber thue ich es mit Stolz, indem ich zu gleicher Zeit um deinen Schutz für sie bitte, edler Ahnherr, und indem ich dein unbeflecktes Schwert erhebe und feierlich gelobe, in dem Versuche, das theure Mädchen aus unwürdigen Banden zu befreien, zu siegen oder unterzugehen.«

Darauf hob er den Degen hoch empor zu dem ernstesten Kopfe, mit dem spitzen, aufwärts gedrehten Barte, steckte die Klinge langsam in die Scheide, lehnte sie darauf in die Ecke des Kamins, verschloß das Portrait der schönen

Dolores wieder in das kleine Kästchen und ging alsdann nachdenkend, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf und ab. Doch war er augenscheinlich zu bewegt, um es in den engen Mauern des Zimmers aushalten zu können; er nahm deshalb seinen Mantel um, setzte den Hut auf und verließ seine Wohnung, nachdem er einiges Geld zu sich gesteckt für fremde arme Pilgrime; diese Stelle des Schreibens hatte er wohl verstanden.

Es war übrigens noch so früh am Tage, daß vor Verlauf einiger Stunden nicht daran zu denken war, die Glocke jenes bezeichneten Thurmes die achte Stunde schlagen zu hören. Don Larioz wandelte deshalb, mit seinen Gedanken beschäftigt, durch die Straßen der Stadt, und da er den Weg, der nach dem Hause des Jägers Brenner führte, häufig zu machen pflegte, so kam er dieses Mal fast willenlos auf den Blumenmarkt und befand sich kurze Zeit darauf in der engen und finsternen Gasse, wo er an einem kleinen Spielwaaren-Magazin vor einigen Tagen mit jenem fremden Herrn zusammen getroffen war.

Er blieb an dem Fenster stehen, um sich die Bären und Affen zu betrachten, die ihm zum Vorwande hatten dienen müssen, und wollte gerade wieder kopfschüttelnd weiterschreiten, als er neben sich leise seinen Namen nennen hörte. Rasch wandte er sich um und sah zu seinem Erstaunen ein junges Mädchen, in welchem er augenblicklich Kathinka Schneller von der Entenforte erkannte. Leider war es ihm unmöglich, sie trotz seines Wohlwollens für alle Menschen mit einem freundlichen Blicke anzuschauen; sie vergegenwärtigte ihm zu

sehr jenen ganzen unglücklichen Abend mit seiner tiefen Erniedrigung. Ja, durch die Aeüßerungen, welche er auf der Polizei gehört, hatte er doch ein gewisses Mißtrauen nicht nur gegen das Treiben in jenem Hause gefaßt, sondern auch gegen die, welche ihm Dolores als ihre Freundin empfohlen.

Natürlich war er weit davon entfernt, zu glauben, daß hiedurch der mindeste Schatten auf die unglückliche Gefangene fallen könne; denn er konnte sich zu lebhaft vorstellen, daß ebenso, wie der Ertrinkende nach jedem Strohhalme greife, auch Jemand in der Nacht des Kerkers nicht lange wählen dürfe in dem Gegenstande, der ihm Hülfe bringen konnte.

Der edle Spanier wollte sich mit einer einfachen Neigung, des Kopfes von den Bären, den Affen und von Kathinka Schneller entfernen, als Letztere mit einem tiefen Seufzer sagte: »Ja, jetzt gehen Sie stolz an mir vorüber, jetzt, da ich eigentlich durch Sie ins Unglück gekommen bin.«

Diese Worte änderten augenblicklich den Ideengang des langen Mannes; Kathinka befand sich im Unglücke, also war es Pflicht von ihm, anzuhören, was sie zu sagen habe.

Obgleich dieser Vorsatz gewiß ein edler war, so blickte Larioz doch einige Mal verlegen die Gasse auf und ab; er dachte an seinen Freund, den Armenarzt, in dessen Revier er sich befand, und es wäre ihm gerade nicht angenehm gewesen, von demselben im gegenwärtigen Augenblicke gesehen zu werden.

Kathinka mochte seine Gedanken errathen; sie zeigte auf ein kleines Haus, dem Spielwaarenladen gegenüber, indem sie sprach: »Dort wohne ich jetzt; es ist eine anständige Restauration, Sie können, ohne Aufsehen zu erregen, eintreten und ungestört mit mir reden, da niemand Fremdes im Gastzimmer ist.«

Don Larioz nickte mit dem Kopfe, worauf das junge Mädchen in den kleinen finsternen Hausgang schlüpfte, dort an einer sehr engen Treppe stehen blieb und dem Spanier die Hand reichte, um ihm in dem gänzlich dunklen Raume beim Emporsteigen behülflich zu sein.

Oben angekommen, öffnete sie die Thür zu einem niedrigen und ziemlich unreinlichen Zimmer, wo man ein paar hölzerne Tische sah, einige wackelige Stühle und außer einer alten Frau, die aus einem Nebengemache erschien, um den verlangten Wein zu bringen, niemand Fremdes.

Der Spanier ließ sich an einem der Tische nieder, Kathinka setzte sich ihm gegenüber, senkte den Kopf in die Hand und sagte tief aufseufzend: »Ja, ich bin recht unglücklich!«

»Wenn ich Ihnen in etwas helfen kann,« sprach der Spanier mit nicht unfreundlichem Ernste, »so will ich das recht gern thun, obgleich –«

»O, ich weiß, was Sie sagen wollen,« klagte das Mädchen, »und Sie können mir glauben, jener Abend liegt mir heute noch schwer auf der Seele. Ach! ich war ebenso unwissend und unschuldig wie Sie selber. Clemens Breiberg

hatte das Alles angestiftet, und der Stöpsel, die schlechte Person, ihm geholfen, mich zu überreden. O, ich bitte Sie herzlich, mir zu verzeihen, denn wenn Sie das nicht thun, so habe ich keine ruhige Stunde mehr.«

»Wenn Ihnen an meiner Verzeihung wirklich etwas gelegen ist, so werde ich Ihnen dieselbe nicht vorenthalten. Ich sehe, daß Sie einiges Unrecht, welches Sie mir gethan, bereuen, und damit ist die Sache nicht mir nur abgemacht, sondern ich biete Ihnen wiederholt meine Dienste an.«

»Vorderhand können Sie mir in nichts helfen,« gab Katherinka zur Antwort, »und ich würde mich auch schämen, von Ihnen, gegen den ich unrecht gehandelt, irgend eine Hülfe zu verlangen oder anzunehmen. Sie sind sehr gut, Herr Don Larioz, recht sehr gut, und deßhalb thut mir nicht nur das leid, was ich gegen Sie gethan, sondern ich möchte Sie auch warnen, damit Andere Ihnen nicht noch Schlimmeres zufügen.«

»Sprechen wir nicht von mir,« sagte der Spanier mit einer abwehrenden Handbewegung; »ich habe ein festes Ziel vor Augen, von dem ich gewiß bin, daß es ein edles Ziel ist, dem ich nachstrebe aus allen Kräften, und von dem mich nichts zurückschrecken kann, keine Drohungen, keine Warnungen. Sagen Sie mir lieber, wie kommen Sie hieher, warum haben Sie die Entenpforte verlassen?«

»Das geschah in Folge jenes Abends,« versetzte Katherinka Schneller, indem sie die Augen niederschlug. »Ich weiß, daß Sie auf die Polizei gebracht wurden; ah, ich

verlebte in Trübsal und Weinen eine schreckliche Nacht. Den andern Tag mußten auch wir dort erscheinen.«

»Auf der Polizei? Sie und Ihre Frau Mutter?«

»Ja, ich und – die Anderen. Man sagte uns dort allerlei sehr unangenehme Dinge, man drohte mir insbesondere und nöthigte mich, die Entenpforte zu verlassen.«

»Ihre Mutter zu verlassen? Das kann man allerdings ein Unglück nennen.«

»O, gewiß ein Unglück!« klagte Kathinka mit leiser Stimme; »denn da führte ich ein recht angenehmes und zufriedenes Leben, während ich hier ein ganz unglückliches Geschöpf bin. »

»Es ist das freilich hier kein sehr wohnlicher Aufenthalt,« sprach Larioz, nachdem er aufmerksam um sich her geblickt.

»Ach, das wäre noch das Wenigste!« fuhr das junge Mädchen fort, indem sie ihre Hand auf den Arm des langen Mannes legte und denselben leicht drückte; »aber es kommen so arge Menschen hieher, die ein armes, unerfahrenes Mädchen, welches ohne Beschützer dasteht – ach, ich brauche Ihnen nicht mehr zu sagen, Sie kennen die schlechte Welt genug, um mich zu verstehen.«

Don Larioz verstand sie allerdings, und es schauderte ihn einigermaßen, wenn er an die Lage von Kathinka Schneller dachte und diese sich vorstellte, tugendhaft wie sie war, allen Verführungen ausgesetzt. Wenn es auch vielleicht möglich war, daß sie hier und da einen Beschützer fand, so kannte er doch die Welt im Allgemeinen als so schlecht, daß das Mädchen wohl Ursache hatte, über

ihre Lage zu seufzen. Deßhalb gab er ihr den wohlgemeinten Rath, wieder zu ihrer Mutter zurückzukehren, sich dort vor den bösen Einflüsterungen des Herrn Clemens Breiberg sowie der Fräulein Stöpsel in Acht zu nehmen, ein stilles und ruhiges Leben zu führen; dann könne sie wohl überzeugt sein, daß die Polizei trotz ihrer väterlichen Fürsorge sich in Kurzem nicht mehr um sie bekümmern werde.

Kathinka dankte für diesen Rath und versicherte, ihn ausführen zu wollen, sobald es ihr möglich sei.

»Sie haben sich vertrauensvoll an mich gewandt,« fuhr der Spanier fort, »und Sie können überzeugt sein, daß ich Ihnen meinen Schutz, wo immer möglich, nicht vor-enthalten werde. Wenden Sie sich an mich, so oft ich Ihnen dienen kann; und was die frechen Angriffe junger, leichtsinniger Menschen anbelangt, denen Sie, wie Sie sagen, hier zuweilen ausgesetzt sind, so geben Sie denselben zu verstehen, daß Sie einen Beschützer besitzen, dem es auf ein paar Degenstöße mehr oder weniger nicht ankommt.«

»Wie soll ich Ihnen für diese Großmuth danken!« sprach das Mädchen wirklich ergriffen; man sah das an dem ernstesten, fast traurigen Blicke, mit welchem sie den langen Mann betrachtete. Sie dachte auch: Wie jammer-schade ist es, daß ein sonst so verständiger und angenehmer Mann so confuse Ideen haben kann und daß er sich mit Leuten wie Wurzel und den Anderen einläßt! Sie konnte nicht umhin, diesen ihren Gedanken Worte zu leihen, und sagte deßhalb:

»Ach, Herr Don Larioz, Sie benehmen sich gegen mich armes Geschöpf so außerordentlich anständig und nobel, daß ich Sie nochmals bitten muß, sich mit diesen Gebrüdern Breiberg und den Anderen nicht einzulassen. Die meinen es doch nicht ehrlich mit Ihnen.«

Der tapfere Spanier drehte seinen Schnurrbart in die Höhe, ehe er mit dem ihm eigenen Lächeln zur Antwort gab: »Daß die es nicht gut mit mir meinen, davon bin ich vollkommen überzeugt, mein Fräulein; aber glauben Sie mir, ich vergelte ihnen Gleiches mit Gleichem.«

»Das können Sie nicht, Herr Don Larioz,« antwortete das Mädchen, »denn Sie sind geradeaus und ehrlich, während die Anderen nur mit Ränken und Schwänken umgehen. Ach, wenn Sie wüßten, wie sie Sie mit der Geschichte zum Besten haben!«

»Mit welcher Geschichte, mein Kind?«

»Nun, mit der sogenannten Spanierin bei den Gebrüdern Breiberg.«

Don Larioz schaute Kathinka mit einem mitleidigen Lächeln an, dann sagte er: »Daß die bewußte Unglückliche eine Spanierin ist, das weiß ich genau.«

»Ach, wenn Sie es nur genau wüßten,« fuhr das Mädchen fort, »oder wenn sie mich nur nicht in der Hand hätten, daß ich nichts sagen darf! Da sollten Sie erfahren, wie es mit Ihrer Spanierin aussieht.«

»Daß man die edle Dolores zu verleumden trachtet, daran zweifle ich nicht im Geringsten, und daß auch Sie das heute gerade absichtlich thun, finde ich begreiflich.

Es ist das in früheren Zeiten ebenfalls häufig vorgekommen, daß man tapferen Rittern, ehe sie das Schlachtroß bestiegen, um für ihre Dame zu kämpfen, alles erdenkliche Schlimme von ihren Gebieterinnen zuflüsterte. Ich könnte mehrere Beispiele davon anführen, begnüge mich aber, Ihnen den Wahlspruch zu wiederholen, für den ich siegen oder sterben werde: daß Dolores nicht nur das schönste, sondern auch das vortrefflichste Weib auf Erden ist.«

»Aber wenn Sie nun diese Dolores,« sprach dringend das junge Mägchen, »ganz anders fänden, als Sie sich dieselbe vorstellen? – ganz, ganz anders?«

»Wie wäre das möglich? Ich habe sie gesehen, und so, wie ich sie sah, steht sie fest in meinem Herzen eingegraben. Worin könnte sie sich geändert haben? In ihrem Aeußeren etwa? Werde ich sie vielleicht abgehärmt finden aus Kummer, Noth und vielleicht auch ein wenig Sehnsucht? O, wenn das wäre, so würde ich glücklich sein über ihre bleichen Wangen und würde das Möglichste thun, den Schimmer der Zufriedenheit und Gesundheit wieder über ihre Züge hinzuzaubern.«

Kathinka Schneller ließ darauf mit einem tiefen Seufzer ihre Hände in den Schooß fallen, als wolle sie dadurch ausdrücken: Da ist nicht zu rathen und nicht zu helfen. – »Denken Sie aber an mich,« sagte sie mit wehmüthigem Tone, »daß ich es gewesen bin, die Sie gewarnt.«

»Ich werde an Sie denken,« erwiderte bestimmt der edle Spanier, »und hoffe Ihnen in den nächsten Tagen viel Neues und Großes mittheilen zu können.«

»Das gebe Gott!«

»Amen!« sagte Don Larioz. »Für Ihr Mitgefühl bin ich Ihnen dankbar und werde wohl noch Gelegenheit finden, Ihnen diese meine Dankbarkeit zu beweisen. – Leben Sie wohl!«

Er erhob sich bei diesen Worten, bezahlte den Wein, den er übrigens nicht angerührt, und reichte dem Mädchen seine Hand, worauf er Zimmer und Haus verließ.

Obgleich es bereits stark dunkelte, so hatte doch der edle Spanier Zeit genug, um aufs langsamste nach dem Burgplatze hinzuschlendern, wo er trotzdem immer noch zu früh an die Thür des Reibsteins gelangte. Das Zimmer, wo sich der Bund zum Dolche Rubens zu versammeln pflegte, war noch unbeleuchtet, weshalb Don Larioz durch den matt erhellten Hausgang nach dem hinteren kleinen Stübchen schritt, wo er sich schon zuweilen aufgehalten und wo um diese Zeit selten Gäste anzutreffen waren.

Auch dieses Mal befanden sich nur zwei Personen dort, von denen die eine, das getreue Windspiel, freudig empor sprang und dem Ankommenden entgegen lief, um ihn herzlich zu begrüßen. Die andere Person blieb am Tische sitzen, den Kopf auf beide Ellbogen gestützt, ein unberührtes Glas Wein vor sich. Näher tretend, erkannte Larioz den kleinen Reitknecht, dessen Aeußeres sich aber

bedeutend und nicht vortheilhaft verändert hatte. Verschwunden war der Stolz des Grooms, die glänzenden Stiefel, die anliegende Reithose und die blanke Livree mit den coquetten Achselschnüren. Der bunte flatternde Schmetterling war nicht mehr; er hatte sich eingesponnen in ein graues unscheinbares Gehäuse, das, von groben Stoffen und überall zu weit, wenig mehr ahnen ließ von der eleganten Figur des unwiderstehlichen Friedrich.

So sehr Don Larioz auch seine Gedanken auf die ihm bevorstehenden wichtigen Ereignisse gerichtet hatte, so entging ihm doch diese Verwandlung nicht, und er blickte fragend auf den ehemaligen Reitknecht, der einen Augenblick trübselig emporschaute, dann aber wie verdrießlich über die Ankunft des eben Eingetretenen seinen Kopf mit einer heftigen Bewegung noch tiefer hinabsenkte.

»Du brauchst dich vor dem Herrn nicht zu geniren,« sagte Windspiel begütigend. »Herr Don Larioz wird deine Trauer zu würdigen verstehen und ist Keiner von denen, die kalt bei dem Unglücke ihrer Nebenmenschen vorüberziehen. – Bitte, nehmen Sie Platz,« wandte er sich an den langen Mann; »es ist noch Niemand im Lokale,« setzte er flüsternd hinzu.

Der Spanier setzte sich und blickte mitleidig auf Windspiels Bruder.

»Ja, es ist ihm schlecht ergangen,« sagte der kleine Kellner achselzuckend. »Schau mich nur nicht so grimmig an,« sprach er zu seinem Bruder, »du bist hier unter

guten Freunden, und wir sind gewiß bereit, dir mit Rath und That an die Hand zu gehen. – Nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Ich brauche weder Rath noch That,« murmelte tückisch der Groom.

»Er hat,« fuhr Windspiel gegen Don Larioz fort, »Differenzen mit seiner Herrschaft gehabt.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.«

»Ich wollte, daß du deine Verse und deine Reden für dich behieltest,« sprach Friedrich, indem er, wie um seinen Aerger niederzuschlucken, das vor ihm stehende Glas Wein auf Einen Zug austrank.

»Es scheint mir also etwas von Liebe dabei zu sein,« meinte Larioz mit einem mitleidigen Blick auf den kleinen Mann. Windspiel zwinkerte mit den Augen, worauf der edle Spanier seine Hand auf den Arm des gewesenen Rettknechts legte und zu ihm mit herzlichem Tone sagte: »Wenn dem so ist, wie ich vermuthe, wenn eine unglückliche Liebe Ihr Herz bewegte, wenn Sie ihretwegen Ihre Stellung im gesellschaftlichen Leben aufgegeben, so ist es im höchsten Grade lobenswerth, und ich kann nicht unterlassen, Ihnen meine Achtung zu bezeigen.«

Friedrich schielte mißtrauisch auf die Seite nach dem langen Manne hin, um zu sehen, ob dieser nicht seinen Spaß mit ihm habe; als er aber in dessen ruhiges, ernstes,

ja, wir müssen mit Recht sagen: würdevolles Gesicht sah, als er seinen Bruder erblickte, der mit gefalteten Händen, das magere Köpfchen geneigt, mit wehmüthigem Blicke vor ihm stand, da brach der Groll und die Wuth, welche sein störrisches Herz mit einer Eiskruste umgeben hatte; er ließ den Kopf auf den Tisch niederfallen und weinte mit der gleichen Anstrengung, wie man es wohl bei ungezogenen Kindern sieht, wenn man von ihnen sagt, der Bock stoße sie.

Auch in Windspiels sanftem Auge glänzte eine Thräne, und Don Larioz, der tapfere Ritter mit dem weichen Herzen, griff mit zwei Fingern an seine lange Nase, wie um auf diese Art die überströmende Quelle der Rührung zuzuhalten.

»Ja es ist wohl recht sehr traurig,« sprach der kleine Kellner nach einer Pause, und darauf schluchzte der Groom: »Du – kannst – Alles sagen – o, es ist – mir zu schlecht gegangen.«

Darauf fing der Bock bei ihm wieder so heftig an zu arbeiten, daß er ordentlich in die Höhe schnellte und alsdann den Kopf wieder sinken ließ.

Don Larioz faltete die Hände auf dem Bauche und blickte bewegt zu Windspiel hin, welcher fortfuhr: »Es war ein Complot, ein verabscheuenswürdiges, schändliches Complot. Natürlicher Weise war die junge Dame schön wie der Tag, hold wie ein Engel, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß sie meinen Bruder Friedrich liebte. Nicht wahr, unglücklicher Bruder, das hast du auch vermuthet?«

»Ja, ich habe es vermuthet,« heulte Friedrich. »Und der Gärtner und der François haben es immer gesagt. O–o–h!«

»Das Letztere kann ich bezeugen,« sprach Windspiel; »ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört. Wie oft haben sie ihm gesagt, das gnädige Fräulein liebe ihn und –«

»Es war also ein gnädiges Fräulein?« fragte Larioz mit Interesse.

»Allerdings, o ja! Das versteht sich,« erwiderte stolz der kleine Kellner, wobei er die Hand in seinen Rock steckte und die Nase etwas Weniges erhob. »Es war ein gnädiges Fräulein, und sie gab meinem Bruder Friedrich häufig Beweise ihrer Zuneigung. Ist es nicht so?«

»Ja, es ist so. Sie sah mich immer an; sie lachte so gern über mich; sie sagte, so komisch wie ich sei Niemand auf der Welt. Ich mußte ihr Alles besorgen, Alles, Alles, und wenn ich gerade nicht da war, dann wartete sie bis ich kam. O, wenn ich nur an die Orangenblüthen denke, dann könnte ich ein völliger Narr werden.«

»So, es war auch etwas von Orangenblüthe dabei?« fragte der Spanier.

»Ja wohl, auch so eine Tändelei. Genug, endlich kam es zu einer Erklärung, und sie war hart und grausam genug, den armen Friedrich schmähhlich zu behandeln.«

»Das kann man gerade nicht sagen,« sprach der kleine Groom mit einem sanften Schluchzen; »sie hat mich eigentlich gar nicht behandelt, sie sprang nur in die Höhe

und stürzte davon, indem sie ausrief: Unerhört! – Aber der Jäger –«

»Ja, der Jäger,« sagte Windspiel –

Darob entbrennt in Robert's Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll,«

declamirte er träumerisch vor sich hin.

»Und ein eifersüchtiger Jäger überraschte Sie?« fragte Don Larioz. »Er klopfte Ihnen wahrscheinlich leicht auf die Schulter, winkte Ihnen nach einem stillen Gebüsch und sprach: Die Gewalt der Waffen soll entscheiden.«

Windspiel schüttelte traurig mit dem Kopfe, als er sagte: »O nein, so sprach dieser Jäger nicht, so nobel benahm er sich nicht; er, der Stärkere, fiel über meinen armen Bruder Friedrich her, wammste ihn tüchtig durch und warf ihn zum Hause hinaus. Nicht wahr, lieber Friedrich?«

»Ja,« heulte dieser, »er wammste mich; ich mußte meine ganze Livree ausziehen.«

»Geschah Letzteres vor oder nach dem sogenannten Wammsen?« fragte der edle Spanier mit mißbilligendem Blicke.

»Allerdings nachher, aber kurze Zeit vorher, ehe er mich aus dem Hause warf.«

»Und wer gab dem Jäger ein Recht zu solch schändlichem Thun?«

»Wer?« entgegnete Windspiel achselzuckend, »die Macht des Stärkeren.«

»Und das in unserem Jahrhundert!« rief Don Larioz entrüstet, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug; »in einer Zeit, wo man von Aufklärung spricht, von Gerechtigkeit! Beruhigen Sie sich, junger Mann, Sie haben mir nicht umsonst Ihr lehrreiches und trauriges Schicksal erzählt, Ihr Zusammentreffen mit jener schönen Dame und dem grausamen Jäger. Ihre Sache werde ich zu der meinigen machen. Es ist meine Bestimmung, die Unschuldigen zu beschützen, keine Gewaltthat zu dulden. Ich werde meinen Stand für kurze Zeit vergessen, um diesem rohen Jäger zu beweisen, daß es ihm nicht ungestraft hingehen soll, zwei liebende Herzen mit empörender Gewalt aus einander zu reißen. Nehmen Sie meine Versicherung und verzweifeln Sie nicht daran, noch glücklich zu werden.«

Er streckte einen seiner langen Arme über den Tisch hinüber und schüttelte die Rechte des ehemaligen Reitknechts, wobei er in diesen Händedruck so viel Gefühl wie möglich zu legen suchte.

»Was die Liebe anbelangt,« meinte Windspiel kopfnickend, »so hat die wohl ihr Ende erreicht. Friedrich verläßt das Haus auf immer und wird die Undankbare vergessen.«

»Ja, ich habe das Haus verlassen, nachdem mich der Jäger hinausgeworfen,« sprach der gewesene Groom mit entschlossenem Tone, wobei er nur zuweilen krampfhaft

aufschluchzte. »Ich habe bereits eine andere Stelle angenommen und werde mit meinem neuen Herrn die Welt durchziehen.«

»Eigentlich hat sich mein Bruder verbessert,« sagte Windspiel mit großer Wichtigkeit. »Sein neuer Herr ist ein edler und sehr reicher polnischer Graf, und Friedrich wird heute noch abreisen, um in E., wohin sich der Herr Graf begeben, seinen Dienst anzutreten.«

»Dazu wünsche ich Ihnen von Herzen Glück,« meinte der Spanier, indem er dem Groom abermals die Hand reichte. »Was die Geschichte mit dem Jäger anbelangt, so ist sie in den besten Händen. Ich habe,« setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, »noch eine eigene wichtige Angelegenheit zu bereinigen; sowie das vorüber ist, werde ich mich an Ihren Bruder wenden, um mit dessen Hülfe jenen Mann aufzusuchen, der Sie so unwürdig behandelte.«

Nach diesen Worten blickte er auf die Uhr, und als er gesehen, daß es stark auf Acht ging, erhob er sich und verließ das Zimmer mit einem herzlichen Lebewohl.

Auch Friedrich stand gleich nachher von seinem Stuhle auf und reichte seinem Bruder die Hand, indem er sagte: »Es ist Zeit, ich muß gehen. Was ich dir von meinen Sachen gebracht, hebe gut auf – auch das kleine Papier mit den Orangenblüthen,« setzte er mit einem melancholischen Zucken der Mundwinkel hinzu, »und wenn du,« fuhr er hierauf mit drohendem Tone fort, »in den nächsten Tagen den verfluchten Andreas siehst oder jenen Kerl, den François, so sage ihnen nichts weiter, als ich

hätte gesagt: Berg und Thal begegneten sich nicht, wohl aber die Menschen.«

»Das werde ich thun, lieber Bruder Friedrich,« sagte Windspiel mit bekümmelter Miene.

»Meine Adresse weißt du?«

»Gewiß, und ich werde sie nicht vergessen – Adresse: Herr Graf von Czrabowski in E. *poste restante*.«

SECHSUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DER BUND ZUM DOLCHE RUBENS.

Die Uhr hatte Acht geschlagen auf dem Thurm jener alten Kirche, die nicht entfernt liegt vom Hause, das zum Schild einen Reibstein führt, als Don Larioz das Lokal betrat, wo der Bund zum Dolche Rubens zu tagen, eigentlich zu nachten pflegte und wo die Mitglieder dieser sehr anonymen Gesellschaft schon in feierlichem Schweigen beisammen saßen. Draußen hatte sich ein schwacher Abendwind aufgemacht, einzelne leichte Wolken verschleierten hier und da den Mond, der erwartungsvoll emporstieg, sein mildes Licht über Berg und Thal ausgießend, über weite Haiden, wo das Rietgras sich flüsternd bewegt und wo der furchtsame nächtlich Wandelnde auf der weiß beschienenen Fläche mit Entsetzen einen einzigen schwarzen Punkt bemerkt, der, von einem verdächtigen Hügel herabkommend, direkt auf ihn zuzuschreiten oder ihn zu verfolgen scheint, er mag sich wenden, wohin er will.

Der Wind, der sich aufgemacht hatte, war ein dünstender, Regen verkündender frühlingsartiger Hauch, einer

von den willkommenen Gesellen, welche die Erde sehnsuchtsvoll erwartet, damit er ihr helfe, die Fesseln des fliehenden Winters zu brechen. Abends aber, wenn wir im verschlossenen Zimmer sitzen, verfehlt so ein Wind seine unbehagliche Einwirkung auf uns nicht; wir fühlen den Grimm, mit dem er um das Haus saust und, mit Fensterscheiben klappernd, vergeblich Einlaß begehrt.

So wehte es denn auch um das Haus, wo sich die Kneipe zum Reibstein befindet, an jenem denkwürdigen Abend, nachdem es voll und deutlich acht Uhr geschlagen.

Don Larioz wurde von dem Vorsitzenden des Bundes, dem Kupferstecher Wurzel, freundlich und feierlich empfangen und zu dem für ihn bestimmten Stuhle geleitet. Es waren außer diesen beiden noch neun andere Mitglieder anwesend, so daß die Zahl Sämmtlicher, mit Einschluß Windspiels, der ebenfalls erschienen war, ein gutes Dutzend ausmachte. Auf dem Eichenholztische stand eine große Bowle, aus welcher die Gläser zu füllen, der Kellner eifrig beschäftigt war. Der Dolch des großen Meisters Rubens lag mit einem rothen Tuche verdeckt, vor dem Platze des Präsidenten.

Auf einen Wink des letzteren nahmen sämmtliche Mitglieder, von denen die meisten bisher plaudernd auf und abgegangen waren, ihre Plätze ein, nachdem sie vorher mit dem edlen Spanier einen festen Handschlag ausgetauscht. Darauf erhob der Präsident sein Glas und leerte es, nachdem er vorher bedächtig: »Eins! – Zwei! – Drei!« gesagt, auf Einen Zug, und sämmtliche Mitglieder des

Bundes zum Dolche Rubens, Don Larioz nicht ausgenommen, sprachen ebenfalls: »Eins! Zwei! Drei!« und tranken ihren Punsch aus.

Der Vorsitzende nahm nun das rothe Tuch weg, zeigte den Versammelten den alten rostigen Dolch und ließ ihn darauf die Runde machen, damit Jeder nach üblicher Weise die Klinge mit seinen Lippen berühre. Windspiel mußte sich, wie auch früher, mit dem Heft begnügen, welcher Unterschied seiner sichtbaren Rührung übrigens keinen Eintrag that.

Nachdem der kleine Kellner hierauf die Gläser wieder gefüllt, stand der Kupferstecher Wurzel von seinem Stuhle auf, stützte die rechte Hand auf den Tisch, räusperte sich ein paar Mal und sprach:

»Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens! werthe Freunde! Es ist die Zeit gekommen, wo wir unserem sehr ehrenwerthen Verbündeten, dem tapferen Don Larioz von la Mancha, beweisen wollen, wie segensreich eine Verbindung wie die unsrige ist. Ihr alle, die Ihr hier mit ahnungsvollem Herzen um mich geschart seid, werdet mir beistimmen, wenn ich euch ins Gedächtniß zurückerufe, wie schwer es ist, Mitglied dieses höchst anonymen Bundes zu werden. – Aber, werthe Freunde und Mitglieder, welche immense Vortheile bringt er auch jedem Einzelnen! Wie schützend schlingt er seine Bande um Alle! wie ist er auch der Inbegriff von jedem Erhabenen, Schönen und der höchsten Tapferkeit, gleich den edlen Ritterorden des Mittelalters! – Wer nicht vollkommen meiner Ansicht sein sollte,« fügte er mit finsterem

Stirnrunzeln hinzu, »den ersuche ich, dies bemerkbar zu machen und dem Ritual des Bundes gemäß unter den Tisch zu kriechen. – Gott sei Dank!« fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er mit leuchtenden Blicken sich rings umgeschaut hatte, »wir sind alle vollkommen einig. Und zu Ehren dieses, wenn auch nicht unerwarteten, aber immer erfreulichen Ereignisses erhebe ich mein Glas und leere es bis auf die Nagelprobe. Eins! – Zwei! – Drei!«

Und »Eins! Zwei! Drei!« erscholl es in tiefem Basse, wonach zehn leere Gläser hart auf den Tisch gesetzt wurden.

Windspiel, der im Schatten des Ofens stand, wischte sich nach dieser feierlichen Begrüßung nicht die Augen, sondern den Mund, woraus wir abnehmen, daß er sich bei gewissen Veranlassungen ebenfalls als stimmberechtigtes Mitglied betrachtete.

»Mitglieder und Freunde!« hob der Kupferstecher mit dem großen Barte nach einer Pause wieder an. »Wir haben die höchst traurige, aber sehr lehrreiche Angelegenheit unseres verehrten Mitbruders Don Larioz von la Mancha zu der unsrigen gemacht und sind bereit, ihm zu helfen. Nicht wahr, alle sind wir bereit?« setzte er fragend hinzu.

»Alle!« vernahm man.

»Da wir aber nicht von den Leuten sind, die sprechen, ohne zu handeln, so erfahre unser verehrter Freund, was wir bis jetzt geleistet. Bruder Christian, ich gebe dir das Wort.«

Darauf erhob sich Bruder Christian, strich sein langes, blondes Haar mit einer weißen, mageren Hand von der Stirn, zog den grünen Flausrock in die Taille, und sprach also zur Versammlung:

»Wenngleich – sobald der Bund den Beschluß gefaßt hatte, die Angelegenheit zu der seinigen zu machen, sich Mehrere anboten, das Terrain drüben zu untersuchen, so wurde doch mir dieser höchst ehrenvolle Auftrag zu Theil. Es gelang mir, Eingang zu erhalten in das Atelier der Gebrüder Breiberg; nachdem ich aber mehrere Tage, ohne zu einem Resultate zu gelangen, dorthin gegangen war, hatte ich endlich das Glück, die schöne Spanierin zu sehen.«

Man vernahm rings umher ein Gemurmel der Freude und der Bewunderung.

»Stille!« gebot der Präsident, wobei seine Stimme unverkennbar vor Rührung etwas bewegt war. Dann fuhr er mit der Hand über sein Gesicht herab und vergrub ein paar Sekunden lang die Finger in seinem dichten Barte.

Der tapfere Spanier blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf Bruder Christian, der ihm freundlich zuwinkte und dann fortfuhr: »Ja, ich sah es, das schöne, unglückliche Mädchen, schöner noch als die Schilderungen unseres ehrenwerthen Freundes, unglücklich unter der schonungslosen und gewaltthätigen Behandlung dieser verruchten Breibergs.«

Ein auffallendes Scharren mit den Füßen bekundete unzweifelhaft die Theilnahme der Anwesenden.

Windspiel schluchzte.

»Diese Gebrüder Breiberg,« sprach der Redner weiter, »müssen in Erfahrung gebracht haben, daß die edle Dolores ihr Herz dem tapferen Landsmanne zugewandt, und seit jener Zeit ist ihr Loos noch trauriger geworden; sie wird in den Mörderhänden, in welchen sie sich befindet, schauerlich gemißbraucht, sie wird –«

»Erspart Euch,« fiel ihm der Präsident mit bewegter Stimme in die Rede, »uns das zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt.«

»Weiter, weiter!« murmelten die Mitglieder.

»Was soll ich weiter sagen!« fuhr Bruder Christian nach einem kleinen Stillschweigen mit einem traurigen Lächeln fort. »Ohne euch Complimente machen zu wollen, wißt ihr alle selbst, was ein armes Mädchen zu erdulden im Stande ist, wenn sie schutz- und wehrlos in die Hände blutdürstiger Mörder fällt.«

»Schutz- und wehrlos?« rief Don Larioz mit funkeln- den Augen, indem er sich von seinem Stuhle erheben wollte. Doch drückte ihn der Kupferstecher Wurzel sanft auf seinen Stuhl zurück, indem er sagte:

»Ruhig, mein Freund! der Bund hat über dieses theu- re Mädchen gewacht. – Bruder Christian, wir danken dir für deinen Bericht; du hast dich, wie wir daraus ersehen, über alle Verhältnisse aufs Genaueste unterrichtet. Küsse den Dolch des großen Meisters Rubens und beantworte mir eine Frage frei und ohne Rückhalt.«

Alle blickten gespannt in die Höhe.

»Glaubst du,« fuhr der Präsident in feierlichem Tone fort, »daß die Seele dieses jungen Mädchens noch wohl erhalten und rein ist?«

Bruder Christian führte die rostige Dolchklinge, welche ihm der Meister darreichte, an seine Lippen und sagte mit einem Tone der Ueberzeugung, der in allen Herzen wiederklang: »Ja, ich bin dessen gewiß.«

»Für dieses Wort ein volles Glas!« rief der Kupferstecher freudig erregt.

Und Alle leerten ihre Gläser, wobei sie mit unverkennbarer Freude sich gegen den Spanier wandten.

Dieser erhob sich hierauf, und nachdem er den Präsidenten um die Erlaubniß gebeten, einige Worte zu sagen, sprach er gerührt: »Wie ich Ihnen danken soll für den Antheil, den Sie dieser traurigen Angelegenheit und mir widmen, weiß ich bis jetzt selbst noch nicht. Glauben Sie mir aber, daß des Spaniers Herz tief empfänglich ist für alles Freundliche, was man ihm erzeigt, und daß ich nie vergessen werde den Edelmuth und die Ritterlichkeit, mit dem Sie sich jenes gefangenen Mädchens, das, ich will es nicht läugnen, mein Herz gerührt, so heldenmüthig annahm. Was dieser Arm vermag, hoffe ich Ihnen bei der Befreiung der theuren Dolores zu beweisen; wie aber dieses Herz für Sie fühlt, das wird sich erst im Laufe der Zeiten zeigen, wo es bis zum letzten Schlage dem Dienste treuer Freunde gewidmet sein soll.«

Er erhob sein Glas, welches ihm Windspiel wieder gefüllt hatte, gegen die Versammlung, worauf Alle tranken,

nachdem man von ihren Lippen ein Murmeln der Zufriedenheit vernommen. »So wären wir denn so weit gekommen,« sprach der Kupferstecher Wurzel, als sich die Versammlung wieder beruhigt, »daß wir in Kürze die Maßregeln feststellen können, welche noch am heutigen Abend zu ergreifen sind, um die arme Gefangene zu befreien. Und zu diesem Zwecke wollen wir den Bericht Bruder Jakob's hören.«

Mit großem Geräusche sprang hierauf der dicke Maler mit dem wenigen Haar in die Höhe, that einen tüchtigen Zug auf seinem Glase und sagte, nachdem er die Versammlung lächelnd überschaut:

»Was ein guter Kerl für seine Freunde zu leisten vermag, das kann ich auch, und sei es das Schwerste. Nach der Weisung unseres ehrenwerthen Präsidenten knüpfte ich im Hause der Gebrüder Breiberg eine Bekanntschaft an, die es mir und meinen Freunden möglich macht, zu jeder Zeit unvermerkt in das Haus zu dringen. Es kostete mir einige Ueberwindung, aber ich kam zum Ziele. Verlangt keinen Namen zu wissen; seid jedoch überzeugt, auf ein gegebenes Zeichen wird sich drüben die Hausthür öffnen.«

»Du hast Großes für unseren Freund geleistet,« nahm der Kupferstecher mit einem leichten Zwinkern der Augen wieder das Wort. »Und da der Zweck die Mittel adelt, wir auch überzeugt sind von deinen rastlosen Bemühungen zum Besten des Bundes, so beantrage ich den Dank desselben für Bruder Jakob.«

Hierauf blickte er, Aufmerksamkeit fordernd, rings umher im Kreise, und auf ein Zeichen mit der Hand tönte es aus allen Kehlen in tiefem Basse:

»Bruder Jakob, Bruder Jakob,

Schläfst du noch – schläfst du noch?

Hörst du nicht die Glocke? Hörst du nicht die Glocke?

Bumm, Bumm, Bumm!

Don Larioz fühlte sich durch diesen kräftigen Männergesang aufs tiefste bewegt, und es hätte wenig daran gefehlt, daß Thränen der Rührung seine Augen befeuchtet hätten. Doch drängte er dieselben männlich zurück, als er bedachte, daß in nächster Stunde die Zeit des kräftigen Handels kommen würde. Er blickte deßhalb auch mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Präsidenten, der dieses Mal, ohne sich zu erheben, der Versammlung sagte: »Alle Maßregeln sind demnach aufs beste getroffen, und ich werde euch den Plan zur Befreiung jenes unglücklichen Mädchens in wenig Worten mittheilen. Vor allen Dingen dürft ihr nicht vergessen, daß es unserem edlen Freunde Don Larioz von la Mancha allein zukommt, seine Auserwählte aus ihrem Kerker zu befreien. Unser edler Freund wird euch selbst sagen, daß dies zu allen Zeiten ritterlicher Brauch war.«

»So war es und so ist es!« rief der tapfere Spanier begeistert. »Gebt mir Waffen, zeigt mir den Weg zur Höhle jener Ungeheuer, und Ihr werdet sehen, was ein furchtloses Herz und ein starker Arm auszurichten vermag.«

»So würde es allerdings geschehen können,« gab der Kupferstecher freundlich zur Antwort, »wenn wir noch in jenen glorreichen Zeiten lebten, wo ein gutes Schwert und ein tapferer Arm eine ganze Welt aufwog. Don Larioz von la Mancha würde allein in die Wohnung der tückischen Breibergs dringen, nicht scheuend die Ueberzahl sichtbarer Feinde, sich nicht fürchtend vor jenen geheimnißvollen Dingen, welche man sieht auf den Treppen des finsternen Hauses, – alte phantastische Ritterhelme, gespenstige rothe Tricots, – er würde sie niederwerfen, die Peiniger der unglücklichen Dolores; ihre letzte, ihre blutige Stunde wäre gekommen.«

Larioz nickte schweigend mit dem Kopfe, wobei er die Lippen auf einander biß und ein Lächeln im Vorgefühl der süßen Rache über seine sanft gerötheten Wangen flog.

»Wenn wir aber,« fuhr der Präsident nach einer Pause fort, »bei der Befreiung jener Unglücklichen sicher zu Werke gehen wollen – und dazu sind wir ja fest entschlossen – so gilt es List mit Gewalt, um sie mit Tapferkeit zu paaren. Meine Idee wäre also: Von Bruder Jakob geführt, schleichen wir Anderen uns in das Haus, überfallen die Breibergs und knebeln sie, während unser Freund Don Larioz von la Mancha mit San – mit Windspiel wollt' ich sagen – auf einer Leiter zum Fenster emporsteigt, um auf dieser nach alter Rittersitte die Schöne zu befreien. Daß heute Abends ihre glückliche Stunde schlägt, davon ist Dolores benachrichtigt worden, und ein Guitarrenklang unter ihren Fenstern, welchen das des Spielens kundige

Windspiel effectvoll anstimmen wird, soll sie benachrichtigen, daß ihre Erretter, ihre Rächer da sind. Ich bitte um ein Gemurmel des Beifalls oder der Mißbilligung.«

Darauf wurde mit den Füßen gescharrt, mit den Gläsern auf den Tisch getrommelt, und man vernahm unarticulirte Töne; auch wollte hier und da der erste Takt eines Liedes losbrechen, welche beginnenden Allotria der Meister übrigens mit einem strengen Blick zur Ruhe verwies.

»Genug!« rief er, »ich habe eure Zustimmung erfahren; Ruhe jetzt, das Uebrige wird sich finden.«

Der edle Spanier hatte mit seinen mageren Fingern auf den Tisch getrommelt, während er die Augenbrauen finster zusammenzog und sich dazu die Bemerkung erlaubte: »Der vom Vorsitzenden dieser achtbaren Versammlung uns so eben dargelegte vortreffliche Plan hat etwas, das mir, frei und offen gesprochen, nicht so ganz gefallen will. Daß ich nach alter Rittersitte die unglückliche Dolores durch Ersteigung des Fensters befreien soll, hat etwas Romantisches und Hochpoetisches; ich fühle mich glücklich bei diesem Gedanken, ebenso, daß das treue Windspiel mich unterstützen soll. – Und es wird mich nicht verlassen,« setzte er hinzu, indem er rückwärts den Kopf dem kleinen Kellner zuwandte, der tiefgerührt zur Betheuerung mit seiner rechten Hand sich auf die linke Brustseite patschte. – »Nur finde ich es nicht ganz würdig, daß die Gebrüder Breiberg vorher der Knebelung unterworfen werden sollen. Wenn es auch niederträchtige Feinde sind, so bleiben sie doch einmal Feinde, die ich niederwerfen will; aber gegen einen geknebelten

Feind wäre ich nun einmal nicht im Stande, das Schwert zu ziehen.«

»Das ist auch gerade der Punkt, der vermieden werden sollte,« versetzte der Präsident, nachdem er einen Blick auf die Versammlung geworfen. »Und Ihnen, tapferer Don, dürfte es nur gestattet sein, in einem ganz verzweifelten Falle von Ihrer Waffe Gebrauch zu machen. Und eben diese Waffe hat der Bund zum Dolche Rubens wohlweislich erwählt, es ist nämlich die Wehr des großen Meisters selbst, welche wir Ihnen hiermit zu Ihrer ausgezeichneten That allerfeierlichst übergeben.« Bei diesen Worten nahm er den Dolch, der vor ihm lag, in die Höhe, küßte die Klinge und gab sie seinem Nachbar zur Linken, wobei er die Worte murmelte: »Möge nie ungerecht vergossenes Blut an dir kleben!«

Und die gleichen Worte murmelten alle Gesellen, bei denen die rostige Waffe die Runde machte, und als sie zuletzt in die Hände des Spaniers kam, setzte dieser hinzu: »Sieg oder Untergang!«

»Ja, Untergang der Lügenbrut!« rief enthusiastisch der Kupferstecher Wurzel, »der Wahlspruch unseres tugendhaften Bundes. – Nun, füllt eure Gläser frisch bis zum Rande, trinkt aus und stimmt an das erhabene Lied, einfach in Melodie und Worten für den Uneingeweihten, aber unerschöpflich tief für den, der mit den Augen der Sonne sieht, mit den Ohren des Windes hört;

»Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie!«

Und:

»Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie'!«

jauchzten sämtliche Mitglieder des edlen Bundes in unerhörtem Jubel nach.

»Morgen wollen wir Haber dreschen,
Soll der Schimmel Spreuer fressen.
Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie'!«

Nach Absingung dieses tief gedachten Liedes schien für eine Zeit lang die feierliche Haltung, deren sich alle Mitglieder bis jetzt befließigt, etwas aus einander zu fließen. Auge und Ohr war nicht mehr wie bisher auf den Präsidenten gerichtet, jeder Einzelne beschäftigte sich mit seinem Nachbar oder mit der Punschbowle, aus der Windspiel nicht fleißig genug einschenken konnte. Hier vernahm man schallendes Gelächter, dort das Zusammenklingen der Gläser, dazwischen zuweilen die Worte: »Tod den Breibergs!« oder: »Untergang der Lügenbrut!« Ein paar, die sich am ingrimmigsten zeigten, machten gegenseitig den Versuch, sich, wie später jene Verräther, zu knebeln, was aber nicht recht gelingen wollte und damit endete, daß Beide unter den Tisch fielen, wie es schien, freiwillig, denn sie machten keine sonderlichen Versuche, von selbst aufzustehen, sondern mußten mit vieler Mühe von den Nebensitzenden wieder hergeholt werden.

Don Larioz brütete stumm über seinem Glase und verband seine Gedanken mit dem wilden Lärmen rings umher. Das Gläserklingen, das wilde Toben heimelte ihn ordentlich an; ihm war es wie vor einer Schlacht, wo er fernab vor einem Zelte saß, wo die Lichter des Lagers wie in trübem Nebel zu ihm herüber schimmerten, wo der Gesang der kraftvollen Krieger nur gedämpft an sein Ohr schlug. Er lebte in seinen Träumen rasch die Nacht hindurch; es tagte, die Knappen kamen, ihn zu rüsten; er setzte den Helm auf, nahm Schild und Lanze und gedachte beim aufsteigenden Licht der Sonne an die Dame, die er liebte.

Horch, ein Trompetenstoß!

Nein, es war kein Trompetenstoß; es war die Stimme des ehrbedürftigen Meisters, der laut und kraftvoll *Silentium!* in das wilde Getreibe rief. Und darauf legte sich dasselbe, alle die erwartungsvollen Gesichter, die glänzenden Augen, die lachenden Lippen wandten sich dem Vorsitzenden zu, der mit gewaltiger Faust auf den Tisch schlug und sprach: »Laßt genug sein des grausamen Spieles. Endet dieses lyrische Intermezzo; die Stunde der Rache naht.«

Und als das die Gesellen hörten, verstummten sie plötzlich, und man sah es ihnen an, wie sehr sie sich auf den bevorstehenden Augenblick freuten. Einer klopfte dem Anderen lächelnd auf die Schultern; noch einmal mußte Windspiel die Gläser füllen, noch einmal zählte der Vorsitzende: »Eins, Zwei, Drei!« und darauf gossen Alle den Rest des Punsches in ihre Kehlen hinab.

»So hört mich denn noch einmal,« sprach der Meister, der seinen Sitz verlassen hatte und in den Kreis der Mitglieder trat, die sich erwartungsvoll um ihn scharten. »Jeder von euch kennt seine Stellung, kennt seine Pflicht. Bruder Jakob, du ziehst voran, um uns die Thür jener Mörderhöhle zu öffnen. Und der tapfere Freund Don Larioz von la Mancha und das getreue Windspiel begeben sich in den ihnen wohlbekanntem Raum zwischen beiden Häusern, dieses Mal mit Genehmigung unseres Kneipenwirthes, der ebenfalls entzückt ist, seine schändlichen Nachbarn in ihrem unheilvollen Treiben gestört zu sehen. Sie werden dort eine Leiter finden, welche sie an das Fenster des Ateliers lehnen, und dort den Augenblick erwarten, wo wir durch ein Zeichen die Nachricht geben, daß wir die Gebrüder Breiberg unschädlich gemacht. – Es wäre Sünde, unseren edeln spanischen Freund zu fragen, ob er auf seinem Vorhaben besteht. Ich will nur hinzufügen, er möge in jeder Hinsicht vertrauen der theuren Waffe, die wir ihm übergeben; sie wird ihn führen und leiten und ihm sogar beistehen bei Anfechtungen höllischer geheimnißvoller Schaaren, denen er bei seinem Unternehmen ausgesetzt sein könnte. – Auf denn, meine Freunde – ans Werk!«

»Auf denn, ans Werk!« sprach jeder Einzelne, und Alle verließen in feierlichem Schritte das Gemach, nachdem Jeder vorher noch einen Handschlag mit Don Larioz gewechselt.

Dieser blieb mit dem Kellner allein zurück und steckte den Dolch des großen Meisters Rubens mit unbeschreiblichen Gefühlen in seinen Busen. Windspiel stand wenige Schritte von ihm und hatte die Hände gefaltet, und der Blick, mit welchem er den Abziehenden nachschaute und dann an seinem Freunde emporsah, war nicht ganz so zuversichtlich, als er der Lage der Dinge nach eigentlich hätte sein sollen. Auch erlaubte er sich einen gelinden Seufzer; ja, er kratzte sich etwas Weniges am Kopfe, als er die erhabene Haltung des Spaniers bemerkte und den entschlossenen Schritt, mit dem derselbe das Gemach nach allen Seiten durchmaß.

Jetzt blieb Larioz neben dem kleinen Kellner stehen, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte:

»So ist denn der Augenblick gekommen, nach dem ich mich lange und innig gesehnt. Dem Gelingen wird für mich ein süßer Lohn folgen, für Sie aber, treuer Gefährte, das Bewußtsein, sich einen Freund ewig verpflichtet zu haben. Ehe Sie sich aber zum Kampf und wahrscheinlichen Sieg rüsten, befragen Sie nochmals Ihr Herz, ob es nicht zurückschrickt vor den Gefahren, denen wir allenfalls entgegen gehen können.«

Windspiel sammelte sich einen Augenblick, ehe er zur Antwort gab: »Nein, mein Herz schrickt nicht zurück; wir werden glücklicher sein als die vorhergehenden Male.«

»Das hoffe ich zuversichtlich. Und nun ans Werk!«

Der tapfere Spanier nahm seinen Mantel um, holte aus demselben noch eine kleine Blendlaterne, die er anzündete und in die Tasche steckte; dann setzte er seinen Hut auf.

Ebenso rüstete sich Windspiel und ergriff, als er fertig war, dem Anderen zu folgen, nicht eine Waffe, sondern seine Guitarre mit dem blauen Bande, die er sich um die Schultern hängte.

So zogen Beide dahin, durch die Hausthür hinaus in den kleinen Raum neben an, den sie geöffnet fanden.

SIEBENUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DOLORES!

Es war eine kühle Nacht, denn der Wind hatte sich gelegt, und es war hell und klar geworden; der Mond stand so hoch am Himmel, daß er die eine Seite der Häuserwand beschien und die Schatten der gegenüber liegenden mit ihren unregelmäßigen Linien, Einschnitten und Schornsteinen deutlich darauf abspiegelte.

Don Larioz und sein Begleiter hielten sich dicht an der Mauer des Breiberg'schen Hauses, um von oben nicht gesehen zu werden. Bald stießen sie an die Leiter, von welcher ihnen der Kupferstecher gesagt, die sie nun behutsam aufrichteten und von der sie mit Vergnügen sahen, daß sie bis zu den Fenstern des Ateliers reiche. Unten am Fuße dieser Leiter stellten sich die Beiden auf und versanken in tiefe Betrachtungen.

Es ist eigenthümlich, daß man es liebt, in sehr spannenden Augenblicken mit einem Anderen sich zu unterhalten, es ist das eine Ableitung des allzu vollen Herzens;

deßhalb brach denn auch der edle Spanier nach kurzer Pause sein Stillschweigen und sagte:

»Wenn ich den jetzigen Augenblick mit jenem vor einiger Zeit vergleiche, wo ich ebenfalls nächtlicher Weile hier stand, so muß ich gestehen, daß mich heute ganz andere Gefühle beherrschen als damals. Das Ungewisse, Bedrückende ist aus meiner Seele gewichen; die Stunde des Kampfes, der Gefahr, die nächstens schlagen wird und deren Vorgefühl mein Blut beständig durch die Adern treibt, hat etwas Erhebendes, wenn ich jenes trostlosen Abends gedenke. Glauben Sie mir, junger Freund, ich fühle es, wie innig ich dieses unvergleichliche Mädchen liebe, sie, die ich nur einmal sah, von der mich Hindernisse und Gefahren aller Art trennten, und die nun vielleicht im nächsten Momente liebeglühend an meiner Brust ruhen wird. O, es ist das ein Gefühl, dessen Süßigkeiten Sie noch nicht zu würdigen im Stande sind. Doch hoffentlich kommt die Reihe hierzu auch einstens an Sie, und dann wünsche ich Ihnen vor einem schönen Gelingen die größtmöglichen Schwierigkeiten, denn je gewaltiger das Mühen, desto süßer der Lohn. – Haben Sie etwas gehört?«

»Es ist mir gerade, als hätte man droben ein Fenster geöffnet.«

Nach diesen Worten traten Beide einen Schritt von der Mauer hinweg und blickten in die Höhe. Aber alle Fenster waren und blieben verschlossen, an keinem regte sich etwas; auf den oberen glänzte das Mondlicht, die unteren

lagen in tiefem Schatten, an dessen gezackter Form man jetzt einen kleinen dunkeln Körper vorübergleiten sah.

»Ein Kater,« sagte Windspiel seufzend.

»Das Treiben dieses Thieres,« gab Don Larioz frohsinnig zur Antwort, »hat einige Aehnlichkeit mit dem unsrigen; auch er schleicht mit Gefahr zum Liebchen.«

»Hat aber eigentlich nichts zu befürchten,« sprach nachdenklich der kleine Kellner. »Er wandelt sicherer auf der scharfen Kante des Daches, als wir auf den Sprossen einer Leiter. Auch weiß er, daß er willkommen ist, er braucht keine Gebrüder Breiberg zu scheuen.«

»Vergessen Sie nicht, daß auch die Kater Nebenbuhler besitzen,« versetzte der Spanier. »So ein Thier auf seinen nächtlichen Wegen ist auch nicht immer des Gelingens sicher. Oft auch erscheint ihm das rohe Schicksal in Gestalt eines Besenstiels, der von kräftiger Hand gegen ihn geführt wird. – Warum schaudern Sie zusammen?«

»Es ist frostig hier unten; auch dachte ich, es müßte ein höchst unangenehmes Gefühl sein, so auf der Dachrinne spazieren gehend, unvermuthet mit einem Besenstiel zusammen zu gerathen.«

»Das kann Einem auf den Sprossen einer Leiter auch passiren.«

»Auch daran dachte ich. Sie, Herr Don Larioz, bereiten sich zu einem Geschäfte vor, das viel Aehnlichkeit mit der Ersteigung einer feindlichen Wallmauer hat.«

»Gewiß, wo uns der Sieg winken kann, aber auch der kalte, blutige Tod. Glauben Sie, mein Freund, auch das habe ich überlegt, und um Ihnen zu beweisen, daß ich

nicht leichtsinnig in den Kampf gehe, will ich Ihnen anvertrauen, daß ich meinen letzten Willen selbst aufgeschrieben habe und hier in meiner Brusttasche verwahre.«

»O du mein Gott!« seufzte Windspiel leise vor sich hin.

»Sollte ich im glorreichen Kampfe fallen,« fuhr der edle Spanier träumerisch fort, »so bemächtigen Sie sich dieses Papiers, und Sie werden mich kennen lernen. Alles für Gott, für meine Dame und für meinen Freund!«

Der kleine Kellner faßte in tiefster Rührung mit seinen beiden Händen die Rechte des Anderen und drückte sie innig.

Aber jetzt täuschten sich Beide nicht wieder: sie hörten droben ein Fenster öffnen, und als Don Larioz hastig emporschaute, bemerkte er, daß es dasselbe Fenster war, an welchem damals die kleine weiße Hand des geliebten Mädchens erschienen und wo sich auch jetzt etwas Weißes hin und her bewegte. – »Das ist das Zeichen! Nehmen Sie Ihr Saitenspiel und lassen Sie, um unser Dasein anzuzeigen, ein paar leise Accorde ertönen.«

Und Windspiel hob seine Gitarre vor die Brust, besann sich eine Sekunde und gab dann zart und sinnig die Accorde zum Besten, mit welchen er das wunderbare Lied zu begleiten pflegte:

Dein gedenk' ich, röthet sich der Morgen,
Dein gedenk' ich, sinkt die schwarze Nacht.

»Bst! bst!« hörte man von oben, worauf sich der Spanier so gefühlvoll wie möglich räusperte.

»Bist du es wirklich, Licht meiner Augen, Stern meiner Gedanken?« klang eine zarte Stimme aus dem Fenster; »bist du es wirklich, der da unten wandelnd steht im Schatten und Mondlicht, umfungen von tiefer Stille der Nacht bei tönendem Saitenspiel?«

»Ja ich bin es, Geliebte meines Herzens,« gab Don Larioz entzückt zur Antwort; »ich bin es, der gekommen ist in Wehr und Waffen, um dich zu befreien, dich zu retten. Wirst du mir folgen?«

»O, sprich leise!« klang die Antwort; »meine Peiniger, obgleich sie von deinen tapferen Freunden überwältigt sind, könnten doch vielleicht ihre Bande brechen, und dann wehe mir und dir! Wehe! wehe!«

»Habe Dank, edle Dolores, für deine Warnungen; stumm werde ich das mir vorgesteckte Ziel erreichen. Noch zwei Augenblicke, und – ich liege zu deinen Füßen.«

»A–a–h!« vernahm man die Schöne am Fenster aufseufzen, gewiß vor Entzücken über ihre baldige Rettung, doch war es gerade, als klinge ein Ton des Schmerzes durch dieses lang gezogene »Ah!«

Windspiel wenigstens erfüllte dieser Ton mit einigem Grausen.

Doch es war keine Zeit mehr, um über den Klang irgend eines Tones nachzugrübeln; der Spanier hatte bereits die Leiter bestiegen und eilte, so rasch er konnte, aufwärts, weßhalb ihm Windspiel, der seine Gitarre auf den Rücken geschoben hatte, so schnell wie möglich folgte.

Noch immer fürchtete der edle Spanier allerlei Tücken des Schicksals, wie ihm ja in der letzten Zeit so viele widerfahren waren; vor seinem Gedächtnisse zog jener Abend vorüber, wo er hier auf derselben Stelle wegen Mordbrennerei gefangen genommen und beinahe dem Gerichte überliefert worden wäre; dann trat ihm jener schmutzige Stall vor die Seele, den er sich bemühte, mit aller Kraft seines Geistes trotz alledem für einen geheimen Kerker in dem Hause Numero vier der Entenpforte zu halten. Sollte ihm auch dieses Mal etwas Aehnliches widerfahren? – O, es wäre schrecklich! – Doch nein, waren ihm nicht treue Freunde behülflich? hatte nicht Dolores trostreiche Worte zu ihm gesprochen? lächelte nicht der Mond, der Beschützer der Liebenden, so sanft selig auf ihn herab? – Nein, dieses Mal mußte es gelingen, das große Werk; die unglückliche Jungfrau mußte befreit werden – o, er fühlte die Gewißheit, daß sie schon im nächsten Augenblicke an seinem liebeklopfenden Busen ruhen werde.

Er hatte das Fenster erreicht; es gab dem Drucke seiner Hand nach, und bei den langen Beinen, womit ihn die Natur beschenkt, war es ihm ein Leichtes, den Boden des Zimmers zu erreichen. Doch hielt er hier einen Moment, an das kleine Windspiel denkend, das hinter ihm drein geklettert kam, und reichte diesem die Hand, um ihm ebenfalls herein zu helfen. Der Kellner plumpste etwas schwer von der Fensterbank herab, wobei seine Gitarre einen unheimlich kreischenden Ton von sich gab. Allen

Vorgängen nach, von denen Don Larioz gelesen oder gehört, wie im gleichen Falle edle Jungfrauen gethan, wenn der geliebte Erretter endlich am Fenster oder gar im Zimmer erschienen war, – allen Vorgängen nach mußte Dolores jetzt im Uebermaße des Glückes und der Sehnsucht in Thränen ausbrechen, dann an seine Brust sinken, um gleich darauf wie im plötzlich erwachten Gefühle mädchenhafter Schüchternheit von ihm hinweg zu schnellen und vielleicht auszurufen: »Nein, nein! ich kann dir nicht folgen, ewig Geliebter, die Sitte, der Anstand – o Gott! was soll ich thun?«

Aber der tapfere Spanier wartete auf alles das ein paar Sekunden lang vergebens; sie schnellte weder an ihn hin, noch von ihm zurück; sie weinte nicht, sie sprach nicht; rings umher herrschte eine furchtbare Todtenstille. Ob man nur, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, das Picken des Holzwurmes, auch Todtenuhr genannt, vernahm, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben; genug, es herrschte eine tiefe Stille, welche beängstiqend auf Don Larioz, sehr beängstiqend auf Windspiel wirkte.

»Dolores,« sprach der Erstere mit sanfter Stimme, »ich bin da, dein Retter, Alles ist zur Flucht bereit; laß uns nicht lange zögern.«

Statt aller Antwort vernahm man einen tiefen Seufzer, der aber – von Windspiel ausging, dem es sehr unheimlich zu werden anfang.

»Dolores, sprich!«

Keine Antwort.

»Hier ist nicht Alles, wie es sein sollte,« flüsterte der edle Spanier seinem Begleiter zu. »Wenn mich eine finstere Ahnung nicht betrügt, so –. Doch auf die Gefahr hin, entdeckt zu werden, muß Licht in diesem finsternen Zimmer und in dieser furchtbaren Angelegenheit werden.«

Er zog bei diesen Worten die kleine Blendlaterne hervor, doch war das Licht derselben begreiflicher Weise längst erloschen. O, nur ein Streichhölzchen, nur ein einziges! Beide hätten sehr viel für ein einziges dieser sonst so werthlosen Dinger gegeben; aber sie hatten keines, und es mußte deßhalb ein anderer Entschluß gefaßt werden.

Zum Glück verließ die Kaltblütigkeit, welche Larioz beständig bewahrte, ihn auch in diesem wichtigen Augenblicke nicht; Er reichte dem kleinen Kellner die Blendlaterne und sagte ihm: »Eilen Sie den Weg zurück, den wir gekommen sind, zünden Sie das Licht an, und bringen zum Ueberfluß noch Streichzündhölzchen mit.

»Aber dann sind Sie allein,« erlaubte sich Windspiel kleinlaut zu sagen.

»Allein – mit Gott, meinem Recht und dem Dolche Rubens, was kann mir geschehen?« war die große Antwort, welche der Andere gab.

Windspiel verschwand auf der Leiter, eilte hinab, und da er, unten angekommen, sehr schnell lief, so hörte man die Guitarre auf seinem Rücken seltsam klingen.

Dann war wieder Alles still.

Wer vermag die beängstigenden Gefühle zu beschreiben, welche das tapfere Herz des edlen Don Larioz durchströmten! Er lauschte aufmerksam, ob er nicht einen Seufzer, einen Athemzug vernehme, und während er so lauschte, schritt er, mit den Händen um sich tappend, vorwärts. – Nichts regte sich, er vernahm nur den Ton der eigenen Tritte. Wohin war das unglückliche Mädchen entschwunden? Daß sie vorhin mit ihm am Fenster gesprochen, darüber konnte kein Zweifel walten. –

Larioz stieß an einen Stuhl und fuhr zurück bei dem Geräusch, welches er dadurch verursachte. In der nächsten Sekunde aber schritt er wieder vorwärts, und jetzt griffen seine Hände an die Tapetenwand, welche, wie er sich genau erinnerte, das Atelier der Gebrüder Breiberg in zwei Hälften schied, wo sich in der kleineren das Ruhebett befand, auf dem er die wunderbare Dolores an jenem unvergeßlichen Tage gesehen. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn zu jenem Ruhebette hin; er fühlte sein Herz heftig klopfen und sein Blut wallen vor Kampflust und Aufregung. Behutsam fort tappend hatte er jetzt die Oeffnung erreicht, die in die andere Abtheilung des Zimmers führt. Er that einen halben Schritt hinein; flüsterte noch einmal mit inniger Stimme den geliebten Namen und – blieb dann plötzlich stehen, angefesselt vor Entsetzen.

»Halt, Barbar!« vernahm er eine Stimme, – o Gott! nicht in den süßen Tönen des geliebten Mädchens – eine wilde, unheimlich gellende Stimme. Und dann flammte

mit Einem Male in der Ecke des Gemaches ein scharfes, intensives Licht auf, eine grauenhafte Gruppe hell beleuchtend, bei deren Anblick dem tapfern Manne das Haar schauernd empor stieg und er sich schwach wie ein Kind an der Scheidewand halten mußte. – –

Vor ihm stand der verruchte Breiberg, der heuchlerische Clemens, mit wild verzerrtem Gesichte; seine boshaften Augen leuchteten wie die einer erzürnten Katze; sein zuckender Mund ließ hier und da die Zähne sehen, welche er ein paar Mal schallend zusammen klappte, wie man das wohl bei grausenhaften Automaten erblickt. – In seinem Arm aber hielt er die unglückliche Dolores, deren Haupt hintenüber fiel, deren sonst so schöne, glänzende Augen jetzt furchtbar in die Höhe starrten, deren langes Haar aufgelöst über die weißen Schultern flatterte, deren rechter Arm schlaff herab hing, während sie die linke Hand krampfhaft auf die schöne entblößte Brust gedrückt hatte, aus welcher hervor das – Heft eines Dolches ragte.

Don Larioz fühlte, wie seine Knie unter ihm zusammen brechen wollten; er hielt sich mühsam an der Tapetenwand, die unter dem Griff seiner kräftigen Faust schwankte, er wollte auf das grinsende Ungeheuer losstürzen – er vermochte es nicht; er fühlte seinen ganzen Körper starr und gelähmt bis zu seinen Augen, die er nicht einmal im Stande war, von dem Gräßlichen, das er sah, auch nur eine Sekunde abzuwenden. Nur seine Brust vermochte sich in tiefen Athemzügen zu bewegen und aus seinem halb geöffneten Munde mit heiserem,

pfeifendem Tone die Worte hervorzustoßen: »Ah, Mörder! Mörder! feiger Mörder!«

»Ja, Mörder!« rief ihm der Andere entgegen, »Mörder um deinetwillen! – Glaubst du, Verräther, uns wären deine Schritte unbekannt geblieben? Glaubst du, wir hätten nicht schon lange deine Absichten auf dieses von mir so heiß geliebte Mädchen entdeckt? Ach!« – dieses Ach! stieß er mit einem wilden Schrei heraus – »ich kümmerte mich wenig um das, was du gegen uns beginnen würdest, bis – Hölle und Teufel! – wir aus dem Munde dieses verrätherischen Geschöpfes erfuhren, daß sie dich liebe, ja, liebe wie man nichts sonst auf dieser Welt liebt. – Ja, blick hieher auf diese starren und doch so schönen Züge, auf diesen wunderbaren Körper, auf dieses ganze herrliche Mädchen. Ja, sie liebte dich mit Raserei, sie wollte dein sein, sie wäre es in der nächsten Stunde geworden, wenn nicht mein scharfes Eisen die Bänder der Brücke gelöst hätte, die euch zu einander führen sollte. Jetzt steht ihr verzweifelnd am Abgrunde; sie ist hinein gestürzt, du wirst ihr folgen.«

Erst bei den letzten Worten, die der Verruchte sprach, löste sich das krampfhaftes Erstarren, welches den unglücklichen Spanier befallen. Er riß den Dolch des großen Meisters Rubens aus seinem Busen und wollte, wie der Jäger auf seine Beute, auf den feigen Mörder losstürzen, als das helle Licht ebenso plötzlich, wie es erschienen war, jetzt wieder erlosch und Don Larioz darauf durch die dichte Finsterniß, die ihn abermals umgab, die hohnlachenden Worte vernahm.

»Blöder Thor, du wirst mich nicht erreichen! Da nimm sie hin, die herrliche Dolores, nimm es hin, dein kaltes, starres Liebchen! Hahaha!«

Und hahaha! klang ein höllisches Gelächter rings umher vor den Ohren des unglücklichen Mannes. Aber er hatte keine Zeit, darauf zu horchen; es war ihm, als vernehme er zwischen dem gräßlichen Lachen hindurch einen tiefen ersterbenden Seufzer. Dann fühlte er etwas gegen sich fallen, und als er die Arme danach ausstreckte, erfaßte er mit Schauern den Körper des armen Mädchens. Willenlos sank er auf das Ruhebett nieder, an dem er gerade stand, und zog mit hastigem Griff das Schlachtopfer, welches auf den Boden niedergestürzt war, näher an sich. Sie lag mit dem Kopfe auf dem Ruhebett, er faßte nach ihrer Hand, um sie empor zu ziehen.

Diese kleine Hand war kalt und steif. Schauernd ließ er sie los, und sie rutschte in ihre frühere Lage zurück; er legte seine Hand auf ihre Stirn, diese fühlte sich eisig an und war dabei von entsetzlicher Glätte; er betastete ihr langes, dickes Haar, das allein war weich und beweglich; er wagte es schauernd, ihre Schultern zu berühren und dann mit ängstlicher Hast nach dem Griffe des Dolches zu suchen, den er mit einem Gefühl des Schmerzes aus der Wunde zog; er legte seine Finger auf dieselbe, er fühlte nach quellendem Blute – aber vergebens. Der feige Mörder hatte Dolores in ihr warmes, liebendes Herz getroffen und hatte sie augenblicklich getödtet, es floß kein Blut mehr.

Mit einer erschreckenden Geschwindigkeit war ihr vor Kurzem noch so lebensfrischer Körper jetzt kalt und starr geworden; sogar von den Lippen war alle Wärme verschwunden, sie waren unheimlich kalt anzufühlen. Ja, fast seltsam kalt, und ebenso der ganze Körper so höchst eigenthümlich starr und doch dabei wieder so beweglich, daß den unglücklichen Don Larioz fast ein Entsetzen anwandelte, nicht ein Entsetzen, wie es wohl begreiflicherweise durch die Nähe eines Todten hervorgerufen werden kann, nein, ein Entsetzen, ein Zurückschauern wie vor einem Gespenste, einem Phantom, das uns plötzlich überfällt, vor einer gänzlich unerklärlichen, unheimlichen Entdeckung.

Hastig fühlte der Spanier auf dem Gesichte des Mädchens umher, dessen Kopf er in seinen Schooß genommen. Die Augen standen weit offen, aber er war nicht mehr im Stande, sie zu schließen; er drückte an ihre feinen Lippen – sie waren ohne alle Bewegung; er versuchte ihren Mund zu öffnen – vergebens.

O nur ein einziger Lichtstrahl! dachte er in höchster Bestürzung mit einem bisher nicht gekannten Weh im Herzen. Abermals hob er ihren Arm und ihre Hand empor; er versuchte es, den ersten zu biegen, es gelang ihm das nicht nur mit leichter Mühe, sondern der Arm blieb auch in der Biegung stehen. Jetzt fuhr er erschreckt zur Seite; er wollte aufspringen, als im Nebengemache eine tiefe Stimme laut wurde, welche zu ihm sprach:

»Unglücklicher Sterblicher! Vergeblich ist dein Bemühen, das Leben dieses armen Mädchens zurück zu rufen.

Du konntest sie nicht erretten trotz der geweihten Waffe des edlen Meisters Rubens, welche du bei dir trägst und die sonst ein Talisman ist für jegliche Gefahr. Ja, Unglücklicher! du konntest sie nicht erretten, weil du meine Lehren, meine Vorschriften vergessen.«

Larioz war bei dem Klange dieser Stimme zusammengefahren, er biß seine Zähne über einander, er hielt krampfhaft den Dolch des großen Meisters Rubens in der Rechten.

»Und wer bist du?« fragte er hierauf nach einem tiefen Athemzuge mit sanftem Tone, »der du zu mir, dem unglücklichsten der Sterblichen, also sprichst?«

»Ich bin der Geist des großen Zauberers Carabanzeros,« war die Antwort; »ich muß dir unsichtbar bleiben, aber du sollst mich hören.«

»Ich höre dich,« versetzte der Spanier, wobei er die rechte Hand mit dem Dolche langsam erhob und aufmerksam horchend jene Stellung annahm, die man an dem Andalusier sieht, wenn er in Wuth gesetzt, die Navaja zum tödtlichen Wurf bereit hält.

»Erinnere dich,« fuhr die Stimme fort, »daß schon in den ältesten Zeiten die Werke der tapfern Ritter häufig durch Künste böser Geister vereitelt wurden, weßhalb sie auch einen Gegenzauber stets bereit hatten, den sie nicht, wie du, vernachlässigten, wenn sie zur Rettung ihrer Damen auszogen. Du aber hast den Zauberspruch vergessen, der dich allein befähigen konnte, die unglückliche Dolores zu erretten, und den dir, da es zu spät ist, nun die bösen Geister hohnlachend wiederholen werden.«

»Trau, treue Trine, trügerisch trüben Träumen
nicht –«

tönte das Gemurmel vieler Stimmen aus der Dunkelheit
hervor. –

»Treib trotzig triumphirend fort das tolle Traum-
gesicht,
Trockne die Thräne tragischen Trübsals tröpfelnd
auf,
Trink trauten Traubentrunkes Trostes-Tropfen
drauf.«

Doch war es dieser feierlichen Situation nicht ange-
messen, und durchaus nicht im Charakter eines hölli-
schen Rachechors, daß einer der Geister plötzlich ausrief:
»Herrgott! ich bin getroffen! Platz! das ist ernstlich.«

Und es war in der That ziemlich ernstlich, denn der
Spanier hatte beim letzten Worte des Zauberspruches sei-
nen Dolch mit solcher Gewalt in das Nebenzimmer ge-
schleudert, daß derselbe einem der Gesellen draußen ei-
ne tüchtige Fleischwunde am Arme beibrachte und dann
noch mit der Spitze in die Thür hinein fuhr, wo er zit-
ternd stecken blieb.

Larioz hatte aber nicht sobald jenen Ausruf des
Schreckens gehört, als er nun seiner Sache vollständig
gewiß, um sich her tappte, um irgend eine Waffe zu fin-
den, die ihm dazu dienen könnte, einem zweiten Saul
gleich über die Philister herzufallen. Er ergriff auch einen

langen Malerstock und war eben im Begriff, in das Nebengemach zu stürzen, als er vor dem Fenster Licht aufdämmern sah und Windspiel bemerkte, der mit der brennenden Blendlaterne die Leiter emporstieg. Beim Scheine dieses Lichtes, der sich im ganzen Gemache ausbreitete, sah er dort weder den weisen Magier Carabaneros, noch Einen von der höllischen Schaar – das Zimmer war leer, die Thür verschlossen und verschwunden der Dolch Rubens, welcher in derselben gesteckt.

Die Gefühle des Spaniers nach allem, was vorgefallen, sind schwer zu beschreiben. Wenn er sich auch in den Tiefen seines Herzens empört fühlte von dem trügerischen Spiel, welches Freunde mit ihm getrieben, so war es ihm doch anderntheils zu Muth, als sei ein finsterer Bann von ihm gewichen, – ihre, des unbekanntes Mädchens, Gewalt über ihn; ja, er fühlte, daß alle die süßen Regungen, welche ihn bei dem Gedanken an sie begeistert, nun von ihrer Person gelöst erschienen und seinem Herzen zurückgegeben seien, um vielleicht ein anderes, minder zweifelhaftes Wesen zu beglücken.

Und doch blickte er fast schaudernd bei dem Schein des Lichtes, mit dem nun der kleine Kellner erschien, rückwärts, wo es aber auch in der That grausenhaft genug aussah, wie sie mit dem aufwärts gekehrten Gesichte auf dem Ruhebette lag, wie die langen, schwarzen Haare ihr über Schulter und Brust fielen, und wie sie dabei mit starren, glänzenden Augen so unverwandt in die Höhe schaute und mit den kalten und doch so rothen Lippen unaufhörlich lächelte.

Beim Anblick Windspiels zog Don Larioz die Augenbrauen finster zusammen; tiefer Groll, Haß, Zorn regten sich in ihm, wenn er bedachte, daß auch der Kellner, dem er so freundlich sein Inneres erschlossen, fähig gewesen sei, ihn zu verrathen. Doch war die Bestürzung desselben beim Anblick seines Herrn und Meisters so ungekünstelt und der Schrei des Entsetzens, den er ausstieß, als er im Nebenzimmer die vermeintliche Leiche sah, zu wahr, als daß der Spanier hätte länger im Zweifel bleiben können, auch Windspiel habe geholfen, ihn zu mystificiren. Larioz nahm die Blendlaterne in seine Hand, hob sie über seinem Haupte empor und ersuchte den Anderen, näher an das Ruhebett zu treten.

Windspiel gehorchte zitternd, und der Spanier, der ihm zur Seite schritt, betrachtete sorgfältig den Ausdruck seines Gesichtes. Dieser steigerte sich bis zum Entsetzen, als nun der kleine Kellner den leblosen Körper der unglücklichen Dolores vor sich sah, und es dauerte ein paar Sekunden, ehe sein Auge einiges Mißtrauen zeigte beim Anblick des frischen Gesichtes der eben erst Verstorbenen. Dann aber lösten sich seine straff angezogenen Gesichtsmuskeln mit wunderbarer Schnelligkeit, er beugte sich rasch nieder, faßte eine von Dolores kleinen weißen Händen, strich ihr über die Stirn und rief dann laut aus:

»Alle Wetter, das ist ja eine Gliederpuppe!«

Don Larioz schaute bitter lächelnd nieder, als er kopfnickend wiederholte: »Ja, das ist freilich eine!« Dann setzte er finster und fragend hinzu: »Und Sie wußten nichts davon, junger Mensch?«

»Ich? – Gott soll mich bewahren!« rief erschrocken der Andere. »Herr Don Larioz, Sie werden mir so etwas nicht zutrauen! Aber,« fuhr er nach einer Pause mit leiser Stimme fort, »ich bin doch froh, daß es eine Gliederpuppe ist.«

»Ja,« gab der lange Mann zur Antwort, »wenn ich bedenke, daß der Dolch jenes doppelt heuchlerischen Bösewichtes, jenes Breiberg, auch die weiße Brust eines lebenden Wesens nicht verschont haben würde, so will sich mir auch der Gedanke aufdrängen, als erscheine es mir angenehmer, mit diesem Wesen hier zu thun zu haben. – Armes Ebenbild eines schönen Mädchens,« sagte er darauf mit betrübter Stimme, »das du hättest lebend sein können, das du, wenn deine körperliche Hülle nicht falsch wäre, gewiß ein edles Herz, eine fühlende Seele in deinem weißen Busen trügest, ich will deiner nicht vergessen. Wenn es auch größtentheils schmerzliche Stunden waren, die ich im Andenken an dich verlebte, so gab es doch auch Augenblicke, wo in der Erinnerung an dich eine nie gekannte Seligkeit mein Herz durchströmte.«

Bei diesen Worten hatte er sich mit einem Knie auf das Ruhebett niedergelassen, und eine ihrer feinen Hände ergriffen. »Lebe wohl, Dolores! ich will an dich denken wie an eine theure Verstorbene, und will jene feige Rotte, die es gewagt, mir, einem spanischen Edelmann, diese Schmach anzuthun, wie deine Mörder halten und verfolgen. Bei San Jago! das will ich. Und wenn ich Einen derselben niederwerfe, so soll er mir, ehe seine schwarze Seele zur Hölle fährt, feierlich eingestehen, daß er dich,

Dolores, dennoch für das schönste Weib dieser Erde halte. Du ohne Herz bist immer noch ein gefühlvolles Wesen gegen jene herzlosen Burschen – Friede sei mit dir!«

»Amen!« sprach Windspiel mit wehmüthigem Tone, und da er sah, wie der tapfere Spanier die schöne Puppe sanft an den Schultern faßte, um sie auf das Ruhebett zu legen, so hob er die Füße derselben nach und kreuzte ihr die Arme auf der Brust.

Don Larioz nahm darauf ein großes Stück rothen Damast's, welches auf einem Stuhle hing, deckte es über den Körper, der nun, also verhüllt mit der kennbaren menschlichen Form, ungleich schauerlicher aussah. Hierauf zog er sein Taschenmesser hervor, ging in das Nebengemach und schnitt dort aus der Zimmerthür drei Späne, welche er sorgfältig auf den Damast legte, womit der Körper verhüllt war. Dann verließ er mit dem kleinen Kellner das Zimmer, warf aber an der Thür noch einen Blick rückwärts und sprach:

»Jetzt wüßte ich mir nichts Grauenhafteres zu denken, als wenn die leblose Puppe unter ihrer Hülle auf einmal zu zucken anfinge und sich langsam aufrichtete.«

Bei dieser Bemerkung schauderte Windspiel sichtbar zusammen, und ohne daran zu denken, dem Anderen den Vortritt zu lassen, kletterte er mit komischer Behendigkeit über die Fensterbrüstung auf die erste Sprosse der Leiter, während er sagte:

»Ach, Herr Don Larioz, lassen Sie um des Himmels willen Ihre grausamen Reden! So etwas bewegt und plagt

mich entsetzlich! Obgleich ich weiß, daß es nur eine Puppe ist, so bliebe ich doch um nichts in der Welt in dieser Stube allein; ja, ich werde in meiner Kammer kein Auge zuthun können, sondern immer hinabblicken nach dem Fenster in der grauseligen Erwartung, die da lasse sich mit ihrem rothen Tuche sehen und winke mir drohend hinauf. O, mein Gott! ich will nie mehr auf Abenteuer ausgehen.«

Er rutschte förmlich die Leiter hinab und war schon lange unten, ehe ihm Don Larioz folgte. Es war spät geworden und rings umher Alles still. Die Beiden verließen den jetzt ganz dunklen Raum zwischen den Häusern, und als Windspiel an der Thür des Reibsteins seinen Hut abzog, um ehrerbietig eine gute Nacht zu wünschen, blieb der Spanier noch einen Augenblick vor ihm stehen, schlug die Arme über einander und sagte:

»Wissen Sie auch wohl, lieber Freund, daß an dem heutigen Abend doch irgend etwas fast auf den Tod verwundet worden ist?«

»Nein, das weiß ich nicht!« rief erschrocken der kleine Kellner. »Um Gottes willen! wer war es, der einen Todesstoß erhalten?«

»Mein Glaube an die Menschheit,« entgegnete ernst Don Larioz. »Sie ist es im Allgemeinen nicht werth, daß man für sie kämpft und duldet. Ich fange an zu glauben, daß die Drachen der Heuchelei, der Lüge, des Hasses, der Verleumdung in unserem Zeitalter ein nothwendiges Uebel sind, um die Schlechtgesinnten mit eben den Waffen

zu peinigen, mit denen sie ihre Nebenmenschen verwunden; es will mich fast bedünken, es sei ein undankbares Werk, gegen diese Drachen zu streiten und sie nicht ruhig ihre Opfer wählen zu lassen. Aber was ich nie gedacht, fühle ich jetzt – es muß ein süßes Gefühl sein um befriedigte Rache.«

Damit ging er die dunkle Straße hinab, nicht so aufrechten Hauptes wie gewöhnlich, vielmehr trug er den Körper etwas gebeugt, wie zusammengedrückt von der Last schwerer Gedanken.

ACHTUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. EIN UNTERBROCHENES OPFERFEST.

An jenem Tage, an welchem zugleich mit Baron Fremont und Herrn von Tondern der Rechtsconsulent Doktor Plager das Palais des Grafen Helfenberg verließ, hatte der Advokat mit Hülfe seiner scharfen Ohren wohl die Aeußerung Fremonts vernommen, daß der polnische Graf Czrabowski einer der niederträchtigsten Schufte sei, die ungehenkt umherlaufen. Daß es ihm höchst unangenehm war, solches über einen Mann zu hören, der nächstens mit seiner Familie in enge Verbindung treten sollte, ist leicht begreiflich. Wenn er auch bei sich überlegte, daß der Baron in einem gereizten Zustande war und man daher dessen Worte nicht so genau nehmen dürfe, so wurde doch ein schlummernder Argwohn gegen den Grafen unwillkürlich in seiner Brust geweckt. Und als ein Mann, dessen Geschäft es war, Thatsachen mit Hülfe von

Worten, Blicken, ja, selbst von Winken zu einem erfreulichen oder unerfreulichen Ganzen zusammen zu stellen, konnte er auch in diesem Falle von der eben genannten Gewohnheit nicht lassen und flicke sich aus manchem, was ihm an seinem künftigen Schwager im Laufe der Zeit mißfallen, ein Gewand zusammen, mit dem man wohl Jemand bekleiden konnte, dessen Thun und Treiben zu Aeüßerungen, wie die des Herrn Baron von Fremont, berechtigten. Sein alter Argwohn, der siegreich niederkämpft worden war durch die Reden seiner Frau, der Madame Weibel, nicht zu vergessen des Vertrauens, welches der sonst so vorsichtige Schwager Banquier dem Polen bewies, vor Allem aber durch die Zuversichtlichkeit Clementinens, mit der sie überzeugt war, durch Vereinigng mit diesem edlen Charakter glücklich zu werden, fing jetzt wieder an, hohnlachend sein verzerrtes Haupt zu erheben und ihm zuzuflüstern. Die Sache ist faul, faul, sehr faul!

Auf dem ganzen Wege nach Hause beschäftigten ihn diese Gedanken, und als er die Treppen seiner Wohnung langsam hinaufstieg und, droben angekommen, aus dem Zimmer seiner Frau den Gesang Clementinens vernahm, welcher der Welt verkündigte, daß glücklich allein sei die Seele, die liebt, hätte ein wehmüthiges Gefühl sein Herz beschleichen können, wenn er nicht gleich darauf die harte Stimme der Schwiegermutter vernommen hätte, welche zur fröhlich Singenden sagte:

»Höre auf, Clementine, er kommt; wenn er dich so guter Laune hört, so wird er nothwendig etwas Unangenehmes für dich haben müssen, um den Uebermuth, wie er es nennt, zu dämpfen. Mag der Himmel wissen, warum es diesem Mann unmöglich ist, unserer Familie etwas Gutes zu wünschen.«

Wir setzen den Fall, der Rechtsconsulent hätte wirklich unter dem Einflusse seiner eben erwähnten Gedanken einige Worte über den Grafen Czrabowski fallen lassen, so würde er es sicher in angenehmer, weicher, mitfühlender Art gethan haben, kaum als eine leichte Warnung, eher noch als eine sorgliche Frage, – ob denn Clementine auch in der That hoffe, mit ihrem Erwählten glücklich zu werden? Ja, er war unerklärlicher Weise zur Wehmuth geneigt, die Kammern seines Herzens standen weit offen, harrend eines freundlichen Wortes, das von ihm mit Rath und That vergolten worden wäre. Aber nun bei der scharfen Aeüßerung der geliebten Schwiegermutter, einer Aeüßerung, die für ihn berechnet war und wo, von er keine Sylbe verlor, klappten diese geöffneten Kammern seines Herzens heftig zu, seine Gefühle verwandelten sich in Haß und Groll, er tauchte mit dem Kopfe in die schützende Halsbinde hinab und erschien vor der Familie mit einem majestätischen Stirnrunzeln.

Zu gleicher Zeit trat auch Babette mit einem Briefchen an Fräulein Clementine Weibel, das so eben außen abgegeben, worden war, in das Zimmer. Von wem dieser Brief kam, sah man deutlich an dem Farbenwechsel auf dem Gesichte der jungen Verlobten. Was in demselben stand,

würde unfehlbar für den Herrn des Hauses Geheimniß geblieben sein, wenn er nicht, dies voraus wissend, auf seine Art manövriert hätte, da es ihm begreiflich nicht uninteressant war, zu wissen, was der edle Graf schrieb.

Nachdem er also gefragt, ob vielleicht Jemand da gewesen sei, der ihn zu sprechen verlangt, sagte er zu Clementinen: »Ich komme eigentlich, dir zu sagen, daß ich einen Gang zu Czrabowski thun muß, und wollte mich nur bei dir erkundigen, ob du nicht irgend einen Auftrag an ihn habest.«

Clementine hatte den Brief gelesen, ließ ihn darauf mit der Hand, die ihn hielt, in den Schooß sinken und blickte nachsinnend zum Fenster hinaus. Sie hatte wohl die Frage ihres Schwagers verstanden, aber es dauerte eine kleine Weile, ehe sie eine Antwort gab, und auch dann nur indirekt, denn sie wandte sich an ihre Mutter und sagte ihr: »Stanislaus schreibt mir so eben, daß er auf zwei Tage verreist.«

Madame Weibel blickte erstaunt in die Höhe; da sie aber bemerkte, daß ihr Schwiegersohn ebenfalls ein verändertes Gesicht zeigte, so änderte sie augenblicklich den Ausdruck des ihrigen und sprach lächelnd: »Er wird seine Gründe haben; laß' mich doch sehen, was er schreibt.«

»Da, meine Mama,« versetzte das junge Mädchen und reichte den Brief hinüber.

Madame Weibel durchlas denselben, auf ihrem Gesichte zeigte sich ein freundliches Schmunzeln, und sie sagte mit Salbung, nicht ohne einen Seitenblick auf den

Rechtsconsulenten zu werfen: »Ein nobler Mann, ein gefühlvoller Mann; es muß ihm gut gehen auf Erden, denn er achtet und verehrt die Mitglieder seiner Familie.«

»Herr Graf Czrabowski ist also verreist?« erlaubte sich der Hausherr zu fragen. »So nützt es demnach nichts, wenn ich gehe, ihn aufzusuchen.«

»Es wäre in der That überflüssig,« erwiderte Madame Weibel mit erhobener Nase. »Du lieber Gott, mein Herr Schwiegersohn, Sie hätten früher so häufig Gelegenheit gehabt, Ihre Besuche zu machen, und dachten nicht daran. Der gute Graf wird sich schon daran gewöhnt haben, von Ihnen als Bagatelle behandelt zu werden, oder wird das, was noch wahrscheinlicher ist, nicht einmal bemerken.«

»Auf Ihre freundliche Rede,« sprach lächelnd der Rechtsconsulent, »werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß ich den sehr edlen Grafen von Czrabowski nie *en bagatelle* behandelt; ich habe nicht mein Mißtrauen verhehlt, so lange ich solches für gerechtfertigt hielt, und bin ihm freundlich entgegen gekommen, sobald sich – die Familie für ihn entschieden.«

»Die Familie,« wiederholte achselzuckend Clementine.

»Ich habe nicht gesagt, *die* Familie,« gab der Hausherr zur Antwort, »sondern ich sagte die *Familie*. Aber laßt uns nicht über Worte streiten. Also ich kann meinen Besuch beim künftigen Herrn Schwager sparen?«

»Vollkommen,« meinte würdevoll die Schwiegermutter. »Die Familie erläßt Ihnen das; und Graf Stanislaus

wird auch nicht untröstlich darüber sein, daß wir Sie zurückgehalten. Er ist doch ein feiner, gebildeter Mann, Czrabowski, voll Aufmerksamkeiten gegen uns alle; wenn du auch nicht Frau Gräfin würdest, Clementine, so müßtest doch du und wir alle durch diese Verbindung glücklich werden und den Glanz empfangen, welcher der Familie Weibel eigentlich zukommt.«

Jetzt hielt es der Rechtsconsulent für angemessen, an seinen Rückzug zu denken, weshalb er sich in sein Zimmer begab, worauf alsbald die Damen den Brief des edlen Grafen einer ziemlich genauen Besprechung unterwarfen.

Stanislaus schrieb an Clementine:

»Geliebtes Mädchen! Mein Onkel, Graf Wladimir Czrabowski, will uns bei unserer Vermählung durch seine Gegenwart erfreuen. Er reist zu diesem Zwecke den weiten Weg von Warschau hieher, weshalb ich nicht weniger thun kann, als ihm eine Tagreise entgegen zu fahren.

»Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, von der ich dich hätte mündlich in Kenntniß setzen sollen; aber ich fürchtete deine süßen Augen, deine verlockenden Worte.

»Verzeihe mir, Geliebte; nebenbei habe ich noch immer etwas überflüssige Romantik an mir, und habe es mir so reizend ausgemalt, dich ein paar Tage nicht zu sehen, um dann mit einem Male zu jener seligsten Stunde meines Lebens vor dir zu erscheinen und mein Glück in Empfang zu nehmen.

»Fünf Schläge der Uhr darfst du an jenem Morgen zählen, beim sechsten wird an deine Brust sinken

Dein *Stanislaus*.«

Madame Weibel fand diese kleine Trennung von ein paar Tagen reizend, Clementine versicherte, sie wisse nichts Poetischeres, als daß er mit dem sechsten Schläge der Uhr an ihr Herz sinken werde. Die Rechtsconsulentin allein schien mit ihrer hausbackenen Natur nicht vollkommen befähigt zu sein, die ganze ungeheure Romantik in dem Schreiben des sehr edlen Grafen von Czrabowski zu erfassen; ja, sie erhob sich gedankenvoll von ihrem Stuhle, ging in das Zimmer ihres Mannes, that, als wenn sie dort etwas zu suchen hätte, und fragte nur so nebenbei und in gleichgültigem Tone: »Wenn er verreist ist, gehst du wohl nicht in seine Wohnung?«

Doktor Plager rieb sich ein paar Sekunden lang die Stirn mit der Hand und versetzte alsdann: »Ich werde doch vielleicht nach seiner Wohnung gehen, um zu erfahren, wann er abgereist ist. Es könnte ja sein,« setzte er mit Betonung hinzu, »daß er irgend einen Auftrag an uns zurückgelassen hätte.«

Die Rechtsconsulentin blickte ihren Mann an, doch war auf dessen Gesichte nicht sonderlich viel zu lesen, er hatte den Mund gespitzt, als pfeife er irgend eine Melodie, und ließ dabei die Augenlider niederfallen, wie wenn er seine Gedanken von den Eindrücken der Umgebung frei erhalten wollte.

»Dieser Graf von Czrabowski,« sagte er, als er seinen Hut nahm, um wegzugehen, »ist, wie mich deine Mutter unzählige Male versichert hat, einer der ehrenhaftesten Charaktere, die in der Welt zu finden sind, und wenn

er etwas thut, was wir anderen, minder hoch begabten Menschen augenblicklich nicht zu deuten verstehen, so hat er gewiß seine guten Gründe dafür, die wir auf alle Fälle achten müssen.«

»Das ist recht gut gesagt,« meinte etwas pikirt Madame Plager; »aber du denkst anders, das sehe ich dir an.«

»Und wenn dem so wäre?« versetzte der Rechtsconsulent. »Bin ich nicht leider seit langer Zeit in diesem Hause gezwungen, meine Gedanken zu verheimlichen, als ob jeder derselben ein Verbrechen wäre? Diesen Kriegszustand verdanke ich deiner Mutter.«

Madame Plager seufzte gelinde auf, und ob es nun nur die Neugierde war, die Gedanken ihres Marmes in Bezug auf ihren künftigen Schwager zu erfahren, oder ob wirklich die vernünftige Idee bei ihr zum Durchbruch kam, ihre Mutter dominire etwas zu viel und mische sich in Angelegenheiten, die sie eigentlich nichts angehen – genug, die Rechtsconsulentin fuhr mit sanfter Stimme fort: »Du hast darin nicht unrecht, aber ich, als deine Frau, könnte doch eigentlich verlangen, deine wahren Gedanken in wichtigen Dingen zu erfahren.«

»Du, als meine Frau?« rief fast erstaunt der Hausherr. »Allerdings, wenn du das sein wolltest, hättest du nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, nach meinen innersten Gedanken und geheimsten Wünschen zu forschen. Aber, liebe Emilie, bis jetzt hast du noch keine Neigung gezeigt, dich auf jene Stufe zu erheben, die du eigentlich im Hause einnehmen solltest; du warst bisher nicht die Gebieterin desselben, du stelltest weniger die

Frau deines Mannes vor, als die Tochter deiner Mutter; du gabst die Herrschaft aus deinen Händen, du ließest dieselbe listiger Weise mir entwinden, um deiner geliebten Mutter ein schweres Scepter in die harte Faust zu drücken, mit welchem sie sich das kindliche Vergnügen macht, Jedem von uns auf den Kopf zu schlagen, der sich erlaubt, die Nase etwas selbstständig zu erheben. O, das ist unerträglich, Emilie, und führt zu bösen Händeln.«

Obgleich Madame Plager eifrig an ihrer Schublade zu kramen schien, hatte sie doch aufmerksam den Reden ihres Mannes gelauscht; man bemerkte das an ihrem freilich kaum sichtbaren Kopfnicken, sowie an einem bestimmenden Blicke, den sie zuweilen seitwärts empor sandte; ja, sie entfernte sich jetzt von ihrer Commode, nicht um das Zimmer zu verlassen, vielmehr um die Thür desselben in Betracht der Nachbarschaft zu schließen.

»Es ist wahr, viel könnte anders sein,« sagte sie alsdann.

»O, viel, sehr viel, außerordentlich viel!« gab der Hausherr in stiller Freude zur Antwort. »Bei uns allen könnte Manches anders sein; nicht nur bei dir, sondern auch bei mir, – gewiß, bei mir nicht minder. Die Aufgeregtheit, mit welcher ich manche Sachen zu beurtheilen pflege, würde weniger hervortreten und sich nicht so scharf äußern, wenn ich nicht zum Voraus wüßte, daß in euren Augen das Unrecht stets auf meiner Seite ist und daß alles, was ich rechtmäßiger Weise auszusetzen habe, von euch aus Grundsatz nicht anerkannt wird. – Du hast gute Eigenschaften, liebe Emilie,« setzte er mit weicher Stimme

hinzu, »vortreffliche Eigenschaften; aber statt auf meine wohlgemeinten Rathschläge und Ermahnungen zu hören, lässest du dir von deiner Mutter in den Kopf setzen, du seiest, wie alle Mitglieder deiner Familie, von einer rührenden Vollkommenheit, und alles, was ich mir erlaube dir zu sagen, geschehe nicht in der Absicht, Dies oder Das in unserm Haushalte zu bessern, sondern nur, um dir das Leben durch Vorwürfe und Plackereien unerträglich zu machen. Wir haben alle unsere Schwächen, meine liebe Emilie, aber ich kann dich versichern, daß ich es in jeder Beziehung mit dir und den Kindern redlich und gut meine.«

»Ach, wenn ich das gewiß wüßte! wenn ich daran glauben könnte!« sprach Madame Plager mit leiser Stimme, wobei sie ihrem Manne die rechte Hand ließ, die dieser ergriffen hatte und freundlich zwischen seinen Fingern drückte.

»Den Glauben hattest du, aber du hast ihn gewaltsam unterdrückt,« erwiderte der Rechtsconsulent. »Warum solltest du auch den Glauben nicht haben, da du aus meinen Handlungen sehen mußt, wie gut ich es mit dir und den Kindern meine? Aber dein Vertrauen zu mir stand auf schwachen Füßen, es war untergraben worden durch die freundschaftlichen Worte deiner lieben Mutter, welche dir einredete, du habest in allen Dingen Recht, und daher kamst du auch nicht zu einer Erkenntniß deiner Fehler. Es sind überhaupt zu wenige Menschen dazu geneigt, ihre Mängel einzusehen, und wenn man sie noch darin bestärkt, sie hätten wirklich keine, so nehmen sie

das aufs bereitwilligste auf, und wo die Selbsterkenntniß fehlt, da ist auch eine Aenderung ganz unmöglich.« –

»Emilie!« hörte man aus dem Nebenzimmer die laute Stimme der Madame Weibel, und die gehorsame Tochter wollte augenblicklich von ihrem Manne fortspringen, zu welchem Ende sie die hervorgesuchten Chemisetten, Aermel und dergleichen so schnell und unordentlich wie möglich in die Schublade hineinstopfte. Der Rechtsconsulent aber hielt sie sanft zurück, indem er sagte:

»Beginne jetzt, das deinem Manne zu sein, was du ihm sein sollst; räume deine Sachen gehörig auf; ich will deiner Mutter sagen, wo du bist.« Damit öffnete er die Thür, und da der Ruf der Madame Weibel zum zweiten und dritten Male immer schriller erscholl, rief er durch den Salon hinüber: »Emilie ist bei mir, ihrem Manne, sie hat etwas hier zu thun und wird zu Ihnen kommen, sobald sie fertig ist.«

»Sie ist bei ihm!« vernahm man die Stimme der Schwiegermutter mit einem eigenthümlichen Lachen. »O Gott! Clementine, hörst du es? sie ist bei ihm – das glückliche Weib! Hahaha! das ist wirklich ungeheuer komisch.«

»Ja, bei mir,« antwortete der Hausherr mit lauter Stimme. Und es wäre wahrscheinlich wieder eines der gewöhnlichen Wortgeplänkel entstanden, wenn Madame Plager ihren Mann nicht sanft zurückgezogen, alsdann die Thür geschlossen und mit weicher Stimme gesagt hätte:

»Ja, ich bin bei dir, und bleibe auch da, so lange du es wünschest. Deßhalb laß das Andere gut sein, ich versichere dich, daß ich unendlich froh wäre, wenn die Streitigkeiten einmal aufhören wollten.«

»Für dieses Wort danke ich dir!« versetzte der Rechtsconsulent mit wirklicher Rührung. – Es war das seit Jahren nicht mehr vorgekommen, daß seine Frau der Mutter gegenüber auf seine Seite trat; er fühlte, wie die Erbitterung, die sein Herz umlagerte, so oft er sich dem Hause näherte, plötzlich anfhautete, und wenn er den in der That jetzt guten Blick seiner Frau betrachtete, so war es ihm, als verheiße derselbe noch eine Reihe von schönen und glücklichen Tagen.

»O, wenn es möglich wäre,« sagte er, »daß diese Streitigkeiten in unserem Hause wirklich ihr Ende erreichten! Und warum soll ich nicht darauf hoffen, da du so freundliche Gesinnungen zeigst, und da ja vielleicht deine Mutter, der ich übrigens alles Gute wünsche, geneigt ist, unser Haus mit dem der künftigen Gräfin Czrabowski zu vertauschen?«

»Dazu gebe der Himmel seinen Segen!« erwiderte die Frau mit einem leichten Seufzer. »Verlaß dich darauf, ich will das Meinige thun, damit ich wieder Ruhe und Frieden bekomme. Was das Andere anbelangt, so thu mir den Gefallen, und geh in seine Wohnung; ich weiß nicht, ich habe so meine eigenen Ahnungen, und es ist mir immer, als sollte aus der Heirath doch nichts werden.«

»Das wäre entsetzlich!« meinte der Rechtsconsulent, dem bei dieser Vermuthung seiner Frau das glänzende

Luftschloß zusammensank, das er sich bei dem Gedanken an die Entfernung seiner Schwiegermutter aufgebaut.

»Das wäre entsetzlich!« wiederholte er mit um so schmerzlicheren Empfindungen, da er, den künftigen Schwager betreffend, Aehnliches schon gedacht hatte und da ihm jetzt wieder die Aeußerung Baron Fremonts einfiel. »Aber sage mir um Gottes willen,« fuhr er nach einer Pause fort, »wenn dir der Charakter des Herrn Grafen nicht ganz richtig vorkam, warum hast du denn früher deiner Mutter oder Clementinen gegenüber nie etwas darüber fallen lassen? Da wäre vor einiger Zeit noch Manches gut zu machen gewesen, während man jetzt der Sache ihren Lauf lassen muß.«

»Das ist ein Punkt,« entgegnete Madame Plager, »über welchen es unmöglich ist, mit einer der Beiden unumwunden zu sprechen. Clementine verlangt zu sehr darnach, selbstständig zu werden, wie sie es nennt, als daß es möglich wäre, Vernunftgründe bei ihr geltend zu machen, und was die Mutter anbelangt, so weißt du, wie süß ihr der Gedanke ist, durch die Verbindung mit einem vornehmen Herrn den Glanz des Familiennamens zu erhöhen.«

»Wäre denn Clementine nicht auch durch den guten Schilder selbstständig geworden, ja, selbstständiger, als sie es dort vielleicht wird? Schilder hätte sich ein Vergnügen, eine Ehre daraus gemacht, in unsere Familie aufgenommen zu werden, während der Herr Graf der Ansicht sein wird, und in gewisser Beziehung vielleicht nicht mit

Unrecht, er hebe Clementinen zu sich empor. – Ich fürchte, ich fürchte, Emilie, da sind noch andere Gründe, welche Clementine neben ihrer ungeheuren Liebe Alles daran setzen lassen, daß jene Heirath zu Stande kommt.«

Madame Plager schlug eine Sekunde die Augen nieder, sie zuckte leicht mit den Achseln, ehe sie erwiderte: »Geh in seine Wohnung, thu mir die Liebe und erkundige dich so genau wie möglich nach ihm.«

»Dir zu Liebe auf alle Fälle, meine gute Emilie,« versetzte der Hausherr freudig bewegt, indem er einen Arm um seine Frau legte und sie freundlich an sich zog. »O du mein Gott!« fuhr er herzlich fort, »an ein angenehmes Wort von dir, welches ich so lange entbehrt, würde ich ja Alles thun. Ach, das wäre erschrecklich, wenn diese Heirath nicht zu Stande käme!«

Nach diesen Worten nahm er seinen Hut, um sich nach der Wohnung des Herrn Grafen Czrabowski zu begeben. Als er durch den Salon schritt, hörte er die Schwiegermutter im Nebenzimmer sagen: »Herzlos wie immer und fortwährend gegen unsere Familie intriguirend.«

Worauf Clementine versetzte: »Ja, Mama, herzlos und voller Intriguen.«

Der Rechtsconsulent ging in der That zur Wohnung seines zukünftigen Schwagers; er fand die Thür derselben offen stehen und eine alte Frau im Begriff, das bescheidene Zimmer mit dem Besen zu reinigen. Auf seine Frage nach dem Bewohner gab sie zur Antwort, sie wisse es

nicht anders, als daß der Herr Graf auf ein paar Tage verreist sei. Der Doktor begab sich hierauf zu seinem Schwager, dem Banquier Springer, der nicht viel wußte, aber, als vorsichtiger Geschäftsmann schon eher zum Argwohn geneigt, ein verlängertes Gesicht zeigte, als ihm der Advokat von der plötzlichen Abreise sprach und dabei einige düstere Vermuthungen nicht unterdrücken konnte.

»Das wäre der Teufel!« sagte der Mann des Geldes, indem er in seinem geheimen Buche das Conto Czrabowski's aufschlug, dessen Soll ein sehr starkes Uebergewicht zeigte.

»Was ist da zu machen?«

»Vorderhand ruhig abwarten,« erwiderte der Advokat, »was uns der übernächste Tag bringen wird, jetzt schon Schritte zu thun, die Aufsehen erregen könnten, das würde die Sache noch schlimmer machen.«

»Aber Alles ist zur Hochzeit vorbereitet; deine Einladung zum Dejeuner nach der Trauung schon gemacht.«

»Auf Verlangen der Schwiegermutter; ich habe daran nichts ändern könne.«

»Der Teufel, das gäbe einen unangenehmen Scandal!« bemerkte der Banquier auf und ab gehend. »Man sollte wahrhaftig gegen Clementine ein Wort fallen lassen.«

»Wenn du das wagen willst, thu es, ich habe zu neuen Scenen keine Lust.«

»Ich will mit meiner Frau darüber sprechen.«

»Und ich mit der meinigen. – Auf Wiedersehen!«

Beide thaten also, und sowohl die Frau Doktor Plager als auch Madame Springer hielten es für das Beste, gegen

ihre Mutter und Clementine so zart wie möglich dieser delikaten Angelegenheit zu erwähnen.

Madame Weibel aber erhob ihre Nase darauf äußerst drohend und sah in den Worten ihrer beiden Töchter nichts als das ruchlose, intrigante Treiben ihres Schwiegersohnes, des Rechtsconsulenten Doktor Plager, wogegen Clementine einige Krämpfe affektirte und die Erklärung abgab, ihr etwas Derartiges zu wiederholen, sei gerade so gut, als ihr ein Messer in die Brust zu stoßen.

Dabei blieb es denn auch; doch lagerte über den Häusern Springer und Plager etwas wie eine schwere Gewitterwolke; der Rechtsconsulent glaubte ferne Blitze zu sehen, und daß ein dumpfer Donner nicht mangelte, dafür sorgte die Schwiegermutter.

So kam denn der Morgen heran, an dem der edle Graf von Czrabowski beim sechsten Schlage an das Herz seiner Auserwählten sinken wollte, um sie darauf zur Trauung zu führen. Vergeblich hatte sich selbst Madame Plager bemüht, die Einladungen zum Kirchgange und zum darauf folgenden Dejeuner auf die vertrautesten Freunde des Hauses zu beschränken. – Madame Weibel hatte dagegen protestirt. »Wir brauchen uns nicht zu schämen,« hatte sie gesagt, »nicht diese glänzende Verbindung meiner Tochter zu verbergen und unser Licht unter den Scheffel zu stellen; die Familie Weibel hat ein Recht, sich sehen zu lassen, und wird dieses Recht und den Glanz ihres Namens zu wahren wissen, wenn auch intrigante Persönlichkeiten sich bemühen, diesen wohlverdienten Glanz zu verdunkeln.«

Und so erschien denn Madame Weibel geschmückt, wie man sie seit Jahren nicht mehr gesehen. Ein Kleid von schwerer brauner Seide umfloß ihre majestätische Gestalt, sie hatte eine Uhr mit Kette angelegt, verschiedene Armspangen aus den dunkeln Gefängnissen ihres Etuis befreit, worin dieselben lange geschmachtet, und das Bild des seligen Weibel trug sie in ziemlicher Größe als Broche gefaßt vor dem Busen. Eine etwas kleine Haube, aber mit kolossalen farbigen Bändern saß wie hingeweht auf ihrem Hinterkopfe.

Daß sich Clementine in weißem, fleckenlosem Atlaß befand, verstand sich von selbst; auf dem Kopfe trug sie einen reichen Spitzenschleier, der durch den jungfräulichen Myrtenkranz zusammengehalten war. Aber sie sah sehr bleich aus, die arme Clementine, äußerst bleich; ihre Lippen zuckten zuweilen so ängstlich und auffallend, und wenn an diesem Morgen die Uhr schlug, so fuhr sie erschreckt zusammen. Die Eingeladenen kamen pünktlich gegen neun Uhr, Verwandte, gute Bekannte und Freunde des Hauses. Da war schon früher erschienen die blasse Kaufmanns-Wittwe von gegenüber; sie hatte als Frau, welche den schönsten Theil dieses armen Erdenlebens schon praktisch durchgemacht, in das Ankleidezimmer kommen dürfen und dort der Braut flüsternd einige vortreffliche Rathschläge ertheilt. Da betrat die dürre Justizräthin mit feierlichem Gesichte und einem steifen Knix den Salon; sie war heute nicht so ganz anzusehen wie das Sinnbild der Gerechtigkeit; um ihren Mund erblickte man einige freundliche Falten, und nur zuweilen

schoß ein scharfer Blitz aus ihren Augen; sie sah etwas leidend aus, denn sie hatte zu Hause eine kleine Scene gehabt mit ihren drei sehr heirathsfähigen Töchtern, welche sie mit einigen schrecklichen Warums gequält hatten. Warum bekommt die Clementine Weibel so bald einen Mann? Warum sogar einen Grafen? Warum ist noch Keine von uns verheirathet? Warum haben wir noch nicht einmal hoffnungsvolle Verhältnisse? Der Sprößling des Justizrathes, ein zarter Gymnasiast, hatte die Schwestern zu trösten gesucht, indem er sehr unpassend recitirte:

»Fragt die Luft, warum sie säuselt.«

Ferner erschien auch die Regierungsräthin mit dem lauten Organ, welche schon draußen beim Ablegen ihres Shawls ihre ungeheure Freude über das glückliche Ereigniß gegen Babette laut werden ließ, die ihrem neuen Kleide und den vielen in Aussicht stehenden Trinkgeldern zu Liebe jetzt schon Thränen der Rührung weinte.

Auch Wagen rollten vor das Haus, der Arzt der Familie mit seiner besseren Hälfte, Banquier Springer mit Frau, nicht zu vergessen den guten Schilder. Ja, auch Schilder kam, um der Braut mit zierlichen Worten zu sagen, wie es ihn in gewisser Beziehung freue, daß ein besserer Mann das erreicht, wonach er selbst einstens getrachtet.

Madame Weibel, deren Rührigkeit wir bereits aus den früheren Kapiteln zur Genüge kennen gelernt haben, hatte es heute bei der Verheirathung ihrer jüngsten Tochter für passend erachtet, die alte Frau darzustellen, das Familien-Oberhaupt, welches fühlt, daß nun seine Zeit

gekommen ist, um endlich von den langjährigen Sorgen und Arbeiten auszuruhen. Sie saß in ihrem Lehnstuhl, auf dem sie sich nur etwas erhob bei der Gratulation der älteren Damen, in welchem sie aber ihr Aussehen nur eben andeutete, wenn ihr Einer aus der jüngeren Generation sein Compliment machte.

Clementine hielt sich neben ihrer Mutter; sie hatte die Hand auf die Rücklehne des Stuhles gelegt, und nahm die Glückwünsche freundlich entgegen; sie lächelte, aber ihr Lächeln hatte etwas Eigenthümliches, etwas Erschreckendes. Dabei athmete sie tief und schwer, und wenn draußen ein Wagen rollte, so zuckte sie mit dem Kopfe, ohne umzublicken.

Nahe bei ihr in einer Vertiefung des Fensters befand sich Madame Plager und schien in großer Aufregung zu sein. Ein paar Mal schon hatte sie sich an ihre Schwester gewandt und ihr gesagt: »Ermüde dich nicht so sehr, Clementine, du siehst etwas blaß und angegriffen aus. Es wird dir Niemand übel nehmen, wenn du dich jetzt, nachdem du Alle begrüßt, bis zur Kirchfahrt auf dein Zimmer zurückziehst. Was meinst du, Mutter?«

»An einem solchen Tage muß man sich schon etwas gefallen lassen,« hatte Madame Weibel mit strenger Miene entschieden.

Es war ein Viertel vor zehn Uhr.

Und Clementine blieb also neben dem Sessel ihrer Mutter stehen; sie hielt mit der Hand krampfhaft die Lehne desselben, sie fuhr fort, eigenthümlich zu lächeln und schwer und tief zu athmen.

Begreiflicher Weise war bis jetzt noch keine Frage nach dem Bräutigam laut geworden; man kann sich denken, daß so ein Mann in einer Stunde, wie die gegenwärtige, viel zu thun und zu besorgen hat. Er wird gleich nach neun Uhr kommen, dachten die jüngeren Damen. Wenn er nur vor zehn Uhr kommt! meinten die älteren.

Aber der Zeiger der Uhr ging unaufhaltsam vorwärts und warf eine Minute nach der anderen hinter sich in die Vergangenheit. Wer am meisten dieses Zifferblatt zu Rathe zog, war unstreitig der Hausherr Doktor Plager. Wenn es ihn auch nicht eine Sekunde lang ruhig auf einer Stelle ließ, so wandte er doch den Kopf beständig nach der Uhr, selbst wenn er eine Frage beantwortete, selbst wenn er Jemand händereibend versicherte, er als älterer Herr freue sich ungeheuer auf ein gutes Frühstück nach vollbrachter Trauung. Doch bemerkte man von dieser Freude durchaus nichts in seinen Gesichtszügen, vielmehr hatten seine Augen etwas unheimlich Stieres, seine Nase schien spitzer als gewöhnlich, und daß seine Unterlippe schlaff herabhing, daran war kein Zweifel.

»Gleich ist es zehn Uhr,« sagte die blasse Kaufmanns-Wittwe mit einem süßen Gesichte zur Regierungsräthin; »ich bin begierig, ob der Graf Czrabowski mit allen seinen Orden kommt – er soll sehr viele haben.«

So war der Name genannt, den Niemand bis jetzt auszusprechen gewagt, und die Regierungsräthin warf einen sonderbaren Blick auf die Justizräthin, welche ihre dünnen Achseln emporzog und flüsternd sprach: »Es wäre Zeit, daß er überhaupt jetzt käme.«

»Ja, es wäre Zeit,« meinte auch eine ältliche Honoratiore Tochter, die bis jetzt in schmerzlich süßen Träumereien versunken da gestanden, und sie war es zuerst, die in herzlichem Mitgefühl den furchtbaren Gedanken: »Wenn er gar nicht käme!« nicht nur faßte, sondern auch gegen ihre Nachbarin leise aussprach.

»Wenn er nicht käme!« das flog in Worten ausgedrückt oder durch Mienen bezeichnet, wie ein Lauffeuer durch den Salon, drehte ein paar Dutzend Augen gegen das Zifferblatt und ließ einiges Herren unvermerkt ihre Taschenuhr hervorziehen.

»Wenn er nicht käme – entsetzlich – schauderhaft!« Alle Conversation schwieg mit einem Male vor diesem furchtbaren Gedanken; man hörte nur leises Husten und Räuspern der Damen, einige Oh's und Hm's der Herren, dann legte sich auch dieses Geräusch, und es flog ein stiller Engel durchs Zimmer.

Draußen schlug die Thurmuhr mit dumpfem Tone die zehnte Stunde, und die kleine Uhr im Salon that gellend die gleichen Schläge.

Ob Clementine Weibel die feste Ueberzeugung hatte, mit dem sechsten Schlag werde ihr Geliebter wirklich an ihr Herz sinken, oder ob eine Ahnung furchtbaren Unglücks in ihrer Seele aufstieg, wer kann das mit Bestimmtheit sagen? Ihr starres, fast lebloses Auge ließ das Letztere vermuthen; man sah an ihren bebenden Lippen, daß sie die Schläge der Uhr nachzählte: Eins – zwei – drei – vier – fünf, und daß sie dabei ihre Finger immer krampfhafter in die Lehne des Sessels vergrub.

Da rollte ein Wagen, durch die Straße herauf und hielt vor dem Hause.

Wie ein Zauberschlag verwandelte dieses Geräusch den Ausdruck aller Gesichter. Manche wandten sich nach den Fenstern, um hinaus zu sehen, Andere erklärten ihren Nachbarn oder Nachbarinnen, man könne das ungeheuer pünktlich nennen, Clementine that einen Athemzug, als wolle sie ihre Brust zersprengen, und der Rechtsconsulent warf einen fragenden Blick auf seine Frau.

Was hatte aber Madame Weibel während all der Zeit gethan? – Sie war ruhig und unbeweglich auf ihrem Sessel sitzen geblieben, die Nase hoch erhoben, den Mund ein wenig eingeklemmt, auf ihren Zügen nicht zeigend, ob auch ihr felsenfester Glaube wankend geworden sei.

Da öffnete sich die Thür, und den erstaunten Augen sämtlicher Anwesenden zeigte sich die lange Gestalt des ehemaligen Schreibers des Advokaten.

Don Larioz hatte draußen den Mantel abgelegt, und als er so die Blicke Aller fragend und erschreckt auf sich gerichtet sah, blieb er einen Moment unschlüssig an der Thür stehen.

Das ist eine härtere Aufgabe, dachte er bei sich, als mit blinkender Waffe blutdürstigen Löwen entgegen zu treten, die, von grimmigen Feinden auf mich los gelassen werden. Aber ich habe mir gelobt, mein Geschäft zu Ende zu bringen, und ich werde es thun.

Clementine war emporgefahren, als sich die Thür geöffnet, hatte eine Sekunde den Eintretenden angestarrt

und stürzte, als dieser im Begriffe war, vorzutreten, mit lautem Aufschrei ihrer Mutter an die Brust.

Alles drängte sich mit Blicken des Erstaunens und der Frage nach der Thür, den Anderen voraus aber der Rechtsconsulent, der dicht auf seinen ehemaligen Schreiber zutrat und kaum die Worte hervorzubringen vermochte: »Was treibt Sie in mein Haus? Wen suchen Sie hier?«

»Ich suche Niemand,« entgegnete der Spanier, der seine ganze Ruhe wieder gefunden hatte, indem er ein Papier aus der Tasche zog. »Nach langem Zaudern kam ich hieher, dieses zu übergeben, und da ich mir feierlich gelobt, dies zu thun, so war ich nicht im Stande, es zu unterlassen.«

»Von wem ist das Papier?«

»Es betrifft den Herrn Grafen Czrabowski.«

Mit ängstlicher Hast bemächtigte sich der Hausherr des verhängnißvollen Schreibens, während alle Umstehenden im Gefühle der Scheu und der Erwartung zurücktraten. Clementine hatte sich erhoben, unterstützt von ihrer Mutter, die ebenfalls aufgestanden war und mit einem wahrhaft erschrecklichen Blick die Gruppe an der Thür anstarrte.

Herr Doktor Plager hatte gelesen, ließ die Rechte mit dem Briefe sinken und fuhr sich mit der Linken unter einem tiefen Seufzer über das Gesicht. Wenn auch die stärker bebenden Lippen der unglücklichen Braut keine Worte aussprachen, so entnahm man doch aus ihrem stieren Auge die Frage nach dem, was vorgefallen.

Auch die nächsten Bekannten des Hauses, vor allen Dingen der Schwager Banquier, drängten sich an den Rechtsconsulenten, und man hörte schon hier und da eine schüchterne Frage laut werden, während es rings umher verstohlen flüsterte:

»Eine schreckliche Geschichte! – Was wird's mit Czrabowski sein?«

Unterdessen hatte sich der Hausherr so gut wie möglich gefaßt; er schluckte einige Male heftig, tauchte auch ein paar Mal in seine weiße Halsbinde unter und sagte, nachdem er einen festen Blick auf seinen ehemaligen Schreiber geworfen: »Es ist allerdings richtig, dieser Brief ist von dem Herrn Grafen Czrabowski; er ist leider verhindert, im Augenblicke hier zu erscheinen. «

»Und wo ist er?« schrie Clementine, alle Rücksicht bei Seite setzend. »Warum kommt er nicht, wie er versprochen? Ich will Alles wissen, stoßt mir den Dolch vollends ins Herz!« – Sie stürzte vor, griff mit der Hand nach dem Schreiben, das ihr aber Doktor Plager nicht gab, vielmehr sanft ihren Arm zurückhielt.

»Gebt mir den Brief!« schrie sie mit gellender Stimme; »es muß Entsetzliches darin stehen, da ihn dieses Ungeheuer von einem Menschen gebracht hat.« – Sie machte mit ihrer rechten Hand eine heftige Bewegung gegen den Spanier, der fest und ruhig da stand wie ein Fels in der schäumenden Brandung.

Und es brandete bedenklich um ihn her, denn auch die Schwiegermutter hatte sich ihm genähert, blickte ihm aus sehr kurzer Entfernung in die Augen und sprach vor

Wuth zitternd: »Er Abschaum der Menschheit! das ist Sein Werk!«

»Das Schreiben habe ich allerdings veranlaßt,« gab der Spanier zur Antwort, dem bei den grauen umherrollenden Augen der Madame Weibel die Erinnerung an jenen Abend im Bureau wieder so lebhaft auftauchte, daß es ihm unmöglich war, vollkommen ruhig und gelassen zu bleiben, – »veranlaßt, um meine Unschuld zu beweisen in Dingen, die man mir ungerechter Weise aufgebürdet. *Ich* bin kein Dieb, Madame, ich habe das bewußte Concept nicht entwendet.«

»Und wo ist er? – wo ist er?« – kreischte Clementine. – »O Emilie! – o Mutter! – o Schwager Springer, wo ist er? Sagt mir Alles, nur Gewißheit, selbst die entsetzlichste Gewißheit!«

»Die wird dir am besten dein theurer Schwager Plager geben können!« rief Madame Weibel sich vergessend. »O, das ist eine schlecht abgekartete Intrigue gegen unsere Familie!«

Der Hausherr wollte heftig etwas zur Antwort geben, doch warf sich die Doktorin zwischen ihren Mann und die Mutter, Beide mit leisen Worten und Mienen beschwörend, den Scandal nicht zu vergrößern.

»Wenn in dem Briefe nicht steht, wo sich der Graf von Czrabowski augenblicklich befindet,« sprach der Banquier Springer mit besorgter Miene, »so ist vielleicht jener Herr« – er zeigte auf Larioz – »im Stande, uns einige Auskunft zu geben.«

»Ja, er soll Auskunft geben!« schluchzte Clementine am Busen ihrer Mutter, »er soll Alles sagen, Alles! – Wo ist der Verräther? «

»Er ist abgereist, so viel ich weiß,« gab der lange Mann zur Antwort.

»Das wissen wir alle; aber ist er nicht zurückgekommen?«

»Er wird nie mehr zurückkommen,« versetzte Don Larioz.

»Er wird nie mehr zurückkommen! Hörst du es, Mutter?«

»Der Teufel soll ihn holen!« rief der Banquier Springer. »Aber wohin hat er sich gewandt? Man muß ihm nachsetzen!«

»Ja, wohin hat er sich gewandt?« fragte Madame Weibel mit dumpfer Stimme. »Beruhige dich, Clementine,« setzte sie leiser hinzu, »man muß ihm nachsetzen; man wird ihn finden.

»So sprechen Sie doch, wenn Sie es wissen; wohin ist er?« sagte dringend der Hausherr.

Don Larioz fühlte in diesem Augenblicke trotz allem Unangenehmen, das sich vor seinen Augen begeben, eine gewisse Beruhigung, indem er die Antwort bedachte, die er auf diese verschiedenen Fragen zu geben hatte. Sein gutes Herz war glücklich, in den Jammer, der ihn in der That betrübte, etwas lindernden Balsam gießen zu können. Wie tief hätten seine Worte jenes unglückliche Mädchen verwunden müssen, wenn er auf ihre Frage zur Antwort gegeben: »Czrabowski ist in die Welt gegangen,

und ungerührt von den Thaten, die er verübt, wird er sein wildes Leben wahrscheinlicher Weise da oder dort fortsetzen.« Wenn dem wirklich so gewesen wäre, so hätte er es wohl nicht über sich vermocht, das auszusprechen; so aber fühlte er sich beruhigt, ein Wort des Trostes sagen zu können.

Er wandte sich deßhalb mit einem Achselzucken an die Fragenden, und sprach mit einer Stimme, der man eine gewisse Rührung wohl anhören konnte: »Ja, jener Mann, der sich Graf Czrabowski nennt, ist abgereist, um nimmer wieder zu kehren; er ist abgereist, wie es mir schien, in tiefer Reue über die Thaten, so er begangen. Auch bin ich überzeugt, daß diese Reue andauernd sein wird, denn er sprach gegen mich seinen festen Entschluß aus, der Welt zu entsagen und in ein Kloster zu gehen. Ich selbst,« fügte Larioz stolz hinzu, »habe ihn zu diesem heilsamen Entschlusse bestimmt.«

Geliebter Leser, raube mehreren Löwinnen ihre Jungen und singe ihnen alsdann unter Guitarre-Begleitung:

An eurem Schmerz will ich mich weiden,
Lachen eurer Todesqual!

und du wirst keinen schrecklicheren Anblick haben, als den, der sich unseren Augen darbietet, nachdem der tapfere Spanier also gesprochen.

Sprühend vor Wuth erhob sich die Schwiegermutter gegen ihn; Clementine zuckte mit ihren Fingern, sprang gewaltsam in die Höhe und konnte nur durch die vereinte Kraft ihrer beiden Schwestern gehalten werden, um

nicht an dem, der ihrem Bräutigam das Kloster empfohlen, die thätlichste und schrecklichste Rache zu nehmen. Zum Glück befand sich der besonnene Herr Schilder an seiner Seite und deckte ihn mit seinem eigenen Körper gegen den Angriff der Madame Weibel, während der Banquier rasch die Thür öffnete, den langen Mann bei den Rockschoßen ergriff und ihn gewaltsam auf den Gang hinaus zog.

Der Spanier befand sich wie im Traume, that einen tiefen Athemzug und blickte seinen Retter alsdann fragend an.

»Ist es denn wahr, was Sie eben sagten?« sprach dieser, indem er die Hände zusammen schlug. »Das Scheusal ist in ein Kloster gegangen?«

»Er hat es mir versprochen.«

»O meine Gelder!« seufzte der Banquier. »So ist denn Alles, Alles verloren.«

»Wahrscheinlich Alles,« erwiderte Don Larioz, »bis auf seine Seele, die vielleicht durch eifrige Bußübungen noch gerettet werden könnte.«

»Hol' der Henker seine Seele und Sie meinetwegen dazu, der ihm diesen Rath gegeben! – O meine schönen Gelder!« Der Geschäftsmann vergrub bei diesen Worten die Finger in seine Haare und zauste sich ein wenig, als wolle er sich selbst bestrafen für den Leichtsinn, mit dem er gehandelt.

Don Larioz nahm seinen Mantel, stieg die Treppen hinab und schüttelte unten an der Hausthür den Staub von seinen Füßen.

Kehren wir noch auf einen Augenblick in den Salon zurück, wo sich so Entsetzliches begeben. Clementine war von ihrer Mutter bei Seite geschafft worden, und sämtliche Eingeladene mit Ausnahme der Familien-Mitglieder, verließen so schnell, wie es ihre delikate Lage gestattete, dieses unterbrochene Opferfest. Die Thüren schlossen sich hinter ihnen, die Wagen rollten davon, und das Zimmer, das wenige Minuten vorher noch so viele Leidenschaften umfaßt, zeigte jetzt Ruhe und Stille – die Stille des Grabes. Nur die Standuhr unter dem Spiegel pickte gleichförmig und gefühllos fort, und meldete klingend die Stunden, ohne sich im Geringsten um den fünften, und sechsten Schlag zu bekümmern. –

Ehe wir aber dieses Haus für immer verlassen, müssen wir unserer Geschichte ein paar Tage voraus eilen und den geneigten Leser nochmals in das Schlafzimmer des Rechtsconsulenten führen, wie an jenem Morgen, als wir diese Räume zum erstenmal betrafen. Doktor Plager steht abermals vor dem kleinen Handspiegel, der am Fenster aufgehängt war, und ist wieder im Begriff, seine schwarze Halsbinde umzulegen. Er hat die beiden Enden derselben erfaßt, zieht sie rechts und links von sich ab und ist im Augenblicke mit dem künstlichen Knoten fertig; seine Mienen zeigen ein wenig Wehmuth, sind aber sonst nicht unfreundlich; er hat den Schlafrock abgeworfen und ist in seinen Rock geschlüpft.

So tritt er in den Salon, als Madame Plager gerade zur andern Thür desselben hereinkommt. Diese drückt

ihr Sacktuch an die Augen, eilt alsdann nach einem Fenster, das sie öffnet und hinaus blickt. Der Rechtsconsulent schaut über ihre Schulter, und wir bemerken unten vor dem Hause einen Reisewagen, mit Koffern und Hutschachteln beladen, der sich eben in Bewegung setzt.

In demselben befindet sich Madame Weibel, welche das Haus ihres Schwiegersohns verlassen, um mit ihrer Tochter Clementine, welcher Aerzte und andere verständige Personen – Luftveränderung angerathen, eine längere Reise anzutreten.

Als der Wagen um die nächste Ecke verschwunden ist, zieht Madame Plager seufzend ihren Kopf in das Zimmer zurück und sagt: »Das wäre überstanden! – Draußen ist auch das andere Dienstmädchen, welches für Babette eintritt. Wenn du sie sehen willst, so kann sie herein kommen.«

Worauf der Rechtsconsulent die Hände seiner Gattin ergreift und mit weicher Stimme zur Antwort gibt: »Wenn sie dir gefällt, mein Kind, so bin ich auch damit zufrieden.«

NEUNUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL. DER ANFANG DES ENDES.

Don Larioz hatte, wie wir im letzten Kapitel bemerkten, auf der Schwelle des ungastlichen Hauses den Staub von seinen Füßen abgeschüttelt, und sein Herz war tief bewegt, gekränkt, man hätte sagen können: zerrissen. Welche Täuschungen hatte er nicht in der letzten Zeit erfahren! Wie schmäählich war sein guter Glaube nicht

belohnt worden! Wie undankbar hatten sich nicht fast Alle, mit denen er in Berührung gekommen, dafür gegen ihn benommen, daß er, in redlichster Absicht, seiner Meinung nach nur das Gute gewollt, daß er schützend aufgetreten war, wo rohe Gewalt die Unschuld zu verderben gedachte!

Jener furchtbare Abend im Breiberg'schen Hause hatte in seiner Brust eine gewaltige Oede zurückgelassen; wenn er auch überzeugt war, welch schändliches Spiel man mit ihm getrieben, so blieb doch die schöne Dolores wie das Bild einer geliebten Verstorbenen, einer ruchlos Ermordeten vor seinem inneren Blicke stehen, und wenn er an jenen Abend dachte, so überkam ihn ein glühender Rachedurst, ein Haß, nicht nur gegen die Gebrüder Breiberg, sondern auch gegen die Gesellen des Bundes zum Dolche Rubens, die ihm Vertrauen geheuchelt und ihn dann so entsetzlich betrogen.

Er hatte schon gestern den Versuch gemacht, die Verbündeten in dem bewußten Lokale zu treffen, aber die Thür desselben war verschlossen, und das getreue Windspiel, das vor dem ernsten Blicke des Spaniers zagend erschienen war, hatte ihm kleinlaut die Versicherung gegeben, der Bund habe sich auf unbestimmte Zeit vertagt, und die Mitglieder desselben seien für länger verreist. Als der Spanier das vernommen, drang er auch nicht weiter in den kleinen Kellner, da er vernünftig genug war, einzusehen, dieser habe seine Weisungen erhalten und könne gegenüber seinem Brodherrn nicht anders handeln.

Don Larioz hatte ihm freundschaftlich die Hand gereicht und ihm die Versicherung gegeben, er hoffe ihm zu beweisen, daß er beständig dankbar bleiben werde für die Anhänglichkeit, welche Windspiel ihm bewiesen, und daß er sogar verzeihen würde, wenn Umstände denselben bewegen sollten, auf die Seite seiner Feinde zu treten. Dagegen hatte nun freilich der kleine Kellner feierlich protestirt, doch entging dem edlen Spanier nicht, daß er dies mit einem scheuen Blicke auf die Thür des Gastzimmers gethan, hinter welcher man die grobe Stimme des Wirthes vernahm, der darüber sprach, daß mit dem beständigen Schwatzen über unnöthige Sachen so viel Zeit verloren gehe.

Larioz hatte darauf, nicht ohne einen schmerzlichen Blick auf die Fenster des Breiberg'schen Hauses zu werfen, den Reibstein verlassen und legte sich noch am selben Tage auf Erkundigungen nach dem Vorsitzenden des Bundes, dem dicken Kupferstecher Wurzel, dessen Aufenthaltsort er denn auch ohne große Schwierigkeiten erfuhr. Denselben zu Hause zu treffen, war aber schon schwieriger, und hatte er dies im Laufe des Tages mehrmals vergeblich versucht. Die einzige Zeit, wo der Künstler in seiner Stube sei, wäre von Nachts zwölf oder ein Uhr bis den andern Morgen gegen Neun, hatte ihm die Hauswirthin gesagt. Doch nehme er in diesen Stunden keinen Besuch an; worauf Don Larioz einen Zettel mit den Worten hinterließ, er wünsche ihn morgen zur Zeit der Dämmerung zu sprechen und hoffe von ihm als

einem Ehrenmanne, er werde ihn keinen vergeblichen Gang machen lassen.

Nach diesen gestern gethanen Schritten war der Spanier fest überzeugt, er werde heute den Vorsitzenden des Bundes zu Hause treffen und denselben gebührend zur Rechenschaft ziehen können. Er schritt in tiefes Nachdenken versunken durch die Straßen, und wer sich seiner erinnerte, wie er noch vor Kurzem so aufrechten Hauptes gewandelt war, der mußte sich eingestehen, daß mit ihm eine große Veränderung vorgegangen; er blickte nicht mehr wie sonst mit seinen klaren Augen forschend umher; er schien im gegenwärtigen Augenblicke durchaus nicht geneigt zu sein, sich um die Angelegenheiten anderer Leute zu bekümmern, indem er den Schwächern gegen den Stärkeren in Schutz nahm oder indem er sich bei einem Auflauf auf die Seite der mißhandelten Person schlug, wenn er zwei Buben trennte, die im Begriff waren, sich die Nasen blutig zu schlagen; er setzte sogar seinen Stock nicht mehr so scharf und bestimmt auf das Straßenpflaster, und sein umgehängter Mantel zeigte ein paar melancholische Falten, die man früher nicht an demselben gesehen.

Diese Bemerkung hatte der Schneidermeister Schwörer später gemacht, der am heutigen Tage dem ehemaligen Schreiber an einer Straßenecke begegnete. Beide erkannten sich augenblicklich, und auf dem Gesichte des Spaniers zeigte sich ein trübes Lächeln, während Meister Schwörer ehrerbietig den Hut zog. Und er hatte dazu alle Ursache, denn Don Larioz hatte den Anstoß gegeben, ihn

aus dem faulen Pfuhl, in dem er versunken war, herauszujagen, und war der Hauptgrund davon, daß er sein Beten und Singen in Beten und Arbeiten verwandelte, mit anderen Worten, daß er der Theorie des Herrn Brenner gemäß Sonntagmorgens in die Kirche ging und alsdann nicht verschmähte, am Abend nach gethaner Arbeit ein oder auch mehrere Gläser Wein im Kreise lustiger Freunde zu leeren.

Und man sah es dem Aeußern des Schneidermeisters an, daß er sich außerordentlich wohl dabei befand, seit er die Heuchelei an den Nagel gehängt und nun wieder Fräcke und Hosen zuschnitt, statt Betstunden zu besuchen. Waren doch wieder eine Menge seiner ehemaligen Kunden zu ihm zurückgekehrt, und gab es doch vornehme Häuser genug, wo er nicht bloß im Bedientenzimmer, sondern auch in der Garderobe des Herrn zu schaffen hatte. Danach wurde auch sein äußerer Mensch geändert, und es dauerte nicht lange, so stellte Meister Schwörer, der bis jetzt nur im grauen Rocke herumgeschlaupt war, und den seine Gesellen nie anders als mit niedergetretenen Pantoffeln gesehen, nach dem jeweiligen Modejournal eine elegante Erscheinung dar. Der lange Hals in einer Cravatte nach neuestem Schnitt, sein struppiges Haar bedeckte ein untadelhafter glänzender Hut; und um seine eingefallenen Wangen, denen er keine Umhüllung geben konnte, einigermaßen in Einklang mit dem Ganzen zu bringen, ließ er dort einen Backenbart wuchern, der wie Gesträuche über einem Abgrunde die tiefen Stellen mitleidig verdeckte.

Ja, die Beiden, denen wir im Anfang unserer wahrhaftigen Geschichte begegnet, hatten sich freundlich begrüßt und gingen darauf wieder von einander, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Der Schneider blieb alsdann übrigens einen Augenblick stehen, schaute sich mit prüfendem Blicke um, und hier war es, wo er die Bemerkung machte, daß ihm das Aeußere des langen Mannes durchaus nicht mehr gefalle. Verschwunden sei die stramme aufrechte Haltung, und am Mantel zeigen sich ein paar melancholische Falten, die von gebeugtem Rücken und von gebeugtem Gemüthe sprächen.

Don Larioz, der natürlicher Weise nichts ahnte von den Beobachtungen des Schneidermeisters und sich auch wahrscheinlich wenig darum bekümmert hätte, ging seiner Wohnung zu, stieg aber, dort angekommen, statt nach seinem Zimmer zu gehen, zu dem des Doktors empor. Doch war die Thür desselben verschlossen. Er klopfte an, erhielt aber nichts zur Antwort, als das Gekläff der kleinen eingesperrten Hunde.

Darauf schritt er die Treppe wieder hinab, um bei sich einzutreten; er warf Hut und Mantel von sich, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und ging mit großen Schritten auf und ab. Es war ihm so seltsam zu Muthe, er vermochte nur mit Mühe einen vollkommen klaren Gedanken zu fassen. Was ihm in letzter Zeit begegnet, drängte sich in mehr oder minder verzerrten Bildern vor seinen Geist, und wenn er laut mit sich selber sprach oder auch in großem Ernste die Gestalten anredete, welche bei ihm vorüber gaukelten, so war er doch nicht im Stande,

sie in bestimmten Umrissen vor sich erscheinen zu lassen. Wenigstens sprachen sie zu ihm ganz anders, als er es wohl erwartet hatte. So erinnerte er sich des Auftrittes im Hause des Rechtsconsulenten und war vollkommen überzeugt, daß er Clementine Weibel ohnmächtig neben sich gesehen, aber ebenso klar tönten die Worte seines ehemaligen Prinzipals wiederholt in seinen Ohren: Bemühen Sie sich nicht, meine Herren und Damen, das ist gar kein lebendes Wesen, das da vor Ihnen liegt, das ist nichts mehr und nichts weniger als eine künstlich gearbeitete Puppe. Sehen Sie nur die starren gläsernen Augen, die harten glänzenden Wangen, die trotz der Ohnmacht so frischen Lippen mit dem immerwährenden unangenehmen Lächeln.

»Ja, dieses Lächeln,« sprach Don Larioz mit dumpfer Stimme und drückte beide Hände vor die Stirn, dieses Lächeln kann ich ihr nicht verzeihen; es war das sehr, sehr überflüssig. Wenn sie auch eine Puppe war, so hätte sie doch nicht lächeln sollen, als sie mich so in Schmerz aufgelöst an ihrer Seite sah. – Darin mußt du mir Recht geben, ehrwürdiger Ahnherr,« wandte er sich gegen das Bild; »dieses Lachen war in der That sehr verletzend, und es hat mir am meisten weh gethan. – Woher erschallte es doch, dieses Lachen?« fuhr er nach einer längeren Pause fort. »Richtig! aus dem Nebenzimmer; da war jener maurische Weise – wie hieß der Kerl auch? – Caraba-Carababinbabunceros glaube ich; er ist an Allem schuld, und wie ich erfahren habe, wohnt er auf dem Burgplatze und heißt im gewöhnlichen Leben Kupferstecher Wurzel.

– Ihn unschädlich zu machen, ist die schönste Aufgabe, die sich ein tapferer Ritter stellen kann. Es ist das Geschäft dieses Weisen, arme Jungfrauen zu bethören und sie unglücklich zu machen; auch bin ich überzeugt, daß ich keinen kleinen Kampf mit ihm werde zu bestehen haben. – Doch gleichviel; er komme als gewaltiger Riese oder als schuppiger Drache; er trete mir entgegen mit Eisen oder Feuer, unschädlich werde ich ihn machen, zur Ruhe werde ich ihn bringen mit der Hülfe Gottes, meines starken Armes und dieser vortrefflichen Toledaner Klinge.«

Sein Gesicht hatte einen finsternen, unheimlichen Ausdruck angenommen, als er so und ziemlich laut zu sich selber sprach. Zuweilen blieb er mitten im Zimmer stehen und schaute sich wie verwundert rings um; dann aber spielte plötzlich ein Lächeln um seine Züge, und er sagte: »Ah, richtig! jene Tage sind vorüber, wo mich hohe Bogenfenster umgaben, wo mit dem entzückenden Duft der Orangen das Geräusch des plätschernden Springbrunnens zu mir herein drang in mein maurisches Gemach. – Pfui über diese Mauren! Es war eine große und edle Nation, ehe Amora jene Fledermaus zur Welt brachte, aus welcher sich später der garstige Zauberer entwickelte. – Und doch waren sie schön, jene Zeiten, o, so schön! Bewahre ich doch aus ihnen noch ein herrliches Andenken, das Bild der göttlichen Semire, das sie mir in jener Nacht gab, am Fuß der uralten Cypresse, im Lorbeergarten der Xeneralife. Sie sagten zwar, es sei ein Abencerage gewesen, und brachten sie auf Anstiften

des Zauberers vor diese verfluchten Zegri's, aber ich allein bin entronnen, um sie Alle zu rächen. Fluch dir und wehe, Carabunzeleros!«

Larioz war an den Tisch getreten, hatte das Kästchen geöffnet und jenes Portrait heraus genommen, welches er aufmerksam und mit innigem Blicke betrachtete. – »Ja, sie ist es,« sprach er kopfnickend, »ja, ja, sie ist es, und mich wollten sie überreden, dieses göttliche Gebilde habe nicht Fleisch und Blut, es sei eine kalte, leblose Puppe! – Doch ich weiß ihre Absicht, es geschah nur, um mich von der richtigen Spur abzulenken, um die süße Prinzessin jenem schändlichen Weisen zu überlassen. Aber, wehe dir, Bursche, wehe dir! Wo ich dich treffe, in welcher Gestalt ich dich finde, du sollst verdammt sein, du sollst die Kraft meines Armes fühlen. Große Fürstin Mirza, verzeihe mir; wie es Brauch war in alten Zeiten, muß ich abermals den schwarzen Schleier über dein Haupt werfen und es in Dunkel und Trübsal hüllen, bis dein schändlicher Verfolger gefallen ist, bis der Klang meines Hüfthorns dich aus dumpfem Hinbrüten erweckt.«

»Wer ist da?« unterbrach er hastig den Strom seiner pathetischen Rede. »Wer wagt es, mich zu stören, mich, den König von ganz Spanien? Carracho, Señor! Euer Kopf scheint mir Lust zu haben, von den Schultern herab zu fliegen. Bei San Jago! – Ah!« setzte er freundlich hinzu, »Ihr seid es, edle Dame!«

Es war der Tiger, welcher schüchtern in das Zimmer trat, schüchtern, weil die alte Frau geglaubt hatte, es sei außer ihrem Herrn noch sonst Jemand da, mit dem dieser

sich so laut unterhalte. Verwundert blickte sie um sich her, und als sie Niemand sah, schlug sie in ihre Hände und rief aus:

»Ach Herr je! der Herr Don Larioz haben mit sich selber gesprochen!«

»Mit mir selber gesprochen?« erwiderte der Spanier im Tone tiefer Verachtung; »alte Vettel! man nennt das einen Monolog, und wenn Könige und große Herren sonst nichts zu thun wissen, so pflegen sie aus Langweile dergleichen zu halten. Du kannst das in der Komödie häufig genug sehen. – Wiehert mein Schlachtroß drunten am Thore?«

Der Tiger machte ein sehr dummes Gesicht, da er aber glaubte, es sei schicklich, eine freundliche Antwort zu geben, so kicherte er und sagte: »Ich habe in der That nichts wiehern gehört.«

»Auch wohl möglich,« versetzte Larioz, indem er die Hand auf der Brust verbarg und mit langsamen Schritten nach dem Kamin zugin, wo sein langer Stoßdegen lehnte. »Ich habe es hier mit Zauberern und Weisen zu thun, lauter niederträchtigen Kerls, die sich kein Gewissen daraus machen, meinen edlen Andalusier in einen alten Besenstiel zu verwandeln. – Sei es darum, ich werde zu Fuß in der Halle erscheinen, majestätisch groß, ein Held vom Wirbel bis zur Sohle. Und beim Blinken meines Schwertes werden sie sich bis zur Erde niederbeugen, die Wachen, und werden Löwen und Drachen in ihre Schweineställe kriechen wie – wie – Oh, oh!« fuhr er tief aufseufzend fort, »das ist ein jammervolles Bild,

und Ihr mögt sagen, Prinzessin, was Ihr wollt, es war nicht das Gemach, welches man boshafter Weise Schweinestall benennt, es war ein ritterlich Gefängniß in dem alten Thurm gegen Westen, wo ich allabendlich die Sonne erlöschen sah, wenn ich in der engen Spalte träumend lag. Dabei aber sah ich auf der Wiese gegenüber Schweine grasen; viele Schweine, entsetzlich viele. Und das ist für einen edlen Mann immer ein jammervoller Anblick. – Oh, daher kam die ganze üble Nachrede.«

Er preßte die rechte Hand einen Augenblick an die Stirn, dann machte er eine heftige Bewegung mit derselben und sprach: »Wohlan, die Zeit drängt; ich habe einen weiten Weg zu thun und muß in der Dämmerung vor des Verruchten Antlitz erscheinen.« – Er warf den Mantel um die Schultern, nahm den langen Stoßdegen unter den Arm, und machte gegen den Tiger, der mit gefalteten Händen und offenem Munde dastand, eine achtungsvolle Verbeugung.

»So lebt denn wohl, Dame!« sagte er, »der Himmel sei meinen Waffen günstig, und wenn dem so ist, werde ich Euch als Turnierpreis allerlei Schnupftabaksdosen mitbringen, denn ich weiß, Ihr liebt das Schnupfen sehr, und –« setzte er geheimnißvoll flüsternd hinzu, indem er dicht an die Frau trat und ihr in das Ohr sprach – »das Schnupfen ist eine heilsame Erfindung zur Betäubung der Nase; denn es gibt Gerüche, die man nie mehr vergessen kann. – Lebt wohl, Donna Bramvilla, einstens sehen wir uns wieder.«

Darauf ging der Spanier mit hoch erhobenem Haupte zur Thür hinaus, wobei er nach rechts und links freundlich mit dem Kopfe nickte, als befänden sich noch mehr Leute im Zimmer, von denen er Abschied zu nehmen habe.

Die alte Frau schlug höchst erstaunt die Hände zusammen, blickte ihrem Herrn mit aufgerissenen Augen nach und rief ein Mal über das andere: »O, daß dich – daß dich – o, daß dich!« – Damit eilte sie, so schnell sie konnte, ebenfalls zur Thür hinaus und die Treppen hinab, ohne eigentlich recht zu wissen, was sie wollte.

Don Larioz befand sich noch im Hause, und jetzt vernahm die Frau droben seine Stimme, als er sprach:

»So, endlich kommst du, kleiner Page, nachdem du dich, Gott weiß wo, mit deiner Mandoline herum getrieben und vergessen, deinen Herrn und Meister zu wappnen?«

»Er spricht mit Gottschalk,« sagte der Tiger zu sich selber, während er eilfertig die Treppen hinabstolperte.

»Es ist aber eigentlich besser so,« fuhr der Spanier fort, »dein Arm dürfte noch zu schwach sein zu diesem ernsthaften Kampfe. Warte deßhalb auf mich am Thore der feindlichen Burg und wenn du drinnen die Siegesfanfare hörst, so hebe mein Banner und lasse alle Welt wissen, daß ich die Feinde geschlagen. Sehr viele Feinde. Laß einmal sehen, sechs Riesen, die boshafte Zwerge gar nicht mitgerechnet, acht Drachen, ein Dutzend Ritter, vielleicht auch ein paar darüber, zwei Stück heuchlerische Buben und ähnliches Zeug. Viel, sehr viel Arbeit! Doch, bei San

Jago! sie wird gelingen. – Lebt wohl, ihr Großen meines Reichs, noch eine kurze Weile, und ihr sollt eure schöne erhabene Gebieterin begrüßen.« – Er neigte ein wenig sein Haupt und ging auf die Straße.

»Jetzt will ich Euch was sagen,« sprach eilig der bestürzte junge Mensch; »seht Ihr, ob der Doktor zu Hause ist, sagt ihm, Herr Larioz sei recht krank geworden, und wenn Ihr ihn nicht droben finden solltet, so sucht ihn in der ganzen Stadt. Ich will schauen, wo Herr Larioz bleibt, und es dann dem Doktor hier sagen, oder noch besser, er soll in die Wohnung meiner Eltern kommen, vielleicht, daß er dorthin geht. Lauft, lauft, was Eure Beine vermögen!«

Die alte Person stieg eilig die Treppen hinauf, während Gottschalk seine Mütze aus dem Bureau holte und dann dem Spanier auf die Straße nachsprang.

Dieser war ruhig dahin gegangen, den Kopf tief gesenkt und anscheinend gleichgültig, wohin ihn sein Weg führe. Doch schien er genau zu wissen, wo er sich befand, denn als er an die Straße kam, in welcher sein ehemaliger Prinzipal wohnte, wandte er sich mit einer Geberde des Abscheues nach einer entgegengesetzten Richtung. In Kurzem hatte er alsdann den Blumenmarkt erreicht, und sah nun vor sich die Gasse, in welcher das ihm wohl bekannte Haus der ihm befreundeten Familie Brenner lag. Dorthin wollte er, stand aber mit einem Male still und wandte sich nach dem Brunnen in der Mitte des Platzes, auf dessen Brüstung er einen Arm stützte und so wartend stehen blieb.

»Hier war es,« murmelte er nach einer kleinen Weile, »wo ich jenen stolzen und verrätherischen Baron traf, dem ich meinen Handschuh hinwarf und ihn hieher zum Zweikampf lud. Aber die Zeit ist vorüber,« setzte er hinzu und schaute gedankenlos auf das Zifferblatt der benachbarten Thurmuhr; »er kommt nicht mehr. Vielleicht hat ihn auch das Schicksal ereilt, und er ist anderswo gefallen im gerechten Kampfe. – Weiter, weiter also! ich will mich bei jenem glorreichen Gottesgericht, zu dem mich die Stunde ruft, nicht vergebens erwarten lassen.«

Er raffte sich auf und schritt in die Gasse hinein, welche gerade vor ihm lag. Bald hatte er das alte Haus erreicht, in welchem die Familie Brenner wohnte, und wollte gerade eintreten, als er sich mit einem Male an etwas zu erinnern schien, sich umwandte und in das gegenüber liegende Haus ging, wo sich die ärmliche Restauration befand, in welcher Kathinka Schneller diente.

Bedächtig stieg er die Treppen hinauf, beschleunigte aber plötzlich seinen Schritt, als er von droben die Stimme des jungen Mädchens hörte, welche ausrief:

»Ich will mich aber von Euch nicht herum zerren lassen, ich habe keine Lust dazu, trinkt Euren Wein in Frieden und laßt mich in Ruhe!«

Diese Worte fielen wie glühende Funken in das aufgeregte Gehirn des tapferen Spaniers; er faßte seinen Degen fests unter den Arm, und wie ein Blitz durch die dunkle Nacht leuchtete mit einem Male der Gedanke in ihm auf, daß er jenem verfolgten Mädchen versprochen, ihr Schutz und Hülfe zu sein.

Hastig eilte Don Larioz die Treppen vollends hinauf, und da die Stubenthür halb offen stand, so konnte er mit einem Blicke das Gemach überschauen. An einem der Tische saßen zwei Männer, von denen der eine beide Ellbogen aufgestützt hatte und den Kopf auf den Händen ruhen ließ; er zeigte etwas stiere Augen und lachte über die Bemühungen des Anderen, der ihm gegenüber saß und im Begriff war, das widerstrebende Mädchen an sich zu ziehen. – Der, welcher sich mit Kathinka Schneller beschäftigte, hatte ein glattes, feines Gesicht mit schwarzen Haaren und wohldressirtem, ebenfalls schwarzem Backenbarte; seine blassen Wangen waren momentan etwas geröthet, und er lachte gleichfalls über die Worte, welche Kathinka so eben ausgestoßen.

»Warum so spröde, mein Schatz?« sagte er. »Das war doch sonst nicht deine Art, wie eine Menge deiner Bekannten wissen.«

»Ihr doch wohl nicht!« antwortete das Mädchen mit einer auffallenden Geberde der Verachtung. »Oder doch?« fragte sie. »Könnet Ihr vielleicht mit Recht verlangen, ich sollte fortfahren, wie ich angefangen? Oder habe ich nicht erst in den letzten Tagen das Unglück gehabt, Euch zum ersten Mal zu sehen?«

»Das ist allerdings richtig, aber da wir uns *hier* zum ersten Male gesehen, so wirst du dir schon von mir etwas gefallen lassen.«

»Nicht das Geringste!« rief zornig das Mädchen, »und wenn Ihr mich nicht gleich in Frieden laßt, so soll das Euren glatten Gesichte übel bekommen.«

»Das wollen wir einmal sehen,« gab der Italiener François zur Antwort, indem ein unheimlicher Blick aus seinen Augen zuckte. »Helfen Sie mir doch einmal, Andreas, das widerspenstige Geschöpf halten.«

»Das versteht sich,« entgegnete dieser und ergriff mit der Faust das Handgelenk des Mädchens.

Da aber Kathinka Schneller die eine Hand frei behielt und aufs höchste gereizt war, so stieß sie den Kammerdiener mit ihrer Faust so derb ins Gesicht, daß er mit einem lauten Fluch zurück taumelte.

»Ah, Canaille!« sagte er, »so behandelst du die Gäste des Hauses? Schließen Sie die Thür, Andreas, und sagen Sie der Frau Schwarz, sie solle sich nicht unterstehen, uns zu stören. Jetzt wollen wir dich einmal züchtigen, wie du es verdienst.« Er haschte nach der frei gebliebenen Hand des jungen Mädchens und hielt sie fest, während Andreas sich schwerfällig erhob, um der Weisung gemäß die Thür zu schließen.

Doch prallte er dort befremdet zurück, als auf einmal eine lange Gestalt schweigend eintrat und sich mit untergeschlagenen Armen in der Mitte des Zimmers aufpflanzte.

»So, so?« sprach diese, »ihr zwei Buschklepper wollt eine arme schutzlose Jungfrau züchtigen? Ah, ihr habt nicht bedacht, wie plötzlich ein Rächer erscheinen kann. Zieht eure Schwerter, ihr Schurken! An euch ist die Reihe, eine Züchtigung zu empfangen.«

»Was ist denn das?« fragte François erstaunt, indem er scharf nach dem Eingetretenen blickte. »Hol' mich

der Teufel!« rief er nach einer Pause, »das ist derselbe Mensch, Andreas, der neulich Ihren Herrn hier auf der Gasse entführte, wo dieser so schöne Sachen hätte sehen können.«

»Der da?« sprach der Gärtner mit einem unbändigen Gelächter; »das ist ja der verrückte Schreiber, mit dem sie neulich im Reibstein ihre Possen hatten. Mir hat es der Wirth erzählt.«

»Oh, oh, er ist's, der sich in die Gliederpuppe verliebt hat und sie entführen wollte! Was hat der Kerl hier zu schaffen?«

Bei diesen Worten hatte François das junge Mädchen losgelassen, welches alsbald auf Larioz zutrat, ihre Hand auf seinen Arm legte und ihm ängstlich in das Gesicht schaute.

Wie dieses Gesicht aber auch im gegenwärtigen Augenblicke aussah, konnte es Angst und Schrecken einflößen. Die bleichen Wangen waren eingefallen, die Lippen zuckten seltsam, und aus den tief liegenden Augen strahlte ein unheimliches Feuer. Der Spanier schob das Mädchen sanft auf die Seite und trat einen kleinen Schritt näher zum Tische.

»Ja, ich bin der, von welchem ihr gesprochen,« sagte er mit hohler Stimme; »man nahm mich freundlich auf im Bunde zum Dolche Rubens, man versprach mir, zu helfen, um ein unglückliches Mädchen zu retten, das dann durch die Macht eines bösen Zauberers in eine Gliederpuppe verwandelt wurde. O, ich weiß das alles ebenso genau,

wie ich dich unter deiner jetzigen glatten und heuchlerischen Larve erkenne.« Damit streckte er den rechten Arm mit einem gewaltigen Ruck gegen den Kammerdiener aus. »Neulich hattest du einen großen wilden Bart, aber bessere Augen. Ja, glotze mich nur so an, die Zeit der Rache ist gekommen, verfluchter Zauberer! Aber deine Künste sollen dir nichts mehr nützen, mein Degen ist geweiht in der heiligen Kathedrale von Toledo.«

Mit diesen Worten warf der Spanier langsam seinen Mantel von der rechten Schulter zurück und zog bedächtig den langen Stoßdegen.

»Frau Schwarz!« schrie entsetzt das junge Mädchen, »Frau Schwarz, kommen Sie geschwind, um Gottes willen!«

Don Larioz schüttelte sein Haupt und sprach mit ruhiger Stimme: »Es soll dir nichts nützen, wenn selbst die Unschuld für dich bittet; du hast zehnfach den Tod verdient durch deine Zaubereien gegen mich und dadurch, daß du unter deiner jetzigen Gestalt arme verlassene Jungfrauen zu mißhandeln gedenkst.«

»Das ist ein verrückter Mensch!« rief François aufs höchste erschrocken, indem er aufstand und einen Stuhl zur Abwehr erhob. »Schlagt ihn nieder, Andreas, wie einen tollen Hund!«

Der Gärtner, der etwas unsicher auf seinen Beinen zu stehen schien, faßte einen der schweren zinnernen Leuchter, die auf dem Tische standen, und schwang ihn gegen den Spanier, der, diese drohende Bewegung wohl sehend, rückwärts stoßend, den Gärtner mit dem Knopfe

seines Degengefäßes so heftig auf die Faust traf, daß derselbe aufschrie und dann seine Waffe zähneknirschend in die andere Hand nahm.

Kathinka Schneller wollte sich zwischen die Beiden werfen, schrak aber zurück vor der blinkenden Degenklinge, welche in der Hand des Spaniers einen Bogen beschrieb, gerade in dem Augenblicke, als ihm der Italiener den gewichtigen Stuhl auf den Leib warf und dann vorwärts stürzte, um die Thür zu erreichen.

Doch hatte François nicht die Bewegung der Klinge berechnet, oder war er in dem Glauben, der Andere werde von dem Anprallen des Stuhles zurückgeworfen werden? Don Larioz aber blieb trotz des gewaltigen Schmerzes fest auf seinen Füßen stehen, und da er im gleichen Moment seinen Arm mit der langen Klinge ausstreckte, so rannte der Kammerdiener so furchtbar in dieselbe hinein, daß die Spitze auf seinem Rücken wieder herausdrang. Er stürzte mit einem gellenden Schrei zu Boden.

Auch der Spanier wankte in diesem Augenblicke; eröffnete krampfhaft seine rechte Hand, den Griff des Degens fahren lassend, während er mit der linken unter einem matten Aufschrei an sein Haupt griff. Seinen Körper durchflog ein convulsivisches Zittern, dann sank er in die Kniee, und gleich darauf schlug sein Kopf auf die Dielen des Fußbodens.

Andreas schleuderte einen schweren Leuchter, mit dem er einen entsetzlichen Schlag auf den Unglücklichen geführt, jetzt schaudernd von sich und verschwand in größter Schnelligkeit auf der dunklen Treppe.

Das junge Mädchen rang weinend die Hände, und die Wirthin des Hauses, welche durch den Lärm herbeigerufen worden war, erhob ein furchtbares Jammergeschrei.

»O Unglück! Unglück!« kreischte sie, »das bringt mich ins Verderben. Lauf auf die Straße, auf die Polizei, rufe die Nachbarn herbei und erzähle ihnen, wie Alles gegangen ist; du hast es ja gesehen. Oder nein, ich will auch mit, ich will nicht hier allein bleiben!«

Nach diesen Worten liefen Beide zur Stubenthür hinaus, waren aber noch nicht die Hälfte der Treppe hinab geeilt, als ihnen ein Mann, von einem Knaben gefolgt, athemlos entgegen sprang.

»Wo? wo?« schrie derselbe, »wo ist das geschehen? wo ist er? Bleibt bei der Hand, ihr verfluchten Weibsbilder! – So rennt man nicht davon! Hier schafft man Hülfe, und dann erst könnt ihr meinetwegen fort springen, um die Nachbarschaft mit eurem Geschrei zusammen zu rufen.«

So sprach der Armenarzt Doktor Flecker, trieb die erschrockenen Weiber in die Stube zurück und eilte ihnen nach.

»Ah!« sagte er, nachdem er schnell einen Blick auf die beiden am Boden Liegenden geworfen. »Gottschalk, spring hinüber und sieh, ob dein Vater da ist. Gott gebe, daß du ihn findest; er soll augenblicklich hieher kommen und noch einen Mann mitbringen.«

Jetzt keuchte auch der Tiger die Treppe herauf und blieb laut weinend unter der Zimmerthür stehen.

Der Doktor war rasch zwischen die Beiden hingekniet, warf einen prüfenden Blick nach rechts und links, und

als er gehört, wie Larioz mühsam und tief athmete, rief er den Weibern zu, demselben ein Kissen unter den Kopf zu schieben.

Dann wandte er sich an den Italiener, riß ihm die Weste auf und zog ihm mit fester, sicherer Hand den Degen, seiner Lage wegen nicht ohne Mühe, aus der Brust, ein paar Tropfen stockenden Blutes quollen hervor. Hierauf betrachtete er ihn eine Sekunde, hob eines seiner Augenlider auf, und während er mit der einen Hand nach dem Pulse griff, legte er das Ohr auf die Stelle des Herzens, worauf man ihn murmeln hörte: »Da ist jede Hülfe vergeblich – todt! – Ein furchtbarer Stoß, wahrscheinlich mitten durchs Herz.«

Jetzt fing die Wirthin des Hauses, die dem Doktor mit gefalteten Händen angstvoll zugeschaut hatte, laut an zu jammern. – »Daß sich Gott erbarm'!« schrie sie, »meinen besten Kunden, einen solch' nobeln Herrn hier in meinem Gastzimmer zu erstechen! Und das von einem Schnapphahn, der nur hereinstürzt, vom Leder zieht und fertig macht! Wenn da keine Gerechtigkeit mehr geübt werden soll, da weiß ich nicht, wofür es überhaupt noch Galgen in der Welt gibt.«

»Ja, ja, Gerechtigkeit vor Allem, Frau Schwarz,« sagte der Doktor, indem er zornig in die Höhe blickte; »aber Ihr werdet mir zugeben, daß ich als Arzt vorderhand hier zu befehlen habe, und wenn ich Euch also sage, Ihr sollt Euer Maul halten, so hoffe ich von Euren ungewaschenen Reden keine mehr zu vernehmen. – Verstanden?«

»Verstanden habe ich wohl,« gab das Weib giftig zur Antwort, »aber der da –« sie zeigte mit einer verächtlichen Geberde auf Don Larioz, »soll mir vor das Criminalgericht, und ich will selbst einen Advokaten bezahlen, damit er sicher gehenkt wird. O der arme Herr François!« rief sie schluchzend; »wer ihm das vor einer Stunde vorausgesagt hätte!«

»Ja, wenn es möglich wäre, vorzusagen,« entgegnete der Armenarzt, »so würdet Ihr jetzt etwas Unangenehmes wissen, was Euch widerfahren kann, wenn Ihr nicht augenblicklich stille seid.«

Man hörte Tritte auf der Treppe und sah gleich darauf den Jäger Brenner mit ein paar anderen Männern eintreten, die eine Tragbahre hatten. Nach der Anweisung des Doktors wurde eine Matraze darauf gelegt und der Spanier behutsam hinaufgehoben. Der Jäger wischte sich die Augen, als er den treuen Freund seines Knaben so regungslos, leise athmend, mit blutendem Haupte da liegen sah. Gottschalk selbst, der gefolgt war, kniete neben die Tragbahre hin und hatte die herabhängende Rechte ergriffen.

»Wohin bringen wir ihn?« sprach einer der Männer. »In das Spital?«

Der Arzt blickte fragend auf den Jäger Brenner und gab zur Antwort: »Wenn wir ihn in das Spital schaffen, so kann ich mich nicht weiter um ihn bekümmern; ich habe da nichts zu sagen. Und doch wäre es mir lieb, ihn unter der Hand zu haben; seine Verwundung ist sehr gefährlich, es wird Mühe haben, ihn durchzubringen, und

wenn wir ihn anderswo pflegen könnten, wäre es für sein Gemüth zuträglicher.«

»Wo könnten wir ihn besser hinbringen, als zu mir?« sprach rasch der Jäger. »Ich habe es meiner Frau auch schon gesagt, und sie wird die kleine Hinterstube bereits zugerichtet haben. – Also angefaßt!« wandte er sich an die Männer, »ihr Beiden nehmt die Tragbahre, und ich will ihn auf der steilen Treppe schon halten, daß nichts geschieht.«

»Aber die Polizei!« rief eifrig die Wirthin. »Wenn die Polizei kommt und ihn nicht findet?«

»So sagt der Polizei, ich, Doktor Flecker, habe für gut befunden, ihn fortzuschaffen; er sei da drüben in der Wohnung des Jägers Brenner, – wo er nicht entwischen wird,« setzte er traurig hinzu. »Angefaßt, Leute!«

Kathinka Schneller hatte während des ganzen Auftrittes in einer Ecke neben dem Ofen gesessen, die Hände vor das Gesicht gedrückt, und erhob sich jetzt erst, als die Männer die Tragbahre aufheben. Sie trat dicht an Larioz heran, beugte sich über ihn, legte ihre Hand auf seine Brust, und ein paar Thränen fielen aus ihren Augen auf sein bleiches Gesicht. Darauf trat sie ans Fenster, und wartete, bis die Träger mit dem schwer Verwundeten auf der Straße erschienen und dann im gegenüberliegenden Hause verschwanden. Sie seufzte tief auf und setzte sich wieder auf ihren Stuhl neben dem Ofen.

»So,« sagte sie alsdann, »hier will ich warten, bis die Polizei kommt, und ihr Alles genau sagen; der da am Boden liegt, hat angefangen, es war das überhaupt ein böser Mensch, was Ihr auch sagen mögt, Frau Schwarz; und den Namen des Gärtners, welcher mit seinem Leuchter so furchtbar zugeschlagen, will ich bei Gott im Himmel nicht vergessen.«

»Unterstehe dich, den über deine verfluchten Lippen zu bringen!« schrie die Wirthin und trat mit geballten Fäusten vor das Mädchen hin.

»Ich werde mich unterstehen,« erwiderte kalt Kathinka. – »Den sie da eben fortgetragen haben, das war ein braver Herr, ein armer, braver Herr; er hat mich vertheidigen wollen und ist dabei ins Unglück gekommen.«

Sie preßte ihre Hände laut schluchzend vor das Gesicht. – – In dem Hause des Jägers hatte man den Verwundeten in einer leerstehenden Hinterstube auf ein gutes Bett gelegt, und während der Armenarzt beschäftigt war, seine tiefe Wunde zu untersuchen, stand, mit Ausnahme der Großmutter, die ganze Familie in tiefer Rührung mit gefalteten Händen um den besinnungslos Daliegenden. Das Stübchen war klein, aber freundlich; es wurde von der Sonne geliebt, welche es Vormittags begrüßte und dann spät am Nachmittage, ehe sie verschwand, nochmals durch eine Häuserlücke einen letzten leuchtenden Blick darauf warf.

Das that sie auch gerade in diesem Augenblicke, und obgleich man das Fenster mit einem Stücke Zeug verhängt hatte, so stahl sich doch ein kleiner glühender

Strahl herein und zuckte über das bleiche Gesicht des Kranken. Es war gerade, als spüre er diesen letzten Gruß und rufe derselbe seine Besinnung zurück: er that einen tiefen Athemzug, seufzte ein paar Mal, bewegte die Lippen und öffnete dann weit seine Augen. Sein erster Blick fiel auf den Armenarzt, der an seinem Kopfe beschäftigt war und sich nun über ihn beugte mit der Frage, wie es ihm gehe. Neben dem Doktor stand Margarethe Brenner, sie hielt Stücke weiße Leinwand in der Hand, und in ihren dunkeln Augen, die sie auf den Kranken gerichtet hatte, funkelten Thränen.

Larioz wandte seine Blicke von dem Arzt auf das junge Mädchen, und ein freundliches Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen.

»Fühlen Sie Schmerzen?« fragte wiederholt der Doktor, worauf der Verwundete nach einer längeren Pause zur Antwort gab:

»Es kann wohl nicht anders sein, als daß ich einige Schmerzen spüre; er hat mich mit seiner Streitaxt hart getroffen, gegen alle Kampfregeln. Von rückwärts fiel er über mich her, während ich mit dem anderen Ritter beschäftigt war. – Aber es war ein glorreicher Kampf, so viel ich mich erinnern kann; ich habe den Zauberer besiegt und bitte nur den edlen Herrn dieses Schlosses um Verzeihung, daß ich ihm Ungelegenheit mache, indem man mich hieher gebracht, um meine Wunden zu pflegen. – Welche Burg,« fragte er nach einem kleinen Stillschweigen, »hat mir nach altem Brauch ihre gastlichen Thore geöffnet?«

Er athmete tief auf und schloß alsdann die Augen wieder.

Der Armenarzt schüttelte betrübt mit dem Kopfe und sagte leise zu dem Jäger: »Er ist schwer verletzt.«

Nach einer Weile öffnete der Kranke hastig die Augen wieder, blickte das junge Mädchen lange und schweigend an und sprach: »Verzeiht, hohe Dame, daß ich nicht im Stande bin, mich zu erheben, um Euch meinen Dank zu sagen für diese freundliche Aufnahme. Erlaubt mir auch, edle Herrin dieses Schlosses, daß ich länger in Eurer wohlwollendes Antlitz blicke, als es sich vielleicht mit der Schicklichkeit verträgt. – Eure Augen haben etwas unendlich Wohlthuendes, etwas Beruhigendes, und ich kann es nur als ein hohes Glück annehmen, vor den Mauern Eurer Burg so schwer getroffen worden zu sein. Es ist das aber schon häufig vorgekommen, und Gott fügt es oft so, daß, wo tapfere Ritter verwundet werden, edle Damen in der Nähe sind, um sie zu pflegen. – Der Himmel lohne es Euch! – Aber nicht alle edlen Damen sind im Besitze so guter Augen, vor denen kein böser Zauber bestehen kann. – Ah!« machte er, und schaute mit einem Blick der Befriedigung ringsumher, ehe er wieder das Auge nach Margarethen wandte. »Hier herein kann keines der Phantome, die mich in letzter Zeit so unsäglich geplagt.«

»Wenn Ihr zur Thür hinausschauen wollt,« fuhr er mit einem starren Blicke dorthin fort, »so werdet ihr Alle, Alle unten an der Treppe sehen, wie sie sich vergeblich bemühen, herauf zu klettern. – Aber die Stufen derselben sind

glatt wie der Rücken einer Schlange, und neben meinem Lager steht eine der himmlischen Heerschaaren, deren Anblick sie erzittern macht. – Ja, Alle, Alle zittern vor ihnen, denn es sind Gebilde böser Geister – alle Gesellen des Bundes, der Zauberer mit seinem langen wirren Barte – und auch sie – sie – die schlottrige Gliederpuppe, die für einen Augenblick Leben erhielt, um sich an mich anzuklammern und mein Herzblut zu trinken, damit ich ihr gleich werde. – War sie doch nahe daran, ihren Zweck zu erreichen, denn ich fühle wohl, wie schwer und unbeholfen meine Glieder herabhängen; ich glaube, bis nahe zum Herzen bin ich ihr schon gleich geworden. – Aber du wirst mich retten, edle Herrin dieses Schlosses.«

Während er so sprach, ließ er zuweilen seine Augenlider zufallen, ohne aber seine Rede zu unterbrechen.

Der Doktor hatte dem Kranken einen leichten Verband angelegt, faßte nun seinen Puls, und während er die Schläge zählte, sah man ihn mit gespannter Erwartung auf Larioz blicken.

Dieser zuckte mit einem Male heftig zusammen, richtete sich gewaltsam in die Höhe und starrte mit unheimlich leuchtenden Augen um sich her.

»Oh!« rief er alsdann mit lauter Stimme, »von Neuem entbrennt der Kampf, gebt mir den Schild und mein gutes Schwert! Haltet mich nicht; da hilft keine Schonung, sie oder ich! Dort kommen sie heran. – Gott und San Jago! – Das ist ein schreckliches Gemetzel!« sagte er stöhnend und machte mehrmals den Versuch, von seinem Lager aufzuspringen, wobei er kräftig mit den Männern

rang, die ihn hielten. »Die Uebermacht ist groß,« seufzte er alsdann, »doch Muth, Muth! die Kraft meines Armes wird uns den Sieg verschaffen! – Ah! er hat mich schwer getroffen,« sprach er nach einer Weile, indem er tief aufathmete und dann matt zurücksank; »aber das Andenken an sie, die schützend neben mir steht, wird mich wieder aufrichten.«

Ein paar Mal bewegte er hierauf seine Lippen, ohne daß man ein Wort vernahm.

Der Jäger richtete tief betrübt einen so fragenden Blick auf den Doktor, wobei er leicht dessen Arm berührte, daß dieser ihn anschaute, dann mit dem Kopfe schüttelte und leise zur Antwort gab:

»Er stirbt noch nicht. Wir werden dergleichen Anfälle noch mehrere haben – das ist ein kräftiger, gesunder Körper, bei dem noch nicht alle Hoffnung verloren ist. Ich werde jetzt selbst in die Apotheke gehen und Einiges für ihn besorgen; laßt Margarethen bei ihm, wenn Ihr sie entbehren könnt, Frau Brenner, und einen der Männer. Fahrt mit Umschlägen fort, wie ich gethan; ich komme bald wieder.«

»Aber Herr Larioz wird nicht sterben?« sagte Gottschalk, der dicht neben seinem Freunde stand und aus dessen Augen eine Thräne um die andere tropfte.

»Haben Sie wirklich Hoffnung, Herr Doktor?« fragte auch der Jäger.

Und der Armenarzt erwiderte: »Die Hoffnung ist etwas so Wohlthuendes für uns, daß wir sie gewaltsam in unserem Herzen behalten müssen, wenn auch unser Verstand

sie verjagen möchte. Wer will hier sagen, was die nächsten Tage bringen werden? Der Zustand unseres armen Freundes ist sehr schlimm, und wenn wir mit Gottes Hülfe wirklich im Stande sind, seine Wunde zu heilen, wer bürgt uns dafür, daß alsdann nicht noch etwas Schreckliches eintritt als der Tod?«

»Schön war der vergangene Tag,« murmelte der Kranke; »ich habe sie gefunden, die ich lange gesucht. – Hilf mir, du mit den guten, frommen Augen, wehre das schlottrige, wankende Gespenst von mir ab. – So – so ist es gut, habe Dank – Dank – Dank.«

SECHZIGSTES KAPITEL. EIN SPAZIERRITT.

Baron von Breda ritt langsam die Anhöhe hinauf, einen Weg, den wir bereits kennen und den wir schon ein paar Mal mit ihm gemacht. Er hielt die Zügel seines Pferdes nachlässig in beiden Händen, die er vor sich auf den Sattelknopf stützte, sein Kopf war tief hinabgebeugt und er so in Gedanken versunken, daß Lord es allein übernehmen mußte, allen Begegnenden auszuweichen, was denn auch das kluge Thier gerade so gut that, als würde es von einem aufmerksamen Reiter gelenkt.

Seit längerer Zeit vermochte der Baron nur einem einzigen Gedanken nachzuhängen, einem süßen und doch wieder so schmerzlichen Gedanken, der nach und nach sein ganzes Wesen erfüllte, den er wohl auf Augenblicke verjagen konnte, der aber dann wieder mit der Gewalt einer wilden Wasserfluth alle die Schutzdämme zerriß, welche seine Vernunft mühsam aufgebaut, alle die guten

Pläne zerstörte, die er zum eignen Heil und zu dem eines anderen geliebten Wesens gefaßt, – glühende, wilde Gedanken, von denen er wohl fühlte, sie müßten sein Herz zerstören, seine Sinne abstumpfen, ihn selbst zum bedauernswerthesten der Menschen machen. – Vergebens; er, sonst so starren und unbeugsamen Sinnes, vermochte dem Eindringen dieser Gedanken nicht zu widerstehen, und es schien ihm eine Lust zu sein, ihren wilden Fluthen zuzuschauen, die Zerstörungen zu betrachten, die sie in seinem Inneren anrichteten.

Eugenie hatte sich seit zwei langen Tagen nicht vor ihm sehen lassen; er hatte es über sich vermocht, sie, wie er wohl gekonnt hätte, nicht aufzusuchen. – Vielleicht beruhigt es mich, sie ein paar Tage nicht zu sehen, hatte er gedacht; aber er hatte das achselzuckend gedacht, denn er fühlte im selben Augenblicke, daß jetzt um so mehr all sein Denken, all sein Fühlen sich mit ihr, der Abwesenden, beschäftigen werde.

Und so war es auch. Früher, nachdem sie mit ihm gesprochen, nachdem sie ihm zugelächelt, nachdem sie ihm ihre liebe Hand gereicht, hatte er gern sein Haus verlassen, sich schon beim Fortgehen auf das Wiederkommen freuend, auf ihren lustigen Ruf: Ah, Onkel George! mit dem sie ihm entgegen flog. Jetzt, wo er sie nicht mehr sah, hielt es ihn gewaltsam fest in der Nähe seines Hauses, ja, so viel es ihm möglich war, in der Umgebung ihrer Zimmer. Freilich hatte er sich vorgenommen, diese nicht zu betreten, aber es konnte ja möglich sein, daß sie dieselben verlassen würde, daß sie ihm plötzlich entgegen

träte oder daß er vielleicht ihre Aeußerung vernähme! Onkel George könnte mich wohl besuchen.

Aber sie that das nicht, sie blieb still auf ihrem Zimmer, sie saß viel an ihrem Fenster, von wo man nach den Bergen blicken konnte, hinter denen das alte Landhaus ihres Vaters lag. So sagte Frau von Breda und setzte hinzu: »Die arme Eugenie leidet; sie sieht bleich aus, und leicht treten ihr die Thränen in die Augen, was man sonst nicht an ihr gewohnt ist.«

Wir müssen gestehen, daß den Baron diese Nachricht nicht schmerzlich berührte; er athmete tief auf und fand eine Beruhigung darin, daß Eugenie nicht heiter sei; es bestärkte ihn in seinem Vorsatze, noch eine Weile zu warten, ehe er sie aufsuchte; ja, er vermochte es über sich, das Haus zu verlassen. Und so sehen wir ihn denn langsam und in tiefe Gedanken versunken nach der bewußten Anhöhe reiten.

Oben angekommen, stand Lord einen Augenblick still und wandte, wie er hier gewöhnlich that, seinen Kopf nach der Stadt zurück. Es war ein wundervoller klarer Nachmittag, die erste Frühlingszeit, welche sich rings umher in Jubel und Lust ankündigte. Die feinen Zweige und Aeste der niederen Bäume und Gestreiche zeigten nicht mehr ihre kahlen, eckigen Formen; sie waren mit jenem uns so wohl bekannten duftigen Flor umspunnen, der jetzt schon anfang, aus dem Violetten ins Grüne überzugehen. Ein freudiges Aufathmen, ein inniges Sehnen nach der nächsten herrlichen Zeit schien die ganze Natur zu beleben, und was lange geschlummert unter

Schnee und Eis im starren Schooß der Erde, schickte sich jetzt an, überall an das Tageslicht hervorzubrechen. Wohin das Auge blickte, drangen die feinen grünen Blätter aus dem Boden hervor, zeigten sich die ersten Frühlingsblumen.

Und nicht bloß das Auge allein bemerkte die herannahende entzückende Zeit, sah dieses neue, schöne, regsame Leben, auch jedes Herz fühlte in diesem Augenblicke den Drang, wenn es in starrem Schläfe befangen war, seine Fesseln zu brechen und sehnsuchtsvoll aufzublühen, sei es in glücklicher Liebe, in herrlicher Blumenpracht, sei es im hoffnungsreichen Grün, sei es im Glanze fließender Thränen.

Da lag die Stadt vor dem einsamen Reiter, glänzend im Strahl der Sonne, umwallt von flimmernden Nebeln und vergoldetem Rauche. Deutlich sah er sein Haus vor sich liegen, das Dach mit der rothen Fahne, über welcher die vergoldete Spitze wie ein funkelnder Stern stand. Unter diesem Sterne war das Fenster, an welchem sie jetzt wohl saß und vielleicht nach dem Berge blickte, wo er so eben hielt. Ja, es war ihm, als wisse er bestimmt, daß sie sich jetzt dort befinde, daß sie ihre süßen Augen hier richte, daß sie an ihn denke, herzlich und lieb. Es konnte nicht anders sein; so kann ein Gefühl nicht lügen, ein Gefühl, das ihm zauberhaft mit einem Male nicht nur ihr Bild, sondern ihr inneres Wesen, selbst wenn er die Augen schloß, so unerklärlich nahe brachte, daß es ihm war, als spüre er den Hauch ihres Mundes, als höre er ihre Worte: O Onkel George!

Doch auch diese liebliche Phantasie flatterte vorüber, und als sie dahin gezogen war und er sein Herz wieder ruhiger schlagen fühlte, da erkannte er deutlich, daß es mehr als ein Traum gewesen, was ihn eben umgaukelt; da wußte er genau, daß ihre Gedanken den seinigen in diesem Momente wirklich begegnet waren.

Er wollte eben sein Pferd umwenden, um nach der Stadt zurückzukehren, als er den Berg herauf einen anderen Reiter in starkem Trabe sich nähern sah. Sein scharfes Auge erkannte Fremont, der ihm schon von Weitem mit der Hand zuwinkte. George von Breda hielt sein Pferd zurück, und der Andere war in einigen Minuten bei ihm.

»Ich dachte es mir doch,« rief ihm Fremont zu, »dich hier auf deinem gewöhnlichen Wege zu treffen. – Wenn es dir nicht unlieb ist, so reiten wir eine Strecke zusammen.«

»Wie soll mir das unlieb sein?« fragte Herr von Breda. »Reiten wir. Welcher Zufall führt dich hieher?«

»Eigentlich kein Zufall; ich suchte dich in deinem Hause, und als mir deine Frau sagte, du seiest ausgeritten, dachte ich mir gleich, dich hier zu finden.«

»Du sahst meine Frau?«

»Ja, sie war im Wintergarten mit Fräulein von Braachen. Letztere aber,« setzte Fremont mit etwas spöttischem Tone hinzu, »hatte ich nicht das Glück zu sprechen; deine Frau sagte, die junge Dame wäre leidend, und diese zog sich, als ich das Glashaus betrat, auf ihr Zimmer zurück.«

So war sie doch an ihrem Fenster! dachte aufathmend der Baron, den die Nachricht, Eugenie sei im Wintergarten gewesen, schmerzlich berührt hatte.

Die Beiden ritten im Schritt den Abhang hinunter.

»Ein herrlicher Tag!« sprach Fremont, »ein entzückender Tag! Man fühlt ordentlich mit den Pflanzen und Gräsern; man möchte auch ausschlagen, wenn man nicht schon zu alt dazu wäre. Was meinst du, guter George?«

Er sagte das mit einer Munterkeit, die aber etwas Forcirtes an sich hatte, wobei er seinen ernsthaft aussehenden Freund mit einem scharfen Blicke von der Seite betrachtete.

George von Breda nickte mit dem Kopfe und erwiderte: »Es ist wirklich sehr schön, und man ist erfreut, den langen Winter hinter sich zu haben.«

»Wo steckst du denn eigentlich?« fuhr der Andere nach einer kleinen Pause in demselben munteren Tone wie früher fort. »Was treibst du? Man sah dich ja in den letzten Tagen nirgendwo. Ich wette, daß ich eine ganze Menge Neuigkeiten für dich habe. – Apropos! weißt du auch, daß dieser famose Czrabowski abgereist ist? – weißt du, verschwunden, ohne daß er seine Abschiedsbesuche gemacht hat. – Ein pfiffiger Schuft! Er hat manches ehrlichen Mannes Beutel leichter gemacht.«

»Und auch wohl den deinigen,« gab Herr von Breda zur Antwort; »ich habe dir das voraus gesagt. – Aber du warst in meinem Hause, wie du sagtest?« setzte er mit einem fast ängstlich forschenden Blicke hinzu. »Hättest du mit mir etwas Besonderes zu sprechen?«

»O – ja, ich hätte schon Einiges auf dem Herzen,« versetzte Fremont zögernd, »doch hat das noch Zeit.«

»Wie du willst,« sprach der Baron mit einem scheinbar gleichgültigen Tone.

»Ich wollte,« fuhr der Baron fort, »dir nur von diesem Czrabowski sagen, daß er mich auch einiger Maßen daran gekriegt hat. Aber daran ist Niemand schuld, als der verdammte Tonder.«

»Dein intimster Freund –«

»Hol' ihn der Teufel! ich hielt ihn für einen noblen Kerl, und ich gestehe es, er war mir zuweilen angenehm.«

»Er gab dir gute Rathsschläge.«

»Die ich besser nicht befolgt hätte. Aber über geschehene Dinge soll man nicht klagen.«

»Namentlich nicht,« erwiderte George von Breda mit einem trüben Lächeln, »wenn man eine gute Lehre für die Zukunft empfangen hat.«

»Die habe ich empfangen; sie war etwas theuer, hat mich jedoch curirt.«

»Und ist Tondern mit deiner Heilung zufrieden?«

»Ich werde das nicht genau sagen können,« meinte Fremont nach einer Pause; »auch er ist abgereist.«

Dabei beugte er sich nieder und schien die Zügel seines Pferdes ordnen zu wollen.

»Ah, er ist abgereist?« fragte verwundert Herr von Breda. »In der Art wie Czrabowski?«

»Fast ebenso, nur mit mehr Glanz und mehr Uebermuth. Du kennst ihn ja. Die vielen Opfer, die ich ihm gebracht, bezahlte er mir auf seine Weise mit Grobheiten

–«

»Und negociirte dabei eine neue Anleihe?«

»Den Teufel auch! er wäre schön bei mir angekommen! Meine Kasse ist nicht unerschöpflich wie die Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Helfenberg, dem es auf Zehntausend mehr oder weniger nicht ankommt, um seine Plane durchzusetzen.«

Das sagte er mit einem sehr sarkastischen Tone, wobei er abermals einen scharfen beobachtenden Blick auf seinen Nachbar warf.

»So? Helfenberg hat ihm geholfen, sich mit seinen Gläubigern zu arrangiren?«

»Was willst du? *Manus manum lavat*, sagt der Lateiner; du siehst, ich bin nicht umsonst in die Schule gegangen. – Reiten wir den Waldweg zu Braachens?« fragte Fremont, indem er sein Pferd anhielt.

»Wenn es dir egal ist, so reiten wir auf der Chaussee weiter,« gab George von Breda zur Antwort, ohne den Blick nach links zu wenden.

»Wie du willst. – Ja, dieser Helfenberg ist ein glücklicher Kerl.«

»Ich gönne ihm sein Glück, vor Allem aber seine wieder hergestellte Gesundheit. Es war doch ein gar zu entsetzliches Loos, das ihn betroffen. Mit welchem freudigem Blicke der das Frühjahr betrachten muß.«

»Man sagt, er wolle eine größere Reise eintreten.«

»Ich hörte nichts davon.«

»Und sich vorher verheirathen!« lachte Fremont mit einem boshafteu Blicke.

»Bah! Stadtgeschwätz! – So viel ich weiß, hat Helfenberg durchaus keine Liaison.«

»Das weißt du so genau?« fragte der Andere lauernd in langsamem Tone.

»Mir ist wenigstens nichts bekannt.«

Fremont fuhr spöttisch lächelnd mit den Fingern durch die Mähne seines Pferdes, worauf er dasselbe einen Sprung vorwärts thun ließ. Dann sagte er: »Wird dir noch bekannt werden, guter Breda, sehr bekannt werden; darauf kannst du Gift nehmen.«

»Und wenn auch – du thust ja gerade, als müsse mich das außerordentlich interessiren. Mir kann es wahrhaftig gleichgültig sein, wer Gräfin Helfenberg wird; ich habe weder eine Schwester, noch eine Tochter, die danach trachtet.«

»Nein – aber eine Cousine, der das vielleicht gefallen könnte, aber –«

»Ah, Fremont!« rief der Andere, indem er sein Pferd anzog; »das ist ein Scherz, den ich von dir am allerwenigsten erwartet hätte.«

»Und warum gerade von mir nicht?« rief Fremont in sehr übermüthigem Tone. »Wohl gar, weil die Leute sagten, auch ich trachte nach der Hand des Fräuleins von Braachen?«

»Du warst so eben in meinem Hause?« fragte Herr von Breda in sehr ernstem Tone.

»Zum Teufel! ja, das war ich.«

»Und wolltest mich sprechen?«

»Allerdings.«

»So sprich denn! Ich will dir aufmerksam zuhöre.«

»Ich war eben dabei, als du mich unterbrachst,« sagte Baron Fremont mit einiger Heftigkeit. »Es scheint, du willst mich nicht zu Worte kommen lassen. Und doch habe ich Sachen zu berichten, die dich ebensowohl interessieren werden wie mich, die vielleicht dein ruhiges Blut ins einige Wallung bringen könnten.«

George von Breda biß sich auf die Lippen, als der Andere so sprach; er fühlte den heftigen Schlag seines Herzens und gab sich gewaltige Mühe, ruhig zu scheinen, was ihm auch gelang. Dann erwiderte er: »So rede denn, Fremont! Aber erlaube mir, dir zu bemerken, daß ich gerade nicht in der Laune bin, um mich von Stadtgerede unterhalten zu lassen.«

»Was will ich von Stadtgerede!« versetzte Fremont, der mit einem Male sehr aufgereggt erschien. »Wer bekümmert sich darum? Ich sage nur, was ich und gute Freunde gesehen.«

»So, du hast etwas gesehen?« fragte der Baron in ziemlicher Spannung.

»Gesehen und gehört. Wo soll ich mit meinen Berichten anfangen?«

»Wo du willst,« sprach Herr von Breda anscheinend mit großer Ruhe. Darauf faßte er die Zügel von Lord fest mit der linken Hand, stemmte die rechte in die Seite und ließ den Kopf niedersinken, als betrachte er aufmerksam

die frische grünen Ränder des Chausseegrabens und die aufbrechenden Knospen der Gesträuche.

»So will ich denn bei dem anfangen, was ich gehört. Es ist auch älter als meine eigenen Wahrnehmungen und bildet eigentlich das Fundament dieser höchst merkwürdigen Geschichte. – Du wußtest wohl nicht einmal,« unterbrach sich Fremont, seinen Freund besragend, »daß Fräulein Eugenie von Braachen den Herrn Grafen von Helfenberg schon seit längerer Zeit kennt?«

»Sie kennt ihn nicht,« gab Baron von Breda leise zur Antwort.

»Ob sie ihn kennt! – Schon ehe sie in dein Haus kam, hatte sie Zusammenkünfte mit ihm.«

»Das ist nicht wahr!«

»Wenn du mich auf diese Art unterbrichst, lieber George, so ist es am Ende besser, ich behalte das für mich, was ich dir mittheilen wollte.«

»Du hast Recht; ich will dir ganz ruhig zuhören.«

»Die Zusammenkünfte zwischen Beiden fanden in dem kleinen Försterhause Statt, welches der Jäger Klaus in der Nähe des Gutes des Herrn von Braachen bewohnt. Dort sah Eugenie den Grafen.«

»Sie ging oft dorthin,« murmelte Breda. »Vielleicht traf sie ihn zufällig,« setzte er lauter hinzu.

»Nehmen wir an, sie habe ihn zufällig getroffen, wenn es dir Vergnügen macht, so zu glauben. Mir verschlägt es wenig, da ich meiner Sache gewiß bin und dir den Beweis geben kann, mit welcher überraschendem Interesse Graf Helfenberg für die junge Dame nicht nur dachte, sondern

handelte. Du wirst dich erinnern, daß er vor einiger Zeit ein Testament machte. Wir hatten die Ehre, als Zeugen dabei zu sein. Es war, wie die Rechtsgelehrten sagen, ein mystisches Testament; doch erhielt ich zufällig Kenntniß von einigen Legaten.«

»Nun – – Fremont?«

»Eines derselben bestimmte Fräulein Eugenie von Braachen nach dem Ableben des Grafen das große Schloß Stromberg mit allen Ländereien und Einkünften. – Konnte er einen größeren Beweis von Interesse, ja, ich wage zu behaupten, von glühender Liebe für Eugenie geben?«

»Wenn das wahr wäre,« sagte Baron von Breda mit dumpfer, klangloser Stimme.

»Wovon du dich gleich überzeugen sollst,« fuhr Fremont eifrig fort und zog ein Papier aus seiner Rocktasche. »Sieh das gefälligst durch.«

George von Breda ließ die Zügel seines Pferdes fallen, griff hastig nach dem, was ihm sein Freund darreichte, und entfaltete das uns wohlbekannte Concept. Während er las, biß er die Lippen auf einander, seine Wangen entfärbten sich mehr und mehr, und das Papier zitterte auffallend in seinen Händen.

»Wie kamst du dazu?« fragte er alsdann, indem er es, ohne aufzublicken, zurückgab.

»Ich erhielt es durch einen Zufall.«

»Ah!« machte Breda, indem er seine Hand an die Stirn drückte und einige Augenblicke über etwas nachdachte.

Dann zuckte es verächtlich um seinen Mund, und er sagte: »Dir war also bekannt, daß Eugenie eine reiche Erbin werden würde – und darauf fändest du es für gut, dich um ihre Hand zu bewerben. – Pfui, Fremont!«

»George!«

»Das Pfui mußt du nicht auf dich beziehen, mein lieber Fremont,« fuhr Herr von Breda nach einer Pause mit sonderbarem Lächeln fort; »es war ein Ausruf des Bedauerns, welches der Blindheit galt, mit der deine Augen geschlagen waren. Also« – er betonte jedes Wort aufs schärfste – »du mußtdest dieses Mädchen erst mit Geld umgeben sehen, ehe du ihren Besitz für wünschenswerth hieltest? Ich bedaure dich aufrichtig. – Und wie Recht hatte ich!« – Dieses Letztere murmelte er vor sich hin.

»Du bist sehr aufgeregt,« versetzte der Andere achselzuckend, »deßhalb will ich deine Worte nicht genau nehmen. Auch möchte ich gern mit deiner Erlaubniß in meinem Berichte fortfahren.«

»Thu das.«

»An dem Interesse, welches der Graf an Eugenie nimmt, ist also nicht mehr zu zweifeln, ja, ich möchte behaupten, auch daran nicht, daß er sie leidenschaftlich liebt. Wie sehr diese Liebe von der jungen Dame erwidert wird, kann ich begreiflicher Weise mit Bestimmtheit nicht sagen, doch spricht dafür eine Zusammenkunft, welche Beide vor wenigen Tagen in der Stadt hatten.«

»Eine Zusammenkunft – in der Stadt?«

»In der Stadt, und zwar in einem alten, unscheinbaren Hause in einer engen Gasse.«

»In der Nähe des Blumenmarktes?« fragte George von Breda fast unhörbar, und es schien, als müsse er die Worte fast gewaltsam hervorpressen.

»Du weißt darum?«

»Vielleicht. Doch fahre fort.«

»In jenem alten Hause also,« sprach Fremont, nachdem er einen Blick des Erstaunens auf seinen Nachbar geworfen, »traf der Graf Helfenberg mit Fräulein von Braachen zusammen. Was sie da –«

»Halt, Fremont!« rief Baron von Breda in diesem Augenblicke mit lauter Stimme, indem er den Arm des Anderen faßte und stark drückte; »habe die Freundschaft für mich und sprich keine Dinge, die du nicht beweisen kannst – denn ich will das bewiesen haben,« setzte er zitternd vor Aufregung hinzu. »Wer sich untersteht, so etwas zu sagen, soll den Beweis gegen mich zu führen im Stande sein, oder er oder ich hätte das letzte Wort auf Erden gesprochen.«

»Was ich sagte, kann ich beweisen,« gab Fremont kalt zur Antwort, »du wirst aber am besten einen Beweis erhalten, wenn du dir die Mühe nimmst, Fräulein von Braachen in dieser Angelegenheit zu befragen.«

»Wenn sie es mir eingestände!« rief George von Breda in schmerzlicher Bewegung.

»Will sie diese Geschichte verheimlichen, so werde ich mich bemühen, dir die besten Beweise beizubringen. Sollte mir das indessen nicht gelingen können, so wirst du mich zu allen deinen Wünschen bereit finden.« – Aber dieses hochmüthige Mädchen wird nicht läugnen, dessen

bin ich sicher, dachte er, indem er anhielt und sich mit einer entschlossenen Miene gegen seinen Nachbar wandte.

Dieser aber schien nichts davon zu bemerken; er ließ sein Pferd noch einige Schritte ausgehen, dann wandte er es und ritt ein paar Minuten im langsamsten Schritte gegen die Stadt zurück, indem er beide Hände wie früher fest auf den Sattelknopf drückte und den Kopf tief herabsinken ließ.

Fremont blickte ihm erstaunt nach.

Auf einmal zeigte sich eine andere Bewegung in dem davoneilenden Rosse und seinem Reiter. George von Breda hatte sich hoch aufgerichtet, und einen Moment darauf flog Lord in einem rasenden Galopp dahin.

Die Strecke zurück zu messen, zu welcher er vorhin eine ziemliche Zeit gebraucht, dauerte nur wenige Minuten, und erst auf der Anhöhe, von wo man auf die Stadt hinabsah, mäßigte er einen Augenblick den Lauf des Thieres. Er schaute ein paar Sekunden wie gedankenlos auf die Häusermassen unter sich. Die Physiognomie derselben hatte sich in der kurzen Zeit geändert; die Sonne war hinter einem leichten Gewölk verschwunden, welches den Horizont umsäumte; Dunst und Nebel, der auf der Stadt lag, war kalt und farblos geworden; die Fernen, die vorhin so kräftig und violet leuchteten, sahen frostig aus, wie zum Einschlafen bereit.

Der Reiter warf einen Blick auf sein Haus – der Stern, der vorhin so schön über demselben gefunktelt, war ausgelöscht, verschwunden.

Es dauerte noch eine kleine Viertelstunde, da lenkte George von Breda sein Pferd in den Hofraum bis zur Haupttreppe des Hauses, wo er anhielt und abstieg. Er war so in Gedanken vertieft, daß er nicht einmal bemerkte, wie eine Menge neugieriger Leute sich an die Einfahrt drängte und das Gebäude betrachtete: er sah nicht einmal die beiden Polizeisoldaten, welche am Eingange des Wintergartens standen und ihn ehrerbietig begrüßten. Bei dem Hufschlage seines Pferdes lief einer der Stalljungen eiligst herbei und machte ein gar bestürztes und sonderbares Gesicht. Aber der Herr des Hauses achtete nicht darauf.

Der Jäger Brenner öffnete die Thür, und erst als derselbe sagte: »Es passirt eben hier eine sehr unangenehme Geschichte« – denn er glaubte nicht anders, als der Baron habe die Leute am Thor und die Polizei am Glashause bemerkt – fuhr dieser aus seinen Träumereien empor und fragte: »So, was gibt's denn? Es ist doch – nichts passirt?« Er sprach glücklicher Weise den Namen nicht aus, der sich ihm gewaltsam aufdrängte.

»Die Polizei ist im Hause,« versetzte der Jäger, »um den Gärtner Andreas in Verhaft zu nehmen.«

»Ah so! – weiter nichts?« gab der Baron mit einer Gleichgültigkeit zur Antwort, die den treuen Diener ins höchste Erstaunen setzte.

»Andreas,« fuhr derselbe nach einer kleinen Pause fort, »hat heute, glaube ich, Streit in einem kleinen Wirthshause gehabt und dort mit einem Leuchter Jemand auf

den Kopf geschlagen, der nun gefährlich verwundet, man könnte sagen, sterbend, – darniederliegt.«

»Gut, gut!« versetzte eilig der Baron, »sage das meiner Frau.«

»Die Frau Baronin sind ausgegangen.«

»Nun, so melde es ihr, wenn sie zurückkommt.«

Damit ließ er den Jäger stehen, und eilte in flüchtigen Sätzen die Treppe des Hauses hinan. Doch nur die erste Hälfte erstieg er so rasch, dann faßte er das Geländer mit der Hand, blieb stehen und sprach zu sich selber: Ruhig, ruhig! was könnte es wohl nützen, wenn ich wie ein Rasender, der ich freilich bin, in ihr Zimmer stürzte! Gelassen – ruhig! Es wird mir viel kosten, es nur zu scheinen, aber ich will – Ja, ich will, setzte er hinzu und lächelte trübe vor sich hin. Wo ist der starke Wille geblieben, den ich früher zu haben wähnte? – Ja, früher, früher, das war eine glückselige Zeit, und wenn ich mir vornahm, an etwas nicht zu denken, nicht unter quälenden Gedanken zu leiden, so sagte ich einfach: ich will und dann geschah es. – Und auch jetzt möchte mein guter Wille sein altes Recht behaupten, aber er kann nicht, er kann gewiß nicht. Wenn mir auch das Herz zerspringen möchte – ich kann nicht eine Sekunde leben, ohne an sie zu denken, und wenn ich mich zwingen will, so zuckt es mir in meinen Augen. – O des Unglücks!

Der Baron knirschte mit den Zähnen und stieg alsdann nach einiger Zeit die Treppe vollends hinauf, langsam, oft stehen bleibend, Stufe um Stufe. Aber so zögernd sein Schritt auch war, er hatte jetzt den ersten Stock erreicht,

er wandte sich links – er stand vor ihrem Zimmer noch ein paar Sekunden mit ebenso tiefen Athemzügen, und er klopfte leise an.

»Herein!«

EINUNDSECHZIGSTES KAPITEL. ERKLÄRUNGEN.

Seit zwei unendlich langen Tagen hatte Baron von Breda den Ton dieser Stimme nicht mehr gehört. Bei dem lieben Klange derselben schrak er ordentlich zusammen, und es dauerte ein paar Augenblicke, ehe er öffnete. Er trat in das kleine Vorgemach, welches sich zwischen Eugeniens Schlaf- und Wohnzimmer befand. Sie stand an der Thür des letzteren, sie streckte ihm beide Hände entgegen und rief fröhlich aus:

»Ah! Onkel George! Du kommst mich zu besuchen.«
Doch plötzlich wiederholte sie das Onkel George mit ganz anderer, trüber, leiser Stimme und setzte ebenso hinzu: »Du willst nach mir sehen.« Dabei ließ sie ihre Hände niedersinken, ehe die seinigen dieselben erfaßt hatten, wandte sich um und trat an ihren Schreibtisch zurück, der an dem Fenster stand, welches George von Breda droben von der Anhöhe gesehen, an demselben Fenster, welches Graf Helfenberg in den Plänen des Hauses so eifrig betrachtete, und von welchem dieser so süß und doch wieder so schmerzlich geträumt. Eugenie saß viel an diesem Fenster, und sie ließ sich auch jetzt wieder neben demselben auf ihren kleinen Fauteuil nieder. Dann sprach sie: »Es ist schön von dir, Onkel George, daß du nach mir siehst.«

Der Baron hatte vorhin mit einem unnennbaren Schmerze bemerkt, daß sie ihre Hände sinken ließ, statt sie ihm, wie sonst, darzureichen. O, er hatte sich darauf gefreut, diese lieben Hände wieder berühren zu können, er hatte auf dem Wege hieher viel darüber nachgedacht. Er wollte sie freundlich an sich ziehen, er wollte in das klare, glänzende Auge blicken und sie dann hastig ohne Vorbereitung fragen: »Nicht wahr, Eugenie, das hast du nicht gethan, was mir Fremont erzählte? Du hattest mit dem Grafen Helfenberg keine Zusammenkünfte, du sahst ihn nicht dort in dem kleinen Hause in der Gasse am Blumenmarkte? – Nein, nein, gewiß nicht, ich glaube es nicht!«

So hatte er zu ihr sprechen wollen, sanft, innig, herzlich, und er war überzeugt, sie würde alsdann lächelnd mit dem Kopfe schütteln, ihn mit ihren wunderbaren Augen anschauen und dann sagen: »Nein, Onkel George, gewiß nicht. Wie kannst du so etwas glauben?« O, es waren wilde, glühende Träume, die durch sein Gehirn zuckten, die aber nun mit einem Male hohnlachend davon flatterten, als sie sich von ihm abwandte, und eine tödtliche kalte Leere in seinem Herzen zurückließen, – eine Leere, die sich gleich darauf mit grausamen Gespenstern bevölkerte, welche ihm triumphirend zuriefen: »Vorüber ist die Zeit, wo sie sich dir vertrauensvoll, wo sie sich dir liebend genähert; jetzt weicht sie von dir zurück, sie scheut deinen Blick, – das ist die Schuld – die Schuld.

»Willst du dich nicht setzen, Onkel George?« sagte das junge Mädchen nach einer Pause, worauf der Baron stillschweigend einen anderen Fauteuil herbeirollte und sich ihr gegenüber niederließ.

Beide schauten sich eine Sekunde lang an, und Eines fand, daß das Andere blaß und angegriffen aussehe.

»Es ist doch schrecklich,« unterbrach Eugenie das Stillschweigen wieder, »was mit Andreas vorgeht, Nanette hat es mir so eben erzählt. Es hat dich gewiß alterirt, Onkel George.«

»Was denn? – Ah so! der Gärtner. – Ja, es passiren seltsame Sachen hier im Hause.«

Das junge Mädchen wandte ihren Blick dem Fenster zu, worauf der Baron fortfuhr: »Du warst leidend, Eugenie? Deine Tante hat es mir gesagt. Man sieht es dir auch an. Doch ich hoffe, das ist sehr vorübergehend.«

»Ja, es wird vorübergehen,« santwortete sie mit einem leichten Seufzer. »Ich danke dir, Onkel George, daß du endlich einmal nach mir siehst.«

»Daß du endlich einmal nach mir siehst,« hatte sie gesagt, und diese Worte ließen das Herz des Mannes ihr gegenüber schneller schlagen. Hatte es sie vielleicht geschmerzt, daß er sie zwei lange Tage vergessen? Hatte sie sich vielleicht deßhalb von ihm gewandt und ihm nicht ihre Hände gereicht, wie sie sonst immer zu thun pflegte?

»Wenn ich auch nicht nach dir gesehen, meine gute Eugenie,« sagte er warm, »so war ich doch in Gedanken oft bei dir.«

»O, in Gedanken,« entgegnete sie träumerisch, wie mit sich selber sprechend. »Du hattest doch freundliche Gedanken über mich, Onkel George?«

Sie hatte ihren leichten Sessel so nahe an das große Fenster gerückt, daß sie den Arm auf die Brüstung desselben legen konnte, was sie auch that, worauf sie den Kopf in die Hand legte und nun ihr Gesicht vom Widerscheine des Abendhimmels leuchtend angestrahlt wurde.

»Gewiß in freundlichen Gedanken,« gab der Baron zur Antwort, »wie immer, wenn ich mich mit dir beschäftige. Mögen auch diese Gedanken anfänglich oft ernst, fast trübe sein, so ändern sie sich doch fast jedes Mal, wenn sie dich zum Gegenstande haben; denn ich kenne dich, mein gutes Mädchen. Nicht wahr, Eugenie, ich habe dich immer gekannt, wie du bist?«

Er hätte in diesem Augenblicke viel darum gegeben, wenn sie ihm ihr Gesicht zugewandt und ihn vertrauensvoll angeschaut hätte. Aber sie that das nicht, sie blickte in die Landschaft hinaus, vielleicht in den dämmernden Himmel, der immer mehr erblaßte und seine trüberen Töne ebenso auf ihren Zügen widerspiegelte.

Es wollte Abend werden. –

George von Breda bewegte sich unruhig auf seinem Fauteuil; er fühlte, vorüber flog, und vielleicht unbenutzt, einer der günstigsten Momente, um mit Eugenie zu sprechen.

»Ich war ausgeritten,« sagte er, »meinen alten, gewöhnlichen Weg. Dort hinaus, wo es zum Gute deiner Eltern geht. Von der Höhe sieht man mein Haus und, wenn ich nicht irre, auch das Fenster an dem du gerade sitztest.«

»Ja, man wird es sehen, Onkel George,« erwiderte das Mädchen mit leiser Stimme, »denn durch die fast noch kahlen Zweige der Bäume erblicke ich von hier aus jene Anhöhe.«

Der Baron nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: »Dort oben traf ich mit Fremont zusammen, oder vielmehr er kam mir nach. Dann ritten wir eine Strecke mit einander.«

»Das war wohl angenehm für dich, Onkel George, denn der Herr Baron von Fremont kann recht unterhaltend sein.«

»O ja, recht unterhaltend!« versetzte George mit einem so auffallenden Lachen, daß das junge Mädchen den Kopf herumwandte und ihn erstaunt anblickte. »Sehr unterhaltend! Denke dir nur, Eugenie, in dieser unserer Unterhaltung war auch von dir die Rede. Wie kann das für mich anders als sehr amusant gewesen sein?«

»Du bist in einer eigenthümlichen Laune, Onkel George,« sprach ängstlich das Mädchen. »Solche Worte habe ich noch nie von dir vernommen, und es macht mich fast erschrocken, wie du sie aussprichst.«

»Du hast Recht, ich bin ein wenig aufgereggt,« gab er zur Antwort, indem er sich mühsam bezwang, ruhig zu scheinen. »Das kommt aber daher, Eugenie, weil ich mich

fürchte, mit dir über etwas zu reden, was mir schwer auf der Seele liegt.«

»O, sprich darüber, Onkel George! Auch mir ist es gerade zu Muthe, als sollte ich von dir etwas erfahren, was mich tief bekümmerte.«

»Du hast ganz richtige Ahnungen.«

»Sehr richtige Ahnungen,« wiederholte Eugenie mit fast tonloser Stimme.

»Nun gut denn! – Ehe ich dir aber sage, Eugenie, was mich betrübt – o, betrübt ist nicht das rechte Wort,« setzte er leidenschaftlich hinzu – »was mich niederdrückt, was mir das Herz zerreißt, spreche ich meine Hoffnung aus, daß du mir ein paar Fragen mit deiner gewöhnlichen Offenheit und Wahrheitsliebe beantworten werdest. Ich weiß, daß du nicht fähig bist, eine Unwahrheit zu sagen, daß dein Ja ein wirkliches Ja, dein Nein ein wirkliches Nein ist. Und deßhalb zittere ich in Erwartung deiner Antwort.«

»Ich werde dir in Allem die Wahrheit sagen, Onkel George,« entgegnete Eugenie mit fester Stimme.

Es war unterdessen in dem Zimmer so dämmerig geworden, daß Keiner der Beiden die Gesichtszüge des Anderen mehr recht unterscheiden konnte. Der Baron sah gegen das hellere Fenster abgezeichnet die Gestalt des jungen Mädchens in dunklen Umrissen, während er selbst im tiefen Schatten saß.

»Kennst du den Grafen Helfenberg?« fragte er mit leiser Stimme.

»Nein, Onkel George, ich kenne ihn nicht.« Er athmete tief und sagte dann: »So lange du draußen auf dem Gute wohntest, warst du zuweilen in dem Hause des Jägers Klaus. Sahst du dort nie Jemand, der dir unbekannt war, der dort nicht hinzugehören schien, der sich mit dir unterhielt?«

»Niemand als einen Neffen des Jägers Klaus.«

»Ein Neffe des Jägers?« fragte der Baron in großer Spannung. – »Wer war das?«

Seine Worte mochten etwas heftig sein, denn das junge Mädchen wandte abermals den Kopf in das Zimmer hinein und schwieg eine Weile, ehe sie zur Antwort gab: »Der Neffe des Jägers war ein armer kranker Mensch; er erregte mir das tiefste Mitleiden, und ich hielt es für ein Werk der Barmherzigkeit, freundlich mit ihm zu sprechen, wenn ich ihn sah.«

George von Breda war hastig von seinem Stuhle emporgesprungen und schien mit Heftigkeit entgegen zu wollen; doch besann er sich eines Anderen und preßte die Lippen auf einander; dann sprach er, aber erst nach einer Pause: »Und du solltest nicht gewußt haben, daß jener arme kranke Mensch, der in so hohem Grade dein Mitleid erregte, an dem du durch freundliche Reden Werke der Barmherzigkeit übtest, der Graf Helfenberg gewesen ist?«

»Was sagst du, Onkel George?« rief das Mädchen erschrocken. – »O, meine Ahnung!«

»Ah, du hattest also Ahnungen?« fuhr der Baron bitter fort. »Aber deine Ahnungen waren nicht klar genug,

um dir, wenn wir von dem kranken Grafen sprachen, die hübschen Szenen im Jägerhause ins Gedächtniß zurück zu rufen und dich auf die Idee kommen zu lassen, als sei der Neffe des Jägers und Graf Helfenberg eine und dieselbe Person. Es fehlt dir doch sonst nicht an Phantasie.«

»Ich verstehe deine Vorwürfe, Onkel George,« erwiderte Eugenie, schmerzlich bewegt, »o, ich verstehe sie sehr, sehr! Aber ich kann dir sagen, daß sie ungerecht sind.«

Der Baron lachte laut auf und machte, um sich zu sammeln, einen Gang durch das Zimmer. Wie angenehm war es ihm in diesem Augenblicke, daß er die Gesichtszüge Eugeniens nicht erkennen konnte, daß er nicht ihr glänzendes Auge sah mit dem so lieben und offenen Blicke! Für das, was er zu sagen hatte, war ihm die Dunkelheit gerade recht, und deßhalb erregte es in ihm sogar ein unbehagliches Gefühl, als er einen Blick durch das Fenster auf die Landschaft warf und bemerkte, wie drüben der Mond aufgegangen sein mußte und mit seinem bleichen Scheine die Bäume vor dem Fenster, ja, dieses selbst streifte. Nur Eugenie saß noch in tiefem Schatten und regte sich nicht.

»Gut,« nahm er nach einer Pause wieder das Wort, »du kanntest ihn also nicht, als du damals mit ihm an dem erwähnten Orte zusammen kamst? – Nehmen wir an, es sei so. Doch muß das Mitleiden, welches du dem Grafen Helfenberg bewiesen, und die Freundlichkeit, mit der du

ihn behandelt – auffallender Art gewesen sein. – Ja, auffallender Art,« wiederholte er, als er sah, daß das junge Mädchen am Fenster zusammen zuckte oder ein wenig ihre Haltung veränderte; »denn den Grafen brachte dein Mitleiden und deine Freundlichkeit dazu, dich leidenschaftlich zu lieben.«

»O, Onkel George!«

»Dich so zu lieben,« fuhr dieser mit erhöhter Stimme fort, »daß er dich in einem rechtskräftigen Testamente zur Erbin eines großen Theiles seines Vermögens eingesetzt. – Dazu gratulire ich dir. Uns aber, Eugenie, die wir dir mit so viel Offenheit und Liebe entgegen kamen, kann ich zu deinem heimlichen Wesen nicht gratuliren.«

»Gott ist mein Zeuge,« sprach das Mädchen mit zitternder Stimme, »daß ich nicht daran gedachte, Heimlichkeiten gegen dich zu haben. Du sagtest vorhin, mein Ja sei Ja, mein Nein Nein. So glaube denn auch meiner Versicherung, Onkel George, ich habe nichts davon gewußt, daß ich mit dem Grafen Helfenberg sprach.«

»So galten also deine Freundlichkeiten dem Neffen des Jägers? – O laß mich das nicht glauben, Eugenie!«

»Ich will den Sinn deiner Worte nicht verstehen,« gab Eugenie mit erkünstelter Ruhe zur Antwort. »Aber wenn ich dir etwas werth bin, Onkel George, so fahre nicht fort, mir so wehe zu thun.«

»Wenn du es wünschest, werde ich schweigen,« sprach der Baron in kaltem Tone.

»O nein, so sollst du nicht schweigen!« rief sie leidenschaftlich aus. »Dann sprich lieber; ich will Alles geduldig

anhören, und wenn es die härtesten Worte sind. – Rede, Onkel George, ich bitte dich darum!«

Der Baron ging mit großen Schritten auf und ab; er kämpfte mit sich selber, er schien unentschlossen; er war schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als ihn das Andenken an die vielen schmerzlichen Stunden, die er in der letzten Zeit verlebt, an die höhnischen Reden Fremonts zurückhielt und ihm die Worte auspreßte:

»Gut denn, bei deinen Zusammenkünften im Hause des Jägers kanntest du also den Grafen nicht? – Wer war es denn, Eugenie, dem du vor zwei Tagen, nachdem ich dich unten im Wintergarten zuletzt gesehen, in einer unscheinbaren Gasse der Stadt, nahe bei dem Blumenmarkte ein Rendezvous gabst? – Galt dieses Rendezvous nicht dem Grafen Helfenberg? – Oder fand sich Fräulein von Braachen dort mit dem Neffen des Jägers Klaus zusammen?«

»Onkel George!« rief das junge Mädchen heftig aus: »du sagst mir da entsetzliche Dinge, Dinge, an die du selbst nicht glaubst!«

»Ich werde nicht daran glauben, wenn du mir die Versicherung gibst, es sei nicht so gewesen. Kannst du das, Eugenie?«

Sie antwortete nicht, und der Baron wiederholte heftig seine Frage, indem er näher trat und mit seiner Hand die Lehne des kleinen Fauteuils, auf welchem er gesessen, faßte. »Kannst du das, Eugenie? kannst und willst du?«

Das Mädchen blickte schweigend in den Abend hinaus, in das Mondlicht, welches jetzt nicht nur auf das

Fenster schien, sondern auch ihr Gesicht mit seinem hellen Schimmer übergöß. Sie sah entsetzlich bleich aus und ihre Augen standen voll Thränen.

»Sage mir ein einziges Wort, Eugenie!« bat der Baron dringend und mit bebenden Lippen; »ein einziges Wort, es sei nicht so, und ich will glücklich sein.«

Eugenie bewegte die Lippen und er horchte athemlos auf ihre Worte.

»Was wahr ist, werde ich nie läugnen,« sprach sie leise, aber bestimmt. »Ich war dort in einem Hause jener unscheinbaren Gasse, aber ich ging zu keiner Zusammenkunft, Onkel George.«

»Und du trafst dort nicht den Grafen?«

»Ich traf dort den Neffen des Jägers, den ich nur als solchen kannte.«

»Also dem Neffen des Jägers Klaus,« rief der Baron in leidenschaftlicher Heftigkeit ausbrechend, »gab Fräulein Eugenie von Braachen ein Rendezvous! Einem Menschen zu Lieb, den du nicht kanntest, setztest du deinen Namen, deinen Ruf aufs Spiel! Einem Unbekannten opferst du dies alles! Und du dachtest nicht an den entsetzlichen Schmerz, den du uns – mir damit bereiten würdest? – einen Schmerz, der nur darin eine Linderung findet, indem ich mir sage, daß ich mich in dir geirrt, daß du – daß du . . . «

»Onkel George!« bat Eugenie flehend, denn sie ahnte, daß sie etwas Furchtbares hören wurde.

»Daß du –« stieß er mühsam hervor, denn die Schläge seines Herzens drohten ihn zu ersticken – – »daß du,« rief

er mit bebenden Lippen, »eine würdige Tochter deiner Mutter bist!«

Das unglückliche Mädchen preßte die Hände vor das Gesicht, sie wollte aufschreien – sie brachte keinen Ton heraus; sie versuchte es, sich von ihrem Stuhle zu erheben – sie vermochte es nicht.

Es vergingen ein paar qualvolle Sekunden, ehe sie die Worte hervorbrachte: »Onkel George, das hättest du nicht sagen müssen, das ist ein Unglück!«

O, wenn er in diesem Moment ihr offenes, ehrliches Auge hätte erblicken können, die guten, lieben Züge ihres Gesichtes, deren Anblick ihn so oft beruhigt, beglückt! – Aber er sah nichts vor sich, als ihre zusammengebrochene Gestalt, einen schwarzen Schatten, dessen Spiegelbild in seinem zerrissenen Herzen stand, bereit, sein ganzes künftiges Leben kalt und nächtig zu umziehen.

»Ich habe es gesagt,« sprach er mit kaltem Tone; »ich habe gesagt, was mich mit Qualen der Hölle erfüllt, und werde fortan schweigen. Aber du hast die Worte hervorgerufen, die du vorhin gehört, du hast dir selbst zuzuschreiben, was du in den letzten Tagen Furchtbares in meinem Hause erlebt. Rechne du mit der Welt ab; sie ist einmal nicht anders. Und wenn der geringste meiner Diener es gewagt, dich zu beleidigen, so hat er vielleicht gedacht, er sei nicht schlechter als der angebliche Neffe des Jägers. – O des Unglücks!« fuhr er mit gebrochener Stimme fort, »o des Unglücks! ich kann den Gedanken nicht ertragen, er könnte mich wahnsinnig machen!«

Eugenie hatte sich von ihrem Stuhle erhoben, langsam und anscheinend ruhig; daß sie das aber nicht war, sah man an der leidenschaftlichen Hast, mit der sie jetzt wieder ihre beiden Hände vor das Gesicht preßte, nachdem sie den, welcher so zu ihr gesprochen, während seiner letzten Worte mit einem angstvollen Blicke betrachtet. Der Schluß dessen, was er sagte, fiel mit einem schmerzlichen gellenden Aufschrei zusammen, den das gequälte Mädchen ausstieß, während sie vorwärts stürzte bei dem Baron vorüber, und dann, als werde sie von jähem Schrecken gejagt, in dem dunkeln Vorzimmer verschwand.

George von Breda starrte ihr nach, er drückte seine Rechte vor die Augen, er athmete tief und schwer; er erwachte wie aus beängstigendem Traume.

Ja, sie war fort, sie saß nicht mehr vor ihm am Fenster; der helle Schein des Mondes drang jetzt in das Gemach und zeigte den nun leeren Fauteuil, auf welchem sie noch so eben gesessen, glänzte auf dem Papier ihres Schreibtisches, den gerade noch ihre Hand berührt, zeigte das weiße Taschentuch, das ihr entfallen war und auf dem Boden lag. Ihm war einen Augenblick zu Muth, als habe er all das Furchtbare, was sich hier begeben, wirklich nur geträumt. –

Und doch – nein, nein, es war nicht so! Dort war sie hinaus gestürzt aus dem Zimmer; ihr Gewand hatte ihn gestreift; es war ihm, als habe er den kleinen Theil einer Sekunde lang den süßen Hauch ihres Mundes gespürt, als sie einen schmerzlichen Schrei ausgestoßen. – Dann

war sie verschwunden. – Ja, verschwunden war sie; er befand sich allein in ihrem Zimmer, allein mit dem Mondlichte, das, gefühllos und kalt, doch mitleidiger als er gewesen war, denn es hatte sanft ihre Wangen berührt, hatte die Thränen ihres Auges geküßt, während er unbarmherzig, ohne Mitleid ihr Herz zerrissen. – Ah, Fluch dieser entsetzlichen Stunde!

Rasch eilte er an die Thür des Zimmers, dann auf den Gang, an die Treppe; er horchte in das Haus hinab – tiefe Stille herrschte überall; doch nur einen Augenblick. Im nächsten vernahm er den Gesang einer weiblichen Stimme, der gedämpft an sein Ohr schlug. Es war das Kammermädchen Eugeniens, die zu ihrer Arbeit sang.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein!

Der Baron eilte nach dem Corridor, nach dem Zimmer seiner Frau –

Wie wollt' ich tief im Herzen
Nur tragen dich allein!

Er öffnete den Salon der Baronin; dort brannte ein Licht, mit dem er durch das ganze Appartement schritt. Es war Niemand da. Dann eilte er die Treppen hinab, um sich in den Wintergarten zu begeben; unten stand der Jäger Brenner an der geöffneten Hausthür.

»Ist meine Frau nicht zu Hause?«

»Die Frau Baronin ist noch nicht zurückgekehrt,« antwortete der treue Diener und betrachtete mit einem eigenthümlichen Blicke die verstörten Züge seines Herrn.

»Hast du,« fragte dieser zögernd, »Fräulein Eugenie gesehen?«

»Vor wenigen Minuten; das gnädige Fräulein gingen hier zum Hause hinaus.«

»Vielleicht nach dem Wintergarten?«

»Ich glaube nicht, denn ich selbst habe die Thüren, die ins Freie führen, verschlossen.«

»Und wohin ging sie?« fragte der Baron, und ein furchtbarer Gedanke überfiel ihn mit so niederschmetternder Gewalt, daß er unwillkürlich seine Hand auf das Schloß der Thür legte.

»Ich kann mich irren,« entgegnete der Diener, »aber es war, als eilten das gnädige Fräulein zum Hofthor hinaus.«

»Bei dunkler Nacht? – Bist du wahnsinnig?«

Herr von Breda biß sich die Lippen blutig und setzte nach einer Pause, sich bezwingend, hinzu: »Ah! es ist möglich, vielleicht hat sie der schöne Abend ins Freie gelockt; sie wird meiner Frau ein paar Schritte entgegen gegangen sein. – Laß mir ein Pferd satteln!« rief er nach einigem Nachdenken plötzlich mit großer Heftigkeit. »Aber schnell, schnell!«

»Soll ich Lord vorführen lassen?«

»Welches du willst, nur so rasch wie möglich.«

Während der Jäger nach dem Stall eilte, den erhaltenen Befehl auszurichten, und dann als ein umsichtiger Diener den Hut seines Herrn aus dem Eßzimmer holte, lehnte George von Breda an der Thür seines Hauses mit

Gefühlen und Gedanken, die in ihrem furchtbaren blitzähnlichen Erscheinen und Verschwinden schwer zu beschreiben sind. Zuweilen raffte er sich auf und machte ein paar Schritte gegen die Treppe, wo er aber auf der obersten Stufe stehen blieb und scharf in die Nacht hinaus schaute, als sei es ihm möglich, durch Häuser und Mauern hindurch etwas von ihr zu erblicken. Aber so emsig er auch spähte, es blieb Alles rings umher still und ohne Bewegung. Auf das Glasdach des Wintergartens warf das Mondlicht helle Strahlen und carikierte die Formen desselben auf den Kies des Hofes in langgestreckten Schattenbildern.

Jetzt kam einer der Reitknechte um das Glashaus herum, ein Pferd im Trabe herumführend. Lord war es nicht; Lord hatte einen seiner Hufe geschont, als man ihn vor einer Stunde in den Stall zog. Es war ein kleineres braunes Pferd, welches Eugenie zu reiten pflegte. George von Breda schwang sich in den Sattel, nachdem er aus den Händen des Jägers seinen Hut genommen, den dieser darreichte, und ritt hierauf absichtlich im Schritt zum Hofe hinaus.

Vor demselben wandte er sich rechts und trabte dann die uns bekannte Anhöhe scharf hinauf, wobei er aufmerksam vor sich hinspähte; er konnte die breite Straße, die in dem weißen Mondlichte so hell vor ihm lag, bis oben übersehen – er bemerkte jedoch nicht das Geringste.

Zuweilen hielt er sein Pferd an und zwang es, Momente lang ruhig zu stehen, wobei er angestrengt in die Nacht

hinaus horchte, um irgend etwas zu vernehmen, was er doch wohl nicht hätte vernehmen können – umsonst; es herrschte tiefe Stille, es rauschten nicht einmal die Zweige, es flüsterte nicht das alte erstorbene Gras, denn es spielte nicht das leiseste Lüftchen über Berg und Thal. Dem Reiter kam es in seinen wilden Träumereien vor, als halte die Natur erwartungsvoll ihren Athem an sich.

Der Vater hatte die Anhöhe erreicht, und als er abwärts blickte, wo sich links der Waldweg abzweigte, da war es ihm, als sehe er dort in die Schatten hinein eine helle Gestalt verschwinden. So rasch sein schwaches Pferd den Abhang hinab zu laufen vermochte, ging es dahin, und es dauerte nicht lange, so bog er von der breiten Straße ab in den bekannten verwahrlosten Pfad ein. Hier betraten die Hufe seines Rosses weiches Moos und hervorsprossendes Gras, wodurch der Schall derselben so gedämpft wurde, daß er selbst kaum etwas davon vernahm und es ihm fast unheimlich erschien, so wie ein Schatten dahin zu gleiten.

Das Mondlicht drang hier und da durch die noch wenig belaubten Zweige, warf auf die Straße selbst und an die angrenzenden Gebüsche seltsame Schatten und Lichter, und zuweilen streifte der kalte glänzende Schein das Gesicht des Reiters. Aber er merkte nicht darauf, er ritt vorwärts, so rasch es nur immer gehen wollte, und ihm voraus drangen seine unruhig spähenden Blicke, Schatten und Buschwerk durchdringend.

Jetzt – ja, er täuschte sich nicht – dort vor ihm auf der linken Seite des Weges schwebte eine helle Gestalt;

bei der nächsten Biegung des Pfades verschwand sie, um gleich darauf wieder zum Vorschein zu kommen. Doch befand sie sich nicht auf dem Waldwege; er sah sie jenseits des ziemlich breiten und tiefen Grabens, welcher denselben begrenzte; sie schien nicht zu fliehen, sie wandelte oder schwebte vielmehr ruhig dahin. Er wußte selbst nicht, warum ihn ein eigenthümliches Grausen erfaßte, als er die weiße Gestalt vor sich erblickte; es war ihm zu Muthe, als sei er selbst mit dem schnellsten Pferde nicht im Stande, sie zu erreichen, obgleich sie anscheinend ohne große Geschwindigkeit dahin glitt; er fühlte, wie ein Schauer seinen Körper durchflog; er verspürte ein seltsames Frösteln; er sah sich unwillkürlich genöthigt, eine Anstrengung zu machen, um fest im Sattel zu bleiben. Es flatterte wie ein Nebel vor seinem Gesichte, und wenn er auch versuchte, über sich selbst zu lächeln, so bedeckte er doch für ein paar Sekunden lang die Augen mit der rechten Hand. –

Dort war die weiße Gestalt, wie er sie vorhin gesehen, und er bemerkte, daß er sich ihr jetzt rasch nähere. Bald war er im Stande, die Umrisse ihrer Figur zu erkennen – ja, es war Eugenie, die lautlos und ohne aufzublicken, auf wenige Schritte Entfernung neben ihm wandelte. Er versuchte es, ihren Namen auszusprechen, und wenn auch derselbe laut und deutlich in seinem Herzen wiederklang, so schien sie ihn doch nicht gehört zu haben; wenigstens bemerkte man an ihr keine Bewegung, sie setzte auch ruhig ihren Weg fort, den Kopf auf den Boden gesenkt, Hände herabhängend.

Wieder erfaßte ihn der seltsame Schauer wie vorhin, doch versuchte er es, zu lächeln und näherte sich dem Graben so viel wie möglich. Wohl kannte er denselben von seinen häufigen Ritten; er wußte, wie tief und breit er war, und jetzt maß er ihn noch einmal beim zweifelhaften Lichte des Mondes mit langsam prüfendem Blicke. Lord hätte ihn hinübergetragen; ob auch das schwächere Pferd?

Nochmals rief er ihren Namen, und damit das geringe Geräusch, welches die Hufe seines Pferdes machten, seine Worte nicht übertönen sollte, zog er die Zügel an und bog sich, so weit es ihm möglich war, zu ihr hinüber.

»Eugenie,« sagte er, »ich beschwöre dich, setze deinen Weg nicht so kalt und theilnahmlos fort; laß mich einen Augenblick zu dir sprechen, laß mich dir sagen, wie mein Herz gelitten, wie mich Andere gequält haben und ich mich selbst, ehe ich jene unglückseligen Worte sprach, die dich begreiflicher Weise so schwer verletzen mußten.«

Die weiße Gestalt glitt neben ihm dahin, ohne aufzublicken, ohne das geringste Zeichen einer Bewegung.

»O Eugenie!« rief der Baron leidenschaftlich. »Und weiß ich doch nicht einmal, ob du es wirklich bist, du lässest mich dein Gesicht nicht sehen, du schwebst dahin wie ein Phantom. O, bei allem, was dir heilig und theuer ist, wende deinen Blick gegen mich, sage mir nur ein einziges Wort, sei es das härteste; nur ein Wort, nur eine Silbe! laß mich den Klang deiner Stimme hören!«

Und fort glitt die weiße Gestalt, ohne aufzuschauen, ohne Zeichen des Lebens.

»Bist du es nicht, Eugenie, die ich da vor mir sehe? Ah, thörichte Gedanken! – ja, du bist es! – Ich erkenne deine Gestalt, ich erkenne deinen Gang, wie könnte ich mich täuschen! – Aber ich flehe dich an, Eugenie, sage mir ein einziges Wort. Wie kann sich dein Herz so plötzlich verhärtet haben! Bedenkst du nicht, wo du wandelst, mein armes, liebes Mädchen? kennst du diesen Weg nicht mehr? – O, sprich mit mir bei den freundlichen Erinnerungen, die er auch in dir hervorrufen muß! – Ich gestehe es dir ein, ich habe entsetzliche Reden gegen dich ausgestoßen – ich war im Wahnsinn. Aber laß mich dir sagen, was ich gelitten, wie namenlos elend ich war, und du wirst, du mußt mir verzeihen. – Ich,« fuhr Herr von Breda erschrocken fort, als er sah, wie unbeirrt durch seine Reden die weiße Gestalt vor ihm dahin schwebte, »es ist nicht gut von dir, Eugenie, so zu handeln; du fühlst nicht, wie wild mein Herz schlägt, wie mein Blut tobt. Gib mir ein Zeichen, daß du mich hörst, sei es selbst ein Zeichen, das mich noch unglücklicher macht, als ich es schon bin, eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Ich will derselben folgen, ich will umkehren und es deiner Güte, deiner Barmherzigkeit überlassen, was du thun willst. O, nur ein Zeichen – ein Zeichen! – du kannst es mir geben, du sollst es mir geben, du mußt es mir geben!«

Und als die weiße Gestalt hierauf ihren Gang nicht hemmte, sondern ruhig wie bisher dahin glitt, faßte er in furchtbarer Aufregung die Zügel seines Pferdes fester, nahm das schwache Thier zusammen, und nachdem er es

ein paar Schritte von dem Graben zurückgezogen, zwang er es zu einem Sprung über denselben. – –

– – Da war es, als stürze der Himmel auf ihn herab und habe ihn unter seinen Trümmern begraben, oder als sinke er in einen tiefen Abgrund, der sich langsam über ihm schloße. Es umgab ihn finstere Nacht, in welcher mit einem Male unzählige Sterne rastlos umherzuckten; lange, lange rollten die glänzenden Körper wie leuchtende Blitze über ihn dahin, sie strebten sichtbar nach Vereinigung, doch wenn sie sich näherten, um in einander zu fließen, so stießen sie sich wieder ab und begannen aufs Neue ihren wahnsinnigen Kreislauf. Dann, nachdem er in tiefer Betäubung lange darauf gewartet, flossen zwei in einander, dann drei und vier und bildeten eine dämmerige Helle in der tiefen Finsterniß, die ihn umgab. Er athmete wieder sehnsüchtig aufblickend nach dem Schimmer, der sich über seinem Haupte mehr und mehr vergrößerte. Endlich zuckten matte Strahlen von ihm aus; diese Strahlen rissen in zackige Gebilde aus einander; die Finsterniß um ihn her verschwand mehr und mehr, und es war ihm, als schwebe er aus einer tiefen Kluft empor an die Oberfläche der Erde, und er bemerkte, wie die kühle Nacht seine Stirn fächelte, wie das bleiche Mondlicht in seine halb geöffneten Augen drang.

In diesem Momente fühlte der Baron deutlich, daß er nicht mehr, wie er bisher zu thun geglaubt, sanft aufwärts, schwebe, sondern daß ihn eine rauhe Wirklichkeit erfaßt und ihn unsanft empor reiße. Doch führte diese Erschütterung seine Besinnung rasch zurück; er hielt

etwas krampfhaft zwischen seinen Händen, was ihn gewaltsam empor zog; er öffnete die Augen, er konnte sich erinnern, wo er war, was ihn hieher geführt; er hatte mit seinem Pferde über den Graben setzen wollen, das schwache Thier war gestürzt und hatte ihn heftig zu Boden geworfen. Wie lange er so gelegen, wußte er nicht, jetzt aber bemerkte er, daß es sein Pferd war, welches ihn empor gerissen, und dessen Sattel er niederstürzend mit den Fingern erhascht und krampfhaft festgehalten.

Ah, der heutige Abend! – Dieser trat nun wieder mit all dem Entsetzlichen, was er an demselben erlebt, vor seine Seele; er fühlte wieder, was er vorhin empfunden, aber nicht mehr so wild und schmerzlich wie bisher; es lag wie ein Schleier über seinem Gedächtniß, und wenn er an Eugenie dachte, an die furchtbaren Worte, die er ihr vor Kurzem gesagt, an ihr Verschwinden, an seinen nächtlichen Ritt, an den Waldweg und die weiße Gestalt, so kam ihm das alles vor, als habe er es vor Jahren erlebt, so wollte es ihm nicht das Herz zerbrechen, wie eben noch, so berührte es ihn wie ein sanftes Weh. Es war ihm, als singe ihm Jemand ein trauriges Lied von dem, was er gelitten, und was ihn dabei am heftigsten erschütterte, war der Klang der Stimme, welche das melancholische Lied sang – o, eine Stimme, deren Ton ihn schmerzte und ihm doch wieder so wohl that, – ihre Stimme.

»Onkel George!« tönte es neben ihm; »ich mußte dich verlassen; bei Gott! ich konnte nicht anders; ich mußte den Ort fliehen, wo ich so glücklich, o sehr glücklich gewesen bin, und dann wieder so namenlos elend. Ich

durfte dir auch vorhin nicht antworten, als ich dich an meiner Seite sah, – während dessen habe ich innig gebetet, um deine Worte nicht zu hören, um sie von meinem Herzen abzuwehren. O, sie wollten immer eindringen, und wenn sie das gethan, so hätte ich umkehren müssen und dir entgegenfliegen, wie in schönen, glücklichen Tagen, was ja doch nicht sein kann nach dem, was du mir gesagt. Deine Worte haben den Schleier zerrissen, der meine Sinne befangen hielt; ich sehe klar und deutlich in dein Herz, in das meinige. – O Onkel George, starre nicht so entsetzlich vor dich hin; jetzt flehe ich dich an, wende dein Auge zu mir, ich bin es ja, die zu dir spricht, ich, Eugenie – – – deine Eugenie.«

»So, du bist es wirklich?« sagte er leise, wie aus einem tiefen Traum erwachend, »es ist kein Gespenst, keine weiße Gestalt, die vor mir dahin schwebte und mich verlockend nach sich zog? – – Ja, ich erkenne deine Stimme, deine süße Stimme. – Und – – da bist du wirklich.« Er schaute empor und sah das geliebte Mädchen vom Mondlicht umflossen vor sich stehen; er sah ihr bleiches, so liebes Gesicht, er sah ihre wunderbaren Augen. »Ja, ja, du bist es, Eugenie,« fuhr er fort, nachdem er das Gesicht einen Moment mit der Hand beschattet. »Du bist zurückgekommen, um – – Abschied von mir zu nehmen.«

»Ja, Onkel George,« rief das Mädchen hastig und leidenschaftlich, »um Abschied von dir zu nehmen! Das fühlst du wohl.«

Bei diesen Worten reichte sie ihm beide Hände, die er zögernd ergriff, dann aber, als er deren warmen Druck fühlte, krampfhaft festhielt.

»Ich fühle es,« gab er leise zur Antwort, »daß du mich fliehen mußt; aber der Grund, warum du mich fliehst, ist so schrecklich für mich, und doch wieder so süß – – du fliehst mich, weil du mich liebst, Eugenie. – – O, bestätige meine Worte nicht!« setzte er hastig hinzu, »um alles nicht, was dir heilig ist! Denn wenn du es thust, wirst du mir im nächsten Augenblick entschwinden wie eine herrliche Phantasie, wie ein süßer Traum, wie ein Engel, der in seinen Himmel zurückkehrt.«

»So wird es sein – es muß sich so erfüllen, und ich danke Gott für diesen Augenblick. Ja, ja,« rief Eugenie mit einer furchtbaren Leidenschaftlichkeit, »ja, ja, George, ich liebe dich, wie man auf dieser Welt etwas lieben kann! ich habe dich lange geliebt und nur in dir gelebt, unbewußt geliebt und so gelebt. Und als es mir endlich klar geworden, hat mich ein Schauer überflogen, ein Schauer des tiefsten Schmerzes und doch wieder der höchsten Lust und Seligkeit! – O mein George, und wie gut ist es, daß Alles so gekommen! Es konnte nicht anders kommen; wir hätten uns beide noch unglücklicher, noch elender gemacht, als wir es so schon geworden sind. – Laß mich nicht diesen tiefen Schmerz auf deinem Gesichte lesen! O, glaube mir, auch ich fühle dein und mein Unglück, aber ich fühle auch wieder, daß wir jetzt einen Augenblick durchleben, einen süßen, seligen Augenblick, der eine Reihe von traurigen Jahren werth ist; das ist

mein Gedanke, und in ihm will ich leben und wohl lange Jahre mich damit begnügen.«

Sie hatte sich ihm genähert, so mit ihrer weichen, angenehmen Stimme sprechend, er zog sie sanft an sich, und als das junge Mädchen an seine Brust sank, fühlte auch er, daß er einen süßen, seligen Augenblick erlebte, der im Stande sei, sein Leben eine lange, lange Zeit hindurch freundlich auszusmücken. Er beugte sein Haupt auf ihr Gesicht nieder, da berührte er mit dem Munde ihr duftendes Haar, sie zuckte leicht zusammen, aber sie schmiegte sich fester an ihn. Er küßte ihre Stirn und Augen und preßte seine Lippen auf die ihrigen, lange, lange, – eine Ewigkeit des Glücks und doch wieder ein so kurzer Moment.

Darauf richtete sich Eugenie in seinem Arme empor, nicht zurückfahrend, nicht erschreckt, nein, ruhig und mild, und als er vor innerer Aufregung und gewaltigem Schmerze fast weinend ausrief: »O meine Eugenie, so gefunden und verloren!« und als er sie aufs Neue an sein klopfendes Herz zog, entwand sie sich ihm nicht; ihre Lippen fanden sich wieder und ruhten abermals auf einander im herrlichen Rausche einer kurzen Seligkeit.

Dann ließ sie sanft ihren Arm herabsinken, welchen sie vertrauensvoll auf seine Schulter gelegt, und ihre Hand in die seinige gleiten, worauf er sprach: »So müssen wir uns also trennen, Eugenie; aber noch nicht so bald, aber noch nicht in nächster Sekunde. Du mußt mir schon gestatten, daß ich dich geleite bis ans Haus deiner Eltern. Dort will ich von dir Abschied nehmen.«

»Das habe ich erwartet, George,« erwiderte das junge Mädchen, »und ich freue mich, diesen Weg nochmals mit dir zu machen.«

Und so gingen sie dahin, Hand in Hand; das Pferd des Barons, dessen Zügel er um den Arm geschlungen, folgte.

»Es ist nicht das erste Mal, daß wir im Mondschein diesen Weg machen,« sagte Eugenie, nachdem sie ein paar Schritte gegangen. »Weißt du, George, ich habe dich früher oft bis zur kleinen Brücke begleitet, als ich noch ein kleines Mädchen war und dich mit meinen seltsamen Fragen quälte. – Siehst du dort jenen Baum, dessen Zweige von allen Seiten wie Schleier herabhängen und den Stamm fast verdecken, so daß ihn nur hier und da ein feiner Strahl des Mondlichtes treffen kann? – Der Baum stand damals gerade so wie heute, und ich fragte dich: Warum hängen die Zweige so herab? – Erinnerst du dich?«

»Ob ich mich erinnere!« versetzte George traurig.

»Auf meine Frage gabst du mir zur Antwort: Die Zweige drängen sich so dicht um den Stamm, damit ihnen nichts von den Erzählungen desselben verloren gehe, die er ihnen im Mondschein hält; sie lauschen aufmerksam seinen Worten, wie Kinder und Enkel auf die Worte der Großmutter, die sich auch so um sie her schaaren.«

So gingen sie dahin, Hand in Hand, und das Pferd folgte.

»Später bin ich einmal allein zu dem Baume gegangen,« fuhr Eugenie fort, »und schlich mich hinter die Zweige, um von seinen Erzählungen zu vernehmen; aber

er war stumm für mich, ich verstand nichts von dem Geflüster seiner Blätter und Aeste.«

»Das kommt daher,« versetzte gedankenvoll der Baron, daß dein Herz damals noch nicht im Stande war, die Sprache all der scheinbar leblosen Gegenstände zu verstehen. Du hattest noch nicht gelitten, du hattest noch nicht die Sprache des Leides, die Sprache getäuschter Hoffnungen gelernt. Betrachte dir jetzt den Baum, mein gutes Mädchen; spricht er nicht zu dir?«

»O, ich verstehe dich, George,« erwiderte Eugenie mit bebender Stimme. »Ja, jetzt erzählt er mir von jenen vergangenen glücklichen Stunden, wo ich ihn zuerst gesehen.«

»Und nun, nachdem du seine Sprache gelernt, wird er dir immerfort erzählen, so oft du ihn siehst, Angenehmes und Trauriges, vielleicht mehr des Letzteren. Mir hat er schon oft mit dem Geflüster seiner Zweige das Herz zerissen, und wenn ich ihn noch häufig sehen müßte, ich glaube, es wäre mein Tod – und mein Glück,« setzte er mit dumpfem Tone hinzu. »Aber nicht er allein erzählt mir so Furchtbares, auch dort die beiden halb zertrümmerten Thorpfeiler, die Bank, wo du so oft gesessen, Eugenie, der Weg, den wir häufig gegangen, alles das erfüllt mich mit wildem Schmerz, denn es ruft mir dein Bild zurück.«

»So denke an mich, George, wie ich an dich denken werde, gern, herzlich und ruhig.«

»O, ich habe nicht dein Gemüth!« rief er schmerzlich. »Dein Herz ist groß, gut und rein; ich werde deiner gedenken, nicht sanft und ruhig, sondern mit wilder Leidenschaft; ich werde dein Bild sehen bei Tag und Nacht, im Strahl der Sonne und des Mondlichtes, am blauen Himmel, unter dem Grün der Bäume, im glänzenden Thautropfen, in jeder aufblühenden Rose. Und alles, alles das wird mir sagen, daß ich dich verloren.«

»So komme dem zuvor,« gab das Mädchen mit weicher Stimme zur Antwort; »sage es dir selber, George, fest und bestimmt, daß es ja doch nicht anders sein kann. Und nun – lebe wohl! Dort sehe ich Licht zwischen den Bäumen hervorschimmern, es ist im Salon meiner Mutter.«

»Aber deine Ankunft wird sie erschrecken.«

»Gewiß nicht, George,« erwiderte Eugenie kopfschüttelnd; »sie ist darauf vorbereitet; sie sagte mir vor Wochen etwas Aehnliches, was mich damals mit Schrecken erfüllte, da ich sie nicht vollkommen verstand. Jetzt verstehe ich sie; meine Mutter wird glücklich sein, mich wiederzusehen.«

»Und ich soll dich nicht wiedersehen, Eugenie?« rief der Baron in wildem Schmerze, indem er das Mädchen fest an sich drückte.

»Wer sagt das, George? – Das zu denken, wäre mir fürchterlich. Wir werden uns noch oft wiedersehen, ruhiger, heiterer.«

»Vielleicht auch glücklicher, Eugenie!« sprach George von Breda leidenschaftlich.

Sie hob das Gesicht empor und blickte nach den Sternen, die in ihrer milden, beruhigenden Pracht am Himmel funkelten.

»Laß mir meine Fassung,« bat sie alsdann, »die ich mir so mühsam errungen. – Gute Nacht, George!«

»Gute Nacht, meine Eugenie! – Gott sei mir gnädig! Gute Nacht!« Damit schieden sie, und als Beide den Platz verlassen, wo sie zu einander gesprochen, flüsterte das Gras geheimnißvoll, vom Nachtwinde bewegt, das Mondlicht zitterte darüber hin, die Sterne blickten traulich und gleichmüthig herab, als sei dieser Platz, wo zwei Herzen so unsäglich gelitten, gerade wie jeder andere auf der weiten, weiten Welt.

ZWEIUNDSECHZIGSTES KAPITEL. DER NEFFE DES JÄGERS.

Wie Eugenie die Nacht verbracht, das wußte sie eigentlich selbst nicht, obgleich sie wenig geschlafen. Sie hatte ein Traumleben geführt, ihr Inneres hatte sich mit Träumen beschäftigt, die, wie sie entstehen, wieder verschwinden und jetzt tiefen Schmerz, dann unendliches Wohlbehagen in uns zurücklassen.

Wie das junge Mädchen so plötzlich ins Haus gekommen, war Alles höchst überrascht, aber der alte Baron vergaß diese Ueberraschung recht bald wieder in der Freude seines Herzens, seine Tochter um sich zu haben, und lachte so heiter und vergnügt, als ihm seine Frau sagte, es sei doch eine eigene Grille von Eugenie, so beim Einbruch der Nacht anzukommen und das väterliche Haus für ein paar Tage mit ihrer Gegenwart zu

beglücken. Dieser Ausdruck kam ihm außerordentlich spaßhaft vor, und als er vom Lachen darüber kaum wieder zu sich selbst gekommen, fing er aufs Neue an, über das Gesicht, welches Onkel George morgen früh machen würde, wenn Eugenie nicht zum Frühstück käme, sich zu belustigen.

Das arme Mädchen litt nicht wenig unter den Ausbrüchen dieser Heiterkeit, und um ihr zu entgehen, hätte sie sich, so spät es auch bereits war, doch noch in das bewußte Zimmer ihres Vaters führen lassen, um die alten Scherben zu bewundern, mit welcher die Sammlung während ihrer Abwesenheit vermehrt worden war. Doch that Frau von Braachen hiergegen Einspruch, sie hatte ihre Tochter, erschreckt von deren plötzlichen Erscheinen zu so später ungewohnter Stunde forschend angeblickt, und ihrem geübten Auge war es nicht entgangen, daß das Lächeln auf deren Lippen ein schwacher Versuch war, ein tiefes Weh nicht sehen zu lassen, welches ihr Herz erfüllte.

Die Zeit, bis sich der Baron zur Ruhe begab, däuchte ihr eine Ewigkeit, und als dies endlich geschehen und sie mit ihrer Tochter allein war, faßte sie deren beide Hände, zog sie sanft an sich, und um Eugenie das Reden zu erleichtern, sagte sie ihr, ohne daß sie von dem Vorgefallenen etwas gewußt hätte, doch alles das, was sich begeben haben mußte und was sie ahnungsvoll lange vorher gefühlt, daß es sich so begeben würde.

Unter wohlthätigen Thränen fügte Eugenie Einzelheiten bei, und bald hatte Frau von Braachen das vollständige, trostlose Bild dessen, was wir uns bemüht, dem geneigten Leser im vorstehenden Kapitel anschaulich zu machen.

Lange sprachen Mutter und Tochter mit einander, lange und ernst, wobei zuweilen Eugenie, in Thränen ausbrechend, flehentlich bat, von ihr nicht zu verlangen, was sein und ihr Herz brechen müsse, und wo auch wiederum Frau von Braachen das junge Mädchen weinend an sich drückte und sie beschwor, einen Schritt zu thun, der vielleicht im Stande sei, in das zerrüttete traurige Haus Ruhe und Frieden zu bringen.

»Und wenn ich dir jedes Opfer brächte, Mutter,« sagte Eugenie, – »und ich weiß wohl, es ist meine Pflicht, mich für dich und den Vater zu opfern, – würde es unserem Familienleben, das du mir eben in so schöner Gestalt vor Augen gezaubert, etwas nützen können? Wird nicht,« setzte sie mit ganz leiser Stimme hinzu und erhob die gefalteten Hände an ihre Stirn, »ein Schatten bleiben, traurig genug für dich, grausenhaft für uns Andere?«

Frau von Braachen machte bei dieser Aeußerung ihrer Tochter einen Gang an den Schreibtisch, nahm aus einem Fache einen Brief und sagte, indem sie denselben Eugenie darreichte: »Ein Schatten wird es allerdings bleiben, aber nur für mich.« Und dann setzte sie hinzu, nachdem Eugenie einen Blick in das Papier geworfen und es ihrer Mutter schaudernd zurückgegeben: »Laß die Todten ruhen.«

»Amen!« sprach das unglückliche Mädchen, und »Amen!« wiederholte sie innig, während sie ihre Hände in wildem Schmerze vors Gesicht preßte! »Amen, laßt die Todten ruhen.« Sie schluchzte laut und gewaltsam, wobei ihre Thränen zwischen den Fingern hervorquollen.

Sie hatte doch lindernde Thränen, die einem Anderen versagt waren, einem Anderen, der auf müdem, stolperndem Pferde einsam in der Nacht durch Feld und Wald ritt, in einem weiten Bogen um die Stelle auf dieser Erde, die sein einziges Glück barg.

Als Mutter und Tochter von einander gingen, hatte die Baronin wie segnend die Hände auf das Haupt ihres Kindes gelegt und dann, als Eugenie sprach: »Ich will so thun, wie du es wünschest,« dankend empor geblickt.

Dann war das junge Mädchen schwankend aus ihr Zimmer gegangen, und als sie dort die alten bekannten Gegenstände so unverändert wieder sah, nach jenem kurzen Zeitraume, der so viel Glück und Elend über sie gebracht, sank sie am Fenster auf die Kniee nieder, verbarg das Gesicht in ihre Hände und betete lang und inbrünstig. Sie war gefaßter, als sie sich wieder erhob und an dem Fenster lehnend in die Nacht hinaus blickte.

Es schwebte eine feierliche Ruhe über dem Spiegel des Sees, über dem Rasen des Bodens, über dem Gipfel der Bäume. Sie stand da lange, lange; sie sah die Scheibe des Mondes auf dem glatten Wasser glänzen, und alsdann dieses nur geheimnißvoll leuchten, da das Gestirn der Nacht hinter den Bäumen verschwand. – Einmal fuhr

sie erschreckt zurück, denn als sie in die Dunkelheit hinausstarrte, war es ihr, als sehe sie am Ende einer Waldlichtung einen einsamen Reiter langsam gespensterhaft vorüber ziehen. Sie schauderte bei dieser Phantasie, sie schloß die Vorhänge und suchte ihr Lager.

Als sie nach tiefem, wenngleich unruhigem Schlummer erwachte, strahlte das helle Licht eines klaren Frühlingmorgens in ihre Augen; sie erhob sich, kleidete sich in ein einfaches Gewand von dunklem Zeug, das sie früher getragen, und begab sich nach dem Zimmer ihrer Mutter, wo sie die Eltern beim Frühstück antraf. Darauf mußte sie des Vaters Seltenheiten bewundern, unter denen der verhängnißvolle Krug des Herrn von Tondern noch immer die erste Stelle hatte; dann nahm sie bebend und in tiefem Leide Abschied von der Mutter, die zu ihrer Schwester nach der Stadt fuhr, und dann war sie für einige Zeit frei und eilte in den Wald hinaus.

Wie athmete sie tief auf, als sie wieder unter die alten ernsten Bäume trat! wie schien jeder der Stämme sie gleich einem alten Bekannten zu empfangen! wie glänzte ihr der See zum Willkommen so freudig entgegen! wie murmelte grüßend das Schilf an seinen Ufern! – Ach, sie fühlte sich so verlassen und traurig; sie war um so schmerzlicher bewegt, als sie sich des letzten Males erinnerte, wo sie ebenfalls ihren Weg hieher genommen, an jenem Tage, wo sie sich von dem alten Klaus verabschiedet, einem Morgen, der mit all seinen Einzelheiten so erschreckend lebendig vor ihre Seele trat. Sie erinnerte sich, wie sie die Hände rechts und links ausgestreckt, um

auf Augenblicke zu erfassen, was zu erfassen war zum herzlichen Abschied: die Rinde alter Bäume, dürre Blätter und nackte Zweige, die sie grüßend durch ihre Finger gleiten ließ.

Heute war sie wiedergekommen, aber das Wasser des See's schien sie befremdet anzuschauen, die alten Bäume, die kleinen Sträucher ihr kein freundliches Willkommen entgegen zu rufen. Alles, Alles – die hervorsprossenden Gräser, die schwellenden Knospen, einzelne Frühlingsblumen, die zu ihren Füßen neugierig die bunten Köpfchen emporhoben, blickten sie erstaunt und fragend an und schienen ihr zu sagen: Warum bist du so wieder gekommen mit einem traurigen Herzen, du, die du doch sonst so fröhlich und heiter an uns vorbei eilte, jubelnd, glücklich? Warum bist du geflohen aus einem Hause, wo man dich so sehr geliebt? Warum hast du ein Herz gebrochen, das dir ganz angehört? – Warum? Warum?

So schienen der See, die Bäume, die Sträucher und die kleinen Blumen zu fragen. Und da sie alle ihre alten Spielkameraden waren, ihre Vertrauten, die ein Recht hatten, diese Fragen an sie zu stellen, so bemühte sich auch das junge Mädchen, während sie so dahin schritt, ihnen aufs umständlichste Antwort zu geben; sie erzählte ihnen Alles, sie verhehlte ihnen nicht das Geringste; sie sagte, wie sie draußen so sehr glücklich gewesen, wie dieses Glück mit jedem Tage größer und schöner geworden sei, wie sie geliebt habe, herzlich, innig, unbewußt, und wie sie ebenso wieder geliebt worden sei; wie sie dadurch einen süßen, unvergeßlichen Traum geträumt und

dann so furchtbar unglücklich geworden, als sie nun endlich erwacht.

Ja, so sprach sie zu ihren alten treuen Bekannten, dahin schreitend über frisch sprossende Gräser, unter schwellenden Knospen, umweht von Frühlingsluft, beglänzt von Sonnenlicht, umduftet von dem wunderbaren Hauche, den die nun wieder jungfräuliche Erde in den ersten Tagen ihres Frühlings ausströmte. Dabei hatte Eugenie die Hände gefaltet und aus den offenen klaren Augen perlte eine Thräne um die andere. Sie ließ die bekannten Wege, die kleinen Hügel, wo sie so gern verweilt, hinter sich, immer erzählend, immer gewissenhaft darlegend, was sie im Innersten ihres Herzens barg.

Und so erreichte sie die Waldvertiefung, in der die kleine Jägerhütte lag, vor welcher der alte Klaus auf einer Bank saß. Und als sie dort hinab eilte, waren ihre Worte: Das habe ich Alles gefühlt und gelitten; ich habe mich losgerissen von ihm, den ich über Alles – o, so unendlich geliebt – und nun bin ich wieder bei euch und weiß nicht, wie das alles so schnell gekommen. – Hierauf war sie auf die Bank neben dem Jäger niedergesunken, lehnte ihr Haupt an seine Schulter und weinte laut und bitterlich.

Eine lange, lange Weile gab dieser nichts zur Antwort, und zwar aus dem Grunde, weil sein Herz zu voll war, nicht weil er nicht mit ihr fühlte; denn daß er das doch that, merkte sie an dem leichten Drucke seiner rauhen Hand, die er sanft auf ihre weichen Finger gelegt hatte; und endlich sagte er mit leiser Stimme: »O, es ist gut,

gnädiges Fräulein, daß Sie wieder da sind; Alles freut sich darüber, Alles.«

»Nicht Alles, Klaus,« versetzte das Mädchen, indem sie traurig mit ihrem Kopfe schüttelte. »O, ich weiß Jemand, den es tief schmerzt, daß ich jetzt hier bin.«

»Ja, das ist wohl möglich,« sagte der Jäger; »die Sie nicht mehr täglich sehen, denen wird das recht traurig sein. Aber Sie haben das Glück, gnädiges Fräulein, daß, wo Sie hinkommen, Aller Augen vor Freuden leuchten. Sie haben die Gabe des guten Gesichtes, und Alles fühlt sich wohl und glücklich in Ihrer Nähe. Sehen Sie, sogar die unvernünftigen Geschöpfe, der alte Hund, wie er vor Freude wedelnd vor Ihnen steht, und selbst die Katze erkennt Sie wieder, denn da mag sonst kommen, wer will, sie begrüßt Niemand als mich und Sie. – Sie haben Verstand, diese Geschöpfe,« meinte er nachdenklich.

Eugenie hatte sich von der Bank wieder erhoben, drückte die Hand auf ihr Herz und blickte tief aufathmend rings umher. Da lag das stille Häuschen so friedlich zwischen seinen Bäumen, und keiner fehlte, ebensowenig wie eine von den Planken an dem Gehege. Auf den kleinen Fenstern glänzte der Sonnenschein breit und behaglich, denn das Rebgewinde, welches sie umgab, war noch vollkommen kahl, und die neidischen Blätter konnten die Strahlen noch nicht abhalten. Sie schritt um die Hütte herum, wobei ihr der alte Jäger und der Hofhund folgten. – Alles war an seinem Platze wie damals, wo sie es verlassen.

Darauf ging Eugenie in das Haus hinein, und als sie die Stube wiedersah, preßte es ihr wohl das Herz schmerzlich zusammen, denn sie hatte gedacht, wenn sie einmal wieder hieher käme, so würde es sie recht innig und herzlich freuen, daß sie wieder da sei.

Und doch war es anders gekommen, ach! so ganz anders. Sie suchte mit Gewalt ihre finsternen Gedanken zu verjagen und redete sich ein, sie habe nichts Schmerzliches erfahren, seit sie zum letzten Male hier gewesen. Und dabei war ihr der kleine Ort, so traulich und voll Ruhe, gern behülflich.

Hier in dem Stübchen war Alles so feierlich still; die Schwarzwälderuhr pickte, die Sonnenstrahlen legten einen goldenen Streifen auf den Fußboden hin oder spielten im Reflex von dem Bache draußen wie lauter leuchtende Punkte an der Decke. Dazu murmelte das Wasser so geheimnißvoll, und zuweilen, wenn sich ein leichter Wind erhob, rauschten die Zweige der mächtigen Bäume, welche das Häuschen umstanden, und erzählten wie von wunderthätigen Waldblumen und Märchengold.

Ja, es war hier in der alten einsamen Jägerhütte wieder so märchenhaft wie sonst, und wenn Eugenie, wie sie jetzt wieder that, das Spinnrad der alten Frau Klaus vor sich hinstellte, die Bilderbibel vom Gesimse nahm und aufgeschlagen über ihre Kniee legte, wenn Hunde und Katze wedelnd und schnurrend zur Thür hereinkamen und sich am Boden zu den Füßen des jungen Mädchens hinschmiegt, und wenn man sie dann so traurig

lächelnd da sitzen sah mit dem klaren, leuchtenden Auge vor sich hinblickend, den Mund leicht geöffnet, um die tiefen Athemzüge durchzulassen, die von gewaltigem Weh und Herzeleid erzählten, – so war das alles wie die wunderbare Illustration zu dem Ende eines trüben Märchens: Es war einmal ein alter Jäger, der hatte eine wunderliebliche Tochter.

Sie hatte viel Kummer und Schmerz erfahren, da geschah es, daß sie, als sie lange an ihre traurige Vergangenheit gedacht, sich ermattet niederließ und vom Gesang der Vögel und vom Rauschen des Windes sanft in den Schlaf gewiegt wurde. Die Katze schlief mit ihr, nicht so aber der große starke Hofhund. Wie das Mädchen die Augen schloß, öffnete er die seinigen, hob den Kopf, schaute, so weit er konnte, um sich und horchte fern, fern in den Wald hinaus, ob sich dort nichts Ungewöhnliches rege. Eugenie träumte von Sternen und Waldblumen, die mit einander in Streit gerathen waren, wer von ihnen das Schönste und Glücklichste sei. Ja, sie wandten sich an das junge Mädchen, und dieses wollte schon zur Antwort geben: daß im Walde die Blumen, am Himmel die Sterne Jedes an seinem Platze das Schönste und Glücklichste sei, weil Keines von ihnen leiden müsse unter einer traurigen und unglücklichen Liebe, – da war es ihr, als höre sie Knurren und Murren vor sich, und wie sie schlaftrunken die Augen öffnete, sah sie den großen Hofhund aufrecht an der Wand stehen, die beiden Tatzen an die Fensterbrüstung gelegt, und, wie sie im Traume gehört, knurrend und murrend.

Wahrhaftig, sie meinte sie träume noch fort, denn vor dem Fenster sah sie den Kopf eines Pferdes, das in die Stube blickte, und dann anfänglich die Hand des Reiters, der das Rebengewinde aufhob und nun, hell von der Sonne bestrahlt, erstaunt und lächelnd das traurige Kind hier in der einsamen Jägerhütte fand. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr dem Reiter, und dieser Ausruf ließ Eugenie plötzlich aufspringen und staunen und horchen. Sie strich über ihre Stirn, als wolle sie sich vergewissern, daß sie nicht mehr schlafe, und fühlte sich erst beruhigt, als sie die Stimme des alten Klaus vernahm, der draußen mit dem Reiter sprach. Dieser hatte sein Pferd von dem Fenster zurückgezogen und dasselbe gegen den alten Jäger gewandt; aber wenn er auch auf dessen Reden hörte, so drehte er doch den Kopf von ihm ab, senkte ihn tief herab und schaute forschend in das Zimmer.

Das alles sah Eugenie mit einem raschen Blick, und daß der Reiter so hereinsah, scheuchte sie in den fernsten Winkel des Zimmers zurück.

Der Reiter konnte sie nicht mehr sehen, sie ihn aber wohl, denn der Strahl der Sonne lag leuchtend auf ihm; sie erkannte ihn und zitterte; sie vernahm seine Stimme und preßte ihre beiden Hände vor das Gesicht. Entfliehen konnte sie nicht; denn das Häuschen hatte nur einen Ausgang, und zu diesem trat nun ein junger Mann herein, der an der Thür stehen blieb, ehrerbietig seinen Jägerhut vom Kopfe nahm, sich vor dem Mädchen verneigte und

alsdann sagte: »Es ist nicht ganz der Zufall, der mich hieher führt, mein Fräulein. Sind Sie vielleicht geneigt, mich freundlich anzuhören?«

»Hier nicht! o mein Gott, hier nicht!« rief ängstlich das Mädchen, wobei sie mit verstörten Zügen um sich schaute. »Gewiß hier nicht, Herr Graf.«

Sie eilte ihm hastig entgegen, und da er sah, wie sie die Thür gewinnen wollte, trat er auf die Seite, um sie vorbei zu lassen. Mit raschen Schritten erreichte sie das Freie; vor der Hütte aber schien sie sich einen Augenblick zu besinnen, ob sie die Anhöhe hinan nach Hause eilen solle oder anhören, was ihr Jener zu sagen habe.

Graf Helfenberg war ihr rasch gefolgt, und da er die Unschlüssigkeit auf ihrem Gesichte las, sagte er bittend: »O Fräulein Eugenie, erlauben Sie mir nur wenige Worte. Womit habe ich es verdient, daß Sie diesen Ort verlassen wollen, ehe Sie mich gehört?«

»Ich darf Sie nicht hören,« gab sie im Tone einer rührenden Bitte zur Antwort, »jetzt nicht hören! Weiß ich doch, wer Sie sind. Ja, wenn es noch der Neffe des Jägers wäre, der zu mir spräche – aber Sie, Graf Helfenberg –«

»Und hat sich Graf Helfenberg gegen Sie verfehlt? – Verdient er es nicht, daß man ihm einen Augenblick Gehör schenkt?«

»O, wenn Graf Helfenberg,« erwiderte Eugenie mit bebender Stimme, »als solcher vor mich hingetreten wäre, Alles wäre ganz anders gekommen, einfacher – besser. – Der Neffe des Jägers hat viel Unglück über mich, über uns gebracht.«

Sie ließ sich, wie von ihren Gedanken überwältigt, auf die Bank vor der Hütte nieder. Der große Hund kam wedelnd herbei, legte seinen Kopf auf ihren Schooß und sah sie mit den großen Augen zutraulich an.

»Ich erlaubte mir, Ihnen vorhin zu sagen,« sprach der junge Mann, der an Eugeniens Seite getreten war, »daß es nicht der Zufall ist, der mich heute Morgen hieher geführt. Was mich übrigens zu jeder Stunde antreiben würde, Ihre Nähe zu suchen, Fräulein Eugenie, wird Ihnen nach dem, was vorgefallen, nach dem, was Sie erfahren, wohl nicht unbewußt sein. Sie sehen, ich spreche ohne Rückhalt; ich spreche wie Jemand, der im Begriffe ist, Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren. – O, lassen Sie mich ausreden,« setzte er hinzu, als er sah, wie sie hastig die Hand erhob; »es ist mit guten Reden wie mit Thränen: sie beruhigen das Herz; sie führen oft zum Heile. – Sie sagten vorhin, es wäre Ihnen lieber, wenn der Neffe des Jägers noch zu Ihnen spräche, und ich versichere Sie, Fräulein Eugenie, auch mir wäre das nicht unerwünscht, denn der kranke Neffe des Jägers von damals war nicht so unglücklich als ich, wie ich jetzt vor Ihnen stehe. Nicht leben zu können, wenn man auch durch Jugend ein Anrecht darauf hat, ist allerdings hart, aber unglücklich leben zu müssen, wenn uns das Glück nahe, erreichbar, das ist wohl mehr, als ein Menschenherz zu ertragen im Stande ist. In diesem Falle bin ich; deßhalb aus Mitleid hören Sie mich an.«

Das Mädchen neigte ihren Kopf und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: »Ich werde Sie hören; reden Sie.

»So muß ich denn Ihr Gedächtniß um einige Jahre zurückführen,« sprach Graf Helfenberg. »Es war ein heißer Sommertag, als ich Sie zum ersten Male sah, Fräulein Eugenie, hier auf dieser Stelle sah; ich kam auf flüchtigem Pferde mit leichtem, heiterem Sinn, ich eilte im frohen Muth der Jugend, gesund vergnügt, eine angenehme Zukunft vor Augen, durch das Waldrevier, wo ich so oft fröhlich gejagt.

»Bei jenem Ritte war es mir seltsam zu Muth; ich hatte weite Reisen vor mir, ich dachte mir: Wirst du auch hieher zurückkehren, froh und glücklich? Ich wollte die erste Begegnung an dem Morgen, sei sie freundlich, sei sie traurig, für eine gute Vorbedeutung nehmen. Aber der Wald war stille wie ein Kirchhof; es huschte kein Reh an mir vorüber, es begegnete mir nichts, was den Jäger hätte unangenehm berühren können; heiß drückte die Sonne auf Berg und Thal, alle lebenden Wesen hatten den wohlthuenden Schatten gesucht. Da kam ich dort jenen Hügel herunter, und da ich Niemand bei der Hütte sah – auch hier war Alles so feierlich, so märchenhaft still – so ritt ich dort ans Fenster, bog die Ranken des Rebgewindes aus einander und sah – Sie, Eugenie, ein verkörpertes Märchen.

»O, verzeihen Sie mir, daß ich nicht anders kann, als Ihnen meine Gedanken so lebhaft darzulegen; jener Augenblick ist mir unvergeßlich. Ihr Anblick traf mich tief; ich schaute dem lieblichen Bilde, das sich mir darbot, mit Entzücken zu, bis der Hund anschlug, bis Sie sich erschreckt emporrichteten, dann verschwanden, bis Alles

in einander verschwamm und verging, wie es vorkommt in jenem Märchen, dem die richtige Lösung fehlt.

»Ich wandte mich an Klaus mit der Frage, wen ich gesehen; der alte Jäger, der mich, einen wilden jungen Menschen, kannte, hielt es für passend, mir zu sagen, die kleine Fee, welche ich in seinem Zimmer gesehen, sei die Tochter einer armen Anverwandten.

»So ritt ich meines Weges, die liebe und freundliche Erscheinung für nichts weiter nehmend als eine gute Vorbedeutung, die ich gesucht. Aber sie selbst,« setzte er leiser hinzu, »vergaß ich deßhalb nicht, die kleine liebe Fee – Dornröslein; und wenn mir ihr Bild vor die Seele trat, – und das geschah so oft, ach, so sehr oft, Eugenie! – so ließ ich in meinen Träumereien dichtes Rankengewinde, blühende Schlingrosen rings um Sie her zusammen wachsen, eine undurchdringliche Wand bilden, die Sie vor den Augen der Welt verbarg, an einer Stelle, welche nur dem Glücklichen bekannt war, der Sie einstens aus tiefem Zauberschlafe erwecken solle. – –

»– – Ich war nicht jener Glückliche, denn als ich zurückkehrte, waren alle Poesie, alle Blüten von meinem Leben abgestreift. Im Frühlinge desselben war ich erstorben und verdorrt, und so trat ich plötzlich wieder vor Sie hin, ich dem Grabe nahe, Sie eine frische und aufblühende Knospe. Da erfuhr ich auch, wer Sie seien, und was ich damals gelitten, Eugenie, als ich so einen ganzen schönen Lebenskranz, dessen Zierde Sie vielleicht geworden wären – o, lassen Sie mich zu Ihnen reden, wie es mir

mein Herz eingibt – zerpfückt und zerrissen vor mir liegen sah, ist mir unmöglich Ihnen zu sagen. Sie würden es nicht begreifen.«

»O doch, o doch!« seufzte sie leise in sich hinein.

»Da durchlebte ich Stunden, gegen welche die Qualen der Verdammten Seligkeit sein müssen. Ich war nur glücklich in dem Gedanken, daß Sie in mir nur den kranken Neffen des Jägers sahen, daß das Mitleid, welches Sie mir schenkten, meiner traurigen Person galt.«

Eugenie legte ihre Hände zusammen, – sie nickte leicht mit dem Kopfe.

»Wenn es gekommen wäre, wie es den Anschein hatte, daß es kommen sollte, so wäre ich jetzt ruhig, wohl glücklich. Sie hätten vielleicht auf dieser Stelle einen Kranz gewunden und ihn auf mein Grab gelegt, Sie hätten vielleicht meinem Andenken hier und da eine freundliche Erinnerung geschenkt.«

»Ich hätte Ihr Andenken gesegnet,« gab das junge Mädchen, ohne aufzublicken, zur Antwort; »auch wenn es nicht so gekommen wäre, wie Sie edelmüthig genug waren, meiner zu gedenken. – Ich weiß das alles.«

Der Graf machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und fuhr alsdann fort: »Da schien sich mein Schicksal ändern zu wollen, freundlich, selig sich zu gestalten; vom tiefsten Leid wagte ich es, aufzublicken zum höchsten Glücke, und dieses höchste Glück, Eugenie, lag für mich in Ihrem Herzen, in der Hoffnung Ihrer Liebe, wenigstens Ihrer Zuneigung zu mir.«

Gewaltsam zwang er sich, ruhig zu bleiben, er drückte seine Rechte vor die Augen, er blickte an den blauen Himmel empor; er biß die Lippen auf einander, als er den glänzenden Sonnenschein sah, der heute wie damals um das Häuschen spielte.

»Ich glaubte meinem Ziele, meinem Glücke, dem strahlendsten Lichte nahe zu sein, da warf mich das Schicksal zurück in wilde finstere Nacht.«

Eugenie zitterte, sie verstand seine Worte nicht ganz, aber sie ahnte, was er sagen wollte. Und diese Ahnung wurde ihr zur furchtbaren Gewißheit, als der junge Mann nun mit fast tonloser Stimme und einer erschreckenden Ruhe fortfuhr:

»Heute Nacht erschien George von Breda unerwartet bei mir, ich erschrak, als ich in sein verstörtes Gesicht blickte, aber ich fand sein Aussehen gerechtfertigt, als er mir mit furchterregender Ruhe seinen Zustand geschildert, die Geschichte der letzten Tage berichtet.«

Das Mädchen machte eine gewaltsame Bewegung, als wolle sie empor springen; doch legte der Graf die Hand sanft auf ihren Arm, indem er sagte: »Bleiben Sie, Eugenie, seien Sie stark und muthig, hören Sie mich bis zum Ende. – George von Breda hatte ja erfahren, wie unendlich ich Sie geliebt; er mußte daraus abnehmen, welchen entzückenden Hoffnungen ich mich hingäbe, und er war mir die ganze Wahrheit schuldig. – – Lassen Sie mich einer Sache erwähnen, Eugenie, wovon ich gern nicht gesprochen hätte, welche Sie aber vorhin berührt. George von Breda wußte es, wie uneigennützig meine Liebe zu

Ihnen war, wie ich Sie, auch ohne alle Hoffnung für mich, glücklich zu sehen wünschte. Deßhalb war er mir einen klaren Blick in die Verhältnisse schuldig; er wußte, daß er sich in mir nicht irren würde. Schon früher sagte ich Ihnen, es sei nicht der Zufall, der mich hieher geführt – George war es selbst, der mich veranlaßt, Sie aufzusuchen.«

»O George!« rief Eugenie auf's tiefste erschüttert. »Sprechen Sie nicht weiter,« wandte sie sich weinend an den Grafen; »ich bin jetzt nicht stark genug, Sie zu hören.«

»Und doch muß ich gerade in diesem Augenblicke zu Ihnen reden, kalt und vernünftig zu Ihnen reden, und Sie müssen mich gerade so anhören. – O Eugenie,« fuhr er mit einer Leidenschaft, die seine Worte Lügen strafte, fort, »wüßten Sie, wie ich Sie liebe, wüßten Sie, wie das schon allein meine größte Seligkeit ist, Sie sehen, den Blick in Ihr gutes Auge senken zu dürfen, den Ton Ihrer Stimme zu hören, Sie würden mir behülflich sein, ruhig und vernünftig zu Ihnen zu sprechen, wie es der Ernst des Augenblickes verlangt.

»Wenn auch Alles gekommen wäre, wie es vor einem halben Jahre den Anschein hatte, daß es kommen müsse, mein Tod hätte Sie nicht glücklich machen können. Aber mein Leben kann es vielleicht, wenn ich es Ihnen nach alle dem, was vorgefallen, weihen dürfte, wenn Sie mir gestatten, als treuer Freund an Ihrer Seite zu gehen, wenn Sie sich auf diesen Arm stützen wollen, Ihre Hand in die meinige legen, damit ich Sie sanft durch das Leben

führen kann, von der Vergangenheit mit Ihnen sprechend bis zu dem für mich so seligen Momente, der gewiß einstens kommen wird, wo Sie mir vielleicht Dank sagen für die heutige Stunde und hinzusetzen: sie war hart und schmerzlich, aber sie hat, wenn auch nicht unser Aller Glück, doch unser Aller Frieden gegründet. – George hat mich beauftragt, so mit Ihnen zu sprechen.«

Sie saß unbeweglich da, den Kopf in ihre Hände gesenkt.

»Und nun bin ich zu Ende,« sprach Graf Helfenberg nach einer Pause mit weicher Stimme. »Nun liegt unser aller Schicksal in Ihren Händen; – darf ich noch hinzusetzen,« fuhr er mit bebenden Lippen fort, »daß für mich Glück und Elend an Ihrem Ausspruche hängt? Darf ich es noch einmal wagen, Ihnen, Eugenie, ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ich auch ohne Ihren Besitz in Frieden gestorben wäre bei dem Gedanken, Ihr Glück begründet zu haben, daß Sie mir schon darum vertrauen dürfen, daß ich ohne Sie der unglücklichste Mensch auf Erden bin, daß ich Sie nicht verlassen kann und traurig und elend immer wieder Ihre Nähe suchen werde, wenn Sie mich auch hundert Mal zurückstoßen? Ja, Eugenie, ich liebe Sie, ich kann nicht von Ihnen lassen.«

Er schwieg, in gewaltiger Aufregung ängstlich eine Antwort erwartend. Doch da sie unbeweglich saß wie vorhin, ohne aufzublicken, ohne einen Ton ihrer Stimme hören zu lassen, so ward es rings um die Hütte des Jägers so still, so entsetzlich still, daß der junge Mann das Klopfen seines Herzens deutlich vernahm und daß ihm

der leiseste Lufthauch, der über die Gräser strich, wie ein mächtiges Sausen ertönte. – –

– – Da mit einem Male hörte man ein lauterer Geräusch, den Schall herannahender Fußstritte auf dem dürrn Laub, das vom vergangenen Winter übrig geblieben war. Graf Helfenberg blickte tief aufseufzend in die Höhe und sah Jemand den kleinen Abhang herabkommen, der den Stock, welchen er in der Hand trug, nicht zum Aufstützen gebrauchte, sondern um damit allerlei Figuren in der Luft zu beschreiben. Es war ein älterer Mann in einem ziemlich abgeschossenen braunen Rock, der jetzt seine Stimme erhob und laut und heiter ausrief:

»Da finde ich dich endlich, nachdem ich den halben Wald nach dir durchforscht.«

Kaum erkannte Eugenie den Ton dieser Stimme, so sprang sie empor, flog dem Ankommenden entgegen und warf sich in seine Arme.

»Ei, mein Kind,« sagte Herr von Braachen, nachdem er mit väterlicher Zärtlichkeit ihren Kopf an seine Brust gedrückt, wobei er leicht mit der Hand über ihr volles Haar strich, »thust du doch gerade, als fliehst du vor etwas Entsetzlichem. Und doch sehe ich so gar nichts Erschreckliches hier,« setzte er mit einem launigen Blicke auf den Grafen hinzu, der sich mühsam gefaßt hatte und grüßend näher trat. »Sollten Sie wohl glauben,« wandte sich der alte Mann an ihn, »daß dieses Mädchen, meine liebe Eugenie, ein kleiner toller Flüchtling ist? – Aber wie ich mit Vergnügen sehe, hat ihr die Flucht nichts genützt. – Nun, mir ist es nicht nur recht, Herr Graf, sondern ich

will ehrlich sein und Ihnen nur gestehen, daß Sie in mir einen der glücklichsten Väter der ganzen Welt sehen. Wir wollen uns da kein Air geben. Was wahr ist, ist einmal wahr, und auch Eugenie – nicht wahr, mein Kind?«

Aengstlicher als vorher drückte diese ihren Kopf an die Brust des Vaters, und ein convulsivisches Zittern flog durch ihren Körper.

»Sie hat nicht ein Wort davon gesprochen,« fuhr Herr von Braachen mit einem glückseligen Lächeln fort, »nicht einmal zu ihrer Mutter, die nach der Stadt fuhr und gleich darauf heim kehrte mit der großen Neuigkeit, die ihr Onkel George mitgetheilt.«

Bei Nennung dieses Namens zuckte Eugenie zusammen; doch litt sie es geduldig, als Graf Helfenberg dicht an Vater und Tochter hintrat und sanft die Hand der letzteren von der Schulter des alten Mannes nahm.

»Onkel George,« fuhr dieser fort, »hat mir auch in Ihrem Auftrage geschrieben, Herr Graf. Ich hatte freilich keine Ahnung,« setzte er lachend hinzu, »daß Sie selbst so schnell da sein würden. Doch wo ist der Brief? – Ja, Kind, wenn du mich so umklammert hältst, so kann ich unmöglich diesen wichtigen Brief hervorholen.«

Eugenie richtete sich auf mit halb geschlossenen Augen; sie sah entsetzlich bleich aus; doch duldete sie es, daß Graf Helfenberg sie sanft von ihrem Vater entfernte und liebevoll unterstützte.

»Ja, hier ist er,« sprach der alte Herr, indem er ein Papier entfaltete und daraus las: »Mein bester Freund, Graf Helfenberg – und so weiter,« murmelte er, »und so weiter,

Eugenie, was dir der Herr Graf selbst wohl gesagt haben wird. Schließlich schreibt Onkel George noch, er freue sich außerordentlich über diese Verbindung, sie erfülle alle Wünsche, die er haben könne und dürfe. – Und das sage ich auch von ganzem Herzen. – Und du, Eugenie – unartiges Kind, das also schon wieder Lust hat, mich zu verlassen, – willst du Gräfin Helfenberg werden?«

Sie preßte heftig die Lippen auf einander, sie athmete tief und erhob ihren Blick von der Erde zu der Bank, wo sie eben gesessen, dann zu den Fenstern des kleinen Häuschens wo sie ihre schönen Märchen geträumt, endlich empor an den Himmel, dessen dunkle Bläue sich in zwei Thränen widerspiegelte, die ihre Augen füllten.

»Eugenie!« sprach Jemand neben ihr in bittendem Tone; und sie erwiderte leise:

»Du hast es gesagt, Vater.«

DREIUNDSECHZIGSTES KAPITEL. DAS ENDE.

Die Liebe und Sorgfalt, mit welcher Doktor Flecker einen schwer verwundeten Freund behandelt, hatte wohl vermocht, dessen Schmerzen zu lindern und ihm erträgliche Stunden zu machen; doch war die Kunst des Arztes nicht im Stande, das Leben des edlen Spaniers zu erhalten, und er mußte den Bekannten desselben eingestehen, daß seine Tage nicht nur gezählt, sondern daß ihrer auch nicht mehr viele sein würden.

Der Kranke hatte übrigens zuerst diese Vermuthung ausgesprochen, und die Aussicht, eine Welt voll Trug und

Heuchelei verlassen zu müssen, schien ihm nicht im Geringsten schmerzlich zu sein, besonders wenn er sich in der Verfassung befand, ruhig überlegen zu können. Zwischen diesen leichteren und für ihn und seine Umgebung angenehmeren Stunden kamen aber auch jene traurigen Episoden, wo er nach Schwert und Schild rief und wo man ihn kaum mit Gewalt abhalten konnte, sein Lager zu verlassen, um das Schlachtroß zu besteigen und die Dame seines Herzens aus den Klauen blutdürstiger Wüthriche und entsetzlicher Phantome zu befreien. Eigenthümlich war es dabei, daß er sich in den andern ruhigen Stunden jener Raserei ziemlich bewußt war, nicht nur darüber sprach, sondern auch in der Erinnerung an seine vergeblichen Mühen und Kämpfe lächeln konnte. Aber nicht bloß seine eingebildeten Thaten beschäftigten ihn in solchen Augenblicken, auch seine Abenteuer, die er in gutem Glauben bestanden, gingen alsdann an seinem Geiste vorüber, und er sprach häufig mit dem Armenarzt über seinen Gegenstand.

»Glauben Sie nicht, lieber Doktor,« pflegte er zu sagen, indem er diesem die Hand drückte, »daß es mir den geringsten Kummer macht, was ich in den traurigen Mienen, mit denen Sie mich oft betrachten, über meinen Zustand lese. Meine Zeit, die schon lange vorbei war, ist nun wirklich dahin geschwunden, und ich bin vergnügt darüber, denn ich sehe es wohl ein, daß ich auf eine Art

zu wirken versuchte, die nicht mehr für unser Jahrhundert paßt, und die, statt Nutzen zu bringen, nur Verwirrung für meine Freunde und mich erzeugte. Es ist schlimmer mit uns geworden,« setzte er mit einem Seufzer hinzu, »denn unsere Verhältnisse sind so gestaltet, daß es nicht mehr möglich ist, dem Unrecht, das um uns her geschieht, mit offenem Visir entgegen zu treten. Kampf und Waffen haben sich geändert, und wo wir sonst dem wuthschnaubenden Drachen gerade auf den Leib gingen und ihm im glücklichen Falle das Schwert ins Herz stießen, müssen wir uns jetzt, um ihn zu bekämpfen, einen anderen Drachen abrichten, äußerlich jenem vollkommen ähnlich, oder uns selbst in einen solchen verwandeln, der ihn in seinem Schlupfwinkel aufsucht, da er sich nicht mehr ans Tageslicht wagt, und ihn dort, wo er im Finstern schleicht, bekämpfen. Dazu bin ich aber nicht der Mann und mußte deßhalb unter allen Umständen zu Grunde gehen. Wer wagt heut zu Tage noch einen Angriff Mann gegen Mann, Faust gegen Faust? – Wenige mehr. Man greift uns an mit den vergifteten tödtlichen Waffen der Heuchelei, der Lüge, der Verleumdung, und wer sich auf diesem Terrain nicht zu wehren versteht, ist bei aller Ehrlichkeit ein verlorener Mann. Schwert und Lanze waren zu gebrauchen gegen Schild und Rüstung; gegen die Waffen der Schlechtdenkenden aber, die heute mit uns kämpfen, müssen wir uns in den Schafpelz der Scheinheiligkeit, der Heuchelei hüllen und statt der ehrlichen Lanze zur Ab- und Gegenwehr unserem Gegner

ein glattes, falsches Wort entgegen schleudern. Es ist das traurig, aber wahr.«

Was den Unfall anbelangt, der den tapferen Spanier betroffen, so schien es ihm unmöglich, sich desselben genau zu erinnern, und dieses war der Moment, wo sich, wenn er darüber sprechen wollte, seine Gedanken zu verwirren anfangen. Daß er einen Feind niedergeworfen, wußte er alsdann ganz genau, wer aber dieser Feind gewesen, das wollte ihm nicht mehr klar werden. Für ihn war dies alsdann in seinen Phantasieen keine bestimmte Gestalt mehr, sondern es war das verkörperte Unrecht, der Inbegriff alles Bösen, dem er eine tödtliche Wunde beigebracht, und wenn er mit halb geschlossenen Augen davon sprach, so konnte er lächelnd sagen: »Das war keine schlechte That, die ich begangen.«

Die still lauernde Gerechtigkeit sah dies aber anders an, und wenn Don Larioz nicht so hoffnung darnieder gelegen, so würde man sich um ihn ebenso angelegentlich bekümmert haben, wie um den Gärtner Andreas, der hinter Schloß und Riegel im Vorgesmack einer sehr ernstlichen Untersuchung sich oftmals seufzend darüber befragte, warum er nicht bei seinen Blumen geblieben.

Das Zimmer, in welchem Don Larioz lag, war ein freundliches und sonniges Gemach, und er liebte es außerordentlich, sich in ruhigen Stunden in seinem Bette aufrichten zu lassen, um über die Dächer der Nachbarhäuser hinweg nach den fernen Bergen zu schauen, die

anfangen, sich mit dem frischen Grün des jungen Frühlings zu bekleiden. Dem Kranken that Gesellschaft außerordentlich wohl, und es war ihm lieb, wenn es an seinem Lager nie leer wurde. Die Brenner'sche Familie mußte sich förmlich bei ihm installiren, und wenn die Mutter und Margarethe sich ausschließlich seiner Pflege widmeten und diese mit der liebevollsten Sorgfalt versahen, so verbrachte auch der jüngste Sprößling des Jägers alle seine Zeit, die nicht gerade für das Essen und Schlafen bestimmt war, in dem Zimmer des Spaniers. Dabei war es bemerkenswerth, wie namentlich zu gewissen Stunden die Phantasie des Mannes und des Kindes zusammentraf und wie es den Ersteren beruhigte, wenn der Kleine in seine Erzählungen von Riesen und Drachen so bereitwillig einging und dieselben noch furchtbarer darstellte, als sie Larioz sich ausmalte.

Aber nicht nur seine näheren Bekannten und Freunde kamen häufig, um nach ihm zu sehen, sondern auch Andere, die ihm in den letzten Tagen ferner gestanden oder die vielleicht Ursache hatten, sich ihm zögernd zu nahen. So sein ehemaliger Chef, der Rechtsconsulent, der mit den sichtbarsten Zeichen von Rührung an sein Lager trat, einen freundlichen Händedruck mit ihm wechselte, und, indem er erschrecklich tief in seine Halsbinde niedertauchte, mit einer verzweifelten Anstrengung, freundlich auszuschaun, die Hoffnung aussprach, den Kranken bald hergestellt und dann wieder auf seinem Bureau zu sehen.

Don Larioz antwortete darauf durch ein mattes Lächeln und ein leichtes Schütteln mit dem Kopfe. »Wenn ich Ihnen auch für diesen Beweis des Wohlwollens erkenntlich bin,« sagte er, »so werde ich doch dafür danken müssen. – Ich habe mein letztes Wort geschrieben, möchte aber Ihre Freundlichkeit für jene arme alte Person in Anspruch nehmen.« Bei diesen Worten wandte er seine Augen gegen den Tiger, der hinter der Thür stand und mit seiner Schürze das Gesicht bedeckt hielt.

Doktor Plager schluckte heftig, nickte ein stummes Ja und verließ das Zimmer.

Auch Graf Helfenberg kam ein paar Mal bald mit dem Arzte, bald allein, und sein Besuch gewährte dem immer stiller werdenden Kranken eine der glücklichsten Stunden. Der Graf sprach die Hoffnung aus, Larioz bald wieder hergestellt zu sehen, stellte ihm aber alsdann nicht wie Doktor Plager die traurigen Mauern einer Schreibstube als angenehme Zukunft in Aussicht, sondern bot ihm aufs freundlichste einen Aufenthalt auf einem seiner Schlösser an, wo er in der Eigenschaft eines Rechtskundigen seinen Neigungen und Wünschen leben könne, nämlich die Guten beschützen und die Schlechten mit der Schärfe des Gesetzes verfolgen.

In dem Blicke des Spaniers leuchtete auf Momente jenes Feuer wieder, das man in anderen, besseren Tagen an ihm bemerkt hatte, wenn er sich lebhaft für etwas interessirte; er ergriff die Hand des Grafen und drückte sie in stummer Rührung.

»Ich habe mir das genau überlegt,« sagte Helfenberg, der alle Kraft aufwenden mußte, um heiter zu scheinen, besonders da er die sonderbar glänzenden Augen des Armenarztes sah; »und damit Sie im Kreise Ihrer Freunde bleiben, die ich so liebeich um Sie beschäftigt sehe, so habe ich mit dem Baron von Breda die Uebereinkunft getroffen, daß der Jäger Brenner, in dessen Hause Sie sich befinden und der Ihnen mit seiner Familie lieb und werth ist, die Försterstelle auf meinem Gute Stromberg übernimmt. Sie werden sehen, wie angenehm sich Ihre Zukunft gestalten wird im Kreise von Leuten, die Sie achten und lieben.«

»Ja, ja,« gab der Spanier nach einer Pause, mit seltsamem Lächeln zur Antwort, »ich werde in ihrem Kreise leben, das heißt im Kreise ihrer guten und lieben Erinnerungen. Dessen bin ich gewiß.« Er schloß eine Sekunde lang seine Augen, dann öffnete er sie plötzlich wieder und fragte mit lauterer Stimme: »Und Gottschalk, was wird mit ihm?«

»Doktor Flecker hat mich von seinem Wunsche in Kenntniß gesetzt,« erwiderte Graf Helfenberg, »und ich verspreche Ihnen, daß ich mich seiner aufs treulichste annehmen werde.«

»Ihn zu einem ordentlichen und braven Menschen zu erziehen,« sagte der Spanier, wobei er die Hand auf den Kopf des Knaben legte, der still weinend sein Gesicht in die Kissen des Bettes vergrub. »Ich wollte das auch thun,« fuhr er fort, »fing es aber verkehrt an, indem ich ihn in

die Mauern der Schreibstube einschloß, die seine ohnehin lebhaftere Phantasie durch den äußern Druck, den sie auf dieselben ausübte, noch mehr entflammte und ihm dadurch schädlich geworden wäre. – Ich habe ihn sehr, sehr geliebt, meinen kleinen Freund, und ich bin glücklich über das Versprechen Eurer Erlaucht. Lassen Sie ihn hinaus aus der dumpfigen Stube, aus der engen Stadt in die weite, herrliche Natur, dort seinen Sinn und sein Herz erstarken, damit er kräftig allen Stürmen des Lebens, die auch ihm nicht fehlen werden, widerstreben kann.« –

Schon oft hatte sich eine unbekanntere Persönlichkeit draußen in der Küche auf's angelegentlichste nach dem Befinden des Herrn Larioz erkundigt. Es war das ein untersetzter Mann mit starkem Haar, krausem, wirrem Barte, lebhaftem Blicke und einer tiefen Baßstimme. Bei den Nachrichten die täglich schlechter lauteten, war er häufig mit seinen Fingern an die Augen gefahren, hatte sich auch heftig in seinem Barte gekratzt und seltsame Ausrufe gethan, als: »Oh! – den Teufel auch! – kann's nicht begreifen! wehe! wehe!«

Gewöhnlich wurde dieser Mann von einem anderen, kleineren und schwächeren begleitet, der ein kurzes Radmäntelchen trug, einen grauen Hut zwischen seinen Fingern zerknitterte und unter blonden struppigen Haaren ein blasses und eingefallenes Gesicht zeigte. Dieser kleine Mann war immer mit den Zeichen bedeutender Angst und Aufregung an der Treppe stehen geblieben, hatte auf die Thür hingestarrt, hinter welcher Larioz lag, und wenn der mit dem krausen Barte in der Küche sein

Oh! und Weh! ertönen ließ, so flossen diesem die hellen Thränen über das blasse Gesicht, was dann, wenn der Andere wieder heraus trat, diesen gewöhnlich zu der Bemerkung veranlaßte:

»Ich sage dir, Windspiel, es ist, hol' mich der Teufel, das letzte Mal, daß ich dich mitnehme. Wenn du, der sein Freund war, wie ein Schooßhund flennt, was soll dann ich machen, der mit an dem ganzen abscheulichen Handel die Schuld trägt? Ich sage dir, ich bin in der letzten Zeit wie gerädert, und wenn ich meinen Grabstichel in die Hand nehme, so habe ich, statt auf dem Kupfer herum zu kratzen, die entsetzlichsten Selbstmordgedanken.«

Diesen Beiden begegnete Doktor Flecker eines Tages auf der Treppe, und ihr Benehmen erschien ihm so auffallend, daß er mit ihnen sprach und sie, als er erfahren, was sie hieher treibe, mit sich hinauf nahm.

Dem Kupferstecher Wurzel schlug das Herz bedeutend, als der Arzt in das Zimmer ging und ihm zu folgen winkte. Er trat mit zögernden Schritten ein, und sein sicheres Auftreten, wodurch er als Vorsitzender des berühmten Bundes so außerordentlich gegläntzt, ließ ihn hier gänzlich im Stiche. Mit niedergeschlagenen Augen näherte er sich dem Bette, in welchem der Kranke lag, und als ihm dieser seine Rechte entgegen streckte, ergriff er sie mit beiden Händen, beugte sein Haupt nieder und brach in ein lauterer Weinen aus, als das war welches er dem armen kleinen Kellner schon so häufig vorgeworfen.

»Grüßen Sie mir die Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens,« sagte der Spanier mit einem matten Lächeln, »und wenn Sie nächstens eine Versammlung halten, so gedenken Sie meiner dabei in herzlicher Zuneigung und verfügen irgend etwas zum Besten eines Armen oder Bedrückten; dann will ich hier oder dort mit Freuden der Stunden gedenken; die ich in ihrem Kreise verbrachte.«

»O traurige Stunden!« sprach der Kupfersiecher mit einer Stimme, die ihm häufig vor Rührung überschlug; »sehr traurige Stunden! Aber seien Sie versichert, Don Larioz, die edelmüthige Andeutung, welche Sie mir so eben gegeben, ist auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Wir wollen den Bund zum Dolche Rubens, der bis jetzt nur in der Einbildung bestand, in eine feste Verbrüderung umwandeln zum Nutzen und Frommen und zu einem Asyl junger und alter Künstler durch heiteres, nutzbringendes Zusammenleben im Austausch guter Ideen.«

Der kleine Kellner hatte sich bis jetzt hinter der Thür gehalten und den Rand seines Hutes in den Mund gestopft, um das ihn krampfhaft überfallende Schluchzen zu unterdrücken. Bei einem neuen gewaltigen Ausbruche aber wandte Don Larioz sein Gesicht nach ihm hin; erkannte ihn augenblicklich, und ein seltsames Lächeln flog über seine Züge. Er richtete sich, von dem Armenarzte unterstützt mühsam in dem Bette auf, und in seinen Augen zeigten sich auch jetzt wieder Spuren des früheren Feuers.

»Ah!« sagte er mit einem eigenthümlichen Zucken der Finger auf der Bettdecke hin und her, »mein Knappe und Schildträger! Willkommen am Lager des sterbenden Ritters!«

Doktor Flecker beugte sich hinab und blickte besorgt in die Augen des Kranken, doch war der Glanz in denselben schon wieder verschwunden und hatte einem Ausdruck der Heiterkeit und des herzlichsten Wohlwollens Platz gemacht.

Der Spanier fuhr mit seinen zitternden Händen über den Arm des jungen Menschen herab, faßte seine Hand und sagte nach einem längeren Stillschweigen: »Ich wußte wohl, daß ich meinen treuen Gefährten wiedersehen würde, ehe Alles vorbei ist. Es war das von jeher der Brauch, daß der Knappe mit Wehr und Waffen zum Bette seines Ritters trat, ehe dieser die Augen für immer schloß. – So auch – jetzt. – Ohne zu wanken, hast du – an mir gehangen – und hast mir beigestanden – in den gefährlichen – Lagen meines vergangenen Lebens. – Auf dich – vererbe ich meinen Degen, nicht zum Gebrauch – denn die Zeit – ist vorüber – sondern um ihn aufzubewahren – als Erinnerung an – einen treuen Freund. – Als Symbol der Kraft – im Dulden, denn das – ist die beste Waffe in unserer – armen Zeit. – Wenige Auserwählte – – –«

– – Sein Haupt sank zurück, und Doktor Flecker machte, nach einem neuen prüfenden Blick in das Gesicht des edlen Spaniers, mit thränenden Augen den Freunden ein

Zeichen, sich zu entfernen. Er selbst blieb mit Gottschalk und der übrigen Familie des Jägers bei dem Sterbenden.

Einige Stunden darauf, als Larioz ruhig und sanft entschlafen war, verließ der Armenarzt das Gemach, und er war in so tiefen und traurigen Gedanken, daß er nicht einmal daran dachte, seinem kleinen Hunde, der seine Freude über das endliche Erscheinen des Gebieters in höchst unmanierlicher Lebhaftigkeit kund gab, die durchaus nothwendige Zurechtweisung angedeihen zu lassen. Er stieg vielmehr, ohne um sich zu schauen, die knarrenden Treppen hinab und sah erst empor, da drunten an der Hausthür plötzlich die Stimme des Grafen Helfenberg fragte: »Wie steht es dort oben, Doktor?«

Der Armenarzt schüttelte leise den Kopf. »Euer Erlaucht werden mir zugeben,« versetzte er, »daß ich in diesem Fall ein Recht habe, zu sagen: aufs beste! wenn ich mich als Arzt und Mensch auch anders ausdrücken und sprechen muß: es ist vorbei – item er ist todt.«

»Sie haben recht, lieber Freund,« bemerkte der Graf und drückte die Hand des Andern, die er ergriffen, herzlich in der seinen; »wie der Spanier einmal war, – so allein, wie er seinen wunderlichen Weg ging, mußte der Tod für ihn das beste sein, so schmerzlich wir den Mann auch vermissen werden.«

Das Auge des Doktors war inzwischen auf seinen vierbeinigen Begleiter gefallen, der eben nicht abgeneigt schien, mit einem vorübertrabenden Pudel eine flüchtige Bekanntschaft anzuknüpfen, nun aber, da er bei einem Seitenblick die Stirn des Gebieters gerunzelt und

den Arm mit dem Stock drohend erhoben sah, klüglich zurückeilte. »Das wollte ich dir auch gerathen haben, du Kreatur!« murmelte der kleine Mann, und indem er jetzt erst das Gesicht wieder zum Grafen Helfenberg erhob und dessen Worte aufnahm, sagte er: »Euer Erlaucht wollen mir verzeihen, daß ich ausspreche, was ich im Sinn habe, – es klingt nicht fein, – aber Sie werden mir zugeben, daß es richtig ist. Ich dressire nun an der Kreatur da seit einigen Jahren schon herum und kann ihr noch immer nicht die alte Natur, den Eigensinn und Eigenwillen abgewöhnen – item, die Kreatur bleibt eine Bestie. Unser todter Freund dort oben,« fuhr er, die Achseln zuckend, fort, »war freilich ein Mensch, aber die alte Natur, die verwünschten Gewohnheiten, die abenteuerlichen Einfälle steckten so tief in ihm, wie in der kleinen Bestie hier die ihren, und spotteten seiner eigenen bessern Einsicht und des Rathes und der Ermahnungen seiner Freunde. Ich habe ihn lange gekannt, Euer Erlaucht, ich verkehrte viel mit ihm, denn er interessirte mich, ich nahm Theil an ihm, item, ich hatte ihn lieb, den thörichten Gesellen. Sie glauben nicht, welche Mühe ich mir mit ihm gegeben, wie ich auf ihn eingeredet, wie ich versuchte, ihn Vernunft und Mores zu lehren, ihm all den vertrakten Unsinn aus dem Kopf zu schaffen, den er sich hineingesetzt. Wie oft hab' ich ihm gesagt: ›Verehrter Don, Ihr seid, *salva venia*, obstinat, item, wie eins von Euren andalusischen Maulthieren! Item, Ihr werdet nichts als Unannehmlichkeiten und Noth von all diesen Dingen haben!« – und Euer Erlaucht werden mir zugeben, daß ein

Mensch mit Fug und Recht aus der Haut fahren könnte, wenn nach all seinen vernünftigen Reden und Vorstellungen der Andere dann seine große Nase stolz erhebt, die ächte Don-Miene aufsetzt und ernst zur Antwort gibt: »Die alten Ritter haben auch nicht an ihr Glück und ihre Ruhe gedacht, Doktor, sondern nur an Ehre, Ruhm und Recht. Das hat man vielfältig erlebt.«

Sie waren von der Thür fort getreten und gingen langsam die schmale Straße entlang, wo sich in der jetzigen Stunde kein anderer Mensch sehen ließ; der Graf mochte noch nicht den ihm so lieb gewordenen Arzt verlassen, hinter dessen aufgeregten und barschen Worten er ohne Mühe die tiefe Erschütterung erkannte, welche derselbe vom Sterbelager seines langen Freundes mit sich davon trug,

»Und das Verwünschteste ist,« sprach jetzt plötzlich Doktor Flecker heftig, und blieb stehen und stieß hart mit seinem Stock aufs Pflaster, so daß der Hund erschreckt von einem Kehrichthaufen hinter seinen Herrn zurückflog, »das Verwünschteste ist, daß in all dem Unsinn dennoch eine Art von Sinn steckt, daß der obstinate, tode Gesell dort oben für all seine Hartnäckigkeit doch einen Grund hatte, bei all seinen vertrakten Ansichten und Extravaganzen in einem gewissen Recht war. Man möchte des Teufels werden!« setzte der cholerische Mann mit einem neuen Aufstoßen des Stocks hinzu, und fuhr dann

ebenso lebhaft fort: »Euer Erlaucht müssen mir schon zugeben, daß ich in meiner Stellung allerlei zu sehen kriege, wovon ihr andern Menschenkinder euch nichts träumen laßt, gräßliche Noth, gräßliches Elend, Laster und Schlechtigkeit, so daß man die Menschen verachten und hassen möchte. Denn sie toben gegen sich selbst und gegen einander wie die – Thiere und ärger als dieselben. Man möchte krank werden vor Ekel – selbst unser Einer – und vor Verdruß und Verzweiflung aus der Haut fahren, wenn man sieht, wie sie leben, wie sie ringen, wie sie zu Grunde gehen oder zu Grunde gehetzt werden. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich es treiben möchte wie Don Larioz, unser edler Ritter – und anstatt gegen die leibliche Noth, gegen die geistigen Schäden, gegen das innere Elend der Menschen ankämpfen müßte. Das ist der Krebschaden, Euer Erlaucht, der reine Krebschaden, item unheilbar! – Und wenn ich an all die Formen denke, unter denen er auftritt, von denen die eine immer gräßlicher als die andere! Die Unredlichkeit und Falschheit, die Treulosigkeit und Unbarmherzigkeit, die Frechheit und Selbstüberhebung, Mißgunst, Verleumdung, Heuchelei, Neid, Eigennutz – Schmutz, nichts als Schmutz, was ich nenne, wohin ich sehe, greife! Es kann Einem die Haut schauern! Da thäte uns freilich ein Ritter noth, der mit Schwert und Lanze unerbittlich darauf einstürmte, oder ein Arzt, dessen Messer schonungslos hineinschnitte in das wilde Fleisch. Das wär' ein ander Amt, da wär' ein anderer Lohn zu verdienen, als für unser Einen! – Aber *der* Arzt schreibt nicht aus einem Bureau,

der sitzt nicht im Grafenschloß, noch auf dem Königs-
thron, noch in der Welt. Item, der haust dort oben im
Himmelreich und heißt unser Herrgott und steuert den
Erdenbäumen, daß sie nicht zu ihm emporwachsen. Und
nun wirst du das auch schon wissen, tapferer Don!« setz-
te er abbrechend mit einem seltsamen Lächeln hinzu.

Sie waren jetzt auf dem Blumenmarkt angelangt und
der Arzt blieb stehen, fuhr sich, nachdem er den Hut ab-
genommen, über die Stirn und sagte: »Euer Erlaucht wol-
len mir all das Geschwätz verzeihen. Aber diese Narrhei-
ten haben das Ueble, daß in ihnen stets etwas Anstecken-
des ist. Wie käme ich sonst dazu, mir wie Don Larioz
Gedanken über das zu machen, was mich Gott sei Dank
nichts angeht?«

Der Graf drückte ihm die Hand. »Sehe ich Sie heute
noch, Doktor?« fragte er herzlich.

»Ja – ich werde wie immer kommen,« erwiderte der
Armenarzt, und nach einem freundlichen Gruß gingen
sie auseinander.



Wenige Tage später schritt Jemand langsam, stumm
und in sich gekehrt durch die enge Gasse, in welcher das
Haus lag, das wir verlassen. Dieser blieb vor dem kleinen
Laden stehen, an dessen Fenster die gleichen Spielwaa-
ren aufgestellt waren, deren wir schon vor einiger Zeit
gedacht, und betrachtete einen Moment die bunten höl-
zernen Figuren, die Bären und die Affen, die mit ihren

stieren Augen in ewiger Verwunderung auf die Straße blickten, die gestern und heute so hinaus schauten, wie sie es nach Jahren noch eben so machen werden, wenn sie unterdessen nicht verkauft und zerbrochen worden sind. »Das bleibt sich alles gleich!« seufzte der Mann vor dem Laden; »nur in unserem Leben der ewige, traurige Wechsel! Es wäre wahrhaftig ein Glück, wenn man auch so einige Jahre, alles vergessend, in die Welt hinaus starren könnte und dann wieder erwachen ohne alle Erinnerung.«

Er wandte sich um, warf einen Blick an die Häuser hinauf und trat in einen weiten Thorbogen, der unseren Lesern bekannt ist; er ging die alte knarrende Stiege hinauf, bei den staubigen, halb erblindeten Fenstern vorüber in den zweiten und dritten Stock; dort blieb er stehen, blickte fragend; umher und trat endlich in ein kleines Zimmer, dessen Thür halb geöffnet war. Hier, in dem ärmlichen Gemache, fand er eine alte Frau; sie hatte ein paar hölzerne Stühle und einen alten Tisch an die Wand gerückt; auf letzterem lagen Kleidungsstücke: ein großer Mantel, ein Hut, neben diesem ein langes spanisches Rohr. Obgleich das Zimmer, wie schon gesagt, klein und ärmlich war, so machte es doch keinen unfreundlichen Eindruck, denn das einzige große Fenster war weit geöffnet und ließ einen ganzen Strom von Sonne und Licht hereinstrahlen.

Der Fremde trat ein, als sich die alte Frau gerade damit beschäftigte, ein Portrait, welches umgekehrt an

der Wand gestanden, abzuwischen und alsdann zu betrachten. Um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, hustete er leicht, worauf sie sich rasch umwandte und dann ausrief: »Das hat mich erschreckt! ich hätte beinahe das Portrait fallen lassen.«

»Hier wohnt die Familie Brenner?« fragte der Fremde; worauf die alte Frau erwiderte: »Ja wohl, aber eigentlich da drüben, hier wohnt Niemand mehr. Daß dich! – du lieber Gott! – der, welcher vor ein paar Tagen hier war, ist dahin gegangen, von wo man nicht wieder kehrt.«

»So bin ich im Zimmer eines kürzlich Verstorbenen?« fragte düster der Fremde. »Wohnte hier vielleicht jener Mann, dessen Portrait Sie in der Hand halten?«

»Ob es sein Portrait ist, weiß ich nicht, aber geglichen hat es ihm sehr.«

Der Mann, der eben eingetreten, näherte sich dem Tische und betrachtete das Bild.

»O ja,« sagte er nach einer Pause, »ich habe ihn gesehen, vor kurzer Zeit noch. – Er ist todt? – Ihm ist wohl!«

»O ja, es wird ihm wohl sein, denn er war ein braver Mann,« entgegnete die Frau, wobei sie sich keine Mühe gab, ihre Thränen zurück zu halten, die ihr über die eingefallenen Wangen flossen. »Eigentlich ist er umgebracht worden,« fuhr sie nach einem kurzen Stillschweigen fort, »von dem Gärtner eines vornehmen Herrn. Der wird aber auch seinen Lohn noch bekommen.«

»Wer? der Gärtner oder der Herr?«

»Meinetwegen Beide; doch wäre es mir lieber, sie hätten ihren Lohn früher erhalten, dann lebte vielleicht der arme Mann noch.«

»Der Ansicht bin ich auch,« sprach der Fremde, worauf er mit dem Kopfe nickte und hinzufügte: »Also da drüben wohnt die Familie Brenner?«

Er ging auf die bezeichnete Thür zu, klopfte an, und als man Herein! rief, trat er in das Zimmer.

Frau Brenner saß in der Fensternische unter dem Karnienvogel, der lustig schlug. Sie hatte ein schwarzes Kleid an, und vor ihr stand das kleine Bübchen, welches sich vergeblich bemühte, das uns wohlbekannte alte hölzerne Pferd, dem nun aber alle vier Füße fehlten, zum Stehen zu bringen. Die blasse Frau fuhr fast erschrocken von ihrem Sitze empor, als sie den Eintretenden erblickte, der sich ihr aber freundlich näherte und die Hand reichte, indem er sprach: »Ich muß Sie doch zum Abschied begrüßen, um Ihnen zu sagen, daß ich mich recht sehr über die Veränderung freue, das heißt: freue für Sie, denn mir thut es aufrichtig leid, einen treuen Diener, wie mir Brenner seit langen Jahren war, zu verlieren.«

»Ach, auch ihn hat es recht geschmerzt, gnädiger Herr,« sagte die Frau, »und uns alle. Wir konnten uns nur darein finden, als mein Mann sagte, Sie wollten vielleicht ein paar Jahre abwesend sein und deßhalb Ihre Dienerschaft anderweitig versorgen.«

»So ist es,« gab George von Breda zur Antwort. »Wie ich schon vorhin bemerkte, so ist dieser Wechsel für Brenner ein angenehmer. Sollte es ihm je einmal nicht gefallen, was ich aber nicht glaube, oder sollten Sie sich nach der Stadt zurücksehnen, so steht ihm mein Haus später immer wieder offen. Das verspreche ich Ihnen.«

»O, wie gut Sie sind, gnädiger Herr!« rief die Frau aus, und darauf wandte sie sich rasch nach dem Fenster, wobei sie mit der Hand ihre Augen verdeckte, – ihre Augen, mit denen sie in das so sehr ernst gewordene bleiche Gesicht des Barons forschend geblickt.

»Ich möchte auch gern Ihrer Mutter einen guten Tag sagen,« sprach dieser. »Kann ich zu ihr eintreten?«

Frau Brenner nickte stumm mit dem Kopfe und ging alsdann voran nach der Thür des Nebenzimmers, die sie öffnete, und dabei sagte: »Der Herr Baron von Breda kommt, nach dir zu sehen, Mutter.«

Die ehemalige Kammerfrau der Gräfin Eller saß wie immer in ihrem Stuhle, machte aber beim Eintreten des Barons eine Bewegung, als ob sie es versuchen wollte, sich zu erheben; doch legte ihr Herr von Breda, sanft seine Hand auf die Schulter, indem er sie bat, mit ihm, dem langjährigen Bekannten, keine Umstände zu machen.

»Eigentlich sollte ich sagen,« fuhr er fort, während er einen Stuhl nahm und sich der Frau gegenüber niederließ, »Ihren Bekannten vor langen Jahren, denn es ist eine tüchtige Zeit her, daß wir uns nicht mehr gesprochen.«

Wenn auch der Baron bei diesen Worten lächelte, so war dieses Lächeln doch ein sehr erzwungenes. Er blickte in der kleinen Stube umher und dachte dabei an sie, die vor Kurzem erst hier gewesen, und dann erinnerte er sich aufs lebhafteste jenes Tages, wo er drunten auf- und abgegangen, während es sich hier oben begeben, so ganz anders, als er gefürchtet, und doch in seinem Resultate wieder trauriger für ihn, als es sich die regste Phantasie nur hätte ausmalen können. – Da hatte sie gesessen, vielleicht auf derselben Stelle, wo er sich befand; hier hatte sie in die schönen klaren Augen der alten Frau geblickt und des Grafen Worten gelauscht. Aber nicht mit der Liebe, sprach er zu sich selber, wobei sich seine Brust unter tiefen Athemzügen hob, mit welcher sie an mich gedacht. Ich hätte nicht geglaubt, daß mir das einen solchen Trost gewähren würde.

Die Fenster standen der angenehmen Witterung wegen offen, und als George von Breda nach einer langen Pause aus seinem tiefen Nachdenken erwachte, zeigte er auf einen Kastanienbaum vor dem Fenster, der in geschützter Lage schon anfang, seine frischen grünen Blätter zu entrollen, und sagte: »Ihnen wird die Veränderung angenehm sein, die der Familie bevorsteht; Sie werden auf dem schönen Stromberg wohnen zwischen freundlichem Grün, umgeben von Blumen, in angenehmer Erinnerung der glücklichen Tage einer früheren Zeit. – Denken Sie auch zuweilen daran?«

»Ob ich daran denke!« entgegnete die alte Frau. »Was bliebe mir in der Einsamkeit so vieler Stunden, wenn ich

sie nicht mit freundlichen Gestalten bevölkerte! – Neu-lich war ich glücklich,« setzte sie lebhaft hinzu. »Da trat die Vergangenheit aufs lieblichste verkörpert hier in mein kleines Stübchen.«

»Ja, ja, Eugenie war hier,« sprach der Baron, wobei er vor sich niederblickte.

»Und sie ist so glücklich geworden, wie ich mit großer Freude gehört.«

George von Breda biß die Lippen zusammen, dann sagte er mit einer Stimme, die sehr ruhig klang: »Ich glaube und hoffe so. Sie hat erreicht, was für ein junges Mädchen das Wünschenswertheste scheint; sie hat, wie man so sagt, eine vortreffliche Partie gemacht; sie ist seit gestern Gräfin Helfenberg.«

Der Baron sprach das anscheinend sehr gleichgültig, ja, vergnügt, doch schien er den Blick der alten Frau nicht ertragen zu können, denn er hob die Augen zum blauen Himmel empor und seine Stimme zitterte ein wenig, als er den Namen seines Freundes aussprach. – Ein furchtbares Geschick! klang es in seinem tiefsten Innern; aber da ich es über mich vermocht, das ruhig zu sagen, was ich eben gesagt, so wird es mir auch wohl gelingen, nach und nach das Gleichgewicht wieder zu finden.

»Sie werden den Grafen und die – Gräfin auf Stromberg sehen,« sagte er nach einer Pause; »sie wollen nach einer längeren Reise dort leben.«

»Und Sie, gnädiger Herr, Sie werden auch häufig hinaus kommen?« fragte die alte Frau. »O, wenn es mir erlaubt wäre, zu sagen, daß es mich glücklich machen würde, dort alle wieder vereinigt zu sehen, deren ich mich aus den Zeiten der hochverehrten Gräfin Eller mit so vieler Liebe erinnere!«

»Vorderhand muß ich darauf verzichten,« gab der Baron zur Antwort. »Ich bin im Begriff, eine größere Reise zu machen, die mich vielleicht ein volles Jahr von hier entfernt halten wird. Schon lange trug sich meine Frau mit dem Wunsche, fremde Länder zu sehen, weßhalb wir heute auf länger die Stadt verlassen.«

Bei diesen Worten erhob sich der Baron rasch und reichte der alten Frau die Hand.

»Auf Wiedersehen also nach einiger Zeit!« sagte er, »Gedenken Sie meiner freundlich, wenn Sie auf Stromberg die Orte sehen, wo ich als Kind gespielt. Wenn ich zurückkomme, werden Sie mir hoffentlich viel Schönes und Angenehmes zu erzählen wissen.«

Er drückte hastig ihre Hand und verließ das Zimmer, worauf er nach einem freundlichen Gruße gegen Frau Brenner die Treppe gewann und das Haus verließ.

Es war einer jener duftreichen Frühlingsvormittage, wo man die Spitzen der hohen Häuser und die Kirchtürme Morgens leicht verschleiert gesehen, bis der schon kräftige Strahl der Sonne alle Nebel hinabdrückte und diese als Thau das Straßenpflaster benetzten. Die Luft war so würzig und wohlthuend, daß man sie gern in vollen Zügen einathmete; der Himmel glänzte so klar, wie

man ihn selten sah: Schatten und Licht waren aufs schärfste abgegrenzt.

George von Breda ging die enge Gasse hinab und trat auf den Blumenmarkt, der heute, namentlich rings um den alten Springbrunnen, seinen Namen rechtfertigte. Da sah man die ersten Kinder des Frühlings: Veilchen, Maiblumen, ja, selbst schon Rosen, glänzend im Morgenthau, süße Wohlgerüche ausströmend. Da herrschte auf dem Platze, den der Baron noch vor kurzer Zeit so öde und leer gesehen, ein reges Leben. Er blieb einen Augenblick bei der Fontaine stehen; und als er an das dachte, was er vor Kurzem hier erlebt, so freute er sich der heutigen Veränderung; es war ihm, als habe er seine Liebe begraben und sehe nun ihren Grabhügel mit lieblichen Blumen bedeckt; er freute sich innig, den Platz, wo sich sein Leben gewendet, so wieder gesehen zu haben; in diesem milden Gewande sollte ihm derselbe in Erinnerung bleiben.

--

Der Baron wollte gerade den Blumenmarkt verlassen, als er eines Bekannten ansichtig wurde, der ihm entgegen kam und schon auf einige Schritte Entfernung an den Hut langte, um ihn zu begrüßen. Es war der Armenarzt Doktor Flecker, der ganz in seiner alten Weise daher kam.

»Verehrter Herr Baron, ich wünsche Ihnen einen guten Morgen!« rief ihm dieser entgegen. »Wie ich vernommen, sind Sie im Begriffe, abzureisen, und Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß ich es für ein glückliches Ungefähr halte, Sie hier zu finden, um Ihnen meine besten Wünsche zu sagen.«

Beide reichten sich die Hände, worauf Herr von Breda sprach: »Sie sind ein Wundermann, Herr Doktor, und Ihnen in dem Augenblicke zu begegnen, wo man im Begriffe ist, eine längere Tour anzutreten, muß als gute Vorbedeutung betrachtet werden. Wenn es Sie nicht zu sehr aus Ihrem Wege entfernt, so würde ich Sie bitten, mich ein paar Schritte zu begleiten. Ich muß nach Hause, denn ich habe schon mit allerlei Gängen meine Zeit versäumt.«

»Gewiß nicht,« entgegnete der Doktor; »meine Wege führen mich überall hin, denn in allen Theilen der Stadt warten meine armen Freunde auf mich. – Item, gehen wir.«

Sie verließen den Blumenmarkt, und im Weiterschreiten sagte Baron von Breda: »Ich war eben in einem Hause, wo ich zufällig vom Tode eines Mannes hörte, der Ihnen näher befreundet war, und mit dem ich neulich auf eigenthümliche Art zusammentraf.«

»Ah ja! ich erinnere mich,« versetzte lächelnd der Armenarzt. Doch verschwand dieses Lächeln wieder, als er hinzusetzte: »Da ist uns ein edler Freund gestorben, sonst eine sonderbare Persönlichkeit, die viel Gutes hätte wirken können, wenn sie nicht in dem Wahne befangen gewesen wäre, es sei ihre Schuldigkeit, allen Menschen zu helfen.«

»Und das können wir doch nicht, bester Herr Doktor,« sagte George von Breda mit Betonung. »Was dem Einen zum Glücke ausschlägt, führt oft das Unglück eines Anderen herbei.«

»So ist es, Herr Baron. Hängen wir doch mit unseren Nebenmenschen in Art einer Wage zusammen: was Diesen erhebt, drückt Jenen hinab.«

»Ja, das ist richtig,« meinte Herr von Breda mit leiser Stimme.

»Bah!« rief der Armenarzt achselzuckend, »man muß darüber nicht nachgrübeln. Das hab' ich neulich an mir selbst gespürt – item, es ist Unsinn! Heute sinkt die Wagschale unseres Lebens, morgen steigt sie wieder.«

»Und zu dem Steigen kann man das Seinige beitragen.«

Der Doktor blickte den Baron fragend an.

»Man entledige sich so viel thunlich des Ballastes, der unsere Seele niederdrückt; man werfe alle thörichten Hoffnungen und Wünsche über Bord.«

»Wer das kann.«

»Ja, wer das kann!« sprach seufzend George von Breda. »Apropos,« fuhr er nach einer Pause fort, während welcher Beide stillschweigend fortgeschritten waren, »man sagte mir, auch Sie würden die Stadt verlassen, um ganz bei Helfenberg zu bleiben. Ist dem so?«

Der Doktor schüttelte mit dem Kopfe. »Ich kann meine Armen nicht verlassen,« sagte er. »Den Teufel auch! Sie werden mir zugeben, daß das nicht so leicht geht. Wenn meine Kranken reiche Leute wären, so würde ich mir nichts daraus machen, ihnen ein zierliches Circular zuzufertigen. Ihr bisheriger Hausarzt, Doktor Flecker, sieht sich veranlaßt, u. s. w. u. s. w. Aber meinen Patienten darf ich nicht so kommen; item, wir sind lauter gute Freunde

mit einander, wir bilden, so zu sagen, eine einzige, wenn auch mitunter etwas traurige, Familie, deren Oberhaupt ich zu sein die Ehre habe; und diese Ehre ist mir viel zu groß, als daß ich sie so leichtsinnig wegwerfen sollte. Ich versichere Sie, Baron Breda, meine armen Kranken, namentlich die Kinder, sind meistens ein dankbares Volk; sie schauen zu mir wie zu etwas recht Hohem empor, und das schmeichelt.«

»Ich beneide Sie um Ihre Beschäftigung und um Ihren Humor, Doktor,« versetzte Herr von Breda, »Und Sie haben vollkommen Recht; Helfenberg bedarf ja, Gott sei Dank, Ihrer Hülfe jetzt nicht mehr.«

»Nein, er bedarf ihrer jetzt nicht mehr,« antwortete der Armenarzt in eigenthümlichem Tone. »Gott hat mir gnädigst gestattet, ihn herzustellen; aber –«

»Leben Sie wohl, Doktor!« rief hastig der Baron; »meine Zeit drängt. – Auf fröhliches Wiedersehen!«

Damit verließ er den einigermaßen erstaunten Arzt und hatte in Kurzem seine Wohnung erreicht, wo ein bepackter Reisewagen stand, an den so eben die Pferde gespannt wurden.

George von Breda hatte nur noch wenig in seinen Zimmern zu thun. Mit einem unaussprechlich traurigen Gefühle nahm er seine Briefftasche hervor, in der sich jene Rose und das Geldstück befanden, legte das alles in ein Kästchen, und als er dieses zuschloß, sprach er leise zu sich selbst: Welche Gedanken werden mich bewegen, wenn ich es wieder öffne?

VIERUNDSECHZIGSTES KAPITEL. ZWEI JAHRE SPÄTER.

Zwei volle Jahre später als jene Zeit, in der unser letztes Kapitel schließt, sah man des Morgens gegen 10 Uhr auf der Landstraße, die nach der Stadt zuführte, eine fremd gewordene und dadurch fast seltsame Erscheinung; es war ein schwerer, aber eleganter Reisewagen, und er nahm sich um so eigenthümlicher aus, als neben der Straße, auf der er fuhr, freilich mehr in der Tiefe, gerade ein Eisenbahnzug desselben Weges brauste. Der Postillon, der auf dem Sattelpferde des Gespanns saß, welches diesen Reisewagen zog, – er war festlich gekleidet, trug eine saubere Uniform, auf dem Hute einen Federbusch und an der Brust einen mächtigen Blumenstrauß – hatte seine Peitsche auf den linken Arm herübergelegt und blickte sinnend auf die schnelle, riesenhafte, gelenkige, feuerspeiende Schlange, welche da unten durch das Thal hinschoß, fort und fort auf der langen Eisenspur, eingehüllt in Rauch und Qualm. – »Das schneidet allerdings unser Grundwasser ab,« sprach er kopfnickend, »aber man mag sagen was man will, mir soll kein Mensch weis machen, daß nicht nach langen, langen Jahren alte Leute von heute sprechen werden und es bedauern, daß die lustigen Extraposten nimmer zu sehen sind. – Ja, pfeif nur! – Für einen vornehmen Herrn muß es doch ein jämmerliches Vergnügen sein, so eingepfercht zu sitzen. Und dann, wenn sie ankommen, das Gewühl, der Lärm – pfui Teufel!«

Und als wollte er sich beruhigen, steckte er die Peitsche in seinen Stiefel, machte das Horn auf der Schnur auf dem Rücken los, brachte es an seine Lippen und blies, vielleicht angeregt durch den grünen dichten Wald, der nun die Chaussee auf beiden Seiten einrahmte, die Melodie des bekannten Liedes:

Der Jäger von Churpfalz
Der stolpert über'n Haselstrauch
Und bricht beinah den Hals.

Angenehm für den Virtuosen war es, daß es gerade bergauf ging, was auch die vier Pferde benutzten, um schweifwedelnd im langsamsten Schritt zu gehen. Wie aber Alles auf dieser Welt ein Ende nimmt, so auch das Blasen des Postillons und der ziemlich lange Berg. Auf der Höhe desselben sah man die Stadt vor sich liegen, weiterhin die Häusermassen, näher einzelne Gebäude, unter diesen hervor erblickte man ein ziemlich hohes Dach mit einer rothen Fahne.

In diesem Momente legte sich eine junge Dame ein klein wenig aus dem Wagenschlag, schaute dort hinab und sagte dann zu Jemand, der neben ihr saß:

»Ich habe das Haus gesehen mit seiner rothen Fahne.«

Der Postillon that jetzt einen lauten Zungenschlag, seine lange Peitsche berührte mit einem Zickzackhieb fast zu gleicher Zeit alle vier Gäule, und da nun der Wagen rasch abwärts flog, so verschwand auch die Stadt wieder und ebenso das Haus mit der rothen Fahne. Unten angekommen, wo die Landstraße wieder aufstieg, erhob

sich einer der Bedienten, die hinten auf saßen und rief dem Postillon zu: »Jetzt mußt du rechts fahren, aber thu's langsam, der Weg ist dort nicht ganz sauber.«

»Er ist ja gemacht worden,« sagte der andere Bediente mit einem bedeutsamen Kopfnicken, »und wie gemacht worden! Ihre Erlaucht wird sich wundern.«

Und Ihre Erlaucht, die junge und schöne Gräfin Helfenberg, die neben dem Grafen im Wagen saß, wunderte sich in der That, als nun der Reisewagen von der Chaussee weg in den ihr wohlbekanntem, früher so verwilderten Weg einlenkte und da sanft fortrollte.

Wie war das hier anders geworden! eine breite, mit weichem Sand bedeckte Straße zog sich wie unter einer Laube dahin, denn wenn auch Gräben und Einfassungen rechts und links wieder hergestellt waren, so hatte man doch Bäume und Sträucher geschont, und diese berührten sich von beiden Seiten und bildeten ein breites Schattendach.

Eugenie sah den Grafen an, der mit dem Ausdrucke innigster Liebe ihren Blicken begegnete, dann legte sie ihre Hand in die seinige und verbarg einen Augenblick das Gesicht an seiner Brust. Als sie wieder aufschaute, lächelte sie durch Thränen und sagte:

»Wie dankbar bin ich dir, lieber Hugo, daß du Alles das hier so werden ließest! Weißt du wohl, daß ich mich vor dem öden Wege, den umgestürzten Bänken, der halb verfallenen Brücke und namentlich vor den Steinfiguren im Grase gefürchtet habe? Erschien mir doch alles das in der

Erinnerung wie ein gespensterhafter Traum, und ich zitterte fast, wenn ich daran dachte, nun seine Wirklichkeit durchleben zu müssen.«

»Das fühlte ich für dich, mein Kind,« erwiderte der Graf, indem er mit der Hand leicht über ihr glänzendes Haar strich und, da er einmal so beschäftigt war, ihren Kopf sanft umwandte und sie auf die Lippen küßte. »Sage mir, ehrlich,« fuhr er alsdann fort, »erscheint dir wirklich Manches von der Vergangenheit wie ein gespensterhafter Traum, den du weit hinter dir wünschst? – Wenn dem so ist, du liebe Träumerin, so sage mir, wann bist du eigentlich erwacht, und verkünde mir ohne Rückhalt; ob dein Erwachen wirklich ein fröhliches war.«

Der Blick, mit dem sich die junge Frau nach diesen Worten an ihn schmiegte, hatte etwas Verschämtes; auch dauerte es eine kleine Weile, ehe sie zur Antwort gab:

»Um ganz ehrlich zu sein, will ich dir nicht verschweigen, daß, als wir zum letzten Mal diesen Weg fuhren – wir hatten uns von Mutter und Vater verabschiedet – ich in dem bösen Traum noch ziemlich befangen war. Dabei will ich noch hinzufügen, daß das Erwachen sogar sehr langsam von Statten ging. – Nie, mein guter Hugo,« setzte sie alsdann mit vor Rührung zitternder Stimme hinzu, »werde ich aber dabei vergessen, wie liebevoll, wie zart du die Schläferin, die Träumerin, die Nachtwandlerin behandeltest, wie du sie nie durch ein lautes Wort erschreckt, wie du ruhig zusahst, als sich so nach und nach ein Band um das andere löste, die ihr Gemüth, ja, warum soll ich's läugnen, auch ihr Herz gefangen hielten.«

»Das war ja meine Schuldigkeit, liebes Kind; ich war Egoist, weiter nichts.«

»Verkleinere nicht das, was du gethan, Hugo!« bat sie mit dem herzlichsten Tone ihrer Stimme. »Wußte ich doch damals, wie innig du mich liebtest, und wie es dir durch die Seele schnitt, daß ich noch eine Zeit lang so düster fortträumte.«

»Und als du erwachtest?« fragte Hugo mit einem treuherzigen Lächeln.

»O da fühlte ich mich glücklich, selig wie eine Gefangene es nur sein kann, deren Fesseln sich lösen, die aus dumpfigem Kerker nun mit einem Male an die frische, freie Himmelsluft, an den hellen, glänzenden Tag tritt.«

»Und dieser Tag, Eugenie?« sagte der Graf nach einer kleinen Pause, während welcher er ihre Hand an seine Lippen gedrückt hatte, »erschien er dir glücklich? Dachttest du wirklich, nicht mit einer kleinen Sehnsucht an die Vergangenheit?«

Statt aller Antwort schlang sie hastig ihre beiden Hände um seinen Hals, drückte sich fest an ihn und versetzte erst nach einer längeren, süßen Pause:

»Du böser, böser Mensch! Wenn du noch einmal solche Fragen stellst, so schließe ich die Augen und schlafe ein, um nichts von alle dem zu sehen, was du hier gemacht. – – – Aber nein, nein,« fuhr sie darauf lustig fort, indem sie wie ein tolles Kind von ihrem Sitze empor sprang, und sich dann wieder tief in die Kissen des Wagens fallen ließ, »damit wäre ja nur ich gestraft, und zur Strafe für dich

will ich recht lustig sein. – Nicht wahr,« sprach sie schelmisch lächelnd, »ich sollte wohl hier ganz still und nachdenklich sein. – O Gott! das kann ich ja nicht,« rief sie aus, indem Thränen ihre Augen füllten, »komme ich ja hier in meine Heimat zurück, in meine gute, liebe Heimat, in meine süße Heimat – da den Baum kenne ich wieder – und den auch! – Was, sogar Blumen hinter den alten Steinbänken? – Dort ist auch die früher so verfallene Brücke! – – Ah! das ist lieb, Hugo, daß das graue Gemäuer mit Schlingpflanzen verziert wird. O wenn du nur fühlen könntest, wie in diesem Augenblicke mein Herz schlägt!«

»Ich fühle es, meine Eugenie.«

Nun sprach sie nichts mehr; sie beugte sich vornüber, sie schaute mit starrem, eigenthümlich funkelndem Auge hinaus und man sah, daß ihre Gedanken den Blicken weit voraus flogen.

Jetzt rollte der Wagen über die Brücke, kurze Zeit darauf bog er links und nun hatten sie die Avenue erreicht, wo vordem die herabgestürzten Steinfiguren gelegen. Diese waren verschwunden, und das Ganze hatte sich ein wenig verändert; rechts und links sah man Gebüsche und einzelne Bäume weggenommen und so, was stehen geblieben, von dem anderen isolirt, daß nun das Buschwerk in zierlichen Gruppen auf der Ebene vertheilt war. Der Boden war mit einem saftig grünen Rasen bedeckt, und der ehemalige Fußpfad hatte sich in einen breiten, sanft geschlungenen Fahrweg, mit weichem Sande beschüttet, verwandelt.

Das alles bemerkte Eugenie wohl, aber sie gab durch kein Zeichen zu erkennen, daß sie es sah; ihre Blicke bohrten sich zwischen die Bäume hinein, und jetzt zuckte es in wehmüthiger Freude auf ihrem Gesichte auf. – Da in einiger Entfernung wurde ja das kleine Schloß sichtbar, in dem sie ihre Jugend verlebte; da sah man seine rothen Mauern durch das Grün der Gebüsch hervorglänzen; da erblickte man die spitzen Dächer der Erker aus den Seiten stolz über dieselben emporragen. Und die Dächer hatten recht, stolz zu sein, denn nachdem sie Jahre lang sehr vernachlässigt worden, hatte man ihnen jetzt ein neues Kleid von glänzenden grünen und blauen Ziegeln angezogen. – Und was für stattliche Wetterfahnen sie trugen! – – –

Auf dem weichen Weg und unter dem angenehmen Schatten der Bäume trabten die vier Pferde munter dahin, und der Postillon wickelte abermals sein Horn los und blies, diesmal aber nicht den Jäger aus Churpfalz, sondern:

Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn wiederum komm,
kehr' i ein, mein Schatz, bei dir.

Dann warf er eilig sein Horn auf den Rücken, nahm die Zügel kürzer, die Peitsche sauste über das ganze Gespann, und er that sein Mögliches, um mit einem recht flotten Zuge vor die beiden Obelisk hin zu gelangen, die heute noch wie damals den Eingang zum Hof bildeten.

Aber auch die Obeliskten sahen freundlicher aus; aus ihren nachgemachten Hieroglyphen hatte man Staub und Moos entfernt, und sie standen stattlich da und würdig des nicht nur reinlich hergestellten, sondern auch zierlichen Hofes. Hier bildete ein neues Pflaster eine glatte Fläche, und in der Mitte bemerkte man ein großes Rondel, freundlich eingehegt und mit einer Gruppe prachtvoll blühender Blumen versehen.

Zwischen den Obeliskten stand ein kleiner, alter, gebückter Mann, der beim Herannahen des Wagens seine beiden Hände erhob und eifrig mit dem Kopfe nickte. So schnell sich auch in diesem Augenblicke die Bedienten vom Bock herabgestürzt hatten, um den Schlag zu öffnen, so war ihnen doch Graf Helfenberg zuvor gekommen. So leicht und gewandt wie nur in früheren Zeiten sprang er auf den Boden, nahm alsdann Eugenie in seine Arme und ließ sie erst wieder dicht vor dem alten Vater auf den Boden. Es war dies eine rührende Scene des Wiedersehens, und der alte Herr betrachtete sein Kind, nachdem er es innig abgeküßt, von allen Seiten, worauf er mit einigem Stolze meinte, Eugenie sei viel schöner geworden.

»Ein Compliment,« sagte lachend Graf Helfenberg, »für das auch vielleicht ich ein klein wenig Ursache habe, mich zu bedanken, aber –«

»Wo ist denn Mama?« fragte die junge Gräfin mit einer etwas besorgten Miene.

»Vollkommen wohl,« erwiderte der alte Herr; »aber ihr wißt wohl, Kinder, wie sie sich bei allen Dingen aufregt;

heute Morgen – nun ihr könnt euch denken, daß wir seit vierzehn Tagen von eurer Ankunft sprechen – da hatte sie mit der größten Entschlossenheit alle möglichen guten Vorsätze; zuerst wollte sie auf die Eisenbahnstation fahren, um euch dort in Empfang zu nehmen; dann meinte sie, es sei besser, »wenn sie sich erst am Ende unseres Waldweges zeige, aber« – unterbrach sich der Baron eifrig, »was stehen wir hier aus dem Hofe? Kommt geschwind herein! Mama wird es mit Recht für unverzeihlich halten, daß wir nicht zu ihr eilen.« – Damit faßte er den Grafen mit seinem rechten und die Tochter mit dem linken Arm und schritt mit ihnen, so schnell es ihm möglich war, dem Hause zu. – »Ja, was habe ich vordem sagen wollen?« sprach er währenddem. – »Richtig! Je näher es gegen Mittag kam, um so kürzer bestimmte sie den Weg, den sie euch entgegen gehen wolle, nicht aus Mangel an Freude – nun, das denkst du auch nicht, Eugenie, aber weil sie sich vor einer heftigen Aufregung fürchtete. Nun also, vor einer Stunde noch, da wollten wir euch bei der Brücke empfangen, dann unten am Hofe – aber wie ich vor kurzem oben am Fenster stehend das Rollen des Wagens und das Klatschen der Peitsche vernahm, da trieb sie mich allein hinunter. Ich wette, sie sitzt droben in ihrem Stuhle und weint, aber aus purer Freude,« setzte er mit glückseligem Blick hinzu; »wie könnte das auch anders sein!«

Eugenie flog die wohlbekannte Treppe hinan; oben aber mäßigte sie tief athemholend ihren Schritt und trat

leise in die Thüre des Boudoirs ihrer Mutter, wo sie dieselbe wirklich auf ihrem Fauteuil sitzen sah.

»Mama, ich bin wieder hier.«

Nach diesen Worten sank sie vor der Mutter auf den Boden nieder und drückte einen Augenblick ihr Gesicht in deren beide Hände; aber nur einen Augenblick, dann hob sie ihr Haupt empor, blickte ihre Mutter durch die herabstürzenden Thränen lächelnd an und sagte: – –

»– – Mama, ich bin sehr – – sehr glücklich.«

Diese paar Worte schienen mit belebender Kraft auf die Baronin zu wirken, denn sie erhob sich plötzlich, umschlang heftig ihr Kind mit beiden Armen, küßte sie auf die Stirn, auf die Augen, auf das Haar und rief zu wiederholten Malen aus:

»Gott sei gelobt! so viel Segen habe ich nicht erwartet.«

Graf Helfenberg, der diese Scene nicht stören wollte, that dem alten Herrn den Willen, sich in ein Zimmer zu ebener Erde nöthigen zu lassen, wo dieser mit leuchtenden Blicken am Eingange stehen blieb und mit einer Handbewegung sagte:

»Sind Sie mit der Aufstellung zufrieden?«

Was hier aufgestellt war, kann sich der geneigte Leser, der unserer wahrhaftigen Geschichte mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wohl denken. So sehr sich auch der Graf freundlicher Weise das Ansehen gab, Alles dies scheinbar aufs höchste überrascht zu bewundern, so kannte er doch einen großen Theil dieser Vasen, Krüge, Lampen aufs allergenaueste, denn er hatte sie dem eifrigen Sammler durch allerlei Zwischenträger zukommen

lassen, offizieller Sendungen nicht zu gedenken, die er ihm hatte aus Italien schicken lassen.

Nachdem die Sammlung gehörig bewundert war, stiegen auch sie die Treppen hinaus, wo sie oben auf dem Gange die Baronin fanden, die sich jetzt wieder so weit gefaßt hatte, um ihren Schwiegersohn zu bewillkommen. Sie that das mit wenig Worten, aber als sie mit vor Rührung zitternder Stimme hinzusetzte: »Wie ist Eugenie so froh, so glücklich zurückgekehrt!« Da wallte ihm das Herz auf, er preßte seine Lippen heftig auf einander, und aufgereggt, wie auch er war, mußte er unwillkürlich mit den Augen zwinkern.



Drunten hatte unterdessen der Postillon ausgespannt, sein reichliches Trinkgeld empfangen, auch noch einen kühlen Labetrunk aus einem dickbäuchigen irdenen Krüge, den er wiederholt an die Lippen setzte, um ihn gänzlich zu leeren, was ihm als am heutigen festlichen Tage unumgänglich nothwendig vorgestellt wurde und wozu es auch nicht vieler Ueberredungskunst bedurfte. Zum Danke dafür half er dem Kutscher des Grafen den prächtigen Viererzug Brauner einspannen, welcher die Herrschaft von hier nach Stromberg führen sollte. Daß er von den edlen glatten Thieren hinweg, die mit den Hufen ungeduldig im Sande scharrten und mit den Köpfen schüttelten, fast mitleidig zu seinen müden Gäulen hinüberschaute, welche ihre Häupter hängen ließen, ist wohl

begreiflich; doch mischte sich nicht die Spur von Neid in diese Betrachtungen. Als er sich von den Stallleuten verabschiedet hatte und in den Sattel sprang, ritt er zufrieden durch den duftigen Wald der Landstraße zu und dachte an sein kleines Haus mit der Bank davor, wo er heute Abend sitzen werde, die Beine weit ausgestreckt, seine Pfeife rauchend und dabei den Kindern erzählend von dem nobeln Herrn und der wunderschönen Dame, die er heute Nachmittag geführt.

Als der Reisewagen des Grafen eingespannt war, erschien einer der Bedienten mit der Meldung: Seine Erlaucht wollten mit der Gräfin nach Stromberg fahren in dem kleinen Phaeton, der für den Baron und die Baronin bestimmt sei, diese aber würden sich in den Reisewagen setzen.

Ob der feine Hieb, den der Kutscher nach Anhörung dieser Botschaft dem Vorläufer-Handpferd, das allerdings ein wenig ungeduldig hin und her trat, mit der äußersten Spitze der langen Peitsche versetzte, wirklich dieser Unart galt oder ob der Unmuth, die Herrschaft an diesem wichtigen Tage nicht führen zu dürfen, seinen Arm gelenkt hatte, lassen wir dahin gestellt sein, – genug, die Sache wurde ausgeführt wie vorhin befohlen.

Wenige Augenblicke nachher erschien Graf Helfenberg, die Baronin führend, und trat an seine Pferde, nachdem er den Kutscher freundlich begrüßt, und klopfte jedem der Thiere wohlgefällig auf den schlanken Hals.

»Wie geht's, Joseph? – immer wohl gewesen?«

»Danke, Erlaucht, ja, ja, freuen uns Alle auf den heutigen Tag; hatte sehr gehofft –«

»Hm! hm!« machte einer der Bedienten, der hinter dem Kutscher stand, wobei er ihn freundschaftlich in die Rippen stieß.

Der alte Herr folgte nun mit Eugenien, und wir müssen schon gestehen, daß die sämmtliche, hier versammelte Dienerschaft mit noch größerem Interesse auf ihre neue Herrin blickte, als sie vorhin den Grafen betrachtete.

Der Baron und die Baronin bestiegen den Reisewagen; ehe der Kutscher aber davon fuhr, wandte er sich um und sagte mißmuthig zu den Bedienten: »Wir haben da droben verabredet, daß, wenn die Herrschaft im Wagen ist, einer von euch schon von weitem mit einem weißen Tuch winken soll. Das unterbleibt nun natürlicher Weise – verstanden?«

Da keine Widerrede erfolgte, nahm der Kutscher seine Zügel kunstgerecht zusammen, ließ einen leichten Zungenschlag hören und dahin rollte der Wagen auf dem weichen Waldwege mit dumpfem Geräusch; ein paar Sekunden lang galoppierte jedes der vier ungeduldigen Thiere, bis ihnen der verdrießliche Kutscher auf seine Weise zu verstehen gab, was sich für ein wohlgesittetes herrschaftliches Pferd gezieme.

Einige Minuten nachher folgte der leichte Phaeton mit zwei sehr raschen, aber vertrauten Pferden aus dem Stalle des Grafen bespannt, weßhalb dieser nach dem Einsteigen lächelnd die Zügel der Gräfin reichte und ihr sagte:

»Liebe Eugenie, du mußt mir schon den Gefallen thun, wenigstens eine Zeit lang den Wagen zu führen, erstens kenne ich deine Liebhaberei, und dann will ich dir auch gestehen, was ich damals, als ich noch sehr, sehr unglücklich war, schon für eigenthümliche Phantasieen erfand, um mich zu quälen. Dazu aber mußt du den Weg rechts nehmen.«

Eugenie ergriff Zügel und Peitsche und lenkte mit einer außerordentlichen Sicherheit in den schmalen Weg ein, der an dem stillen See vorbeiführte, welcher hinter dem Hause lag.

»Siehst du dort, Eugenie, dicht am Wasser jenen umgestürzten Stein? Dort saß einst – der Neffe des Jägers und dachte natürlicher Weise an dich; du warst damals in der Stadt, und quälte sich und träumte und phantasirte, bis er zuletzt weinend vor tiefem Schmerz seinen Kopf in die Hände verbarg und dann – – – – sehnsüchtig nach dem stillen, verlockenden Wasser blickte. Da war es dem Neffen des Jägers, als steige ein leichter Dunst über dem Wasser auf und trennte den glänzenden Spiegel desselben. Und als er den Kopf erhob und darauf hinblickte, meinte er, sich ein Bild im Wasser wiederspiegeln zu sehen – das Bild eines leichten Wagens wie dieser, die Gestalt zweier Pferde wie jene, und in dem Wagen die eine, die er überall sah, selbst die Zügel lenkend, da neben ihr, wie jetzt hier, ein Müssiggänger saß, dessen ganzes, seliges Geschäft darin bestand und besteht, ihr in die lieben, guten, süßen Augen zu blicken. O Eugenie, mein Weib,

hätte ich denken können, daß jener Traum in Erfüllung gehen werde!«

»Ich danke dir für die allerliebste Geschichte,« versetzte die junge Gräfin nach einer Pause. »Aber ich bitte Seine Erlaucht jetzt dringend, sich ruhig, zu verhalten, denn der Weg ist hier sehr schmal, und bei der geringsten Unvorsichtigkeit liegen wir beide in dem vielfach gepriesenen See. – Also, Ruhe, Herr Graf.«

»Gewiß, Frau Gräfin, Ruhe, und wenn Sie erlauben, mit Hintansetzung aller Poesie – – eine Cigarre.«

»Zugestanden. – Dorthin,« sagte die Gräfin nach einer Pause, – »weißt du auch, was dort hinaus liegt?«

»Ob ich es weiß, Eugenie! Gerne hätte ich dich vorüber geführt, aber ich habe mir gedacht, wir fahren in den nächsten Tagen dahin und bleiben einen Tag da – der Neffe des Jägers und sein Weib.«

»Das ist prächtig, Hugo; ich besorge die Küche, nach dem Essen schlafe ich in dem alten Stuhle ein und du erscheinst wie damals am Fenster.«

»– – Der Neffe des Jägers.«

So fuhren die Beiden dahin, glücklich, selig. Es war ordentlich, als wenn der Wald lauschte bei ihrem fröhlichen Lachen und als ob das Echo sich ein wahres Vergnügen daraus mache, dieses Lachen immer weiter und weiter unter die alten Stämme zu bringen.

– – – Das Schloß Stromberg lag an einem Abhange, dessen Plateau ein prächtiger Wald bedeckte mit uralten

Bäumen, der mit dem feinsten Geschmack und der größten Sachkenntniß zu einem der herrlichsten Parke umgeschaffen war, den man nur sehen kann. Klares, kühles, reichliches Wasser strömte von einer anstoßenden, höher liegenden Bergkette herab, bildete hier einen Wasserfall, der schäumend über die Felsen in einer wilden Waldpartie herab toste, um sich dann langsam durch eine Wiese zu schlängeln, die mit dichtem Gebüsch umgeben war, an deren Saume zuweilen ein mächtiger Edelhirsch erschien, um, wenn rings Alles ruhig und still war, seine Kühe auf die saftige Weide zu führen.

Das Schloß war ein mächtiges Gebäude, aber im heiteren Styl erbaut; auch wurde das Strenge seiner Massen gemildert durch Säulengänge unten, Balkons und Terrassen oben. Vor dem Hauptthor befand sich eine so kolossale Veranda, daß sie weit über die Rampe, wo die Wagen auffuhren, hinüber auf eine weite Terrasse reichte, die mit Steingeländer eingefaßt war und von der aus man eine wunderbare Aussicht auf den in der Tiefe vorbeifließenden breiten Strom, sowie auf und abwärts auf das Donauthal selbst hatte, welches hier mit malerisch geformten, wenn auch ziemlich flach ansteigenden Bergen begrenzt war, die an verschiedenen Stellen Kapellen, kleine Dörfer, Schlösser oder auch alte Burgruinen zeigten.

Auf der Terrasse, von der wir eben sprechen, stand ein großer, etwas starker, aber dabei wohl gewachsener Mann neben einem Lehnstuhle, in welchem eine Dame saß, die ein aufgeschlagenes Buch auf den Knien liegen

hatte. Sie las aber nicht in demselben, sondern blickte zu dem Herrn auf, der den Hut abgenommen hatte, sich mit der Hand durch das blonde Haar fuhr, dann an seinem horizontal abstehenden Schnurrbarte drehte und hierauf langsam seine Uhr hervorzog.

»Sie werden,« sagte er darauf mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme, »die Eisenbahn bis zur Station D. benutzen und kommen dort um zehn Uhr an; dorthin hat Hugo seinen Reisewagen bestellt, fährt alsdann zu deiner Schwester, was mit dem Aufenthalt dort mindestens zwei Stunden wegnimmt; von da hieher brauchen sie wieder zwei Stunden, können also um zwei Uhr anlangen. Jetzt ist es ein Uhr.«

»Du wolltest ihnen ja entgegen reiten, George.«

»Ja, ich wollte wohl, doch weiß ich nicht recht; aber du weißt, Julie, daß ich dergleichen Ueberraschungen nicht liebe.«

»Das ist aber keine Ueberraschung,« entgegnete die Dame. »Du kannst dir denken, daß meine Schwester Alles aufs umständlichste berichtet, von unserem Hiersein, von der Art, wie du alle Verbesserungen, die Helfenberg gewünscht, unter deinen Augen machen ließeest, wie sehr du dich freuest, Beide wiederzusehen, und nach alle dem würden sie es seltsam von dir finden, wenn du ihnen nicht entgegen kämst.«

»Ich denke fast, du hast Recht,« sagte George von Breda, während er langsam seinen Hut aussetzte. Der Baron hatte in den vergangenen Jahren ein klein wenig gealtert; man hätte sagen können, er halte sich nicht mehr so

außerordentlich aufrecht wie früher. Doch zeigte sein Gesicht einen angenehmen Zug von Zufriedenheit und seine Augen blickten ruhig und heiter. – »So will ich denn reiten,« sagte er; »wenn ich nur genau wüßte, welchen Weg ich nehmen soll; ich kann mir nicht recht denken, daß Hugo vom Gute deiner Schwester nach der Chaussee einbiegen läßt; ich glaube immer, er fährt den Waldweg.«

»Mit dem schweren Reisewagen? – wo denkst du hin!«

»Ich habe für Henriette einen Phaeton hinausgeschickt; du wirst sehen, den benutzt er selber mit Eugénien.«

Er sprach diesen Namen freundlich, ruhig und wohlwollend aus, ohne daß sich ein Zug in seinem Gesichte geändert hätte. Dann beugte er sich über das Geländer hinab und rief: »Lassen Sie Lord vorführen!« Er reichte seiner Frau die Hand, stieg die Treppen der Terrasse hinab, schwang sich unten auf sein Pferd und ritt langsam auf der breiten Straße dem Thale zu.

Wie wir vorhin das Schloß Stromberg flüchtig beschrieben, so sah es zu gewöhnlichen Zeiten aus, heute aber bemerkte man an seinem Aeußeren, daß sich hier etwas ganz Absonderliches begab. Da war am Fuße des Berges, wo der Weg sich bog, aus grünem Laub eine Triumphpforte gebaut; da sah man die Straße entlang bis zum Schlosse zu beiden Seiten hohe Stangen, an denen lustige Flaggen in Weiß und Blau, den Farben des Helfenberg'schen Hauses, prangten; da waren die Fenster oben mit Blumenguirlanden geschmückt, über die Ballustrade des breiten Balkons herab hingen buntfarbige Teppiche,

und hoch oben auf dem Dache war die große Fahne mit dem Wappen aufgezogen.

Vor der Terrasse dehnte sich eine Strecke weit den Berg hinab eine weite Rasenfläche mit den verschiedensten Blumenpartieen, in deren Mitte sich ein großes Bassin befand, aus dem ein dicker Wasserstrahl hoch empor sprühte. An dem Wasserbassin sah man neugierige kleine Mädchen stehen in weißem Anzuge und Knaben im Sonntagsstaate – die Schuljugend des zur Herrschaft gehörigen Dorfes, welche, den Lehrer an der Spitze, gekommen war, den Grafen und die Gräfin gehörig zu begrüßen.

Unterhalb dieses Rasenplatzes sah man Zurüstungen zu allerlei Feuerwerk gemacht, auch führte von dort ein kleiner geschlängelter Pfad nach einer Art Bastei, die sich zur Seite befand, wo der Berg ziemlich steil in das Donauthal abfiel. Diese Bastei war mit kleinen Kanonen und Böllern besetzt; in der Mitte erhob sich eine Stange, ebenfalls mit weiß und blauer Fahne, und an der kleinen Mauer, welche das Ganze hier umgab, lehnte ein Mann mit dichtem Barte und brummte in tiefem Baß vor sich hin:

»Ihr Constabler auf der Schanze,
Spieltet auf zu diesem Tanze
Mit Karthaunen groß und klein.

»Ja, ja,« unterbrach er darauf sein Lied, »wenn es nur bald einmal losginge! Es ist nichts langweiligeres, als hinter einem so geladenen Ding zu stehen, und eine Ewigkeit warten zu müssen. Wie ist's denn eigentlich mit Ihm?« wandte er sich an eine kleine dünne Person, die neben ihm stand, und mit zusammengelegten Händen auf den stillen Fluß hinabschaute und dabei ein Mal um das andere Mal ausrief: »Ach wie schön, wie außerordentlich schön und poetisch; fast unerträglich schön!«

»Wie steht's denn eigentlich mit der Schieß-Courage, Windspiel? Können wir darin etwas leisten, oder fallen wir beim ersten Schuß um, wie eine ohnmächtig gewordene Fliege?«

»Wir sollten uns doch lange genug kennen, Herr Wurzel als daß Sie nöthig hätten, an meinem Muthe zu zweifeln. Ich denke, ich habe Ihnen bewiesen – damals – es war eine harte, eine poetische Zeit, es war eine traurige Zeit.«

»Allerdings,« gab der Kupferstecher zur Antwort, indem er mit der Hand über das Gesicht fuhr und sich dann in dem dichten Barte zauste, »reden wir nicht davon, ich muß so oft genug daran denken.«

»Ja, ja,« seufzte der kleine Kellner, »das hätte er noch mit erleben sollen, hier der schöne Tag auf der Schanze, das Schießen mit den Kanonen, es hätte ihn unsäglich gefreut – Gott hab' ihn selig.«

»Das wird er, ohne alle Frage,« meinte der Andere, »es wäre sonst keine Gerechtigkeit da oben; er war eine gute, treue und ehrliche Seele; so vom Schlage der alten, biedern Ritter.«

Während unsere beiden Freunde dieses kleine Zwiegespräch hielten und dabei fleißig nachspähten, ob sich auf dem Wege nichts sehen ließe, stand am Fuße der Terrasse, von der wir oben gesprochen, ein großer Mann, im Anzug eines herrschaftlichen Försters. Er war stattlich anzusehen in seinem grünen Rocke, der mit silbernen Knöpfen und eben solchen Litzen versehen war. Er hatte einen Hirschfänger umgeschnallt und hielt seinen Hut in der Hand. Es macht uns einige Mühe, den Herrn Brenner wieder zu erkennen, denn er hatte seinen vollen Kinnbart abgeschnitten und, wie sich für einen herrschaftlichen Förster geziemte, nur den Schnurrbart stehen lassen. Die kleinere Persönlichkeit neben ihm erkennen wir augenblicklich, denn in dessen Gesichte hatte sich außerordentlich wenig verändert; Gottschalk war indessen ziemlich gewachsen und sah außerordentlich gut aus in der Kleidung, wie sie die Zöglinge der königlichen Forstakademie trugen.

Die beiden eben Erwähnten standen vor einem Dritten, der auf einem Steine am Fuße des Berges saß und jetzt seine Brille fester an die Augen schob und dabei nach der kleinen Schanze hinabblickte.

»Sie werden mir zugeben, lieber Brenner,« sagte der Mann mit der Brille, »daß es durchaus nichts schaden kann, wenn wir den beiden sonderbaren Artilleristen da

unten noch Jemand vom Fache zugeben – der Kupferstecher, sonst ein braver Mann, er hat bei der Decoration im Schlosse aufs Allerbeste geholfen, und der kleine Kellner sind mir nicht genügend, um ihnen da unten die Kanonen allein anzuvertrauen. – Sie werden mir erlauben, daß ich diese Bemerkung gegen Sie ausspreche, item Sie bitte, noch Jemand dahin abschicke.«

»Gewiß, Herr Doktor, es soll geschehen, wie Sie sagen, Klaus kann hinab und Gottschalk auch.«

»So ist's recht,« erwiderte der Armenarzt, »Sie werden mir die Bemerkung nicht verübeln, daß ich gar keine Lust habe, heute mein Verbandzeug auszupacken. Ich bin zu etwas ganz Anderem daher gekommen, das werden Sie mir zugeben.«

»Der Kupferstecher ist sonst ein ganz gewandter Mann und außerordentlich gefällig und bereitwillig. Ist er doch mit seinem Hauswirthe, dem Zimmermaler Klein, ohne alle Aufforderung hergegangen, um mitzuhelfen. Hat er doch den kleinen Kellner mitgebracht, der ebenfalls Alles gethan, um sich nützlich zu machen. – Heute früh,« fuhr Herr Brenner mit leiser Stimme fort, wobei er sich gegen den Doktor niederbeugte, »haben sie drunten in dem Saale, wo die Dienerschaft speisen soll, das alte Bild des Herrn Larioz aufgehängt und außerordentlich schön mit Grün decorirt.«

»Ah, das alte Bild aus seinem Nachlasse?«

»Dasselbe, es ist aber doch wohl sein Portrait; die Gesellschaft im Reibstein hat es angekauft, und mir erklärte der Kupferstecher, mit Bewilligung seiner Erlaucht wolle

er es hieher auf's Schloß stiften, und am heutigen Tage dürfe es nun einmal keinesfalls fehlen.«

»Ja, ja, er hat schon Recht!« meinte der Doktor kopfnickend, »und da es sich nun doch einmal nicht anders wird thun lassen, als daß ich häufig hier oben bin, so werde ich es mir auf mein Zimmer hängen lassen, und wenn mich dann der Gottschalk da besucht, um mir,« setzte er mit einem gewissen Blinzeln der Augen hinzu, »von seinen Fortschritten zu erzählen, item, seine guten Zeugnisse vorzulegen, so kann ich mich dann dabei einer Zeit erinnern, die ich mit zu der besten meines Lebens rechnen darf – ja, mit zu der glücklichsten, wenn der Schluß desselben einestheils nicht so traurig gewesen wäre.«

P-r-r-r-dauz! – knallte es jetzt unten auf der Schanze, und man sah den Kupferstecher, sowie das Windspiel umherspringen, als wenn beide närrisch geworden wären.

Prrrdauz, bum, bum, krachte es wieder und Alles gerieth in Bewegung.

Gottschalk eilte mit dem alten Jäger Klaus, der aus dem Nebengebäude herankam, nach der Schanze hinab, um dort die beiden Künstler zu unterstützen, welche darauf losknallten, als müßten sie einen toll heranstürmenden Feind abwehren.

Die Kinder, die um das Bassin standen, kamen in Bewegung, stellten sich in Reih' und Glied und ordneten ihre Blumenguirlanden, während ihnen der Lehrer in aller Eile noch einige Instruktionen gab.

Aus den Nebengebäuden kam die Dienerschaft zahlreich herbei in der großen Galalivree und stellte sich

am Eingange der Terrasse auf. – Der Haushofmeister, die Kammerdiener, der wohlgenährte Portier, Leibjäger und Lakaien; Herr Brenner stand mit den übrigen Beamten auf der Terrasse selbst. – Zwischen den glänzenden Livreen bemerkte man ein mageres Männchen mit unverkennbaren Zeichen großer Unruhe im Gesichte, eilig hin- und her rennend, um dort einen Rock schärfer in die Taille hinabzuziehen, hier einer Troddel oder Quaste ihren richtigen Platz anzuweisen, dort die Maschen einer weißen Halsbinde auszubreiten, um dadurch dem ganzen Anzug des Betreffenden mehr Glanz zu verleihen – es war Herr Schwörer, der sich also bemühte, und der nun zurücktretend und das Ganze mit Kennerblicken überschauend, sich selbst eingestehen mußte, daß er mit Kunst, Geschmack und Eleganz gearbeitet!

Pr–r–r–dauz – bum – bum.

»Die haben doch unter der Schanze nicht recht aufgepaßt,« sagte Herr Brenner mit besorgtem Blick; »der Reisewagen seiner Erlaucht fährt dort freilich heraus, aber keiner von den Bedienten gibt ein Zeichen. Die Kerle sitzen so stocksteif da, als wenn sie angefroren wären; was ist nun das schon wieder?« Drunten sah man indessen Gottschalk auf der Mauer der Bastei stehen und nun ein Zeichen geben, eifrig mit Schießen fortzufahren.

P–r–r–r–dauz, bum, bum, P–r–r–r–dauz–bum.

Jetzt war der Wagen unten an die Terrasse gefahren und der alte Herr von Braachen mit seiner Gemahlin ausgestiegen, beide freundlich grüßend, worauf der erstere eifrig hinter sich wies.

Da wurde denn auch, jetzt schon über dem Triumphbogen der leichte Phaeton sichtbar, der sich in raschem Lauf der Pforte näherte; neben der linken Seite desselben, wo jetzt die junge Gräfin saß, ritt der Baron von Breda.

Die Begrüßung der neuen Gutsherrschaft ging nun vor sich, wie das bei ähnlichen Veranlassungen zu geschehen pflegt. Die Schuljugend sang so richtig, als es nur möglich war, irgend einen beliebigen Choral. Dann überreichte eines der Mädchen den gewissen Blumenstrauß, der Lehrer selbst das unvermeidliche Gedicht, die Beamten machten ihre Verbeugungen, wurden einzeln der jungen Gräfin vorgestellt und von seiner Erlaucht mit freundlichem Handschlag begrüßt. Herr Brenner, als er das junge glücklich aussehende Paar vor sich sah, konnte sich nicht enthalten, in diesem feierlichen Momente zu sich selbst zu sagen: Schäme dich, alter Narr! Dabei mußte er unwillkürlich die Lippen zusammenbeißen und es war ihm gerade, als sei ihm etwas in's Auge geflogen, das ihn sehr inkommodirte.

Der Baron George von Breda hatte sich während des Empfangs in den anstoßenden Park verloren, und kam

erst einige Zeit später wieder zu der Gesellschaft, als diese schon zu dem kleinen Familiendiner im Saale des ersten Stockes, wo man vom Balkon die wunderbare Aussicht hatte, versammelt war. Dort draußen an der Balustrade lehnte Eugenie und sah mit feuchtem Blick und einem milden Lächeln auf den Zügen in die herrliche Fernsicht, die sich von hier oben weit weit ihrem Blicke eröffnete. Als der Baron neben sie trat, legte sie zutraulich ihre Hand auf seine Schulter und sagte ganz im herzlichen Tone früherer Zeiten: »Onkel George, wie es hier so schön ist! – – – –«

Der Kupferstecher und Windspiel hatten sich in eine wahre Wuth hineingeschossen, und man mußte sie, als es nun auch für alle die Eingeladenen Zeit zum Essen war, fast gewaltsam von ihren Kanonen und Böllern wegziehen. Der kleine Kellner hatte das Krachen der Geschütze und das Hinziehen des kräuselnden Rauches über alle Beschreibung poetisch gefunden, und als er in dieser weichen, gerührten Stimmung in das Gemach trat, wo er das Portrait seines Freundes und Gönners nun mit frischem Grün bekränzt, wieder erblickte, da fing er an zu schluchzen, und Herr Wurzel mußte ihn derb schütteln, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen und in eine gehörige Verfassung zu setzen.

Bei dem Mahle, das hier unten stattfand und wozu sich die Köche keine schlechte Mühe gegeben hatten, da es

galt, ihre Collegen zu bewirthen, führte der Haushofmeister, – eine würdige und ernste Persönlichkeit in untadelhafter weißer Halsbinde, – er schlug häufig die Augen nieder und stieß leicht mit der Zunge an, – den Vorsitz. Es war ein großes allgemeines Diner, zu welchem sich Herr Wurzel und Herr Brenner, sowie noch ein paar andere Kunstgenossen, die hier oben beschäftigt waren, freiwillig und mit großer Lust gesellt, obgleich für sie ein Extradiner befohlen war. Gegen das Ende der Mahlzeit erschienen der Graf und die Gräfin und gingen rings um den Tisch, um jedem der Anwesenden ein paar freundliche Worte zu sagen. Ihnen war der kleine Armenarzt gefolgt, der aber zurückblieb, nachdem der Herr des Schlosses mit seiner Gemahlin das Gemach verlassen, gefolgt von jubelndem Lebehochruf und Klirren der Gläser. Als es wieder stille geworden war und die eifrig beschäftigten Küchenjungen und Stallbuben die Gläser wieder gefüllt hatten – wir können hierbei nicht umhin, zu bemerken, daß in Windspiels Gliedern häufig die heftigste Begierde zuckte, ihnen zu helfen – erhob sich Meister Jonathan, der dicke Portier, nachdem er vorher pflichtschuldigst den Vorsitzenden um Erlaubniß gefragt, hielt sein Glas vor das rechte Auge und sagte alsdann: »So viel ich mich erinnere, meine Herren und Collegen, ist es noch nie vorgekommen, daß man auf den lieben Herrgott einen Toast ausgebracht; wenn er aber Dinge thut, die an's Wunderbare grenzen, und wir dürfen ihn denn doch selbst nicht leben lassen, so müssen wir uns dafür

an die halten, die er auserwählt, seinen göttlichen Willen zu erfüllen. Da ist nun in erster Reihe zu nennen« – hier verdrehte der Portier beinahe seinen dicken Hals, um den Armenarzt anzuschauen, der sich bei beginnendem Trinkspruch scheu zurückgezogen hatte – »der würdige Herr Doktor Flecker, den ich zu meinem Leibmedicus machen würde, wenn ich König wäre ein braver Mann, ein weiser Mann, denn er besorgt seine Wunderkuren nicht mit den scheußlichen Tropfen aus der Apotheke, sondern mit Hausmitteln; ja, verehrteste Herren, Freunde und Collegen –« hier zitterte seine Stimme vor Rührung – »mit den einfachsten Hausmitteln – und deßhalb soll er leben« – – brüllte er nun mit aller Kraft seiner immensen Lungen – »leben – der Herr Doktor Flecker und alle Hausmittel – hoch – hoch – und abermals hoch!«

Der Doktor konnte mit der Ovation, die ihm dargebracht wurde, zufrieden sein, denn ihm gellten die Ohren davon und die Fenster klirrten ordentlich darnach.

Um seinen Dank auszusprechen, trat er nah zum Tische, ließ sich ein volles Glas reichen und sagte, nachdem er einen Augenblick die Brillenstange mit dem Daumen und Zeigefinger gefaßt:

»Meine verehrten, lieben Herren und Freunde, da wir einmal bei dem Kapitel sind, um den Ursachen nachzuspüren, die mithelfen, um, wie sich mein verehrter Voredner schmeichelhaft für mich ausdrückte, ein Wunder zu bewirken, so werden Sie mir erlauben, daß ich allerdings die Hausmittel gelten lasse. Ich muß aber in vorliegendem Falle, werden Sie mir zugeben, noch weiter

zurückgreifen, um eines Mannes zu gedenken, der es mir möglich machte, der, wollte ich sagen, mich in den Fall setzte, Hausmittel anwenden zu können; mit einem Worte eines Mannes, der mir, wenn auch als willenloses Werkzeug diente, die Bekanntschaft mit dem Herrn Grafen von Helfenberg zu machen, item eines braven Mannes, den manche unter euch gekannt, geschätzt, geliebt.«

–

Herr Wurzel blickte mit einer finsternen Schwermuth vor sich nieder; Windspiel wurde, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, vom Bocke gestoßen, und Herr Brenner, der Portier und manche Andere nickten zustimmend mit dem Kopfe.

»Dieser Mann,« fuhr der Doktor fort, »unser geliebter Freund ist todt, und da Sie mir zugestehen müssen, daß es sich nicht ziemt, ein Lebehoch auf einen Todten auszubringen, so will ich mir nur erlauben, seiner hier, vor dem Bild dorten, das Freundeshand mit Grün geschmückt, bestens zu gedenken, und bitte Sie, darauf Ihre Gläser zu leeren. – Es war ein Mann der gekämpft und gelitten, der das Gute gewollt mit redlichem Herzen, aber zu Vollbringung desselben nicht immer die richtigen Mittel anwandte, er focht mit begeistertem Worte, mit kräftigem Arme gegen Phantome und Gespenster, gegen Sünden und Lächerlichkeiten, die ihm im Leben entgegentraten und die er, anstatt sie mit gleichen Waffen bekämpfen zu wollen, mit Schwert und Lanze zu vertilgen hoffte – – ein anderer Don Quixote – – ein ungleicher Kampf – gegen eingebildete Riesen. Sie werden mir zugeben, daß

er gegen den Schatten sausender Windmühlen, item gegen ungreifbare Dinge unterliegen mußte – der neue Don Quixote; aber in dem Herzen seiner Freunde, die ihn gekannt, geliebt und verehrt, möge er fortleben, möge ihm bewahrt bleiben eine gute, eine freundliche, eine herzliche Erinnerung.«



Denkt vielleicht der geneigte Leser ebenso?